UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00289186 9

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE

SIEBZIGSTER BAND

1918

MIT 15 FIGUREN IM TEXT

LEIPZIG

BEI B. G. TEUBNER

173180
4/8/22

AS
182
S214
Bd. 70-71

INHALT.

Heft		Seite
I	E. Bethe, Medea-Probleme	1— 22
II	W. H. Roscher, Der Omphalosgedanke bei verschiedenen Völkern, besonders den semitischen. Mit 15 Figuren im Text	1—115
III	A. Köster, Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms	1— 73
IV	R. Heinze, Die lyrischen Verse des Horaz	1— 91
V	H. Zimmern, Zum babylonischen Neujahrsfest. Zweiter Beitrag	1— 52
VI	K. Brugmann, Verschiedenheiten der Satzgestaltung nach Maßgabe der seelischen Grundfunktionen in den indogermanischen Sprachen	1— 93
VII	A. Körte, Worte zum Gedächtnis an Rudolf Hirzel	3*—16*
	G. Seeliger, Albert Hauck	17*—30*

Verzeichnis der Mitglieder der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften I

Verzeichnis der eingegangenen Schriften VII

Sitzungsprotokolle . . . . 1*—2*

Berichte über die Verhandlungen
der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
70. Band 1918 1. Heft

E. Bethe

Medea-Probleme

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1918

Vorgetragen für die Berichte am 4. Mai 1918.
Das Manuskript eingeliefert am 4. Mai 1918.
Druckfertig erklärt am 30. Juni 1918.

Die Unmöglichkeit, zwei Stellen der Euripideischen Medea zu verstehen, haben mich zur Überzeugung geführt, daß das Stück nicht ganz nach einheitlichem Plane ausgearbeitet ist. Da an spätere Überarbeitung im Ernst nicht zu denken ist — die Vermutung stammt aus dem unberechtigten Verlangen, alle Bruchstücke der Ennianischen Medea bei Euripides wiederzufinden — so muß der Dichter seinen ursprünglichen Entwurf während der Arbeit geändert haben.

Mich bekümmert nicht das Bewußtsein, wie unwillkommen und verächtlich modernen Philologen solche 'zersetzende Kritik' ist.

Heute gilt die Losung: das Kunstwerk als Ganzes künstlerisch erfassen. So gewiß das richtig und gut ist — von Verständigen wurde es längst still betrieben — mit programmatischen Trompetenfanfaren und eigener Anpreisung künstlerischer Fähigkeiten, mit wahlloser Begeisterung, die triviale Nachahmung und mühsam Erquältes ebenso hoch hält wie das Herrlichste, mit eilfertigem Fleiße alles mit ästhetischem Schneckenschleim zu verschmieren, fördert man solche feinen Aufgaben nicht, am wenigsten das Verständnis Homers. Doch auch seine Kritiker sind heute nur gar zu geneigt, verstandesmäßige Einzelanstöße durch Hinweise auf den künstlerischen Zweck des Ganzen zu beschönigen. Nachdem bald ein Jahrhundert lang den feinen Vergil die Buben gemeistert und grobe Philologenhände gemißhandelt hatten, war es notwendig, ihm wieder Achtung zu schaffen und sein Verständnis zu erschließen. Aber nun soll auch alles bei ihm im Lote sein. Ich kann nicht finden, daß meine Nachweise (Rh. Mus. XLVI, XLVII 1891/2), die Laokoonepisode gehöre nicht zum ursprünglichen Plane des zweiten Aneisbuches und in einigen Eklogen seien zwei nicht zusammenpassende Motive vereinigt

durch Heinzes (Vergils Epische Technik) und Leos (Hermes XXXVIII 1903) Verteidigung an zwingender Kraft verloren hätten. Freilich habe ich aber auch nie behauptet, daß die Gedichte durch diese zwiespältige Entstehung Schaden genommen hätten. Im Gegenteil habe ich ausdrücklich hervorgehoben (Rh. Mus. XLVII 590), wie stimmungsvoll die erste Ekloge wirke, trotzdem sie ein bis in alle Voraussetzungen und Einzelheiten durchsichtiges Bild nicht gebe, sie für diesen ihren Zweck also solcher Klarheit gar nicht bedürfe. Zum vollen Verständnis aber des Gedichtes führt m. E. nur eine Analyse, wie ich sie vorgelegt. Zugleich kann allein diese Methode bei antiken Schriftstellern Einblick in das Werden ihrer Werke geben, um das man sich auch bei bescheideneren neueren Dichtern durch Aufstöbern ihrer Entwürfe und Tagebücher so heiß bemüht.

Die Aufhellung der Entstehungsgeschichte der Medea ist ein Ergebnis der vorliegenden Arbeit, aber es war nicht ihr Ziel, sondern ausgegangen ist sie von der Interpretation. Ihr Mißlingen führte mich auf die Gründe und sie zu weiteren Schlüssen.

I

In der Euripideischen Medea beginnt die Heldin, nachdem sie soeben von Kreon mit ihren Kindern des Landes verwiesen sich die Erlaubnis errungen hat, bis Sonnenuntergang zu bleiben, ihren Racheplänen feste Gestalt zu suchen.

Dies Bewußtsein, wie knapp die Stunden sind, die ihr zur Verfügung stehen, spornt sie aus dumpfem Rachebrüten und ziellos wilden Verwünschungen zur Tat. Die Sicherheit, die ihr durch die gutmütige Torheit Kreons für diese Zeit gewährt ist, gibt ihr die Zuversicht, daß sie sie ausführen wird (371—5). Sie erwägt, welchen von den vielen ihr offenen Mordwegen sie gehen soll. Da verstehe ich die Verse 386—394 nicht.

Vortrefflich läßt Euripides zunächst ihre wilde Leidenschaft sie zu handgreiflicher Gewalttat drängen. Den Palast

will sie anzünden, der Nebenbuhlerin auf dem Brautbette das Schwert ins Herz stoßen.

Doch diesen in erster Aufwallung jäh vorgestoßenen Worten folgt alsbald stilles und ernüchtertes Besinnen: ‘schon bei der Annäherung könnte ich ertappt werden, mein Tod wäre sicher und meine Feinde würden höhnend triumphieren. Am besten ist mein eigenster Weg, für mich der grade: durch Gift will ich sie morden.’

Da bricht sie ab. Plötzlich stellt sie die Tat als geschehen hin, ehe sie auch nur mit einem Worte erwogen hat, wie sie auszuführen sei, ob sie gelingen könne. ‘So sind sie denn tot; aber keine Zuflucht habe ich vor den Rächern. Warte ich noch eine kleine Weile und zeigt sich mir dann ein sicherer Turm, dann will ich's heimlich listig tun; treibt mich jedoch unweigerlich das Unglück hinaus, so will ich sie tollkühn mit dem Schwerte töten, auch wenn ich dabei sterben soll.’

Ich stutze zunächst bei ihrem Worte 389 *μείνασ᾽ οὖν ἔτι σμικρὸν χρόνον ἤν μέν τις ἡμῖν πύργος ἀσφαλὴς φανῇ, δόλῳ μέτειμι τόνδε καὶ σιγῇ φόνον.* Das ist das Gegenteil von allem was wir erwarten dürfen, was wir, vom Dichter geleitet, erwarten müssen. Mit feiner Kunst hat er Medea aus ihrer dumpfen Schmerzversunkenheit aufgepeitscht durch Kreons Befehl, sofort Haus und Land zu verlassen: das gibt ihr rasch ihre Spannkraft wieder. Ohne Besinnen packt sie die Gelegenheit der Zwiesprache mit dem aufgeregten Schwächling, der unter polternder Energie (271 ff., 352 ff.) vergeblich seine angeborene dumme Gutmütigkeit zu verbergen sich müht, und lockt ihm Aufschub um wenige Stunden ab. Doch kaum ist er gegangen, da nutzt sie die kostbare mit schwer abgerungener Demut erkaufte Spanne Zeit zu Mordplänen, die einander überstürzen. Schon war sie auf ihrem ‘geraden Weg’ (385) listigen Giftmordes — da soll sie plötzlich w a r t e n? Worauf warten? Was kann ihr auch nur die leiseste Hoffnung geben, daß sich ihr, der Verlassenen, in der feindlichen Fremde eine Zuflucht auftun werde, ehe der Tag sinkt?

Dies Warten, unverständlich an sich, läuft der klaren künstlerischen Linienführung des Dichters stracks entgegen.

Doch noch mehr: Der Gedanke, den sie nun 390ff. ausspricht, ist nur sprachlich klar: 'Eröffnet sich eine Möglichkeit, mich in Sicherheit zu bringen, so will ich meine Zauberkünste üben; wenn nicht, setze ich auch mein Leben aufs Spiel.' Unverständlich ist auch er. Warum will sie den sicheren Weg der Hinterlist, ihr gewiesen durch ihre Art und Kunst, verschmähen, falls ihr keine Zuflucht winkt, um den gefährlicheren, wahrscheinlich aussichtslosen einzuschlagen? Sie hat ja doch eben (383) die offene Gewalttat deshalb verworfen, weil sie vielleicht schon auf der Schwelle des Palastes gepackt, nicht bis an ihre Nebenbuhlerin, geschweige an alle ihre Feinde herankommen würde. Dagegen hat sie kein Mittel, und das Entsetzen vor der Möglichkeit, statt ihre Rache zu kühlen, ihren Feinden billigen Triumph zu verschaffen, sollte die unheimlich kluge, leidenschaftliche Frau doch jetzt mit derselben Wucht packen wie vorher. Aber nichts davon. Als wäre plötzlich ihr die Sicherheit des Gelingens der tollkühnen Tat gegeben, fährt sie 395 fort: 'denn bei meiner Herrin Helferin Hekate Niemand soll es gut bekommen, mein Herz zu kränken.' Was begründet sie unter Anrufung der Hekate? Die offene Gewalttat!

αὐτὴ ξίφος λαβοῦσα, κεἰ μέλλω θανεῖν,
κτενῶ σφε, τόλμης δ' εἶμι πρὸς τὸ καρτερόν.
οὐ γὰρ μὰ τὴν δέσποιναν, ἣν ἐγὼ σέβω
μάλιστα πάντων καὶ ξυνεργὸν εἱλόμην,
Ἑκάτην μυχοῖς ναίουσαν ἑστίας ἐμῆς,
χαίρων τις αὐτῶν τοὐμὸν ἀλγυνεῖ κέαρ.

Das ist widersinnig. Nicht das Schwert drückt ihr Hekate in die Hand, zur Tücke Gift und Zauberei hilft sie ihr, auf ihrem 'graden Wege' ist sie ihr Führerin. Und das ist denn auch der Gedanke des Folgenden. An List und Gift denkt sie doch allein, nicht ans Schwert, wenn sie 401 sagt:

ἀλλ' εἶα. φείδου μηδὲν ὧν ἐπίστασαι,
Μήδεια, βουλεύουσα καὶ τεχνωμένη.

Zwischen 394 und 395 zerreißt der Zusammenhang und die ganze Versreihe 389—393 ist aus dem Gedankengange dieser Rede und zum Teil aus der Situation heraus nicht verständlich. Mit ihnen gehören 386—388 untrennbar zusammen. Sie fallen mit ihnen. Und siehe da, jeder Anstoß ist gehoben, tadellos fließen nach Aussonderung von 386—394 Rede und Gedanken. Die tollkühne Gewalttat, ihr zuerst von der Leidenschaft eingegeben, hat sie 383 verworfen, ihren eigentlichen Weg hat sie 384/5 gefunden *φαρμακοῖς αὐτοὺς ἑλεῖν*. Dazu paßt die Begründung 395 und der Schluß der Rede: 'bei meiner Göttin und Helferin Hekate Niemand soll mich ungestraft beleidigen, ich werde ihnen eine bittere Hochzeit bereiten· Wohlan, Medea, übe nun deine Listen und Künste.'

So hatte Euripides diese Medearede zuerst geschrieben ohne die Verse 386—394. Und doch kann kein Zweifel sein, auch ihre uns überlieferte Fassung stammt von Euripides. Nur er konnte Verse von solcher dramatischen Kraft, Prachtstellen für den Schauspieler schreiben wie 386ff.

εἶεν· καὶ δὴ τεθνᾶσι· τίς με δέξεται πόλις;

Und wie ihr Stil, so zeugt der Aufbau der Tragödie für ihre Echtheit. Sie bereiten die Aigeusszene vor. Seit Aristoteles (Poet. 1461 B 22) und gewiß schon vor ihm getadelt, wirkt sie immer wieder auf den kühlen Leser wie auf den begeisterten Verehrer wie 'ein Guß kalten Wassers'. Es ist eine Erlösung: Euripides hatte seine Medea ursprünglich ohne die Aigeusszene geplant, erst nachträglich hat er sie eingefügt, und, um sie wenigstens einigermaßen zu verbinden, hat er 386—394 eingelegt, mit starker Bühnenwirkung aber — wie das zu gehen pflegt — nicht, ohne Sinn und Zusammenhang der Rede empfindlich zu stören.

Die Aigeusszene, ein kümmerliches Stück Poesie, trägt selbst, wie viele gefühlt, deutliche Anzeichen der so erwiesenen späteren Einarbeitung. Aigeus kommt hereingeschneit,

so unmotiviert wie wohl niemals eine Person in uns erhaltenen Tragödien. Er begrüßt die Medea, als wäre es selbstverständlich, daß er sie in Korinth träfe, und mit einer Herzlichkeit tut er es — auch sie erwidert sie — die weder in dieser Gelegenheit ihres Zusammentreffens Erklärung findet, noch durch alte Freundschaft motiviert ist; auch die Athener wußten 431 nichts davon, daß die beiden in alter Beziehung gestanden hätten. An den Haaren herbeigezogen ist das Motiv zur jetzigen Reise des Aigeus nach Trözen — um Pittheus das Orakel mitzuteilen, das ihn doch auf geradestem Wege nach Hause zu eilen hätte veranlassen sollen! — nur damit er Medea in Korinth begegnen kann. Ebenso oberflächlich windet sich der Dichter aus der aufklaffenden Schwierigkeit, daß Aigeus, den er als hilfsbereiten Kavalier hinstellen will, Medea, die seinen Schutz so dringend angerufen, nicht gleich mitnimmt; könnte er doch nur so ihr und ihren Kindern wirklich Sicherheit geben: 'ich will mir auch von Fremden keine Schuld vorwerfen lassen (730), deshalb sieh du selber zu, wie du nach Athen kommst.' Ein sonderbarer Ritter und ein wunderlicher Logiker. Kreon hat Medea ausgewiesen, nur wider Willen ihr noch wenige Stunden Frist gegeben. Jason will sie los sein. Beide würden nur mit Freude die Reisegelegenheit begrüßen, die Aigeus ihr anzubieten die Ritterpflicht hat. Nein, Anfang wie Schluß der Aigeusszene sind wenn überhaupt, so nur dann entschuldbar, wenn das Stück schon im Entwurf fertig war und diese Szene noch in den vollendeten Plan ohne Aufwand an Kunst und Liebe eingeschoben wurde.

Es kann im Ernst nicht behauptet werden, daß die Aigeusszene für die dramatische Entwicklung notwendig wäre. Medea braucht keine Zuflucht. *τί δέ μοι ζῆν ἔτι κέρδος; φεῦ φεῦ θανάτῳ καταλυσαίμαν βιοτὰν στυγερὰν προλιποῦσα* ruft sie schon im Anfang (145), *τί μοι ζῆν κέρδος;* wiederholt sie 798, als sie die Vergiftung der Braut und den Kindermord plant. Und das, obgleich uns eben noch der Dichter vorgeführt hat, wie sie von dem nur zu diesem Zwecke her-

beigeführten Aigeus sich eine sichere Zuflucht und Zukunft erbettelt hat.[1])

Wozu das, wenn ihr am Leben nichts mehr liegt? Das stimmt beides nicht zusammen. Die verzweifelte Äußerung des Lebensüberdrusses würde durch die unglückliche Aigeusszene sogar in den Verdacht leerer Phrase kommen, wenn die Kunst des Dichters seiner Heldin nicht eine leidenschaftliche Tiefe der Liebe und des Hasses eingegeben hätte, die uns überzeugt, daß der Vulkan ihres Herzens ausgebrannt ist, wenn sie ihre Rache um den Preis ihrer Kinder erkauft hat. Ihr Leben ist zu Ende. Nur mit dem Leibe lebt sie fort.[2]) Der Zuschauer nimmt an ihrem ferneren Schicksal nicht mehr Anteil. Jedenfalls nicht der Zuschauer, den sich Euripides und jeder Künstler wünscht, ein Zuschauer, der seinen künstlerischen Absichten zu folgen vermag, der mit des Dichters Geschöpfen lebt und fühlt und stirbt. Ein solcher wünscht mit Medea, daß ihre Rache gelinge, daß sie nicht vor der Ausführung ertappt und getötet werde — das wäre ihm so unerträglich wie ihr (381) — ob sie aber zu Aigeus oder sonstwohin fliehen wird, ist ihm ganz gleichgültig, nur daß sie überhaupt entkomme, ist sein Wunsch. Und daß dies gelinge, davon überzeugt ihn ihre Zauberkunst und schließlich sinnfällig der Helioswagen, über den sie verfügt.

---

1) Nach kurzem Jubel, jetzt habe sie in Asien einen Hafen für ihre Pläne, enthüllt sie sie dem Chor. Aber die ihr von Aigeus gebotene Sicherheit spielt nicht herein. Sie erwähnt sie nicht nur nicht, sie sagt sogar ausdrücklich (798): ‘ich habe nicht Heimat, nicht Vaterhaus, nicht Zuflucht.’ Denn so ist *ἀποστροφὴ κακῶν* zweifellos zu erklären. Die Interpretation ‘es gibt kein Ausweichen mehr vor dem Verbrechen’ paßt nicht zu *οὔτε μοι πατρὶς οὔτ’ οἶκος ἔστιν*. Die Parallelstelle 258 zeigt es deutlich:

οὐ μητέρ’, οὐκ ἀδελφόν, οὐχὶ συγγενῆ
μεθορμίσασθαι τῆσδ’ ἔχουσα συμφορᾶς

2) Euripides hat das angedeutet, aber durch Medeas Haß und Triumph (1362) beeinträchtigt. Grillparzer hat es tief empfunden und ihm in seiner Schlußszene erschütternden Ausdruck verliehen.

Nicht von allen wird die Entbehrlichkeit der Aigeusszene zugestanden. Andere bestreiten sie. Wieder andere geben sie zu, heben aber doch hervor, daß sie wesentlich sei für Medeas Pläne und den Kindermord, die in der Tat unmittelbar nach ihr und plötzlich fertig bis in die Einzelheiten von ihr mitgeteilt werden. Am weitesten ist v. Arnim gegangen (Einleitung seiner Ausgabe S. XIX) mit der Behauptung, daß erst durch das Gespräch mit dem kinderlosen und von Sehnsucht nach Kindersegen erfüllten Aigeus 'die Keime zu dem Gedanken des Kindermordes in Medeas Seele gelegt würden'. Er gesteht freilich, daß der Dichter diese Motivierung nicht deutlich herausgearbeitet habe. Nein, das hat er gewiß nicht getan, er hat sie nicht einmal leise angedeutet, weder während ihres Gesprächs mit ihm, noch nachher. Mit 771 ist die Aigeusepisode vollkommen abgeschlossen, auch für Medea.

Was sie mit Schlangenklugheit eben von ihm erreicht hat, und was sie laut bejubelt, die sichere Zuflucht in Athen, das bildet in ihrer Rechnung keinen Posten. Das muß doch auffallen. Noch auffallender ist für den, der ihr nachrechnet — und das ist gewiß berechtigt dieser ebenso kühl erwägenden wie leidenschaftlich hassenden Verbrecherin gegenüber — daß sie der heiß begehrten (390) und glücklich errungenen Zuflucht nicht ernstlich gedenkt, als sie von Mutterliebe überwältigt erwägt, ob sie ihre Kinder nicht retten könne 1045 ff., und gerade hier liegt wieder ein Interpretationsproblem.

II

Trotz der Versicherung bester Euripideskenner, Medeas große Rede 1020—1080, die ihren Seelenkampf spiegelt, sei tadellos, und gerade in ihrem Hin und Her meisterliche Poesie, muß ich gestehen, ich verstehe sie trotz Erklärungen und Paraphrasen und Übersetzung nicht in allen Teilen, so lebhaft auch ich empfinde, wie der Dichter die Zerrissenheit dieser wilden Seele durch zerrissene Rede anschaulich zu machen sich bemüht.

1057 μὴ δῆτα, θυμέ, μὴ σύ γ' ἐργάσῃ τάδε.
ἔασον αὐτούς, ὦ τάλαν, φεῖσαι τέκνων.
ἐκεῖ μεθ' ἡμῶν ζῶντες εὐφρανοῦσί σε.
μὰ τοὺς παρ' Ἅιδῃ νερτέρους ἀλάστορας
1060 οὔτοι ποτ' ἔσται τοῦθ' ὅπως ἐχθροῖς ἐγὼ
παῖδας παρήσω τοὺς ἐμοὺς καθυβρίσαι.
1064 πάντως πέπρακται ταῦτα κοὐκ ἐκφεύξεται.
καὶ δὴ 'πὶ κρατὶ στέφανος, ἐν πέπλοισι δὲ
νύμφη τύραννος ὄλλυται, σάφ' οἶδ' ἐγώ.

G. Hermann hat den Finger auf die wunde Stelle gelegt: 1058 ist in diesem Zusammenhange unmöglich, so verständlich es an sich ist, daß die Mutter mit der Vorstellung spielt, sie werde ihre Kinder mit sich wegführen — *ἄξω παῖδας ἐκ γαίας ἐμούς* (1045) und 'dort' werden sie glücklich mit ihnen leben. Denn entweder — so faßte G. Hermann und seine Nachfolger die Stelle — muß man 1059—61 mit 1064ff. zusammennehmen und erklären: 'ich kann und will meine Kinder nicht der Rache der Korinther überlassen, die unweigerlich sie treffen wird, da schon die Prinzessin in dem von ihnen überbrachten Schmucke brennt', oder 1059—61 werden mit 1058 verbunden und ergeben: 'dort draußen werde ich meiner Kinder mich freuen, denn mit mir muß ich sie nehmen, da sie hier der Rache der Korinther verfallen wären' Im ersten Falle reißt der Zusammenhang hinter 1058 ab, im zweiten mit 1061. Aber mag man auch mit G. Hermann und andern durch kühne Änderungen den Sinn des untadeligen Verses verkehren oder annehmen, daß nach 1061 durch große Pause und stumme Gebärde der Schauspieler kenntlich machen sollte, Medea reiße plötzlich sich von diesem Gedanken los und mache sich klar, es sei zu spät — die Schwierigkeit liegt tiefer, sie ist nicht durch kleine Mittel zu heben. Sie liegt in der Zwiespältigkeit der Begründung des Kindermordes. Durch das ganze Stück geht sie hindurch, an dieser Stelle wird sie greifbar. Hat Medea keine Möglichkeit, die Kinder zu retten, so ist erstaunlich, daß diese auch in heißester Leidenschaft kühle Rechnerin die Rettung nicht nur erwägt, sogar

beschließt 1040—1048 und noch einmal 1056—1058. Noch viel erstaunlicher aber ist, daß sie diesen Gedanken nicht wegen seiner Unmöglichkeit aufgibt, sondern aus Rachsucht:

1049 *καίτοι τί πάσχω; βούλομαι γέλωτ᾽ ὀφλεῖν*
ἐχθροὺς μεθεῖσα τοὺς ἐμοὺς ἀζημίους;
τολμητέον τάδε.

Sieht sie aber einen Ausweg, auf dem sie auch ihre Kinder mit sich wegführen kann in Sicherheit, so muß man doch fragen, warum tut sie's nicht. Sie hat ihn aber wirklich. Zweifellos kann die von Aigeus erbetene Zuflucht ihren Kindern so gut wie ihr selbst Sicherheit geben. Und die Zauberkundige würde sie auch lebendig entrücken können, wie sie ihre Leichen mit sich nimmt. Ist es doch verkehrt zu behaupten und nichts gibt Berechtigung dazu, daß Helios ihr seinen Wagen erst in äußerster Not überraschend gesandt habe. Sie weiß ja doch schon, daß ihr ein übernatürliches Mittel zur sicheren Flucht zu Gebote steht, als sie Aigeus anfleht, und dieser ihr die Bedingung stellt, sie solle selber zusehen, wie sie zu ihm komme; sonst hätte ja die Szene keinen Sinn. Der Dichter hat das deutlich genug gemacht. Warum läßt er nun seine Medea diesen nächstliegenden Gedanken nicht wenigstens verfolgen, als sie unter den Augen ihrer Kinder schwach wird? Warum nicht schon fassen, als sie, der athenischen Zuflucht sicher, ihre Rachepläne entwirft? Die Antwort ist sehr einfach: weil diese Gedanken zu Ende gedacht Medea vom Kindermorde abbringen mußten. Was Medea will, hätte sie durch Wegführung der Kinder ebenso sicher, für sich selbst aber ganz ohne Schmerz erreicht: Jason hätte Braut und Söhne auf ewig verloren. Denn dafür hätte die Listige und Furchtbare gewiß zu sorgen gewußt, daß diese niemals ihren Vater zu suchen gegangen wären.

Solche Lösung war für Euripides in jedem Sinne undenkbar. Medea zur Kindermörderin zu machen, das war der geniale Gedanke, der diese unerhörte Tragödie gezeugt hat. Seine Entstehung liegt dank der Mitteilung der älteren Sagen-

formen durch Parmeniskos und Didymos (Schol. Med. 264) klar vor Augen: Die Korinther sollten Medeas Kinder getötet haben. Das war der Ausgangspunkt für Euripides, und deutlich ist er noch wahrnehmbar: 1060 peitscht sie sich zum Kindermorde auf mit der Vorstellung, die Korinther würden ihre Söhne mißhandeln, und noch einmal 1238 'sogleich muß ich jetzt fliehen und meine Kinder umbringen, um sie nicht einer feindlichen Hand auszuliefern; sterben müssen sie, so sollen sie's durch die Mutterhand.'[1]) Nun gilt es für Euripides, einen Grund für die Wut der Korinther gegen die Medeakinder zu ersinnen. Den fand der Dichter zugleich mit der hinterlistigen Rache Medeas an der Nebenbuhlerin: er ließ die Fürchterliche ihre Kinder als Werkzeug ihrer Rache benutzen, gleichgültig, ob sie sie damit dem Tode weihte. Als Überbringer der vergifteten Zauberkleider — und durch die Kinder konnte sie sie mit Sicherheit der Prinzessin in die Hände spielen — waren sie der Wut der Korinther verfallen. Sie vor diesem Schrecklichen zu bewahren, entschließt sich Medea selbst, das eigene Blut zu morden.[2])

---

1) M. BREITHAUPT, De Parmenisco grammatico (Heidelberg. Diss. 1915 = Boll στοιχεῖα IV) 25: Weil nach allen Zeugen Medea nur zwei Kinder gehabt, sei Parmeniskos' Behauptung, daß Medeas 14 Kinder von den Korinthern ermordet seien, eine leichtfertige Fiktion, er habe die 14 Opferkinder der Korinther zu Medeas Kindern gemacht. Als ob jemals in der Sage es auf die Kinderzahl ankomme. So kann man ein Zeugnis nicht diskreditieren. An sich als voreuripideische Version glaublich, wird es wie durch die Kreophylosnotiz (Schol. Med. 264) so durch Euripides selbst bekräftigt, der ursprünglich Medeas Kindermord mit ihrer Angst vor den Korinthern begründet hatte, was BREITHAUPT ganz übersieht.

2) Die von Didymos Schol. Med. 264 gegebene Version des unbestimmbaren Kreophylos legt die Entwicklung des Euripideischen Entwurfs noch näher: da flieht sie nach Ermordung Kreons, ihre Kinder auf dem Altar der Hera zurücklassend, die nun von den Korinthern getötet werden. So ist die Version als Vorstufe der Euripideischen Dichtung durchaus glaublich. Daß sie wirklich dem Euripides vorgelegen hat, schließe ich daraus, daß auch er den Kreon Medeas List erliegen läßt; sein Tod ergab sich aus ihrem Plane nicht notwendig,

Das war der ursprüngliche Entwurf für die Tragödie, aus der gegebenen Sage und dem Gedanken, Medea statt der Korinther zur Mörderin der Kinder zu machen, folgerecht entwickelt, und er war des Dichters würdig. Eine packende Aufgabe, die Leidenschaft eines Weibes wahrscheinlich zu machen, die sogar die eigenen Kinder rücksichtslos in blinder Wut als Werkzeug benutzt.

Wenn er schließlich Medea entkommen und die Kinderleichen ins Heiligtum der Hera bringen lassen mußte — die Sage und die Anlage seines Stückes zwangen gleichermaßen dazu — so konnte er das kaum anders als durch ein Wunder bewerkstelligen. Daß er dadurch aber auch eine Möglichkeit ihrer Rettung eröffnete, wird ihm schwerlich Sorgen geschaffen haben, wie er diesen Schluß sogar für die letzte Fassung unbedenklich beibehalten hat, obgleich er nach Einfügung der Aigeusszene noch weniger paßte, durch die auch den Kindern Zuflucht und Sicherheit gegeben wurde. Die Einführung des Aigeus erst hat ihm den Plan verrückt und ihn zur Erkenntnis gebracht, daß er der zwingenden Folgerichtigkeit entbehre. Und so hat er denn ein zweites Motiv für den Kindermord eingeführt: sie will durch ihn ihren Gatten strafen. Es ist bezeichnend, daß dieser Gedanke zuerst und am schärfsten unmittelbar nach der Aigeusszene von ihr ausgesprochen wird:

817 *οὕτω γὰρ ἂν μάλιστα δηχθείη πόσις.*

---

er wird nur durch Zufall herbeigeführt.. Offenbarer Zusatz aber ist der Schluß: *τοὺς δὲ Κρέοντος οἰκείους ἀποκτείναντας αὐτοὺς* [*διαδοῦναι λόγον ὅτι ἡ Μήδεια οὐ μόνον τὸν Κρέοντα ἀλλὰ καὶ τοὺς ἑαυτῆς παῖδας ἀπέκτεινε.*] Und Zusatz aus Euripides ist auch Athen als Ziel der Flucht Medeas: *δείσασαν δὲ τοὺς φίλους καὶ τοὺς οἰκείους αὐτοῦ* (sc. *Κρέοντος*) *φυγεῖν* [*εἰς Ἀθήνας*], *τοὺς δὲ υἱούς, ἐπεὶ νεώτεροι ὄντες οὐκ ἠδύναντο ἀκολουθεῖν, ἐπὶ τὸν βωμὸν τῆς Ἀκραίας Ἥρας καθίσαι.* Die Parallelüberlieferung in Apollodor, Bibl. I, 9, 28, 3 bestätigt beides: *λέγεται δὲ καὶ ὅτι φεύγουσα τοὺς παῖδας ἔτι νηπίους ὄντες κατέλιπεν ἱκέτας καθίσασα ἐπὶ τὸν βωμὸν τῆς Ἥρας τῆς Ἀκραίας, Κορίνθιοι δὲ αὐτοὺς ἀναστήσαντες κατετραυμάτισαν.* Meine Analyse hat durch den Nachweis, daß die Aigeusszene erst nachgetragen ist, bewiesen, daß Euripides zuerst es war, der Medea nach Ahten hat fliehen lassen.

Vgl. 794: *δόμον τε πάντα συγχέασ' Ἰάσονος*
ἔξειμι γαίας, φιλτάτων παίδων φόνον
φεύγουσα καὶ τλᾶσ' ἔργον ἀνοσιώτατον.

Die Schlußszene ist davon erfüllt und 1370 wiederholt sie's dem Jason:

οἵδ' οὐκέτ' εἰσί. τοῦτο γάρ σε δήξεται.

Aber gerade da, wo man diesen entscheidenden Gedanken vor allem erwarten sollte, als sie zur Tat schreitet 1236ff., wird nicht nur mit keinem Worte auf ihn hingedeutet, es wird sogar ausschließlich als treibendes Motiv zum Morde die Angst ausgesprochen, daß ihre Kinder von den Korinthern zu Tode gefoltert werden würden, und daraus die zwingende Notwendigkeit gefolgert, sie selbst zu töten. Und selbst beim Ringen der Mutterliebe mit der Rachsucht 1040ff. entscheidet nicht das Verlangen, Jason im Tiefsten durch den Tod der Kinder zu treffen. Deutlich wird das nur einmal nebenher erwähnt:

1046 *τί δεῖ με πατέρα τῶνδε τοῖς τούτων κακοῖς*
λυποῦσαν αὐτὴν δὶς τόσα κτᾶσθαι κακά.

Aber als sie zum Entschluß zurückzufinden sich müht, nennt sie nicht Jason, sondern braucht den vieldeutigen Plural:

1050 *καίτοι τί πάσχω; βούλομαι γέλωτ' ὀφλεῖν*
ἐχθροὺς μεθεῖσα τοὺς ἐμοὺς ἀζημίους;

Die Alten wie die Neuen deuten das auf Jason. Aber wie kann sie das sagen, nachdem sie ihm die Braut kläglich zu Tode gefoltert hat? Und gleich darauf ist die Rache an Jason durch den Kindermord vergessen, da spricht sie 1060ff. nur davon, daß sie sie töten muß, um sie nicht den Korinthern in die Hände zu liefern.

Ich verstehe 1050 nicht, weder wenn ich ihn auf Jason noch wenn ich ihn auf ihn und Kreon und Kreusa beziehe Und ebenso wenig vermag ich

χωρεῖτε παῖδες ἐς δόμους. ὅτῳ δέ μή
θέμις παρεῖναι τοῖς ἐμοῖσι θύμασιν,
1055 *αὐτῷ μελήσει· χεῖρα δ' οὐ διαφθερῶ.*

wie man seit REISKE und G. HERMANN zu tun pflegt, auf Jason beziehen. Wie kann Medea an Jasons Gegenwart beim

Morde auch nur denken? Er würde ihn ja verhindern. Wilamowitz läßt in seiner Übersetzung ὅτῳ — μελήσει aus doch wohl weil es ihm unheimlich ist. Ich könnte es nur allgemein fassen: 'geht alle fort, bei diesem Gräßlichsten darf niemand zugegen sein'. Das würde Sinn haben unmittelbar vor dem Morde. Und dazu würde auch der Befehl an die Kinder passen, in's Haus zu treten, der im vorliegenden Zusammenhange unverständlich ist, da sie sie bei sich behält (1069). Als Schluß einer Medearede kann ich mir 1049—1055 etwa vorstellen, aber nicht mitten in dieser Rede.[1])

Das zweite Motiv für den Kindermord, Jason das bitterste Herzeleid anzutun, huscht also nur leicht vorüber. Und längst hat man dagegen eingewandt, daß man bei der kühlen Art, wie Jason die Verbannung seiner Kinder aus Korinth hinnimmt, den peinlichen Eindruck gewinnt, Medea überschätze die Tiefe des Vatergefühls dieses seichten Fantes und krassen Egoisten.

III

All diese Schwierigkeiten lösen sich zwar nicht, werden aber begreiflich durch die Annahme, die ich durch die vorgelegten Erwägungen zu einem Beweise gestärkt zu haben glaube, daß Euripides' ursprünglicher, aus der korinthischen Sage entwickelter Entwurf das Motiv zum Kindermord allein in Medeas Sorge, der Rache der Korinther an ihnen zuvorzukommen, gesucht hat, und daß erst die Einarbeitung der Aigeusszene ihn auf das Hilfsmotiv brachte, durch die Tötung der Kinder Jasons Herz zu treffen. Dadurch ist in die gewaltige Tragödie eine Unklarheit gekommen, die den beiden 'Monologen' nach Kreons Ausweisung 365 ff. und nach Aigeus' Versprechen 1020 ff. verhängnisvoll wurde. Kann jener durch Ausscheiden der von Euripides zur Vorbereitung

1) Bergk, Gr. Lit.-Gesch. III, 512. 140 hat dasselbe empfunden, wenn er 1056—1080 als Wiederholung streicht; doch wer soll diese Prachtverse anders geschrieben haben als Euripides? Die Schwierigkeit 1058 ff. bliebe auch so bestehen.

der Aigeusszene eingefügten Verse 386—394 zu seiner ursprünglichen Kraft und Klarheit gebracht werden, so kann ich im zweiten nur die Schwierigkeit begrenzen: sie liegt in 1049—1061.

Die Aigeusszene, unerfreulich an sich, widerwärtig für den Charakter der Medea, die sich selbst sichere Zuflucht verschafft und ihre Kinder herzlos schlachtet, peinlich durch diesen kalten Egoismus in der siedenden Leidenschaft der gemißhandelten Frau, mit der wir uns wie der Chor gegen Jasons gemeine Gesinnung auflehnen und für die wir Partei nehmen sollen und es trotzdem tun, die Aigeusszene ist ein Unglück für diese Tragödie geworden, die ohne sie vielleicht die grandioseste des Euripides wäre. Was ihn zu dieser Änderung seines Planes veranlaßte, ist leicht zu sehen und längst gesagt. Man soll es aber ehrlich aussprechen: nicht künstlerische Ziele waren es, sondern sein Ehrgeiz, sein heißer Wunsch, den Athenern zu gefallen. Die Konzession an das Publikum hat sich auch an diesem Kunstwerk gerächt, wie überall.

Der Medeastoff war ganz neu, von Euripides selbst aus einer korinthischen, anders gerichteten, weiteren Kreisen Athens schwerlich bekannten Tempelsage kühn entwickelt. Sein Publikum konnte zu ihm keine Beziehung haben, wie zu den durch Homer allen geläufigen, oder zu andern allbekannten, zumal zu den heimischen attischen Sagen. Solche Beziehungen aber zu suchen oder herzustellen, war für den Erfolg des Stückes bei der großen Masse wichtig, die auf das Urteil der Preisrichter durch laute Zeichen des Beifalls oder Mißvergnügens gewiß Einfluß übte. Deshalb sehen wir Euripides jede Gelegenheit benutzen, dem attischen Stolz zu schmeicheln und irgendwelche Fäden nach Attika hinüber zu spannen. Man erinnert sich leicht an Herakliden, Hiketiden, Hippolyt 32, Hekuba 466, Troades 799, Iphigenie T. 1450. Für den fremden Medeastoff schien eine Anknüpfung an Attisches doppelt wichtig. Die einzige Möglichkeit gab Aigeus, dessen Verhältnis zu Medea den Athenern durch ihn selbst be-

kannt war.[1]) Er konnte ihn wieder in der dankbaren Rolle des uneigennützigen Schützers der Mißhandelten darstellen und gewann die Gelegenheit, auf das herrliche Athen sein schönstes Lied singen zu lassen.

IV

Die störende Aigeusszene einfach auszulösen, geht nun freilich nicht an, auch wenn sich ihre Vorbereitung 386—394 leicht streichen läßt und man das schönste Chorlied der Tragödie entbehren wollte. Aber der Nachweis, daß sie eine spätere Zutat ist und daß doch wohl zugleich mit ihr auch die Motivierung des Kindermordes geändert oder vielmehr verdoppelt ist, fordert den Versuch heraus, den ursprünglichen Plan wiederherzustellen. So heikel es ist, so mag er doch gewagt werden im Vertrauen, daß niemand mich für so töricht halten wird, ich bilde mir ein, den Euripides meistern zu können.

Durch die Streichung der Aigeusepisode würden die beiden Jasonszenen fast unmittelbar aneinandergereiht. Medeas zweiter Monolog 772—810 hätte da kaum eine Stelle, jedenfalls keinen Anschluß an die erste. Nach der schroffen Abweisung des Gatten wird auch im ersten Entwurf irgend ein Ereignis die Medea zum scheinbaren Einlenken veranlaßt haben, wie es in der endgültigen Fassung Aigeus' unmotiviertes Erscheinen ungenügend tut. Dies Ereignis kann kaum ein anderes als die Ausweisung durch Kreon gewesen sein. Das zwingt sie zum raschen Handeln. Demnach wäre diese Folge zu vermuten: erste Jasonszene mit zugehörigem Chor *ἔρωτες ὑπὲρ μὲν ἄγαν ἐλθόντες* — Kreonszene — Monolog Medeas: Entschluß zu handeln und Mordplan (vgl. 772 ff.) — Chor *ἄνω ποταμῶν ἱερῶν χωροῦσι παγαί* — zweite Jasonszene.

Diese Anordnung würde — ich möchte fast sagen der natürliche Aufbau des Dramas sein, jedenfalls würde sie dem

1) v. Wilamowitz, Hermes XV, 482, Griech. Tragödien III, 175, I, 111.

Aufbau der Alkestis, Andromache, auch des Hippolyt und Herakles entsprechen. Sie geben alle zunächst eine Zustandsschilderung, ehe die Handlung einsetzt. In der Alkestis erzählt nach der Parodos die Amme dem Chor, wie Alkestis sich zum Sterben bereitet, Abschied nimmt von Haus und Gesinde; nach dem ersten Stasimon sehen wir sie selbst, hören ihre letzten Worte zu Mann und Kindern und sehen sie sterben. Ähnliche Zustandsschilderungen gibt der Dichter im ersten Epeisodion des Hippolyt und Herakles, hier der Phaidra in unmittelbarem Anschluß an die Parodos, dort durch den *ἀγὼν λόγων* zwischen Lykos und Amphitryon; in beiden Stücken setzt freilich die Handlung alsbald ein. Die beste Analogie gibt die Andromache. Hier wird nach der Parodos die dummstolze Hermione der an das Thetideion geflüchteten edeln Andromache in scharfem *ἀγὼν λόγων* gegenüber gestellt, der die Verschiedenheit ihrer Charaktere hell beleuchtet und die Grundlage für das psychologische Verständnis der beiden Gegenspieler und ihres innern Gegensatzes gibt, aus dem die tragische Handlung entspringt. Es geschieht aber nichts, erst im nächsten Akt bringt Menelaos die Handlung in Gang. Jene Konfrontation entspricht der Gegenüberstellung von Medea und Jason. Sie verfolgt denselben Zweck, hat für die Oikonomie der Tragödie denselben Wert; also sollte sie auch dieselbe Stelle in ihrem Aufbau haben. Statt dessen ist sie in der uns vorliegenden Fassung *hinter* den Beginn der dramatischen Handlung durch Kreons Verbannungsbefehl gesetzt. An dieser Stelle unterbricht sie die Handlung. Erst durch Aigeus' Auftreten im nächsten Akt wird sie wieder in Gang gebracht. Dafür wird sich schwerlich ein anderes Beispiel erbringen lassen. So würde sich vielleicht auch durch diese Beobachtung jemand zu einem Anstoß und zu neuem Zweifel berechtigt fühlen können, wenn nur nicht die Szene an der Stelle, wo sie steht, vortrefflich wirkte, wie aus einem Guß erschiene.

Auch ist ohne weiteres klar, daß das erste Epeisodion, so wie wir es lesen, in sich tadellos und ebenso wirkungsvoll

wie kunstreich ist. Der ersten Medearede, durch die sie sich des Schweigens des Chors über ihre Pläne versichert — eine erzwungene Rücksicht auf die hier schon schwer vom Dichter empfundene leidige Beteiligung des durch Kult und Gewohnheit geheiligten Chors — entspricht ihrer zweiten Rede nach der Kreonszene, die auf diese Weise symmetrisch eingerahmt wird. Und vortrefflich wirkt das frische Einsetzen der dramatischen Spannung durch Kreons ungestümen Befehl, Korinth zu verlassen, auf den schon im Prolog uns der Alte vorbereitet hatte, wie durch Medeas ersten Erfolg, der ihre Rache ermöglicht. Es ist das Sophokleische Technik. Er liebt es, seine Hauptperson nach der Parodos in breiter Rede vorzustellen. So in der Antigone Kreon, der die eigentliche Hauptperson ist — denn er ist der Träger der Handlung von Anfang bis zum Schluß und an ihm rächt sich sein eigenes Tun — in den Trachinierinnen Deianira, König Oidipus, Elektra, Philoktet, Oidipus auf dem Kolonos, auch im Aias Tekmessa, dann noch Aias.

Auch darin ähnelt die Technik des ersten Teils der Medea der Sophokleischen, daß er schon vor der Parodos die Handlung beginnen läßt, dasselbe Motiv aber nach der Parodos noch einmal breiter wieder aufnimmt: das Verbot, Polyneikes zu bestatten, kennt Antigone schon beim ersten Auftreten (25), nach der Parodos verkündet und begründet es Kreon noch einmal in seiner Rede[1]); Oidipus hat sofort nach Mitteilung des Orakels, das die Sühnung des Laiosmordes verlangt, erklärt *τοῦτ' ἀποσκεδῶ μύσος* (138), mit der Parodos gibt er feierlich und breit noch einmal den Befehl, auf den Mörder zu fahnden und zu verstoßen. So bringt im Medeaprolog schon der Pädagoge die Nachricht von Medeas Verbannung, im ersten Akt kommt der König selbst, sie auszuweisen. Damit setzt hier die Handlung lebhaft ein nach der großen Rede der Hauptperson, wie das Sophokles zu tun pflegt: in der Antigone meldet der Wächter die vollzogene

1) Vgl. Tycho von Wilamowitz, Dramatische Technik des Sophokles.

Bestattung, im Oidipus wird Teiresias herbeigeführt und zur Aussage gezwungen. Stets aber drängt nun — mit einziger Ausnahme des Aias — bei Sophokles, dem Vollender und Meister dramatischer Kunst, die Handlung ohne Stillstand fast atemlos vorwärts.

In Euripides' Medea folgt völliger Stillstand: Medea und Jason setzen sich auseinander nicht über ihre Verbannung, sondern über ihr ganzes Leben, über ihr Wesen und Wollen, das zu unüberbrückbarer Kluft auseinander geht. Nur mit dünnen Fädchen ist dieser packende und für die Tragödie wichtigste Dialog mit der Kreonszene verbunden und so an diese Stelle das Drama geknüpft, mit der kleinen Eingangsrede, in der Jason Unterstützung für die Verbannung anbietet, und mit dem Schlusse 603ff.

Es wäre ein lächerliches Unterfangen, durch Ausscheidung der Aigeus- und Umstellung der Kreon-Szene den ursprünglich beabsichtigten Aufbau der Tragödie herstellen zu wollen. Euripides hat wohl gewisse Szenen verworfen, als er seinen Plan änderte, und doch hat er nicht alle Spuren der Umarbeitung zu tilgen vermocht.

V

Die Inszenierung der Medea ist vollkommen klar, wenn man nur nichts in das Stück hineininterpretiert. Dieser Grundsatz ist ebenso wichtig und ebenso notwendig wie sein Komplement, nichts abzudingen von dem, was im Text steht.

U. v. WILAMOWITZ setzt seiner Übersetzung die Bemerkung voran: 'die Hinterwand der Bühne stellt den Königspalast von Korinth dar; neben ihm ein unscheinbares Gebäude, die Wohnung Medeas.' Dem entsprechend läßt er sie und die Ihrigen aus diesem Nebenhause auftreten und in dies abgehen, aber Kreon, Jason, den Boten mit der Schreckensnachricht aus dem Palast kommen. Der Text gibt keinen Anhalt dafür. Auch aus dem Mangel einer Ankündigung Jasons bei seinem ersten Auftreten durch den Chor ist es nicht zu schließen; er nennt sich selbst. Das häufige Fehlen

der Ankündigung hat stets einen meist naheliegenden Grund. Hier ist er dunkel wie bei Menelaos' Auftreten in der Andromache 309. Man könnte in beiden Fällen vermuten, daß der unbedingt zur Heldin stehende Chor ihren Feind mit ausdrucksvollem Schweigen empfängt. Nicht ohne Schein wäre im Gegenteil aus der neutralen Form, wie Kreon gemeldet wird 267 *ὁρῶ δὲ καὶ Κρέοντα τῆσδ' ἄνακτα γῆς στείχοντα* zu folgern, daß er nicht aus einem sichtbaren Hause heraustritt, wenn man dagegen Stellen hält wie Alkestis 136 *ἀλλ' ἥδ' ὀπαδῶν ἐκ δόμων τις ἔρχεται*, Helena 858 *ἐκβαίνει δόμων ἡ θεσπιῳδὸς Θεονόη*, Hekabe 53, Jon 516, Alkestis 233, Hippolyt 170, Sophokles Antigone 526, 1181, OR 632, Elektra 324 usw.

Geradezu unmöglich aber wird Wilamowitzens Inszenierung durch die Schlußszene. Vor Medeas Tür tobt Jason, hier erscheint sie im Helioswagen. Das ist undenkbar im 'unscheinbaren Nebenhause' auf der antiken Bühne, ich möchte behaupten auch auf jeder modernen. Dieser Theatereffekt muß in der Mitte der Bühne gezeigt werden, sonst wirkt das Bild schief. Nun nutzt Noack Wilamowitz' Vermutung für seinen Bühnenentwurf aus.[1]) Er vermutet, innerhalb des Orchestrakreises ein Megaron in der Mitte, je ein kleines Gebäude im rechten Winkel dazu links und rechts daneben — ununterscheidbar zwar, aber das eine ein Propylon, das andere ein Haus — so daß diese ihre Fronten einander zukehren, der Masse der Zuschauer aber die kahlen Seitenwände zeigen. Ich stimme Dörpfeld in der Ablehnung dieser reinlich durchgedachten Hypothese, von vielen andern abgesehen, schon aus dem Grunde bei, weil sie auch nach meiner Überzeugung 'nicht mit der Tatsache in Einklang zu bringen ist, daß bei dem Steinbau des IV. Jahrhunderts die Szene nicht nur ganz außerhalb des Kreises, sondern sogar noch in einem größern Abstande von ihm errichtet ist.' Medea würde nach Noack also im Hause links wohnen und in der Schlußszene in

1) F. Noack, *σκηνὴ τραγική*, Tübinger Doktorenverzeichnis 1915, 38. Dazu W. Dörpfeld, Wochenschrift f. kl. Philg. 1917, Nr. 8 u. 9 und Lipsius, Lit. Zentralblatt 1916, S. 17.

seinem Pförtchen auf dem Helioswagen erscheinen, sichtbar nur für wenige Zuschauer auf der äußersten rechten Seite des Theaters.

Dargestellt war weiter nichts wie ein einziges Haus, wie stets in der Zeit von 460 bis in die zwanziger Jahre. Dies bewohnte Medea. Wo wir es in Korinth zu denken haben, deutet der Dichter mit keinem Worte an, und ist wahrlich gleichgültig. Der Königspalast liegt wo anders, vielleicht ziemlich weit. Doch ich will nicht die dichterische Freiheit beckmessern, und nicht aus der Länge des Botenberichts die Entfernung des Schlosses von Medeas Haus berechnen. Medea ist nicht Bettlerin. Diener und Dienerinnen führt sie mit sich, kostbare Prachtgewänder überirdischen Glanzes, fürstlich tritt sie auf. Einen Bettler hätte Kreon sich auch wohl nicht zum Schwieger genommen. Wir dürfen und sollen uns nicht realistisch ausmalen, wie Jason mit solchem Gefolge und Hausrat seinen Umzug nach dem Peliasmorde habe bewerkstelligen können. Genug, der Dichter führt ihn und die Seinen als Fürsten ein und nicht als Landstreicher. Also nahm auch niemand daran Anstoß, daß Medea ein stattlich Haus bewohnte.

In der Schlußszene läßt auch WILAMOWITZ jetzt zu meiner Freude Medea auf dem Helioswagen in der Tür ihres Hauses erscheinen, nicht in der Luft über dem Dache, wie man früher nach Angabe des Scholions allgemein annahm. Jenes steht mit klarsten Worten im Text:

χαλᾶτε κλῇδας ὡς τάχιστα, πρόσπολοι,
1315 *ἐκλύεϑ' ἁρμούς, ὡς ἴδω διπλοῦν κακόν.*
1317 — *τί τάσδε κινεῖς κἀναμοχλεύεις πύλας;*

und wird, wenn's möglich wäre, noch bekräftigt durch die Parallelstelle im Hyppolyt:

808 *χαλᾶτε κλῇϑρα, προσπόλοι, πυλωμάτων*
ἐκλυεϑ' ἁρμούς, ὡς ἴδω πικρὰν ϑεάν.

Da hat nie jemand gezweifelt, daß Theseus die Hauptpforte öffnet und dort Phaidras Leiche sieht, der er den schlimmen Brief entnimmt.

Für die Medea wird das nun hoffentlich auch allgemein zugestanden, nachdem Wilamowitz (Gr. Tragödien III, 255) 1296 — 8 athetiert hat, die für die Lufterscheinung verwertet werden konnten, vielleicht aber erst eingelegt sind, als man später Medea wirklich in der Luft sehen ließ. Aber die andere Forderung, die ich Proleg. z. Gesch. d. Theaters 147 auf Grund des Textes erhob, wartet immer noch vergeblich auf Anerkennung, auch den zweiten Teil jenes Scholions 1320 (vgl. Hypothesis) zu verwerfen, dessen erster für Euripides notorisch falsch ist, daß nämlich Medea in der Luft auf einem von geflügelten Drachen gezogenen Wagen erschienen sei. Die bildliche Überlieferung zeigt sie freilich so. Aber sie weicht so stark von Euripides ab[1]), daß ich ihr bindende Kraft nicht zumessen kann. Euripides sagt nur, Helios habe Medea seinen Wagen gegeben. Wie er ihn dargestellt hat, weiß ich nicht zu raten — man könnte an einen Flügelwagen etwa denken — aber daß er den Athenern zugemutet habe, Helios lasse sich von Schlangen ziehen, ist mir heute noch wie vor zwanzig Jahren ein ungeheuerlicher Gedanke und wird mir durch Triptolemos' Schlangenwagen nicht begreiflicher; Schlangen sind für die Erdgöttin und ihren Klienten passende Tiere, aber unmöglich für den Sonnengott. Auch das Abfahren der Medea ist mit keiner Kunst aus dem Texte herauszulesen. Sie verschwindet, d. h. die Pforten schließen sich.

---

1) Vgl. Robert, Hermes XXXI (1896) 567, 1.

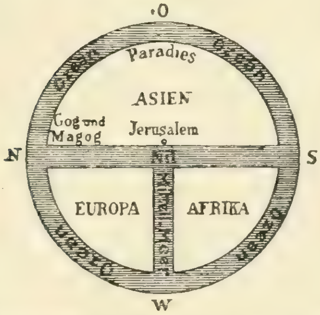
Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
70. Band 1918 2. Heft

Wilhelm Heinrich Roscher

Der Omphalosgedanke bei verschiedenen Völkern, besonders den semitischen

Ein Beitrag zur vergleichenden Religionswissenschaft, Volkskunde und Archäologie

Mit 15 Figuren im Text



Mittelalterlicher typischer Orbis terrarum mit dem Zentrum Jerusalem (nach 'Omphalos' Taf. IX, 4).

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1918

Vorgetragen für die Berichte am 4. Mai 1918.
Das Manuskript eingeliefert am 14. Mai 1918.
Druckfertig erklärt am 30. November 1918.

Vorwort.

Als ich vor drei Jahren das Schlußwort zu den 'Neuen Omphalosstudien' schrieb, da war ich zwar, wie dieses beweist (S. 70f.), weit davon entfernt zu glauben, daß nunmehr das gesamte zum Omphalosproblem gehörige Material von mir gesammelt und kritisch verarbeitet worden sei, aber ich hatte damals noch keine Ahnung, wie schnell und in welcher Fülle mir neuer Stoff aus allen möglichen Weltgegenden zu neuer Bearbeitung zuströmen würde.

Vor allem habe ich hier rühmend hervorzuheben die große in den 'Verhandelingen der K. Akademie van Wetenschappen te Amsterdam (Afdeeling Letterkunde Nieuwe Reeks Deel XVII No. 1)' im Oktober 1916 erschienene Abhandlung des Prof. A. J. Wensinck zu Leiden, betitelt: „The ideas of the Western Semites concerning The navel of the earth“ (XII u. 65 S. Lex. 8°). Angeregt durch meine Omphalosstudien hat Wensinck es unternommen, alle zum Omphalosgedanken gehörigen Stellen aus der Literatur der Hebräer, Aramäer (Syrer usw.) und Araber systematisch zu sammeln und zu erläutern. Ein kompetenter Beurteiler seiner Arbeit, Prof. Brockelmann in Halle a./S., hat bei der Lektüre den Eindruck gewonnen, daß, wenn auch bei der ungeheuren Ausdehnung namentlich des arabischen Schrifttums erschöpfende Vollständigkeit nie zu erreichen ist, Wensinck doch nichts Wesentliches übersehen haben dürfte.[1]) Ich habe natürlich alles mir von Wensinck für Jerusalem, den Garizim und Mekka dargebotene Zeugnismaterial dankbar verwertet, durch Vergleichung passender Analogien erläutert und ergänzt

1) Vgl. Brockelmanns Anzeige im Literar. Zentralbl. 1917 Sp. 1224f.

und glaube durch Einordnung der wichtigsten Einzelergebnisse WENSINCKS in den größeren Rahmen meiner Arbeit allen vergleichenden Religionsforschern, die sich für das Ganze der Omphalosidee interessieren, einen Dienst erwiesen zu haben.

Ganz Ähnliches gilt auch mutatis mutandis von der gründlichen in den von MEINERTZ herausgegebenen 'Neutestamentlichen Abhandlungen' (V, 1) 1914 erschienenen Untersuchung Dr. GUST. KLAMETHS, welche den Titel führt: „Die neutestamentlichen Lokaltraditionen Palästinas in der Zeit vor den Kreuzzügen". Auch KLAMETH will in den beiden Abschnitten über die Golgothatraditionen (S. 88ff.) und über das Grab Adams im Golgothafelsen (S. 106ff.) meine Omphalosstudien von seinem Standpunkte aus tunlichst ergänzen und weiterführen, und ich muß auch ihm gegenüber dankbar anerkennen, daß es ihm in vollem Maße gelungen ist, diese seine Absicht zu verwirklichen.

Nur mit vieler Mühe ist es mir endlich mit Hilfe des mir befreundeten Prof. WASER in Zürich geglückt, der ebenfalls durch meine Omphalosstudien angeregten Arbeit des französischen Keltologen Prof. LOTH in Paris habhaft zu werden, die er unter dem Titel 'L'omphalos chez les Celtes' in Band XVII S. 193—206 der Revue des Études Anciennes (Jahrg. 1915) herausgegeben hat. Da diese Revue schon an und für sich in Deutschland wenig verbreitet und bekannt und zudem infolge des Weltkrieges überaus schwer zugänglich ist, so denke ich durch kurze Mitteilung der darin enthaltenen Resultate und vor allem durch Beigabe der Abbildungen mehrerer wirklicher oder problematischer Omphaloi der alten Kelten den deutschen Mitforschern auf den Gebieten der Volkskunde, Prähistorie und Archäologie einen willkommenen Dienst geleistet zu haben.

Aber auch durch briefliche Mitteilungen und Anregungen verschiedener Art bin ich von Seiten befreundeter Forscher in erfreulichster Weise unterstützt worden. Vor allem gedenke ich hier mit lebhaftem Danke der drei Ägyptologen BORCHARDT-Berlin, G. ROEDER-Hildesheim und SETHE-Göt-

tingen, die mir höchst wertvolle Mitteilungen über den kürzlich von GRIFFITH in Napata (Nubien) ausgegrabenen Omphalos des dortigen Amonorakels, der den von Curtius Rufus erwähnten *umbilicus* des Amontempels in der Oase Siwa bestätigen und erklären hilft, zur Verfügung gestellt haben.

Ebenfalls durch briefliche Mitteilung wichtigen Zeugnismaterials aus dem Bereiche der späteren jüdischen Literatur haben sich Prof. Dr. WINTER in Dresden und Dr. M. I. BERDYCZEWSKI (BIN GORION) in Berlin-Friedenau, der Herausgeber der 'Sagen der Juden' (Frankfurt a. M. 1913ff.) und der unter dem Titel: 'Der Born Judas' (2 Bde. Leipz. 1916) erschienenen Sammlung, auch um diese Fortsetzung der Omphalosstudien verdient gemacht.

Alle übrigen Gelehrten, die mich durch Anregungen und Mitteilungen verschiedener Art zu Dank verpflichtet haben, werden 'suo quisque loco' von mir genannt werden.

Hierzu kommen natürlich noch zahlreiche Funde literarischer und monumentaler Art, auf die ich durch eigene Nachforschungen und Studien geführt worden bin. So stieß ich z. B. bei der Lektüre von RADLOFFS Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens auf die wichtige Nachricht, daß auch diese Völker die Vorstellung von einem in ihrem Gebiete befindlichen Erdnabel haben, als welchen sie einen 'kupfernen Pfeiler' (= ὀμφαλός) ansehen. Ferner ist es mir, hoffe ich, jetzt auch gelungen, in Kap. V mit Hilfe von 5 in den letzten Jahren entdeckten und veröffentlichten Monumenten (2 Votivtafeln [Pinakes] und 3 Vasenbildern) zu beweisen, daß ebenso wie Delphi, Delos, Paphos, Branchidai auch Athen-Eleusis, wenigstens im eleusinischen Mysterienkult, den Anspruch erhoben hat, der ὀμφαλὸς γῆς zu sein. Der auf den gedachten Pinakes und Vasen erscheinende deutliche Omphalos, den man bisher irrtümlich für den 'delphischen' gehalten hat, läßt keine andere Deutung zu als die, daß er das Wahrzeichen der von Athen-Eleusis als Zentrum ausgegangenen und über die gesamte Oikumene durch Triptolemos verbreiteten Segnungen des Ackerbaus und der

auf ihm beruhenden Gesittung und höheren Kultur sein sollte. — Auch für das Verständnis des in den geometrischen Zentren der etruskischen und italischen Städte angelegten kreisrunden sogenannten *„mundus“* hoffe ich nunmehr die richtigen Gesichtspunkte gewonnen zu haben.

Daß durch die Einordnung so vieler neuer, teils von andern, teils von mir selbst gesammelter Zeugnisse in einen gemeinsamen Rahmen das, wie man jetzt sieht, den ganzen „orbis terrarum“ erfüllende Omphalosproblem nicht unwesentlich gefördert worden ist, dürfte mir wohl von jedem billigdenkenden Beurteiler zugestanden werden.

Auch diesmal wieder beginnen wir unsere Wanderung im fernen Osten, um sie im äußersten Westen zu beschließen.

Dresden-A., Febr. 1918.

Der jetzige in der griechischen Kathedrale befindliche Omphalos von Jerusalem (nach 'Omphalos' Taf. IX, Fig. 3).

I. Der Gedanke eines Zentrums ('Nabels') der Erde bei verschiedenen Völkern des Ostens.

1. Die Chinesen.

Omphalos S. 20 f. habe ich auf Grund der außerordentlich wertvollen Mitteilungen A. FORKES den Omphalosbegriff der Chinesen, der wohl einmal eine gründliche Untersuchung verdiente, kurz dargestellt. Ich verweise jetzt in dieser Hinsicht auf RICHTHOFEN, China I, Berl. 1877 S. 311: 'Den [Berg] Waifang suchen sie [die Commentatoren des Yü-king] in dem gegenwärtigen Sung-shan, einem schönen, in ungefähr 8000 Fuß gipfelnden Gebirgsstock, welcher sich südöstlich von Ho-nan-fu erhebt und eine isolierte Stellung einnimmt. Er wurde in späterer Zeit als der fünfte unter die heiligen Berge von China aufgenommen und auch Tshung-shan oder Berg der Mitte genannt, indem er als der Mittelpunkt des Reiches [d. i. des Reiches der Mitte] betrachtet wurde.' Vgl. auch v. ANDRIAN, D. Höhencultus asiat. u. europäischer Völker. Wien 1891 S. 166.

2. Die Turkstämme Südsibiriens.

Zu den Völkern des Ostens, welche einen Erdnabel in ihrem Bereiche angenommen haben, gehören auch die Turkstämme Südsibiriens. Nach RADLOFF, Proben der Volkslitteratur der Türk. Stämme Südsibiriens II S. 242 ff. haben diese Stämme die Vorstellung von einem durch 'einen kupfernen Pfeiler' [also einen kupfernen Omphalos] bezeichneten

„Nabel der Erde“, den unter allen 'Helden und Starken' nur der 'neunjährigeHeld Kara Par'[1a]) zu heben und herauszuziehen vermag.

3. Die Inder.

Auch das Zeugnismaterial für die einstige Existenz des Omphalosgedankens bei den Indern (s. Omphalos S. 22 u. Neue Omph.-Stud. S. 14 u. 72f.) kann ich jetzt mit Hilfe von LASSENS Indischer Altertumskunde und PESCHELS Abhandlungen z. Erd- u. Völkerkunde I Leipz. 1877 nicht unwesentlich vermehren.

Nach LASSEN a. a. O. IV S. 59 besteht die Erde nach der vorherrschenden Ansicht der Inder aus sieben durch Berge und Meere von einander getrennten *dvîpa* oder Inseln.[1b]) Sie hat nach Albîrûni eine runde Gestalt (orbis terrarum) und ist von einem Meere (vgl. den Okeanos der Griechen!) umflossen. Sie ist in sieben *dvîpa* geteilt, welche durch Ozeane in der Weise voneinander geschieden sind, daß jene wie Halsbänder sich umschließen und jede Insel und jedes Meer einen größeren Umfang haben, je weiter sie vom Mittelpunkte entfernt sind. Die mittlere Insel heißt Gambûdvîpa; sie ist die vornehmste von allen, und zu ihr gehört Indien. Die früheste Beschreibung der 7 dvîpa mit ihren Meeren und Gebirgen findet sich im Mahâbhârata (älter als das 4. Jahrh. nach Chr.). Auch nach dem kosmographischen System der Purâna bildet die Gambûdvîpa die Mitte des indischen Weltsystems, und deren Zentrum wieder der goldene Berg Meru (LASSEN a. a. O. S. 60; vgl. N. Omphalosstudien S. 72),

1a) Zu den überaus zahlreichen bei den noch dem alten Schamanenglauben huldigenden Stämmen Südsibiriens vorkommenden typischen Zahlen, darunter massenhaft auftretenden Triaden, Hexaden, Heptaden, Enneaden und Tessarakontaden, s. meine Bemerkungen in 'Die Zahl 50 in Mythus, Kultus, Epos und Taktik d. Hellenen u. and. Völker' S. 113f.

1b) Über die Heiligkeit der Siebenzahl bei den Indern s. meine Abhandlungen 'Die enneadischen u. hebdomadischen Fristen u. Wochen d. ältest. Griechen' S. 34f. und 'Die Sieben- u. Neunzahl im Kultus u. Mythus d. Griechen' S. 87.

während nach noch älterer Ansicht der Meru (= Himalaya?) nicht im Zentrum der Erde sondern im äußersten Norden liegt (Lassen a. a. O. I S. 847).

Für die letztere Vorstellung scheinen auch die eigentümlichen Überlieferungen zu sprechen, welche sich auf die indische Stadt Uggajini = Ozene (= Oudjein, Ujjain, Oojein, Asin, Arin, Aryn, Arim) beziehen. Dieses Ozene (Ptolem. u. Arrian) war die Hauptstadt von Larika (= Malva), der bekannten Landschaft im Zentrum von Indien[2]), ein uralter noch bis in prähistorische Zeiten zurückreichender Sitz der Wissenschaften und Künste, besonders berühmt als Residenz des großen Königs Vikramâditya, des erlauchten Förderers der Astronomie (Astrologie?) und Gründers mehrerer Sternwarten, besonders der von Ozene.[3]) Mit dieser Bedeutung von Ozene hängt es offenbar zusammen, wenn berichtet wird, daß das im Zentrum von Mittelindien (Malva, Larika) gelegene Uggajinî den 'Omphalos' der altindischen Weltkarte gebildet habe, denn es heißt ausdrücklich, ihr erster Meridian sei von Lankâ (= Zeylon) aus durch Uggajinî und die Festung Koshtaka und die Quellen der Jamunâ nach dem Berge Meru, der sonach wohl unzweifelhaft im Norden zu denken ist (= Himalaya), gezogen worden.[4]) Damit hängt es nun ganz offenbar zusammen, wenn ein arabischer Kosmograph des 13. Jahrhunderts (Reinaud, Aboulféda, Introd. p.CCXLIII; vgl. Peschel a.a.O. S.48f. in seinem schönen Auf-

---

2) Vgl. darüber: Lassen a. a. O. III, 148, 4. 171. Encyclopaedia Britannica XV, 346c. XXIII, 719: In ancient times Ujjain was the great and famous capital of Málvá, one of the seven sacred cities of the Hindus, and the spot which marked the first meridian of Hindu geographers.

3) Benfey in Ersch u. Grubers Encyclopädie II, 17 S. 269b (Artikel 'Indien'). Encycl. Britann. XXI, 283. XV, 346c. — Vgl. Curt. Ruf. 8, 9, 33: Illi, qui in urbibus publicis moribus degunt, siderum motus scite spectare dicuntur et futura praedicere.

4) Lassen a. a. O. IV Anhang S. 59, der diese Bestimmung dem ersten wissenschaftlichen Astronomen der Inder, dem Ârjabhaṭṭa, zuschreibt.

satze über 'Die Kuppel von Arin' = Ozene) sagt: 'Unter dem Aequator, in der Mitte der Welt, da wo wir keine Breitengrade zählen, liegt ein Punkt, der 90° von jedem der 4 Cardinalpunkte entfernt liegt. Hier findet sich der Punkt, der „die Kuppel von Azin oder von Arin" heißt. Dort ist ein großes, hohes und unzugängliches Schloß. Nach Ibn-al-Araby dient es bösen Geistern zum Aufenthalt und als Thron dem Iblis (Teufel)[5])'. Peschel fügt hinzu: 'Columbus spricht davon in seinem Bericht an den spanischen König über seine dritte Reise und sagt: Ptolemäus und andere hielten die Welt für kugelförmig, weil sie glaubten, diese Hemisphäre (Amerika) sei gerundet, wie jene wo sie lebten, und deren Mittelpunkt sich auf der Insel Arin befindet, welche unter dem Äquator, zwischen dem arabischen und persischen Meerbusen liegt.'[6])

Weiter führt Peschel den Irrtum Santarems, Essai III p. 311 (1848) an, daß die älteste abendländische Karte, welche Aryn verzeichne, sich als Beigabe zur Imago mundi des Kardinals Alliacus vom Jahre 1410 finde[7]), und verweist demgegenüber auf eine Entdeckung von Reinaud 1852, bestehend in einer Weltkarte des XII. od. XIII. Jahrhunderts, einem Werke des Peter Alfons (geb. 1062) mit einer Planisphäre wo die 'civitas Aryn' in der Mitte der Welt abgebildet ist.

Nach Al. v. Humboldt (im Examen critique) hatte Columbus auf seiner dritten Reise die Werke des Alliacus an Bord, der zweimal von Aryn spricht und beide Male (Imago mundi cap. XV u. Cosmogr. cap. XIX) den Roger Bacon

5) Unter dem 'Thron des Iblis' hat man wahrscheinlich den Tempel oder Sitz eines altindischen Gottes zu verstehen, der in Ozene hoch verehrt wurde. Die streng monotheistischen Araber machten natürlich den Sitz des 'Teufels' daraus.

6) Al. v. Humboldt bezeichnete im Jahre 1837 diese Bestimmung als ein Rätsel, dessen Lösung seit Columbus verloren gegangen sei (Peschel a. a. O.).

7) Vgl. über ihn auch Marinelli, D. Erdkunde b. d. Kirchenvätern, deutsch von Neumann. Leipz. 1884 S. 76 A. 45.

(Opus majus Lond. 1733 Fol. 188 u. 195) wörtlich ausschreibt. Dieser aber versetzt die von ihm mit Syene identifizierte Stadt Arym unter den Äquator und sagt: 'Dies ist die Stadt A., welche die Mathematiker in die Mitte der bewohnten Erde unter den Äquator versetzen, da sie in gleichem Abstande von Ost und West, Norden und Süden sich befindet, womit der Volksirrtum widerlegt wird, als liege Jerusalem in der Mitte der Welt' (s. unt. Kap. II).[8])

Weiter wies Reinaud (Aboulféda, Introd. p. CCXLVI) nach, daß im Occident zuerst Gerhard v. Cremona (12. Jahrh.) von Arin gesprochen hat in seiner Übersetzung der 1070 zu Toledo von Abu-Ishak-Ibrahim verfaßten astronomischen Tafeln, worin von einem 'medium mundi, qui locus dicitur esse in India in civitate scilicet, quae vocatur Arin', die Rede ist.

Wie man also heute nach dem Meridian von Paris und Greenwich rechnet, so nahmen die Araber des Mittelalters einen idealen Meridian an und ließen diesen die im Zentrum Indiens gelegene Stadt Arin berühren. In diesem Falle haben sie sich wohl sicher an die uralte Weltkarte der Inder angeschlossen, deren 'Omphalos' oder Zentrum die durch König Vikramaditya mit einer hochberühmten Sternwarte versehene Stadt Odjein (= Ozene des Ptolemäus), der Mittelpunkt indischer Gelehrsamkeit um jene Zeit war, als die Araber große Eroberungen in Indien machten. Der über Odjein gezogene Meridian berührte aber zugleich die Insel Lanka (= Taprobane, Sîhala, Σάλαι, Σιμούνδου? Σαλική [Ptolem.], Sêlan, Serendiva [Ammian], Serendîb [arab.], = Σελεδίβα nach Kosmas Indikopleustes)[8b]), d. i. Zeylon (Peschel a. a. O. S. 52).

Auf Zeylon aber waren nach der Annahme der Araber, welche sich jedoch auch hier wohl an altindische (buddhistische) Vorstellungen und Sagen angeschlossen haben

8) Vgl. Marinelli a. a. O. S. 76 Anm. 45, nach dem Alliacus Jerusalem wenigstens zum Mittelpunkte der Klimata machte.

8b) Vgl. Kiepert, Lehrbuch d. alt. Geogr. § 42.

dürften, die Legenden vom ersten Menschen (Adam) und vom Paradiese lokalisiert, die, wie später gezeigt werden wird, mit der Vorstellung vom Nabel der Erde untrennbar verbunden sind.[9])

Vielleicht beziehen sich auf Zeylon und die diese Insel berührende Mittagslinie auch folgende Sätze des Kosmographen Aethicus, die von der sonst rätselhaften, im indischen Ozean gelegenen südlichen Insel Syrtinice (Sirtinice, Sirthnice, Sirthimice, Sirtice)[10]) mit einem höchsten Berge

---

9) Vgl. Fabricius, Codex Pseudepigr. Vet. Testam. Hamburg 1722 II 21 ff.: Mons est in insula Zeilon totius Indiae, ut ferunt, altissimus, quem Lusitani 'Pico del Adamo' appellaverunt incolarum fabulas secuti. In hoc specus quaedam, cujus in recessu Arabes cum Indis constanter tradunt Adamum fletu ac continentia culpam redemisse. Ostenditur etiam lacus quispiam parvus falsae naturae, qui ortus sit ex lachrymis Evae Abelem occisum deflentis. Magna insuper religione ab advenis visuntur vestigia Adami. — p. 23: Indi plerumque fabulam corrumpunt, quod credi volunt Adamum in eadem insula creatum, in eadem Paradisum fuisse. Diese Lokalsage verdient gewiß eine ausführliche Untersuchung. — S. auch Dähnhardt, Natursagen II S. 234 f. — Bei dieser Gelegenheit gedenke ich noch einer wertvollen brieflichen Anregung Fr. Hommels in München, der mir am 30./VI. 15 schrieb: 'Der Berg Sinnalu (auf Celebes) und der Zinnalo (in Siam; vgl. N. Omphalosstud. S. 72 f.) im Zentrum der Erde gehört gewiß zum alten Namen Sinhala-dvîpa von Ceylon, den man gewöhnlich von sinha Löwe ableitet. Ceylon hieß Taprobane, was an hebr. ṭabbur = Nabel erinnert. Ich hoffe, nächstes Jahr Beiträge zum Omphalos aus altorientalischen Quellen zu veröffentlichen.'

10) Wenn man die außerordentlich mannichfaltigen Benennungen der Insel Zeylon in Betracht zieht (s. darüber Kiepert, Lehrb. d. alt. Geogr. § 42): *Ταπροβάνη* (von Tâmraparnî, vulgär Tâmbapannî, dem Namen der früheren Hauptstadt), Sinhala (vulg. Sîhala, b. Ptolem. *Σάλαι, Σαλική*), jetzt Sêlan (vulg. Ceylon nach portugiesischer Schreibweise), Serendiva (nach persischer des Lautes l ermangelnder Aussprache) bei Amm. Marc. = Serendîb (bei den Arabern) = *Σιελεδίβα* (im Periplus), d. i. Sinhala + dvîpa (= Insel), so wird man es wohl nicht für unglaublich erklären, daß daraus bei Aethicus die Formen Sirtinice etc. entstehen konnten. Vgl. auch Ozene, = Uggajini = Oudjein = Asin = Arin usw.

Namens Austronothius berichten (ich zitiere nach der Ausgabe von H. Wuttke, Leipz. 1854):

p. 12 Kap. 21: Lineam praemagnam tendentem ad meridiem: revera nimio frigore inculta a septentrione a⟨d?⟩ meridie⟨m?⟩ nimis opulentam plagam, quam umbelicum solis [orbis?][11]) idem cosmographus refert. Dicit enim insolam meridianam Syrtinicen ad umbilicum solis [orbis?][11]) in magnum oceanum, parvula statura, silvas et nullos accessus hominum, nisi raro, si naves vento turbatae sunt contrario.

p. 13 Kap. 23: Haec omnia de ianuis caeli et cardinibus mundi tergoque solis [?], septentrione et umbelico eius descripsit. Meridiem lineam a parte ad partem mediam mundi protelantem ab aquilone in meridiem . . .

Trotz der miserabeln Überlieferung und der wohl schon von Haus aus etwas unklaren Ausdrucksweise scheint, wie schon Lelewel (Géogr. du moyen âge II p. 8 u. p. 123) gesehen hat, die Insel Syrtinice einerseits mit einem von Norden nach Süden gezogenen Meridian, anderseits mit einem Nabel (umbilicus) der Erde in Zusammenhang gebracht

---

11) Ich vermute ebenso wie Lelewel (s. unt.) daß statt *solis*, was mir gar keinen vernünftigen Sinn zu ergeben scheint, zu lesen ist: *orbis ⟨terrarum⟩*. Wie ist es aber zu erklären, daß aus *orbis solis* werden konnte? Bekanntlich werden in Handschriften statt ἥλιος (sol) und σελήνη (luna) sehr oft die Zeichen ⊙ und ☾ geschrieben. Das Zeichen für ἥλιος (sol) aber kann natürlich auch κύκλος oder *orbis* bedeuten. So konnte ein Abschreiber leicht auf den Gedanken kommen, daß das Zeichen ⊙ hier die Sonne bedeute, weil ihm diese Bedeutung geläufiger war. Vgl. Parthey, Zwei griech. Zauberpapyri, Abh. d. Berl. Akad. 1865 S. 172 unter ἥλιος u. S. 177 unter σελήνη. — Derselbe Ausdruck *umbelicus solis* kehrt wieder Kap. 20 p. 11 Wuttke: Sic et a meridie nimis opulentam plagam, quam umbelicum solis [= orbis?] idem chosmografus refert, temperatam et ditissimam, ventis salubrem, imbribus pinguissimis infectam. Es handelt sich in diesem Zusammenhang offenbar um Indien (vgl. p. 12, 6: e Gange hippopotamos). Unmittelbar vorher war von einer linea praemagna tendens ad meridiem, d. h. doch wohl von dem mitten durch Indien gezogenen Meridian von Ozene die Rede.

zu werden, zwei wichtige Merkmale, die mit einiger Wahrscheinlichkeit nur auf das nach altindischer Anschauung unter dem Meridian von Ozene liegende Ceylon bezogen werden können.[12]) LELEWEL a. a. O. S. 123 sagt darüber: 'Ethicus visita le nombril de la terre ou de l'hémisphère, l'île Syrtinice, par laquelle passe d'un pole à l'autre la ligne méridionale, ou le meridien qui divise l'hémisphère et l'habitable en deux parties égales occidentale et orientale . . . Cette doctrine de la ligne méridionale ou du meridien qui passait par l'île (Syrtinice), qui est le siège du ciel et le nombril de la terre, vient des Grecs, mais sa confusion avec les doctrines indiennes et avec le méridien d'Oudjein est l'ouvrage des Arabes'. Auch diese Auffassung LELEWELS scheint eher auf Zeylon als auf die sonst in älterer Zeit völlig unbekannte und deshalb unseres Wissens nie benannte Insel Réunion zu deuten.

4. Die Assyrer und Babylonier (vgl. Omphalos S. 23f.).

Daß auch Ninive und Babylon sich gerühmt haben, Mittelpunkte der Erde zu sein, kann ich jetzt mit weit besseren Zeugnissen belegen als es Omphalos S. 23f. geschehen ist. Vor allem kommt hier in Betracht der Umstand, daß, wie mir GOLDZIHER nachweist, Jaʿḳūbī, Kitāb al-boldan (Bibl. Geogr. Arab. Bd. VII p. 233, 19ff.) sagt, daß seine Beschreibung „deswegen mit dem ʿIrāḳ [= ʿIrāḳ-Arabī d. i. Mesopotamien und Chaldaea] beginne, weil es die Mitte der Welt und der Nabel (surra) der Erde ist; Baghdad (in der Nähe der Ruinen von Babylon) wieder ist die Mitte

12) WUTTKE a. a. O. S. XIIf. ist geneigt, die Insel Syrtinice mit Réunion (Bourbon) zu identifizieren, doch steht dieser Annahme wohl die Tatsache entgegen, daß Réunion, soviel wir wissen, erst im Jahre 1505 von dem Portugiesen Mascarenhas entdeckt wurde und von dem Meridian Ozenes sowie von allen zur Zeit des Aethicus bekannten Ländern (auch von Taprobane = Ceylon; s. a. a. O. p. 14 Kap. 24) viel zu weit abliegt.

vom ʿIrāḳ".[13]) Da nun aber die islamischen Araber (wie ich weiter unten zeigen werde) sonst meist entweder Jerusalem oder Mekka für den Nabel der Erde erklärt haben, ist es so gut wie sicher, daß Jaʿḳūbī in diesem Falle einer altbabylonischen Anschauung gehuldigt hat, die sich auch sonst sehr wahrscheinlich machen läßt.

Vor allem verweise ich auf die uralte Sage vom Turmbau zu Babel und der dadurch veranlaßten Spaltung der ursprünglich einheitlich gedachten Sprache, insofern hier Babylon deutlich als Zentrum der Erde und Urheimat der Menschheit erscheint. Genes. 11, 1 (Kautzsch) heißt es: 'Es hatte aber die ganze Menschheit éine Sprache und einerlei Worte'. — V. 4: 'Da sprachen sie: Wohlan, wir wollen uns eine Stadt bauen und einen Turm, dessen Spitze bis an den Himmel reicht, und wollen uns ein Denkmal machen, damit wir uns nicht über die ganze Erde hin zerstreuen' (der Turm, auf dessen Spitze sich aller Wahrscheinlichkeit nach ein astronomisches Observatorium befand, sollte also zugleich das weithin sichtbare Symbol der Erdmitte und der Einheit aller Menschen sein). — V. 6 'Und Jahwe sprach: Ein Volk sind sie und haben alle dieselbe Sprache' .... V. 7: 'Wohlan, wir wollen hinabfahren und daselbst ihre Sprache verwirren, so daß keiner mehr die Sprache des andern verstehen soll.' — V. 8: 'So zerstreute sie Jahwe von dort über die ganze Erde, so daß sie davon abstehen mußten, die Stadt zu erbauen'. Daß in dieser von mir absichtlich in ihrem ursprünglichen Wortlaut angeführten Legende Babylon mit seinem gewaltigen Stufenturm nur als Mittelpunkt des 'Orbis terrarum' und Urheimat der gesamten Menschheit (vgl. unten das von Adam und den Orten seiner Erschaffung handelnde Kapitel!)

---

13) Vgl. auch Lelewel, Géogr. du moyen âge II, Épilogue chap. 70 p. 121: 'Dans ces images rondes [gemeint sind arabische Weltkarten] on distingue une habitable dont le centre est ou Jérusalem ou les environs de Mekka, de Bagdad.' Vgl. Proleg. p. LXXXI (vol. I). S. auch Jeremias, Handb. d. altor. Geisteskultur S. 56 und 189f. (Babylon = 'Mittelpunkt des himmlischen Landes').

verstanden werden kann, dürfte wohl nicht dem geringsten Zweifel unterliegen.

Herrn Prof. J. Hehn in Würzburg verdanke ich ferner folgende wertvolle briefliche Mitteilung:

„Mit dem 'Omphalos' S. 23 von A. Jeremias erwähnten DUR. AN. KI weiß ich für die Omphalosvorstellung nicht viel anzufangen. Aber zur babylonischen Vorstellung von einem Weltmittelpunkt darf ich mir vielleicht erlauben, Sie an meine von Ihnen so freundlich beurteilte Studie über die Siebenzahl zu erinnern, in der die babylonischen Stufentürme als Symbole des Kosmos gedeutet sind, dessen Herrschaft dem auf der Spitze thronenden Gott zukommt (S. 15). Sollte der Thron vielleicht als Zentrum der Welt gedacht worden sein? Die Namen der Stufentürme würden dazu passen.[14])

Der Stufenturm Gudeas hieß (S. 8f.) „Haus der 7 tubugāte“, d. h. „Haus der 7 Welträume“ oder der Welt; der von Babel E-temen-an-ki „Haus der Grundfeste Himmels und der Erde“ (S. 9). Der Tempel stellt also die Grundlage der Welt dar.[15]) Ein Tempel von Kiš (Kiš bedeutet „Gesamtheit, Welt“ und kommt mehrfach als Stadtname vor) heißt Te-an-ki-bi-da „Grundfeste Himmels und der Erde“ (S. 10), der Tempelturm von Borsippa „Haus der 7 Beherrscher Himmels und der Erde“ (S. 10f.). Daß die Stufentürme Sinnbilder des Kosmos sind, scheint mir sicher; daß bei ihrer Herstellung die Vorstellung von einem Weltberge mitgewirkt

14) Dieselbe Vorstellung macht Wensinck in seiner Abhandlung 'The navel of the earth' in einem besonderen Kapitel (III E, S. 54ff.) auch für die Westsemiten wahrscheinlich. Vgl. z. B. 1 Chron. 29, 23: 'Und so saß Salomo an Stelle seines Vaters David als König auf dem Throne Jahwes' [in Jerusalem].

15) Eine westsemitische Parallele dazu bildet offenbar die jüdische Vorstellung vom Stein Schetija im Tempel zu Jerusalem, der zugleich als Mittelpunkt der Welt und als deren Grundstein aufgefaßt wurde. Vgl. Neue Omphalosstudien S. 16f., Feuchtwang in Monatsschrift f. Gesch. u. Wissensch. des Judentums 1910 S. 545ff. u. 727 ob. S. auch unt. Kap. II A.

hat, ist mir wahrscheinlich.[16]) Der sumerische Name für Tempel ī-kur „Berghaus“ ist auch ins Babylonische übergegangen (ekurru), viele Tempel werden als Berge bezeichnet, z. B. Ē-ḫar-sag-kur-kur-ra „Länderberg“ ist der Name des Haupttempels Assurs, und ähnliche Namen sind häufig. Der Gott Ellil-Bēl heißt kur-gal „der große Berg“. Von hier aus ließen sich wohl die babylonischen Vorstellungen von einem Weltmittelpunkte erklären und Beziehungen zu denen anderer Völker finden, wozu Ihre sorgfältigen Sammlungen die beste Grundlage geliefert haben. Ich werde das babylonische Material einmal genauer prüfen und hoffe vielleicht darüber einmal eine Untersuchung liefern zu können.“ Auch die eigentümliche Rolle, welche Babylon in der Legende von der Erschaffung Adams spielt (s. unten Kapit. II B 4), deutet, wie später gezeigt werden soll, darauf hin, daß es als Zentrum der bewohnten Erde angesehen wurde.

Ebenso wie Babylon (und Bagdad) scheint auch Ninive als Mittelpunkt der Erde gegolten zu haben. Dies ist mit einiger Sicherheit zu erschließen aus den leider etwas verderbten Worten des Aethicus Istricus cap. 107 p. 80 ed. Wuttke: ‘Assyria etenim nobilissima, purpora quidem procerior, ornata opibus omnium bonorum. Umbelicum ac medullam*) Niniven, quam philosophus inter alias urbes moenianam Archochyram[?] vocitavit.’ Vgl. dazu Lelewel, Géogr. du moyen âge II p. 9, der (Anm. 21) dazu bemerkt: ‘Fra Mauro près de ce nombril plaça le centre, le nombril de sa mappemonde (Géogr. du moyen âge 165).’ Daß diese Zeugnisse für Babylon und Ninive sich gegenseitig stützen und beglaubigen, braucht kaum bemerkt zu werden. Wir werden später zu zeigen suchen, daß auch im Gebiete der

*) = meditullium?

16) Wensinck in seiner weiter unten vielfach von mir zitierten Schrift The navel of the earth = Verhandelingen der K. Akademie van Wetenschappen. Amsterd. 1816 weist nach, daß die Westsemiten dem Nabel der Erde (Jerusalem, Mekka usw.) eine Höchstlage zuschrieben.

Westsemiten verschiedene Städte sich die Ehre, Nabel der Erde zu sein, streitig machten, besonders Jerusalem, Sichem, Bethel, Mekka, Dschedda.

II. Der Omphalosgedanke bei den Juden.

A) Jerusalem als Nabel der Erde.

Bereits in meinen beiden ersten Abhandlungen (Omphalos S. 24 ff. und Neue Omphalosstudien S. 15 ff.) habe ich auf Grund einer Anzahl von Zeugnissen den Beweis geführt, daß Jerusalem als das Zentrum des heiligen Landes[17]) seit alter Zeit auch den Anspruch erhoben hat, der Nabel der Erde zu sein. Es sei mir jetzt nach dem Erscheinen der Arbeiten von WENSINCK, KLAMETH u. a., durch die sowohl das Zeugnismaterial als auch die Zahl der in Betracht kommenden Gesichtspunkte wesentlich vermehrt worden ist, verstattet, die ganze Frage noch einmal ausführlich zu behandeln und auf diese Weise meine früheren Darlegungen tunlichst zu ergänzen. Dabei sei jedoch vorausgeschickt, daß ich hier zunächst nur die nicht mit der Adamlegende zusammenhängenden Zeugnisse anführen und behandeln werde, während die der Adamsage angehörenden, teils aus Gründen der Methode teils um die bei der übergroßen Fülle des Materials sonst leicht entstehende Unübersichtlichkeit tunlichst zu vermeiden, einem besonderen Abschnitt (s. Kap. II B) vorbehalten bleiben müssen. Eine derartige kritische Sonderung bietet zugleich den nicht geringen Vorteil, daß durch sie eine Anzahl neuer Gesichtspunkte gewonnen wird, die dem Verständnis nicht bloß des Omphalosgedankens sondern auch des Schöpfungsmythus der Westsemiten zu gute kommen dürften.

---

17) Joseph. bell. Jud. 3, 3, 5: *μεσαιτάτη τῆς Ἰουδαίας πόλις τὰ Ἱεροσόλυμα κεῖται, παρ' ὃ καί τινες οὐκ ἀσκόπως ὀμφαλὸν τὸ ἄστυ τῆς χώρας ἐκάλεσαν.* Ebenso schon der Aristeasbrief (um 200 v. Chr.) ed. Wendland p. 25, 8 ff.: *Ὡς γὰρ παρεγενήθημεν ἐπὶ τοῦ *** καὶ τόπου, ἐθεωροῦμεν τὴν πόλιν μέσην κειμένην τῆς ὅλης Ἰουδαίας ἐπ' ὄρους ὑψηλὴν ἔχοντος τὴν ἀνάτασιν.*

Zu der (Omph. S. 24) als grundlegend angeführten berühmten Stelle des Propheten Ezechiel (um 595 v. Chr,) 5, 5: 'So spricht der Herr Jahwe: Dies ist Jerusalem, die ich mitten unter die Völker gestellt habe, und rings um sie her Länder'[18]) kommt jetzt aus noch älterer Zeit (etwa 720 bis 700 v. Chr.) das Zeugnis des Jesaias 2, 2: 'In der letzten Zeit aber wird der Berg mit dem Tempel Jahwes fest gegründet stehen als der höchste unter den Bergen und über die Hügel erhaben sein.' Daß wir in der Tat berechtigt sind, auch diese Worte auf die einzigartige Geltung Jerusalems als Erdnabel zu beziehen, scheint mir namentlich Wensinck, The navel of the earth S. 13 ff. nachgewiesen zu haben, der darauf aufmerksam macht, daß nach dem Glauben der Israeliten, Syrer und Araber die Vorstellung des Erdnabels fast untrennbar mit der einer Höchstlage verbunden ist.[19]) Mit dieser Höchstlage aber hängt natürlich wieder die Vorstellung zusammen, daß Jerusalem und ganz Palästina nicht von der Sintflut betroffen worden seien. Vgl. Bereschit Rabba fol. XXXVII vo. a, l. 20 ff. nach Wensincks Übersetzung

18) Vgl. dazu auch Ezech. 38, 12, wo die Israeliten bezeichnet werden als 'Leute, die auf dem Nabel der Erde wohnen', und Hieronymus zu Ezech. 5, 5 = Migne, P. lat. XXV, 521 ff.: Haec dicit Dominus Deus: 'Ista est Jerusalem: in medio gentium posui eam et in circuitu eius terras.' Jerusalem in medio mundi sitam hic idem Propheta testatur, umbilicum terrae eam esse demonstrans. Et Psalmista nativitatem exprimens Domini: 'Veritas, inquit, de terra orta est' (Ps. 48, 12). Ac deinceps passionem: 'Operatus est, inquit, salutem in medio terrae' (Ps. 73, 12). A partibus enim Orientis cingitur plaga, quae appellatur Asia. A partibus Occidentis eius quae vocatur Europa. A meridie et austro: Libya et Africa. A septentrione Scythis, Armenia atque Perside et cunctis Ponti nationibus. In medio igitur gentium posita est. Vgl. Klameth a. a. O. S. 90 und Marinelli, Die Erdkunde b. d. Kirchenvätern, Vortrag . . . von Dr. G. Marinelli, deutsch von Neumann. Leipz. Teubner 1884 S. 75 Anm. 37 ff.

19) Da ich die von Wensinck beigebrachten Zeugnisse nebst einigen andern und den Wortlaut von Wensincks Beweisführung weiter unten in dem der Bedeutung des Erdnabels in der Adamlegende gewidmeten Abschnitt eingehend behandeln werde, so kann ich mich hier damit begnügen darauf hingewiesen zu haben. (S. unt. Anm. 98.)

(a. a. O. S. 15): 'The land of Israel was not submerged by the Deluge.'[20])

Die gleiche Anschauung findet sich einerseits in der Sage von dem ebenfalls als Erdnabel geltenden hochheiligen Berge der Samaritaner Garizim bei Sichem[21]), anderseits im Mythus von Deukalion, dem einzigen aus der Sintflut geretteten Manne, der bekanntlich am Parnass bei Delphi, dem ὀμφαλὸς γῆς, landet, welcher Berg natürlich als einziger über die Flut emporragender Punkt zu denken ist.

Überhaupt spielt Jerusalem als Erdnabel eine Hauptrolle in den Mythen von der Weltschöpfung und Sintflut, wie ich bereits früher (Omphalos S. 25f. und Neue Omphalosstudien S. 16f.) nachgewiesen habe. In dieser Beziehung kommt namentlich 'der rätselhafte, jeder Etymologie spottende Stein Schetija' (Kittel in Herzog-Plitt-Haucks Realenc. XIX, 497, 24ff.)[22]) in Betracht, von dem aus nicht bloß

---

20) Vgl. ferner Bin Gorion, D. Sagen d. Juden I, 57 u. 353: 'Das heilige Land liegt höher denn alle Länder': Sifre debe Rab ed. M. Friedemann, Wien 1864 (halachischer Midrasch zu Numeri u. Deuteronomium) Deut. § 152 und Ta'anit 10ᵃ (zitiert von Wensinck a. a. O. S. 16) 10a: s. unt. Kap. III, 2 a. E. u. S. 15.

21) S. unt. Kap. III a und vgl. Wensinck a. a. O. S. 15. Auch auf Mekka ist dies Motiv übertragen worden. Nach muslimischem Glauben war auch die Ka'aba von der Sintflut befreit (Wensinck a. a. O. S. 15; s. Kap. IV); denn auch Mekka gilt als höchstgelegener Punkt der Erdscheibe.

22) Weiter sagt Kittel a. a. O. über diesen merkwürdigen Stein: 'Das Allerheiligste des Tempels [des Serubbabel] war, nachdem die Lade schon im alten Tempel verschwunden war, vollkommen leer. An der Stelle, wo sie gestanden hatte, soll sich eine drei Finger hohe Steinplatte befunden haben, auf die am Versöhnungstage der Hohepriester das Rauchfaß (*θυμιατήριον*) stellte. Es ist der Stein Schetija (Jos. bell. jud. 5, 5, 5. Talm. Joma 5, 2). Was das Wort bedeutet (es spottet jeder Etymologie) und was der Stein eigentlich sollte, ist in vollkommenes Dunkel gehüllt. So kann man sich fragen, ob der Stein nicht ein bloßes Phantasiegebilde war, entstanden aus dem Bedürfnis, in den vollkommen leeren und so gut wie zwecklosen Raum wenigstens irgend etwas zu verlegen'. Letztere Annahme scheint mir doch etwas zu kühn; im übrigen verweise ich auf gewisse den Räucher-

die Welt gegründet, sondern auch das Gewässer der Urflut und Sintflut verschlossen sein sollte (Feuchtwang in d. Monatsschr. f. Gesch. u. Wissensch. d. Judentums 1910 S. 547ff., Neue Omphalosstudien S. 15ff.; vgl. auch Wensinck a. a. O. S. 15ff.). Ja die Rabbinen lehrten geradezu, daß das jerusalemische Heiligtum vor der übrigen Welt, sogar vor dem Lichte, erschaffen worden sei, indem sie sich für diese Ansicht auf Jesaias 28, 16ff. beriefen:

Darum hat der Herr Jahwe also gesprochen:

Schon habe ich im Zion einen Grundstein gelegt, einen geprüften Stein, einen kostbaren Eckstein festester Grundlage usw.

Dazu gibt Wensinck a. a. O. wertvolle Erläuterungen, indem er bemerkt:

Jewish literature gives full information on this point Yoma 54b: „The world has been created beginning from Sion. In the same place the תולדות השמים and the תולדות הארץ are discussed; then follows: „the scholars say: the one and the other have been created beginning from Sion.“ — Taʿanit 10a the following is said about the holy Land „our masters have taught: the land of Israel was created first, and the whole of the rest of the world afterwards.“ — In Bereshit Rabba fol. V, vo., a supra, it is said that the light was created before the world. — In Midrash Shōher Tōb p. 151, l. 14 it is asked: „Wherefrom did the Holy one bring forth Light?“ Rabbi Berekyah said on the authority of Rabbi Isaac: „He took it from the Sanctuary.“ A similar tradition is to be found in Bereshit Rabba fol. V, vo., b., 11, infra.

Auch aus der syrischen und arabischen Literatur führt Wensinck a. a. O. S. 17ff. mehrere interessante Belege für die Präexistenz und die zentrale Bedeutung des jerusalemischen

---

altar (θυμιατήριον) im Tempel als *μεσαίτατον οὐρανοῦ καὶ γῆς* oder als *σύμβολον τῆς ἐν μέσῳ τῷ κόσμῳ τῷδε κειμένης γῆς* (Clem. Alex. Strom. 5, 6 p. 665; vgl. Neue Omphalosstudien S. 16 ob.) oder als *μέσον γῆς καὶ ὕδατος σύμβολον* und *τὸν μέσον τοῦ κόσμου τόπον κεκληρωμένον* (Philo, de vit. Mos. II p. 150 M.) bezeichnende Ausdrücke, die den Stein Schetija als Basis des Thymiaterions (Altars) zu bezeugen scheinen. S. auch Jellinek, Beth ha-Midr. 5, 65 (u. S. 17). — Ähnlich wie ich urteilt über das θυμιατήριον als Erdenmitte und den Stein Schetija, wie ich nachträglich gesehen habe, auch Klameth a. a. O. S. 94.

Tempels für die Weltschöpfung an, z. B. die Oden Salomos 4, 1—4, wo es heißt: 'Niemand, o mein Gott, verändert Deine heilige Stätte, und es ist nicht möglich, daß er sie verändere und an einen andern Ort versetzen sollte, weil er keine Gewalt über sie hat. Denn Dein Heiligtum hast Du bezeichnet, ehe Du andere Orte erschufst; die Stätte, die die älteste ist, soll nicht von denen verändert werden, die jünger sind als sie.' Mit Recht glaubt W., daß der Dichter mit diesen Worten gewisse Richtungen zu bekämpfen und zu widerlegen sucht, denen die Autorität Jerusalems ein Dorn im Auge war; man denkt unwillkürlich an die Ansprüche der Samaritaner (Sichem, Garizim) oder der Damaszener (s. Kap. II 4 u. III). Vgl. ferner Zamakhshari's Commentary on the Kor'ān ed. Nassau Lees, Khadim Hosain and Abd al Hayi, Calcutta 1856—59 zu Sure 2, 37 und Dyārbekrī's Ta'rīkh-al-Khamis, Kairo 1283 vol. I, 31, 1, wonach Allah die Erde geschaffen hat von der Stätte aus, wo jetzt Jerusalem liegt (Wensinck S. 18). Wir werden später sehen, daß die weitere Entwickelung des islamischen Dogmas dazu geführt hat, auch diese Vorstellung auf Mekka zu übertragen.

Fragen wir nunmehr, wie es gekommen sei, daß man den 'Nabel der Erde' auch als Ausgangspunkt der Weltschöpfung ansah, so läßt sich eine sehr einfache und klare Antwort geben. Offenbar beruht die ganze Vorstellung auf dem Vergleiche des embryonalen Nabels mit dem Nabel der Erde oder der Welt, wobei es ziemlich gleichgültig erscheint, ob man sich die Erde oder Welt als ein lebendiges organisches Wesen dachte, oder nicht. Denn das gesamte Altertum scheint geglaubt zu haben, daß das organische Leben des Embryo sich vom Nabel als dem Zentrum des Körpers aus entwickele[23]), ein Gedanke, der fast unwillkürlich zu der

23) Vgl. z. B. Philolaos fr. 13 Diels = Theol. arithm. p. 20, 35 Ast: *τέσσαρες ἀρχαὶ τοῦ ζῴου τοῦ λογικοῦ, ὥσπερ καὶ Φιλόλαος ἐν τῷ περὶ φύσεως λέγει, ἐγκέφαλος, καρδία, ὀμφαλός, αἰδοῖον. ἐγκέφαλος μὲν νόου, καρδία δε ψυχῆς καὶ αἰσθήσιος, ὀμφαλὸς δὲ ῥιζώσιος καὶ ἀναφύσιος τοῦ πρώτου, αἰδοῖον δὲ σπέρματος κ. τ. λ.* — Vindi-

Vorstellung führen mußte, daß auch der 'Nabel der Erde' der Ausgangspunkt der Weltschöpfung gewesen sei. Vgl. z. B. Jellinek, Beth ha-Midr. 5, 65: „Gott gründete mit Weisheit die Erde. Gott erschuf die Welt wie das vom Weibe Geborene. So wie dieses vom Nabel aus sich entwickelt, so begann Gott die Welt vom Nabel aus zu erschaffen, woher sie sich dann weiter entwickelte. Wo ist der Nabel? Das ist Jerusalem. Der Nabel selbst ist der Altar.[24]) Und warum heißt er Stein schettijja? Weil von ihm aus die ganze Welt gegründet wurde."[25])

Selbstverständlich hängt mit dieser Bedeutung Jerusalems und überhaupt des heiligen Landes als Mittelpunkt der Erde auch die im folgenden Kapitel besonders zu behandelnde Vorstellung zusammen, daß die Erschaffung des ersten Menschen in der Mitte der Erdscheibe stattgefunden habe und folglich auch das Paradies dorthin zu verlegen sei (vgl. Omphalos S. 26 ob.).

Zu den von mir bereits (s. Omphalos S. 24ff. und Neue Omphalosstudien I S. 16ff.) aus dem Buche Henoch (um 110 v. Chr.) sowie aus Talmud und Midrasch angeführten Zeugnissen für die im rein geographischen Sinne zu verstehende zentrale Lage Jerusalems, d. h. des Tempelberges, des Tempels und des Altars bzw. des Synedrions, füge ich jetzt noch eine Anzahl weiterer Belege aus der christlichen Literatur des ausgehenden Altertums und des Mittelalters hinzu.

---

cianus cap. 16 = Wellmann, Fragm. d. griech. Ärzte I, 218f.: primo mense iactus seminis nostri in utero materno congregatur in umbilicum, in hoc est congregatio etc. Mehr b. Wellmann a. a. O. und Roscher, Omphalos S. 7 Anm. 6.

24) S. oben Anm. 22; Omphalos S. 24f.

25) Feuchtwang, Monatsschrift f. Gesch. u. Wissensch. d. Judent. 1910 S. 727f. Roscher, Neue Omphalosstudien S. 10 Anm. 24. Wensinck a. a. O. S. 19. Wünsche, Aus Israels Lehrhallen III, 2 S. 219: 'Abba Saul sagt: Von seinem Nabel aus sendet es seine Wurzeln weiter und weiter'. Hier liegt wohl der uralte, namentlich von den Griechen scharf ausgeprägte Vergleich der Nabelschnur mit einer Wurzel zugrunde; vgl. Omphalos S. 6f. Anm. 6.

Aus der Zeit der Kaiserin Helena, der Mutter Konstantins d. Gr., stammt bekanntlich die sogenannte Kreuzprobewunderlegende, über welche vgl. E. Nestle, De Sancta Cruce. Berl. 1889, S. 49 und Klameth a. a. O. S. 91 A. 2. Hier heißt es: „Und sie fanden drei Kreuze, die verborgen gewesen waren. Und Judas nahm sie und brachte sie zu der gläubigen Kaiserin (Helena). Da sprach diese: 'Welches von ihnen ist das Kreuz unseres Herrn?' Er sprach; 'Ich weiß es nicht.' Da legte sie dieselben in die Mitte der Stadt, indem sie erwartete, an ihnen die Herrlichkeit Gottes zu sehen. Und um die neunte Stunde des Tages trugen sie einen toten Jüngling daher auf einer Bahre, um ihn zu begraben. Und als Judas es sah, augenblicklich faßte er sich und sprach zur Kaiserin: 'Nun, meine Herrin, sollst du die Kraft des Kreuzes sehen und die in ihm verborgene Herrlichkeit.' Da setzten sie die Bahre nieder, und er nahm eines von den Kreuzen und legte es auf die Bahre. Und als das dritte Kreuz daran kam, daß es auf den Leichnam gelegt wurde, zur Stunde stand der Jüngling auf.“ (Vgl. Mus. Brit. Add. 12174 u. 14644 b. Nestle a. a. O. 61.)

Der hier gemeinte, im Zentrum von Jerusalem befindliche Punkt ist offenbar identisch mit der '*valde summa columna*', welche in dem um 670 geschriebenen Traktat des Adamnanus (= Arculfus) De locis sanctis l. III bei Geyer, Itinera Hierosolymitana = Corp. Script. Eccles. lat. Vol. XXXVIII p. 239 erwähnt wird.[25]) Das Zeugnis lautet:

'De aliqua valde summa columna, quae a locis sanctis ad septentrionem in medio civitatis stans pergentibus obvia habetur, breviter dicendum est. Haec eadem columna, in eo statuta loco, ubi mortuus iuvenis cruce Domini superposita revixit, mirum in modum in aestivo solstitio meridiano tempore ad centrum caeli sole perveniente umbram non facit, solstitio autem transmisso, quod est VIII kal. Jul., ternis diebus interjectis paulatim decrescente die umbram primum facit

25) Vgl. über diese Schrift und ihren Verfasser Heisenberg, Grabeskirche u. Apostelkirche I, S. 175 u. Geyer a. a. O. praefat. p. XXXIII, sowie in seiner Abhandlung 'Adamnanus Abt v. Jona.' Augsburg 1895, S. 3.

brevem, deinde processu dierum longiorem. Haec itaque columna, quam solis claritas in aestivo solstitio meridianis horis stantis in centro caeli e regione desuper circumfulgens ex omni parte circumfusa perlustrat, Hierosolymam orbis in medio terrae sitam esse protestatur.[26]) Unde et psalmographus propter sancta passionis et resurrectionis loca, quae intra ipsam Heliam continentur, vaticinans canit: 'Deus autem rex noster ante saeculum operatus est salutem in medio terrae' [Psalm. 73, 12], hoc est Hierusalem, quae mediterranea et umbilicus terrae dicitur'. (Vgl. Hieron. in Ezech. 5, 5; s. oben Anm. 18.)

Ähnlich Baeda in seinem liber de locis sanctis = GEYER a. a. O S. 307 (Baeda schrieb bald nach 700): 'In medio autem Hierusalem, ubi cruce Domini superposita mortuus revixit, columna celsa stat, quae aestivo solstitio umbram non facit Unde putant ibi mediam esse terram et historice dictum: 'Deus autem, rex noster, ante saecula operatus est salutem in medio terrae'. Qua ductus opinione et Victorinus Pictabionensis antistes ecclesiae de Golgotha scribens ita inchoat:

Est locus, ex omni medium quem credimus orbe
Golgotha Iudaei patrio cognomine dicunt'. Vgl. Migne P. L. V p. 294.

Hier erhebt sich die Frage nach der ursprünglichen Bedeutung der in der Mitte der Stadt Jerusalem errichteten hohen Säule. KLAMETH a. a. O. S. 91 f. identifiziert sie mit der auch 'auf der Madabakarte[27]) verzeichneten Kolossalsäule, welche wohl schon seit der Erbauung Aelias den Mittelpunkt des halbkreisförmigen Torplatzes innerhalb des jetzigen Damaskustores sowie den umbilicus oder das Zentrum des städtischen Straßennetzes bildete, und deren imposanten Eindruck die so viele Jahrhunderte überdauernde arabische

---

26) Vgl. dazu die ganz gleiche Begründung der zentralen Lage Jerusalems, in der Legende vom Kreuzprobewunder oben S. 18 und MARINELLI, D. Erdkunde b. d. Kirchenvätern, Vortrag von Dr. G. M., deutsch von Neumann. Leipzig 1884, S. 76 Anm. 44. Hier führt M. folgende Worte aus Nicol. filius Soemundi, abbas thingorum, 1154, an: Ibi (zu Jerusalem) est medium orbis; ibique sol festo s. Joannis stat in centro coeli. (Vgl. WERLAUFF, Symbolae ad geogr. p. 30, 52 u. LELEWEL a. a. O. Kap. 49.)

27) Vgl. KLAMETH a. a. O. S. 92 Anm. 1, der auf M. GISLER, Jerusalem auf der Mosaikkarte von Madaba, in: Heil. Land LVI (1912) S. 225 ff. verweist.

Bezeichnung des Damaskustores „bâb el-'amûd" am besten dartut'.

Diese Erklärung hat in der Tat manches für sich. Man denke z. B. an die beiden inmitten der Stadt Rom auf dem Forum Romanum ganz in der Nähe der Rednerbühne und des Concordiatempels errichteten Monumente: den von Konstantin erbauten Umbilicus urbis Romae und das von Augustus im Jahre 28 v. Chr. errichtete Milliarium aureum. Ersterer galt als ideeller Mittelpunkt der Stadt und des Reiches, letzteres als Generalmeilenzeiger oder als Zentrum des gesamten römischen Straßennetzes (vgl. Omphalos S. 35). Auch in der gewaltigen in der Diadochenzeit gegründeten Hauptstadt Syriens, nämlich in Antiochia ad Orontem, gab es einen das Zentrum der Stadt bezeichnenden 'Omphalos', nach dem auch der ganze ihn umgebende Platz benannt war (Omphalos S. 34). Das ältere Vorbild aller dieser Monumente war wohl der berühmte schon von Pindar (fr. 45 Boeckh = 53 Bergk) gepriesene *ἄστεος ὀμφαλὸς θυόεις* Athens, d. h. der so ziemlich in der Mitte der Stadt von den Peisistratiden errichtete Zwölfgötteraltar, der zugleich als Zentralmeilenstein für das gesamte Straßennetz Athens und Attikas diente (Omphalos S. 33)[28a]). Wie leicht diese „columna celsa" inmitten der Stadt Jerusalem von den späteren Bewohnern, die sich rühmten, im Mittelpunkt der Erde zu wohnen, auch zum *ὀμφαλὸς γῆς* erhoben werden konnte, dürfte wohl ohne weiteres einleuchten.

Auch zu der naiven Begründung der zentralen Lage Jerusalems in unserer Legende hat Klameth zwei treffende Analogien gefunden, indem er einerseits auf den Erdennabel

28a) Nach E. Curtius, z. Geschichte d. Wegebaus bei d. Griechen = Ges. Abh. I S. 116 'stand nicht bloß im Kreuzpunkte (*τετραοδία*) der Hauptstraßen zu Antiochia sondern auch zu Alexandria, Nikaia und Byzantion ein in Stein ausgehauener Omphalos. Die Seleuciden-Münzen zeigen ihn mit Binden umwunden, Apollon auf ihm sitzend, den Pfeil zur Erde senkend, zum Zeichen seiner gnädigen Gesinnung (s. Müller, Antiq. Antioch. I p. 43).' Vgl. Omphalos Taf. I, 13 u. 16.

der Chinesen (Omphalos S. 20f.), anderseits auf die weiter unten von uns anzuführende volkstümliche Begründung der zentralen Lage des Jakobsbrunnens bei Sichem verweist (s. unt. Kap. III a). Die Samaritaner nämlich behaupteten, daß dieser Brunnen den Nabel der bewohnbaren Erde bilde, weil alljährlich an einem gewissen Sommertage zur Mittagszeit die Sonne in das Wasser des Brunnens hinabsteigt, ohne einen Schatten zu werfen.

Ferner sei hier noch einer *Ὀμφαλός* genannten Örtlichkeit im Raume des mittelalterlichen Jerusalems gedacht, die in dem sogenannten 'Typikon' (vor 720) erwähnt wird. Unter diesem 'Typikon' ist eine interessante neuerdings von Papadopulos Kerameus aufgefundene, in der Handschrift *Ἁγίου Σταυροῦ* 43 vom Jahre 1122 erhaltene und unter dem Titel *Τυπικὸν τῆς ἐν Ἱεροσολύμοις ἐκκλησίας* in den *Ἀνάλεκτα Ἱεροσολυμιτικῆς Σταχυολογίας Τόμ. δεύτ.* Petersburg 1894, S. 1—254 herausgegebene Urkunde über gewisse kirchliche Riten während der Kar- und Osterwoche zu verstehen.[28b])

Genauer gesagt handelt es sich um eine Osterprozession, die im 8. Jahrhundert nach den einzelnen Stationen (Gethsemane, *Μετάνοια τοῦ ἁγίου Πέτρου*, der Sophienkirche u. a. m.) unternommen wurde, wobei fromme Lieder ertönten und Priester biblische Texte verlasen. Nun heißt es (p. 133, 26), nachdem die Texte für den Stationsgottesdienst *εἰς τὴν ἁγίαν Σοφίαν* angegeben sind: *Εὐθὺς ποιοῦμεν λιτὴν ἐπὶ τὸν Ὀμφαλόν, μέσον τοῦ ἁγίου Κήπου*[29]), *ψάλλοντες στιχηρὸν*

28b) Vgl. darüber Heisenberg, Grabeskirche I, 176, 2 und 190f., Baumstark, Die Heiligtümer des byzantin. Jerusalem nach einer übersehenen Urkunde, Oriens Christianus V (1905) S. 227—289. Derselbe, Die Modestian. u. die Konstantinischen Bauten am Hl. Grabe zu Jerusalem. Paderborn 1915, S. 2, 13ff., 17—25 usw. Klameth a. a. O. 103ff.

29) Zum Verständnis dieser Worte verweise ich auf Klameth a. a. O. S. 103: „Da als '*Ἅγιος Κῆπος*, Josephgarten' der Raum zwischen der Anastasis, der sog. Konstantinbasilika, und der Golgothakirche bezeichnet wurde (vgl. das Hodoeporicon S. Willibaldi, Kap. XVIII in Tobler-Molinier, Itinera Hierosolymitana 263 u. Baumstark, D. Heiligtümer des byz. Jerusalem 235), haben wir uns also das Erdenzentrum

κ. τ. λ. Es folgen die Lieder, die während der Prozession gesungen wurden (136, 19): *εὐθὺς κοντάκιον εἰς τὸ Μέσον τῆς γῆς ἦχος πλάγιος δ΄.* Wir hören dieses Lied und die Verlesung des Evangel. Matth. 27, 33—54, dann heißt es (137, 7): *Εὐθὺς λιτὴ ἔμπροσθεν τοῦ ἁγίου Κρανίου ἔξω.* Aus diesen Worten ist zunächst mit ziemlicher Sicherheit zu schließen, daß die als *Ὀμφαλός* bezeichnete Station den Mittelpunkt der Erde bedeuten sollte. Aber wo hat man innerhalb der Modestianischen Renovationsbauten diesen *Ὀμφαλός* anzusetzen, und ist dieser mit dem 'Kranion' identisch oder nicht? Diese Frage ist neuerdings ganz verschieden beantwortet worden. Heisenberg a. a. O. S. 190—191 nimmt unbedenklich an, daß unter dem hier genannten *Ὀμφαλός* = *Μέσον τῆς γῆς* der Punkt auf der 'Schädelstätte' (= *Κρανίον*) zu verstehen sei, wo das Kreuz Christi errichtet war, das man in christlicher Zeit ziemlich allgemein in der Mitte der bewohnten Erde errichtet glaubte, daß also 'das Kranion (als ein bloßes Denkmal) draußen im Freien vor der Golgothakirche im Heiligen Garten lag'. Gegen diese Erklärung macht aber Baumstark, D. Modestian. u. d. Konstan. Bauten am Hl. Grabe zu Jerusalem S. 19 mit Recht geltend, daß die mehrfach wiederkehrende Formel *Εὐθὺς λιτὴ* (*εἰς* oder *ἐπὶ*), mit der zu den liturgischen Texten eines weiteren Stationsgottesdienstes übergeleitet wird, ein Weitergehen von einem Orte zu einem andern bedeute, daß also das *ἅγιον Κρανίον*, nach dem Textzusammenhang räumlich vom *Ὀμφαλός* verschieden sein müsse. Auch beruft sich Baumstark richtig auf den großen Unterschied der beiden Präpositionen *εἰς* und *ἐπί*, insofern es einerseits heißt: *ποιοῦμεν λιτὴν ἐπὶ τὸν Ὀμφαλόν*, anderseits *εἰς τὸ ἅγιον Κρανίον* (a. a. O. S. 23f.), wodurch deutlich bewiesen wird, daß es sich beim 'Ompha-

---

des Modestusbaues etwa vom VIII. Jahrh. angefangen in der Mitte des von den drei genannten Kirchen eingeschlossenen Raumes zu denken." Vgl Plan IV bei Klameth a. a. O. (= Rekonstruktionsversuch A. Baumstarks), wo *E* den Raum des Hagios Kepos, *a* die Stelle des 'Omphalos' bezeichnet).

los' um ein bloßes Denkmal inmitten des heiligen Gartens, beim Kranion aber um einen betretbaren Raum (Kapelle, Kirche usw.) handeln muß. Darunter kann aber aus verschiedenen von Baumstark angeführten Gründen und nach bestimmten Zeugnissen kaum etwas anderes als die unterhalb der Kreuzigungsstätte befindliche, als Grab Adams geltende Felsenkapelle verstanden werden, von der im nächsten Abschnitt s. S. 25ff.) die Rede sein wird.

Über die weiteren Schicksale dieses 'vom Golgothafelsen losgelösten' Denkmals der Erdenmitte s. Klameth a. a. O. S. 100ff. und 103ff. Noch heute zeigt man in der griechischen Kathedrale Jerusalems, den ὀμφαλὸς γῆς in Form eines becher- oder kantharusartigen Denkmals mit einer umflochtenen gedrückten Kugel darin. (Vgl. Baedeker-Benzinger, Palästina^7, 39 u. A. Jeremias, Handbuch d. altorientalischen Geisteskultur S. 34 Anm. 4.) Eine Abbildung davon habe ich nach einer mir von A. Jeremias gütigst überlassenen Photographie im Omphalos, Taf. X Fig. 3 u. ob. S. VI, gegeben.[30])

Auch zu dem ebendort (Taf. X Fig. 4) abgebildeten typischen Orbis terrarum mit dem Zentrum Jerusalem gibt es zahlreiche Analogien aus dem Mittelalter. Vgl. Lelewel, Géogr. du moyen âge II Épilogue chap. 70 p. 121; Wuttke, Üb. Erdkunde u. Karten des Mittelalters. Leipzig 1853, S. 42f. u. Taf. V—VII; Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde I. Leipzig 1877, S. 74f.; Über Land und Meer 1914, Nr. 31 S. 805. Marinelli, Die Erdkunde bei den Kirchenvätern, Vortrag von Dr. G. M., deutsch von Neumann. Leipzig 1884, S. 76 Anm. 44ff. — Peschel a. a. O.

30) S. auch Lelewel, Géographie du moyen âge I, Prolegg. LXXXI Anm. 28, der über den 'nombril de Jérusalem, centre du monde' bemerkt: 'Au XVe siècle d'Ailly, Mauro discutent cette question; les pélérins visitent la colonne ou la pierre centrale.' 'Item, le lieu que on dist la moyenne du monde', dit en 1423 Gilbert de Lannoy (Voyage p. 50), 'Au dedans du cueur du sainct sepulchre que tiennent les Grecs a vue pierre ronde plus haulte que les aultres qui a vng trou au milieu, et dit on que cest le umbelic du monde ou le moyen', dit en 1487 le carmélite Nicola de Huen (Pélerinage publié à Lyon 1488 p. DIIII).'

S. 53 sagt darüber: 'Die Lateiner im Mittelalter haben Jerusalem als Zentrum der Welt angesehen. Alle älteren Karten bis hinauf und höher als das 14. Jahrh. zeigen uns Darstellungen dieser Theorie (vgl. die Sallustkarten Taf. V—VII, ediert von Wuttke a. a. O.). So dürftig aber waren diese 'Weltspiegel', daß ein geographisches Gedicht aus dem 15. Jahrhundert noch behaupten konnte, wenn man ein Tau [T] in das Omikron [O] zeichne, so wäre die Figur der Welt vollendet. Vgl. Leonardo Dati bei Santarem, Essai I, p. 155: „Un T dentro a uno O mostra il disegno ‖ Come in tre parte fu diviso il mondo.“[31]) Man vgl. unsere Titelvignette!

Die bisher angeführten Zeugnisse, zu denen alsbald noch die der Adamlegende angehörenden kommen werden, beweisen, daß an keinem Orte der Welt der Omphalosgedanke eine größere Rolle gespielt hat, als in Palästina und besonders in Jerusalem. In dieser Hinsicht übertrifft die Hauptstadt des jüdischen Landes sogar Delphi, dessen Omphalos, wie ich früher nachgewiesen habe, ungefähr 900 Jahre lang für die Hellenen und die Bewohner der Mittelmeerländer der ziemlich allgemein anerkannte hochheilige Nabel der Erde gewesen ist.[32]) Aber die Existenz des Omphalos von Jerusalem läßt sich mindestens noch zwei Jahrhunderte früher nachweisen und reicht, wie wir soeben gezeigt haben, noch durch das ganze Mittelalter bis auf die jüngste Gegenwart herab. Ja es macht fast den Eindruck, als sollte sich seine Bedeutung noch in eine ferne Zukunft erstrecken. Denn für nicht weniger als drei der wichtigsten Religionen, die jüdische, die christliche und die islamische (s. unt. Kap. IV) ist Jerusalem von jeher

31) Weiteres darüber s. bei Peschel a. a. O. S. 54 u. besonders Anm. 2: 'Auf der Mappa de mari et terra des Marino Sanuto (1321) liegt Jerusalem in der Mitte der Welt nach Ezech. 5, 5. Sie stellt die bekannte Welt als eine vom Ozean umflossene Scheibe dar, geteilt durch die Achse des Mittelmeeres und die senkrecht nach dieser gesichteten Ströme des Nils und Tanais. Mit Hilfe dieser Karte sind die Stellen im Purgatorio des Dante (II, 3 u. XXVII, 1—5) leicht zu verstehen.'

32) Vgl. Omphalos S. 76f.

entweder die Wiege oder eine hochheilige Stätte ersten Ranges gewesen, und es erscheint nicht unmöglich, daß es in dieser Hinsicht erneute Bedeutung erhält, wenn es dem sogen. Zionismus gelingen sollte, sich durchzusetzen und Jerusalem von neuem zum Zentrum des orthodoxen Judentums zu machen.

B) Der Omphalos in der Adamlegende (vgl. Omphalos S. 26).

Bereits Omph. S. 26 habe ich der eigentümlichen Rolle, welche der Nabel der Erde in der Legende vom ersten Menschen spielt, kurz gedacht, doch hat sich seit dem Erscheinen dieser Abhandlung teils infolge eigener Sammlungen und Forschungen, teils durch die überaus dankenswerten Arbeiten Wensincks und Klameths (s. Vorw. S. IIIf.) das erreichbare Zeugnismaterial so wesentlich vermehrt, daß ich es für wissenschaftliche Pflicht halte, die ganze Frage noch einmal, und zwar wesentlich auf Grund der Arbeiten der beiden genannten Forscher, zu beleuchten. Soviel ich sehe, dürfte es sich in diesem Falle am meisten empfehlen, den ziemlich umfangreichen Stoff nach lokalen Gesichtspunkten zu ordnen und kritisch zu bearbeiten. Wir beginnen daher unsere Betrachtung mit der Lokalsage von Jerusalem.

Auch hier wieder müssen wir verschiedene Lokaltraditionen unterscheiden, von denen die von Golgotha die bei weitem wichtigste und verbreitetste ist.

1. Die Adamlegende von Golgotha (vgl. Omphalos S. 26).

Sie liegt vollständig vor in dem wahrscheinlich dem 5. oder 6. Jahrhundert entstammenden 'Christlichen Adambuch des Morgenlandes', das A. Dillmann in Ewalds Jahrbüchern der Bibl. Wissenschaft Bd. V, Göttingen 1853, S. 1—144 aus dem Äthiopischen übersetzt und, mit einigen erklärenden Anmerkungen versehen, herausgegeben hat. Der für uns wesentlichste Inhalt ist (vgl. Klameth a. a. O. S. 112 A. 3 und

(GUTHE in Herzog-Plitt-Haucks Realenc.[3] VII, 46) kurz folgender[33]):

Zunächst wird erzählt, wie Gott Adam nach dem Sündenfall tröstete: 'Das Wasser des Lebens, nach dem du verlangst, wird dir heute nicht gereicht, sondern an dem Tage, da ich mein Blut über deinem Haupte vergießen werde auf der Golgothaerde' (DILLM. S. 38). Weiter heißt es (a. a. O. S. 81), Adam habe unmittelbar vor seinem Ende seinem Sohne Seth und dessen Nachkommen das Gebot hinterlassen, seinen (Adams) Leichnam nach der Rettung aus dem Wasser der Flut nach dem 'Mittelpunkt der Erde zu schaffen, und von dort werde Gott kommen und unser ganzes Geschlecht erlösen': abermals eine deutliche Anspielung auf Golgotha. Später befiehlt der 'Engel des Herrn' dem Melchisedek, 'da er auf seinem Lager schlief, er solle mit dem Körper seines Vaters Adam in die Mitte der Erde gehen' und ihn daselbst von neuem bestatten (S. 112); und als Melchisedek und Sem endlich an den genannten Ort gelangt sind, ertönt aus dem Sarge Adams eigene Stimme und sagt (S. 114) zu ihnen: 'In das Land, wohin wir gehen, wird das Wort Gottes herabkommen und leiden und oben auf dem Platze, wo mein Körper liegt, gekreuzigt werden, so daß er meinen Scheitel mit seinem Blute benetzen wird. Und in jener Stunde wird meine Erlösung sein, und er wird euch in mein Reich zurückbringen und mir mein Priestertum und Prophetentum geben.' Nach DILLMANN (a. a. O. S. 7ff.) ist das Adambuch 'nicht aus dem Griechischen, sondern aus dem Arabischen übersetzt und also nicht schon in der ersten Literaturperiode der Abyssinischen

---

33) Dieselbe Sage findet sich in verkürzter Form auch bei Eutychius dem Alexandriner (Annales b. Migne P. Gr. 111 p. 911ff. und 917f.), wo ebenfalls hervorgehoben wird, daß Adams Grab sich im Mittelpunkt der Erde und zwar an einer Stelle befunden habe, die 'Jaljalah' (= Golgatha?), d. i. Schädel, genannt wurde (vgl. MOMMERT, Golgotha S. 30f.).

Kirche, sondern erst in der zweiten und zwar von Ägypten her in jenes Land eingeführt worden.'[34])

Was das Alter der im Adambuch der abyssinischen Kirche behandelten Sage anlangt, so läßt sich dieselbe ohne Schwierigkeit zunächst bis ins 4. Jahrhundert zurückverfolgen. Das erhellt ohne weiteres aus der Übereinstimmung seines wesentlichen Inhalts mit der zur syrischen Literatur gehörenden 'Schatzhöhle' (= 'Spelunca thesaurorum'), die so gut wie sicher dem berühmtesten Schriftsteller der syrischen Kirche Ephräm (306—378) oder wenigstens seiner Schule zuzuschreiben ist (Dillmann a. a. O. S. 10; Bezold, D. Schatzhöhle aus dem syr. Texte übers. Leipzig 1883, S. X.). Hier heißt es (s. Bezold a. a. O. S. 26ff.): 'Und Noah rief seinen Erstgeborenen Sem und sprach zu ihm: ... „Und steige hinauf und setze ihn (den Leichnam Adams) am Mittelpunkte der Erde nieder und lasse den Melchisedek dort wohnen. Und siehe, der Engel des Herrn wird vor euch hergehen und

34) Aus derselben Quelle schöpfen ihre Adamlegenden auch Eutychius (10. Jahrh.), Annales = Migne, P. gr. CXI, 911 C, 915 C, 916 A, 918. Moses Barcephas, Annales ecclesiastici = Migne, P. gr. CXI 498; vgl. Klameth a. a. O. S. 99, 1, 113. A. Mommert, Golgotha S. 28ff.; s. auch Dillmann a. a. O. S. 8, wo noch weitere Literaturangaben zu finden sind, und Trumpp, D. Kampf Adams ... od. D. christl. Adamsbuch der Morgenlandes = Übersetzung eines Aethiopen aus dem Arabischen, Abh. d. I. Kl. d. Kgl. Akad. d. Wissenschaft., XVI. Bd., III. Abteil., München 1881, S. VIff., wo nachgewiesen wird, daß der erste Teil dieser Schrift 'prätendiert, die ἑξημερίς des Epiphanius, Bischofs von Cypern (um 367), zu sein.' S. XII stimmt Tr. der Vermutung Wilh. Meyers bei, daß 'die Grundschrift des Adambuches vor dem Aufkommen des Christentums von einem Juden verfaßt worden sei, wohl in einer ähnlichen Absicht wie das Buch der Jubiläen, um das, was die Genesis bot, zu erweitern und auszuschmücken.' Übrigens hat auch schon Dillmann (a. a. O. S. 142 Anm. 118) im Hinblick auf Augustinus (sermo 71) und andere Zeugnisse (s. unten Anm. 38) vermutet, daß die Sage von der Bestattung Adams auf Golgotha 'nicht ursprünglich christlich, sondern jüdisch gewesen sei' und 'daß die Schädelstätte so benannt wurde, weil Adams Schädel dort begraben lag.'

euch den Weg zeigen, nämlich den Mittelpunkt der Erde.[35]) Und dort hängen vier Enden (der Erde) miteinander zusammen; denn als Gott die Erde schuf, da lief seine Kraft vor ihr her, und die Erde lief ihr von vier Seiten aus wie Winde und leises Wehen nach; und dort (im Mittelpunkt) blieb seine Kraft stehen und kam zur Ruhe.[36]) Dort wird vollbracht werden die Erlösung für Adam und alle seine Kinder." ... Und als sie nach Golgatha kamen, welches der Mittelpunkt der Erde ist, zeigte der Engel Sem diesen Ort. Und als Sem die Leiche unseres Vaters Adam oberhalb dieses Ortes niedergesetzt hatte, da gingen vier Teile auseinander, und die Erde öffnete sich in Gestalt eines Kreuzes; und Sem und Melchisedek legten die Leiche Adams hinein ... Und derselbige Ort ward Schädelstätte genannt, darum daß dort das Haupt aller Menschen hingelegt wurde, und Golgotha, weil er rund war.'

Aber die Sage vom Adamgrabe auf Golgotha läßt sich noch mindestens um zwei weitere Jahrhunderte zurück verfolgen, denn es ist neuerdings von Baumstark und Klameth[37]) nachgewiesen worden, daß sie schon dem Origenes (185—254) bekannt war. Vgl. Cramer, Catenae Graecorum Patrum I, S. 235 = Migne, P. Gr. XIII, Sp. 1777): *περὶ τοῦ Κρανίου τόπου ἦλθεν εἰς ἡμᾶς, ὅτι Ἑβραῖοι παραδιδόασι τὸ σῶμα τοῦ Ἀδὰμ ἐκεῖ τετάφθαι.* Hier ist die Notiz außerordentlich

---

35) Nach dem Christl. Adambuch d. Morgenlandes übersetzt von Dillmann S. 122 soll sogar der Name Jerusalem eigentlich den 'Mittelpunkt der Erde' bedeuten.

36) Dieser etwas unklaren Vorstellung scheint die Ansicht gewisser Rabbinen, z. B. des R. Josua, zugrunde zu liegen, der behauptete: 'Die Welt wurde von den Seiten aus geschaffen', während R. Elieser lehrte: Von ihrer Mitte aus wurde sie geschaffen; denn es heißt (Job 38, 38): „Als der Staub gegossen wurde zum Guß (festen Klumpen) und Schollen angeheftet wurden." S. die Nachweisungen Prof. Winters in den 'Neuen Omphalosstudien' S. 74 u. ob. S. 16 f. Anm. 23.

37) Baumstark, Die Modestianischen und die Konstantinischen Bauten am hl. Grabe zu Jerusalem. Paderborn 1915, S. 26. Klameth a. a. O. S. 107 A. 1.

wichtig, daß die 'Hebräer' behauptet hätten, im Golgothahügel liege Adam begraben. Klameth (a. a. O. S. 109) ist freilich geneigt, das 'Ἑβραῖοι auf 'Judenchristen' zu beziehen, während ich vielmehr mit anderen zuversichtlich annehme, daß es sich um eine echt jüdische (rabbinische) vorchristliche Legende handelt. Um diese Annahme zu größter Wahrscheinlichkeit zu erheben, berufe ich mich vor allem auf die Zeugnisse des Athanasius (295—373), Ambrosius (340—399) und Basilius (um 448), welche übereinstimmend aussagen, daß die Legende von der Bestattung Adams auf Golgotha oder die Auffindung seines Schädels oder seines gewaltigen Skeletts (os magnum) an diesem Orte auf jüdischer (hebräischer), d. h. rabbinischer Überlieferung beruhe.[38]) Wie man im Hin-

38) Athanasius, De passione et cruce Domini = Migne, P. gr. XXVIII, 208 A: *Ὅθεν οὐδὲ ἀλλαχοῦ πάσχει, οὐδὲ εἰς ἄλλον τόπον σταυροῦται ἢ εἰς τὸν Κρανίου τόπον, ὃν Ἑβραίων οἱ διδάσκαλοί φασιν* (d. h. doch wohl die jüdischen Rabbinen) *τοῦ Ἀδὰμ εἶναι τόπον.* — Epiphan. (haeres. XLVI) bei Mich. Glycas p. 120 Annal. = p. 227 ed. Bonn. = Fabricius, Cod. Pseudepigr. Vet. Test. II, 37: *Ὁ μέγας Ἐπιφάνιος ἐν τοῖς Παναρίοις, ὡσαύτως καὶ ὁ μέγας Βασίλειος* (in Esai. V, 1) *ἐν τῇ εἰς τὸν προφήτην Ἡσαΐαν ἑρμηνείᾳ λέγει ἄγραφον παράδοσιν περισώζεσθαι [ἐν] τῇ ἐκκλησίᾳ περὶ τοῦ Ἀδάμ, ὡς εὐθὺς μετὰ τὸ ἐκβληθῆναι τοῦ παραδείσου εἰς τὴν Ἰουδαίαν ἐλθεῖν χάριν παρηγορίας ὧν ἀπώλεσεν. Αὕτη... γὰρ γῆ πίων καλεῖται. Ἐκεῖσε λοιπὸν ἐνδιατρίβει, ἐκεῖσε καὶ τέθαπται. Θαῦμα μὲν οὖν ἐδόκει τοῖς ὁρῶσιν ἡ ἐκείνου κεφαλὴ τῆς σαρκὸς διαρρυείσης, ὅτι καὶ πρῶτον ἐκεῖνον Ἰουδαία νεκρὸν ἐδέξατο. Ἐν τόπῳ λοιπόν τινι καταθέμενοι τὸ τοιοῦτον κρανίον τόπον κρανίου τὸν τόπον ἐκεῖνον ὠνόμασαν. Ἐκεῖσε οὖν σταυροῦται ὁ Κύριος, ἵνα διὰ ξύλου ζωώσῃ τὸν διὰ ξύλου σχόντα τὴν νέκρωσιν.* — Ambrosius, Explan in Luc. X, 23 = Migne, P. Lat. XV, 1925 C: Ipse autem crucis locus vel in medio est conspicuus omnibus, vel supra Adae, ut Hebraei disputant, sepulturam. — Augustin. sermo 71: Etiam Hieronymus antiquorum relationem refert, quod et Adam primus homo in ipso loco, ubi crux fixa est, fuerit aliquando sepultus, et ideo calvariae locum dictum esse, quia caput humani generis ibi dicitur esse sepultum. Et vere .. ... non incongrue creditur, quia ibi erectus sit medicus, ubi iacebat aegrotus, et dignum erat, ut, ubi acciderat humana superbia, ibi inclinaret se divina misericordia, et sanguis ille pretiosus etiam corporaliter pulverem antiqui peccatoris dum dignatur stillando contingere redemisse credatur. — Basilius v. Seleu-

blick auf diese Zeugnisse die vorchristliche Existenz der Sage vom Grabe Adams auf Golgotha in Abrede stellen und behaupten kann, daß es sich um eine verhältnismäßig späte, rein christliche Legende handle, verstehe ich nicht und gebe Baumstark (a. a. O. S. 26) völlig recht, wenn er sich für seine Ansicht auch auf den Namen *Κρανίον* selbst beruft, der 'ja offenbar mit dem auf Golgotha begrabenen oder gefundenen vermeintlichen Schädel Adams zusammenhängt, also

---

cia orat. 38 = Migne, P. gr. LXXXV, 409 A: *κατὰ δὲ τὰς τῶν Ἰουδαίων παραδόσεις, ὥς φασι, τὸ κρανίον τοῦ Ἀδὰμ ἐκεῖσε* (d. h. *ἐν Γολγοθᾷ*) *εὑρεθῆναι . . . Τούτου χάριν, φασὶν, καὶ κρανίου τόπος ἐκλήθη ὁ τόπος οὗτος.* — Hierher gehört auch Ps.-Tertull. carm. adv. Marcionem II = Migne, P. lat. II 1123: 'Os magnum hic veteres nostri (d. h. wohl unsere jüdischen Ahnen) docuere repertum. Hic hominem primum suscepimus esse sepultum.' Zum Verständnis des 'os magnum' verweise ich auf den namentlich im semitischen Orient von jeher verbreiteten, höchst wahrscheinlich auf der Entdeckung von Knochen gewaltiger vorsündflutlicher Tiere (Mammut, Ichthyosaurus usw.) beruhenden Glauben, daß die ältesten Menschen, d. h. Adam, Eva, Abel, Seth, Noah usw. von riesiger Größe, d. h. meist 40 Ellen lang, gewesen seien und natürlich auch eine dem entsprechende Lebensdauer besessen hätten. Vgl. Roscher, Die Zahl 40 im Glauben, Brauch u. Schrifttum d. Semiten, S. 46 Anm. 84. Dähnhardt, Natursagen I, 242 ff. Mehr b. Fabricius, Cod. Pseudepigr. Vet. Test. Hamburg 1722/23, vol. II p. 41; I p. 75. Wünsche, Schöpfung u. Sündenfall. Leipzig 1906, S. 9 f. u. 17 f. Dillmann a. a. O. S. 142 Anm. 118 und Klameth a. a. O. S. 107 A. 4; vgl. ebenda S. 99 f. Anm. 1 u. 2. — Merkwürdig ist übrigens der Widerspruch, der sich bei Hieronymus hinsichtlich der Lokalisierung des Adamgrabes findet. Denn während er (Epist. 46 = Migne P. L. XXII, 485) ausdrücklich bemerkt: 'Unde et locus, ubi crucifixus est Dominus noster, Calvaria appellatur, scilicet quod ibi sit antiqui hominis calvaria condita et sanguis Christi de cruce stillans primi Adam et iacentis protoplasti peccata diluerit', versetzt er an zwei anderen Stellen (In Matth. 27 u. In Ephes. 5 = Migne P. L. XXVI Sp. 219 u. 559) das Grab Adams vielmehr nach Hebron (s. Kap. II B 3). Vgl. auch Hieron. im Onomastikon unter Arboch, wonach Hebron die Grabstätte Adams (Jos. 14, 15 Vulg.), Abrahams, Isaaks und Jakobs war. S. auch Abulfeda Syr. p. 87. Winer, Bibl. Realwört.[3] I, 474, 2. — Auch nach muslimischer Tradition (Tha'labī, Tabari, Azraki) ist Adam in Jerusalem begraben: Wensinck, The navel of the earth 27.

bereits die Legende voraussetzt, daß der Protoplast unter der Stelle der Kreuzigung Christi begraben gewesen sei.' Eine erfreuliche Bestätigung dieser Ansicht scheint mir auch Guthes Hinweis auf die schon von Fabricius, Cod. pseudepigr. Vet. Test.[2] S. 59f., 75ff., 267f. gesammelten Zeugnisse zu ergeben, wo die Adamsage, wie es scheint, in rein jüdischer Gestalt überliefert ist. Es heißt dort, Noah habe nicht nur die Erde unter seine Söhne verteilt, sondern auch die Gebeine Adams. Sem habe den Schädel Adams und das Land Judäa erhalten; jener sei dann von Sems Nachkommen, als sie das Land besetzten, in Adams Grabe bestattet worden. 'Hier ist', wie Guthe treffend bemerkt, 'die Sage scharf auf den Ortsnamen zugeschnitten; zugleich erfahren wir, daß man ein Grab Adams (daselbst) kannte'. Was das Alter der Sage betrifft, so ist sie nach Guthes Ansicht aus der gleichen Wurzel entsprossen, 'der das Buch der Jubiläen oder die kleine Genesis seinen Ursprung verdankt, dies würde uns auf das letzte vorchristliche Jahrhundert führen.[40]) In die Zeit nach dem Tode Christi darf man die Entstehung nicht herabrücken, da es undenkbar ist, daß die Juden an diese Stätte, nachdem Jesus dort gekreuzigt war, die Sage oder Legende geknüpft hätten' (Guthe in Herzog-Plitt-Haucks Realenc.[3] 7, 46).[41]) Übrigens hält es Guthe für wahrschein-

40) Das ist auch die Meinung Littmanns, der das Buch der Jubiläen für Kautzschs Sammlung der Apokryphen und Pseudepigraphen des A. T. übersetzt hat (a. a. O. S. 37). L. versetzt das Buch ebenfalls in die vorchristliche Zeit, es ist nach ihm vom pharisäischen Standpunkt aus geschrieben. Auch hier (Kap. 8, 12 = S. 55) erhält Sem die 'Mitte der Erde' als Erbe für sich und seine Kinder in Ewigkeit, und in Kap. 19 (S. 56) wird der Berg Zion ausdrücklich als Mittelpunkt des Nabels der Erde (d. h. Palästinas) bezeichnet. Von dem Grabe Adams ist freilich hier keine Rede; auch fragt es sich, ob hier von dem Berge Zion im engeren oder weiteren Sinne (= Jerusalem) gesprochen wird.

41) Ähnlich meint auch Mommert, Golgotha, S. 31, 'daß bereits in der Zeit, als Christus gekreuzigt wurde, eine Grabhöhle, welche eine alte Überlieferung, die schon im 2. Jahrh. n. Chr. als eine 'von den Vorfahren überkommene' benannt wird, als die des Adam

lich, daß die auffallende Beschaffenheit des Bodens von Golgotha — am Fuße des Abhanges nämlich befindet sich unter dem schädelartigen Vorsprung des Felsens wie in einer Nische (Mt. 23, 27. 29) ein Grab, das Grab Adams — dem Ort seinen Namen eingetragen habe; die jüdische Phantasie habe den grotesken Schädel für den Adams erklärt und ihm darunter sein Grab angewiesen.[42]) Auf diese Weise sei das Andenken an den ersten Menschen für Jerusalem, den Mittelpunkt der Erde (Ez. 5, 5. 38, 12), gesichert worden.[43])

---

bezeichnet, unter dem Standorte des Kreuzes Christi vorhanden war. Eine nach dem Kreuzestode Christi unter dem Standorte des Kreuzes angelegte Höhle hätte doch wohl niemand den Bewohnern Jerusalems als das Grab Adams weder auszugeben wagen dürfen, noch auch glaubhaft zu machen vermocht. Dazu kommt, daß die Anlage eines Grabes an dieser Stätte bald nach dem Tode Jesu unmöglich wurde, weil Golgotha und seine Umgebung schon etwa neun Jahre nach dem Tode Jesu durch den Bau der Mauer des Agrippa in den Bereich der Stadt gezogen wurde.'

42) Dieser Ursprung des Namens *Κρανίον* für den Ort der Kreuzigung wird freilich von alten und modernen Zeugen mehrfach abgelehnt. Vgl. Epiphanius, Advers. haeres. 41 = p. 415 Dind. = Migne P. Gr. XLI p. 843: *Ὅθεν* (nämlich weil dort *τὸ τοῦ Ἀδὰμ σῶμα ἔκειτο*) *εἰκότως τὸ ἐπώνυμον ὁ τόπος ἔσχε, Κρανίου ἑρμηνευόμενος τόπος, ἧς ὀνομασίας τὸ σχῆμα τοῦ τόπου ἐμφέρειάν τινα οὐχ ὑποδείκνυσιν. Οὔτε γὰρ ἐν ἄκρᾳ τινι κεῖται, ἵνα κρανίον τοῦτο ἑρμηνεύηται, ὡς ἐπὶ σώματος κεφαλὴ τόπος λέγεται, οὔτε σκοπιᾶς. καὶ οὔτε ἐν ὕψει κεῖται παρὰ τοὺς ἄλλους τόπους . . . Πόθεν οὖν ἡ ἐπωνυμία τοῦ κρανίου; Ἀλλ' ἐπειδὴ τοῦ πρωτοπλάστου ἀνθρώπου ἐκεῖ τὸ κρανίον εὕρηται, καὶ ἐκεῖ τὸ λείψανον ἐνεπέκειτο τούτου ἕνεκα κρανίου τόπος ἐκέκλητο.* Ebenso Mommert a. a. O. S. 23f. u. 39 und Tobler, Golgatha S. 271. Eine neue gründliche Untersuchung und Aufnahme des Lokals scheint demnach notwendig.

43) Guthe im Artikel Grab, d. heil., Herzog-Plitt-Hauck, Realenc.[3] VII, 46. Weiteres über die Topographie und Nomenklatur von Golgotha, sowie über die Schicksale des Adamgrabes und der daraus entstandenen 'Adamskapelle' s. jetzt bei Baumstark, D. Modestian. u. d. Konstantin. Bauten am hl. Grabe zu Jerusalem. Paderborn 1915, S. 17ff. Klameth a. a. O. S. 106ff. Das große Jerusalemwerk der beiden Dominikanerpatres H. Vincent u. F. M. Abel, O. Pr. (Jérusalem, Recherches, de topographie etc., Paris 1914, war mir bisher nicht zugänglich.)

Vielleicht haben beide Momente, sowohl die schädelartige Gestalt des Felsens als auch die Auffindung eines '*os magnum*' (S. 30 Anm. 38), sowie die Existenz eines uralten Höhlengrabes zusammengewirkt, um die Vorstellung zu erzeugen, daß der Urvater der Menschheit unter dem Hügel von Golgotha begraben liege. Daß die ursprünglich nach ganz bestimmten Zeugnissen vorhanden gewesene altjüdische Lokalsage von Golgotha bald nach dem Tode Jesu, vor allem in jüdischen, christenfeindlichen Kreisen, gegenüber der Sage vom Adamgrabe zu Hebron (s. S. 40ff.)[44]) stark zurücktreten, ja ganz verschwinden, und schließlich nur noch in christlichen Kreisen fortleben konnte, ist religionsgeschichtlich leicht zu begreifen und zu erklären (vgl. Mommert a. a. O. S. 31).[45])

Der Vorstellung, daß Adam auf Golgotha auch erschaffen worden sei, bin ich bisher nur an wenigen Stellen z. B. beim sog. Breviarius (ed. Geyer, Itin. Hierosol. p. 154)[46]), begegnet.

---

44) Sogar ein so hervorragender Kirchenvater wie Hieronymus hat sich schließlich zugunsten der Lokalsage von Hebron entschieden, was natürlich auch die christliche Tradition von Golgotha beeinflussen mußte. (Vgl. Klameth a. a. O. S. 110 A. 1. Baumstark a. a. O. S. 26 f.)

45) Nebenbei gedenke ich hier noch der eigentümlichen arabischen Überlieferung (Wellhausen, Reste arab. Heidentums[2] S. 14), nach der Adam nach seinem Tode 'von den Banu Scheth (den Sethiten?) in einer Höhle des Berges Nod, des fruchtbarsten Berges in der Welt (Bezeichnung des Paradieses??), im Lande Hind (Indien??) beigesetzt wurde. Weiter wird berichtet, wie die Banu Scheth das Grab Adams, als Heiligtum verehren. Hinsichtlich des Wohnsitzes Adams und der Sethiten im Lande Eden unterhalb des hochgelegenen Paradieses s. Dillmann a. a. O. S. 137 A. 1. Vielleicht darf man hier an die arabisch-indische Adamsage von Zeylon mit seinem Adamspik denken, dessen paradiesische Natur von selbst auf die Vorstellung vom Paradiese führte. Das Land Nod der Kainlegende (Genes. 4, 16, östlich von Eden!) identifiziert v. Bohlen, Genesis S. 59 nach einer Andeutung von Michaelis mit Indien im weiteren Sinne. Winer, Realw.[3] II, 167, 1.

46) Corp. Script. Eccl. Lat. XXXVIIII p. 154: 'Ubi (scil. in Golgotha) plasmatus est Adam' (s. Klameth a. a. O. S. 108). Ebenso auch im Clem. Aeth. und im B. Juchasin b. Fabricius a. a. O. S. 90 nach Dillmann a. a. O. S. 142 A. 118. Vgl. unt. Anm. 50 a. E.

(Vgl. Schatzhöhle S. 4, 2 d. Übers. von BEZOLD[47]) und WENSINCK, The navel of the earth. Amsterdam 1916, S. 22.)

2. Die Adamlegende von Zion und Morija.

Bekanntlich kommt die Bezeichnung Morija für den eigentlichen Tempelberg im Alten Testament nur sehr selten vor, und der viel häufigere Name Zion, d. h. ursprünglich der Berg, auf welchem die Burg Davids, das alte und feste Jerusalem, erbaut war, bezeichnet in der theokratischen Sprache der Propheten und Dichter gewöhnlich ganz Jerusalem mit dem Tempelberg[48]), so daß wir wohl berechtigt sind, den ursprünglichen Gegensatz, der zwischen Morija und Zion bestand, hier einigermaßen zu ignorieren und beide Benennungen als eine Einheit zu betrachten.

Das Charakteristische fast aller in dieser Beziehung für die Adamlegende in Betracht kommenden Zeugnisse besteht nun darin, daß, im Gegensatze zu der Sage von Golgotha, in der meist nur vom Grabe Adams die Rede ist[49]), für Zion und Morija meist nur das Motiv der Erschaffung des ersten Menschen in Betracht kommt.

Eines der ältesten hier zu erwähnenden Zeugnisse ist wohl das dem Rabbi Elieser zugeschriebene (vgl. Pirke dẹ R. Elieser Kap. XI, ed. Amsterdam p. 11: KLAMETH a. a. O. S. 93 A. 3), welches lautet: 'Und er knetete die Erde zum

47) 'Und [Adam] nach seiner Erschaffung stand mitten auf der Erde, und er setzte seine beiden Füße auf den Platz, woselbst das Kreuz unseres Erlösers errichtet wurde, darum daß Adam in Jerusalem erschaffen ward.'

48) Vgl. z. B. WINER, Bibl. Realwörterb.[3] unter Moria und Zion.

49) Auszunehmen ist vor allem (s. Anm. 47) die Behauptung der 'Schatzhöhle' p. 4, 2, daß Adams Erschaffung stattgefunden habe im Mittelpunkte der Erde, an demselben Orte, wo später das Kreuz Christi errichtet worden sei, also auf Golgotha, falls hier nicht an Jerusalem im allgemeinen zu denken ist; vgl. WENSINCK a. a. O. S. 21f. und die folgende Anm., sowie die von DILLMANN a. a. O. S. 142 Anm. 118 am Ende zitierte Überlieferung beim Clem. Aeth., daß Adam auf Golgotha erschaffen und von da ins Paradies versetzt sei.

Körper Adams; an einem reinen, heiligen Orte geschah dies, nämlich in der Mitte der Erde', als welche im Folgenden das Heiligtum Jerusalems, also der Tempel, hingestellt wird (vgl. Wünsche, Schöpfung u. Sündenfall, Leipzig 1906, S. 10). Ähnlich heißt es bei Wensinck, The navel of the earth S. 21: 'Now according to Jewish ideas Adam, the substance of mankind, was created on the substance of the earth, the sanctuary, more particularly the altar.[50]) Ber. Rabba XVII vo. a, l. 6 infra: 'out of the place where reconciliation y made for him, man has been created' (vgl. ebenda S. 27).[51])

---

50) Vgl. auch bei Fabricius, Cod. pseudepigr. Vet. Test., Hamb. 1722, S. 73 das Zitat aus Maimonides' in Beit abachria Kap. 2 (Klameth a. a. O. S. 108, 3): Est autem traditio in omnium manu, locum illum, in quo David et Salomon aedificavit aream pro arca, esse eundem locum, in quo Abraham extruxit altare atque super illud ligavit Isaacum, et eundem, in quo Noach, postquam egressus erat arca, extruxit altare; et hoc esse idem illud altare, in quo obtulit Cain, Abel et Adam primum sacrificium, postquam creatus erat, atque inde conditus est. Hinc ajunt sapientes: 'Adam creatus est e loco expiationis suae'. Damit ist zu vergleichen eine Stelle aus dem B. Juchasin des Moses Maimonides bei Fabricius S. 90: Traditio ab omnibus recepta est, locum, ubi David condidit altare in area Aravne, fuisse locum, ubi suum condidit Abrahamus, super quod ligavit Isaacum, ubi suum condidit Noachus, cum egrederetur ex arca; ibidem fuit altare super quod obtulerunt Cain et Abelus; ibidem Adamum obtulisse cum crearetur, atque inde fuisse creatum. Dicunt sapientes, idem ei locus expiationis, qui creationis.

51) Vgl. dazu Pirke R. El. XXXI: R. Ismael sagt: Als Abraham und Isaak den Berg Moria erreichten, zeigte der Heilige, gelobt sei er, mit seinem Finger Abraham einen Altar und sprach: Das ist der Altar, auf dem Adam geopfert hat. Vgl. dens. im Midrasch Haggadol Gen. XXV, 9: Das ist der Altar, auf dem Adam geopfert hat, und die Erde zu seinem Leib wurde dieser Stätte entnommen. (Mitteilung Dr. Berdyczewskis). Nach Midrasch Telpion, Warschau 1875 p. 19 c d wählte Adam als seinen Sitz den Berg Moria, weil von diesem Berge (als dem höchsten Punkt der Erdoberfläche und deren Mitte?) aus die Gebote am schnellsten gehört werden, oder weil das die Stätte ist, von der aus der Heilige . . . die Sünden Israels dereinst vergeben wird. Ja es gab eine Tradition, wonach der Moria der Berg ist, auf dem die Thora gegeben werden sollte. 'Unsere Lehrer sagen

Nach T. Themeles, *Αἱ περὶ τῆς σημασίας τοῦ Γολγοθᾶ ἑρμηνεῖαι* S. 210 (zitiert von Klameth a. a. O. S. 89 Anm. 1) verlegt die daselbst angeführte *Μικρὰ Γένεσις* (= Jubiläenbuch) Kap. 4 das Grab Adams dorthin, wo der Mensch gebildet wurde (Littmann b. Kautzsch, Apokr. u. Pseudepigr. d. A. T. II, S. 48 übersetzt: 'Und alle seine Kinder begruben ihn (Adam) im Lande seiner Erschaffung'), und im 8. Kap. (= Littmann a. a. O. S. 56: 'Der Berg Zion Mittelpunkt des Nabels der Erde') wird dieser Ort auf dem Berge Zion angesetzt, dem *κέντρον τῆς γῆς* (Klameth a. a. O. S. 89 A. 1).

Wenn nach mohammedanischer Legende die Erschaffung Adams in der Nachbarschaft von Mekka stattgefunden haben sollte[52]), so hat man darin einfach eine Übertragung jerusalemischer Traditionen auf Mekka zu erblicken, eine Erscheinung, die sich auch sonst vielfach nachweisen läßt.[53]) Man denke z. B. an die Übertragung des Adamgrabes von Jerusalem nach Mekka, wo es auf dem Berge Abukais gezeigt wird (Gesenius in der Hall. Enzyklop. unter Adam S. 362, Herbelot, Biblioth. orient. I, 95).

Mit der Sage von der Erschaffung des ersten Menschen ist wohl fast überall die Vorstellung vom Paradies aufs innigste verbunden gewesen. Wir können uns daher nicht darüber wundern, daß das Paradies bisweilen in dieselbe Gegend verlegt wird, wo die Erschaffung Adams stattgefun-

nämlich, daß der Berg Moria aus seinem Ort herausgerissen und nach der Wüste versetzt worden sei, damit auf ihm die Lehre gegeben werde. Der Berg Moria ist der Berg Sinai' (Berdyczewski). Ähnlich wurde später Bethel und der Stein, der Jakob als Kopfkissen bei seinem Traum von der Himmelsleiter gedient hatte, mit Jerusalem und dem Stein Schetija (dem Nabelstein) identifiziert (s. unten Kap. III b S. 54 f.).

52) Vgl. Wensinck a. a. O. S. 21, der sich auf Khamīs 1, 46 paen. und Thaʿlabī p. 23 f. beruft.

53) Wensinck S. 21 macht darauf aufmerksam, daß sogar 'the origin of Muḥammed's substance (ṭīna) is in the navel of the earth, in Mekka.' Khamīs I, 37, 7 sqq.; Ḥalabī I, 197, 2: „the origin of the clay of the apostle of Allāh is from the navel of the earth in Mekka." And finally Adam and Muḥammed have also become preexistent entities in Muslim tradition (Ḥalabī I, 197, 16; 198, 3 sqq.).

den haben sollte, d. h. nach Palästina und in die Gegend von Jerusalem.

Ziemlich deutlich tritt uns diese Anschauung entgegen bereits in den Pirke Rabbi Elieser, Abschnitt 20, wo unter anderem erzählt wird, daß Adam, als er aus dem Garten Eden (also dem Paradies) vertrieben wurde, auf dem Berge Morija seinen Wohnsitz nahm[54]), weil das Tor des Gartens Eden nahe dem Berge Morija ist (Mitteilung Professor Winters in Dresden).[55]) Wenn die alte sog. Apokalypse Mosis (Apoc. apocr. 21 ed. Tischendorf; vgl. Clemens Übers. des Lebens Adams u. Evas b. Kautzsch, Apokr. II S. 527)[56]) den Ort, d. h. das Zentrum der Erde, wo Adam erschaffen ward, mit dem Paradies identifiziert, so scheint auch in diesem Falle an Palästina und Jerusalem gedacht werden zu müssen, weil für beide Lokalitäten zwei Hauptmerkmale be-

---

54) Dieselbe Tradition vertritt auch Ps.-Jonathans Targum Jeruschalmi I (zitiert von Klameth a. a. O. S. 108): 'Und er verstieß ihn [Adam] aus dem Garten Eden und er kam und wohnte auf dem Berge Moria, zu bebauen die Erde, von der er erschaffen worden war', eine Stelle, welche wohl auch für die Annahme, daß Moria der Ort der Schöpfung des ersten Menschen gewesen sei, verwertet werden kann. Vgl. auch den Sündenfallbericht nach Jalkut Schim'oni: Wünsche, Schöpfung u. Sündenfall. Leipzig 1906, S. 70: 'Adam zog aus und wohnte außerhalb des Gan Eden am Berge Morija, denn das Tor von Gan Eden ist angelehnt (grenzt) an den Berg Morija. Von da hat er (Gott) ihn genommen und dahin ließ er ihn zurückkehren, wie es heißt: „zu bebauen den Erdboden, von dem er genommen war".'

55) Dr. Berdyczewski verdanke ich folgende Mitteilung aus Menahem Recanati, ed. Venezia 1554, Gen. p. 56a: 'Weil Abraham den besonderen Wert der Stätte (Hebrons) kannte und wußte, daß er das Tor des Edens war, wählte er ihn. Von Hebron aus gelangt man in den Garten Eden.' Weiteres s. unten S. 45.

56) Hier heißt es: 'Und nach Adams Beschickung befahl Gott, ihn in den Bereich des Paradieses zu tragen, an den Ort, wo Gott den Staub gefunden hatte, daraus er Adam bildete.' Apokal. Mos. ed. Tischendorf p. 21: *ἀμφότεροι* [Adam u. Abel] *ἐτάφησαν κατὰ πρόσταξιν θεοῦ εἰς τὰ μέρη τοῦ παραδείσου, εἰς τὸν τόπον ἐν ᾧ εὗρεν τὸν χοῦν ὁ θεός.*

sonders charakteristisch sind: ihre zentrale Lage und zugleich die eigentümliche Vorstellung, daß beide Punkte die höchsten Erhebungen auf der Erdoberfläche bedeuteten. Ganz deutlich wird in bezug auf das Paradies die letztere Anschauung bezeugt und begründet von Moses Barcephas De Paradiso I, 9 = Bibliotheca Patr. max. tom. XVII p. 461: 'Illud insuper asserimus, eam terram in qua est Paradisus, altiorem multo sublimioremque existere hac quam nos colimus: id enim ita se habere, indicio sunt quatuor illa grandia flumina, quae orta in Paradisi terra per hanc nostram ab illa diversam feruntur'.[57]) Das widerspricht nur scheinbar der Schilderung der Genesis, denn auch nach dieser handelt es sich im Grunde nur um einen einzigen Strom des Paradieses, der sich erst außerhalb desselben in vier Flußarme teilte, um aus dem 'Mittelpunkt der Erde allen Ländern die Bewässerung zuzuführen'. (Winer, Bibl. Realwört.[3] I, S. 284, A. 1.)[58])

---

57) Auch das Christliche Adambuch des Morgenlandes versetzt das Paradies auf die höchste Höhe der Erde, wie Dillmann a. a. O. S. 137 Anm. 1 aus den Hymnen des Ephraem Syrus auf das Paradies, aus des Cosmas Indicopleustes Topographie usw. nachweist. Doch wird es hier gewöhnlich nicht nach Palästina, sondern in den äußersten Osten verlegt; vgl. Leben Adams und Evas 45. Ps.-Epiphan. Hexaëmeron ed. Trumpp S. 233. Epiphan. haeres. 64, 47 = II p. 644 Dind.

58) Hierzu kommt noch die eigentümliche in der späteren hebräischen und arabischen Literatur bezeugte Vorstellung, daß von Jerusalem, dem Nabel der Erde und Ausgangspunkt der Schöpfung, alle unterirdischen Wasseradern ausgehen, die den Kulturpflanzen, Fruchtbäumen usw. das nötige Grundwasser liefern. S. die mir von Prof. Winter nachgewiesenen Belege aus Tanchuma zu Kedoschim (Levit. 19) in meinen Neuen Omphalosstudien S. 73f. Mehr bei Wensinck a. a. O. S. 32ff., der u. a. auf das Zeugnis Nuwairīs (p. 90, 3) verweist: „Abū Huraira said on the authority of the prophet: all rivers and clouds and vapours and winds come from under the holy rock in Jerusalem" und sogar geneigt ist, die Worte des Psalms 87, 7: 'alle meine Quellen sind in dir' (d. h. in Zion) auf dieselbe Anschauung zu beziehen. Vgl. auch Feuchtwang in Monatsschrift für Gesch. u. Wissenschaft d. Judentums. N. F. Jahrg. XVIII, S. 723ff., sowie Ubaiy b. Ka'b bei Khamis I, 86, 18f.: 'God calls Pa-

Es ist das Verdienst von Wensinck in der schon oft zitierten Abhandlung der Amsterdamer Akademie, die gedachten beiden Merkmale der zentralen und der Höchstlage sowohl für Jerusalem (Palästina) wie für das Paradies energisch betont und nachgewiesen zu haben. So sagt er a. a. O. S. 13: The sanctuary has been considered as the highest mountain or the highest territory of the earth; or, in other words, that it possesses the first characteristic of the navel in an absolute form. As to mount Sion, this theory is, in its general form, not yet applied to it in the Old Testament; but is here limited to eschatological times; Isaiah II, 1: „And it shall come to pass in the last days, that the mountain of Yahwe's House shall be established in the top of the mountains, and shall be exalted above the hills.' — It is clear why it is said here that this state of things will begin in the coming era: for at that time the earth and especially Jerusalem and the holy land will be transformed into a landscape bearing the features of Paradise. Paradise really consists of a mountain higher than any mountain on earth (Book of the Bee, p. 23, 4 = Anecdota Oxon., Semitic series vol. I, part., 2 ed. Budge). It is for the first time that we meet with a characteristic common to the navel and to Paradise; it will not be the last time; we shall see that the explanation of this is to be found in the fact that Paradise is also considered as a navel.[59]) In later literature

---

lestine blessed, only because there is no sweet water of which the source does not originate under the Holy rock at Jerusalem', und Nuwairī p. 90, 16: ʽall water flowing from the tops of the mountains has its origin under thee' usw. (Wensinck a. a. O. S. 33).

59) So erklärt sich wohl auch der im ʽLeben Adams u. Evas', Kap. 40 S. 527 Kautzsch (Apokryphen d. A. T. I) erhaltene Sagenzug: ʽUnd nach Adams Beschickung befahl Gott, ihn in das Bereich des Paradieses zu tragen, an den Ort, wo Gott den Staub gefunden hatte, daraus er Adam bildete. Und er ließ den Ort für zwei (Leichen) aufgraben und sandte sieben Engel in's Paradies, die brachten viele Wohlgerüche herbei' . . . Im Folgenden wird erzählt, daß sechs Tage später auch Eva daselbst bestattet wurde. — Auch hier

the fact of Jerusalem being the highest place on earth is not limited to eschatological times, as we learn from Kiddushin in 69ᵃ infra: „The sanctuary is higher than the rest of the land of Israel and the land of Israel is higher than all other countries."[60]) Vgl. auch Wensinck a. a. O. S. 13ff., wo noch weitere Zeugnisse aus Agapius, Halabī, Nuwairī usw. angeführt sind und die Übertragung der gleichen Vorstellung auch auf Mekka erwiesen wird.[60])

3. Adam und Eva in Hebron bestattet.

Ein merkwürdiger Widerspruch hinsichtlich der Lokalität des Adamgrabes findet sich in den Schriften des Kirchenvaters Hieronymus (340—420). Während er Epist. 46 = Migne, P. L. XXII, 485 schreibt: 'Unde et locus, ubi crucifixus est Dominus noster, Calvaria appellatur, scilicet quod ibi sit antiqui hominis calvaria condita et sanguis Christi de cruce stillans primi Adam et iacentis protoplasti peccata dilueret', versetzt er an anderen Stellen, nämlich In Matth. IV, 27, 33 = Migne P. L. XXVI 217 B C und In Ephes. 5 = Migne P. L.

---

scheint die Annahme der Identität von Paradies und Jerusalem vorzuliegen. Auf derselben Vorstellung beruht es wohl, wenn Pico von Mirandola (1463—1494), der bekanntlich ein guter Kenner der späteren jüdischen Literatur, besonders der kabbalistischen, war, in seiner schönen 'Oratio de hominis dignitate') = Opp. Basileae 1601, Vol. I Sp. 208) Gott zu Adam bei dessen Schöpfung sagen läßt: 'Medium te mundi posui, ut circumspiceres inde commodius quidquid est in mundo'. Wünsche, Schöpfung und Sündenfall. Leipzig 1906, S. 19. Vgl. Hilarius († 366) b. Migne P. L. IX, 1073.

60) Damit hängt natürlich auch die Vorstellung zusammen, daß das Land der Israeliten das einzige gewesen sei, das von der Sintflut verschont wurde; vgl. Bereschit Rabba fol. XXXVII ro. a, l. 20ff., zitiert von Wensinck a. a. O. 15. Dasselbe gilt dann auch vom Paradiese, vom Berge Garizim, dem Erdnabel nach der Lehre der Samaritaner, der Ka'ba in Mekka nach mohammedanischer Anschauung usw. (wie Wensinck a. a. O. S. 15ff. u. 33 weiter ausgeführt und durch bestimmte Zeugnisse bewiesen hat). Vgl. auch Bin-Gorion, D. Sagen d. Juden I, Frankfurt a. M. 1913, S. 57.

XXVI 559 A B[61]) das Grab Adams vielmehr nach Hebron.[62]) Dieser Widerspruch erklärt sich leicht aus der Tatsache, daß dem Hieronymus zwei ganz verschiedene Überlieferungen vorlagen und er sich zu verschiedenen Zeiten erst für die eine, dann für die andere entschieden hat. Zwar die Genesis, die in der Höhle von Hebron die Sara (Gen. 23, 9), Abraham (25, 19), Isaak, Rebekka, Lea (49, 31), Jakob (50, 1 ff.; vgl. Jos. b. Jud. 4, 9, 7) beigesetzt werden läßt, weiß nichts von einer dort stattgefundenen Bestattung Adams zu berichten, wohl aber lassen sich aus der späteren jüdischen Literatur, die Hieronymus gekannt haben muß, eine Anzahl von Zeugnissen beibringen, die von einem Grabe Adams zu Hebron sprechen.[63])

Sota 13a: Als sie (mit der Leiche Jakobs auf dem Zuge von Ägypten nach Kanaan) bei der Höhle Machpela anlangten, kam Esau und wollte (die Bestattung) verhindern. Er sagte zu ihnen: „Mamre Kirjath ha-Arba' (die Stadt der Vier) das ist Chebron" (Genes. 35, 27). — R. Jizchak hat aber gesagt: Sie heißt Kirjath Arba (Stadt der Vier), weil vier Paare dort waren: Adam und Eva, Abraham und Sara, Isak und Rebekka, Jakob und Lea — er (Jakob) begrub Lea in dem seinigen (in dem Stücke der Höhle Machpela, welches ihm als Erbteil von Isak zukommt); was übrig ist, gehört mir.

Erubin 53a: „Die Höhle der Verdoppelung" (Genes. 23, 9).[64]) Rab

---

61) Vgl. auch Lagarde, Hieronymi quaest. hebr. in Gen. p. 35, 23: . . . ibi [in Hebron] Abraham et Isaac et Jacob conditus est et ipse princeps humani generis Adam, ut in libro Jesu [14, 15] apertius demonstrabitur. S. Klameth a. a. O. S. 110 Anm. 1. Baumstark a. a. O. S. 26 Anm. 6 u. 7.

62) Ebenso, wahrscheinlich der Autorität des Hieronymus folgend, der Kirchenschriftsteller Arkulf (vgl. Klameth a. a. O. S. 111. Geyer, Itin. Hierosolym. saec. IV—VIII, p. 233).

63) Ich verdanke die zunächst folgenden fünf Zitate der Güte Prof. Winters in Dresden und gebe sie im Hinblick auf ihren Wert und den Umstand, daß sie bisher, so viel ich weiß, viel zu wenig bekannt sind, möglichst vollständig wieder. Auch Herrn Dr. J. M. Berdyczewski (Bin-Gorion) in Berlin-Friedenau, dem Herausgeber der im 'Born Judas' gesammelten Legenden und Märchen bin ich für einige wertvolle Mitteilungen zu Dank verpflichtet.

64) Eine doppelte Grabhöhle bezeugt für Hebron auch Baedeker (= Benzinger), Palästina u. Syrien [4] (1897) S. 135 f.: 'Doppelte Höhle,

und Samuel (erklären die Bezeichnung). Der eine sagt: Es waren zwei Häuser, das eine innenwärts vom andern (hinter dem andern); der andere sagt: Es war éin Haus und éin Obergeschoß darüber. Nach der Ansicht dessen, der sagt: eines über dem andern, trifft zu: 'Verdoppelung'; nach der Ansicht dessen aber, der sagt: 'zwei Häuser, eines innenwärts vom andern', was bedeutet „Verdoppelung"?' Sie war ver(ge)doppelt durch Paare (es waren Doppelgräber darin). Denn es heißt (Genesis 35, 27): „Mamre Kirjat ha-Arba, das ist Chebron", und R. Jizchak hat gesagt: Die Stadt der vier (arba) Paare, Adam und Eva, Abraham und Sara, Jizchak und Ribka, Jakob und Lea.

Baba batra 58a: R. Banaa versah die (Gräber-) Höhlen mit Abzeichen (Raschi: Er ging in die Höhlen hinein und maß ihre Länge im Innern aus; dann maß er an den entsprechenden Stellen außen und machte dort ein Zeichen mit Kalk, damit man den Ort der Unreinheit erkenne.) Als er zur Höhle des Abraham kam, fand er Elieser, den Knecht Abrahams, an der Pforte stehen. Er sprach zu ihm: Was macht Abraham? Jener sprach: Er schläft in den Armen der Sara, die ihm aufmerksam (liebevoll) auf's Haupt blickt. Er sprach: Geh', sag ihm: Banaa steht an der Pforte. Er (Abraham) sprach: Er mag hereinkommen; man weiß, daß in dieser Welt der Trieb nicht herrscht. Er ging hinein, blickte um sich und ging hinaus. Als er zur Höhle des ersten Menschen (Adam) kam, ging eine Tochterstimme (Himmelsstimme) aus und sprach: Du hast das Ähnlichkeitsbild meines Abbildes gesehen, mein Abbild sollst du nicht sehen.[65] [Er sprach]: Ich will doch die Höhle mit einem Zeichen versehen. (Die Tochterstimme erwiderte): Wie das Maß der äußeren, so ist das Maß der inneren.[66] Und nach dem, der sagt[67]): Zwei Häuser, eines über dem andern (er-

---

jeder Teil mit besonderem Eingang. Sechs Kenotaphe befinden sich über dem Boden nach Angabe der Muslimen genau über den unterirdischen Gräbern von Abraham, Isaak und Jakob und ihren Frauen Sarah, Rebekka und Lea.' Also weiß auch die heutige Lokaltradition der Muhammedaner nichts von einem Grabe Adams und Evas zu Hebron. Das erklärt sich wohl zum Teil aus der Tatsache (s. unt. Kap. 4), daß nach islamischer Annahme Adam auf dem Berge Abukais bei Mekka und Eva zu Dschedda bestattet war (s. Neue Omphalosstudien S. 13f.).

65) Adam ist das Abbild Gottes, jeder andere Mensch, hier Abraham, ist das Abbild Adams.

66) Von der Pforte aus gesehen, bildet Abrahams Grabstätte den äußeren, die des Adam den weiter nach innen zu liegenden Teil der Höhle.

67) S. oben Erubin 53a.

widerte die Tochterstimme): Wie das Maß der oberen, so ist das Maß der unteren. R. Banaa sagte: Ich betrachtete seine zwei Fersen, und sie glichen den zwei Rädern der Sonne.[68])

Bereschit rabba 58, 4: 'Und Sara starb in Kirjat arba' (Genes. 23, 1). Mit vier Namen wurde sie (die Stadt) benannt: Eschkol, Mamre, Kirjat arba, Chebron. Und warum nennt er sie Kirjat arba (Stadt der Vier)? Weil vier Gerechte darin wohnten: Aner, Eschkol, Mamre, Abraham, und vier Gerechte darin beschnitten wurden: Abraham, Aner, Eschkol und Mamre. — Eine andere Erklärung: Kirjat arba, weil vier Gerechte, Väter der Welt, darin begraben wurden: Adam der Erste, Abraham, Jizchak und Jakob. — Eine andere Erklärung: Weil vier Mütter darin begraben wurden: Chawa (= Eva) und Sara und Ribka (= Rebekka) und Lea.

Pirke Rabbi Elieser[69]) Abschn. 20: Adam saß und forschte in seinem Herzen und sprach: „Denn ich weiß, in den Tod wirst du mich zurückführen und in das Sammelhaus für alles Lebende" (Hiob 30, 23). Da sprach Adam: Während ich noch in der Welt bin, will ich mir eine Herberge für mein Lager [= eine Grabhöhle?] bauen außerhalb des Berges Morija.[70]) Und er haute aus und baute sich eine Herberge für sein Lager.[71]) Adam sprach: Wie vor den Bundestafeln, welche einst werden geschrieben werden mit dem Finger Gottes, die Wasser des Jordan fliehen werden (Josua 3, 9—17), so wird mein Körper, da er ihn mit seinen zwei Händen geknetet und den Hauch seines Mundes in meine Nase geblasen hat, [Wunder wirken], und sie werden nach meinem Tode mich und meine Gebeine nehmen und sich einen Götzen machen. Allein ich will meine Lade (Bahre) tief einsenken innerhalb der Höhle und innenwärts von der Höhle. Deshalb wird sie genannt 'Höhle der Verdoppelung', weil sie doppelt ist. Und dorthin gab man Adam und Eva, Abraham und Sara, Isaak und Rebekka,

---

68) Vgl. auch Bin-Gorion, D. Sagen d. Juden I. Frankfurt a. M. 1913, S. 163f.

69) Nach Strack bei Herzog-Plitt-Hauck[3] XIX, 319, 54 lebte R. Elieser noch zur Zeit des Tempels. Vgl. auch Midrasch Haggadol Gen. 5, 5 und Midr. Tehillim (Berdyczewski).

70) Vorher heißt es, daß Adam, als er aus dem Garten Eden vertrieben wurde, auf dem Berge Morija seinen Wohnsitz nahm, weil das Tor des Gartens Eden nahe dem Berge Morija ist.

71) Damit wird offenbar die Anlage einer Grabhöhle in dem felsigen Terrain von Hebron angedeutet. Berdyczewski teilt mir mit, daß es nach Sota VII p. 34b 'keinen steinigeren Boden in Palästina gibt, als den von Hebron und daß man deshalb dort die Toten [in Felsenhöhlen] bestattet'.

Jakob und Lea. Und deshalb heißt sie Kirjat arba (Stadt der Vier), weil dort vier Paare begraben sind. Und betreffs ihrer sagt die Schrift: 'Es kommt der Friede; sie ruhen auf ihrer Lagerstatt, wer gerade gewandelt' (Jesaias 57, 2).

Hierzu kommen noch folgende mir von Dr. Berdyczewski mitgeteilte Zeugnisse, aus denen auf eine ganz besondere Heiligkeit und Bedeutung Hebrons geschlossen werden muß.

Abr. Saba Zerin Hamor, Venedig 1539, Gen. p. 24c: Sara ist in der zwiefachen Höhle (von Hebron) begraben worden, weil die Höhle seit den Tagen Adams ein heiliger Ort ist.[72]) Kirjath Arba wird Hebron genannt, weil das ein auserwählter Ort[73]) im ganzen Lande Israel ist. Seit der Erschaffung der Welt wird Hebron Kirjath Arba genannt der vier Paare wegen, die dort begraben worden sind. Auch wird Kirjath Arba Hebron genannt, weil die Seelen derer, die dort ruhen, sich oben (in einem himmlischen Paradies?) vereinigen.

Bechai b. Asar, Kommentar, Venedig 1546, Gen. p. 31c.:

a) Danach begrub Abraham Sara, sein Weib, in der Höhle des Ackers, die zwiefach ist, Mamre gegenüber: das ist Hebron (Gen. 23, 19). Sieh und erfahre, wie groß das Verdienst Saras war, daß der Ort, wo sie gestorben und begraben worden ist, die Stätte war, wo dereinst das Haus Elohims errichtet werden sollte. Daselbst ist (auch) das Himmelstor.[74])

b) Es läßt sich sagen, daß Kirjath Arba deswegen Hebron[75]) genannt wird, weil die Seele dessen, der dort begraben liegt, sich in der himmlischen Götterstadt, die über diesem Orte liegt[76]), und in der die vier Scharen um die Schechina stehen, sich ... vereinigt.

Sohar Genes. p. 57b:

R. Abba sprach: Als Adam sich vor dem Heiligen, gelobt sei er, versündigt und sein Gebot übertreten hatte, war der Herr traurig

---

72) Das hohe Alter der ursprünglich kanaanitischen, einst von den Israeliten eroberten und zu einer Freistätte bestimmten Stadt Hebron ist auch sonst bezeugt (Winer, Bibl. Realwört.[3] I, 474).

73) Offenbar wird hier der Name Hebron (*Χεβρών* oder *Χαβρώ*) von *caher* = auswählen abgeleitet (Berdyczewski).

74) Dieselbe Vorstellung findet sich auch in der Lokalsage Bethels von der Himmelsleiter. S Kap. IIIb.

75) Hebron von *habber* = binden, vereinigen.

76) Vgl. für diese Anschauung Jeremias, Handb. d. altoriental. Geisteskultur. Leipzig 1913, S. 188ff. und Bin-Gorion, Die Sagen d. Juden I, S. 42.

und sprach zu Adam: Wehe dir, Adam, daß du die oberste Kraft geschwächt hast. In dieser Stunde erlosch ein Licht. Alsbald vertrieb der Herr Adam aus dem Eden und sprach zu ihm: Ich hatte dich in den Garten Eden gebracht, damit du opfertest, du aber hast den Altar entweiht, und so kann nicht mehr geopfert werden. Von nun an mußt du die Erde bearbeiten. Und er verhängte über Adam den Tod. Er erbarmte sich aber seiner und bestattete ihn, als er starb, in der Nähe des Edens. Was tat Adam, als er sterben sollte? Er grub eine Höhle, und in dieser Höhle wurde er und sein Weib begraben. Woher wußte er den Ort (zu wählen)? Er sah ein feines Licht von dieser Stätte aufsteigen. Das kam von Eden, und er bekam Lust, hier begraben zu werden. Dieser Ort [Hebron?] aber ist in der Nähe des Gartens Eden.[77])

Sohar ed. Amsterdam 1805, Genes. p. 127a:

R. Juda sagt: Abraham wußte ein Merkmal (wodurch er die zweifache Höhle finden konnte), und all sein Sinnen und Trachten galt der Höhle. Noch bevor er Sara dort begraben hatte, stieg er (einst) hinab und sah Adam und Hawa ruhen. Woher wußte er aber, daß das Adam war? Er hatte (vorher) einmal ein Gesicht, er schaute vor sich, und da sah er eine Tür des Edens aufgehen und das Bildnis Adams stand vor ihm. Er sah ein Leuchten in der Höhle, denn ein Licht brannte daselbst. Deshalb wollte Abraham an diesem Orte ruhen. Sein Sinnen und Trachten waren nur auf die Höhle gerichtet.

Die angeführten Zeugnisse der späteren jüdischen Literatur sind nicht bloß deswegen bemerkenswert, weil sie offenbar schon dem Hieronymus bekannt waren und ihm zur Rechtfertigung seiner Ansicht von Hebron als dem Bestattungsort Adams im Gegensatz zu Golgotha gedient haben, sie beweisen auch, daß die uralte, schon in der kanaanitischen (vorisraelitischen) Zeit bestehende Stadt Hebron[78]) eine ganz hervorragende Rolle ähnlich wie Jerusalem und Sichem, vielleicht sogar als Erdnabel, gespielt haben muß. Darauf deutet einerseits ihre Auffassung als 'Himmelstor' (S. 44) und

---

77) Vgl. auch Bin-Gorion, Die Sagen der Juden I, Frankfurt a. M. (1913) S. 162, II (1914) S. 319ff.

78) Über Hebron als Stadt der 'Riesen' (Enakiter) s. Winer, Realwört.³ I, 326 u. II, 330. Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. I, § 179. Man bedenke dabei, daß auch Adam, Eva und ihre unmittelbaren Nachkommen für 'Riesen' galten (s. oben S. 30 Anm. 38) und Fabricius, Cod. Pseudepigr. Vet. Test. II, 41.

ihre Lage in unmittelbarer Nähe des Gartens Eden (S. 45), anderseits die Vorstellung einer 'himmlischen Gottesstadt' oder eines überirdischen Paradieses (Elysiums), das oberhalb Hebrons liegen und die Seelen der daselbst Ruhenden vereinigen sollte (S. 44).[79]) Es scheint demnach die Vermutung gerechtfertigt, daß Hebron als Lokal der Legenden von Adam, Abraham, Isaak und Jakob sowie vom Paradies und Himmelstor in ältester Zeit auch den Anspruch erhoben hat, ebenso wie Jerusalem und Sichem als Mittelpunkt der Erdscheibe zu gelten. Doch konnte es natürlich später gegenüber der immer wachsenden Macht und Größe Jerusalems diesen Anspruch nicht aufrecht erhalten, und so ist es gekommen, daß sich nur verhältnismäßig schwache Spuren seiner ursprünglichen Bedeutung erhalten haben. Eine ganz ähnliche Entwicklung läßt sich auch auf griechischem Boden beobachten, wo es schließlich der mächtigen Priesterschaft Delphis gelungen ist, alle übrigen Konkurrenten um den Besitz des Erdnabels (Paphos, Branchidai, Delos usw.) aus dem Felde zu schlagen (s. unten S. 78 Anm. 126).

4. Die Adamlegenden von Babylon, Damaskus, Indien und Mekka.

Nur ganz kurz können hier die Adamsagen von Babylon, Damaskus, Indien (Zeylon) und Mekka behandelt werden, weil entweder das bisher zur Verfügung stehende Zeugnismaterial zu einer eingehenden Untersuchung nicht ausreicht oder in einen anderen Zusammenhang gesetzt werden muß.

Was Babylon anlangt, so verweise ich einstweilen auf FABRICIUS, Cod. Pseudepigr. Vet. Test. Hamburg 1722, vol. II p. 41: 'Raf Oschaia refert ex ore Raf, Adami primi corpus fuisse desumtum e Babel, caput è fundo Israelitico, membra sive manus et pedes è regionibus reliquis, denique nates ex Acra Agmae secundum sententiam R. Achae.[80]) — Ebendort

79) Vgl. damit die eigentümliche Vorstellung des 'himmlischen' [oberhalb des irdischen] liegenden Jerusalems in den von BIN GORION (Frankfurt a. M. 1913) herausgegebenen 'Sagen der Juden' I S. 42.

80) Vgl. dazu WÜNSCHE, Schöpfung u. Sündenfall. Leipzig 1906 (= Ex oriente lux, herausgegeben v. Dr. H. Winckler, Bd. II Heft 4)

(II, 34) wird eine interessante Notiz aus des Moses Maimonides Buch More Nebuchim III, 29 p. 422 mitgeteilt: 'De Adamo dicunt, quod cum ex climate h. e. ex terra חשאם, quae Indiae vicina est, egressus et terram Babel ingressus fuit, multa mirabilia secum asportaverit et inter illa arborem flores folia et ramos auri habentem.' Die Lösung der wichtigen Frage, ob der schon durch seinen Namen (Adapa) an Adam erinnernde Protoplast des babylonischen Mythus mit seinem nach Eridu oder Babylon in Südbabylonien verlegten in vielen Beziehungen dem Paradies entsprechenden Wohnsitz im Grunde mit dem Adam der jüdischen Legende identisch ist und entweder die letztere stark beeinflußt hat oder umgekehrt, muß ich den Assyriologen überlassen.[81])

Von dem in einer geradezu paradiesischen Umgebung gelegenen und von jeher den 'Mittelpunkt des ganzen Handels im Orient' bildenden (Benzinger b. Pauly-Wissowa IV, Sp. 2043) Damaskus berichtet derselbe Fabricius a. a. O. S. 24: 'Superest de Damasco opinio, quae et plures et Christianos autores habuit. Familiam ducit Epiphanius ... Vetustissima ... traditio est, primum hominem ex rubra agri Damasceni argilla formatum, unde et a rubedine nomen obtinuerit ... Monstratur adventoribus spelunca, quae ad Austrum patet, in qua luxerint aerumnosi parentes Abelis interitum, nec minus locus caedis factae.' Da ich leider zur Zeit nicht imstande bin, der von Fabricius gegebenen Anregung nachzugehen und alle von der Damaszener Adamsage handelnden etwaigen Zeugnisse der christlichen, jüdischen und syrisch-arabischen Literatur zu sammeln und vorzuführen, so muß ich mich einstweilen auf die Vermutung beschränken, daß auch Damaskus als uraltes Zentrum Syriens einst auch

---

S. 8, der dazu bemerkt: 'Nach Raschi ist Agma ein Ort in Babylon, der wahrscheinlich wegen seines sumpfigen, wiesenreichen Bodens so genannt wurde.' M. J. Bin Gorion, Die Sagen der Juden I., Frankfurt a. M. 1913, S. 115 und die Quellenangaben S. 355.

81) Vgl. einstweilen Jensen in der Keilinschriftlichen Bibliothek Band VI und Wünsche a. a. O. S. 77f. u. Anm.**)

den Anspruch erhoben habe, für den Mittelpunkt der Erdscheibe (ὀμφαλὸς γῆς) und als die Stätte der Erschaffung Adams und des Paradieses zu gelten. Zur Stütze dieser Vermutung berufe ich mich auf die unzweifelhafte Tatsache, daß ja auch die unmittelbaren Nachbarn und nächsten Verwandten der Syrer oder Aramäer, nämlich die Phönizier von Paphos[82]) und wohl auch von Tyros[83]) sich rühmten, im Besitze des Erdnabels zu sein.

Die Adamsage von Zeylon ist oben S. 5 ff. behandelt worden, die von Mekka s. unten Kap. IV.

III. Weitere *ὀμφαλοὶ γῆς* in Palästina.

Wir haben soeben gesehen, daß es im Raume Jerusalems verschiedene Punkte gegeben hat, die sämtlich den Anspruch erhoben, der 'Nabel der Erde' zu sein, nämlich Golgotha, Zion, Moria, und daß überhaupt das ganze heilige Land[84]), wie es scheint, von jeher, d. h. schon in der kanaanitischen Urzeit, und vielleicht noch vor der Blüte Jerusalems und der Errichtung des Salomonischen Tempels[85]), dieselbe Ehre beansprucht hat. Diese letztere Vermutung läßt sich jetzt zu größter Wahrscheinlichkeit erheben durch den Hinweis auf die Tatsache, daß innerhalb Palästinas noch mehrere uralte (ursprünglich kanaanitische) Städte in dieser Beziehung als Konkurrenten Jerusalems aufgetreten sind, nämlich Sichem mit dem Berge Garizim, Bethel und wahrscheinlich auch das schon oben S. 40 ff. besprochene als Grabstätte Adams und Evas später mehrfach genannte Hebron.

---

82) Omphalos S. 29 f.

83) N. Omphalosstudien S. 15.

84) Vgl. Wellhausen, Prolegom. z. Gesch. Israels[6] S. 22, der für 'die Vorstellung, daß Palästina als Ganzes Jahwes Haus, sein Grund und Boden' sei, besonders auf 2 Reg. 5, 17 verweist. S. unt. Anm. 90.

85) Vgl. Robertson Smith, D. Religion d. Semiten, übersetzt v. Stübe, Freiburg i. B. 1899, S. 82. Wellhausen a. a. O. S. 19 ff. u. 30 f.

a) Sichem und Garizim (samaritanische Überlieferung).

Das hohe Alter des ursprünglich wohl kanaanäischen Kultus von Sichem[86]) läßt sich schon aus der bedeutsamen Rolle erschließen, welche diese Stätte bereits in der Patriarchenlegende spielt. Hier erscheint Jahwe dem Abraham und hier erbaut dieser den Altar „dem ihm erschienenen Jahwe" (Genes. 12, 7), hier nomadisierte Jakob, errichtete ebenfalls einen Altar, den er El, Gott Israels, nannte, bohrte den nach ihm benannten, noch jetzt dort gezeigten berühmten Brunnen (Ev. Joh. 4, 6ff.), und erwarb Grundbesitz (Genes. 13, 33, 18ff.), hier vergewaltigte Sichem, der Sohn des Landesfürsten Hemor, Dina, die Tochter Jakobs (Genes. 34, 2ff.), hier wurde Joseph begraben (Jos. 24, 32), unweit des daselbst von Josua errichteten großen Denksteins unter der Eiche, die sich im Heiligtume Jahwes befindet (Jos. 24, 26). Von dieser Eiche bei Sichem hören wir (Richter 9, 37), sie sei ein Orakelbaum gewesen, ebenso wie die berühmte Terebinthe More, d. h. Baum des Orakelgebens, ebenfalls bei Sichem (Gen. 12, 6),[87]) und schon Robertson Smith a. a. O. 149 hat die Ansicht ausgesprochen, daß die genannten beiden Bäume bei Sichem 'Stätten eines kanaanitischen Baumorakels gewesen sein müssen.' 'Durch Josua wurde Sichem zur Frei- (Jos. 20, 7) und Levitenstadt (Jos. 21, 21) bestimmt und diente bei dessen Lebzeiten als Vereinigungspunkt der Stämme (Jos. 24, 1. 25). In der Richterperiode war sie (noch zum Teil mit altkanaanitischer Bevölkerung: Richt. 9, 38) eine Zeitlang Hauptort des von Abimelech errichteten Königreichs (Richt 9, 1ff.), wurde aber, nachdem sie abgefallen, von demselben erobert und zerstört (Richt. 9, 34ff.), wobei eines dort befindlichen Heiligtums des Baal Berith gedacht wird (Richt. 9, 4. 46). Sie

86) Nach Ed. Meyers Annahme (Gesch. d. Alt. I, § 289) 'verschmolzen die Kana'anäer von Sichem mit den Hebräern, und der altkana'anäische dortige Adel, die Söhne Chamors, die Verehrer des Ba'al Brit, des «Bundesherrn», behauptete neben den Israeliten seine Stellung.' Vgl. auch § 294, 309.

87) Vgl. über solche Orakelbäume Robertson Smith a. a. O. S. 149f.

muß jedoch bald wieder aufgebaut worden sein, denn Rehabeam, Salomos Nachfolger, hielt daselbst den bekannten entscheidenden Landtag (1. Kön. 12, 1). Die Stadt kam nun an das Reich Israel und war eine Zeitlang Residenz Jerobeams und folglich die Hauptkonkurrentin Jerusalems (1. Kön. 12, 25). Sie stand noch während des Exils (Jer. 41, 5) und war im nachexilischen Zeitalter Hauptsitz des samaritanischen Religionskultus (Joseph. antt. 11, 8. 6; vgl. Joh. 4, 20).' Winer a. a. O. II.³ S. 455.

Schon aus diesem kurzen Überblick über die von der religionsgeschichtlichen Bedeutung Sichems handelnden Zeugnisse dürfte deutlich erhellen, welch scharfe Konkurrenz einstmals zwischen dieser Stadt und Jerusalem jahrzehntelang geherrscht haben muß. Am klarsten spricht sich diese Nebenbuhlerschaft namentlich in der bekannten (Ev. Joh. 4) berichteten Geschichte von der Begegnung Jesu mit dem samaritischen Weibe aus, das unter anderem dem Herrn gegenüber äußert: 'Unsere Väter haben auf diesem Berge dem [Garizim] angebetet, und ihr [Juden] sagt, daß in Jerusalem der Ort [d. h. der Tempel] sei, wo man anbeten soll.' Daraus folgt, daß sich noch 'zur Zeit Jesu Juden und Samariter über die richtige Stätte gestritten haben, wo man anbeten solle; daß es nur eine einzige geben könne, das war ihnen so ausgemacht wie die Einheit Gottes selber.'[88]) Aber in der Urzeit, d. h. vor der Erbauung des Salomonischen Tempels, hat dieser Glaube an ein ausschließlich berechtigtes Kultusheiligtum, wie Wellhausen a. a. O. S. 17ff. nachweist, gewiß nicht existiert; z. B. 1. Kön. 3, 2 wird uns aus der Zeit vor Salomo ausdrücklich bezeugt, daß das Volk auf [verschiedenen] Höhen geopfert habe, 'denn bis dahin war noch kein Haus dem Namen Jahwes gebaut.' 'Erst seit das Haus dem Namen Jahwes gebaut war, das ist die Meinung, kam das Gebot in Kraft, keine anderen Anbetungsstätten daneben zu haben.'[89])

---

88) Wellhausen, Proll. S. 17.

89) Wellhausen a. a. O. S. 19f.

Natürlich wurde der Konkurrenzstreit zwischen Jerusalem und Sichem noch gesteigert durch den in der Zeit Alexanders d. Gr. (Joseph. Antt. 11, 8, 6) von den Samaritanern auf dem Berge Garizim in unmittelbarer Nähe Sichems errichteten Jehovatempel (Jos. Antt. 12, 5, 5), der offenbar dazu bestimmt war, das Gegenstück zum nachexilischen Tempel Jerusalems zu bilden. Daß dieser Tempel demgemäß ebenso wie das unterhalb gelegene Sichem nach Analogie des Tempels von Jerusalem den Anspruch erhoben hat, als ὀμφαλὸς γῆς zu gelten, ist nach den obigen Darlegungen schon an sich ziemlich wahrscheinlich; es läßt sich aber auch durch Anführung ausdrücklicher Zeugnisse geradezu beweisen. Denn Richter 9, 37 heißt es in der Geschichte von Abimelech, dem Sohne Gideons, der sich von den Sichemiten zum König über Israel hatte wählen lassen und, als seine bisherigen Untertanen von ihm abgefallen waren, mit seinen Scharen von den umliegenden Höhen herabstieg, um Sichem zurückzuerobern: 'Fürwahr, Krieger steigen vom Nabel des Landes herab, und eine Abteilung kommt in der Richtung von der Zauberer-Eiche her.' Zunächst bedeutet hier der Ausdruck 'Nabel des Landes' nichts anderes als das Zentrum Palästinas, des heiligen Landes, in dessen Mitte ja tatsächlich Sichem ungefähr ebenso wie Jerusalem[90]) gelegen war. Wenn wir aber bedenken, daß die meisten ὀμφαλοὶ γῆς zugleich Mittelpunkte bestimmter zentral gelegener Landschaften waren, wie z. B. Delphi der Mittelpunkt von Hellas, Honanfu das Zentrum Chinas, des Reichs der Mitte, Bagdad die Mitte des Irak, des 'Nabels der Welt und der Erde', Branchidai,

90) Vgl. auch Guthe im Artikel 'Palästina' in Herzog-Plitt-Haucks Realenc.³ 14 S. 561, 45 ff., der darauf hinweist, daß Palästina tatsächlich zwischen Babylonien und Ägypten, also den wichtigsten Kulturländern der ältesten Zeit, genau in der Mitte lag. Er hält es sogar für möglich, daß diese Vorstellung schon bei den Kanaanitern vorhanden war, aber in Israel erhöhte Bedeutung damit gewann, daß sich das Volk wegen seiner höheren Gottesverehrung zum Lehrer aller anderen Völker berufen fühlte. (Jes. 45, 14, 21 f. 51, 4 f. 2, 1—4).

das hochberühmte Apollonorakel Joniens, des 'Zwerchfells der Erde' und Mittelpunkt der ältesten milesischen Weltkarte[91]), das Zentrum der von den Griechen besiedelten Küste Kleinasiens[91]), Delos die *ἑστίη νήσων*[92]) usw., so werden wir uns wohl berechtigt fühlen, Wensinck a. a. O. S. 15 beizustimmen, wenn er bemerkt: 'It is not astonishing to find that the Samaritans have claimed for their sanctuary the same honours as the Jews did for theirs. But, remembering that already in Judges IX, 37 one of the mountains, near Shekem in called „the navel of the land", it is natural to suppose that Garizim was of old the object of navel-theories as we find them in later literature. In Ber. Rabba fol. XXXV vo. b, ult. sqq., it is told how Rabbi Jonatan on a journey was invited by a Samaritan to perform his prayer on Garizim. When he asked: „why"? he was answered: „because it was not submerged by the Deluge."[93]) Genau dasselbe gilt, wie oben gezeigt worden ist, aus dem gleichen Grunde auch von Jerusalem, dem 'höchstgelegenen Orte der Welt', von der Ka'aba Mekkas (Wensinck a. a. O. S. 15) und vom Parnaß, dem Berge Delphis, auf dem Deukalion nach der Sintflut

91) Roscher, Üb. Alter, Ursprung u. Bedeutung der hippokrat. Schrift von d. Siebenzahl. Leipzig 1911, S. 10ff. u. 13ff. — Derselbe, D. neu entdeckte Schrift e. altmiles. Naturphilosophen usw. 1912, S. 6ff. u. 25ff. — Derselbe, D. hippokrat. Schr. v. d. Siebenzahl in ihrer vierfachen Überlieferung, zum erstenmal herausg. u. erläutert. Paderborn 1913, S. 157ff.

92) Omphalos S. 9, A. 14. S. 39, A. 74. S. 129. 132. N. Omphalosstud. S. 27. 51ff. 89, A. 104.

93) Vgl. auch Bin Gorion, D. Sagen d. Juden, S. 58: 'Warum nur heißt der Berg Garizim der erste Berg? fragt das samaritanische Volk. Weil er allein zusammen mit dem Garten Eden zu allererst aus dem Wasser sichtbar wurde. Von dem Berge Garizim nahm auch der Herr die Erde zum Leibe Adams, aus dem Staub des gesegneten Berges machte er den Menschen. Adam ist die Herrlichkeit der Schöpfung, und der gesegnete Berg ist die Herrlichkeit des trockenen Landes'. G. beruft sich (S. 353) dafür auf den Kommentar Marqahs des Samaritaners zu den Büchern Mosis in Heidenheims Bibliotheca Samaritana III, p. 48.

landete (s. oben S. 14). Eine höchst erfreuliche Bestätigung dieser Annahmen erblicke ich in dem Zeugnis des Petrus Comestor (12. Jahrh.) in seiner Historia scholastica in Evangelia 58 (= Migne, P. L. ser. II 198 p. 1567 D), wo von dem Jakobsbrunnen bei Sichem berichtet wird: 'Civitas ergo nomen antiquum amiserat et dicebatur Sebaste, sed regio nomen illud [Samaria] retinuerat. Veniens autem juxta Sichem . . . et erat puteus in praedio, quod emit Jacob a rege Hemor . . . Sunt qui dicunt locum illum esse umbilicum terrae nostrae habitabilis, quia singulis annis quadam die aestatis meridiana hora sol descendit in aquam putei, nusquam faciens umbram, quod philosophi apud Sienem [= Syene in Oberägypten] fieri tradiderunt.'[94]) Die gleiche naive Begründung habe ich oben für eine den *ὀμφαλὸς γῆς* in Jerusalem darstellende, zur Zeit der Sonnenwende keinen Schatten werfende Säule (Arkulf in Geyers Itinera Hierosolymit. p. 239, 12 ff.) und für das chinesische Honanfu nachgewiesen (Omphalos S. 21 Anm. 38 u. S. 28 A. 50. Klameth a. a. O. S. 82 A. 2; S. 92 A. 2 u. 3). Wir ersehen aus diesen Zeugnissen des Petrus Comestor und des Gervasius von Tilbury[94]) abermals auf das deutlichste, daß bisweilen die spätesten literarischen Zeugnisse eine ältere und bessere Überlieferung enthalten können, als die scheinbar ältesten und besten. Daß es sich in diesem Falle um uralte höchst wertvolle samaritanische Lokaltraditionen handelt, dürfte jedem Unbefangenen wohl ohne weiteres klar sein.

---

94) Dieselbe Überlieferung der Samaritaner liegt vor bei Gervasius v. Tilbury Otia imper. ed. Liebrecht p. 1: 'Majores nostri civitatem sanctam Jerusalem in medio nostrae habitabilis [*οἰκουμένης*] sitam scripserunt secundum illud: „Operatus est salutem in medio terrae." Hoc autem circumferentiae centrum arbitrantur quidam [= Samaritani] in illo loco esse, ubi Dominus locutus est ad Samaritanam ad puteum; illic enim in solstitio aestivo meridiana hora sol recto tramite descendit in aquam putei, umbram nullam aliqua parte monstrans, quod apud Syenen fieri tradunt philosophi." S. ob. S. 21.

b) Bethel.

Eine ganz ähnliche Rolle wie Sichem hat das ebenfalls in Mittelpalästina fast in der Mitte zwischen Jerusalem und Sichem gelegene Bethel in der ältesten Geschichte des heiligen Landes gespielt. Es war ehemals eine altkanaanitische Königsstadt (Jos. 12, 16), wurde aber von den Ephraimiten durch List erobert (Richt. 1, 22 f.), war eine Zeitlang Standort der Stiftshütte (Richt. 20, 18. 26 f. 1. Sam. 10, 3), und Samuel hielt hier öffentlich Gericht (1. Sam. 7, 16). Später machte Jerobeam die Stadt zum Hauptsitz des von ihm eingeführten Bilderdienstes (1. Kön. 12, 28 ff.; vgl. Amos 3, 14. 7, 10. 13 usw.), wobei er höchst wahrscheinlich an die ursprüngliche religiöse Bedeutung des Ortes anzuknüpfen suchte (WINER a. a. O.[3] I, 169 A. 2). Diese erhellt namentlich aus der berühmten Sage von der Himmelsleiter oder wohl besser Himmelstreppe, die Jakob, als er daselbst übernachtete, im Traume erblickte (Gen. 28, 11 ff.). Die entscheidenden Worte des Jahweisten (a. a. O. v. 16 ff.) lauten: 'Da erwachte Jakob aus seinem Schlaf und sprach: Wahrlich, Jahwe ist an dieser Stätte, und ich wußte es nicht! Da fürchtete er sich und sprach: Wie schauerlich ist diese Stätte! Ja, das ist der Wohnsitz Gottes (s. Anm. 14) und die Pforte des Himmels! Frühmorgens aber nahm Jakob den Stein, den er zu seinen Häupten gelegt hatte, stellte ihn auf als Malstein und goß Öl oben darauf. Und er gab jener Stätte den Namen Bethel, vorher aber hieß die Stadt Lus. Und Jakob tat ein Gelübde und sprach: Wenn Gott mit mir sein und mich behüten wird auf dem Wege, den ich jetzt gehe, und mir Brot zu essen und Kleider anzuziehen gibt, und ich wohlbehalten zum Hause meines Vaters zurückkehren werde, so soll Jahwe mein Gott sein, und dieser Stein, den ich als Malstein aufgestellt habe, soll ein Gotteshaus werden, und alles, was du mir geben wirst, werde ich dir getreulich verzehnten.' Auch noch ein zweites Mal erschien Gott dem Jakob zu Bethel nach Genes. 35, 1 ff., und abermals wird berichtet (v. 13 f.): Und

Gott fuhr auf von ihm an der Stätte, wo er mit ihm geredet hatte. Da errichtete Jakob einen Malstein an der Stätte, wo er mit ihm geredet hatte — ein Steinmal —, und goß ein Trankopfer darüber aus und schüttete Öl darüber. Und Jakob nannte die Stätte, woselbst Gott mit ihm geredet hatte, Bethel.' Diese zweite Erzählung macht zwar beinahe den Eindruck, als wenn sie nur eine Doublette der ersten wäre, zumal da auch hier keineswegs von der Erbauung des Genes. 28, 22 gelobten 'Gotteshauses' (d. h. Tempels), sondern nur von einer abermaligen Errichtung eines Malsteins die Rede ist, dient aber jedenfalls dazu, die Vorstellung von der ganz besonderen Heiligkeit des Ortes zu verstärken.

Wie ich der von Neumann in Leipzig 1884 aus dem Italienischen übersetzten Schrift Marinellis (Die Erdkunde bei den Kirchenvätern S. 75 Anm. 39) entnehme, hörte nach den Annalen des Eutychius von Alexandria (zitiert von Leopardi, Errori popol. degli ant. p. 207, mir unzugänglich) der Kalif Omar vom damaligen Patriarchen Jerusalems sagen, daß der Ort der berühmten Jakobsleiter der Mittelpunkt der Erde sei; es muß also im 7. Jahrhundert zu Jerusalem in kirchlichen Kreisen eine Tradition gegeben haben, nach welcher Bethel als *ὀμφαλὸς γῆς* galt. Diese außerordentliche Bedeutung Bethels scheint tatsächlich durch die neuere Forschung unterstützt zu werden; denn auch nach A. Jeremias (Das alte Test. im Lichte des alt. Or.^{3} S. 320f.) ist Bethel-Luz der Nabel der Welt (babylonisch: markas samê u irsitim, 'das Mutterband Himmels und der Erde'; s. Jeremias, Handb. d. altorient. Geisteskultur. Leipzig 1913, S. 33f.), wie später der Sion (s. a. a. O. S. 476f.). 'Wie Babylon vom babylonischen Standpunkte aus Weltmittelpunkt ist (auf den Bronzetoren von Balavat 5, 5 wird es ausdrücklich markas samê u irsitim genannt) und wie Jerusalem vom jüdischen Standpunkt aus, so ist Bethel für das alte Kanaan Mittelpunkt der Welt. Jakob sieht den sullam, d. h. die Stufenrampe . . ., die auf der Erde errichtet ist (muṣṣab). Das Haupt des sullam reicht bis zum Tor des himmlischen Pa-

lastes'. — Es erscheint in hohem Grade wünschenswert, noch weitere Zeugnisse für diese Bedeutung Bethels ausfindig zu machen. Ich vermute auf Grund der dankenswerten Mitteilung Dr. BERDYCZEWSKIS (= BIN GORION) im Omphalos S. 27, daß solche Zeugnisse namentlich in der späteren jüdischen Literatur zu finden sind. Eine vorläufige Bestätigung dieser Vermutung erblicke ich in der interessanten von BIN GORION aus Pirke Rabbi Elieser XXXII mitgeteilten Legende, wonach der Stein von Bethel, der Jakob als Kopfkissen diente, zum 'Grundstein der Erde' und zum 'Nabel der Welt' wurde; von dort dehnte sich die ganze Erde aus, und darauf steht der Tempel Gottes, wie Jakob auch gesprochen hat: Dieser Stein, den ich zu einem Mal aufgerichtet habe, soll ein Gotteshaus werden.[95]) Ein weiteres Zeugnis für dieselbe Anschauung teilt BIN GORION a. a. O. S. 414 mit: 'Der Grundstein ist aus Feuer, Wind und Wasser geschaffen; alle diese Dinge wurden zu einem Stein gehärtet. Der Stein aber liegt auf den Tiefen; zuweilen quillt aus ihm Wasser und füllt die Abgründe; dieser Stein steht im Mittelpunkt der Welt, und das ist der Stein, den Jakob gepflanzt hat; er ist die Grundfeste der Welt. — Hat denn aber Jakob diesen Stein gemacht? War er doch schon da, als Gott die Welt erschaffen hatte. Aber Jakob hat ihn erst zum Grundstein der Oberwelt und der Welt da unten gemacht. Daher sprach er: Dieser Stein, den ich zu einem Mal aufgerichtet habe, soll ein Gotteshaus sein. Also hat er ihn zur Wohnung der Himmlischen gemacht. — Die Weisen sagen, dies sei der Stein, auf dem die sieben Augen waren, von dem der Prophet Sacharia (3, 9) spricht.'[96])

Die in diesen Legenden so deutlich ausgesprochene Iden-

95) Wörtlich aus BIN GORION, Die Sagen der Juden II (1914) S. 409, der sich ausser auf Pirke Rabbi El. a. a. O. auch noch auf Midrasch Hag-gadol Gen. XXVIII, 18, Midrasch Bereschith Rabba LXIX, 8 und Midr. Tehilim XC, 17 beruft (s. a. a. O. S. 432).

96) Als Quellen dieser Legende gibt BIN GORION a. a. O. II, 432 Sh. Gen. p. 231a; Saare Ora I, p. 8a an.

tität des von Jakob zu Bethel errichteten 'Malsteines' mit dem jerusalemischen Weltnabelstein Schetija (s. oben Anm. 51 und Roscher, Neue Omphalosstudien S. 15ff.)[97]) erklärt sich ohne Schwierigkeit durch die Annahme, daß beide Steine ursprünglich ὀμφαλοὶ γῆς waren und daß folglich Bethel in der alten Zeit von seinen Bewohnern, vielleicht schon den alten Kanaanäern, ebenso wie Jerusalem und Sichem als Nabel der Erde angesehen wurde.

IV. Mekka als Nabel der Erde.

Meine frühere (Omphalos S. 29 u. Neue Omphalosstudien S. 14) ausgesprochene Annahme, daß Mekka niemals als Nabel der Erde gegolten habe, muß ich jetzt auf Grund der Darlegungen Lelewels und Wensincks als einen großen Irrtum bezeichnen. Zwar ist es ganz sicher, daß Mohammed selbst und manche seiner ältesten Anhänger, noch der jüdischen Lehre huldigend, Jerusalem als Mittelpunkt der bewohnten Erde angesehen haben[98]), aber je höher die Autorität und Macht des Islams und damit auch Mekkas stieg, um so unwiderstehlicher verbreitete sich der Glaube, daß Mekka und ganz besonders die Ka'aba mit dem heiligen schwarzen Stein den eigentlichen Erdnabel darstelle. Die Begründung dieses

---

97) Schon Bin Gorion a. a. O. S. 409, Anm. ***) hat richtig erkannt, daß in dieser Legende einmal Beth-El bewußt in Jerusalem geändert worden ist, um den Widerspruch nicht allzusehr hervortreten zu lassen.

98) Vgl. Wensinck a. a. O. S. 14: The Jewish theory however often appears in Muslim literature. Halabī (Sīra, Kairo 1292) I, 195, 5 infra has a tradition which is carried back to 'Alī the Caliph, according to which „the highest of all countries and the nearest to heaven is Jerusalem" (s. oben S. 13f. 39). Halabī adds a tradition on the authority of Ibn 'Abbār and Mu'ādh ibn Djebel „that it is situated twelve mil nearer to heaven than the rest of the earth" etc. S. auch Omphalos S. 29 Anm. 54. N. Omphalosstudien S. 18. Wensinck S. 22f. d'Herbelot, Biblioth. Orient. III, 261 (s. v. Scheith). Nach älterer muslimischer Anschauung wurde auch die Welt nicht von Mekka, sondern von Jerusalem aus erschaffen (Wensinck S. 17).

Dogmas machte man sich übrigens ziemlich leicht: man übertrug ganz einfach und naiv sämtliche an Jerusalem als ὀμφαλὸς γῆς geknüpfte Vorstellungen und Sagen direkt auf Mekka und ignorierte dabei geflissentlich die durch das höhere Alter und viel größere Originalität geheiligten Ansprüche der palästinensischen Hauptstadt.

Vor allem wurde Mekka und Arabien an Stelle Jerusalems und Palästinas ausdrücklich für den 'Nabel der Erde' erklärt, wobei man sich auf Sure 42, 5 des Korans berief: 'Wir haben dir den Koran in arabischer Sprache geoffenbart, damit du die Mutter der Städte [= Mekka] und die Araber, welche um sie herumwohnen, vor dem Tage der einstigen Versammlung, welcher nicht zu bezweifeln ist, verwarnest.' Wensinck a. a. O. S. 23 bemerkt dazu: 'According to Tabarī Tafsir VII, 165, 18 [Ḳor'ān, Kairo 1901—1903] „those who are round about it" means the whole of the earth; this explanation involves the conception that „the mother of places" (and this is nothing but Mekka in Muslim terminology) is the centre of the earth. Of course this verse from the Kor'ān is only of secondary importance for the later spread of the conception among the Muslims who use „the centre of the earth" as a common epithet for Mekka (Kuṭb al-Dīn, p. 18p. infra = Wüstenfeld, Die Chroniken d. Stadt Mekka, vol. III. Leipzig 1857; cf. Bibl. Geogr. Arab. I, 3, 20 and Mas'ūdī I, 77 where Arabia is the centre of the earth.'[99]) Dem entsprechend erscheint auf zahlreichen arabischen Weltkarten des Mittelalters Mekka als Zentrum an Stelle Jerusalems (s. oben S. 23f.). Vgl. Lelewels (eines der besten Kenner der mittelalterlichen Kartographie) Géographie du moyen âge I p. 27 Anm. 46: 'Pour les fidèles on traçait les plans, où la kaaba, la Mekka se trouvait au centre, et

99) Weitere Zeugnisse für dieselbe Anschauung führt Wensinck S. 36 an, der sich unter anderen auch auf den berühmten holländischen Orientalisten Snouck Hurgronje beruft, der in Mekka selbst öfters diese Stadt als 'Nabel der Erde' hat bezeichnen hören. Vgl. auch Jeremias, D. alte Testam. im Lichte d. alt. Or.³ S. 86.

en cercle, dans les airs de rayons, étaient les noms des villes et des pays du monde, d'après leur position tout à l'entour de la Mekke. On voit une semblable rose dans Kasvini à 12 rayons (p. 76 de l'édit. de Wüstenfeld); dans le portulan arabe du 1551, d'Ali ben Ahmed alscharfy alsifâkes à 32 ou 40 rayons (REINAUD, introduction p. 198, pl. I no. 3). Le dessin des cartes, d'après cette méthode était en usage chez les Grecs de l'école d'Alexandrie. Le navigateur Timosthenes[100]) dressait sa carte sur la rose des vents, placée à Rhode; Rhode formait le centre (voyez nos études de la géogr. ancienne nos. 12 et 34)'.[101])

Auch die Vorstellung, daß Mekka der höchstgelegene Ort auf der Erde und deshalb auch über alle andern Städte der Welt im eigentlichen und uneigentlichen Sinne erhaben sei, beruht auf altjüdischen Überlieferungen, die von Jerusalem (und Sichem, s. oben) auf Mekka übertragen wurden.

So erklärte nach Azraḳī (bei WÜSTENFELD, Die Chroniken der Stadt Mekka, vol. I, Leipzig 1858) S. 382, 15 ff. ʿĀ'isha: Niemals sah ich irgendwo den Himmel näher der Erde als in Mekka, und Kisā'i fol. 15a, 7 der Leidener Handschrift Warner 538 bezeugt nach WENSINCK (a. a. O. S. 15) eine eigentümliche Überlieferung, die besagt: 'The polestar proves that the Kaʿba is the highest situated territory; for it lies over against the centre of heaven.' Die natürliche Konsequenz dieser Anschauung ist die Lehre, daß man in der Not nach Mekka wandern müsse, weil dort, in der dem Himmel nächstgelegenen Stadt, die Gebete am ehesten von Allah

---

100) Vgl. REHM, Griechische Windrosen, Sitz.-Ber. d. Bayer. Ak. d. Wiss., Philos.-philol. u. hist. Klasse 1916 III, S. 47 ff.

101) Vgl. ebenda II, p. 134: 'Les Arabes suivirent la doctrine grecque de 12 vents. Elle n'était guère utile pour leur cartographie, mais en dressant la rose de ces vents sur Kaaba de la Mekke, ils annotaient dans chaque rayon les villes et les pays qu'il parcourait et touchait, afinque les fidèles des villes et pays de chaque rayon purent se tourner en priant vers Kaaba (voyez note 50 du chap. 18 de la géogr. du moyen âge)'.

erhört werden (Kuṭb al Dīn b. Wüstenfeld a. a. O. p. 442, 6; vgl. Wensinck a. a. O. S. 25).

Wie das Heiligtum zu Jerusalem und Garizim (Sichem), so soll auch die Kaʿaba infolge ihrer Höchstlage nicht von der Sintflut betroffen worden sein (Wensinck S. 15).

Sogar die Lehre von der Präexistenz des Heiligtums ist von den muslimischen Theologen auf Mekka und die Kaaʿba übertragen worden. So behauptete Azraḳī (a. a. O. S. 1, 6a; vgl. Kuṭb al-Dīn) nach Wensinck S. 18: ʻ40 Jahre bevor Allah die Himmel und die Erde schuf, war die Kaʿaba ein trockener Ort, der auf den Wassern schwamm, und von ihm aus wurde die Welt ausgebreitet'. Das ist eine deutliche Übertragung der jüdischen Vorstellungen von der Präexistenz des Steins Schetija ʻdes Nabelsteins der Welt und der Erde' im Heiligtum zu Jerusalem auf Mekka und die dortige Kaaʿba (vgl. Neue Omphalosstudien S. 16 u. oben S. 17).

Schließlich sind auch die Legenden von Adam und Abraham[102]) nach Mekka verlegt worden. Nach Khami (Dyārbekrī's Ta'rīkh al-Khamīs, Kairo 1283) I, 46 hat die Erschaffung Adams in der Gegend von Mekka stattgefunden (Wensinck S. 21), wie denn auch behauptet wurde (a. a. O.): ʻThe origin of Muhammed's substance (ṭīna) is in the navel of the earth, in Mekka', and ʻthe origin of the clay of the apostle of Allāh is from the navel of the earth in Mekka' (Ḥalabī (Sīra, Kairo 1292) I, 197, 2). Ebenso sollte Adam in der Nähe von Mekka auf dem Berge Abukais begraben sein (d'Herbelot, Bibl. orient. I, 94f., wo noch mehr zu finden ist).[103]) Vgl. Gesenius in Ersch u. Grubers Enc. I, S. 362.

102) d'Herbelot, Bibl. orient. I, 94: ʻPour lors Dieu ayant égard à la pénitence d'Adam, fit descendre du ciel . . . une espèce de tabernacle ou pavillon [man denke an die Stiftshütte!], qui fut placé au lieu où Abraham a depuis bâti le temple de la Mecque' . . . Vgl. ebenda III, 261 (s. v. Scheith).

103) Über Mekka als Begräbnisort Muhammeds und anderer Propheten (Noah, Hūd, Ṣāhlih, Ismael) s. Wensinck S. 28.

Die Legende von Dschedda, nach der das daselbst befindliche Grab Evas der 'Nabel der Welt' sein soll (Neue Omphalosstudien S. 13f.) hat nach Wensinck (a. a. O. S. 36) nur lokale Bedeutung, da sonst den Muslimen allgemein Mekka dafür gilt.[104]) Es dürfte sich aber gleichwohl lohnen, dem Ursprung dieser lokalen Sage nachzugehen. Undenkbar wäre es nicht, daß hier eine altsemitische, vorislamische Überlieferung vorliegt, die mit der oben (S. 8ff. A. 13) besprochenen von Bagdad (= Babylon) als Zentrum der Erde parallel läuft. Es hat offenbar auf altsemitischem Gebiete zahlreiche religionsgeschichtlich und politisch bedeutsame Orte gegeben, die sich rühmen durften, Nabel der Erde und Stätte der Erschaffung des ersten Menschenpaares zu sein.

V. Der Omphalos von Athen und Eleusis.[105])

Bereits früher (s. Omphalos S. 33 und Neue Omphalosstudien S. 22f.) habe ich auf einige Zeugnisse hingewiesen, die beweisen, wie kräftig der Omphalosgedanke auch in Attika und Athen mindestens seit dem Ende des 6. Jahrhunderts

---

104) Vgl. d'Herbelot a. a. O. S. 94: 'Adam fut conduit . . . par le même ange [Gabriel] à la montagne d'Arafat, montagne qui a reçu ce nom à cause qu' Adam et Eve s'y reconnurent tous deux après un exil, et une séparation de plus de deux cens ans'. 'Eve tomba à Gidda [nach dem Sündenfall], port de la mer rouge assez près de la Mecque, Adam sur la montagne de Serandib, c'est l'isle de Zeilon, que les Portugais [wahrscheinlich nach arabischer Sage] appellent Pico de Adam' (s. oben S. 5ff.). Vgl. auch d'Herbelot III, 26 (s. v. Scheith).

105) Ich benutze diese Gelegenheit, um zu der überaus schwer verderbten (von mir Omphalos 66, N. Omphalosstud. 46 besprochenen) Stelle des Varro de l. l. 7, 17 eine mir nach langen Erwägungen immer wahrscheinlicher gewordene Verbesserung vorzutragen. Ich vermute, daß statt:

> Delphis in aede ad latus est quiddam ut thesauri specie, quod Graeci vocant *ὀμφαλόν* zu lesen ist:
>
> Delphis in aed⟨is⟩ ad⟨yto⟩ est quiddam . . .

Denn daß der eigentliche Omphalos im Adyton, in unmittelbarer Nähe des *χάσμα* (*στόμιον*) und des Dreifußes, gestanden hat, kann nach allen monumentalen und literarischen Zeugnissen für gewiß gelten.

entwickelt war. Denn schon Pindar (fr. 45 Boeckh = 53 Bergk) redet in einem schönen Dithyrambusfragment von einem *ἄστεος ὀμφαλὸς θυόεις*, worunter der von den Peisistratiden gestiftete Zwölfgötteraltar zu verstehen ist, der zugleich als religiöser Mittelpunkt und Asyl, vor allem aber als Zentralmeilenstein für das gesamte Straßennetz Athens und Attikas diente. Und aus dem Panathenaikos des Aristeides (99) geht deutlich hervor, daß man wenigstens zu dessen Zeit Athen als Zentrum (*ὀμφαλός*) der Welt und die Akropolis wieder als Zentrum der Stadt aufgefaßt hat. Es heißt dort: *ἡ δ' αὐτὴ θέσις τῆς τε χώρας ἐν τῇ Ἑλλάδι καὶ τῆς πόλεως ἐν τῇ χώρᾳ, μέση γὰρ ἐν μέσῃ κεῖται ... Τρίτη δὲ ἀκόλουθος τούτων ἀνέχει, περιφανὴς ἄνω διὰ μέσης τῆς πόλεως, ἡ πάλαι μὲν πόλις, νῦν δὲ ἀκρόπολις, κορυφῇ παραπλησίως ... Ὥσπερ γὰρ ἐπ' ἀσπίδος κύκλων εἰς ἀλλήλους ἐμβεβληκότων πέμπτος εἰς ὀμφαλὸν πληροῖ διὰ πάντων ὁ κάλλιστος, εἴπερ ἡ μὲν Ἑλλὰς ἐν μέσῳ τῆς πάσης γῆς, ἡ δ' Ἀττικὴ τῆς Ἑλλάδος, τῆς δὲ χώρας ἡ πόλις, τῆς δ' αὖ πόλεως ἡ ὁμώνυμος* [= *ἡ ἀκρόπολις*]. Daß aber der hier von Aristeides ausgesprochene Gedanke sehr viel älter ist, erhellt deutlichst aus Kap. 1 der Schrift des Xenophon de vectigalibus (1, 6), worin er das günstige Klima, die Fruchtbarkeit und den Silberreichtum Attikas preist. Er sagt geradezu: *Οὐκ ἂν ἀλόγως δέ τις οἰηθείη τῆς Ἑλλάδος καὶ πάσης δὲ τῆς οἰκουμένης*[106]) *ἀμφὶ τὰ μέσα ᾠκίσθαι τὴν πόλιν.*

---

106) Vgl. dazu Partsch, Die Grenzen d. Menschheit I: D. antike Oikumene = Ber. d. Sächs. Ges. d. Wiss. 1916, II S. 5 (Philol.-histor. Kl.). — So wird auch anderwärts Athen als 'umbilicus Graeciae' bezeichnet, z. B. von dem Istrier Aethicus in seiner Kosmographie (ed. Wuttke, Kap. 79, p. 59): 'Ubi [in Graecia] est urbs inclitissima eorum Athenas, quam philosophus [= Aethicus?] umbelicum Graeciae praedixit, pingua[!] illicibus et ornata munilibus, erudita litteris, lege et scientia, decorata ludis, foro et vectigalibus ...' Derselbe Aethicus nennt übrigens p. 81, Kap. 108 Hierusalem medulla et umbelicus; ferner Kap. 109: Aegyptus = medulla terrarum aliarum, Kap. 107, p. 80: Assyria oder Ninive umbelicum ac medullam [= meditullium?] und p. 65, Kap. 84 den Olympus umbo [= umbilicus?] praecellens, regio-

ὅσῳ γὰρ ἄν τινες πλεῖον ἀπέχωσιν αὐτῆς, τοσούτῳ χαλεπωτέροις ἢ ψύχεσιν ἢ θάλπεσιν ἐντυγχάνουσιν· ὁπόσοι τ' ἂν αὖ βουληθῶσιν ἀπ' ἐσχάτων τῆς Ἑλλάδος ἐπ' ἔσχατα ἀφικέσθαι, πάντες οὗτοι ὥσπερ κύκλον τόρνον[107]) τὰς Ἀθήνας ἢ παραπλέουσιν ἢ παρέρχονται . . .[108])

Aber so deutlich auch an den beiden soeben angeführten Stellen die zentrale Lage Athens und Attikas innerhalb der Oikumene ausgesprochen ist, es fehlten doch bisher literarische und monumentale Zeugnisse dafür, daß man wie in Delphi, Branchidai, Delos usw. diese zentrale Lage durch das unverkennbare Symbol eines richtigen 'Omphalos' ausgedrückt hätte. Denn daß der von Pindar gefeierte ἄστεος ὀμφαλὸς θυόεις schwerlich Omphalosform gehabt hat, dürfte schon aus seiner Bedeutung als Zwölfgötter-Altar hervorgehen, zu dem sich ein oben konvex zulaufendes Monument wenig oder gar nicht eignen möchte.[109]) Um so erfreulicher ist es jetzt für uns, nunmehr auch ein paar unzweifelhafte monumentale Belege dafür beibringen zu können, daß die zentrale Lage Attikas geradezu durch das Symbol eines richtigen ὀμφαλός von typischer Form ausgesprochen worden ist, und zwar in zwei schönen Pinakes und drei Vasenbildern, die sich auf Athen-Eleusis und dessen Mysterienkult beziehen.

---

nis medulla. Ist hier vielleicht medulla so viel als meditullium? Vgl. Giraldus Cambrensis, Topogr. Hiberniae III, 4 S. 144 ed. Dimock: qui lapis et umbilicus Hiberniae dicitur, quasi in medio, et meditullio terrae positus. (N. Omphalosstud. 25 f.).

107) Vgl. dazu Herodots Bemerkung über die Weltkarten seiner Zeit (4, 36): γελῶ δὲ ὁρέων γῆς περιόδους γράψαντας πολλοὺς ἤδη . . . οἳ Ὠκεανόν τε ῥέοντα γράφουσι πέριξ τὴν γῆν, ἐοῦσαν κυκλοτερέα ὡς ἀπὸ τόρνου κ. τ. λ.

108) Wenn ich nicht irre (s. Anm. 107), so setzen obige Worte Xenophons eine vom athenischen Standpunkte aus gezeichnete Weltkarte voraus, deren Mittelpunkt (ὀμφαλός) Athen war. Bei dem großen Umfang des athenischen Seehandels und Weltverkehrs dürfte diese Weltkarte in zahlreichen Exemplaren vorhanden und in den Kreisen der athenischen Seeleute stark verbreitet gewesen sein.

109) Vgl. Ed. Schmidt im Text zu den Denkmälern griech. u. röm. Skulptur von Brunn-Bruckmann zu Taf. 660, Anm. 42.

Von allergrößtem Interesse für unser Problem ist der im J. 1895 im Telesterion von Eleusis ausgegrabene sogenannte Ninnion-Pinax (s. Fig. 1), offenbar die Votivgabe 'an die beiden Göttinnen' [*NINNION TOIN ΘΕΟΙΝ Ἀνέϑηκεν*] einer Kernophoros-Tänzerin zur Erinnerung und zum Dank für ihre Einweihung in die eleusinischen Mysterien, zum ersten Male veröffentlicht und ausführlich besprochen von SKIAS in der *Ἐφημερὶς Ἀρχαιολ.* 1901 S. 1 ff. (vgl. *πίναξ* 1), sodann von SVORONOS in seiner Revue Internat. d'Archéologie et Numismatique 1901 pl. I, S. 170 ff. u. 233 ff.[110]) und bald darauf, in der Hauptsache SVORONOS zustimmend, von Miß J. HARRISON in ihren Prolegomena to the Study of Greek Religion. Cambridge 1903, S. 558 ff. — Miß H.'s Erklärung lautet:

Fig. 1: Pinax der Ninnion (nach HARRISON, Prolegomena to the Study of Greek Religion, Cambridge 1903, S. 559, Fig. 160).

'The Ninnion pinax, though details in its interpretation remain obscure is clear on this one point — the influence of Delphi[?] on the Mysteries. . . . The inscription at the base tells us that it was dedicated by a woman 'Ninnion' to the 'Two Goddesses'. The main field of the pinax is occupied by two scenes, occupying the upper and lower halves, and divided, according to the familiar convention of the vase-

110) Hier ist auch S. 170 ff. eine dankenswerte kritische Übersicht über die vorausgehenden Besprechungen und Erklärungen des Ninnionpinax (von KERN, WINTER, H. v. FRITZE, RUBENSOHN [Ath. Mittheil. 1898 (XXIII), p. 271—306], SKIAS, DRAGUMIS) gegeben.

painter, into two parts by an irregular white line, indicating the ground on which the figures in the upper part stand. In each of these two parts some of the figures, distinguished by their larger size, are divine, e. g. the seated goddesses to the right; others, of smaller stature, are human. Among the human figures in both the upper and lower row one is marked out by the fact that she carries on her head a *κέρνος* (see p. 159). She is a dancing *κερνοφόρος* (Poll. on. 4, 103). She is the principal figure among the worshippers, and she can scarcely be other than Ninnion, who dedicated the pinax. In a word, Ninnion in her votive offering, dedicates the representation of one, and certainly an important, element in her own initiation, her *κερνοφορία*.

Of this initiation why does she give a twofold representation? The answer, once suggested, is simple and convincing. Each and every candidate was t w i c e initiated, once in the spring, at Agrae, in the Lesser Mysteries. The scene in the lower half is the initiation at Agrae, that in the upper half the initiation at Eleusis. It is the scene in the lower half that especially concerns us.

The two seated goddesses to the right are clearly the 'Two Goddesses' and the lower one is, it is equally evident, the younger, Kore. She is seated in somewhat curious fashion on the ground; near her is an e m p t y t h r o n e . . . Demeter, who should be seated on it, who in the upper tier in seated on a throne precisely identical, is absent . . .

The explanation is again as simple as illuminating. The lower tier represents the initiation of Ninnion into the Lesser Mysteries at Agrae. These were sacred to Persephone, not Demeter (Schol. Ar. Plut. 845) . . . To these statements Stephan of Byz. (s. v. *Ἄγρα*) adds an important fact: *"Ἄγρα καὶ Ἄγραι χωρίον πρὸ τῆς πόλεως, ἐν ᾧ τὰ μικρὰ μυστήρια ἐπιτελεῖται μ ί μ η μ α τ ῶ ν π ε ρ ὶ τ ὸ ν Δ ι ό ν υ σ ο ν.*

With these facts in our minds we are able to interpret the lower row of figures. K o r e a l o n e r e c e i v e s t h e m y s t i c N i n n i o n, a n d D i o n y s o s h i m s e l f a c t s a s D a d o u c h o s. That the figure holding he torches is a god is clear from his greater stature, and, if a god, he can be none other than Dionysos, who, as Iacchos, led the mystics in their dance . . . Below it are depicted two of the bundles of myrtle twigs, which are frequently the emblems of initiation, and which bore the name of 'Bakchoi' (Schol. Ar. Eq. 409).

This interpretation is confirmed when we turn to the upper tier. 'Ninnion', having been initiated by Dionysos into the mysteries at Agrae, which he shaved with Kore, now comes for the Greater Mysteries to Eleusis. Kore herself brings her mystic, and leads her into the presence of Demeter enthroned. The scene is the telesterion of Eleusis

marked by two columns, which, be it noted, extend only half-way down the pinax. In the Lesser Mysteries, a later foundation, Dionysos shares the honours with Kore; in the Greater and earlier to the end he is only a visitant'.

Ich habe die vorstehend mitgeteilte scharfsinnige Erklärung des interessanten Pinax von SVORONOS und J. HARRISON nur so weit ausgeschrieben als ich mit ihr einverstanden bin, muß aber jetzt gegen deren Deutung des so deutlich in der Mitte der unteren Hälfte des Bildes sichtbaren Omphalos[111]) entschiedenen Einspruch erheben.

SVORONOS will ihn, offenbar weil er nicht begreifen kann, wie der delphische Nabelstein in die eleusinische Szene gekommen ist, für die *πέτρα ἀγέλαστος* erklären, auf der Demeter sich, in Schmerz versunken, zuerst niedergelassen habe, bis die Töchter des Keleos kamen, um Wasser zu schöpfen, und die Göttin sich durch die Possen der Jambe (Baubo) wieder erheitern und zum Genuß von Speise und Trank bewegen ließ (PRELLER-ROBERT I, 789, 1). Diese von Miß HARRISON gewiß mit Recht verworfene Deutung (s. S. 561 A. 1) scheitert schon an der Erwägung, daß die *πέτρα ἀγέλαστος* sonst nirgends monumental bezeugt ist und schwerlich Omphalosgestalt hatte[112]); es kommt noch hinzu der Umstand, daß der gleiche auf den eleusinischen Kult der Demeter und Persephone zu beziehende 'Omphalos' noch auf vier weiteren alsbald zu besprechenden Bildwerken vorkommt, wo ebenfalls die Deutung als *πέτρα ἀγέλαστος* ganz unwahrscheinlich ist und gesucht erscheint.

Wir müssen daher ohne Frage Miß HARRISON beistimmen, wenn sie den fraglichen Gegenstand seiner Form nach für einen unzweifelhaften Omphalos hält[113]), können ihr aber

111) Ganz sicher ist es freilich nicht, daß, wie Miß H. meint, der Omphalos ausschließlich der unteren Hälfte des Bildes angehöre. Er kann meines Erachtens auch recht wohl zur oberen Hälfte oder zu beiden Reihen gezogen werden.

112) Sie könnte natürlich nur durch die auf ihr sitzende trauernde Demeter charakterisiert werden.

113) Ebenso wie Miß H. haben auch alle übrigen Gelehrten (s.

nicht Recht geben, wenn sie ihn ohne Bedenken mit dem delphischen, d. h. apollinischen Omphalos identifiziert mit der Begründung: 'Dionysos has come from Delphi and brought his great white omphalos, his Delphic grave with him' (a. a. O. S. 561 oben). Es hängt diese eigentümliche Deutung Miß Harrisons mit ihrer schon vor Jahren ausgesprochenen unhaltbaren Ansicht zusammen, daß der delphische Nabelstein ursprünglich kein Symbol der Erdmitte, sondern vielmehr ein Grabdenkmal gewesen sei, unter dem der Pythondrache bestattet war. Da ich diese Auffassung bereits früher (Omphalos S. 116ff.) ausführlich widerlegt zu haben glaube, so kann ich hier auf eine nochmalige Darlegung meiner Gründe verzichten; nur sei hier noch auf ein neues, mir erst jetzt zum Bewußtsein gekommenes Argument hingewiesen, nämlich das sehr alte Attribut der beiden den delphischen Omphalos rechts und links flankierenden Zeusadler und deren Legende (s. Omphalos S. 55, Anm. 103), die deutlicher als alle anderen Zeugnisse und Merkmale den Omphalos von Delphi als Erdnabel charakterisieren und mit Miß Harrisons Erklärung kaum vereinbar sind. Während aber früher Miß H. den Omphalos von Delphi lediglich auf Grund späterer und unmaßgeblicher Zeugnisse als Grab des Python deutete, will sie ihn jetzt unter Verweisung auf noch viel spätere und unzuverlässigere Gewährsmänner als Grab des Dionysos [!] aufgefaßt wissen, das dieser bei seiner Wanderung von Delphi nach Eleusis dorthin mitgebracht habe (a. a. O. S. 558 ob. 'Dion. brought his great white omphalos, his Delphic grave, with him'); ich glaube, diese Erklärung ist so abenteuerlich und unwahrscheinlich, daß sie einer ausführlichen Widerlegung nicht bedarf, zumal da eine andere Deutung des bekannten Symbols hier überaus naheliegt.

Ehe ich aber zu dieser übergehe, seien hier noch kurz die vier anderen Bildwerke besprochen, die ebenfalls den ver-

---

ob. A. 110), die sich über den Pinax der Ninnion geäußert haben, mit einziger Ausnahme von Svoronos hier an einen Omphalos gedacht.

Fig. 2: Vase von Sta Maria di Capua (nach Harrison a. a. O. S. 557, Fig. 159).

meintlichen „delphischen“ Omphalos im Kreise eleusinischer Gottheiten zeigen.

Hier kommt vor allem eine schöne polychrome Vase in Betracht (Fig. 2), die im Jahre 1883 zu Sta Maria di Capua gefunden und zuerst von Fröhner in seiner Collection Tyszkiewicz Planche IX u. X abgebildet, sowie in dem dazu gehörigen Texte besprochen worden ist.[114]) Fröhner sagt darüber:

'Démèter . . . assise sur une pierre [besser Harr.: sitting on an altar-like throne] . . . sa tête se retourne en arrière vers Perséphone qui descend d'une colline, tenant dans chaque main un long flambeau doré . . . la figure assise, devant Perséphone, sur l'omphale de Delphes[??] . . . tient à sa main gauche un thyrse, orné d'une ténie et d'un pommeau doré, ses cheveux . . . sont ceints de lierre en fleur, doré également et un peau de daim . . . lui couvre la poitrine. Je crois ces indices suffisants pour reconnaître dans ce personage Dionysos jeune. Derrière lui . . . une jeune fille drapée et parée de bijoux . . . son geste semble indiquer qu'elle danse.[115]) Enfin deux

114) Später auch von Miß J. Harrison a. a. O. S. 557f. u. Fig. 159 und von Svoronos (a. a. O. S. 450ff., dazu *πίναξ ιγ', B*), der auch die übrigen Besprechungen und Veröffentlichungen des Bildes kritisch gewürdigt hat.

115) Also eine Parallele zu der *κερνοφόρος* auf dem Pinax der Ninnion!

figures, placées devant la déesse assise, complétant le tableau: un jeune homme, peut-être Triptolème, appuyé sur un sceptre d'or . . . puis assise sur la colline, une joueuse de tambourin, dont l'instrument, sur son disque externe, est orné d'une couronne de feuilles peintes . . . Le sujet se rapporte . . . aux mystères eleusiniens. Mais . . . ici c'est la présence de Dionysos sur l'omphalos delphique[?], qui nous gêne, car Éleusis n'est pas en Phocide' . . .

Während aber Fröhner mit Recht an dem 'delphischen Omphalos' dieser eleusinischen Szene Anstoß nimmt, ist Miß Harrison auch hier schnell fertig mit ihrer Erklärung: 'He [Dionysos] is seated on the omphalos. To the ancient mind no symbolism could speak more clearly; Dionysos is accepted at Eleusis, he has come from Delphi and brought his omphalos [= his grave S. 561] with him[!]. We are apt to regard the omphalos as exclusively the property of Apollo, and it comes as something of a shock to see Dionysos seated quietly upon it'. Zur Erklärung beruft sich Miß H. auf das bekannte späte und höchst unzuverlässige Zeugnis Tatians c. Gr. 8, 251: *ἐν τῷ τεμένει τοῦ Δητοΐδου καλεῖταί τις ὀμφαλός, ὁ δὲ ὀμφαλὸς τάφος τοῦ Διονύσου* und auf Philochoros fr. 22: *Ἔστιν ἰδεῖν τὴν ταφὴν αὐτοῦ [τοῦ Διον.] ἐν Δελφοῖς παρὰ τὸν Ἀπόλλωνα τὸν χρυσοῦν. Βάθρον δέ τι εἶναι ὑπονοεῖται ἡ σορός, ἐν ᾧ γράφεται· Ἐνθάδε κεῖται θανὼν Διόνυσος ὁ ἐκ Σεμέλης*, obwohl bei Lichte besehen durch diese Worte des Philochoros allein schon das Zeugnis Tatians endgültig widerlegt wird.[116])

Nur zögernd und mit gebührender Reserve wage ich hier an dritter Stelle noch ein zweites Vasenbild anzuführen (Fig. 3), das ebenfalls eine der beiden eleusinischen Göttinnen vor einem omphalosartigen Objekt thronend zeigt. Ich meine den boiotischen Teller des Nationalmuseums in Athen (Nr. 484), den zum ersten Male S. Wide[117]) in seinem lehr-

116) Vgl. auch die übrigen hierhergehörigen Varianten vom Omphalos oder Dreifuß(!) als dem Grabe des Python, des Dionysos, ja des Apollon selbst in meinem Omphalos S. 122, Anm. 219.

117) Nach Wide hat auch J. Harrison a. a. O. S. 274f. das Vasenbild kurz besprochen und unter Nr. 67 abbilden lassen. Auch sie

reichen Artikel über 'Eine lokale Gattung boiotischer Gefäße' (Athen. Mitteil. XXVI [1901] S. 150) besprochen und ebenda auf Taf. VIII abgebildet hat. Die Erklärung WIDES lautet:

'Kultbild aus der Mitte des 5. Jahrh., darstellend Demeter oder Persephone ... Die Attribute, Fackel, Mohn[118]) und Ähren, werden auf den Denkmälern wie in der Literatur beiden Göttinnen häufig beigegeben. Es ist eine chthonische Göttin ... Über dem Chiton trägt die Göttin einen Peplos, den Peplos eines Kultbilds, der von Zeit zu Zeit neu angelegt wurde. Über die Achseln ist ein eigentümliches Gewand (Schleiertuch) geworfen. Vor der Göttin steht ein oblonger, rundlicher Gegenstand, der schwer zu bestimmen ist. Man schwankt zunächst, ob dieser Gegenstand ein Pithos oder ein Altar ist. Für die Annahme eines Pithos würde sich eine Erklärung darbieten mit Rücksicht auf Miß HARRISONS Auseinandersetzungen über die Anthesterien (Journ. of Hell. Stud. 1900 S. 99 ff.). Indessen bin ich schließlich zu der Überzeugung gelangt, daß es doch ein Altar ist. Eigentümlich ist dabei die Form, die einem T y m b o s am meisten ähnelt. Es sieht so aus, als wäre der Altar aus Erde, ein *γῆς χῶμα* wie nach Paus. 8, 38, 7 der Altar des Zeus Lykaios war, oder eine ara graminea, caespiticia, wie die Römer sie nannten. Durch die Untersuchungen von REISCH und THIERSCH (R. bei Pauly-Wissowa I, 1665 ff. TH., Tyrrhen. Amphoren 131, Taf. I) wissen wir, daß es in Griechenland Altäre gab, die einem Grabhügel — *τύμβος* — ähnlich waren ... Wenn auf unserem boiotischen Vasenbilde *βωμός* und *τύμβος* identisch sind, so ist das nicht weiter auffällig; denn hier ist ja die Totengöttin dargestellt und für diese paßt eine Altarform, die an ein Grab erinnert, und paßt auch die auf dem Altar liegende G r a n a t e [?], die den chthonischen Gott-

Fig. 3: Boiotischer Teller des Nat.-Mus. in Athen (nach HARRISON a. a. O. S. 275, Fig. 67).

wagt nicht zu entscheiden, ob die dargestellte Göttin Demeter oder Kore ist.

118) J. HARRISON a. a. O. S. 274 macht aus den beiden Mohnstengeln in der linken Hand sonderbarerweise 'a pomegranate'!

heiten heilige Frucht'. Den hinter der Göttin schwebenden Vogel, dessen Gattung sich nicht sicher bestimmen läßt, deutet Wide als 'Seelenvogel', als einen 'Boten der unterirdischen Göttin' (S. 155f.).

Miß Harrison a. a. O. S. 274 erklärt dagegen den fraglichen Gegenstand für einen 'omphalos-like altar, on it what looks like a pomegranate', schließt sich aber sonst an Wides Erklärung an.

Wie mir scheint, hat Miß H. insofern richtig gesehen als sie tatsächlich die Form des vermeintlichen 'Altars' mit der eines Omphalos vergleicht, ja sie würde wohl kein Bedenken getragen haben, hier einen unzweifelhaften Omphalos anzunehmen, wenn ihr, als sie die boiotische Schale besprach, die beiden von ihr erst a. a. O. S. 557ff. behandelten Bildwerke gegenwärtig gewesen wären, die uns einen richtigen Omphalos im Kult der eleusinischen Göttinnen vorführen, und im Verein mit den oben besprochenen Zeugnissen des Xenophon und Aristeides beweisen, daß man tatsächlich Athen und Eleusis als Mittelpunkt (ὀμφαλός) der bewohnten Erde angesehen hat. So viel ich sehe, gibt es bis jetzt nur ein einziges Bedenken, das uns zur Zeit noch hindert, ohne weiteres der Deutung des omphalosgleichen Gegenstandes vor der thronenden Göttin als eines richtigen Nabelsteins beizutreten: ich meine die angebliche Granate, welche die Bekrönung des 'Omphalos' auf unserem Teller bildet. Freilich würde diese Frucht auch bei der Annahme eines 'Altars' in diesem Falle recht bedenklich sein, weil der Altar nach oben sich so spitz zuwölbt, daß die darauf (als Opfergabe oder Attribut der Göttin??) gelegte Granate ohne besondere Befestigung von der spitzen Wölbung sofort heruntergleiten oder herabfallen müßte. Auch vermissen wir bis jetzt ausdrückliche Zeugnisse dafür, daß man im Kult der eleusinischen Göttinnen Granatäpfel auf so konvex zulaufenden Altären geopfert hätte.

Gar keinem Zweifel kann dagegen der Omphalos auf einem schönen, in Kreta gefundenen, aber sicher attischen Ursprung verratenden Vasenbilde (Fig. 4) unterworfen sein, das jetzt

Fig. 4: Attisches Vasenbild aus Kreta im Zentralmuseum zu Athen (nach Journal Internat. d'Archéologie Numismatique 1901, Tafel ιϛ').

im athenischen Zentralmuseum unter Nr. 1442 aufbewahrt wird und von Svoronos a. a. O. S. 457 (vgl. *πίναξ ιϛ'*) erläutert und veröffentlicht worden ist.[119])

Daß es sich auch hier um die eleusinischen Mysterien handelt, geht schon aus dem von Svoronos mit Recht hervorgehobenen Umstande hervor, daß hier nicht weniger als 5 von den auf dem Gefäße von Capua dargestellten Personen wiederkehren, nämlich Demeter, Kore, Dionysos, 'Musaios'(?) und 'Pnyx'(?). Außerdem nimmt Svoronos noch 'Aphrodite' (Nr. 6 = *Νίκη ἄπτερος*) und 'Phaidra' (Nr. 7) als anwesend an.

Indem ich eine gründliche Kritik der von Svoronos mit gewohnter Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn gegebenen Einzelerklärung des ebenso schönen wie interessanten Bildes andern überlassen muß, kommt es mir jetzt nur darauf an, auch hier wieder auf die bedeutsame Rolle hinzuweisen, die offenbar der Omphalos in dem athenischen Kulte der Eleusinien gespielt haben muß. Svoronos' Erklärung lautet (S. 458 f.): *Πρὸ τοῦ Μουσαίου καὶ τῆς Πνυκὸς νύμφης κάθηται ἐπὶ τοῦ βωμοῦ τοῦ 'Ελευσινίου ἡ Δημήτηρ καὶ ἀπ' αὐτῆς ἀναχωροῦσα κατέρχεται πρὸς τὸν Διόνυσον τοῦ ἐν*

119) Unter dem Titel: *Τὸ μυστήριον τῆς 12. 'Ανθεστηριῶνος· Ἀφροδίτη ἡ ἄπτερος Νίκη.*

Λίμναις Διονυσίου ἡ Κόρη, ἀπαραλλάκτως ὡς ἐπὶ τῆς ὑδρίας τῆς Καπύης. Ἡ μόνη διαφορὰ εἶναι ὅτι ὁ Διόνυσος δὲν κάθηται ἀμέσως ἐπὶ τοῦ ὀμφαλοῦ ἀλλ' ὀλίγον ὑψηλότερον, προφανῶς ἐπὶ τοῦ ἄνω τοῦ τεμένους αὐτοῦ ὑψώματος. Diese Tatsache scheint mir zu beweisen, daß der Omphalos auch hier ebenso wie auf den übrigen von mir besprochenen Bildwerken, mit einziger Ausnahme der Vase von Capua, genau genommen nicht speziell zu Dionysos, sondern zur ganzen Szene gehört und wie sonst das Lokal bezeichnen soll, wo diese Szene sich abspielt.

An letzter Stelle gedenke ich noch in diesem Zusammenhange des schönen, leider stark beschädigten, aber doch in der Hauptsache verständlichen Bruchstücks eines zweiten, ebenfalls im Raume des eleusinischen Telesterions zusammen mit der Votivgabe der Ninnion aufgefundenen Pinax (Fig. 5), das Skias auf Tafel 2 der *Ἐφημερὶς Ἀρχαιολ.* 1901 in trefflicher Wiedergabe veröffentlicht und ebenda S. 39ff. erläutert hat. Seine für uns allein in Betracht kommende Erklärung lautet:

Ἡ παράστασις τοῦ δευτέρου . . . πίνακος εἶνε πολὺ μᾶλλον τοῦ πρώτου εὐδιαγνωστοτέρα ὡς ἀνήκουσα τῷ ἐλευσινιακῷ κύκλῳ, διότι παραστάσεις Δήμητρος καθημένης καὶ Κόρης ἱσταμένης καὶ κρατούσης δᾷδας εἶναι συχναί, ἐπίσης δ' εὐδιάγνωστος καίπερ τὸ πλεῖστον ἐλλιπὴς εἶνε ἡ μορφὴ τοῦ Τριπτολέμου κατὰ τὸ πρὸς δεξιὰν ἄκρον τοῦ πίνακος. Τοιούτου πίνακος εὐαρμοσιώτατον κόσμημα εἶνε ὁ πολύκαρπος θαλλὸς μύρτου ἐν τῇ ὑποκάτω ταινίᾳ. Τὸ κέντρον τῆς παραστάσεως ἀποτελοῦσι τρεῖς μορφαί, ἡ ἐν τῷ μέσῳ καθημένη Δημήτηρ, ἡ δεξιόθεν αὐτῆς ἱσταμένη Κόρη κρατοῦσα δύο δᾷδας, ὧν μόνον τὰ κάτω ἄκρα διεσώθησαν, καὶ ἡ ἀριστερόθεν τῆς Δήμητρος ἀνδρικὴ μορφή, ἧς διεσώθησαν μόνον οἱ πόδες ὑψηλὰ ὑποδήματα (ἐνδρομίδας) φέροντες, ἐξ ὧν εὐκόλως ἀναγνωρίζεται ἡ μορφὴ τοῦ Ἰάκχου, περὶ ἧς διὰ μακρῶν διελάβομεν ἐν τοῖς περὶ τοῦ πρώτου πίνακος. Αἱ τρεῖς αὗται μορφαὶ κατὰ τὸν αὐτὸν περίπου τρόπον παρίστανται ἐν τεμαχίῳ ἀναγλύφου ἐκδεδομένῳ ὑπὸ Kern *ἐν* Mittheil. Athen. XVII *σελ.* 127 fig. 2, *περὶ οὗ ἐγένετο λόγος καὶ ἀνωτέρω*

(*σελ.* 32 *ὑποσημ.* 2). *Ὁ ὀμφαλὸς δηλοῖ τὴν ἐν Ἐλευσῖνι ἕδραν τοῦ παναρχαίου χθονίου θεοῦ, ὅν ὑποκατέστησεν ὁ Ἴακχος κατὰ τὰ ἀνωτέρω εἰρημένα* (*σελ.* 28 *ἑξ.*)[120]), *ἀλλ' ἐν*

Fig. 5: Votivpinax aus dem eleusin. Telesterion (nach SKIAS, *Ἐφημ. Ἀρχ.* 1901, Taf. 2).

---

120) Hier behauptet SKIAS, daß der eleusinische Omphalos ursprünglich von allen eleusinischen Gottheiten allein dem Iakchos (= Dionysos) zukomme, 'als dem im Lebes des delphischen Dreifußes gekochten und von Apollon auf dem Parnaß bestatteten Gotte', eine Ansicht, die SVORONOS a. a. O. S. 175 und 238 gewiß mit Recht bestreitet. Dagegen kann ich diesem Gelehrten nicht beistimmen, wenn er seiner Neigung, die einstige Existenz eines Omphalos im Kulte von Eleusis zu leugnen und an dessen Stelle die *ἀγέλαστος πέτρα* zu setzen, allzu sehr nachgebend, in dem „Omphalos" dieses zweiten Pinax einen *βωμὸς ἐκ πέτρας παναρχαῖος* erkennen will, weil dessen *ἄνω μέρος* (*ἂν δὲν ἀπατᾷ ἡμᾶς ἡ ὡραία εἰκὼν τῆς Ἀρχαιολ. Ἐφημ.*) *ἐπίπεδον καὶ βωμοειδές, ἤ τοι σχῆμα ἀνήκουστον δι' ὀμφαλόν* sei. Ich glaube, daß

τῷ ἡμετέρῳ πίνακι αἱ μεγάλαι θεαὶ κατέχουσιν ἐγγυτέραν θέσιν πρὸς τὸν ὀμφαλὸν ἢ ὁ Ἴακχος, διότι αὐταῖς κατ' ἐξοχὴν ἀνήκει ἡ Ἐλευσίς. Ich möchte auch hier annehmen, daß (wie auch Rubensohn und Svoronos a. a. O. S. 175 u. 237f. glauben) der Omphalos im Grunde nur zur Bezeichnung des Lokals, wo die ganze Szene sich abspielt, diene. Dieses Lokal aber muß, wie der in ihm errichtete Omphalos beweist, als Mittelpunkt der bewohnten Erde angesehen worden sein. Eine andere Auffassung scheint kaum möglich oder wahrscheinlich.

Ich zweifle nicht, daß man schon längst im Hinblick auf die eben besprochenen fünf Bildwerke einen eleusinischen oder attischen ὀμφαλὸς γῆς anerkannt hätte, wenn man nicht der festen Überzeugung gewesen wäre, daß es einen solchen nur in Delphi gegeben habe, weil nur dieser Ort sich habe rühmen dürfen, der Mittelpunkt der bewohnten Erde zu sein. Daß diese Meinung falsch oder mindestens einseitig ist, glaube ich schon früher dargetan zu haben, indem ich nachwies, daß es innerhalb des von Griechen bewohnten Gebietes noch mehrere andere Orte außer Delphi gegeben hat, die den Anspruch auf die Ehre erhoben, Mittelpunkt der Erde zu sein: z. B. Paphos, Branchidai, Delos, Epidauros, und daß an allen diesen Orten ein Omphalos oder omphalosähnliches Denkmal als Symbol ihrer zentralen Lage erscheint.[121]) Genau dasselbe gilt aber auch, wie oben gezeigt worden ist, von Palästina und Jerusalem, wo ebenfalls mehrere oft nahe beieinander

nicht leicht jemand, der die übrigen hier besprochenen Bildwerke in Betracht zieht, in diesem Falle Svoronos beipflichten wird, und verweise außerdem auf die unzweifelhaften, ebenfalls oben abgeplatteten Omphaloi, deren Abbildungen ich Omphalos Taf. VI, Fig. 1 u. 4 (vgl. Neue Omphalosstud. Taf. I, Fig. 2) gegeben habe.

121) Auch das bekannte Fragment des 'Epimenides' bei Plut. de def. or. 1 *Οὔτε γὰρ ἦν γαίης μέσος ὀμφαλὸς οὔτε θαλάσσης ‖ Εἰ δέ τις ἐστί, θεοῖς δῆλος, θνητοῖσι δ' ἄφαντος* erklärt sich wohl am besten aus der Tatsache, daß Epimenides außer Delphi noch andere Orte kannte, die Anspruch darauf erhoben, Mittelpunkte der Erde zu sein (s. Omphalos S. 55f.).

gelegene Punkte um die Ehre des ὀμφαλὸς γῆς konkurriert haben, z. B. Jerusalem, Hebron (?), Sichem, Garizim, Bethel und innerhalb Jerusalems die Berge (Hügel) Zion, Golgotha, Morija usw. (s. oben Kap. II—IV).

Was nun die Bedeutung des Omphalos im eleusinischen Kult zu Athen und Eleusis betrifft, so liegt es wohl am nächsten, das Symbol der Erdmitte mit dem vielfach ausgesprochenen Gedanken zusammenzubringen, daß Athen, die μητρόπολις τῶν καρπῶν (Aristid. I, p. 168), auch das Zentrum gewesen sei, von dem aus Triptolemos auf dem ihm von Demeter verliehenen Schlangenwagen den ganzen Erdkreis durchflogen habe, um überall die Segnungen des Ackerbaus und damit auch aller höheren Gesittung und Kultur zu verbreiten. Niemand hat diesen Gedanken deutlicher und schöner ausgesprochen als Isokrates in seinem Panegyrikos, wenn er (§ 28) sagt: Δήμητρος γὰρ ἀφικομένης εἰς τὴν χώραν ὅτ' ἐπλανήθη τῆς Κόρης ἁρπασθείσης καὶ πρὸς τοὺς προγόνους ἡμῶν εὐμενῶς διατεθείσης ἐκ τῶν εὐεργεσιῶν ἃς οὐχ οἷόν τ' ἄλλοις ἢ τοῖς μεμυημένοις ἀκούειν, καὶ δούσης δωρεὰς διττάς, αἵπερ μέγισται τυγχάνουσιν οὖσαι, τούς τε καρπούς, οἳ τοῦ μὴ θηριωδῶς ζῆν ἡμᾶς αἴτιοι γεγόνασι, καὶ τὴν τελετήν, ἧς οἱ μετασχόντες περί τε τῆς τοῦ βίου τελευτῆς καὶ τοῦ σύμπαντος αἰῶνος ἡδίους τὰς ἐλπίδας ἔχουσιν[122]), οὕτως ἡ πόλι ἡμῶν οὐ μόνον θεοφιλῶς ἀλλὰ καὶ φιλανθρώπως ἔσχεν, ὥστε κυρία γενομένη τοσούτων ἀγαθῶν οὐκ ἐφθόνησε τοῖς ἄλλοις, ἀλλ' ὧν ἔλαβεν ἅπασι μετέδωκεν.[123]) Und wie allgemein dieser Anspruch Athens, der Mittel- und Ausstrahlungspunkt aller Zivilisation und Kultur gewesen zu sein, anerkannt worden ist, ersehen wir deutlich aus Iso-

122) Man beachte hier den engen Zusammenhang, in den hier die Segnungen des Ackerbaus mit den eleusinischen Weihen gesetzt werden.

123) Vgl. Aristid. Eleusin. p. 416 Dind.: γενέσθαι δὲ τὸν σῖτον παρὰ ταῖν θεαῖν τοῖς Ἀθηναίοις, παρὰ δὲ τῶν Ἀθηναίων καὶ Ἕλλησι καὶ βαρβάροις. — Arrian. Epict. diss. 1, 4, 30: Τριπτολέμῳ ἱερὰ καὶ βωμοὺς πάντες ἄνθρωποι ἀνεστήκασιν ὅτι τὰς ἡμέρους τροφὰς ἡμῖν ἔδωκε.

krates' weiteren Bemerkungen (a. a. O. § 31): *αἱ μὲν γὰρ πλεῖσται τῶν πόλεων ὑπόμνημα τῆς παλαιᾶς εὐεργεσίας ἀπαρχὰς τοῦ σίτου καθ' ἕκαστον τὸν ἐνιαυτὸν ὡς ἡμᾶς ἀποπέμπουσι, ταῖς δ' ἐκλειπούσαις πολλάκις ἡ Πυθία προσέταξεν ἀποφέρειν τὰ μέρη τῶν καρπῶν καὶ ποιεῖν πρὸς τὴν πόλιν τὴν ἡμετέραν τὰ πάτρια.*[124]) Eine ganz ähnliche Anschauung haben wir oben in der Omphaloslegende von Jerusalem kennen gelernt, dessen Bedeutung als Nabel der Erde mehrfach auf den Umstand zurückgeführt wurde, daß es zunächst der Ort der Erschaffung Adams, des ersten vernünftigen Wesens auf der Erde, und später als Ort der Kreuzigung Christi der Mittel- und Ausgangspunkt der wahren Religion und höchsten sittlichen Kultur gewesen sei. Fast dem gleichen Gedankengange begegnen wir bei Plato im Menexenos Kap. 7, p. 237, wo er zum Preise Athens und Attikas bemerkt: *Ἔστι δὲ ἀξία ἡ χώρα* [*ἡ Ἀττική*] *καὶ ὑπὸ πάντων ἀνθρώπων ἐπαινεῖσθαι, οὐ μόνον ὑφ' ἡμῶν . . . ὅτι ἐν ἐκείνῳ τῷ χρόνῳ, ἐν ᾧ ἡ πᾶσα γῆ ἀνεδίδου καὶ ἔφυε ζῷα παντοδαπά, θηρία τε καὶ βοτά, ἐν τούτῳ ἡ ἡμετέρα θηρίων μὲν ἀγρίων ἄγονος καὶ καθαρὰ ἐφάνη, ἐξελέξατο δὲ τῶν ζώων καὶ ἐγέννησεν ἄνθρωπον* [Kekrops, den Urmenschen (Autochthonen), den Adam der attischen Sage!][125]), *ὃς συνέσει τε ὑπερέχει τῶν ἄλλων καὶ δίκην καὶ θεοὺς μόνον νομίζει. μέγα δὲ τεκμήριον τούτῳ τῷ λόγῳ, ὅτι ἥδε ἔτεκεν ἡ γῆ τοὺς τῶνδέ τε καὶ ἡμετέρους προγόνους· πᾶν γὰρ τὸ τεκὸν τροφὴν ἔχει ἐπιτηδείαν ᾗ ἂν τέκῃ . . . ὃ δὴ καὶ ἡ ἡμετέρα γῆ τε καὶ μήτηρ ἱκανὸν τεκμήριον παρέχεται ὡς ἀνθρώπους γεννησαμένη· μόνη γὰρ ἐν τῷ τότε καὶ πρώτη τροφὴν ἀνθρωπείαν ἤνεγκε τὸν τῶν πυροῦ καὶ κριθῶν καρπόν, ᾧ κάλλιστα καὶ ἄριστα τρέφεται τὸ ἀνθρώπειον γένος, ὡς τῷ ὄντι τοῦτο τὸ ζῷον αὐτὴ γεννησαμένη . . . τούτου δὲ τοῦ καρποῦ οὐκ ἐφθόνησεν, ἀλλ' ἔνειμε καὶ τοῖς ἄλλοις· μετὰ δὲ τοῦτο ἐλαίου γένεσιν, πόνων ἀρωγήν, ἀνῆκε*

124) Mehr b. Preller, Demeter u. Persephone, S. 294f. u. Anm. 34. Preller-Robert, Gr. Myth.⁴ I S. 773f. Anm. 3.

125) S. ob. S. 25ff.

τοῖς ἐκγόνοις ... Wer sieht nicht, daß in diesen von tiefster religiöser Empfindung zeugenden Worten die griechischen Parallelen einerseits zur Adamlegende, anderseits zur Sage vom Paradiese, als welches vielfach das 'gelobte, im Zentrum der Erde und der Welt gelegene Land', d. i. Palästina und die Gegend von Jerusalem, betrachtet wurde (s. ob. S. 36 ff.), enthalten sind?

Zweifellos würde die Vorstellung von Athen und Eleusis als 'Nabel der Erde' noch ganz anders durchgedrungen sein und in der Literatur und Kunst eine weit größere Rolle gespielt haben, wenn hier nicht die Rücksicht auf das delphische Orakel, das gegenüber allen Konkurrenten in diesem Punkte höchst eifersüchtig war[126]), maßgebend gewesen wäre. So blieb die Geltung Athens als ὀμφαλὸς γῆς im Grunde nur auf den Geheimkult von Eleusis beschränkt, hat aber hier wenigstens in den oben von uns besprochenen Bildwerken einen ziemlich deutlichen Ausdruck gefunden. Vielleicht ist die Hoffnung nicht ganz ungegründet, daß im Laufe der Zeit neue Funde und Ausgrabungen, namentlich in Eleusis selbst, noch weitere Zeugnisse für die einstige Bedeutung des eleusinisch-attischen Omphalosgedankens zu Tage fördern werden.[127])

---

126) Vgl. Roscher, Die neuentdeckte Schrift e. altmilesischen Naturphilosophen. Berlin. Stuttg. Leipz. 1912 S. 26 f. E. Curtius, Gr. Gesch.[1] I, 466. Gruppe, Gr. Mythol. u. Rel.-Gesch. S. 239 und vor allem Herod. 6, 19 und dazu meine Bemerkungen Omphalos S. 44 u. Anm. 86. Neue Omphalosstudien S. 21. — Ganz ähnlich wie mit dem Omphalos von Athen und Eleusis verhält es sich übrigens aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem von Delos (Omphalos S. 9 Anm. 14. S. 39 Anm. 74. S. 129. N. Omphalosstud. S. 27. 50 f. S. 89 Anm. 104) und von Epidauros (Omphalos S. 113), von dem nach der Annahme seiner Bewohner alle übrigen Asklepioskulte nach allen Himmelsrichtungen gewissermaßen ausgestrahlt sind (a. a. O. Anm. 204).

127) Ob die von O. Kern in Wendland-Kerns Beiträgen z. Gesch. d. griech. Philos. u. Religion. Berl. 1895 S. 86 erwähnte, damals noch unveröffentlichte Hydria der Sammlung der Archäol. Gesellschaft in Athen, die der schönen Vase von S. Maria di Capua ähnlich sein soll, hierher gehört, wage ich aus Mangel an Autopsie z. Z. nicht zu entscheiden. Handelt es sich vielleicht in diesem Falle um die oben (S. 68) besprochene 'attische' Vase aus Kreta?

VI. Die Ägypter (vgl. Omphalos S. 31f.).

Meine früher (s. Omphalos S. 31) ausgesprochene Hoffnung, daß künftige Funde und Ausgrabungen im Nillande uns die Möglichkeit gewähren würden, das für Ägypten, die Heimat der ältesten Geometer, nicht unwichtige Omphalosproblem durch den Nachweis ausdrücklicher Zeugnisse monumentaler und literarischer Art aus älterer Zeit zu fördern, ist neuerdings einigermaßen in Erfüllung gegangen. Am 21. April 1917 erhielt ich von Herrn Prof. GÜNTHER ROEDER, jetzt Direktor des Pelizaeusmuseums in Hildesheim, einen Brief mit der Mitteilung, daß die von REISNER (Harvard Univers.) für das Museum in Boston ausgeführte Grabung am Gebel Barka (= Napata) im Sudan im Tempel der nubisch-meroitischen Könige einen Stein gefunden habe, der als

Fig. 6: 'Omphalos' aus Napata in Nubien (nach Journal of Egyptian Archaeology III [1916] Seite 255).

Omphalos des Amon-Orakels von Napata um 1 v. Chr. gedient hat[128]), vgl. GRIFFITH in Journ. of egypt. Archaeol. III (1916) 255 mit Abbildung; das Exemplar des Heftes, das er bei Gelegenheit einer Osterreise in Berlin habe einsehen können, befinde sich in den Händen von Geheimr. Prof. BORCHARDT in den Kgl. Museen in Berlin. Da mich dieser Fund natürlich in hohem Grade interessierte, so richtete ich alsbald an BORCHARDT die Bitte, mir den Aufsatz GRIFFITHS zugänglich zu machen, und erhielt darauf umgehend diesen in genauer Abschrift (nebst Abbildung), die ich im Hinblick auf die große durch den Weltkrieg bedingte Schwierigkeit, wissenschaftliche Literatur aus dem feindlichen Auslande zu beziehen, hier mit

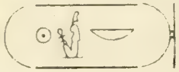
128) Hinsichtlich dieses Orakels verweise ich auf PERROT-CHIPIEZ, Gesch. d. Ku. i. Altert. I, bearb. von PIETSCHMANN (1884) S. 334, 338, 661f. ERMAN, D. ägypt. Religion. Berlin 1905, S. 199f.

dem Ausdrucke aufrichtigen Dankes wörtlich abdrucken lasse (s. Fig. 6).

Volume III. Part IV. October 1916.
The Journal S. 255.
of
Egyptian Archaeology.

An Omphalos from Napata.
By F. Ll. Griffith, M. A.

With Dr. Reisner's kind permission a sketch, made from a photograph, is here given of a remarkable Meroitic monument which discovered last year at Gebel Barkal, towards the inner end of the great temple of Ammon. It is of sandstone and evidently of moderate size. Its conical shape is precisely that of the omphalos at the oracle of Delphi.[1]) In a previous note[2]) I ventured to identify it with the umbilicus-like figure of the god of the Oasis of Ammon which is recorded only by Quintus Curtius in the following description: — "The thing which is worshipped as a god has not the shape that artificers have usually applied to the gods; its appearance is most like an umbilicus, and it is made of an (?) emerald and gemscemented together[3])." But M. Daressy had already discovered a strange sack-like form of Ammon of Karnak with which he quite appropriately compared this description of the Ammon in the Oasis.[4])

Anyhow the present omphalos is unique from Nubia and is probably to be conected with an oracle of Ammon. Perhaps the imitative Nubians took the idea from Delphi. The curved top is decorated as if with strings of beads or pendants, the sides are sculptured with figures of deities and two royal cartouches, and a band of upright lotus buds and flowers encircles the base. The cartouches contain Egyptian prenomen  Nibmereʿ, copied from that of Amenhotp III,

1) Daremberg et Saglio, Dict. des Antiq., s. v. Omphalos.

2) Journal III, p. 221.

[3) Curtius IV, 7: Id, quod pro deo colitur, non eandem effigiem habet, quam vulgo diis artifices accommodaverunt; umbilico maxime similis est habitus, smaragdo et gemmis coagmentatus. Hunc, quum responsum petitur, navigio aurato (vgl. dazu PERROT-CHIPIEZ, Gesch. d. Kunst im Alt. I, bearb. v. PIETSCHMANN, S. 335 ff. Diodor. 17, 50 f.), gestant sacerdotes, multis argenteis pateris ab utroque navigii latere pendentibus; sequuntur matronae virginesque, patrio more inconditum quoddam carmen canentes, quo propitiari Jovem credunt, ut certum edat oraculum. ROSCHER.]

4) Annales du Service des Antiquités IX, 64. Vgl. unt. S. 84 f.

and a Meroitic nomen
Muh̲nêwêl (?) i. e. Amanikhanêwêl (?). This makes a second Meroitic Nibmereʿ, there being already known an Amaniten mêmize with that prenomen in the shrine of Pyramid A. 38 at Meroe[5]). That date of the monument would seem to be round about A. D. 1.

Der Fund dieses aus dem Ammoneion zu Napata stammenden ʿOmphalos' ist deshalb von größter Wichtigkeit, weil er nicht bloß den Bericht des Curtius Rufus über den von Alexander M. und seinen Begleitern bei der Befragung des Zeus Ammon in Libyen gesehenen *umbilicus* (= ὀμφαλός) bestätigt, sondern auch sichere Rückschlüsse auf den Kult des im ägyptischen Theben (Karnak) hochverehrten Ammon gestattet. Denn es kann ja, wie mir auch von einem so ausgezeichneten Kenner altägyptischer Religion wie G. Roeder bezeugt wird, keinem Zweifel unterworfen sein, daß beide Kulte, sowohl der von Napata als auch der von Siwa, nur ʿAbleger' des thebanischen Amon sind[129]), dessen Orakel ebenfalls hochberühmt war.[130]) Meine Vermutung, daß sich aus der Kombination von Curtius 4, 7, 23 mit dem neuen Omphalos von Gebel Barkal (Napata) schließen lasse, daß auch die Metropole des Ammonkultus, Theben, dem Omphalosgedanken gehuldigt und folglich Theben als Mittelpunkt

5) Mer. Inscr. I, nos. 66, 67.

129) Nach Herodot 2, 54 behaupteten die Priester des thebanischen Ammon, das Orakel von Siwa sei ebenso wie das von Dodona von je éiner aus dem ägyptischen Theben von Phönikern entführten Priesterin gegründet worden. Vgl. Wilkinson, Anc. Egyptians IV, p. 248 f.

130) Roeder schreibt mir u. a. auf meine Frage, ob auch der Ammon von Theben als Orakelgott galt: ʿJa, ganz sicher; wir kennen Berichte über Orakelerteilung durch Amon von Theben'. Vgl. Herod. 2, 54 u. 57. Lysimachos (fr. 1) b. Joseph. c. Apion. 1, 34; Tac. hist. 5, 3; Oros. 1, 10, 3; wo nach Pietschmann bei Pauly-Wissowa I Sp. 1859 gezweifelt werden kann, ob der Pharao zu Moses Zeit das Orakel von Siwa oder das zu Theben befragt habe. Sethe teilt mir brieflich mit: ʿDas Orakel des thebanischen Amon ist vielfach bezeugt: vgl. Ztschr. f. äg. Sprache 44, 30. Breasted, Ancient Records of Egypt IV, S. 303, 318, 328.'

(Herz, Omphalos) Ägyptens und des orbis terrarum gegolten habe, ist mir von Roeder ebenso wie von Sethe als für die 'spätere Zeit' 'möglich' oder 'denkbar' bezeichnet worden. Roeder fügt hinzu: 'Im Ganzen jedoch gehört Theben zu den jüngeren Tempeln[131]); ursprünglich waren andere Tempel Mittelpunkt der Welt; das kann auf Theben übertragen sein.'

Obwohl aber sowohl die Form des zu Napata gefundenen konischen Steines als auch die literarischen Zeugnisse für die einstige Existenz des Omphalosgedankens in Ägypten (siehe unten), 'des Landes der Mitte' und der Bericht des Curtius Rufus über den 'umbilicus' von Siwa die Deutung der beiden heiligen Steine in den Ammontempeln Napatas und Siwas als richtiger ὀμφαλοί, d. h. als Wahrzeichen der Erdmitte, sehr wahrscheinlich machen, verlangt es doch die wissenschaftliche Vorsicht und Umsicht, eines gewichtigen Einwandes zu gedenken, den ein so ausgezeichneter Ägyptologe wie Pietschmann vor einigen Jahren gegen die Auffassung des 'umbilicus' bei Curtius Rufus als Nabelstein vorgetragen hat. P. meint nämlich in seinem Artikel Ammoneion b. Pauly-Wissowa I, Sp. 1859, 'das prunkvolle Gehäuse des Ammon sei von Curtius (oder wohl besser von dessen griechischem Gewährsmann) fälschlich einem umbilicus verglichen worden', es sei also kein ὀμφαλός gewesen. P. beruft sich dabei auf die Tatsache (vgl. Perrot-Chipiez I, 335f.), daß das Sanktuarium des ägyptischen Tempels (σηκός) im Gegensatz zur Cella des griechischen Tempels keine Kultstatue des betreffenden Gottes, sondern nur eine sogen. 'Bari', d. h. eine kleine Barke oder einen Kasten enthielt. 'Und zwar war das der Regel nach eine Art von Tabernakel oder kleiner Kapelle, worin hinter einer Flügeltür sich entweder ein Bild oder ein Sinnbild der Gottheit befand, vor dem an den durch religiöse Vorschriften bestimmten Tagen Gebete hergesagt

131) Nach Perrot-Chipiez a. a. O. S. 69 (vgl. S. 307, 1) kommt der Name des Ammon, des Lokalgottes von Theben, auf den Denkmälern nicht vor der 11. Dynastie (Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. I, § 95 ff.) vor.

und besondere Bräuche vollzogen wurden. Bisweilen lief dieses Tabernakel auf eine Nische, auf eine Art Wandschrank hinaus; oft aber bildete es ein besonderes Häuschen, das mitten im Sanktuarium stand. War es, gleich der Bundeslade der Hebräer, aus bemaltem oder vergoldetem Holz, so ist es spurlos abhanden gekommen oder nur ganz ausnahmsweise der Vernichtung entgangen wie das Tabernakel des Turiner Museums (Fig. 210). In einigermaßen bedeutenden Tempeln gab es einen großen, ausgehöhlten Granit- oder Basaltblock als Aedicula. Einer derselben mit dem Namensringe Nektanebus' I. steht noch am Platze in dem Ptolemäustempel zu Edfu, und sämtliche Museen besitzen solche in den Trümmern der altägyptischen Gotteshäuser entdeckte monolithe Kapellen. Zu den schönsten gehört eine im Louvre befindliche, auf welcher der Name des Amasis eingegraben ist; sie ist aus Rosengranit und ganz und gar bedeckt (wie der Stein von Napata!) mit Inschriften und Skulpturen (Fig. 211)'. — Wer diese Darlegungen in Betracht zieht, der dürfte in der Tat geneigt sein, mit Pietschmann in diesem Falle an ein Mißverständnis des Curtius und seiner griechischen Quelle zu glauben und den Omphalosgedanken für das Ammoneion zu Siwa in Abrede zu stellen.

Wenn ich es gleichwohl wage, die Annahme eines *ὀμφαλός* im Tempel zu Siwa zu rechtfertigen, so berufe ich mich vor allem auf die ausgesprochene Omphalosform des massiven, nicht hohlen Steins von Napata, der auch nicht die geringste Andeutung von einer 'Flügeltür' oder davon enthält, daß es ein 'Gehäuse' oder Behälter des eigentlichen, in ihm verborgenen Heiligtums sein sollte. Es kommt hinzu der Umstand, daß der 'umbilicus' zu Siwa ebenso wie der massive Stein aus dem Ammoneion von Napata bereits einer Zeit angehört, in der starker griechischer Einfluß möglich und wahrscheinlich war. Nun aber war das Ammonorakel Libyens schon seit der Gründung von Kyrene starken griechischen Einflüssen zugänglich und damit zum Konkurrenten von Delphi und Branchidai geworden, deren Nabelsteine

geradezu Weltruhm besaßen.[132]) Es kann daher nicht wunderbar erscheinen, wenn die Priesterschaft von Siwa wie von Napata ihrem Idol, das ursprünglich, wie DARESSYS S. 80 erwähnter Aufsatz (mit Abbildungen!) zeigt[132a]), nicht die Form eines Omphalos, sondern eines Sackes oder Schlauches hatte, Omphalosgestalt verlich, um damit anzudeuten, daß Ägypten 'das Land der Mitte' und die Ammontempel zu Theben und Siwa wiederum die Mittelpunkte der bewohnten Erde seien.

Zu dem schönen, bereits im 'Omphalos' S. 31 angeführten Zeugnis (aus dem hermetischen Traktat *Κόρη κόσμου* = Stob. ecl. I, p. 302 Meineke) für die zentrale Lage Ägyptens:

> *ἐν τῷ μέσῳ τῆς γῆς κεῖται ἡ τῶν προγόνων ἡμῖν ἱερωτάτη χώρα*

kommt jetzt als wertvolle Parallele folgender Satz aus Horapollons Hieroglyphica I, 21 a. E.:

> *μόνη δὲ ἡ Αἰγυπτίων γῆ . . μέση τῆς οἰκουμένης ὑπάρχει, καθάπερ ἐν τῷ ὀφθαλμῷ ἡ λεγομένη κόρη*

(vgl. dazu LEEMANS Ausgabe p. 229).[133])

Exkurs: Der Amon von Karnak nach DARESSY.

Bei der Bedeutung von DARESSYS Aufsatz und der Schwierigkeit, während des Weltkriegs seiner habhaft zu werden, scheint es mir in hohem Grade wünschenswert, ja notwendig, zur Förderung des ägyptischen Omphalosproblems die von D. mitgeteilten Abbildungen nebst kurzen Erläuterungen hier wiederzugeben:

p. 64]: 'Parmi la multitude d'objets sortis par M. Legrain de la fosse aux statues de Karnak, se trouvent 3 petits monuments d'aspect étrange

132) Über das Orakel von Branchidai, das vom ägyptischen König Necho II. (Ende des 7. Jahrh.) und später von Kroisos befragt und reich beschenkt wurde, vgl. ROSCHER, D. neuentdeckte Schrift eines altmiles. Naturphilosophen 1912, S. 25ff.

132a) S. unten den gleich folgenden Exkurs.

133) Allerlei merkwürdige hier einschlagende Vorstellungen von der menschenartigen Gestalt und Lage der Erde, von Ägypten als 'templum totius mundi', als 'Herz der Oikumene' etc. (vgl. Omphalos S. 31f. und die dort abgebildete Figur) s. jetzt bei KROLL, D. Lehren des Hermes Trismegistos. Münster 1914, S. 159, 166f. Vgl. auch Horapoll. ed. Leemans, p. 125.

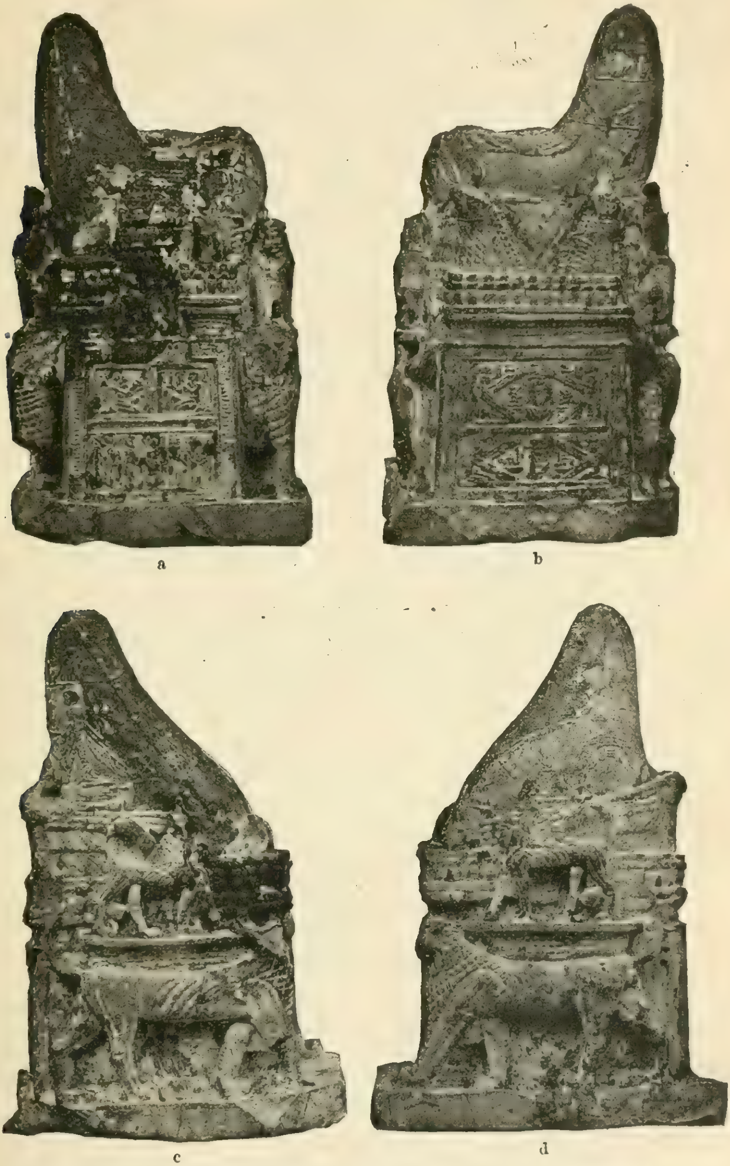


Fig. 7. Amonidole aus dem ägyptischen Theben (nach Annales du Service des Antiquités T. IX [1908], Pl. I, p. 64 ff. zu dem Artikel von Daressy, (Une nouvelle Forme d'Amon').

dont je ne connais pas d'autres spécimens. Qu'on s'imagine un siège divin flanqué de lions, comme en sont fréquemment les trônes d'Horus, et sur ce lion un sphinx; comme dossier, 2 déesses ptérophores, puis à l'intérieur, au lieu de la tablette attendue, tout l'espace est occupé par un édifice hypèthre avec port à l'avant et posée dessus (au lieu d'être au milieu de la cour), une masse arrondie, semblable à une outre, dont la partie gauche se relève formant une protubérance; tout cela orné de dessin et doré . . .'

p. 65]: 'Quant à l'emblème étrange posé sur ce monument il est également orné de figures en relief. Au-dessus de ce sac, dans l'axe une brisure ronde marque la place du cou d'une tête d'Amon qui devait être placée là; en avant est gravé un pectoral dont l'intérieur est seulement rempli de points' . . . (Es folgt nunmehr die Beschreibung der dekorativen Figuren; vgl. Taf. I u. uns. Fig. 7a—d S. 85).

p. 66]: Ähnlich mehrere weitere, aber weniger gut gearbeitete Exemplare derselben Art, von denen es heißt: 'A la partie supérieure est restée une partie de l'arrière de la tête d'Amon.'

Weiter führt D. [p. 67] ein merkwürdiges 'tableau' zu Médinet-Habou an, auf dem unter anderem erscheint l'espèce de sac avec sa proéminence latérale surmonté d'une tête d'Amon, ayant un collier auquel est attaché un pectoral' . . .

S. 69 schließt D. seine Darlegungen mit den Worten: 'Ces documents . . . suffisent pour nous prouver que cette forme divine appartenan tà Min créateur, confondu avec Harsiési, ce Panthée que les statuettes et les bas-reliefs nous présentent sous tant d'aspects différents Le trait caractéristique est cè sac dans lequel le dieu est enfermé, sa tête émergeant seule' . . . Zuletzt vergleicht D. noch die sackähnliche Gestalt des Amon von Theben mit dem 'umbilicus' des Curtius Rufus in der Oase von Siwa und meint nicht ohne innere Berechtigung: 'L'ombilic dont parle l'auteur ne peut être mieux représenté que par la protubérance du sac où Amon est caché.'

VII. Die Etrusker, Italiker und Deutschen.

Ob der Omphalosgedanke auch bei den Etruskern eine Rolle gespielt hat, ist nicht leicht festzustellen, weil bis jetzt direkte Zeugnisse zu fehlen scheinen. Vielleicht deutet aber ein eigentümlicher Ritus, den die Etrusker bei der Gründung von Städten beobachtet haben und der nach Varro auch von Etrurien nach Latium übertragen worden ist, darauf hin. Ich meine die Anlage des sogen. *mundus*, d. h. einer kreis-

runden Grube in der geometrischen Mitte der Stadt[134]), deren unterer Teil den Dis Manibus, d. i. den Geistern der Verstorbenen und den Göttern der Unterwelt, der Tellus, Ceres, dem Orcus etc. heilig war[135]) und durch den sogen. lapis manalis, einen runden Stein, verschlossen wurde. In diese Grube (fossa) wurden die Erstlinge von allen Früchten und sonstigen Gaben geschüttet und sodann die Grenzen der künftigen Stadt durch eine um den mundus als Zentrum mittels einer rituellen Pflügung beschriebene Kreislinie festgestellt usw. (Vgl. Wissowa, Rel. u. Kult. d. Römer², S. 234. Preller-Jordan, Röm. Mythol.³ II, 67f.) An bestimmten Tagen, die für bedenklich galten, dreimal im Jahre, wurde der Mundus geöffnet, und man glaubte, daß dann die Seelen der Verstorbenen, der Dii Manes, aus der Grube hervorschwärmten und die Oberwelt erfüllten.[136])

---

134) Plut. Rom. 11: *ὁ Ῥωμύλος ... ᾤκιζε τὴν πόλιν ἐκ Τυρρηνίας μεταπεμψάμενος ἄνδρας ἱεροῖς τισι θεσμοῖς καὶ γράμμασιν ὑφηγουμένους ἕκαστα καὶ διδάσκοντας, ὥσπερ ἐν τελετῇ. Βόθρος γὰρ ὠρύγη περὶ τὸ νῦν Κομίτιον κυκλοτερής, ἀπαρχαί τε πάντων ... ἀπετέθησαν ἐνταῦθα. Καὶ τέλος ἐξ ἧς ἀφῖκτο γῆς ἕκαστος ὀλίγην κομίζων μοῖραν ἔβαλλον εἰς ταῦτα καὶ συνεμίγνυον. Καλοῦσι δὲ τὸν βόθρον τοῦτον ᾧ καὶ τὸν ὄλυμπον ὀνόματι μοῦνδον. Εἶτα, ὥσπερ κύκλον κέντρῳ περιέγραψαν τὴν πόλιν.* — Ov. fast. 4, 821 ff. — Varro l. l. 5, 143: oppida condebant in Latio Etrusco ritu, ut multa, id est junctis bobus. Quare et oppida, quae prius erant circumducta aratro, ab orbe et urvo urbes.

135) Daher die Bezeichnungen Cereris mundus (Fest. p. 142, 22), Plutonis faux, deorum tristium atque inferum quasi ianua (Varro b. Macrob. 1, 16, 17), ostium Orci (Fest. p. 95 s. v. Manalem lapidem). — Cato b. Fest. p. 154: eius (mundi) inferiorem partem veluti consecratam Dis Manibus clausam omni tempore nisi his diebus, qui supra scripti sunt, maiores c[ensuerunt habendam], quos dies etiam religiosos iudicaverunt ea de causa, quod his diebus ea, quae occulta et abdita religionis deorum manium essent, in lucem adducerentur, nihil eo tempore in republica geri voluerunt ... Vgl. Fest. p. 156 s. v. Mundum. Mehr bei Steuding im Artikel Inferi des Ausführl. Lexikons d. griech. u. röm. Mythol. II, Sp. 239 u. 249f.

136) Paul. p. 128: Manalem lapidem putabant esse ostium Orci, per quod animae inferorum ad superos manarent, qui dicuntur Manes.

Die Gründe, die mich veranlassen, in dem Mundus eine besondere Form des Erdnabels (ὀμφαλὸς γῆς) zu erblicken, sind kurz folgende.

Vor allem deutet darauf hin die Tatsache, daß der Mundus in der Mitte jeder Stadt angelegt war, also an einer Stelle, wo sonst mehrfach ὀμφαλοί (umbilici) als Symbole der Mitte und als Zentralmeilensteine der von ihnen ausgehenden Straßennetze errichtet waren[136b]): man denke an den umbilicus urbis Romae, an das Milliarium aureum daselbst, an den athenischen Zwölfgötteraltar, den Pindar als ὀμφαλὸς ἄστεος θυόεις bezeichnet, an den Omphalos von Antiochia ad Orontem usw. (Omphalos S. 34f.).

Sodann erinnert die ins Innere der Erde, also die Unterwelt, den Sitz der abgeschiedenen Geister, hinab reichende Grube an das χάσμα oder στόμιον γῆς zu Delphi (und Branchidai), das den Mittelpunkt der bewohnten Erde bezeichnete und zugleich verschiedene Beziehungen zum Geisterreich der Unterwelt hatte; man denke an das ebenfalls ins delphische Adyton verlegte Grab des Python, des Dionysos, ja des Apollon (Rohde, Psyche² I S. 133 Anm. 2).

Nicht bedeutungslos scheint ferner der Umstand zu sein, daß der Mundus selbst kreisrund (κυκλοτερής) war und mit der ebenfalls im wesentlichen runden Stadtmauer und ihrem Graben harmonierte (s. Anm. 134). Ja vielleicht ist es sogar möglich, damit die Ausdrücke mundus und urbs, wie schon die Alten annahmen (s. oben Anm. 134), in Zusammenhang zu bringen; denn nach der ältesten Vorstellung ist auch die Welt ebenso wie der orbis terrarum und der Horizont (der Himmel)[137]) kreisrund, und demgemäß muß auch die

---

136b) Ich nehme also an, daß ursprünglich jede mit einem 'mundus' versehene Stadt glaubte in der Mitte des orbis terrarum zu liegen. Dies erinnert an die Omphalos S. 22 besprochene Vorstellung des Inders, bei der Gründung seines Hauses sich im Nabel der Erde zu befinden.

137) Vgl. Cato b. Fest. p. 154: Qui (mundus) quid ita dicatur sic refert Cato in commentariis iuris civilis: 'Mundo nomen impositum

'Unterwelt', der untere mundus, dieselbe Form haben; man denke auch an den *Ζεὺς χθόνιος* im Gegensatze zum *Ζεὺς ὀλύμπιος*, an die Juno infera (inferna) im Gegensatz zur *Ἥρα ὀλυμπία* usw. Es ist mir sonach in hohem Grade wahrscheinlich, daß *mundus* in diesem Falle ganz eigentlich die 'untere Welt' (Unterwelt) bedeutet und also genau genommen ein euphemistischer Ausdruck für *mundus inferorum (Manium)* ist.[138]) Vgl. *πόντος Εὔξεινος* für *ἄξεινος*, *Εὐμενίδες* für *Ἐριν[ν]ύες*, *manes* (= die Guten) für *larvae* oder *lemures* usw. (Mehr bei Rohde, Psyche[2] I, 206ff.)

Eine ganz vortreffliche Stütze für meine Vermutung scheint uns endlich die germanische Vorstellung vom sogen. Dillestein darzubieten, wie bereits J. Grimm, D. M.[3] 766 und Preller (a. a. O. II, S. 67 A. 2) gesehen haben. Grimm (a. a. O.) sagt darüber: 'Man dachte sich im Grund der Erde, gleichsam als Decke und Gitter der Unterwelt, einen Stein, der in mhd. Gedichten Dillestein (von dille, diele, tabula, pluteus, ahd. dil, dili, altn. þil, þili) genannt ist: 'grüebe ich ûf den dillestein'. Schmiede 33; 'des hoehe vür der himele dach und durch der helle bodem vert.' Das. 1252; 'vür der himele dach dû blickest und durch der helle dillestein. Ms. 2, 199b; 'wan ez kumt des tiuvels schrei, dâ von wir sîn erschrecket: der dillestein der ist enzwei, die tôten sint ûf gewecket.' Dietr. drachenk. cod. pal. 226a. Hierbei erinnere ich mich des lapis manalis (Fest. s. v.), der die Grube des etruskischen mundus schloß und alljährlich an drei heiligen Tagen abgenommen wurde, damit die Seelen hinauf zur Oberwelt steigen könnten (Festus s. v. mundus). Nicht bloß diese Grube in der Erde, auch der Himmel hieß mundus. Vgl. O. Müllers Etrusker 2, 96. 97. Den Finnen ist *manala* locus subterraneus, ubi versantur mortui, sepulcrum,

---

est ab eo mundo, qui supra nos est (= caelum, *Ὄλυμπος*, vgl. Plut. Rom. 11, oben Anm. 134): forma enim eius est, ut ex his qui intravere cognoscere potui, adsimilis illi (also rund u. gewölbt).

138) Vgl. auch Wissowa, Rel. u. Kultus d. Römer[2] § 35 S. 238f., Preller-Jordan, Röm. Mythol.[3] I, 83 A. 1, II, 66.

orcus, was sich von *maa* (terra, mundus) leitet. Niflheimer war dennoch heimr, d. h. eine Welt' usw. Sehr merkwürdig und für unsere Frage hochwichtig ist aber der von El. H. Meyer (German. Mythol. § 234 u. § 286 S. 212) für den Dillestein nachgewiesene Charakterzug, daß er als Mittelpunkt der Erde galt wie z. B. der Stein bei der Nobisschenke (a. a. O. § 286, Kuhn, Sagen a. Westfalen 2, 322. 333. Witzschel, Sagen a. Thüringen 2, 142), d. h. bei einem Wirtshause, worin alle Toten Karten oder Würfel spielen, denn das Totenreich wird in Deutschland ganz gewöhnlich als Wirtshaus (= Nobiskrug, Nobishaus), der dort residierende Dämon (= Teufel) als *hellewirt, Nobiswirt* vorgestellt (Belege b. Meyer a. a. O.). Mit dem Dillestein aber ist wohl auch der mit großen Nägeln beschlagene Stein bei Allstedt und Nebra, der ebenfalls für den Mittelpunkt der Welt gilt (Kuhn u. Schwartz, Norddeutsche Sagen 215. Witzschel a. a. O. 2, 142f.), identisch (Meyer a. a. O. S. 212). Eine einigermaßen verwandte Vorstellung vertritt, wie oben gezeigt worden ist, der Stein Schetija in Jerusalem (vgl. Omphalos S. 24f., N. Omphalosstudien S. 16f., ob. S. 14ff.).

Schließlich weise ich in diesem Zusammenhang noch auf den von Varro (b. Plinius n. h. 3, 109) bezeugten umbilicus Italiae und auf Enna, jetzt Castrogiovanni, im Mittelpunkte Siziliens hin, das von Kallimachos, Cicero und Diodor ὀμφαλὸς Σικελίας genannt wird (Omphalos S. 34; Neue Omphalosstud. S. 88). Schon aus diesen Tatsachen ist deutlich ersichtlich, welche Bedeutung dem Omphalosgedanken auch bei den Italikern zukommt und wie wahrscheinlich es ist, daß auch sie an einen ὀμφαλὸς γῆς an verschiedenen Punkten des italischen Gebietes geglaubt haben.

VIII. Der Omphalosgedanke bei den Kelten.

Bereits in den Neuen Omphalosstudien I, S. 24f. habe ich kurz auf einen hochinteressanten im Jahre 1914 vor der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres gehaltenen Vor-

trag des bekannten französischen Keltologen J. Loth verwiesen, der, wie damals mehrere Pariser Tageblätter berichteten, die einstige Existenz eines ὀμφαλὸς γῆς vor allem im Mittelpunkte Irlands (vgl. Giraldus Cambrensis, Topograph. Hibern. 3, 4 p. 144 ed. Dimock) und sodann im Zentrum Galliens im Gebiete der Carnutes (vgl. Caesar, bell. Gall. 6, 10f.)[139]) wahrscheinlich gemacht habe. Der unmittelbar darauf ausgebrochene Weltkrieg, der jeden direkten literarischen Verkehr mit Frankreich unmöglich machte, verhinderte mich damals, den in der Revue des Études Anciennes Bd. XVII (1915) S. 193—206 unter dem Titel 'L'Omphalos chez les Celtes' erschienenen Vortrag Loths genauer kennen zu lernen und zu würdigen. Erst zwei Jahre später ist es mir dank den Bemühungen meines Züricher Freundes Prof. Wasers gelungen, des betreffenden Bandes der Études Anciennes habhaft zu werden und einen Einblick in Loths Darlegungen zu gewinnen.

Fig. 8. Der jetzt zersprengte umbilicus Hiberniae des Giraldus Cambrensis (nach Loth a. a. O. S. 200).

L. sucht in seiner Abhandlung über den Nabel der Erde bei den Kelten die Ergebnisse meines 'Omphalos' vom kelto-

139) Man glaubt jetzt den locus consecratus in finibus Carnutum in dem 'petit vallon marécageux de la Vouzée qui aboutit au Loir, à deux kilomètres environ en amont de Vendôme' entdeckt zu haben (Comptes Rendus de l'Acad. d. Inscript. et B.-L. 1915 Juillet-Août p. 282). — Noch jetzt spielt übrigens der Omphalosgedanke in Frankreich eine gewisse Rolle, wie die Pyramide von Bruère lehrt. Diese wurde unter Napoleon III. errichtet, als es den französischen Geographen und Mathematikern gelungen war, den geographischen Mittelpunkt Frankreichs genau festzustellen. Dieses Zentrum befand sich damals in dem kleinen Flecken Bruère bei Fontainebleau, und zur Erinnerung an jenes Ereignis wurde auf dem Marktplatz von Bruère eine mächtige Pyramide errichtet, die aber nach der Annexion von Elsaß-Lothringen ihre ursprüngliche Bedeutung verlor. Mehr darüber s. in der Kreuzzeitung 1916 Nr. 491 (26./9.), Morgenausgabe Sp. 4.

logischen Standpunkt aus zu ergänzen (p. 193). Er geht aus von dem Zeugnis Caesars (de bell. Gall. 6, 13) von der zentralen Lage des Carnutenlandes (regio totius Galliae media) und der alljährlich daselbst veranstalteten Zusammenkunft der Druiden an einem geweihten Platze (in loco consecrato) und bezieht auf Orte gleicher Bedeutung den so häufig im altkeltischen Gebiete begegnenden Namen *Medio-lanon*, den er ebenso wie *Medio-nemeto-n* als 'sanctuaire, lieu consacré central, vraisemblement dans un forêt' deutet (p. 194).

Eine deutliche Beziehung auf den Erdnabel findet L. ferner in der 'Aventure de Lludd et Llevelys', welche in der Gegend von Oxford lokalisiert ist (p. 195).[140])

Es heißt darin:

C'était un grand cri qui se faisait entendre chaque nuit de premier mai[141]) au dessus de chaque foyer dans l'île de Bretagne: il traversait le coeur des humains et leur causait une telle frayeur que les hommes en perdaient leurs couleurs et leurs forces; les femmes, les enfants dans leur sein, les jeunes gens et les jeunes filles, leur raison. Animaux, arbres, terre, eaux tout restait stérile. Llevelys dévoila à son frère la cause de ce fléau et lui indiqua le moyen de s'en débarrasser. Le cri était poussé par le dragon des Brittons: „Un dragon de race étrangère", dit Llevelys, „se bat avec lui, et cherche à le vaincre. C'est pourquoi votre dragon à vous pousse un cri effrayant. Voici comment tu pourras le savoir. De retour chez toi, fais mesurer cette île de long en large; à l'endroit où tu trouveras exactement le point central de l'île, fais creuser un trou, fais y déposer une

140) Bei der geringen Verbreitung der Revue des Ét. Anc. in Deutschland und der zur Zeit noch bestehenden großen Schwierigkeit, das betreffende Heft durch den Buchhandel zu beziehen, halte ich es für meine Pflicht, das deutsche Gelehrtenpublikum über den Inhalt der verdienstlichen Untersuchung Loths genauer zu unterrichten.

141) Dies ist der sogen. Walpurgistag, über dessen Bedeutung bei den Germanen kein Zweifel besteht. Vgl. J. Grimm, Deutsche Mythol.[3] 1003 ff. Wuttke, Deutscher Volksabergl.[2] § 88. E. H. Meyer, German. Mythol. S. 132, 141, 243. Mannhardt, Germ. Mythen 30—34 etc., der S. 457 f. (Anm. 2) auch auf keltische (walisische) Sagen hinweist, in denen der 1. Mai eine Rolle spielt. Ich vermute übrigens, daß unter dem certo anni tempore quo Druides in finibus Carnutum considunt in loco consecrato (Caesar b. Gall. 6, 10) die Walpurgisnacht am 1. Mai zu verstehen ist. Vgl. unten S. 95.

cuve pleine de l'hydromel [142]) le meilleur que l'on puisse faire, et recouvrir la cuve d'un manteau de paile. Cela fait, veille toi même, en personne, et tu verras les dragons se battre sous la forme d' animaux effrayants. Ils finiront par apparaître dans l'air sous la forme de dragons, et, en dernier lieu, quand ils seront épuisés à la suite d'un combat effrayant et terrible, ils tomberont sur le manteau sous la forme de deux pourceaux; ils s'enfonceront avec le manteau, et le tireront avec eux jusqu' au fond de la cuve. Alors, replie le manteau tout autour d'eux, fais-les enterrer enfermés dans un coffre de pierre, à l'endroit le plus fort de tes États, et cache-les bien dans la terre. Tant qu'ils seront en ce lieu fort, aucune invasion ne viendra dans l'île de Bretagne." Lludd fit mesurer l'île de long, et en large. Il trouva le point central à Rhyd-Ychen (le gué aux boeufs), nom gallois d'Oxford. Il fit comme il avait été convenu. Quant au coffre de pierre dans lequel il enferma les dragons, il le transporta à l'endroit le plus sûr qu'il pût trouver, dans les montagnes d'Eryri (chaîne de Snowdon).

LOTH beschränkt sich darauf, hervorzuheben, welche Bedeutung in dieser echtbritannischen Sage dem Begriffe des Mittelpunktes eines Landes oder der Erde (ὀμφαλὸς γῆς) zuzuerkennen ist, offenbar dieselbe, die er auch in der irischen Legende des Giraldus Cambrensis vom 'umbilicus Hiberniae' und vom dortigen 'medium et meditullium terrae' und in dem Berichte Caesars von der 'regio media totius Galliae' im Gebiete der Carnutes nachgewiesen hat. Von den übrigen in der Sage enthaltenen merkwürdigen Elementen schweigt er. Auch ich kann an dieser Stelle nicht alles erörtern, möchte aber doch wenigstens darauf hinweisen, daß die Sage insofern einen interessanten historischen Hintergrund hat, als sie offenbar in einer Zeit entstanden ist, als die keltischen Ureinwohner Britanniens in der Furcht vor einer auswärtigen feindlichen Invasion schwebten. Es kann sich daher wohl nur um die Zeit handeln, wo entweder die Römer oder die Germanen (Angeln, Sachsen, Dänen), Bri-

142) Sonst wird den in den Schlangen (Drachen) verkörperten Hausgeistern Milch vorgesetzt (GRIMM, D. Mythol.³ 650f.); bei den Griechen erhalten die heiligen Schlangen als Opfer in der Regel Honigkuchen (μελιτοῦττα): ROHDE, Psyche² I, 305 Anm. 2. GRUPPE, Griech. Mythol. u. Rel.-Gesch. S. 909 A. 5.

tannien mit einer Invasion bedrohten. Die beiden, im Kampfe miteinander liegenden Drachen oder Flügelschlangen sind die Symbole der beiden feindlichen Nationen und gewissermaßen deren Lokalgenien im größten Maßstabe, ebenso wie die Genien der einzelnen Häuser ebenfalls durch heilige, gütige, wohltätige Schlangen oder Drachen dargestellt wurden.[143]) Die innigen Beziehungen solcher Lokalgenien erster Ordnung zum ganzen Lande können kaum drastischer dargestellt werden als durch die Verlegung ihres Wohnsitzes in den mathematisch gewonnenen Mittelpunkt des Gebietes, dessen Wohl ihnen am Herzen liegt.

S. 197f. a. a. O. bespricht Loth sodann ausführlich das schon von mir (Neue Omphalosstudien S. 25f.) angeführte Zeugnis des Giraldus Cambrensis von dem im Zentrum Irlands aufgerichteten Steine (lapis), welcher 'umbilicus Hiberniae' genannt wurde (quasi in medio et meditullio terrae positus) und fügt noch weitere wichtige Belege für dieselbe Vorstellung hinzu, vor allem den ebenfalls 'umbilicus' genannten Stein zu Birr in Kings County (nicht weit von Ushnagh oder Kyllari), weiter eine interessante Notiz aus Colgan, Triadis Thaumaturgae acta (Quinta vita s. Columbae) p. 392 col. 2 no. XX: 'Sub idem tempus s. Finnianus leniter soporatus vidit in Hibernico horizonte duos soles cooriri, unum, ut prae se ferebat, argenteum, aureum alterum, magna utrumque sed impari luce coruscum. Qui argenteus erat, austro propior loco, qui Cluain micnois dicitur, recta imminebat; eoque potissimum directis radiis Hiberniae umbilicum mire irradiatum prope incendebat.'

Die hervorragende Bedeutung des großen Steinblockes bei Ushnagh, den man den Umbilicus Hiberniae nannte, bezeugt auch eine Legende vom hl. Patrick, des Nationalheili-

143) Vgl. J. Grimm, Deutsche Mythol.³ S. 648ff. Wissowa, Relig. u. Kultus d. Römer² S. 176f. Preller-Jordan, Röm. Myth.³ I, 87, 116. Wuttke, D. deutsche Volksaberglaube² § 57, 153. Über d. Fütterung von Hausschlangen in Littauen vgl. Globus 75 (1899) S. 160ff. Rochholz, Deutscher Glaube u. Brauch I, 146f.

gen von Irland (Loth a. a. O. S. 200), der 'die Steine von Ushnagh' als einen Gegenstand heidnischen Aberglaubens verflucht haben soll. Auch wurde hier ebenso wie im Lande der Carnutes alljährlich am 1. Mai (s. oben S. 92 Anm. 141) eine große Festversammlung abgehalten, die, wie schon d'Arbois de Jubainville (Les Assemblées publiques d'Irlande. Paris 1880 p. 11 f.) erkannt hat, der von Caesar erwähnten Druidenversammlung im Zentrum Galliens analoge Momente aufweist.

Fig. 9. Irischer 'Omphalos' von Castlestrange (nach Loth a. a. O. Pl. I Fig. 3).

Eine Abbildung des Steins von Ushnagh (Fig. 8) und einer Reihe von anderen Steinen, in denen Loth altkeltische Omphaloi erkennen möchte, die ich aber einstweilen lieber zu den problematischen Nabelsteinen rechne, siehe unten auf Seite 96 und die dazu gehörigen Erläuterungen auf S. 97.

Ich gebe hier nach Loth (L'omphalos chez les Celtes = Revue des études anciennes XVII (1915) S. 193 ff.) mehrere interessante altkeltische Kultsteine wieder, denen Loth mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit den Charakter von Nabelsteinen (ὀμφαλοί) ebenso wie dem berühmten die Mitte von Irland und der Welt bezeichnenden Stein von Ushnagh (vgl. auch Lappenberg im Artikel Irland S. 49 b der Encyklopädie von Ersch und Gruber) zuschreiben möchte. Loth (S. 203) sagt darüber:

'Il n'est pas douteux que de l'ancienne *regio media,* le Midi de l'Irlande, de la colline d'Uisnech le culte de l'*Omphalos* ne se soit repandu dans le pays, bien que nous n'en ayons pas de preuves certaines. Ce culte a été certainement un des premiers abolis par le christianisme:

Fig. 10: Irischer 'Omphalos': Pierre de Turoe (nach Loth a. a. O. S. 204).

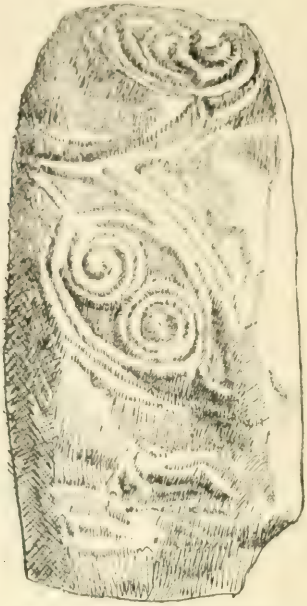


Fig. 11: Keltischer 'Omphalos' von Mullaghmast (nach Loth a. a. O. S. 205).

Fig. 12a: Keltischer 'Omphalos': Bétyle de Kermaria près Pont l'Abbé (nach Loth a. a. O. Pl. II Fig. 6).

Fig. 12b: Desgl. (nach Loth a. a. O. Pl. II Fig. 9).

St. Patrice n'avait pas manqué de maudire les pierres d'Uisnech. Il est fort possible qu'un certain nombre des piliers ou *menhirs* épars à travers l'Irlande aient été des représentations de l'*Omphalos* . . . D'ailleurs, d'une façon générale, jusque à l'époque chrétienne, les idoles de l'Irlande étaient des pierres brutes: de véritables *menhirs*. — Elles étaient parfois rehaussées d'or et d'argent. Un annotateur au martyrologue d'Óengus, composé au IXe siècle . . . nous donne de curieux détails sur l'idole suprème du Nord: c'était une pierre adorée par les paiens, d'où un démon du nom de Cermond Cestach faisait entendre sa voix. 'C'est la pierre courte', ajoute-t-il, 'qui est à droite en entrant dans le temple de Clochar; la place de morceaux d'or et d'argent y reste encore, „ut vidimus ipsi" . . . A côté de ces idoles de pierre brute, il y eut, dès l'époque de la Tène, en Irlande, des pierres sculptées, dont la destination n'est pas connue. Les plus remarquables sont les pierres de Turoe, paroisse de Kiltallogh, baronnie d'Athenry, en Galway, de Castlestrange, comté de Roscommon . . . et de Mullaghmast, comté de Kildare. Elles ont été l'objet d'une publication avec gravures de Coffey, dans les *Proceeding of the R. I. A.* XXIV, 6 (1904) p. 257—268 (planche XVIII—XXII). La plus complète et la plus importante est celle de Turoe, c'est un bloc erratique de 1[m] 20 de haut. . . . M. C. Jullian a signalé la parenté de ces pierres avec le bétyle de Kermaria, près Pont-l'Abbé . . . et a conclu, sans doute avec raison, que ces monuments doivent répondre à la même pensée magique ou religieuse et correspondre à la même civilisation. Par leur forme, les pierres de Turoe et de Mullaghmast, surtout celle de Turoe, se recommandent comme des *omphaloi* . . .

Ich halte es bis auf weiteres für richtig, alle hier angeführten Steine mit einziger Ausnahme des 'umbilicus' von Ushnach zu den 'problematischen' Omphaloi zu rechnen (vgl. N. Omphalosstudien S. 62 ff.).

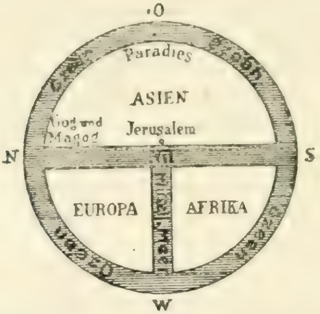
IX. Der Erdnabel der Luiseño-Indianer.

Der ausgezeichnete Religionsforscher und Ethnologe Prof. M. Nilsson in Lund teilte mir am 23. Mai 1916 brieflich folgendes mit:

'Währenddem ich ethnographische Literatur durchblättere, um Material für die primitive Zeitrechnung zu suchen, finde ich Folgendes für Ihre Omphalosstudien. Ein Teil der Einweihungszeremonien bei den Luiseño-Indianern (Kalifornien)

war mit einer Malerei auf dem Boden verbunden, die kreisrund war und die Welt darstellte mit ihren sieben Teilen (1. Händen, 2. Bergen, 3. Spinne, 4. Raben, 5. Bär, 6. Schlange). Der siebente Teil ist ein Loch in der Mitte des Kreises, wohl anderthalb Zoll im Diameter, der Nabel genannt. Vgl. DUBOIS, The Religion of the L. in University of California Publications in American Archaeology and Ethnology VIII (1908) S. 177 f.'

Dieser Nachweis bildet eine willkommene Parallele zu dem Omphalos der Peruaner (Omph. S. 35) und Mexikaner (N. Omphalosstud. S. 75).



Mittelalterlicher typischer Orbis terrarum mit dem Zentrum Jerusalem (nach 'Omphalos' Taf. IX, 4).

Nachträge und Berichtigungen.

1. Zu Omphalos.

S. 12 Anm. 20 füge jetzt als willkommenen weiteren Beleg für die Ansicht, daß Zwerchfell und Nabel Sitze der Seele seien, hinzu Bakchyl. 16, 21 f.: ἔσω φρενῶν θυμόν.

Zu S. 13 f.: Bei den Bakairi Brasiliens hört mit dem Abfall der Nabelschnur des Kindes die Verpflichtung des Vaters zur Couvade auf. Bis dahin hat er das Kind zu besorgen, das mit dem Abfalle des letzten Restes der Nabelschnur zur selbständigen Persönlichkeit wird (nach K. v. d. Steinen): Zeitschr. f. Volkskunde 4 (1894) S. 104. — Ebendort S. 135 teilt Sajaktzis in seinem Artikel über Gräcowalachische Sitten u. Gebräuche Folgendes mit: 'Nach strenger Forderung des weiblichen Aberglaubens hebt man ein Stückchen des Nabelstranges . . ., welcher vertrocknet abfällt und auch ἀφαλός = ὀμφαλός heißt, sorgfältig auf, um es nach einigen Jahren dem Kinde zu zeigen, 'damit ihm alles geschickt von der Hand gehe'. Deswegen sagen die Frauen mitunter von einem Vielgeschäftigen: 'Der hat seinen ἀφαλός gesehen'. Nachdem dieser seine wohltätige Aufgabe erfüllt hat, wird er in die Tiefen eines Koffers oder eines ähnlichen Behältnisses zur Ruhe gelegt, damit er besonders vor Nässe geschützt wird, weil sonst das Kind an Leibweh zu leiden hätte . . . Bei uns kommen folgende Phrasen vor: „Das kehrt mir den Nabel um", oder: „Darüber verliert man den Nabel" (μοῦ ξέστρεψεν ὁ ἀφαλός — μ' ἔφυγεν ὁ ἀφ.) bei Dingen, die Ekel oder Furcht erregen. Auch sagt man: „Das geht mir nicht vom Nabel" (δὲν μ' ἔρχεται ἀπὸ τὸν ἀφαλό, δὲν μοῦ 'πῆγε 'ς τὸν ἀφαλό) statt dessen häufiger: „Das kommt mir vom Herzen, das geht mir zu Herzen" usw.' lauter Belege für die Tatsache, daß auch heute noch in Hellas der Nabel als Sitz der Seele, des Gemüts aufgefaßt wird.

Aus Wlislockis Aufsatz 'Zigeunertaufe in Südungarn' (Am Urquell II [1891] S. 21) stammt folgende Mitteilung; „Die Nabelschnur besitzt nach dem Glauben der Zigeuner die Kraft, böse Geister vom Kinde fern zu halten, deshalb wird auch das Kind, sobald es krank ist, mit einem Stück von der aufbewahrten Nabelschnur geräuchert. Die Nabelschnur nennen die nordungarischen Zigeuner 'Gottes Kette' oder 'Gottes Seil'." — Weitere abergläubische die Nabelschnur betreffende Gebräuche s. Am Urquell III (1892) S. 282 (Hamburg), S. 278 f. (Serbien), S. 94 (Zigeuner).

Die 'Omfalomanzia' in Rumänien und Sizilien behandelt Meringer in der Zeitschrift 'Wörter und Sachen', Kulturhistor. Ztschr. f. Sprach- und Sachforschung V (1913) S. 48. — Ebendort S. 46f. u. 49 finden sich wertvolle Bemerkungen über allerlei Beziehungen des Nabels zum Verstande.

Zu S. 19 Anm. 34: Wie bei den Indern nābh-i-s nicht bloß Nabel sondern auch Verwandtschaft bedeutet, so ist auch bei den Arabern der Nabel Symbol und Ausdruck für Verwandtschaft (Rhodokanakis, 'Wörter u. Sachen' S. 201 Anm. 8ff.).

Zu S. 31 trage ich nach aus Apulej. Asclep. 24: Terra nostra (Aegyptus) mundi totius est templum . . . sedes religionum . . . terra sanctissima , . ., Ausdrücke, die wohl am besten auf Ägypten als Zentrum der Erde bezogen werden.

S. 39 Anm. 74 füge hinzu: Auch Jacoby im Artikel Hekataios bei Pauly-Wissowa schließt aus den von mir a. a. O. zitierten Stellen, daß auf der altmilesischen Weltkarte nicht Delphi, sondern ein Punkt Ioniens das Zentrum darstellte.

S. 41 Anm. 79 verweise ich jetzt auch auf Hippolyt. ref. 4, 49 p. 122, 5ff.: *ὑπόπτερος ἄξων ὁ περαίνων ἑκατέρους τοὺς πόλους διὰ μέσης τῆς γῆς καὶ στρέφων τὸν κόσμον.* Vgl. dazu Eisler, Weltenmantel etc. S. 324, 2 u. 583.

S. 42 Mitte. Nach Schoemann-Lipsius, Griech. Alt.[4] II S. 328 saß die Pythia 'auf einer radförmigen Scheibe' (?). Die Bildwerke zeigen sie dagegen meist auf dem Dreifuß sitzend.

Zu S. 45. Leider habe ich bei der Anführung der auf die antiken Windrosen (orbes ventorum) bezüglichen Stelle des Plinius (18, 326ff.) übersehen, daß auch Vitruvius 1, 6, 6 u. 12 davon handelt. Vgl. dazu jetzt Rehm, Griech. Windrosen S. 12f. (Münch. Akad. 1916) und meine Anzeige dieser Schrift in der Wochenschr. f. klass. Philol. 1917 Sp. 849, wo ich die Ansicht ausgesprochen habe, daß es sich bei dem von Plinius angegebenen Verfahren nicht, wie Rehm meint, um eine 'Vergröberung', sondern vielmehr um eine ältere (primitivere) Vorstufe des gleiche Zwecke verfolgenden, im Laufe der Zeit weiter vervollkommneten Verfahrens handelt. S. auch Lelewels (Géogr. du moyen âge I p. LXXX [Proll.] u. II p. 134) Bemerkungen über die ältesten Seekarten, die auf der Windrose beruhten.

S. 64 füge jetzt zu der Ableitung von *ὀμφή* hinzu Ps.-Luc., Nero 10: *καὶ γὰρ δὴ καὶ τὸ Πυθικὸν στόμιον, παρ' οὗ αἱ ὀμφαὶ ἀνέπνεον, ἀποφράττειν ὥρμησεν (ὁ Νέρων), ὡς μηδὲ τῷ Ἀπόλλωνι φωνὴ εἴη.*

Zu S. 90 Abschn. 10. Nach Wolters (Sitzungsber. d. Münch. Akad., Philos.-hist. Kl. 1915 III S. 21 Anm. 1) ist nur ein einziger Omphalos im Apollotempel von Pompeji gefunden worden.

S. 94 Nr. 22 handelt es sich nach Bethe, Theban. Heldenlieder

S. 14 um eine Befragung des pythischen Apoll von Seiten des Laios (nicht des Oedipus).

S. 96 Anm. 175. Ein weiteres Zeugnis für dieselbe Tatsache bietet uns Aristot. Met. 2, 5, 13: *Διὸ καὶ γελοίως γράφουσι νῦν τὰς περιόδους τῆς γῆς· γράφουσι γὰρ κυκλοτερῆ τὴν οἰκουμένην.* Nach Jeremias, Handb. d. altorient. Geisteskultur. Leipz. 1913 S. 31, bedeutet das babylonische Zeichen ⊙ = kiš = All = orbis terrarum.

S. 113f. möchte ich jetzt zur Deutung des Omphalos des Asklepios die Frage aufwerfen, ob er nicht vielleicht sein omphalosförmiges Grab bezeichnen könnte. Vgl. sein Grab zu Kynosura und zu Epidauros; s. Rohde, Psyche[2] I, 142, 2, der sich auf Clem. Al. protr. p. 18 D. Cic. de nat. deor. 57. Clement. Homil. 5, 21. Recognit. 10, 24 beruft.

S. 115 Ende Anm. 206. An Miss Harrison haben sich neuerdings angeschlossen Karo im Art. Omphalos des Dict. des antiq., Bulard, Monum. et Mém. Piot XIV (1907) p. 62f., Küster, D. Schlange in d. griech. Kunst u. Relig. = Rel.-gesch. Vers. u. Vorarb. XIII, 2 (1913) S. 70, 3. Farnell, Cults of the gr. states IV (1907) S. 303. Heisenberg, Grabeskirche I, 216. S. auch Harrison, Proll. to the study of Greek relig. Cambridge 1908 S. 588ff.

S. 118ff. Zu den omphalosförmigen Gräbern gehört wohl auch unzweifelhaft die interessante Darstellung einer von Brückner, Jahrb. d. arch. Inst. VI (1891) Taf. 4 veröffentlichten, von Maass, Österr. Jahreshefte XI (1908) S. 15f. falsch erklärten Lekythos. Hier sieht man zwei einen ʻweißen Omphalosʼ, d. i. ein Grab, hütende mächtige Schlangen, die einen davoneilenden Jüngling, offenbar einen Grabschänder, verfolgen. Maass bemerkt dazu: ʻDie Schlangen sind die Omphalosschlangen (?), wie wir sie — nur im ruhenden Zustand — um den pythischen und delphischen Omphalos . . . erblicken. Also gehört der umfriedete Omphalos auf der altattischen Lekythos der Ge, einem der zahlreichen Heiligtümer der attischen Erdmutter. Nachts durchbricht ein Tempelräuber (?) die Hecke um den Omphalos; da fallen ihn die heiligen Schlangen an mit furchtbarem Bißʼ. S. 10 behauptet M.: ʻDie Heiligtümer der Erdmutter pflegen Kuppelform zu haben und *ὀμφαλοί* ʻNabelʼ zu heißen. Nur Klügelei (?) machte den delphischen Nabel zum ʻErdnabelʼ, zur Erdmitte, falsch schon darum, weil es viele solche ʻNabelʼ nachweislich im griechischen Kult gegeben hat. Sie standen nachweislich vielfach im Kreuzungspunkt der Hauptstraßen (E. Curtius, Abh. I, 116).ʼ Ich glaube kaum, daß M. jetzt noch, wenn er meine Abhandlungen über den Omphalosbegriff gelesen hat, seine Ansicht aufrechterhalten dürfte.

Zu S. 120 oben. Hierher gehört wohl auch der ʻconic navel 2 m in height and diameter, surrounded by a serpent in four circles,

with an enormous head. This navel which may be compared with several plates in Roschers treatises, is placed upon a gigantic quadrangular stone block which serves as its pedestal. Under the rock that supports this monument is a large room with niches for the reception of the dead.' Wensinck, The navel of the earth S. 60. Dalman, Petra I p. 218 ff.

Zu S. 123 oben. Auch die babylonischen Grenzsteine (*ὅροι* = kudurru) haben konische, omphalosförmige Gestalt; s. Jeremias, Handb. d. altor. Geisteskultur S. 108 Abb. 82.

2. Zu Neue Omphalosstudien.

S. 11. In der Sage von der Argo (Roscher, Die Zahl 50 S. 111 Anm. 189) ist der Sitz des orakelnden Dämons, der sich als die Seele des Schiffs auffassen läßt, in das Zentrum des Schiffskieles, also gewissermaßen den *ὀμφαλὸς τῆς νεώς* verlegt.

S. 36 füge man noch folgende auf das delphische *στόμιον* bezügliche Zeugnisse hinzu: Jamblich. de myst. 3, 11 p. 123, 13 Parthey: *οἱ δὲ στομίοις* (man beachte den Plural!) *παρακαθήμενοι, ὡς αἱ ἐν Δελφοῖς θεσπίζουσαι.* — ib. p. 126, 5: *ἡ δ' ἐν Δελφοῖς προφῆτις, εἴτε ἀπὸ πνεύματος λεπτοῦ καὶ πυρώδους ἀναφερομένου ποθὲν ἀπὸ στομίου θεμιστεύει.* — ib. p. 126, 11: *τὸ ἀναφερόμενον ἀπὸ τοῦ στομίου πῦρ.* Origen. c. Cels. 8, 3: Die Pythia weissagt *περικαθεζομένη τὸ τῆς Κασταλίας* [= *Κασσοτίδος*?] *στόμιον.* Vgl. dazu W. Nestle in Wochenschrift f. klass. Philol. 1916 Sp. 147. Fehrle, Kultische Keuschheit, Gießen 1910 S. 7.

Zu S. 46 ist jetzt hinsichtlich des Verständnisses von Varro de l. l. 7, 17 zu verweisen auf meinen 'Omphalosgedanken' S. 61 Anm. 105.

S. 62 ff. Zu den „problematischen Omphaloi" gehört wohl auch der neben einer hellenistischen männlichen Gewandfigur (die im Theater gefunden wurde) stehende Nabelstein, abgebildet bei Kothe-Watzinger, Magnesia am Maeander 1904 S. 208. Watzinger meint, daß ein Dichter dargestellt sei; der Omphalos deute darauf. Ich verdanke diese Notiz einem Briefe O. Kerns vom 12./X. 1918.

3. Zum Omphalosgedanken.

Zu S. 12 Anm. 17 kommt jetzt noch hinzu das Zeugnis des Ambrosius ed. Migne P. L. XV 1961 ff.: In medio autem Iudaeae civitas Hierosolyma quasi umbilicus regionis totius, ut prudentibus placuit, nuncupatur.

S. 29 f. Anm. 38 läßt sich die Reihe der Zeugnisse noch weiter ergänzen durch folgende: S. Cyrilli Hierosolym. archiep. [† 386] catechesis XIII (De Christo crucifixo et sepulto) = Migne P. Gr. 33 p. 805: *Ἐξεπέτασεν ἐν σταυρῷ τὰς χεῖρας, ἵνα περιλάβῃ τῆς οἰκουμένης τὰ πέ-*

ϱατα. τῆς γὰϱ γῆς τὸ μεσώτατον ὁ Γολγοϑᾶς οὗτός ἐστιν. — Hilarii episcop. [† 367] Comment. in Matth. cap. XXXIII = Migne P. L. IX, 1073: Locus deinde crucis talis est, ut positus in medio terrae, et tamquam in vertice huius universitatis [Höhenlage!] insistens, ad capessendam Dei cognitionem universis gentibus esset aequalis. — Didymi Alexandr. [† 394] de trinitate l. I = Migne P. Gr. 39 p. 324: Δαυῒδ δὲ ἐν ογ' ψαλμῷ πεϱὶ τοῦ ἀνάϱχου [versio lat.: de aeterno] ψάλλων. Ὁ δὲ ϑεὸς βασιλεὺς ἡμῶν πϱοαιώνιος εἰϱγάσατο σωτηϱίαν ἐν μέσῳ τῆς γῆς. Λέγει δὲ τὸν Γολγοϑᾶν, τόπον μεσώτατον καὶ οἱονεὶ κέντϱον . . . ὀνομάζων αὐτόν. — Vgl. ferner Klameth a. a. O. 107, der als weitere Zeugen anführt: Chrysost. Homil. 85 = Migne P. Gr. 459. Theophylact. Enarr. in Evang. Matth. 27, 33—37 = Migne P. Gr. CXXIII, 468.

S. 57 möchte ich jetzt hinzufügen, daß auch Bethlehem bisweilen als Zentrum der Erde, als Geburtsort Christi und als der Ort hingestellt wird, wo Adam erschaffen wurde. So z. B. in einer lateinischen Handschrift der Schlettstädter Sammlung Nr. 1093. S. M. Förster im Arch. f. Rel.-Wiss. XI (1908) S. 518: Incipit de plasmationem Adam. Ubi (= ibi) Deus Adam plasmavit, ubi Christus natus est hoc ⟨est⟩ in Bethleem civitatem, ubi et medius mundus est.

S. 63 hätte wohl auch die von Svoronos (Journ. Internat. d'Archéol. Numismatique XIV (1912), S. 22) aufgestellte Hypothese Erwähnung verdient, daß durch die genau in der geometrischen Mitte der Grundfläche der athenischen Akropolis in den Felsboden eingemeißelte Inschrift Γῆς Καϱποφόϱου κατὰ μαντείαν die Stelle bezeichnet worden sei, wo sich nicht bloß ein ἄγαλμα Γῆς (Paus. 1, 24, 3), sondern auch ein dieser Göttin geweihter Omphalos befunden habe, der in den Skizzen des westlichen Parthenongebiets von Carrey und Nointel unter den Vorderfüßen des vordersten sich bäumenden Rosses vom Gespann der Athene noch deutlich sichtbar sei (vgl. Omphalosstudien S. 22 f.). Es wäre ganz erfreulich, wenn diese Vermutung durch weitere Forschung oder Entdeckung bestätigt würde, was bis jetzt noch nicht der Fall ist.

A. Systematische Inhaltsübersicht.

Seite

Vorwort III

I. Der Gedanke eines Zentrums ('Nabels') der Erde bei den Völkern des Ostens 1

1. Die Chinesen 1
2. Die Turkstämme Südsibiriens 1
3. Die Inder 2

Die runde, in 7 konzentrische durch Berge und Meere voneinander getrennte *drîpa* (Inseln) zerfallende Erdscheibe der Inder (Mahâbhârata): S. 2. — Ihr Zentrum ist Indien, dessen Mittelpunkt wieder entweder durch den Berg Meru oder durch die in Zentralindien gelegene Stadt des Vikramâditya Uggajini (Ozene, Asin) gebildet wird: S. 2. — Diese Vorstellung von der zentralen Lage und dem Meridian von Ozene-Asin ist im 13. Jahrh. auch in die geographische Literatur der Araber und aus ihr in die des christlichen Mittelalters übergegangen: S. 3. — Auch die Insel Zeylon mit ihrem Adampik und die rätselhafte vom Istrier Aithikos erwähnte Insel Syrtinice scheinen in diesen Zusammenhang zu gehören: S. 5.

4. Die Assyrer und Babylonier 8

Der berühmte arabische Geograph Ja'kūbī erklärt den 'Irāk (= Mesopotamien und Chaldaea) für den 'Nabel' der Welt und Baghdad, nicht Mekka oder Jerusalem, wieder für die Mitte des 'Irāk. Das erklärt sich höchst wahrscheinlich aus altbabylonischer Vorstellung, weil Baghdad in unmittelbarer Nähe des alten Babylon gelegen ist: S. 8. — Babylon erscheint als ὀ. γῆς auch in der Sage vom Turmbau zu Babel: S. 9. — Brief Prof. J. Hehns (Würzburg) mit weiteren Gründen für die Annahme, daß Babylon das Zentrum der Erde war: S. 10. — Das Gleiche scheint nach Aithikos auch von Ninive zu gelten: S. 11.

II. Der Omphalosgedanke bei den Juden 12

A) Jerusalem als Nabel der Erde (vgl. Omphalos S. 24 ff. u. Neue Omphalosstudien S. 15 f.) 12

Wesentliche Vermehrung des Zeugnismaterials durch Wensincks und Klameths Arbeiten: S. 12. — Die ältesten lite-

Seite

rarischen Belege finden sich bei Jesaias 2, 2 und Ezechiel 5, 5: S. 13. — Über die Vorstellung, daß Jerusalem nicht bloß die zentralste, sondern auch die höchstgelegene Stadt der Welt sei: S. 13. — Der Stein Schetija als ὀμφαλὸς γῆς und Ausgangspunkt der Weltschöpfung: S. 14. — Die Präexistenz dieses Steines und des Heiligtums in Jerusalem nach jüdischen, syrischen und arabischen Quellen: S. 15. — Der Hauptgrund für diese Anschauung liegt in der Vergleichung des embryonalen Nabels mit dem Nabel der Welt oder der Erde: S. 16. — Zeugnisse für Jerusalems Bedeutung als Erdnabel aus dem Buche Henoch, dem Talmud und Midrasch: S. 17. — Zeugnisse aus dem christlichen Mittelalter: die Kreuzprobewunderlegende, das Zeugnis des Adamnanus (Arculfus), des Baeda, Victorinus Pictabionensis, des Typikon (vor 720): S. 18. — Das noch heute in der griechischen Kathedrale bestehende Denkmal der Erdmitte: S. 23. — Die mittelalterlichen Weltkarten mit Jerusalem als Mittelpunkt: S. 23.

B) Der Omphalos in der Adamlegende 25

1. Die Adamlegende von Golgotha 25
Das Zeugnis des äthiopischen Adambuches: S. 25. — Adams Grab im Golgothafelsen unterhalb des Ortes der Kreuzigung: S. 26. — Das Zeugnis der syrischen Spelunca thesaurorum (Schatzhöhle): S. 27. — Die Zeugnisse des Origenes, Athanasius, Ambrosius, Basilius: S. 28. — Sie alle machen sehr wahrscheinlich, daß die Adamlegende von Golgotha jüdischen, vorchristlichen Ursprungs ist, aber später von den Juden nach Hebron verlegt wurde: S. 33. — Die Zeugnisse für die Sage, daß Adam auf Golgotha auch erschaffen worden sei: S. 33.

2. Die Adamlegende von Zion und Morija. 34
Sie unterscheidet sich von der auf Golgotha lokalisierten Legende dadurch, daß für sie mehr das Motiv der Erschaffung, als das der Bestattung Adams in Betracht kommt: S. 34. — Zeugnisse des Rabbi Elieser und der *Μικρὰ Γένεσις*: S. 34. — Spätere Übertragung dieser Sage auf Mekka: S. 36. — Verlegung des Paradieses in die Nähe von Zion und Morija nach späteren jüdischen Quellen, weil das Paradies ebenso wie Jerusalem zugleich das Zentrum und die höchste Erhebung der Erdscheibe bedeutet: S. 36.

3. Adam und Eva in Hebron bestattet. 40
Merkwürdiger Widerspruch der Zeugnisse des Hierony-

Seite

mus, der zuerst für Golgotha, später für Hebron eingetreten ist: S. 40. — Weitere Zeugnisse der späteren jüdischen Literatur (Sota, Erubin, Baba batra usw.): S. 41. — Das 'Himmelstor' zu Hebron und 'die über Hebron liegende himmlische Gottesstadt': S. 44. — Dies alles legt die Vermutung nahe, daß Hebron in ältester Zeit auch den Anspruch erhoben hat, ebenso wie Jerusalem und Sichem, der ὀμφαλὸς γῆς zu sein: S. 45.

4. Die Adamlegenden von Babylon und Damaskus 46

III. Weitere ὀμφαλοὶ γῆς in Palästina. 48

a) Sichem und Garizim (samaritanische Überlieferung). 49

Hohes Alter des Kultes von Sichem, der schon in der kanaanäischen Urzeit ein hochheiliger Ort gewesen sein muß: S. 49. — Sichem als Konkurrent Jerusalems zur Zeit der Samaritaner: S. 50. — Der Jehovatempel auf dem Berge Garizim als Gegenstück zum Tempel Jerusalems und als Erdnabel, als welcher der Garizim auch schon Richter 9, 37 ('Nabel des Landes') erscheint: S. 51. — Weitere Zeugnisse aus der talmudischen und christlichen Literatur, wonach der Garizim von der Sintflut nicht betroffen und der aus Ev. Joh. 4 bekannte Jakobsbrunnen geradezu als 'umbilicus terrae nostrae habitabilis' mit einer eigentümlichen, auch für andere umbilici terrae charakteristischen Begründung angesehen wurde: S. 52.

b) Bethel 54

Auch Bethel war seit der kanaanäischen Urzeit ein hochheiliger Ort und die Stätte, wo Jakob im Traume die 'Himmelsleiter' erblickte, es galt für 'den Wohnsitz Gottes und die Pforte des Himmels' (Gen. 28, 11 ff.): S. 54. — Daß der daselbst von Jakob errichtete Denkstein wahrscheinlich ein ὀμφαλὸς γῆς gewesen ist, geht aus späteren jüdischen und christlichen Überlieferungen hervor, die geradezu Bethel als 'Mittelpunkt der Erde' und den Denkstein des Jakob als 'Grundstein der Erde' und 'Nabel der Welt', d. h. als Parallele zum Stein Schetija im Heiligtum Jerusalems, bezeugen: S. 56.

IV. Mekka als Nabel der Erde 57

Zwar haben Mohammed und seine ältesten Anhänger noch Jerusalem als Mittelpunkt der bewohnten Erde angesehen, aber früh schon kam im Islam die Ansicht auf, daß Mekka und

Seite

speziell die Ka'aba mit dem heiligen schwarzen Stein den Nabel der Erde darstelle: S. 57. — Übertragung altjüdischer auf Jerusalem bezüglicher Vorstellungen auf Mekka nach arabischen, von Wensinck gesammelten Zeugnissen: S. 58. — Altarabische Weltkarten mit Mekka als Zentrum: S. 58. — Die Vorstellung, daß Mekka der höchstgelegene Ort auf der Erde und deshalb von der Sintflut nicht berührt worden sei: S. 59. — Die Präexistenz Mekkas und der Ka'aba: S. 60. — Übertragung der Legenden von Adam und Abraham nach Mekka: S. 60. — Das Grab Evas zu Dschedda als Nabel der Erde: S. 61.

V. Der Omphalos von Athen und Eleusis 61

Der von den Peisistratiden gestiftete Zwölfgötteraltar als *ἄστεος ὀμφαλὸς θυόεις* nach Pindar: S. 62. — Athen als *ὀμφαλὸς (μέσον) τῆς Ἑλλάδος καὶ πάσης οἰκουμένης* nach Xenophon de vect. 1, 6 und Aristeides Panath. 99: S. 62. — Weitere Zeugnisse für denselben Gedanken liefern uns zwei schöne, neuerdings an der Stätte des eleusinischen Telesterions aufgefundene Pinakes und drei auf die eleusinischen Gottheiten (Mysterien) bezügliche Vasenbilder, die sämtlich einen deutlichen Omphalos zur Bezeichnung des Ortes, wo die heilige Handlung stattfindet, zur Darstellung bringen: S. 64.

a) Der Ninnion-Pinax: S. 64. — **b)** Die Vase von Sta Maria di Capua: S. 68. — **c)** Der boiotische Teller mit der vor einem 'Omphalos' thronenden Demeter oder Persephone: S. 70. — **d)** Die in Kreta gefundene attische Vase des Zentralmuseums in Athen Nr. 1442. S. 72. — **e)** Der zweite im Raume des eleusinischen Telesterions (zusammen mit dem unter a behandelten) gefundene Pinax: S. 73.

Schlußfolgerung: Im Hinblick auf diese 5 monumentalen Zeugnisse kann die einstige Existenz eines richtigen Omphalos im Kult der eleusinischen Gottheiten nicht mehr bezweifelt werden: S. 75. — Daß es sich aber im Grunde um einen *ὀμφαλὸς γῆς* im eleusinischen Mysterienkult handelt, folgt mit größter Wahrscheinlichkeit aus der Sage von Triptolemos, in der Athen als Mittel- und Ausgangspunkt aller auf den Segnungen des Ackerbaus beruhenden höheren Kultur und Gesittung erscheint: S. 76. — Zeugnisse des Isokrates (Panegyr. 28 ff.) und des Platon (Menex. p. 237): S. 76. — Daß der Erdnabel des eleusinischen Geheimkults bis jetzt nur monumental, nicht literarisch bezeugt ist, beruht auf dem außerordentlichen Einflusse Del-

Seite

phis, das jede offen auftretende Konkurrenz energisch und erfolgreich zu bekämpfen wußte: S. 78.

VI. Die Ägypter 79

Der kürzlich im Orakeltempel des Amon von Napata (Nubien) ausgegrabene und von Griffith im Journ. of egypt. Archaeol. III (1916) 255 ff. besprochene und veröffentlichte Omphalosstein: S. 79. — Er bestätigt die Nachricht des Curtius Rufus (IV, 7), wonach das Idol des von Alexander d. Gr. befragten Amonorakels der Oase Siwa in Libyen „umbilico maxime similis" war: S. 80. — Beide Kulte, sowohl der von Napata als auch der von Siwa, sind Ableger des thebanischen Amon, dessen Orakel ebenfalls hochberühmt war; Theben galt aber wahrscheinlich als Mittelpunkt ('Omphalos') Ägyptens: S. 81. — Pietschmanns Auffassung des 'umbilicus' von Siwa als „Tabernakel": S. 82. — Gegen diese Ansicht und für die Deutung als ὀμφαλός spricht erstens der Umstand, daß der Stein von Napata nicht hohl, sondern massiv ist und zweitens daß sowohl der 'umbilicus' von Siwa wie der von Napata bereits einer Zeit angehören, die griechischen Einflüssen ausgesetzt war, so daß das ursprünglich mehr sack- oder schlauchähnlich gestaltete Idol von Theben später die Form des delphischen Omphalos annahm: S. 83. — Literarische Zeugnisse für die Geltung Ägyptens als Land der Mitte (Stob. ecl. I p. 302 M. u. Horapoll. I, 21 a. E.): S. 84.

VII. Die Etrusker, Italiker und Germanen 86

Wie es scheint, weist der eigentümliche als etruskisch bezeichnete Ritus bei der Gründung von Städten, insbesondere die Anlage eines sogen. 'mundus' im geometrischen Zentrum des Stadtplanes auf die einstige Existenz des Omphalosgedankens auch bei den Italikern hin: S. 86. — Die runde Form dieses '*mundus*' und die ebenfalls in der Hauptsache runden Stadtmauern und Stadtgräben, die dem runden Horizont (Himmel) oder dem *orbis terrarum* entsprechen, scheinen anzudeuten, daß Cato b. Fest. p. 154 Recht hat mit seiner Erklärung: 'Mundo nomen impositum est ab eo mundo qui supra nos est [d. h. dem caelum, Ὄλυμπος]: forma enim eius est, ut ex his, qui intravere cognoscere potui, adsimilis illi [also rund und gewölbt]: S. 88. — Wahrscheinlich ist '*mundus*' in diesem Falle ein euphemistischer Ausdruck für die „untere Welt" oder „Unterwelt", d. h. die Welt der abgeschiedenen Geister (manes): S. 89. — Eine treffliche Parallele zum italischen

Seite

„mundus" bildet der 'Dillestein' der Germanen, der dieselben Beziehungen zum Totenreiche besitzt und zugleich das Zentrum der Erde bildet: S. 89.

VIII. Der Omphalosgedanke bei den Kelten 90

Die von dem französischen Keltologen LOTH hervorgezogenen Zeugnisse Cäsars (de bell. Gall. 6, 13) und des Giraldus Cambrensis Topogr. Hibern. 3, 4: S. 91. — Das Zeugnis der Aventure de Lludd et Llevelys: S. 92. — Weitere Belege für die einstige Existenz des Omphalosgedankens bei den alten Kelten: S. 93.

IX. Der Erdnabel der Luiseño-Indianer Kaliforniens 97

X. Nachträge 99

XI. Systematische Inhaltsübersicht 104

XII. Alphabetisches Inhaltsverzeichnis 110

XIII. Stellenregister 115

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Die bloße Zahl bedeutet die Seite, ein vor die Zahl gesetztes A = Anmerkung

Abraham erbaut den Tempel von Mekka: 60 A. 102.
Abukais = Grabstätte Adams: 60.
Adam auf Golgotha erschaffen: 33 A. 46.
— in Mekka erschaffen: 36 A. 53.
— auf Garizim erschaffen: 52 A. 93.
— in Bethlehem erschaffen: 103.
— in Mekka begraben: 36 A. 56.
— im Paradiese begraben: 37 A. 56.
— im Golgothafelsen bestattet: 22.
— wohnt auf Morija: 43 A. 70.
— wohnt auf d. Arafat: 61 A. 104.
— = Adapa (?): 47.
Adambuch, aethiopisches: 25 f. A. 34.
Adamkapelle auf Golgotha: 32 A. 43.
Adamlegende von Golgotha: 25 ff.
— — — jüdische, vorchristl.: 29 A. 38.
— von Zion u. Morija: 34 ff.
— von Babylon: 11. 46 ff.
— von Bethlehem: 103.
— von Damaskus: 46 ff.
— von Zeylon: 6 A. 9. 46 ff.
— von Mekka: 46 ff.
Adampik auf Zeylon: 6 A. 9.
Adams Grab zu Hebron: 30 A. 38. 33. A 44.
— Grab verehrt von den Banu Scheth: 33 A. 45.
— Riesengröße: 30 A. 38.
— Schädel im Golgothafelsen bestattet: 26 ff.
Aegypten = Land der Mitte: 82 f. 84.
— = templum totius mundi: A. 133. 99.
— = Herz der Oikumene A. 133.
Agrai (Mysterienfeier): 65.
Altar des Tempels v. Jerusalem u. seine Beziehungen zu Adam, Abel etc.: 35 A. 50 f.
Ammonidole (schlauchartige) von Theben 85 f.
Ammonorakel von Siwa: 82 f.
— von Napata: 79 ff.
— von Theben: 79 f.
Arabische Weltkarten: 5. 8.
Arafat: 61 A. 104.
Arin (Asin) = Ozene (s. d.).
Athen = ἐν μέσῳ τ. πάσης γῆς: 62 ff.
Attika = Zentrum der Oikumene: 63.

Baal Berith von Sichem: 49 A. 86.
Babylon = Nabel der Erde: 8 ff. 46 f.
Bagdad = Nabel der Erde: 8 ff. A. 13.
Bakchoi = Myrtenzweige: 65.
Banu Scheth verehren das Grab Adams: 33 A. 45.
Bethel = Nabel der Erde etc.: 36 A. 51. 44 A. 74. 55 ff.
Bethlehem = Nabel der Erde, Geburtsort Christi und Ort, wo Adam erschaffen wurde: 103.
Branchidai: 51 f. 75. 84 A. 132.

Britanniens Mittelpunkt (Nabel): 92 f.
Bruère = Zentrum Frankreichs: 91 A. 139.

Carnuten wohnen im Zentrum Galliens: 91.
China = Reich der Mitte: 1.

Damaskus = Erdnabel (?): 47.
— (Adamsage von D.): 47.
Delos = Erdnabel: 52.
Delphischer (?) Nabelstein bei der eleusin. Feier: 66 ff.
Delphisches Orakel eifersüchtig auf alle Konkurrenten: 78.
Demeter bei der Feier der Eleusinien: 65 ff.
Deukalion: 14. 52.
Dillestein = Erdnabel: 89 f.
Dionysos im delph. Adyton begraben (?): 67 ff.
— = Daduchos bei der Feier der Eleusinien: 65 ff.
Drachen (Schlangen) gefüttert mit Hydromel, Honig, Milch: 93 A. 142.
Dschedda = Evas Grab: 61.
— = Erdnabel: 61.

Eden: 33 A. 45. 37. 45 f. 52 A. 93 (Höchstlage).
Eleusis = *ὀμφαλὸς γῆς*: 61 ff.
Erdnabel (s. auch Omphalos).
— bei den Chinesen: 1.
— „ „ Turkstämmen Sibiriens: 1 f.
— „ „ Indern: 2 ff.
— „ „ Arabern d. Mittelalters: 5 f. (vgl. Mekka).
— „ „ Assyrern u. Babyloniern: 8 f.
— „ „ Juden: 12 ff.
— „ „ Samaritanern: 14. 16. 49 ff.
Erdnabel bei den Kanaanäern (?): 48 f.; vgl. Bethel 54 ff.
— „ „ Eleusiniern u. Athenern: 63 ff. 71. 75 f.
— „ „ Italikern (Etruskern etc.): 87 f.
— „ „ Germanen: 89 f.
— „ „ Kelten (Iren etc.): 90 f.
— „ „ Luiseño-Indianern: 97 f.
— „ „ Ägyptern: 79 ff. 99.
— = Berg Sung-shan (Waifang): 1.
— = Berg Meru: 2.
— = Ozene (Uggajini, Asin, Arin): 3 ff.
— = Insel Syrtinice (?): 6 ff.
— = Berg Sinnalu auf Celebes: 6 A. 9.
— = Berg Zinnalo in Siam: 6 A. 9.
— = Himalaya (?): 3.
— = Adampik auf Zeylon: 5 ff.
— = Garizim: 49 ff.
— = Babylon: 8.
— = Bagdad: 8 f.
— = Bethlehem: 103.
— = Ninive (?): 11.
— = Jerusalem: 12 ff. 102.
— = Hebron (?): 45 ff.
— = Bethel: 54 ff.
— = Bethlehem: 103.
— = Sichem: 49 ff.
— = Mekka: 57 ff.
— = Dschedda: 61.
— = Athen-Eleusis: 61 ff. 71. 75.
— = Paphos: 75.
— = Branchidai 51 f. 75. 84.
— = Delos: 75.
— = Epidauros (?): 75. 78 A. 126.
Etruskische Städtegründungen: 87 f.
Euphemismen: 89.
Eva in Dschedda bestattet: 61.

Gambû-dvipa = Zentrum d. Welt: 2.
Garizim = Erdnabel: 49 ff.
— = 'Nabel des Landes': 51.
— verschont von der Sintflut: 52.
— Ort, wo Adam erschaffen wurde: 52 A. 93.
Golgotha (Adamlegende von G.): 25 ff. 33. 34 A. 49.
— = ὀμφαλὸς γῆς: 26 ff. 32. 102 f.
— = Bestattungsort Adams: 32.
— = Ort, wo Adam erschaffen wurde: 33 f. A. 47 u. 49.
— = schädelförmig (?): 32 A. 42. 33.
Gottes (Jahwes) Thron = Jerusalem: A. 14.
— (Jahwes) Wohnsitz = Bethel: 54.
Granatapfel, Attribut der Kore: 70 f.

Hebron = Kirjath-Arba: 41 f.
— Adams Grab daselbst: 33. 40 ff.
— Haus Elohims daselbst: 44.
— liegt unter der himmlischen Götterstadt: 44. 46.
— liegt in der Nähe Edens: 45.
— = ὀμφαλὸς γῆς (?): 45 f.
— = Stätte des Himmelstores: 44.
— = Stadt der Riesen (Enakiter): 45 A. 78.
— Patriarchengräber daselbst: 41.
Himmelsleiter Jakobs: 44 A. 74. 54 ff.
Höchstlage Jerusalems u. Palästinas: 39 f.
— des Paradieses: 39.
— Sichems: 52.
— Mekkas u. d. Kaaba: 59.

Indien = Zentrum d. Erde: 2 f.
— = Nod (= Hind?): 33 A. 45.
Indischer Erdnabel: 2 ff.
Ionien = Zentrum der Erdkarte: 99.
Irak = Zentrum d. Erde: 8 f.

Jakchos bei d. Eleusinien-Feier: 65. 74.
Jakobsbrunnen bei Sichem = ὀμφαλὸς γῆς: 49 ff.
Jerusalem (Höchstlage): 13 f. 39 f.
— = Nabel d. Erde: 17 ff.
— = Ort der Erschaffung Adams etc.: 17. 33.
— = Ort des Paradieses: 17.
— = Zentrum der mittelalterl. Weltkarten: 23 f. A. 31.
— himmlisches: 46 A. 79.
Jonien = 'Zwerchfell d. Erde': 52. 100.

Kaaba (Höchstlage): 52. 60.
— von der Sintflut verschont: 52.
— präexistent: 60.
Kanaaniter: 49 ff. 51 A. 90.
Kernophorostänzerinnen: 64 f. 68 A. 115.
Kirjath-Arba = Hebron: 41.
Kore bei d. Eleusinien-Feier: 65 ff.
Κρανίον (= Schädelstätte): 22.
— Ursprung des Namens: 32 A. 42.
Kreuzprobewunderlegende: 18 f.

Lanka = Zeylon: 3.
Lapis manalis: 87 f.
Larika (Malva) = Zentrum d. Welt: 3.

Madaba, Mosaikkarte von M.: 19 A. 27.
Malva = Zentrum Indiens u. d. Erde: 3 A. 2.
Medio-lanon: 92.
Medio-nemeton: 92.
Mekka = Erdnabel: 57 ff.
— = 'Mutter der Städte': 58.
— Höchstlage: 59.
— von der Sintflut verschont: 59.
Meridian von Ozene (Arin): 5 f. 7 A. 11.
— von Zeylon (Lanka): 5 f.
Meru = Erdnabel: 3.

Mohammed in Mekka erschaffen: 60.
— in Mekka bestattet: 63 A. 103.
— auf d. Berge Abukais begraben: 6.
Morija (Adamsage): 34 f. A. 51.
— = Berg der Thora: 35 A. 51.
— = Sinai: 36 A. 51.
— nahe dem Paradiese (Eden): 37.
mundus: 86 ff.

Nabel = Zentrum, Ausgangspunkt aller Entwicklung: 17. S. auch Omphalos u. Erdnabel.
— = Sitz der Seele etc.: 99.
— = Verwandtschaft: 100.
Nabelschnur = Wurzel (ῥίζα): 17 A. 25; vgl. A. 23. 98; im Aberglauben: 99 f.
Ninive = Erdnabel (?): 11 f.
Ninnionpinax: 64 f.
Nobiskrug etc.: 90.
Nod = Indien (?): 33 A. 45.

Omfalomanzia: 100.
Omphalos, s. auch Erdnabel.
— kupferner der südsibir. Turkstämme: 1 f.
— Jerusalems: 19 f. 21 f.
— (umbilicus) Roms: 20.
— von Antiochia: 20.
— von Alexandria, Nikaia, Byzanz: 20 A. 28[a].
— in der Mitte des ἅγιος κῆπος Jerusalems: 21 A. 29.
— heutiger in der griech. Kathedrale Jerusalems: 23. Abbildung Vorrede S. VI.
— in der Adamlegende: 25 ff.
— = Altar im Tempel Jerusalems: 17 A. 24.
— Jerusalems = ‘valde summa columna’ im Zentrum d. Stadt: 18 f.
— von Paphos: 48.
Omphalos von Tyros (?): 48.
— der Samaritaner (Garizim): 49 ff.
— bei der eleusin. Mysterienfeier: 66 f.
— von Napata (Nubien): 79.
— von Siwa: 80 ff.
— von Athen: 63. 103.
— des Asklepios = Grab?: 101.
— Attribut eines Dichters?: 102.
Omphaloi, problematische der Kelten: 95 f.
Omphalosförmige Gräber: 101 f.
— Grenzsteine: 102.
Orakelbaum von Sichem: 49 A. 87.
Ozene = Erdnabel der Inder: 3 ff.

Palästina = Zentrum d. Welt: 13.
— von der Sintflut verschont: 40 A. 60.
— = ‘Haus Jahwes’: 48 A. 84.
— = Paradies: 36 f.
Paradies = Zentrum der Erde (?): 37 f.
— Höchstlage: 38 A. 57 u. 58. 39 f.
— = Ort der Erschaffung Adams: 39 A. 59.
— = Ort der Bestattung Adams: 39 A. 59.
— = Jerusalem (?): 39 A. 59.
— himmlisches: 46.
πέτρα ἀγέλαστος: 66 f.
Polarstern: 59.
Präexistenz Jerusalems, Mekkas, der Kaaba, des Schetija: 60.

Réunion (Insel) = Syrtinice (?): 8 A. 12.
Rhodos = ὀμφαλὸς γῆς auf d. Weltkarte des Timosthenes: 59.
Riesen: 30 A. 38. 45 A. 78.

Samaritaner (Erdnabel der S. = Garizim): 49 ff.
Säule im Zentrum Jerusalems: 18 ff.

Schattenlosigkeit am längsten Tage verkehrt gedeutet: 21. 53 A. 94.
Schetija = ὀμφαλὸς γῆς u. Grundstein d. Welt: 10 A. 15. 14 A. 22. 17. 56f.
— = Basis des Thymiaterions (Altars): 15 A. 22.
— = Kopfkissen Jakobs: 36 A. 51. 56f.
— präexistent: 60.
Sem erbt den Schädel Adams und das Land Judäa: 31.
Sichem = Erdnabel (s. d.): 49 ff. 55 ff.
— Hauptkonkurrent Jerusalems: 50f.
— besitzt einen Jehovatempel: 51.
— = Himmelspforte: 54.
— Wohnsitz Gottes: 54.
Sinnalu (Berg auf Celebes) = Erdnabel: 6 A. 9.
Sintflut verschont Palästina: 40 A. 61.
— verschont die Kaaba: 40 A. 59. 52.
— verschont den Garizim: 52.
— verschont Jerusalem: 52.
— verschont den Parnass: 52.
Siwa (Oase): 82f.
Stufentürme d. Babylonier = Symbole des Kosmos: 10f.
Sungschan = Erdnabel der Chinesen: 1.
Syrtinice (Insel): 6ff. A. 12.

Theben (ägyptisches) = Nabel Ägyptens u. d. Erde (?): 82.
Thron (Wohnsitz Jahwes) = Jerusalem: A. 14.
— — — = Bethel: 54.
Thymiaterion im Tempel Jerusalems = μεσαίτατον οὐρανοῦ καὶ γῆς: 15 A. 22.
Turkstämme Südsibiriens: 2f.
Turm zu Babel = Erdnabel (?): 9.
— — — = Grundfeste der Welt: 10.
Τυπικόν: 21f.

Umbilicus orbis (= solis?): 7 A. 11.
— Italiae, Siciliae etc.: 90.
— Hiberniae: 91f.

Vikramaditya: 3. 5.

Walpurgistag: 92 A. 141.
Weltberge = ὀμφαλοὶ γῆς (?): 11.
Weltkarten der Inder: 5.
— christl. des Mittelalters mit Jerusalem als Zentrum: 23f. S. auch unsere Titelvignette u. S. 98.
— des Timosthenes mit Rhodos als Zentrum: 59.
— der Araber mit Mekka als Zentrum: 58f.
— der Athener mit Athen als Zentrum (?): 63 A. 108.
— griechische zu Herodots Zeit: 63 A. 107f.
Windrosen: 100.

Zentralmeilensteine in Städten: 19f.
Zeylon (= Lanka): 5f.
— = Paradies: 6.
— (Adamsage daselbst): 5f. 48.
— (verschiedene Namen): 5. 6 A. 10.
Zinnalo (Berg in Siam) = Erdnabel: 6 A. 9.
Zion = Nabel der Erde: 31 A. 40.
— = Ort der Erschaffung Adams: 34.
Zwölfgötteraltar in Athen: 63.

Stellenregister.

Adamnanus (Arculfus) De loc. sanct. p. 239 ed. Geyer: 18f.
Aethicus Istr. ed. Wuttke p. 12 Kap. 21: 7.
Aethicus Istr. ed. Wuttke p. 13 Kap. 23: 7.
Aethicus Istr. ed. Wuttke p. 80 Kap. 107: 11.
Ambros. Explan. in Luc. 10, 23: 29 A. 38.
Apocalypsis Mosis ed. Tischend. 21: 37 A. 56.
Aristeasbrief ed. Wendl. p. 25, 8ff.: 12 A. 17.
Aristid. Panath. 99: 62.
— Panegyr. 28: 76.
— Eleusin. p. 416 Dind.: 76 A. 123.
Athanasius, De pass. et cruce D. 208 A: 29 A. 38.
Augustin. sermo 71: 29 A. 38.

Baeda De loc. sanct. p. 307 ed. Geyer: 19.
Basilius Seleuc. or. 38 p. 409 A: 29 A. 38.
Bereschit Rabba fol. XXXVII: 13f.
Breviarius, Iter Hierosol. p. 154 ed. Geyer: 33 A. 46.

Cato b. Fest. p. 154: 87 A. 135. 88 A. 137.
Chron. 29, 23: 10 A. 14.
Clem. Alex Strom. 5, 6 p. 665: 15 A. 22.
Curt. Ruf. 4, 7: 80.

Epimenides b. Plut. de def. or. 1: 75 A. 121.
Epiphan. haeres. 46: 29 A. 38.
— adv. haeres. 41: 32 A. 42.
Ezech. 5, 5: 13.
— 38, 12: 13 A. 18.

Genes. 11, 1ff.: 9.
Gervas. v. Tilbury, Otia imper. ed. Liebr. p. 1: 53 A. 94.
Giraldus Cambr. Topogr. Hibern. 3, 4: 63 A. 106. 91f.

Hieronymus zu Ezech. 5, 5: 13 A. 18.
— Epist. 46: 30 A. 38. 40.
— In Matth. 4, 27, 33: 40.
— In Ephes. 5: 40f.
Horapoll. Hieroglyph. 1, 21: 84.

Isocr. Panegyr. 28: 76f.

Jesaias 2, 2: 13.
— 28, 16: 15.
Joseph. bell. Jud. 3, 3, 5: 12 A. 17.

Κόρη κόσμου = Stob. ecl. I p. 302 M.: 84.

Oden Salomos 4, 1—4: 16.
Origenes b. Cramer, Catenae Graec. Patr. 1 p. 235: 28f.

Philoch. fr. 22: 69.
Philolaos fr. 13 Diels: 16 A. 23.
Plat. Menex. p. 237: 77.
Plut. Romul. 11: 87 A. 134.

Richt. 9, 37: 51.

Spelunca thesauror. ed. Bezold p. 26ff.: 27f. 34 A. 47.

Tatian c. Gr. 8, 251: 69.

Varro de l. l. 7, 17: 61 A. 105.
— — — 5, 143: 87 A. 134.
Vindicianus cap. 16 ed. Wellm.: 17 A. 23.

Xenophon de vectigal. 1: 62f.

Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
70. Band. 1918. 3. Heft

Albert Köster

Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1918

Vorgetragen für die Berichte am 21. Oktober 1918.
Das Manuskript eingeliefert am 21. Oktober 1918.
Druckfertig erklärt am 3. Dezember 1918.

I.

Der Anlaß, daß ich ein so seltsames Thema hier behandle, liegt darin, daß ich es für den Insel-Verlag übernommen habe, Storms sämtliche Werke herauszugeben. Als ich dazu aufgefordert wurde, stellte ich mir vor, ich würde in zwei bis drei Monaten die Anordnung machen, die besten Druckvorlagen bestimmen, eine Einleitung schreiben und die notwendigen Anmerkungen machen können. Und unterdessen ist aus dem Unternehmen die Arbeit von anderthalb Jahren geworden. Oft und immer wieder hab ich mir die Frage vorgelegt, ob solch ein Aufwand nötig, ob er nicht zu vermeiden, ob er nicht vielleicht gar sinnlos sei. Und immer wieder lockte mich wahrlich nicht, aber zwang mich die begonnene Arbeit zu neuen kniffliehen und kleinlichen Untersuchungen. Sollte nicht das bisher Erreichte wertlos werden, sollte nicht das Ganze in eine halbe Pfuscherei auslaufen, so mußten unermüdlich erneute Beobachtungen angestellt werden, die sich oft wochenlang nur um einzelne Wörter und Wortformen drehten.

Das alles nun konnte natürlich nie im ganzen Umfang mitgeteilt werden; aber selbst zusammenfassende Ergebnisse oder Grundsätze, die bei der Herstellung des Textes befolgt worden waren, konnte ich in die Ausgabe selbst nicht aufnehmen. Da aber unter ihnen manches doch von Interesse ist, einiges uns Storms Künstlertum, seine Wortkunst und die unermüdliche Arbeit an seinem Stil erläutern kann, manches vielleicht auch künftigen Herausgebern andrer Dichter der Neuzeit wertvoll erscheinen mag, so habe ich mich entschlossen, Einzelnes aus meiner Werkstatt mitzuteilen, ehe die Ausgabe, die 1919 erscheint, für sich selbst sprechen muß. Zu einem System abrunden kann ich meine Beobach-

tungen natürlich nicht; ich muß sie bringen, so wie sie sich an das Zufallsmaterial der einen Ausgabe anknüpfen. Im Mittelpunkte steht immer Storm und sein Werk, insonderheit seine Novellen; aber ich scheue mich nicht, gelegentliche Abschweifungen zu machen und in kleinen eingeschobenen Episoden Fragen zu erörtern, die auf den ersten Blick wenig mit der Herstellung der Ausgabe zu tun haben. Letzten Endes schließt sich doch alles zur Einheit.

Die geplante Ausgabe wird acht Bände umfassen, deren Anordnung die folgende ist: Der erste bringt nach einer Einleitung, die mancherlei ungedrucktes Material verwerten wird, zunächst die von Storm selbst nach strengster Kritik anerkannten und zusammengefaßten Gedichte. Da aber der Künstler ihnen nie eine einheitliche Anordnung gegeben, sondern in den letzten Jahrzehnten in jeder neuen Ausgabe die inzwischen entstandenen Gedichte meist nur bequem den bisherigen angereiht, dabei auch sonst mancherlei Unbegreiflichkeiten begangen hatte, so habe ich, bestärkt von Dichtern unsrer Tage, den Versuch gewagt, der Lyrik Storms eine künstlerische Gruppierung zu geben. Den von dem Dichter selbst für die Ausgabe letzter Hand bestimmten Gedichten füge ich als eine zweite Abteilung dann diejenigen Lyrica an, die schon irgendwann einmal von dem Dichter selbst oder von andern in Druck gegeben waren und auf deren abermalige Mitteilung der Leser einer vollständigen Sammlung der Werke Storms ein Anrecht hat. Von ungedruckten Gedichten dagegen schienen mir nur drei der Bekanntmachung wert; sie sind dieser zweiten Abteilung mit eingegliedert, die ihrerseits die Gedichte in zeitlicher Reihenfolge bringt, weil diese Lyrica zweiten Ranges nicht wegen ihres dichterischen Wertes, sondern lediglich als Urkunden zu Storms künstlerischer Entwicklung Bedeutung haben. Den Schluß des ersten Bandes machen die Novellen aus der Frühzeit und aus den Potsdamer Jahren. Der zweite Band bringt, durchaus, wie es der Dichter selbst gewünscht hatte, nach ihrer Entstehungszeit, die Novellen, die in Heiligenstadt vollendet sind,

der dritte, vierte und fünfte die des zweiten Husumer Aufenthalts, der sechste und siebente die Novellen aus Hademarschen. Nachdem der achte Band zunächst die autobiographischen und kritischen Aufsätze Storms mitgeteilt hat, wird er im übrigen ganz von der Masse der Anmerkungen ausgefüllt. Sie sind absichtlich von den sieben Textbänden getrennt worden. Wer ihrer bedarf, wird den achten Band neben sich legen und braucht nie hin und her zu blättern; wer reinen, ausschließlich künstlerischen Genuß erstrebt, wird nur die sieben ersten Bände lesen. Die Anmerkungen bringen keine Erläuterungen im gewöhnlichen Sinne, also keine künstlerischen Analysen oder Deutungen einzelner Stellen; hierfür bot der achte Band nicht Raum genug. Wohl aber legen sie mit möglichster Vollständigkeit das Material vor, das der Forscher braucht oder der, der aus Liebe zu Storms Lebenswerk der Entwicklung des Künstlers nachgehen will. Zu jedem Gedicht wird die vollständige Textgeschichte, zum erheblichen Teil aus Handschriften, vorgeführt. Hier hat die Mitteilung aller Lesarten nicht allzuviel Raum erfordert, da Storm ja, selbst wenn man die später von ihm verworfenen Gedichte mit hinzurechnet, nur ein einziges Bändchen, wie Uhland, Mörike, Lenau, hinterlassen hat. Dagegen wäre bei den Prosawerken ein ganzer sogenannter „Apparat“ ein Unding gewesen. Was Goethe in der Weimarer Ausgabe recht war, ist Storm darum noch nicht billig; die Karikatur einer Storm-Philologie soll nicht aufkommen. Die Anmerkungen zu den Novellen legen sich daher einige Beschränkung auf. Sie geben zu jedem Werk zunächst das Wichtigste der Bibliographie, d. h. sie nennen die Drucke, aus denen man dem Text, der im Lauf der Zeit von Ausgabe zu Ausgabe mehr entstellt ist, den alten reinen Klang wiedergeben kann. Sie wollen aber vor allen Dingen Storm als einen an sich und seinem Werk arbeitenden Dichter zeigen. Deshalb machen sie auf die Konzeption, die Hauptmotive, die Entstehungsgeschichte jeder Novelle aufmerksam, auf die Sorgen des schaffenden Künstlers und auf die Mit-

arbeit der Freunde. Vielfach brauchte dabei nur auf gedruckte Werke hingewiesen zu werden, doch sind auch aus Hunderten von ungedruckten Briefen Mitteilungen gemacht. Vor allem aber kam es auf Eines an: Storm hat manche Jugendwerke von Grund aus umgearbeitet, andern durch Zusätze, Auslassungen, bessere Motivierung aufgeholfen. Diese Abweichungen sind so vollständig und, wie ich hoffe, so übersichtlich wiedergegeben, daß — abgesehen von unbeträchtlichen Kleinigkeiten — jeder Leser sich mit Hilfe der Anmerkungen die letzte Fassung einer Novelle in ihre erste wieder zurückübersetzen kann. Um hier jede Mißdeutung fernzuhalten, sei aber das Eine hinzugefügt: es handelt sich bei diesem Abdruck der früheren Redaktion einzelner Novellen (Immensee, Hinzelmeier, Im Schloß u. a.) nicht darum, Kladden oder alte verunglückte Versuche wieder aus dem Papierkorb hervorzuholen, sondern die Mitteilungen betreffen die älteren und jüngeren gedruckten Fassungen, die der Künstler selbst auf verschiedenen Stufen seiner Entwicklung als abschließend angesehen hat. Sie dem Leser zum Vergleich vorzuführen, entspricht etwa dem Verfahren des Sammlers und Erforschers von Werken der Graphik, der auch den Künstler nicht im geringsten herabzusetzen fürchtet, wenn er die verschiedenen Zustände der Platte vergleichend neben einander legt und dadurch erst dem Ernst und der Kraft künstlerischen Bemühens gerecht wird.

Da nun die Ausgabe für die Gedichte den vollständigen Apparat bringen wird, so sollen sich die Ausführungen, die ich hier beabsichtige, einzig mit der Technik der Herausgabe der Novellen beschäftigen und mit der Verwertung des Materials, das zur Herstellung eines gesicherten Textes geführt hat. Zitieren muß ich dabei leider nach der jüngsten Gesamtausgabe, der während des Krieges und recht kriegsmäßig gedruckten Westermannschen fünfbändigen Ausgabe, weil sie die verbreitetste ist und weil für die Herstellung der Druckvorlage mehrere Exemplare zerlegt werden mußten, was einzig mit jenem Druck zu ermöglichen war. Storm hat Westermann zum alleinigen Herausgeber der Sämtlichen Schriften

gemacht. 1868 erschien die erste, sechsbändige Ausgabe, deren Druck der Dichter überwacht hat; sie erlebte eine zweite, vom Dichter nicht korrigierte Auflage und wurde 1877 durch die Bände 7 bis 10 ergänzt. 1884 wurden 14 Bände erreicht. Und dann konnte Storm noch die „Erste Gesamtausgabe“ in 19 Bänden vorbereiten, über deren Drucklegung er starb. Vierzehn Bände dieser Ausgabe letzter Hand hat der Dichter fertig vor sich gesehen. Die späteren Gesamtausgaben, die in mehreren Auflagen erschienene achtbändige seit 1897, die zu vier Bänden zusammengefaßte achtteilige, 1900, und die wohlfeile fünfbändige, seit 1912 mehrfach aufgelegt, sind für die Textkritik ohne Bedeutung.

2.

Die für die Textgestaltung der Stormschen Novellen Ausschlag gebenden Handschriften und Drucke sind:

1. Marthe und ihre Uhr. Erster Druck: Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1848, S. 54—59. — Veränderte Fassung: Sommergeschichten und Lieder, Berlin 1851. — Dann: Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten, Berlin 1854. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd 5. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 5.
2. Im Saal. Erster Druck: Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1849, S. 65—70. — Dann in den „Sommergeschichten“ (1851), S. 3—13, und „Im Sonnenschein“ (vgl. Marthe und ihre Uhr), S. 47—61. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 4. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 4.
3. Immensee. Älteste Fassung: Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1850, S. 56—86. — Auf die weißen Ränder eines Exemplars dieses ersten Druckes schrieb der Dichter seine Änderungen und Zusätze; Handschrift in Varel. — Erster Druck der neuen Fassung: Sommergeschichten und Lieder, Berlin 1851, S. 45—95. — Erste Einzelausgabe: Berlin, Duncker, 1852. — Quartausgabe (= 5. Auflage) mit Illustrationen von Ludw. Pietsch und einer farbigen Lithographie von Riefstahl, Berlin, Duncker, 1857. —

Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 2. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 2.

4. Posthuma. Erster Druck: Sommergeschichten und Lieder, Berlin 1851, S. 112—117. — Leicht überarbeitet: In der Sommer-Mondnacht, Berlin 1860, S. 79—86. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 5. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 5.

5. Der kleine Häwelmann. Erster Druck: Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1850, S. 25—28. — Sommergeschichten und Lieder, Berlin 1851, S. 24—30. — Überarbeitet: In der Sommer-Mondnacht, Berlin 1860, S. 87—95. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 6. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 6.

6. Ein grünes Blatt. Erster Druck: Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1854, hg. von Theod. Fontane und Franz Kugler, Dessau 1854, S. 294—307. — Überarbeitete Buch-Ausgabe: Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeschichten, Berlin, Schindler, 1855, S. 45—72. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 3. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 3.

7. Hinzelmeier. Ältere Fassung: „Stein und Rose. Ein Märchen“ in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1851, S. 117—138. — Von der Umarbeitung liegen Bruchstücke (II 91, 4—92, 4; 93, 1—96, 3; 98, 33—99, 44) handschriftlich in Varel. — Erste Buchausgabe: „Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geschichte“, Berlin, Duncker, 1857. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 6. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 6.

8. Im Sonnenschein. Handschrift im Besitz von Professor Albert Köster in Leipzig. — Erster Druck: Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten. Berlin, Duncker, 1854. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 3. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 3.

9. Angelika. Erster Druck: Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeschichten. Berlin, Schindler, 1855, S. 1—44. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 5. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 5.

10. Wenn die Äpfel reif sind. Erster Druck: Argo. Album für Kunst und Dichtung, Breslau 1857, S. 17f. — Erste, schon leicht überarbeitete, Buch-Ausgabe: In der Sommer-

Mondnacht. Berlin, Schindler, 1860, S. 67—77. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 5. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 5.

11. Auf dem Staatshof. Handschrift: eine stark durchkorrigierte erste Niederschrift in Varel, größtenteils von Storms eigner Hand; einzelne Teile von weiblicher Feder, Abschrift, nicht nach Diktat hergestellt. — Erster Druck: Argo. Album für Kunst und Dichtung, 1859, S. 7—22. — Erste, schon überarbeitete Buchausgabe: In der Sommer-Mondnacht. Berlin, Schindler, 1860, S. 7—66. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 3. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 3.

12. Späte Rosen. Erster Druck: Argo. Album für Kunst und Dichtung. Breslau, 1860, S. 31—36. — Buch-Ausgabe: Drei Novellen. Berlin, 1861, S. 29—50. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 2. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 2.

13. Drüben am Markt. Handschrift: nur erste, unermüdlich korrigierte Entwürfe in Varel. — Erster Druck: Über Land und Meer, Bd. 6 (1861), S. 582f., 598f. — Buch-Ausgabe: Drei Novellen, Berlin 1861, S. 51—99. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 5. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 5.

14. Veronika. Handschrift in Varel. — Erster Druck: Drei Novellen. Berlin 1861, S. 1—28. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 2. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 2.

15. Im Schloß. Handschrift mit einer Lücke (von I 79, 23 bis 82, 7) in Varel. — Erster (äußerst nachlässiger) Druck: Gartenlaube, 1862, N. 10. 11. 12. — Erste, bereits überarbeitete Buchausgabe: Münster, 1863, bei Brunn. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 2. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 2.

16. Am Kamin. Einziger Druck zu des Dichters Lebzeiten: Viktoria. Illustrirte Muster- und Mode-Zeitung, Berlin 1862, N. 6 und 8, S. 46f., 62f. — Wiederabgedruckt und erläutert von Fritz Böhme: Theodor Storms Spukgeschichten usw., Braunschweig und Berlin 1913, S. 3—32.

17. Auf der Universität. Handschrift: Eine Kladde, die bis I 323, 5 reicht, in Varel. — Erster Druck: Münster,

Brunn, 1863. — Im gleichen Verlag 1865 ein an einigen Stellen verbesserter Abdruck unter dem Titel „Lenore“. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 5. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 5.

18. Unter dem Tannenbaum. Das Fragment einer stark durchkorrigierten Handschrift, bis I 124, 40 reichend, liegt in Varel. — Erster Druck: Leipziger Illustrirte Zeitung, Dezember 1862, N. 1016, S. 443—447. — Erste Buchausgabe: Zwei Weihnachtsidyllen. Illustrirt von Otto Speckter und Ludwig Pietsch. Berlin 1865. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 3. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 3.

19. Abseits. Handschrift: eine Kladde in Varel. — Erster Druck: Leipziger Illustrirte Zeitung, 1868, N. 1068, S. 450/54. — Buchausgabe (vereint mit der vorhergehenden Novelle): Zwei Weihnachtsidyllen. Berlin 1865. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 3. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 3.

20. Die Regentrude. Handschrift: Die erste schnelle Niederschrift, zum Teil unleserlich, mit Bleistift im Bett während einer Krankheit hergestellt, ist in Varel noch vorhanden. — Erster Druck: Leipziger Illustrirte Zeitung, 1864 (30. Juli), S. 79—83. — Buchausgabe (mit „Bulemanns Haus“ und dem „Spiegel des Cyprianus“ zusammen): Drei Märchen. Hamburg, Mauke, 1866 (die weiteren Auflagen, unter dem Titel „Geschichten aus der Tonne“, Berlin, Paetel, seit 1873. Sie haben die kleinen Verbesserungen der Gesamtausgabe von 1868 nicht berücksichtigt). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 6. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 6.

21. Bulemanns Haus. Handschrift: Erstes Konzept mit Hunderten von Verbesserungen: in Varel. — Erster Druck: Leipziger Illustrirte Zeitung, 1864 (24. Dez.), S. 447 bis 450 und 454. — Buchausgabe wie bei der „Regentrude“. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 6. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 6.

22. Von Jenseit des Meeres. Eigenhändige Niederschrift im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. — Erster Druck: Westermanns Monatshefte, Bd. 17, S. 337—359

(Januar 1865). — Buchausgabe: Von Jenseit des Meeres. Novelle. Schleswig, Schulbuchhandlung (Dr. C. Fr. Heiberg), 1867. — Überarbeitet in den „Novellen", Schleswig, Schulbuchhandlung, 1868, S. 93—191. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 4. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 4.

23. Der Spiegel des Cyprianus. Erster Druck: Der Bazar, Illustrirte Damenzeitung, hg. v. Jul. Rodenberg, 11. Jahrg., N. 48, S. 417—419 (23. Dez. 1865). — Buchausgabe: wie bei der „Regentrude". — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 6. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 6.

24. In St. Jürgen. Erster Druck: Deutsches Künstler-Album, hg. von W. Breidenbach und L. Bund, Bd. 2, Düsseldorf o. J. [auf 1868], S. 74—85. — Buchausgabe: In St. Jürgen von Theod. Storm, Schleswig, Schulbuchhandlung (Heiberg) 1868. — Überarbeitet (zusammen mit „Von Jenseit des Meeres" und „Eine Malerarbeit"): Novellen von Theod. Storm, Schleswig, Schulbuchhandlung, 1868. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 4. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 4.

25. Eine Malerarbeit. Handschrift: eine sehr flüchtig geschriebene Kladde in Varel. — Erster Druck: Westermanns Monatshefte, Bd. 23, S. 1—17 (Okt. 1867). — Buchausgabe, leicht überarbeitet, mit einigen Zusätzen: Novellen von Theod. Storm, Schleswig, Schulbuchhandlung (Herm. Heiberg) 1868. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 4. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 4.

26. Lena Wies. Erster Druck: Lena Wies. Ein Gedenkblatt. Deutsche Jugend, Bd. 1 (1873), S. 71—75. — Novellen und Gedenkblätter, Braunschweig 1874, S. 61 bis 81. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 8.

27. Der Amtschirurgus. — Heimkehr. Handschrift (eigenhändig) im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. — Erster Druck: „Zerstreute Capitel", Westermanns Monatshefte, Bd. 29, S. 487—494 (Febr. 1871). — Buchausgabe: Zerstreute Kapitel, Berlin 1873, S. 1—29. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 8.

28. Eine Halligfahrt. Reinschrift (der Anfang von fremder Hand) in Varel. — Erster Druck: „Zerstreute Capitel“, Westermanns Monatshefte, Bd. 31, S. 81—94 (Oktober 1871). — Buchausgabe: Zerstreute Kapitel, Berlin 1873, S. 41—92. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 8.

29. Draußen im Heidedorf. Zwei Handschriften: a) in Varel Bruchstück einer Reinschrift und Entwürfe, b) im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar Druckvorlage, nicht durchweg eigenhändig, daher nur für den Wortlaut, nicht für die Wortformen maßgebend. — Erster Druck: Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft, hg. v. Jul. Rodenberg, Bd. 10, S. 129—151. — Buchausgabe: Zerstreute Kapitel, Berlin 1873, S. 113—173. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 7.

30. Zwei Kuchenesser der alten Zeit. Erster Druck: „Zerstreute Capitel“, Westermanns Monatshefte, Bd. 31, S. 78—81 (Okt. 1871). — Buchausgabe: Zerstreute Kapitel, Berlin 1873, S. 175—188. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 8.

31. Beim Vetter Christian. Handschrift: Anfang und Ende, Oktavblatt 1 und 55, der Druckvorlage im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. — Erster Druck: Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft, hg. v. Jul. Rodenberg. Bd. 1, Leipzig 1874, S. 129—148. — Buchausgabe: Novellen und Gedenkblätter, Braunschweig 1874, S. 83 bis 137. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 7.

32. Von heut' und ehedem. Erster Druck: „Zerstreute Capitel“, Westermanns Monatshefte, Bd. 35, S. 75—83 und 141—148 (Okt. und Nov. 1873). — Buchausgabe: Novellen und Gedenkblätter, Braunschweig 1874, S. 139 bis 200. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 8.

33. Viola tricolor. Erster Druck: Westermanns Monatshefte, Bd. 35, S. 561—576 (März 1874). — Buchausgabe: Novellen und Gedenkblätter, Braunschweig 1874, S. 1—60. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 7.

34. Pole Poppenspäler. Handschrift in Varel. — Erster Druck: Deutsche Jugend, hg. v. Jul. Lohmeyer, Bd. 4

(Leipzig 1874), S. 129—143, 161—171. — Buchausgabe: Waldwinkel. Pole Poppenspäler. Novellen. Braunschweig 1875. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 9.

35. Waldwinkel. Handschrift (bis III 44, 24) in Varel Überschrift „Im Narrenkasten.“ — Erster Druck: Deutsche Rundschau, Bd. 1, S. 94—131 (Oktober 1874). — Buchausgabe: Waldwinkel. Pole Poppenspäler. Novellen. Braunschweig 1875. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 9.

36. Ein stiller Musikant. — Erster Druck: Westermanns Monatshefte, Bd. 38, S. 449—464 (August 1875). — Buchausgabe: Ein stiller Musikant. Psyche. Im Nachbarhause links. Drei Novellen. Braunschweig 1876, S. 1—60. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 10.

37. Psyche. Erster Druck: Deutsche Rundschau, Bd. 5, S. 1—22 (Oktober 1875). — Buchausgabe: Ein stiller Musikant. Psyche. Im Nachbarhause links. Drei Novellen. Braunschweig 1876, S. 61—124. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 10.

38. Im Nachbarhause links. Reste der ersten (überholten) Niederschrift in Varel. — Erster Druck: Westermanns Monatshefte, Bd. 39, S. 1—16 (Oktober 1875). — Buchausgabe: Ein stiller Musikant. Psyche. Im Nachbarhause links. Drei Novellen. Braunschweig 1876, S. 125—186. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 10.

39. Von Kindern und Katzen. Erster Druck: Deutsche Jugend, hg. v. Jul. Lohmeyer, Bd. 9, S. 20—23. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 8.

40. Aquis submersus. Reinschrift in Varel. — Erster Druck: Deutsche Rundschau, Bd. 9, S. 1—49 (Oktober 1876). — Buchausgabe: Berlin 1877. — Mit überprüftem Text erschien die Novelle Berlin 1886 in der Sammlung „Vor Zeiten“ (Zusammenfassung von 5 Novellen Storms). — Ges. Schriften 1889, Bd. 11.

41. Carsten Curator. Erster Druck: Westermanns Monatshefte, Bd. 44, S. 1—38 (April 1878). — Das Jahr 1878 brachte dann noch zwei Buchausgaben: a) Neue Novellen

(Renate. Carsten Curator), Berlin 1878; b) Carsten Curator, Berlin 1878. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 12.

42. Renate. Kladdepapiere mit zahllosen Verbesserungen liegen in Varel; sie bieten aber nichts für den endgültigen Text der oft überarbeiteten Novelle. — Erster Druck: Deutsche Rundschau, Bd. 15, S. 1—42 (April 1878). — Zwei Buchausgaben im Jahr 1878: a) Neue Novellen (Renate. Carsten Curator), Berlin 1878; b) Renate, Berlin 1878. — 1886 in der Sammlung „Vor Zeiten" (vgl. Aquis submersus, N. 40). — Ges. Schriften, 1889, Bd. 12.

43. Zur Wald- und Wasserfreude. Erster Druck: Deutsche Rundschau, Bd. 18, S. 331—368. — In der Buchausgabe vereinigt mit „Eekenhof" und „Im Brauer-Hause" als „Drei neue Novellen", Berlin 1880; nur leicht auf den Stil hin überarbeitet. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 13.

44. Im Brauerhause. Eine im Wortlaut vielfach überholte Kladde in Varel. — Erster Druck mit der Überschrift „Der Finger": Westermanns Monatshefte, Bd. 46, S. 1—18 (April 1879). — Buchausgaben: a) Zusammen mit „Zur Wald- und Wasserfreude" und „Eekenhof" in „Drei neue Novellen", Berlin 1880; b) zusammen mit „Eekenhof", Berlin 1880. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 14.

45. Eekenhof. Erster Druck: Deutsche Rundschau, Bd. 21, S. 1—28 (Oktober 1879). — Buchausgaben: a) Zusammen mit „Im Brauerhause", Berlin 1880; b) zusammen mit „Im Brauerhause" und „Zur Wald- und Wasserfreude" in „Drei neue Novellen", Berlin 1880. — 1886 in der Sammlung „Vor Zeiten"; vgl. „Aquis submersus" (N. 40). — Ges. Schriften, 1889, Bd. 13.

46. Die Söhne des Senators. Erster Druck: Deutsche Rundschau, Bd. 25, S. 1—28 (Oktober 1880). — Buchausgaben: a) Einzelausgabe, Berlin 1881; b) zusammen mit „Der Herr Etatsrat", Berlin 1881. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 14.

47. Der Herr Etatsrat. Erster Druck: Westermanns Monatshefte, Bd. 50, S. 529—557. — Buchausgabe: Der

Herr Etatsrat. Die Söhne des Senators, Berlin 1881. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 18.

48. Hans und Heinz Kirch. — Erster Druck: Westermanns Monatshefte, Bd. 53, S. 1—39 (Oktober 1882). — Buchausgabe: Zwei Novellen. Schweigen. Hans und Heinz Kirch. Berlin 1883, S. 119—241. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 15.

49. Schweigen. Erster Druck: Deutsche Rundschau, Bd. 35, S. 161—202 (Mai 1883). — Buchausgabe: Zwei Novellen. Schweigen. Hans und Heinz Kirch. Berlin 1883, S. 3 bis 118. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 17.

50. Zur Chronik von Grieshuus. Erster Druck: Westermanns Monatshefte, Bd. 57, S. 1—24 und 149—175 (Oktober und November 1884). — Buchausgabe: Berlin 1884. — 1886 in der Sammlung „Vor Zeiten", S. 65 bis 205; vgl. „Aquis submersus" (N. 40). — Ges. Schriften, 1889, Bd. 16.

51. Es waren zwei Königskinder. Erster Druck: Vom Fels zum Meer, Leipzig, Spemann, 1884/5, I, S. 256—269, unter dem Titel „Marx". — Buchausgabe mit dem neuen Titel, Berlin 1888. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 18.

52. John Riew'. Erster Druck unter dem Titel „Eine stille Geschichte": Deutsche Rundschau, Bd. 42, S. 321—358 (März 1885). — Buchausgabe: John Riew'. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen. Berlin 1885. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 18.

53. Ein Fest auf Haderslevhuus. Handschrift in Varel. — Erster Druck mit dem Titel „Noch ein Lembeck": Westermanns Monatshefte, Bd. 59, S. 80—117. — Dann noch im Jahre 1885, besonders am Anfang und Ende, kräftig überarbeitet und mit dem Titel „Ein Fest auf Haderslevhuus" versehen. Bester Druck: die Paetelsche Miniaturausgabe, Berlin 1886. Daneben: John Riew'. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen. Berlin 1885. — 1886 in der Sammlung „Vor Zeiten"; vgl. „Aquis submersus" (N. 40). — Ges. Schriften, 1889, Bd. 17.

54. Bötjer Basch. Handschrift in Varel. — Erster Druck mit dem Titel „Aus engen Wänden. Eine Geschichte“, Deutsche Rundschau, Bd. 49, S. 1—37 (Oktober 1886). — Buchausgaben: a) Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen. Berlin 1887, S. 1—99; b) (minderwertig, noch stärker mit dem Rundschau-Druck übereinstimmend) Bötjer Basch. Eine Geschichte. Berlin 1887. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 16.
55. Ein Doppelgänger. Erster Druck: Deutsche Dichtung, hg. v. K. E. Franzos, Bd. 1 (1887), S. 2—9. 34f. 58—63. 82—87. 106—111. 130—139. — Überarbeitete Buchausgabe: Berlin 1887. Nochmals leicht überarbeitet: Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen (Bötjer Basch. Ein Doppelgänger). Berlin 1887, S. 101—208. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 15.
56. Ein Bekenntnis. Erste (überholte) Niederschriften und Notizen in Varel. — Erster Druck: Westermanns Monatshefte, Bd. 63, S. 1—28 (Oktober 1887). — Buchausgabe: Berlin 1888. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 19.
57. Der Schimmelreiter. Erster Druck: Deutsche Rundschau, Bd. 55, S. 1—34. 161—203. — Buchausgabe: Berlin 1888. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 19.

Diese rund 220 Handschriften und Drucke sind bis auf den Buchstaben durchgearbeitet worden. Dazu kommen noch die erhaltenen Druckbogen mit Stormschen Korrekturen; sie liegen in Varel und im Nachlaß Erich Schmidts.

3.

Zitiert werden die Novellen unter folgenden Abkürzungen:

Abs.: Abseits.

Amtsch.: Der Amtschirurgus — Heimkehr.

Ang.: Angelika.

Äpf.: Wenn die Äpfel reif sind.

Aq.: Aquis submersus.

Basch: Bötjer Basch.

Bek.: Ein Bekenntnis.

Blatt: Ein grünes Blatt.
Brauerh.: Im Brauerhause.
Bul.: Bulemanns Haus.
Carst.: Carsten Curator.
Christ.: Beim Vetter Christian.
Cypr.: Der Spiegel des Cyprianus.
Dopp.: Ein Doppelgänger.
Eek.: Eekenhof.
Et.: Der Herr Etatsrat.
Griesh.: Zur Chronik von Grieshuus.
Had.: Ein Fest auf Haderslevhuus.
Hall.: Eine Halligfahrt.
Häw.: Der kleine Häwelmann.
Heid.: Draußen im Heidedorf.
Heut': Von heut' und ehedem.
Hinz.: Hinzelmeier.
Imm.: Immensee.
Jens.: Von Jenseit des Meeres.
Jürg.: In St. Jürgen.
Kam.: Am Kamin.
Kind.: Von Kindern und Katzen.
Kirch: Hans und Heinz Kirch.
Kön.: Es waren zwei Königskinder.
Kuch.: Zwei Kuchenesser der alten Zeit.
Mal.: Eine Malerarbeit.
Markt: Drüben am Markt.
Marthe: Marthe und ihre Uhr.
Mus.: Ein stiller Musikant.
Nachb.: Im Nachbarhause links.
Popp.: Pole Poppenspäler.
Posth.: Posthuma.
Psyche: Psyche.
Reg.: Die Regentrude.
Ren.: Renate.
Riew': John Riew'.
Rosen: Späte Rosen.

Saal: Im Saal.
Schimm.: Der Schimmelreiter.
Schloß: Im Schloß.
Schw.: Schweigen.
Sen.: Die Söhne des Senators.
Sonn.: Im Sonnenschein.
Staatsh.: Auf dem Staatshof.
Tann.: Unter dem Tannenbaum.
Univ.: Auf der Universität
Ver.: Veronica.
Viol.: Viola tricolor.
Waldw.: Waldwinkel.
Wies: Lena Wies.
WWfr.: Zur Wald- und Wasserfreude.

4.

Die Handschriften von Storms Novellen haben sehr verschiedenen Wert, weil der Dichter, abgesehen von wenigen Ausnahmen, stets mehrere Niederschriften anfertigte und erst durch ein so umständliches Verfahren seine Dichtungen zur Vollendung erhob. Er arbeitete sehr sorgfältig, aber langsam. Nur wenige Erzählungen, z. B. die „Regentrude“, „Pole Poppenspäler“, „Es waren zwei Königskinder“, hat er schnell in Einem Zuge hingeschrieben. Sonst hat er stets viel Zeit gebraucht. Im Durchschnitt erforderte eine größere Novelle in seinen späteren Lebensjahren die sämtlichen fünf- bis sechsstündigen Vormittage von vier bis sechs Monaten. Sein Verfahren war dem ähnlich, das uns von Ibsen bei seinen Dramen berichtet wird. Er begann häufig damit, Bruchstücke des neuen Werkes auf Zettel zu schreiben; Reste von Amtsakten, wie sie noch erhalten sind, Rückseiten von Briefumschlägen, Umhüllungen von Kreuzbandsendungen bedeckten sich mit Einfällen und Skizzen. Aus ihnen erwuchs die erste Niederschrift, meist auf eng gefüllten Folio-Bogen. An diesen wurde dann zuerst ins Große geändert, indem dort, wo die Erzählung zu geschwind vorwärts eilte oder eine Unklarheit blieb, ein ver-

weilender Einschub eingelegt wurde, andere Stellen eine erbarmungslose Kürzung erfuhren, so daß bisweilen eine halbe Seite zu einem einzigen Satze zusammenschmolz.

Auch ein andres Verhalten kommt vor: Storm geriet, zumal in der Frühzeit, leicht in die Gefahr zu beschreiben; besonders Landschafts- oder sonstige Naturschilderungen hielten den Gang der Erzählung auf; sie dienten nicht immer, wie in „Waldwinkel“, dem künstlerischen Zweck, zu versinnlichen, wie die handelnden Menschen ganz dem Bann des Gartens oder des Waldes verfallen, sondern sie wurden oft Selbstzweck. Denn Storm mißbilligte die verweilende Schilderung nicht durchweg, sondern hat sie z. B. bei Stifter gern verteidigt. Ihn selbst aber rief ein gesundes, richtiges Gefühl immer wieder auf, solche lastenden Einschiebsel aus der bewegten Darstellung zu entfernen. Und da ist, z. B. bei der Novelle „Im Sonnenschein“, sein besserndes Verfahren sehr bezeichnend. Hatte er der Versuchung nicht widerstanden, solch eine stillstehende Beschreibung irgendwo einzuschalten, so verwarf er sie bei der Überarbeitung nicht völlig, sondern löste sie in ihre Elemente auf. Er rettete die Bestandteile der Schilderung hierhin und dorthin, wo sie in ihrer Vereinzelung nicht mehr hemmend wirkten, und schob die Sätze wie bunte Steine eines Mosaiks versuchsweise an diese oder jene Stelle, bisweilen mehrmals wechselnd, bis jeder dort stand, wo er augenblicklich die erwünschteste Wirkung tat.

Erst aus solchen Vorarbeiten ging dann die zweite Abschrift hervor, die in einzelnen Fällen abermals von Verbesserungen wimmelte. Karl Emil Franzos (Deutsche Dichtung, Bd. 5, S. 30) hat den Anblick solch einer Handschrift beschrieben, in der der unverdrossene Künstler oft für ein einzelnes Wort drei-, viermal nach immer neuem Ersatz suchte. Gewöhnlich aber war das letzte Ergebnis eine peinlich saubere Niederschrift auf Briefbogen in Oktavformat. Das waren dann die Druckvorlagen; und sie sind, wie meine eifrigen Umfragen festgestellt haben, leider zum größten Teil in den Druckereien oder Redaktionen vernichtet worden. Was

sich in Varel in der treuen Obhut von Fräulein Gertrud Storm oder in Privatbesitz findet, sind meistens Kladden.

Nun könnte wohl einer fragen: was ist denn damit, abgesehen von dem Pietäts- und Autographenwert, so viel verloren? Der Druck ist doch sicher besser als die Vorlage, zumal wenn sich sogar bisweilen die Korrektur- oder Revisionsbogen erhalten haben. Und wenn gar der Dichter selbst später nochmals seine Novellen überarbeitete, so sind doch die jüngsten authentischen Drucke die besten. Aber das ist nicht unbedingt richtig. Wir werden an einer Menge von Fällen sehen, daß nicht nur der Setzer, sondern sogar der Dichter selbst viele gute Lesungen seiner Handschriften bei der Drucklegung übersehen hat. Wo also dem Herausgeber Zweifel aufstoßen, ob die Drucke, selbst wo sie sämtlich mit einander übereinstimmen, das Richtige bringen, und ob er eine Wendung in den Buch-Ausgaben dem Dichter zutrauen darf oder nicht, da hat er die Pflicht, auf die Reinschrift, ja, sogar gelegentlich, aber nur mit großer Vorsicht und nur mit voller Kenntnis von Storms Schreibart und Sprachgebrauch, auf die Kladde zurückzugehn. Und nun kommt hinzu: Der Fall, den ich soeben annahm, daß nämlich die Drucke sich völlig decken, d. h. nicht nur so ungefähr, sondern auf größere Strecken bis in die Wortformen mit einander übereinstimmen, kommt sehr selten vor.

5.

Das führt uns einen Schritt weiter, zu einer Betrachtung, die auf den ersten Blick vielleicht überflüssig erscheint, in die ich auch ein paar Dinge mit einbeziehe, die wohl entbehrlich sind, die aber doch zuletzt sich für die Textkritik als wichtig erweist. Überblickt man nämlich den vorhin mitgeteilten Auszug aus der Bibliographie der Stormschen Novellen, so sieht man, daß dieser Dichter, abgesehen von seiner letzten Zeit, wo er im wesentlichen (aber nicht ausschließlich) bei Westermann in Braunschweig und Gebr. Paetel in Berlin seine Stätte fand, von einem Verleger zum andern

wanderte. Seine Bücher erschienen bei Schwers in Kiel, Duncker in Berlin, Schindler in Berlin, Brunn in Münster, Mauke in Hamburg, Heiberg in Schleswig. Und betrachtet man gar die Zeitschriftendrucke, so gewahrt man, außer den Verlagsanstalten, die einzelne Gedichte veröffentlichten, Schwers in Kiel (für Biernatzkis Volksbücher), Gebr. Katz in Dessau und Trewendt in Breslau (für die Argo), Keil in Leipzig (für die Gartenlaube), Weber in Leipzig (für die Illustrierte Zeitung), den Bazar-Verlag in Berlin, Hallberger in Stuttgart (für „Über Land und Meer“), Payne in Leipzig (für den „Salon“), Dürr in Leipzig (für die „Deutsche Jugend“), Spemann in Leipzig (für „Vom Fels zum Meer“), Bong in Stuttgart (für die „Deutsche Dichtung“).

In Storms Jugend hing dies Suchen und Tasten damit zusammen, daß er noch wenig bekannt war und seine stillen Büchlein von unscheinbarem Format nicht als gangbare Verlagsartikel galten. Umgekehrt bewarben sich in seinem Alter, als er der angesehene Dichter war, die Herausgeber und Verleger vieler Zeitschriften sehr angelegentlich um seine Werke. Daß er aber auch in seiner mittleren Lebenszeit fast jede Novelle, ehe sie als Buch erschien, erst einer Zeitschrift einreichte, hatte einen doppelten Grund. Einerseits war damals das Reklamewesen noch bei weitem nicht so ausgebildet, wie heute; ein Dichter, der bekannt werden wollte, mußte vielfach für das Zustandekommen von Kritiken selbst sorgen Noch wirksamer aber war es, wenn ein Schriftsteller, und gar ein Anfänger, durch eine Zeitschrift den Lesern vorgestellt wurde. Anderseits waren diese Erstdrucke vor der Buchausgabe eine wichtige Einnahmequelle, auf die Storm den größten Wert legen mußte. Denn er war Vater vieler Kinder, denen allen er eine ausgezeichnete und kostspielige Erziehung geben ließ; und er liebte es, ohne irgend welchen Luxus zu treiben, doch ein gastfreies Haus zu halten, das wiederum nicht geringe Mittel erforderte.

Und hier ist es wohl erlaubt, ehe wir zu unserm Wege zurückkehren, eine kleine Abschweifung zu machen. Storm

klagt sein ganzes Leben hindurch, wie wenig man seine Gedichte und Novellen kaufe, wie selten eine neue Auflage nötig sei. Am 30. November 1879 schreibt er an Erich Schmidt: „Außer 'Immensee' und ein paar älteren Sachen kenne ich bei meinen Produkten keine zweite Auflage, obgleich genug von mir und an mich geredet und geschrieben wird. Ich glaube, meine Bücher sind nicht dick genug; ich bin mit der unglückseligen Kürze behaftet.“ Und am 28. November 1884 an denselben: „Auflagen machen von meinen Sachen nur, die vor wenigstens zwanzig Jahren erschienen sind.“ Hört man solche Worte, so ist man geneigt, sich einen darbenden Dichter vorzustellen. Aber dieses irrige Phantasiebild muß richtig gestellt werden; und es ist daher gut, sich einmal eine Auswahl der Einnahmen Storms, besonders auch der Zeitschriftenhonorare, zu vergegenwärtigen. Bei der Zusammenstellung gebe ich die Belegstellen nur dort an, wo ich aus ungedrucktem Material schöpfe; alle übrigen Notizen stammen aus den gangbaren Briefsammlungen.

Im Anfang, das muß man zugestehen, ging es Storm als Schriftsteller schlecht. Für die erste Auflage der Gedichte erhielt er keinen Heller, und für das Honorar der zweiten (50 Taler) mußte er den liegen gebliebenen Rest der ersten aufkaufen. Erst die dritte brachte ihm das erste Geld ein, 100 Taler; für die fünfte, 1875, forderte er 185 Taler (an Gebr. Paetel, 20. Juni 1874). Bescheiden waren in den Fünfziger- und Sechzigerjahren auch die Novellenhonorare. Der Argo-Druck von „Ein grünes Blatt“ brachte 90 Taler; der „Hinzelmeier“ bei Biernatzki $2\frac{1}{2}$ Friedrichsd'or, in der Schlesischen Zeitung 5 Friedrichsd'or, in der Buchausgabe 60 Taler; von „Immensee“ jede Auflage 50 (später 80) Taler; für die Novelle „Im Schloß“ hat die Gartenlaube erst mit Hängen und Würgen 100 Taler bewilligt (an Pietsch 16. Dezember 1861); „Auf der Universität“ war gar nicht unterzubringen, weil keine Zeitschrift die geforderten 180 Taler geben wollte; „Abseits“, „Unter dem Tannenbaum“, „Die Regentrude“ honorierte die Illustrierte Zeitung mit je 100 Talern.

Noch am 2 Dezember 1867 klagte Storm seinem Sohn Hans: „Ich kann nicht zum Lohn meiner Arbeit kommen“, obwohl doch damals schon Westermann sich des Dichters angenommen und für „Von Jenseit des Meeres“ und „Eine Malerarbeit“ je 150 Taler gezahlt hatte; „Ist doch etwas“, schrieb Storm am 22. November 1864 an Pietsch. Bis dahin also war für ihn der Abdruck der erzählenden Dichtungen in Zeitschriften im wesentlichen nur ein Mittel, in die Öffentlichkeit zu dringen, noch keine erhebliche Einnahmequelle.

Aber seit der Mitte der Siebzigerjahre ging es aufwärts Das ist die Zeit, über die uns noch einmal eine besondere Monographie beschert werden muß, die Zeit, in der aus der Niederung der Familien- und Damen- und Moden-Blätter sich die „Deutsche Rundschau“ herausarbeitete und durch ihr Vorbild andre Unternehmungen mit emporriß. Die Entwicklung dieser Zeitschrift ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte des damaligen Verlages; die vornehmsten Mitarbeiter waren nur durch große Energie und ansehnliche Geldopfer zu gewinnen. Und das kam auch Storm zugute. Er fühlte sich plötzlich. Aus den Briefen an Heyse und andere klingt es uns entgegen. Wenn alle Welt damals klagte, daß die Erzählerkunst verfalle und daß es nur wenige Novellisten ersten Ranges gebe, so wußte er, daß er zu dieser kleinen erlesenen Schar gehöre. Daraus aber leitete er nun auch das Recht ab, wie die angesehenen Maler jener Jahre höhere Honorare zu fordern. Das war jetzt Ehrensache, abgesehen von der Rücksicht auf die Sicherstellung der Seinen. Und nun schnellten auf einmal bei ihm die Einnahmen in die Höhe; für den Rundschaudruck von „Aquis submersus“ forderte und erhielt er 1876 schon 1800 Mark, für den von „Carsten Curator“ (1877) 3000 Mark, für „Renate“ (1878) 3000 Mark (Briefe an Gebr. Paetel). Aber da war auch der Gipfel erreicht. Selbst der opferwilligste Verleger konnte so nicht fortfahren; der Dichter mußte einlenken. Es wurde für die Zukunft eine Vereinbarung getroffen, die dem Bucherfolg Stormscher Novellen einigermaßen entsprach; denn der war noch immer

nicht groß. Immerhin blieben auch in Zukunft die Zeitschriftenhonorare, die alljährlich nach Husum und Hademarschen wanderten, stattlich genug, auch von Westermanns Seite: „Der Finger“ (1879) 1300 Mark; „Hans und Heinz Kirch“ (1882) 3100 Mark (an Erich Schmidt, 27. Januar 1884); ‚Zur Chronik von Grieshuus“ (1884) 2400 Mark; „John Riew’“ (1885 1960 Mark.

6.

Nun entsteht aber die Frage: Hat diese mehrfache Drucklegung eines und desselben Werkes bei verschiedenen Verlegern, hat das Hin und Her zwischen Zeitschriften- und Buchdruck Einfluß auf den Text der Novellen gehabt oder nicht? Konkret ausgedrückt: Hat Storm die Handschriften seiner Werke auf Gnade und Ungnade seinen wechselnden Verlegern oder gar den Setzern überlassen, oder hat er selbst Korrektur gelesen?

Über seine frühesten Werke, die er Biernatzkis Volksbuch, der Argo, der Gartenlaube, dem Bazar usw. anvertraut hat, sind wir kaum unterrichtet. Wir können nur Vermutungen über ihre Zuverlässigkeit aussprechen. Wenn wir sehen, welche Eingriffe, z. B. bei dem Gedicht „Die Herrgottskinder“, ein Herausgeber wie Biernatzki sich erlaubte, dann scheint es unmöglich, daß Storm dazu die Genehmigung erteilt hat. Ebenso ist es bei einzelnen Novellen, z. B. „Im Schloß“, ganz klar, daß er keine Korrektur des ersten Druckes gelesen hat; denn er konnte hier gegen eigenmächtige Änderungen des Textes erst Einspruch erheben, als es bereits zu spät, die Novelle schon in den Händen der Leser war. Das und vieles Ähnliche wird aus den Anmerkungen meiner Ausgabe zu ersehen sein. Auch den Zeitschriftendruck von „Drüben am Markt“ hat Storm nicht durchgesehen; dafür weist die Novelle zu viele Fehler auf, die durch falsche Lesung der Handschrift entstanden sind.

Für seine späteren Werke und Ausgaben dagegen wurde er ein eifriger Überwacher; und erhaltene Rohdrucke zeigen,

wie viele Änderungen er noch während der Drucklegung verfügte und wie er selbst Kleinigkeiten der Wortformen unter die Lupe nahm, freilich nicht in systematischer Folgerichtigkeit oder mit der ausnahmelos durchgeführten Strenge eines Berufskorrektors. Denn das muß man stets im Auge haben: ein Dichter ist erfahrungsgemäß der schlechteste Korrekturleser für seine eigenen Werke. So viel ihm auch an einem sorgfältigen Druck liegt, die künstlerische Gesamtwirkung ist ihm doch wertvoller als die Buchstabenrichtigkeit im Einzelnen. Das gilt auch für Storm. Und wenn bei manchem im Nachlaß Storms oder Erich Schmidts aufbewahrten Korrekturbogen die Zahl der Verbesserungen gegen das Ende abnimmt, so hat das seinen Grund weniger in der zunehmenden Sorgfalt des Setzers als in der schwindenden Aufmerksamkeit des Dichters, den die Gestalten seiner Phantasie beim Lesen viel zu sehr in ihren Bann gezogen haben, als daß er noch Zeile um Zeile hätte durchbuchstabieren können.

Aber, von diesen Einschränkungen abgesehen, war Storm in der zweiten Hälfte seines Lebens doch ein treuer Wächter beim Druck seiner Werke. Selbst auf das Format, auf das richtige Verhältnis der Größe der Lettern zur Wichtigkeit des Inhalts, auf die Farbe des Einbands, kurz, auf die Harmonie zwischen der Dichtung und ihrem äußeren Gewand, achtete er nach dem Maß seiner bescheidenen Geschmacksbildung und dem Stand der damaligen Buchkunst oder -unkunst. „Schließlich verkäuft zur Hälfte doch der Einband das Buch“, schrieb er am 5. Juni 1872 an Gebr. Paetel.

Und so hat er denn selbstverständlich auch den Text gesichert sehen wollen. Besonders den der Gedichte. Da schrieb er über die 5. Auflage am 17. März 1875 an Gebr. Paetel: „. . . Ich werde diese Bogen aufs schärfste durchgehen, Ihnen demnächst die Resultate mitteilen, so daß auf beiden Seiten ein ganz correctes Exemplar existirt, wonach — auch wenn ich nicht mehr bin — erfoderlichen Falles gedruckt werden kann.“ Ebenso kündete er schon am 29. November 1878 für die erst 1880 erschienene 6. Auflage seine

Absicht an, sie zu überprüfen, und führte die Korrektur auch für die 7. (1885) durch. Nicht minder sorgte er für die erste Sammlung der Werke von 1868, auch wenn die Durchsicht für ihn eine „abscheuliche“ Arbeit war. Selbst das uns heute wenig erfreuende Titelblatt mit der flötenden Muse — „sie sitzt im Thymiane“ —, das sich lange erhielt, fand seinen Beifall. Die späteren Zusatzbände sind alle, Bogen für Bogen, durch seine Hand gegangen. Nicht minder hat er, wenn die Firma Paetel einzelne Novellen von Schindler oder andern Verlegern übernahm und neu auflegte, diese Drucke korrigiert (an Gebr. Paetel, 10. Oktober 1874).

Bei den Sonderausgaben der Novellen war das Verhalten verschieden. Wo die neue Auflage, z. B. bei „Aus St. Jürgen“ (1877), ganz mit der alten übereinstimmte, ließ er die Druckerei gewähren; wo ihm ein Werk, wie „Aquis submersus“, sehr am Herzen lag, las er auch die Korrektur der 2. Auflage. Bei „Schweigen“ (1883) oder „Bötjer Basch“ (1886) leitete er den Druck der Oktavausgabe, während er die Sorge für die Miniaturausgabe der Verlagsbuchhandlung übertrug. Gern rief er die Hilfe der Freunde an: Erich Schmidt bekam besonders Korrekturbogen der archaisierenden Novellen nach Straßburg und Wien geschickt und spendete wohl als Kenner der älteren Sprache manchen Rat; Petersen in Schleswig unterstützte den Dichter beim Druck der „Söhne des Senators“, die so recht für ihn geschrieben waren.

Storm ließ sich dreifache Korrekturabzüge senden, um einen davon später für die Buch-Ausgabe herzurichten. Bei „Hans und Heinz Kirch“ z. B. erkennt man den typischen Vorgang (an Gebr. Paetel, 11. August 1882): Die Novelle erschien zuerst in Westermanns Monatsheften; ein Abzug dieses Druckes wurde von Storm genau durchgearbeitet und diente als Manuskript für die Paetelsche Buch-Ausgabe, für die der Dichter nochmals Korrektur las. Ähnlich geschah es bei dem „Fest auf Haderslevhuus“, wo wieder die Zurichtung der Bogen eine „Höllenarbeit“ war (an Gebr. Paetel, 25. Oktober 1885).

Aber grade hier an diesen beiden Beispielen erkennen wir nun auch die Gefahr, die den Stormschen Dichtungen beim Übergang von einem Verleger zum andern drohte: ein Westermannscher Zeitschriftendruck diente, wenn auch von dem Dichter noch so sorgfältig durchgesehen, als Vorlage für ein bei Paetel erscheinendes Buch. Jeder Kundige weiß, was das bedeutet. Alle großen Zeitschriften haben ihre festen Redaktions- und Setzergewohnheiten und übertragen sie mehr oder minder streng auf jeden eingelieferten Beitrag. Storm hat sich nun redlich bemüht, diese Uniformierung von seinen Dichtungen fernzuhalten. Aber es war vergebens. Die Setzertyrannei war stärker als der Wille des Künstlers. Er führte Klage darüber, aber vergebens. Am 7. Juli 1881 z. B. schrieb er an George Westermann: „Bei dem Druck des 'Etatsrats' für die Monatshefte sind mir orthographische Correcturen mit der Randbemerkung 'So ist unsre Orthographie' verweigert worden.“ Er war nun zwar bereit, sich, so weit es den Zeitschriftendruck anging, zu fügen; nur für die Buch-Ausgaben (Einzeldrucke und Gesamtausgaben) erwartete er genauere Beachtung seiner Schreibungen. Aber wer anders sollte und konnte über deren Durchführung wachen, als wieder der Dichter selbst? Und wie es um dessen Korrektorfähigkeit stand, ist schon gesagt worden. So dreht man sich also immer im Kreise. Die Sachlage ist klar: Storm wünschte eine möglichst genaue Wiedergabe seiner Niederschrift, war jedoch nicht imstande, sie restlos durchzusetzen. Am 17. September 1884 muß er einmal in einem Brief an Erich Schmidt zugeben: „Kleinigkeiten in Orthographie und Interpunktion habe ich hier stehn lassen.“ Da war er also (es handelt sich um die „Chronik von Grieshuus“) beim Korrekturlesen erlahmt.

Die Pflicht eines pietätvollen Herausgebers liegt meines Erachtens nach alledem darin, den Stormschen Text von den Willkürlichkeiten der Drucker wieder zu befreien, also das Bemühen, das der Dichter begonnen, aber nur halb vollendet hat, zu Ende zu führen. Das wäre ja nun, wenn es

sich wirklich nur um Orthographie und Interpunktion handelte, eine leichte Aufgabe. Die Grundsätze dafür wären aus den Reinschriften des Dichters, den erhaltenen Korrekturbogen und den nachweislich von ihm peinlich durchgefeilten und überprüften Einzeldrucken, die ihm die „Höllenarbeit" verursacht hatten, zu gewinnen. Wäre er in diesen Vorlagen nicht immer folgerichtig verfahren, hätte er in Ermüdung oder Nachlässigkeit einige Fehler stehen lassen, so wäre auch da die Entscheidung leicht zu treffen gewesen.

7.

Aber so einfach steht die Sache nicht. Denn abgesehen von manchem andern, was ihm beim Korrigieren entgangen war, und worüber später zu berichten ist, hat er unter dem Wort „Orthographie" offenbar mancherlei mit einbegriffen, was wir als Festlegung und Schreibung der Flexionsformen bezeichnen würden, Fragen also, ob man den dat. sg. eines stark flektierten einsilbigen Maskulinums oder Neutrums durch die Endung e bezeichnen solle oder nicht, also ob man „dem Tag" oder „dem Tage", „dem Feld" oder „dem Felde" zu schreiben habe, oder ob die Singularform des Imperativs das auslautende e beliebig abwerfen dürfe, oder ob man von Pronomina und Adjektiven wie „unser, ander, inner" im acc. sg. und dat. pl. die Formen „unsren, andren, innren" oder „unsern, andern, innern" oder „unseren, anderen, inneren" (die Lieblingsformen des Verlages Westermann) zu bilden habe, und vieles mehr. Daß in der Tat Storm an solche Fragen gedacht hat, beweisen einige Briefe an die Gebrüder Paetel. Am 11. Nov. 1878 schrieb er mit Bezug auf die Novelle „Renate": „Ich bitte um Revisionsbogen der ganzen Novelle unter Wiederbeifügung der anfolgenden Correcturbogen. Da durchweg, wo ich die gekürzte Form gewählt habe, vom Setzer — der gewiß früher Schulmeister gewesen ist — die Worte durch Hinzusetzung des e um eine Sylbe vermehrt sind, so ist dadurch der ganze Rhythmus des Styles zerstört." Und als er die Buchausgabe des „John Riew'" korrigierte,

schrieb er am 1. Oktober 1885: „In Betreff der neuen Drucksache hat der Herr Setzer es sich angemaßt, wo er es nicht ein einzeln Mal vergessen hat, das „frug“ in der Druckvorlage in „fragte“ umzugestalten, wodurch von Andrem abgesehen, der rhythmische Satzklang resp. verändert oder zerstört wird. Jedenfalls ist das eine unglaubliche Eigenmacht, und ich möchte Sie bitten, Ihrerseits dergleichen Ungehörigkeiten ernstlich zu untersagen.“

Das sind sehr aufschlußreiche Briefstellen, die nicht nur den Dichter kennzeichnen, sondern auch dem Herausgeber den rechten Weg weisen. Nicht die Grammatik, wie sie der Schulmeister lehrt, nicht die Sprachrichtigkeit, in der sich Storm, wie wir noch sehen werden, gar nicht ganz sicher fühlte, ist für ihn das Entscheidende, sondern dieser durch und durch musikalische Dichter ist aufs Höchste empfindlich für den mit dem Inhalt in Kongruenz stehenden Rhythmus der Periode, des Satzes, des Satzgliedes, des Wortes. Er fragt nicht, und man darf daher bei ihm nicht fragen, ob der Imperativ von „halten“ „halt“ oder „halte“ heißt, sondern er setzt in „Bötjer Basch“ (IV 265, 4) unmittelbar neben einander „*Band, halte fest, halt fest*“ und ahmt damit den Rhythmus der Böttcherschläge nach. — Ein andres Beispiel: Sen. V 103, 23ff. kommt folgendes Dialogbruchstück zwischen Mann und Frau vor (die in der Mitte stehende Frage spricht die Frau):

„*Heut' abend oder schon heute nachmittag . . .*“
„*Warum nicht schon heut' vormittag?*“
„*Nun, wenn du willst, auch heute vormittag.*“

Man sieht, wie frei Storm zwischen den Formen „heut“ und „heute“ wechselt. Und die Entscheidung, ob er die eine oder die andre hier oder dort bevorzugt, ist für ihn keine grammatische, sondern eine künstlerische; sie hat nichts zu tun mit einer schulmäßigen Sprachrichtigkeit, nichts mit Hiatusfragen, nichts damit, ob Storm einem apokopierenden Sprachgebiet angehört oder nicht, sondern sie entscheidet sich lediglich nach dem Rhythmus und der Melodie des Satzes, danach,

welche Worte vorausgehn oder folgen, danach, ob das Wort in einem Frage- oder einem Aussagesatz steht, und auch danach, ob ein Mann oder eine Frau spricht. — Storm weiß ferner den feinen Gewichtsunterschied wohl zu berücksichtigen, der auf dem „ich“ liegt, je nachdem man — ganz unbekümmert um die summarische, unterschiedslose, bequeme Hiatusbeobachtung — sagt: „hab' ich“ oder „habe ich“, „hatt' ich“ oder „hatte ich“. Ich habe daher gegen die Drucke aus der Handschrift aus Gründen des Rhythmus wiederhergestellt: Sonn. I 213, 19 *hab' ich* 215, 13 *ich seh' sie noch* Staatsh. I, 42, 15 *Setz' dich nur* Schloß I, 99, 36 *glaub' ich* 105, 12 *ich hab' es mir bedacht* 105, 28 *glaub' ich* Univ. I 276, 44 *als säh' ich* 283, 36 *Jetzt werd' ich* 309, 13 *hör' ich* 314, 32 *hab' ich* Abs. I 144, 22 *mein' ich* 151, 3 *setz' dich* Mal. I 251, 32 *ich seh' ihn noch* 261, 1 *freu' dich* Heid. II 142, 5 *hatt' ich* 148, 22 *sagt' er* Waldw. III 12, 12 *hab' ich* 29, 7f. *„Ich versteh' das nicht.“ „Versteh' es nimmer, Franzi!“* 35, 13: *So tu' das erst.* Aber Waldw. III 42, 27 *Schlafe süß* Heid. II 142, 15 *hätte es* (nach der Handschrift und den besten Drucken). — WWfr. IV 15, 25 korrigiert Storm in den von Erich Schmidt aufbewahrten Korrekturbogen hinein die seltsame Schreibung „Gitarrspielerin“ (was ich natürlich aufgenommen habe), um dem schlotterigen Rhythmus „Gitarrespielerin“ zu entgehen. — Amtsch. II 160 muß es heißen *„den Tag über im Bette bleiben“*, aber *„während das Trinkwasser vor seinem Bett gefror“*, so, wie die Handschrift, der Erstdruck, der erste Buchdruck und die Ausgabe l. Hd. auch ganz richtig haben, während die jüngste Gesamtausgabe an beiden Stellen durch Verwechslung der beiden Dativformen den Rhythmus gründlich verdirbt.

Und nun haben wir auch eine Antwort auf die vorhin gestellte Frage, ob Storm von „ander“ einen zweisilbigen oder dreisilbigen acc. sg. und dat. pl. bildet. Es erfordert kein besonders tiefes Studium, um zu erkennen, daß die Normalform bei ihm „andern“ lautet; sie kommt in der Überzahl aller Fälle vor, und zwar so entschieden, daß (vgl. Hinz.

II 93, 42) selbst wenn alle Drucke übereinstimmend eine Abweichung haben, eine auftauchende Handschrift, die die Normalform bringt, sie alle widerlegen kann. Aber aus rhythmischen Gründen, etwa um die Monotonie des zu lange andauernden trochäischen oder iambischen Tonfalls zu unterbrechen (Hinz. II 94, 28 *an zwei anderen jungen Augen* [Handschrift und sämtliche Drucke], Aq. II 264, 31 *ich bin des anderen Mannes Weib*), vertauscht er sie doch gelegentlich mit der dreisilbigen. Besonders geschieht das, wo die häßlichen Klänge „an der andern", „von der andern" entstehen würden, also z. B. Aq. II 211, 29 *nach der anderen* [Seite] 212, 31 *an der anderen Seite* 262, 30 *von der anderen Seite* Ren. III 176, 32 *mit der anderen* Eek. III 101, 39 *mit den anderen* 113, 42 *von der anderen* 122, 24 *in der anderen* Sen. V 118, 28 *auf der anderen Seite* (dagegen Ren. III 164, 13 *mit einer andern* III 170, 28 *am andern Nachmittage*). Unverbrüchlich freilich führt der Dichter diese Grundsätze nicht durch. Will man mit einiger Sicherheit erkennen, warum und unter welchen Verhältnissen Storm zwischen diesen Formen wechselt, so gibt der von ihm besonders sorgfältig durchgesehene Druck der Novelle „Hans und Heinz Kirch" von 1883 gute Belege. Man sieht jedenfalls schon hier, daß ein handfestes Normieren, die Durchführung von einerlei Flexionsformen durch alle Bände hindurch die zarten Klangwirkungen dieses Künstlers brutal zerreißen würde. Und so blieb denn nur ein mühevolles Verfahren übrig, nämlich Satz für Satz durch Vergleichung aller entscheidenden Handschriften und Drucke den Wortlaut festzuhalten, den man nach bestem Wissen als Ausdruck von des Dichters letztem Willen ansehen darf. Solch einen von Erbfehlern gereinigten, oft auch wiederhergestellten Text glaube ich in meiner Ausgabe vorlegen zu können. Daß ich mich gelegentlich geirrt habe, vielleicht auch hie und da in der Aufmerksamkeit ermüdet bin, ist bei dem ausgedehnten Material nicht ausgeschlossen. Und daß an einzelnen Stellen, wo die Überlieferung versagte, für subjektive Beurteilung immer noch Raum blieb,

ist gleichfalls zuzugeben. Im ganzen bildet sich aber bei längerer Beschäftigung mit dem Dichter ein sicheres Gefühl für den Klang seiner Sätze aus. Dieses muß der Herausgeber sich anerziehen, und von ihm muß er in Zweifelsfällen sich leiten lassen. Das ist mein Bemühen gewesen.

8.

Normiert habe ich nur da, wo bei sonst stets gleich bleibender Form und Schreibung eines Wortes ohne erkennbaren Grund sich eine vereinzelte Abweichung zeigte, die demnach nur auf eine Nachlässigkeit des Setzers oder Korrektors zurückzuführen war. Wenn also dem Dichter die Formen Steig, aber Dohnenstieg, funfzehn, hieher, Dintenfaß, jenseit (als Präposition) geläufig sind und ein einziges Mal sich Stieg, Dohnensteig, fünfzehn, hierher, Tintenfaß, jenseits findet, so ist das stillschweigend geändert worden.

Die Orthographie durfte modernisiert werden; Storm selbst hatte ja noch die Neuordnung der deutschen Rechtschreibung mit der Beseitigung des th und ähnlichem erlebt und sich leicht darein gefunden. Auch das C in Fremdwörtern mochte getrost durch K ersetzt werden. Nur durfte die Westermannsche Ausgabe dabei nicht ins Unvernünftige verfallen. Der „Fürst von Toren" (Et. IV 176, 16) ist schon bedenklich. Wenn aber auch der Name des Kirchenliederdichters Nicolai zu Nikolai (Schloß I 96, 26) oder der des armen Solitaire zu Solitär wird, dann ist das des Deutschtums und der Volkstümelei zu viel. Von der neuen Orthographie bin ich nur abgewichen an den Stellen, wo Storm fingiert, Niederschriften des 17. oder 18. Jahrhunderts vor sich zu haben, also bei dem Brief des Großvaters in „Von heut und ehedem" und den in Frage kommenden Abschnitten von „Aquis submersus", „Renate" und der „Chronik von Grieshuus". Hier habe ich Thür, Geräth, todt, Cantate, Protector usw. gedruckt, weil sonst die alten Formen stund, itzt, das Relativum „so", die Inversionen, die unflektierten attributiven Adjectiva, die Weglassung des pron. pers. stillos

wirken würden. Bei den Fremdwörtern habe ich die Storm auch in Briefen eigentümlichen Formen secondiren, Vagabond und den Plural Berlocks festgehalten.

Im ganzen bin ich mit dem Wortlaut sehr schonend umgegangen. Von solch einem Eingriff, wie ihn mir Detlev von Liliencron allen Ernstes (Briefe II 271) einmal vorschlug, nämlich alle „welcher welche welches“ bei Storm in „der die das“ zu verwandeln, bin ich selbstverständlich fern geblieben, denn auch hier sind oftmals für den Dichter, wie in so vielen andern Fällen, rhythmische Wirkungen maßgebend gewesen. Wobei übrigens Eines sehr komisch ist: Storm hat manches „welcher“, über das sich Liliencron so erbost, erst nachträglich in den Text hineinkorrigiert[1]): Univ. I 306, 25 (H) *die lahme Marie, die stumm ... hantierte* > (Dr) ... *Marie, welche* ... Carst. III 225, 23 [die Geleise], .. *auf die .. unaufhaltsam neuer Schnee herabsank* > 1889 ... *auf welche* ... Eck. III 113, 42 *der Junker, bei dem allein sein Liebling ... Hülfe suchte* > 1880 .... *bei welchem* ... Griesh. IV 104, 19 *die Bilder, die in dieser Nacht in mir lebendig wurden* > 1884 *die Bilder, welche* ... Dagegen Schimm. V 16, 7 dürfte das eingesetzte „welcher“ Westermannscher Herkunft und also rückgängig zu machen sein (wie vielleicht übrigens auch Carst. III 225, 23).

Geschont werden mußten die feinen stilistischen Merkmale, durch die sich die Jugenddichtungen Storms von den Alterswerken unterscheiden, darunter die in den frühesten

1) Wenn ich eine ältere Fassung zitiere, aus der eine jüngere geworden ist, so geschieht es in folgender Weise: Voran geht die Sigle, Band, Seite und Zeile, also etwa Univ. I 306, 25. Dann folgt der ältere Text. Setzt er ohne weiteres ein, so ist der Erstdruck (Zeitschriftendruck) gemeint; wird die Handschrift zitiert, so steht ein (H) vor dem Zitat. Dann folgt nach dem Zeichen > der jüngere Text, von dem aber nur die geänderten Worte mitgeteilt werden. Geht diesem zweiten Zitat ein (Dr) voraus, so heißt das: der gedruckte Text lautet im Gegensatz zum handschriftlichen ...; geht eine Jahreszahl voraus, so bedeutet das: der Druck des genannten Jahres bringt zuerst die Änderung.

Novellen bisweilen (nicht immer) flektierten Eigennamen: Marthe II 80, 16 und 36 *Marthen* (wie es II 84, 1 ganz richtig stand) Blatt I 68, 14 *Gabrieln* Hinz. II 100, 28 *Hinzelmeiern*. Später gab Storm, abgesehen von den archaisierenden Novellen, diese Eigentümlichkeit auf: Univ. I 286, 28 (H) *Lenoren* > (Dr) *Lenore*.

Eigenartig ist Storms Verhalten bei den zusammengesetzten Substantiven, deren erster Bestandteil ein Femininum ist. Bekanntlich herrscht Unentschiedenheit, ob die beiden Kompositionsglieder durch ein unflexivisches Kompositions-S (vgl. Jac. Grimm, Deutsche Grammatik II 935 ff. [Neuer Abdruck, 1878, II 912 ff.]) verbunden werden sollen oder nicht. Storm ist da nicht bewußt einem unverbrüchlichen Gesetz gefolgt, sondern läßt sich von seiner Gewohnheit und ihren Launen leiten. Wenn er WWfr. IV 30, 40 ein einziges Mal in allen Drucken die Form „Arbeitsgeber" hat, so ist das ein Fehler, der besonders durch eine ganze Reihe von Stellen in „Dopp." widerlegt wird. Sonst aber liebt er das Kompositions-S sehr. Er schreibt Wirtschaftssorgen, Gewaltssache (Kirch IV 76, 7), Hochzeitszug, Hochzeitsmorgen (Schimm. V 37, 17 steht „Hochzeitessen" vereinzelt, offenbar aus Gründen besseren Klanges); er ändert Abs. I 151, 38 „Geburt- und Heimatsrechte" 1865 in „Geburts- und Heimatsrechte". — Heid. II 156, 26 hatten alle Drucke übereinstimmend „der Brunnen der Hebammensleute". Diese Form wird jetzt durch die Handschrift bestätigt. Dann aber ist auch an den Stellen 138, 13; 143, 24; 144, 11; 154, 28, wo ebenfalls die Handschrift Storms Willen ausdrückt, die Form „Hebammens-Leute", „Hebammens-Margret" durchzuführen. — Ja, Storm gibt sogar dem Wort „Stadt" das unflexivische S, und man darf ihm die Stadts-Kaffeetanten (Hinz. II 85 10), den Stadtsdiener (Abs. I 147, 20), den Vorstadtskirchhof (Bul. II 60, 19), den Stadtsausrufer (Popp. II 320, 39), die Stadtswage (Sen. V 117, 35) ja nicht etwa durch voreilige Verbesserung rauben. — Von allen Festen feiert er am häufigsten die Weihnacht; und er spricht da vom Weihnachtsbrief, von Weihnachtsfeier,

Weihnachtsstube, Weihnachtslied, Weihnachtsbaum, Weihnachtskuchen, Weihnachtssänger, Weihnachtsteller, Weihnachtsbettler, Weihnachtsmorgen, überall mit dem Kompositions-S. Nur der „Weihnachtabend" erhält keines (verbürgt durch die Überschrift des Gedichts „Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll", durch Marthe II 82, 29, 34; 83, 2, 6 u. ö., Imm. I 8, 23, durch die Widmung der Sammlung „Im Sonnenschein" 1854, durch Belege aus Tann., Abs., Bul. usw.). Und diese Unterscheidung hat ihren guten Grund. Die zuerst aufgezählten Zusammensetzungen mit „Weihnacht" tragen sämtlich den Ton auf dem ersten Kompositionsglied; hier bewirkt das S einen kleinen Aufschub, der dem ersten Bestandteil dadurch etwas mehr Zeitdauer und Gewicht zuführt. Bei „Weihnachtabend" aber betont man, wie bei „Bürgermeister, Großneumarkt, Helgoland" in Norddeutschland den letzten Bestandteil. Hier würde also das S ein Sprechhindernis sein und mindestens Storms Sprache stören. Aus gleichem Grunde schreibt der Dichter „Fastnachtmontag" (Kuch. II 203, 38).

Alle diese Eigentümlichkeiten werden in meiner Ausgabe genau gewahrt. Ich verbessere den Dichter nie nach meinem Geschmack oder aus Besserwissen. Selbst seine zehntausend heiligen Jungfrauen (Had. IV 234, 10) erhöhe ich ihm nicht auf elftausend. Rückverändert habe ich nur zwei Stellen. Abs. I 133, 38 ist das ursprüngliche *„Auf dem Boden des Fahrzeugs"* (nämlich des eine Zeile vorher erwähnten Flachboots) 1868 verschlechtert worden zu *„Auf dem Boden eines Fahrzeugs"*. Das hab ich rückgängig gemacht. — Und Eek. III 123, 13 lesen die Redaktionen von 1879, 1880 und 1886 übereinstimmend *„Seine Gedanken wie sein Weg führten ihn nach einem alten einsamen Hause."* Die Gesamtausgaben aber seit 1889 ändern: *„Seine Gedanken wie sein Pferd . . . ."* Da ist nicht klar zu erweisen, ob eine Nachlässigkeit des Setzers oder eine Schlimmbesserung des Dichters vorliegt. Aber weil in jedem Fall die Stelle verschlechtert ist, so habe ich die alte Lesung wiederhergestellt.

9.

Sehr subjektiv fällt natürlich die Entscheidung des Herausgebers dort aus, wo infolge des früher erörterten Bestehens zweier Verleger neben einander auch zwei Textfassungen neben einander Geltung beanspruchen. Die Zahl solcher Stellen ist gar nicht so gering. Ein paar Beispiele mögen genügen. Oft handelt es sich nur um Kleinigkeiten. Markt I, 349, 42 steht in Westermanns Gesamtausgaben seit 1868 *„der Freund“*, in den früheren Drucken und den späteren Paetelschen Ausgaben: *„der Andere“*. — Rosen I 32, 15 ändert Storm 1868 die alte Wendung *„sie schlug das alte Zauberbuch zusammen“* in *„sie schlug . . . zu.“* Aber noch 1904 drucken Gebr. Paetel in der 3. Auflage der „Drei Novellen“: *„sie schlug . . . zusammen.“* — Bisweilen sind aber auch die Abweichungen größer, z. B. Markt I 351, 34ff. Hier lesen die Buchausgabe von 1861 und alle Westermannschen Gesamtausgaben seit 1868 (jüngere Fassung): *„er hatte auch einigemal auf Bitten seines mitterweile zum wirklichen Justizrat avancirten Freundes an ihrer Geburtstagsfeier teilgenommen“*, während Paetels Ausgabe der „Drei Novellen“ noch 1904 den älteren Text hat: *„er hatte auch einigemal auf Bitten seines Freundes, der seinen Titel jetzt mit vollem Rechte trug, an ihrer Geburtstagsfeier teilgenommen.“* — Oder Ren. III 171, 30ff. Der erste Druck in der Rundschau, sowie beide Buchausgaben von 1878 bringen hier den Text: *„Da that die Thür sich abermalen auf und geschahe mir, als sei es itzt jählings helle worden; und war doch nur ein braun [und] bläßlich Dirnlein, so hereingetreten. Ein Brett mit Flasch und Gläsern setzete sie vor dem Kanapee auf den Tisch, worauf der Bauer rief: „Da kommt der Rheinische, Herr Studiosi; setzet Euch nun, so wollen wir eins mitsammen reden.“* Diesen Absatz haben auch die Westermannschen Gesamtausgaben übernommen und drucken ihn bis heute. Daneben aber gibt es eine ganz abweichende Lesung der Stelle. In der von dem Dichter sehr sorgsam überwachten Sammelausgabe „Vor Zeiten“ hat er nämlich 1886 den Text

dahin überarbeitet: „*Da that die Thür sich abermalen auf und wurde mir schier beklommen, doch auch, als sei es itzt jählings helle worden; denn Renate war eingetreten, und, während sie ihr Köpflein zu mir wandte, sah ich, wie ein fliegend Roth ihr die lichten Augen dunkel machte. Sie trug ein Brett mit Flasch und Gläsern und setzete sie vor dem Canapé auf den Tisch. Der Bauer rief: „Da kommt der Rheinische, Herr Studiosi; setzet Euch nun, so wollen wir Eins mitsammen reden.*“ Und ich meine, daß diese Fassung jetzt und in Zukunft anzuerkennen ist. — In all solchen Fällen ist nicht die Zuverlässigkeit auf Seiten des einen Verlages und die Nachlässigkeit bei dem andern, sondern die Wage schwankt, und der Herausgeber muß von Fall zu Fall die Textgestaltung ausfindig machen, die der Dichter zu jüngst anerkannt hat.

Gar nicht selten sind auch die Fälle, wo ein Lied zwei vom Dichter selbst gebilligte verschiedene Fassungen aufweist, je nachdem es unter den „Gedichten“ steht oder einer Novelle eingegliedert ist. Wir sind an dergleichen ja bei Goethes „Sänger“ gewöhnt, der im „Wilhelm Meister“ anders lautet als in den „Balladen“. So kennt auch Storm zwei verschiedene gleichberechtigte Redaktionen der Gedichte „Ein grünes Blatt“, „Regine“ u. a. Ja es kommt sogar, wie bei Goethes „Veilchen“, auch bei Storm der Fall einer von ihm selbst veranlaßten und gut geheißenen Schlimmbesserung vor. In Goethes „Veilchen“ zerlegt sich die Strophe

Ein Veilchen auf der Wiese stand	V
Gebückt in sich und unbekannt;	V
Es war ein herzigs Veilchen.	N
Da kam eine junge Schäferin,	V
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,	V
Daher, daher,	E
Die Wiese her, und sang.	N

in zwei Perioden, jede mit doppeltem rhythmischen Vordersatz und einfachem Nachsatz; zwischen die Vordersätze und den Nachsatz der zweiten Periode schiebt sich stets eine re-

tardierende Episode ein. Die Vordersätze in allen drei Strophen reimen paarig unter einander; die Episoden bleiben reimlos; die Nachsätze aber finden als sogenannte Körner ihre Reimerfüllung nicht innerhalb der Strophe selbst, sondern an den entsprechenden Stellen der übrigen Strophen; Veilchen: Weilchen: Veilchen; sang: lang: — ja, da enttäuscht die dritte Strophe. Hier muß einmal gestanden haben: „zu ihren Füßen bang“, und nur durch Schreibfehler ist das nichtssagende Schlußwort „doch“, durch Abirren des Auges auf die letzten Vordersätze, in den Text gekommen. Goethe selbst hat das sechzig Jahre lang, und die Menschheit doppelt so lange unbeanstandet hingenommen.

Ein analoger Fall findet sich bei Storm in dem Lied „Die Nachtigall“.

Das macht, es hat die Nachtigall V
Die ganze Nacht gesungen; N
Da sind von ihrem süßen Schall, V
Da sind von Hall und Widerhall V
Die Rosen aufgesprungen. N

Wiederum zwei Perioden, die erste mit einfachem Vorder- und einfachem Nachsatz, die zweite mit doppeltem Vorder- und einfachem Nachsatz. Durch die Strophe hin reimen alle drei Vordersätze mit einander, und ebenso die beiden Nachsätze unter sich.

Wenn nun die zweite Strophe lautet:

Sie war doch sonst ein wildes Kind;
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut,
Und weiß nicht, was beginnen,

so sagt sich jeder aufmerksame Hörer: Da muß im ersten Vers einmal gestanden haben „Sie war doch sonst ein wildes Blut“. Und diese Vermutung wird auch bestätigt durch Hinz. II 94. Warum der Dichter die Entstellung vorgenommen hat, weiß ich nicht. Sie rückgängig zu machen, hielt ich mich nicht für befugt.

10.

Ganz anders aber steht es mit all den Textentstellungen, die auf Setzerversehen — „Versehen“ hier in des Wortes erster, eigentlichster Bedeutung — beruhen. In der Entdeckung, Beurteilung und Tilgung solcher Schäden steht die Editionstechnik für neuere Schriftsteller noch in ihren ersten Anfängen. Für ältere Schriftwerke studieren wir die Herstellung von Handschriften und in Verbindung damit die typischen Fehler der Abschreiber. Im paläographischen Unterricht, in der Urkundenlehre werden ganze Kapitel vorgetragen über Fehlerquellen, aus denen Textverderbnisse hervorgehen. Daß aber für die neueren Jahrhunderte jemand, ehe er eine Ausgabe veranstaltet, erst einmal die Satz- und Druckvorgänge und die dabei vorkommenden Entgleisungsgefahren kennen muß, ist noch wenigen bewußt. Und doch ist zwischen den Gewohnheiten, dem Schlendrian einer antiken Handschriftenfabrik und einer neuzeitlichen Druckerei, besonders wenn beide eilig arbeiten, der Unterschied nur gering. Die Abschreiberpsychologie und die Setzerpsychologie berühren sich eng. Daß beim Lesen ein „Sich verlesen“, beim Schreiben ein „Sich verschreiben“ vorkommt, weiß jeder. Dagegen wird noch wenig beachtet, daß es beim Setzen auch ein „Sich versetzen“, und zwar in typisch sich wiederholender Art und Weise, gibt; das Wort fehlt uns sogar bis heute Ich verstehe unter diesem „Sich versetzen“ nicht, daß einmal eine Letter auf dem Kopf steht, oder daß sich der Setzer um ein Buchstabenfach vergriffen oder gar völligen Unsinn zu Papier gebracht hat, sondern ich habe die feineren und um so gefährlicheren Vorgänge im Auge, die auch ein berufsmäßiger Korrektor und selbst der Verfasser leicht übersehen kann, die Fälle, in denen der gesetzte Text durchaus einen Sinn gibt und doch falsch ist. Diese Versetzungsfehler entstehen meist daraus, daß, wie beim Verschreiben, die Augen und Gedanken hinter der augenblicklich behandelten Textstelle zurückgeblieben oder ihr vorausgeeilt sind, und nun die bereits erledigten

oder die erst bevorstehenden Sätze den Wortlaut beeinflussen. Wem die Häufigkeit der so entstandenen Fehler erst einmal aufgegangen ist, der wird für die Herausgabe neuerer Texte die Forderung aufstellen: wir müssen nicht nur die einzelne Druckzeile lesen, sondern die Druckzeile mit ihrer Nachbarschaft, das Wort mit dem, was eine oder zwei Zeilen über oder unter ihm steht.

Ich glaube nun gewiß nicht, daß ich es in der Entdeckung und Beseitigung solcher Mängel bei meiner Storm-Ausgabe schon zur Vollendung gebracht habe. Aber ich möchte hier doch, um mein Verfahren zu rechtfertigen, eine Auswahl von Stellen mitteilen, an denen ich die Werke des Dichters von „Versetzungen“ befreit habe.

Blatt I 72, 25 habe ich aus den ersten Ausgaben der Novelle das Wort *„ungreifbar“* wiederhergestellt, weil das in den letzten Jahrzehnten stets hier gedruckte *„unbegreifbar“* sich nur von dem sechs Worte vorher stehenden „unbegreiflich“ herschreibt. — Abs. I 140, 15 ff. lesen die Handschrift und alle Drucke bis 1875 hin: *„Oft in der Morgenfrühe . . . trafen wir uns draußen vor der Haustür. Wenn Ehrenfried hinausging, um die Eisenwaren auf dem Beischlag auszustellen, war ich schon draußen und putzte an der Tür den großen Messingklopfer.“* Erst seit der Ausgabe l. Hd. heißt in den Gesamtausgaben der Schluß des zweiten Satzes: *„. . . war ich schon draußen vor der Haustür und putzte an der Tür den großen Messingklopfer.“* Jetzt wird also in drei Zeilen die Tür dreimal erwähnt. Es ist kein Zweifel, daß nur der Setzer die Worte *„vor der Haustür“* zweimal gesetzt hat, weil er sie nicht aus dem Auge und Gedächtnis los werden konnte. — Jens. I 164, 12 f.: Hier hat die Handschrift, der erste Druck, die Einzelausgabe von 1867 und der Novellendruck von 1868: *„Jetzt aber waren wir beide wieder fast genesen, und schon in den nächsten Tagen wollte ich die Heimreise antreten.“* Plötzlich seit der ersten Westermannschen Gesamtausgabe von 1868 heißt es am Schluß des Satzes: *„. . . wollte ich die Heimreise wieder antreten.“* Dies zweite *„wieder“* im selben

Satz ist für den Kenner ein ganz üblicher Setzerfehler, entstanden durch Zurückirren in die vorhergehende Zeile. — Jens. I 173, 26f. Hier lautet der Text erst seit der Ausgabe l. Hd.: „*war es nur die Stimmung*“. Die Handschrift dagegen, der erste Druck in den Monatsheften, die erste Buchausgabe und die erste Gesamtausgabe haben übereinstimmend: „*war es eine Ähnlichkeit in der Bewegung, oder war es nur die Stimmung*“. Es ist ganz klar, daß das keine Verbesserung des Dichters bedeutet, sondern daß das Auge des Setzers von einem „*war es*“ zum andern hinübergeglitten ist und die ganze Wortfolge „*eine Ähnlichkeit in der Bewegung, oder*“ unterschlagen hat. — Waldw. III 42, 26 stand im ersten Druck: „*Sie war ihm wieder wie eine unberührte Braut*“. Dies Wort „*wieder*“ ist nach dem ganzen Inhalt der Novelle hier unerläßlich; ohne das Wort ist der Satz sogar widersinnig. Es ist also gegen alle späteren Ausgaben wieder einzusetzen, da nur das unmittelbar folgende „wie“ es vertrieben hat. — Brauerh. III 150, 40ff. lesen alle Buchausgaben: „„*Ei was!*“ *rief meine Mutter.* „*Dort hängt ja sein Hut am Türhaken; ihr Kinder versteht nur nicht zu suchen!*“ *Damit ging sie zur Tür hinaus.*““ Das zweimalige „Tür“, obwohl so etwas bei Storm vorkommt, macht stutzig. In der Handschrift und im Zeitschriftendruck steht denn auch richtig: „*Damit ging sie zur Stube hinaus*“. Der Setzer ist mit dem Auge abgeirrt, und der alte Text ist wieder aufzunehmen. — Eek. III 108, 23 ist das „*gern*“, das ganz richtig in den Redaktionen von 1880 und 1886 steht, in den übrigen ausgefallen, weil das Wort „*gerufen*“ folgt und die Buchstabenverbindung „*gern geru*“ abgelenkt hat. — Kirch IV 94, 13ff. Hier hatte der erste Druck: „*Für fremde Augen mochte es immerhin den Anschein haben, als ob Hans Kirch auch jetzt noch in gewohnter Weise seinen mancherlei Geschäften nachgehe*“. Dann aber bei der Herstellung des ersten Buchdrucks hat der Setzer das „*noch*“ des Nebensatzes zu früh im Auge oder Sinn gehabt und es auch in den Hauptsatz interpoliert, so daß dort die Wortfolge „*immerhin noch den Anschein*“ ent-

stand. Selbstverständlich muß dies erste „noch“ wieder fort. — Oder ein zweiter Fall in derselben Novelle: 98, 28. Der Druck in Westermanns Monatsheften hat die gute Lesung: *„es war auch nur ein Flüstern, als ob er es den leeren Lüften anvertraue“*. Seitdem aber der Setzer der ersten Buchausgabe das „nur“ zweimal gebracht hat (*„als ob er es nur den leeren Lüften anvertraue“*), wiederholen sämtliche Drucke diesen Fehler. — Griesh. IV 105, 38 ff. stand im Zeitschriftendruck und der ersten Buchausgabe als richtiger Text: *„am liebsten ist er aus dem Torweg und dann geradezu den Fußsteig . . . hinabgerannt und hat drüben . . . angeklopft“*. Erst 1886 geschieht, ohne daß der Korrektur lesende Dichter es bemerkt (denn ihm selbst ist die absichtliche Schlimmbesserung selbstverständlich nicht zuzutrauen), dem Setzer, der noch das Wort „Torweg“ im Auge hat, die Nachlässigkeit, „Fußsteig“ in „Fußweg“ zu ändern. Und der verschandelte Text bleibt seitdem stehn. Auch hier ist rückzuändern. — Ebenso ist Kön. III 303, 33 ff. von den drei „auch“, die nun schon seit Jahrzehnten den Satz entstellen, das mittlere zu tilgen, das erst eine setzerische Bereicherung der Ausgabe l. Hd. ist.

II.

Wie manches für die Textverbesserung aus den Handschriften und Korrekturbogen zu gewinnen war, mag eine Auswahl von Proben beweisen.

Schloß I 86, 14, wo alle Drucke lesen *„mit dem ebenholzschwarzen Haar“*, habe ich geändert in *„mit dem schwarzen Haar“*, weil es im Besitz der „Union Deutsche Verlagsgesellschaft“ einen ungedruckten Brief Storms an Keil vom 14. Dezember 1861 gibt, worin er fordert, daß durchweg „schwarz“ statt „ebenholzschwarz“ gedruckt werden solle, und diese Verbesserung nur an dieser Stelle übersehen worden ist.

Ein Beispiel, wie durch zwei Interpunktionszeichen der Sinn einer wichtigen Episode einer Novelle, und damit eigentlich die ganze Novelle erst in ihr richtiges Licht kommt, gewährt die Stelle Schloß I 90, 41 ff. Die Voraussetzung ist

diese: Im Schloß ist ein junger Hauslehrer bürgerlicher, ja, bäuerlicher Herkunft tätig. Das adeliche Schloßfräulein und ihre Freundin proben vergeblich am Klavier ein Schumannsches Gesangsduett. Das Fräulein läßt deshalb durch den Diener den musikkundigen Hauslehrer rufen. Dieser ist durch den Unterricht festgehalten und läßt die Damen warten. Endlich erscheint er. Und nun haben alle Drucke von Seiten des Fräuleins mit einem Wink auf die Noten hin die Worte: „*Wollen Sie die Güte haben?*“, mit Fragezeichen. Auf eine so liebenswürdige Frage einer Dame hätte der Hauslehrer Arnold natürlich nur mit verbindlich lächelnder Gewährung antworten können. Nun zeigt aber die Handschrift, daß Storm geschrieben hatte: „*Wollen Sie die Güte haben!*“, mit Ausrufungszeichen. Das heißt: das junge Edelfräulein hatte zu dem Hauslehrer von oben herab im Ton halben Befehls geredet. Und nun erst gewinnt das Folgende seine rechte Bedeutung: „*Er trat einen Schritt zurück* . . .“ usw. Dies Ausrufungszeichen, daß die ganze Szene verändert, ist natürlich wiederherzustellen. Der elende Gartenlauben-Korrektor hatte stumpfsinnig ein Fragezeichen daraus gemacht und dieser Fehler sich bis heute fortgeerbt. Diesem einen Zeichen entspricht nun aber gleich darauf ein zweites. Arnold, leicht gereizt, aber doch beherrscht und durchaus höflich, nimmt selbst den Kommandoton an. Lauter Sätze mit Ausrufungszeichen folgen. Als er aber die Damen einzeln ihre Singstimmen probieren läßt, überrascht uns auf einmal aus seinem Munde eine sanfte, fast schüchterne Frage: „*Wollen Sie den Anfang machen?*“ (I 91, 15). Wiederum ist das die Interpunktion aller Drucke, vom ersten bis zum letzten. Aber die Handschrift belehrt uns, daß Storm auch hier ganz folgerichtig das Ausrufungszeichen gesetzt hatte. Erst durch Wiederherstellung dieser zwei Zeichen hat die ganze Szene den rechten Ton bekommen.

Schloß I 97, 19 lesen alle bisherigen Drucke mit Ausnahme des Erstdrucks: „*es mag vielleicht nicht so sein*“. Ich habe die Lesart der Handschrift und des Zeitschriftendrucks

wiederhergestellt: *„es mag vielleicht so sein“* (d. h. Gott mag ja vielleicht Liebe ins Herz der Menschen gießen, wie Du es da auswendig lernst). Denn in der Handschrift lautete der Satz ursprünglich: *„Gott ist vielleicht die Liebe, nur ist das anders, als es dort in deinem Katechismus steht.“*

Univ. I 284, 4 und 301, 9 haben alle Drucke ohne Unterschied den Ausruf *„Ach!“*, und Storm hat den Fehler bei der Korrektur übersehen. Was er aber meinte, zeigt die Handschrift: der Franzose sollte hier das französische *„ah!“* ausrufen; die Stelle bekommt dadurch ganz andern Klang.

Abs. I 149, 43 lesen alle Drucke, wiederum ohne Ausnahme, das farblose *„eben wo die große Straße entlang führte“*. Hier war aus der Handschrift das richtige *„oben wo die große Straße ...“* zu gewinnen.

Carst. III 250, 7: das häßliche mehrfache *„und“* steht in allen Drucken. Es muß vor *„es wurde finster“* fehlen. In dem von Erich Schmidt aufbewahrten Korrekturbogen hatte Storm es gestrichen. Die Verbesserung ist nur nicht beachtet worden.

Brauerh. III 132, 31 hab ich nach dem Satz *„beim Bierbrauen legte er allemal ein Kreuz von Holz über den Gärkübel“* aus der Handschrift noch die Worte *„und auf jedes Ende etwas Salz“* eingefügt. Der Zusatz ist nötig, weil sonst die Stelle III 148, 24 vom *„Salzen und Bekreuzen“* unverständlich bleibt.

Sen. V 113, 31 und 40 hab ich nach dem Korrekturbogen zwei vom Setzer offenbar übersehene Einträge Storms nachträglich berücksichtigt, so daß sich jetzt die Anreden des Herrn Friedrich Jovers an seine giftige Haushälterin bei steigender Erregung in zunehmender Grobheit weiter entwickeln, von *„Frau Möllern“* (III 112, 17) über *„Möllern“* (III 113, 11) zu *„Möllersch“* (III 113, 31 und 40).

Et. IV 206, 21 ist nach Ausweis einer eigenhändigen Korrektur Storms *„Rumboides“* zu lesen, ein Witz, der allerdings wohl nur wenigen höchst Belesenen verständlich und genießbar ist. Zunächst hat Storm natürlich für den jungen

Gelehrten den Namen Rhomboides aus der Urform des Lustspiels der Gottschedin „Herr Witzling“ entlehnt; diesen Namen aber verdreht der Etatsrat in Rumboides mit der unmittelbar folgenden Motivierung: „*er trank des Morgens Rum und des Abends wieder Rum*“.

Gleichfalls aus den im Nachlaß von Erich Schmidt liegenden Korrekturbogen zu „Hans und Heinz Kirch“ gewinnen wir u. a. zwei Textverbesserungen. Alle Buchausgaben lesen IV 95, 13 ff.: „*Welchen Gast er von einem Sonntag bis zum andern oder ein paar Tage noch darüber bei sich beherbergt hatte, darüber brauchte ihn kein anderer aufzuklären.*“ Hier liegt die Sache so: Nach Ausweis des Korrekturbogens hatte Storm in der Tat ursprünglich achtlos das doppelte „*darüber*“ geschrieben, davon das erste aber jedenfalls in der Revision des Zeitschriftabdrucks in „*länger*“ verbessert, so daß es im Reindruck richtig war. Für die Herstellung der Buchausgabe wird dann aber der Dichter, wie ich das früher geschildert habe, einen der alten Korrektur- (nicht Revisions-) Abzüge des Zeitschriftendrucks benutzt und hier das häßliche zweimalige „*darüber*“ übersehen haben. Wir handeln also in seinem Sinne, wenn wir die Lesart des Zeitschriften-Reindrucks wiederherstellen.

Kirch IV 98, 24 hab ich die Lesart aller Buchausgaben „*sie mochte kaum vierzig Jahre zählen*“ zurückgeändert in die Lesung des Zeitschriftenabdrucks: „*Sie mochte kaum über dreißig Jahre zählen*“. Denn auch hier war der Dichter gegen seine eigne Vergeßlichkeit zu schützen. Im Text des Zeitschriftabdrucks hatte ursprünglich „*kaum vierzig*“ gestanden. Dann hatte Erich Schmidt am Rande die Berechnung angestellt: „Erblühend, reifend, also ca. 15 + 17 + 2“, und darauf hatte Storm die Altersberechnung geändert in „*kaum über dreißig*“. Als er nun aber als Vorlage für den Buchdruck leider wieder einen alten unkorrigierten Abzug des Erstdruckes benutzte, da war der frühere Fehler wieder da.

12.

Nachdem ich nun Rechenschaft darüber abgelegt und an vielen Proben dargetan habe, in welcher Weise ich zu einem gereinigten Text der Stormschen Novellen gekommen bin, erübrigt noch ein zweites. Wie ich schon gesagt habe, ist es zwar unmöglich, einen ganzen Lesarten-Apparat zu drucken, der viele Bogen umfassen würde. Aber der Insel-Verlag besitzt ein Exemplar mit allen eingetragenen Textverbesserungen, ich eines mit allen eingetragenen Varianten. Und aus der Masse dieses Materials möchte ich doch zusammenfassend das Wesentlichste mitteilen. Es wird aus solchen Aufstellungen sich zeigen, wie die Eigenart Stormschen Stils, ihre letzte Wirkung sich erst nach und nach, von Druck zu Druck herausgebildet hat. Wohl verstanden: es handelt sich hier nur um die Ergebnisse, die sich aus der Druckgeschichte, aus dem Vergleich aller Ausgaben gewinnen lassen; eine Analyse oder Geschichte des Stormschen Novellenstils im ganzen muß einem künftigen Forscher — vielleicht an der Hand meiner Ausgabe — vorbehalten bleiben. Ich selbst, der sonst wohl der Nächste dazu wäre, hab einstweilen mich genug mit dem Dichter beschäftigt.

Storm, der im Lauf seines Lebens sich zu einem der feinsten Wortkünstler entwickelt hat, schrieb von Haus aus ein wenig musterhaftes, ein etwas wild gewachsenes Deutsch, das sich hauptsächlich aus drei Elementen zusammensetzte. Wir können es am besten aus seinen Briefen heraushören, die man beileibe nicht zur Norm für etwaige Richtigstellungen seines Kunststils nehmen darf. Zugrunde lag ein breitbehagliches, oft zum Plattdeutschen, gelegentlich auch zum Dänischen neigendes Holstendeutsch; wir hören es noch heraus, wenn er in Briefen schreibt: „in der hilden Zeit vor Weihnachten“; „es friert tüchtig; und Niklas ist bei, Eis zu hauen“; „gegen elf Uhr kamen wir glücklich zu Haus“ oder dgl. Daraufgesetzt war eine starke Schicht Juristendeutsch mit seinem „rücksichtlich, behufs, etwanig, in Betreff,

respective“, seinem „desfallsig, anlangend, in puncto“ u. ä. Und darüber gelagert endlich eine reichliche Beigabe von Literatursprache, zum Teil edler Herkunft aus klassischen und romantischen Dichtern, zum Teil aus den papierenen Leistungen der Kalender und Familienblätter. Schwerfällig handhabte der junge Storm anfangs die Sprache; lange Parenthesen ließen den Satz stocken, Inversionen („und gestatte ich mir“, „und bitte ich dich“) brachten ihn wieder in Fluß. Dazu fühlte sich der Briefschreiber und selbst der Schriftsteller — vielleicht durch den Gebrauch des plattdeutschen Idioms — noch in vielen Fragen der Sprachrichtigkeit unsicher.

Von alledem hat sich manches auch in seine Erzählungen eingeschlichen. Und es ist nicht angebracht (wozu die Gesamtausgabe manche Ansätze unternommen hat), hier mit der roten Tinte zu kommen und dem Dichter die Sätze zu verbessern. Es entehrt ihn gar nicht, daß er „gewöhnt“ und „gewohnt“ nicht unterscheiden kann, daß er „hängen“ und „hangen“, „hängte“ und „hing“, „aufgehängt“ und „aufgehangen“ bis an sein Lebensende verwechselt, daß er — wenigstens in den älteren Novellen — „Farren“ für „Farne“ schreibt oder „zwo Köter“, „zwo Kerle“ (Aq. II 225, 43; 226, 4; 239, 12) sagt. Er verbindet „kosten“, „heißen“ (= befehlen), „lehren“ meist mit dem Dativ (Eek. III 118, 28 *er hieß einem Hofjungen ein Bündel Heu herbeizuholen;* Viol. II 131, 10 *das ist das Beste, was ein Mensch ... andern lehren kann;* Schw. IV 351, 9 *die Ordnung, die ich meinem Sohn gelehrt hatte*). Ja, es kann ihm noch spät ein so monströser Satz unterlaufen (Mal. I, 251, 29): „*Obgleich gänzlich verkrüppelt* (soll heißen: obgleich der Maler gänzlich verkrüppelt war), *hatte ich keinen tolleren Kameraden als ihn.*“

Die drei gekennzeichneten Elemente seiner Sprache trifft man immer wieder an. Er ist imstande, einen so papierenen Satz drucken zu lassen (Markt I 337, 7): „*dann, auch die Lampe nehmend, ging er*“ (er bessert allerdings 1861: *dann nahm er auch die Lampe und ging*). Das Juristendeutsch ist

unausrottbar bei ihm: noch Sen. V 125, 8 schreibt er: *„mich selber anbelangend, so habe ich . . .“*

Vor allem aber ist sein Stil durchsetzt mit Provinzialismen und Vulgarismen der Marsch- und Geestlande an der Nordsee. Das verdient einmal eine besondere Untersuchung[1]); hier verzeichne ich vor allen solche Wendungen, die in einzelnen Storm-Drucken mißverstanden oder unterdrückt sind, oder die man in meiner Ausgabe etwa für Fehler halten könnte. Wenn Storm Riew' V 173, 13 im Erstdruck und noch in der Buchausgabe von 1885 geschrieben hatte *„wir wollen gleich nach Hause“*, so ändert er 1886, um die Sprechart des alten Kapitäns besser zu treffen: *„wir wollen gleich zu Hause“*. — Er wendet den in Niederdeutschland gebräuchlichen Komparativ „öfterer“ an (Ang. I 200, 38; Rosen I 30, 13; Schloß I 87, 22 [nach der Handschrift hergestellt]; Brauerh. III 148, 12). — Ebenso ist ihm der Superlativ „einzigst“ eigen. Nachb. V 142, 30 *meine einzigste Freude* (wieder hergestellt); Dopp. III 270, 6 *sie war die einzigste;* Brauerh. III 131, 27 *das Geschäft war . . . lange das einzigste am Ort gewesen* (hier hat die Kladde noch „einzige“, in die Reinschrift muß aber Storm die Korrektur gebracht haben; die ersten Drucke haben sie, und sie ist als Stormisch festzuhalten). — Er hat (beeinflußt durch das Dänische?) eine Vorliebe für das verstärkende Adverb „selten“, im Sinne von „außergewöhnlich“. Wie er in Briefen schreibt, Mörikes „Mozart“ sei „selten wertvoll“, die Briefe seien „selten interessant“, eine „selten heitere Jugend“, „es sind selten herzenswarme Menschen“, so auch in Novellen: Tann. I 118, 20: *dies noch immer selten schöne Haar;* Popp. II 317, 5 *sie sei von seltener Anmut gewesen;* Eek. III 97, 12 *in selten ausführlicher Überlieferung.* — Und noch eine andre Verstärkung kennt er aus seiner Umgangssprache. Er, der als pedantischer Bräutigam einst Constanze (Briefe an seine Braut S. 20) auf ihren Bericht, sie habe „furchtbar gelacht“, eine Strafpredigt für dieses „enorme und abnorme Verstär-

1) Vorläufig ist zu verweisen auf die Zusammenstellungen von A. PROCKSCH in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift, Bd. 6, S. 557 ff.

kungswörtchen" gehalten hatte[1]), er schrieb später in Briefen ruhig, „es war rasend behaglich", „wo Constanze es rasend gemütlich fand"; und endlich drang dergleichen sogar in seine Novellistik ein. Basch IV 272, 8 *sie war so furchtbar klein noch.* — Durchaus im Druck zu bewahren sind bei Storm einzelne als indeklinabel erstarrte Ausdrücke; sie sind ganz seiner Sprache gemäß und von Setzern vielfach mißverstanden. Staatsh. I 57, 4 *sie war so in der Leute Mäuler* (nicht „Mäulern"!); Jens. I 165, 30 *Ich denke,* [es sind] *seit letzten Mai zwei Jahre* („letzten Mai" ist indeklinable Datumbezeichnung und steht ganz richtig in der Handschrift, dem Zeitschriftendruck und der ersten Buchausgabe; 1868 ist sie zu Unrecht pedantisch geändert worden). — Ebenso müssen wir uns damit abfinden, daß Storm vom Plattdeutschen her aus der Aufforderung in der Imperativform *(nimm mirs nicht übel)* und der in der Konjunktivform *(nehme sie mirs nicht übel)* eine Mischform macht. Hinz. II 95, 17: *nimm Sie mirs nicht [für] übel!* Mal. I 263, 40 *Nun sieh mir einer diese Hexe!* (wiederhergestellt); Sen. V 102, 2 *Nun sieh mir einer diesen Querkopf an!* Griesh. IV 141, 16 *Gieb Er mir seinen linken Strumpf!*

13.

Aber mit der Zeit wurde er doch in diesen Fragen etwas strenger. Wenn er nicht besondere Zwecke damit verband, suchte er seine Prosa von gar zu niedrigen oder unverständlichen Wendungen seiner heimatlichen Alltagsrede zu befreien. Staatsh. I 52, 1 *an einem Akt des Deiches* > 1860 *an der Seite des Deiches* Univ. I 299, 28 (H) *meine Schwester will's*

1) Vgl. auch Briefe an seine Braut, S. 31, wo Storm schrieb, als Constanze den „Klippschulenausdruck" gebraucht hatte, sie sei „furchtbar" abgespannt gewesen: „Wir müssen uns als Gebildete ohne Zweifel befleißen, die Worte in der Bedeutung anzuwenden, die sie durch den Sprachgebrauch haben. Ungebildete und Kinder tragen ihre Willkür in die Sprache hinein. Namentlich so, daß sie ungeheure — hier ist das Wort am Platze — Verstärkungsworte gebrauchen, wo sie nicht hingehören. Ist eine reine, einfache Sprache nicht etwas Schönes, Edles?"

ihr zu Geburtstag schenken > (Dr) ... *zum Geburtstag* .. Mal. I 257, 9 (H) *in der vertrackten Sprache* > (Dr) *in der seltsamen Sprache* (gemeint ist das Holländische) Heid. II 141 35 (H) *die Dirne glupte ihn an* > (Dr) ... *glotzte ihn an* Popp. II 322, 20 (H) *der alte Kasten war damals noch rummeliger* > (Dr) ... *noch baufälliger.* — Eine Form wie „fodern“ (für „fordern“), die er in seiner Jugend sogar im Reim auf „verlodern“ („Doch du bist fern“) und später gern noch in Briefen anwendet (an Pietsch 30. Sept. 1856; an Gebr. Paetel in den Siebzigerjahren oft; an Eggers S. 11, 25), kommt in seiner erzählenden Prosa nie vor; stets wird sie schon in der Handschrift korrigiert. Ver. II 70, 28 (H) *aufgefodert* > (Dr) *aufgefordert* Univ. I 297, 2 (H) *zurückfoderten* > (Dr) *zurückforderten* I 318, 44 (H) *aufgefodert* > (Dr) *aufgefordert* Bul. II 48, 9 (H) *zurückfodern* > (Dr) *zurückfordern* II 48, 30 (H) *Darlehnsfoderung* > (Dr) *Darlehnsforderung* Popp. II 316, 14 (H) *foderte* > (Dr) *forderte* Waldw. III 16, 17 (H) *fodern* > (Dr) *fordern* III 18, 28 (H) *erfoderlichen* > (Dr) *erforderlichen.* — Vollends wenn er Worte und Wendungen, die er Jahrzehnte lang arglos gebraucht hatte, eines Tages als fehlerhaft erkannte, dann fühlte er als deutscher Dichter die Pflicht, sie abzutun. Imm. I 18, 6 *eine hohe, kühle Hausflur* > 1868 *ein hoher, kühler Hausflur* Mus. III 52, 10 *auf der Hausflur* > 1876 *auf dem Hausflur* Kirch IV 70, 37 *in der Flur* > 1883 *im Flur* (ähnlich 71, 35; 91, 9; 91, 37; 92, 9); Imm. I 24, 32 *den empfangenen Almosen* > 1852 *das empfangene Almosen*; Häw. I 353, 22 *an seinem kleinen Zehe* > 1851 *an seiner kleinen Zehe* Jens. I 155 21 *er schrob die Lampe höher* > 1867 ... *schraubte* .. Et. IV 200, 6 *die bestbeleumdetsten Honoratioren* > 1889 *die bestbeleumdeten* ... (doch sind bei diesem Beispiel Zweifel möglich). — Besonders ist es ein Wort, das Storm später, nachdem er es als falsch erkannt hatte, ausmerzt. Er hat in seiner Jugend, wie das in Niederdeutschland üblich ist, für „an etwas gedenken“, „sich auf etwas besinnen“ stets gesagt: „etwas erinnern“ (ohne Reflexivpro-

nomen und mit dem Akkusativ). In der täglichen Rede und in Briefen wandte er es ruhig weiter an: „wenn du etwas nachsinnst, so wirst du es schon erinnern“; „ich meine bestimmt zu erinnern“. Es war daher ein Fehler, daß Bächtold, dem der Sprachgebrauch wohl fremd war, im Mörike-Storm-Briefwechsel S. 52, Z. 27, ein „mich“, wenn auch nur in Klammern, in den Text setzte. Die Briefstelle ist ohne das „mich“ ganz in Ordnung. In den Sechziger-, Siebzigerjahren wurde Storm aber stutzig. An Heyse schreibt er im Dezember 1874: „vielleicht erinnern Sie es (richtiger: Sie sich dessen)“. Und so tilgt er es auch in Drucken, die hinter der Zeit zurückliegen. Staatsh. I 38, 23 *was die Alte geantwortet, erinnere ich nicht mehr* > 1868 . . ., *dessen entsinne ich mich nicht mehr.* I 40, 3 *Aber ich erinnere noch gar wohl* > 1868 . . *ich entsinne mich noch* . . . I 40, 36 *von der ich nicht erinnere, daß* . . > 1868 . . *ich mich nicht entsinne, daß* . . Rosen I 30, 12 *du wirst es erinnern* > 1861 . . . *dich dessen erinnern.*

Das führt uns nun aber zu einer grundsätzlichen Beobachtung hin. Storm, der in jungen Tagen ziemlich so geredet hatte, wie ihm der Schnabel gewachsen war, wurde in Heiligenstadt und seit der Rückkehr nach Husum immer korrekter in seiner Sprache. Man kann das nicht allein auf zunehmenden Dichterehrgeiz, nicht auf Berührung mit Amtskreisen außerhalb der Herzogtümer, nicht auf Erweiterung des Blickes im neuen Deutschen Reich zurückführen, sondern ich möchte denken: die kleinen Sorgen der heranwachsenden Kinder, die preußische Schulen besuchten, haben da das Ihrige mit getan. Denn da konnte täglich gefragt werden: „Heißt es so? oder heißt es so?“ Und der Vater mußte es doch wissen, da er selbst ja zum Teil der Lehrer seiner Kinder war. Auch diese Probleme kann ich hier nur so weit streifen, wie sie meine Ausgabe angehn. Da aber sind es zwei Gruppen von Fällen, die uns zeigen, wie Storms Sprache mit den Jahren an grammatischer Richtigkeit zunahm.

Einesteils: er führt, wenn auch nicht überall, so doch in einer stattlichen Zahl von Fällen, nachträglich in bereits ge-

druckten Werken eine Strenge der consecutio temporum durch, wie er sie vielleicht vom Lateinischen gewonnen hatte, wie sie aber dem Deutschen gar nicht so unverbrüchlich eigen, ja sogar gewohnheitswidrig ist. Ang. I 200, 21 *Er blickte .. her, als suche er* > 1868 .... *als suchte er* Staatsh. I 55, 3 (H) *Zwei derselben hatten ihre Hände gefaßt, als könne ..* > (Dr) ..... *als könnte ..* Schloß I 82, 29 *Da war ihr, als höre sie* > 1863 .... *als hörte sie* I 98, 9 *machte eine Bewegung, als wolle er sich entfernen* > 1863 .... *als wollte er ..* I 109, 6 *sie drückte .. das Haar .. zurück, als wolle sie* > ... *als wollte sie* Abs. I 144, 1 (H) *er hustete, als ob er sprechen wolle* > (Dr) ..... *wollte* Cypr. II 41, 7 *als ob es sie banne, blickte sie ..* > 1866 .... *bannte, ...* Jürg. I 225, 43 *mir war plötzlich, als sehe ich* > 1868 (Gesamtausgabe) .... *als sähe ich* (ähnlich 238, 39) Heid. II 139, 7 (H) [es] *sei ein besonderes Ereignis, welches sein Verschwinden erklären könnte, nicht bekannt geworden* > (Dr) ..... *erklären könne* ..... Popp. II 324, 24 (H) *er schlenkerte ... als wenn er sich .. nicht zu lassen wisse* > (Dr) ..... *wüßte* II 339, 1 (H) *sie meinte doch, das Kind müsse* ... > (Dr) ..... *müßte* .. Waldw. III 30, 3 *er sah sie an, als erwarte er* > 1875 .... *erwartete er* III 32 7 (H) *da der Förster auf ihn zutrat, als wolle er ..* > (Dr) .... *wollte er ..* III 44, 2 (H) *er legte seine Hand hinein, als liebkose er* > (Dr) ..... *liebkoste er* Aq. II 234, 26 (H) *es war, als wenn etwas .. sich .. heraufarbeite* > (Dr) ..... *heraufarbeitete* Ren. III 193, 20 *da schauderte mich, daß ich ... trinken solle* > 1878 ...... *sollte* Schw. IV 316, 20 [Rudolf ging], *als wolle er es empfinden* > 1883 ... *als wollte er empfinden* Kön. III 327, 20 *mir war, als blicke er* > 1888 ... *als blickte er* Had. IV 252, 16 (H) *das Herz schlug, als wolle es ..* > (Dr) .... *als wollte es ..* Basch IV 281, 8 (H) *sie nickte, als solle es ein Schwur sein* > (Dr) ..... *als sollte ..*

Und noch an einer zweiten Gruppe von Fällen zeigt sich die zunehmende Annäherung Storms an die Ordnungen der Grammatik. Ihm ist es von Haus aus das Nächstliegende,

bei Neutren wie „Mädchen, Geschöpf, Kind" oder bei einem Namen in der Koseform, wenn er ein weibliches Wesen bezeichnet, das natürliche Geschlecht zu berücksichtigen, hier also das pron. pers. „sie" und das possessivum „ihr" anzuwenden. Markt I 340, 28 *das Mädchen, deren Hände .. ruhten* Mal. I 259, 26 *ich folgte dem Mädchen, die schon .. verschwunden war* Heid. II 153, 1 *das Mädchen, die nach meinem Geheiß sich .. gesetzt hatte* II 155, 44 *das Mädchen, die noch immer .. hinausstarrte* II 156, 3 *das Mädchen wandte den Kopf, als habe sie nichts davon verstanden* Popp. II 327, 39 *Das Lisei war fort; sie war ..* Waldw. III 16, 3 *der leichte Tritt eines Mädchens, deren müde Füßchen ..* Mus. III 64, 17 *ein Mädchen, die mit großen Augen .. aufblickte* Aq. II 219, 18 *ein Dirnlein, die ihre Zöpfe lustig fliegen ließ* Schw. IV 355, 13 *an dem Bette seines Weibes, die seine beiden Hände .. hielt* Griesh. IV 135, 11 *das Weib, die eben aus dem Dorf heraufgekommen war* Had. IV 224, 40 [er sah] *sein Kind; sie stand ..* IV 225, 27 *Dann hob er sein Töchterchen auf seine Arme und trug sie ..*

Gelegentlich wird bei Storm das natürliche Geschlecht sogar erst nachträglich in den Text korrigiert. Popp. II 338, 14 (H) *Nun, meinte Lisei, ein Mäntelchen habe es schon, .. es hab' auch .. darin gefroren* > (Dr) .... *habe sie schon, .. es hab' sie auch ..*

Aber Storm wird später, wie in vielen Dingen, so auch hier grammatisch korrekter. Abs. I 150, 31 *Das alte Mädchen, die noch eben so allein gewesen* > 1865 ... *das noch eben ..* Popp. II 349, 26ff. (H) *es tat mir fast weh, das Lisei anzusehen; denn bald fuhr ja auch sie mit ihrem Vater .. hinaus* > (Dr) .... *fuhr es ja auch mit seinem Vater .. hinaus* Eek. III 118, 34 *das Mädchen, die nur mit Widerstreben festgehalten wurde* > 1886 ... *Mädchen, das ..* III 124, 34 *das Mädchen, die sorgend zu ihm aufblickte* > 1886 ... *das sorgend ..* Schimm. V 77, 25 *Jetzt kniete das Kind an ihrer Seite und sah mit ihren stillen Augen* > 1888 .. *mit seinen stillen Augen ..* Analog, aber, so viel ich

weiß, nur ein Mal, kommt die Wandlung für das Maskulinum vor. Aq. II 268, 1 *„Ein klein Geschenk doch mußt du deinem Kinde geben!“ Und ich malete auf seinem Bildnis ihm eine weiße Wasserlilie in die Hand, als sei er spielend damit eingeschlafen* > 1877 . . . *als sei es spielend* . . .

Und nun geschieht etwas sehr Merkwürdiges. Da das grammatisch Korrekte, dem Storm im Alter mehr und mehr zustrebte, vielfach für ihn das Ungewohnte, das Nicht-Husumische war, so scheint er in einzelnen Fällen das in seiner Heimat durchaus Ungebräuchliche für das Richtige oder wenigstens für das Aneignenswerte gehalten zu haben. Nur so kann ich es mir erklären, daß er in seinen letzten Jahren allerlei in seine Sprache aufnimmt, was dem Schleswig-Holsteiner völlig fremd ist. Ob er es aus der Lektüre aufgefangen hat, oder aus den Erzählungen seiner in Mittel- und Oberdeutschland studierenden Kinder, aus seinen wenigen Reisen nach Baden und dem Salzkammergut, aus dem Einfluß von Heyse, Keller, Schindler (Julius von der Traun), weiß ich nicht zu sagen. Es gehört hierher — um nur einige Proben zu geben — das in Sachsen und Thüringen übliche „hinausmachen“ für „hinauswandern“ (Aq. II 259, 43); die Konjugation mit „sein“ statt mit „haben“ (Riew' V 156, 5 *das Haus war dagestanden*); das Wort „heurig“ (Nachb. V 129, 7); das Verbum „schleißen“ und sein Partizip „verschlissen“ (Nachb. V 137, 39; Carst. III 210, 3; Dopp. III 260, 25, wo noch dazu eine Norddeutsche spricht; Kirch IV 88, 7); das „so zwar“, ohne daß ein „aber“ folgt, also an Stelle von „und zwar so“ (Aq. II 218, 13; Carst. III 214, 39; Griesh. IV 153, 39). Besonders aber eignet er sich das in Österreich übliche „um etwas, oder: auf etwas vergessen“ an. Sen. V 119, 40 *er hatte schon darum vergessen* Kirch IV 77, 34 *er wollte jetzo zwar darauf vergessen haben* Schw. IV 316, 28 *er hatte ganz darum vergessen* Griesh. IV 117, 28 *Vergeßt nur nicht auf Eures Vaters Süpplein.* Dieser Sprachgebrauch bringt auch Licht in eine bisher ganz unverständliche Stelle. Aq. II 226, 32 haben alle Drucke die Lesung: *„Ich hatte auch Katharinen . . . fast vergessen.“* Ein

aufmerksamer Leser mußte sich fragen: was soll hier das „auch"? was hat der junge Maler denn sonst vergessen? Erst die Handschrift belehrt uns, daß Storm geschrieben hatte: *„Ich hatte auf Katharinen . . . fast vergessen"*, und so ist jetzt auch zu drucken.

14.

Im 13. Abschnitt haben wir oft schon Storms bessernde Hand verfolgt. Aber es handelte sich da immer nur um Mittel, durch die sein Stil von Ausgabe zu Ausgabe richtiger wurde. Weit interessanter sind nun aber die aus den Lesarten erkennbaren Änderungen, durch die er seine Sprache — sagen wir es mit Einem Wort — Stormischer gestaltete.

Gehn wir vom bloß Zufälligen zum Wesenhaften, von der Schale zum Kern vor, so fällt zuerst auf, wie Storm bei jedem neuen Druck, den er durchsah, auf sorgfältigere Wahl treffender Worte bedacht war. Wer sich ein Urteil bilden will, muß natürlich die zitierten Stellen im Zusammenhang des ganzen Textes lesen, um zu erkennen, daß wirklich der jüngere Ausdruck stets aus der Gesamtheit der Situation gewonnen und von einer starken sinnlichen Anschauung eingegeben ist. Staatsh. I 40, 33 (H) *die gemessenen Blicke* > (Dr) *die strengen Blicke* I 46, 3 *die saubersten und knappsten Handschuhe* > 1860 *die feinsten englischen Handschuhe* I 52, 8 (H) *der Bote suchte in seiner Ledertasche* > (Dr) *Der Bote blätterte* ... Markt I 342, 35 *auf die Wangen klopfte* > 1861 ... *klatschte* Schloß I 81, 23 *von fast durchsichtiger Weiße* > 1863 . . *Blässe* I 88, 13 (H) *von den geselligen Formen* > 1862 *von den gesetzlichen Formen* > 1868 *von den althergebrachten Formen* > 1889 *von den hergebrachten Formen* I 97, 40 *mit den scharfen Zähnen* > 1863 *mit den spitzen Zähnen* I 103, 41 *ein finsterer Stolz* > 1863 *eine finstere Trauer* I 111, 19 *als ob es ihn dränge* (jedenfalls eine willkürliche Änderung der „Gartenlaube") > 1863 *als ob es ihn haste* Abs. I 134, 12 *den großen gelbgrauen Vogel* > 1865 . . *gelbbraunen* I 142, 5 (H) *Meine Gedanken*

gingen in die alte Zeit > (Dr) . . . *verloren sich in die alte Zeit* Reg. II 25, 38 *mit flatternden Kränzen* > 1866 *mit Kränzen und flatternden Bändern* Bul. II 47, 12 (H) *die Türklinke seines Zimmers* > (Dr) *die Klinke seiner Zimmertür* II 52, 1 (H) *Die Schwester stand sprachlos vor ihm* > (Dr) . . . *stand schweigend vor ihm* Jens. I 161, 42 *sich bewegen* > 1868 *fortgleiten* Popp. II 342, 8 (H) *hart katholisch* > (Dr) *streng katholisch* II 348, 17 *die Erlaubnis mir erbeten* > 1875 *die Erlaubnis erhalten* II 353, 42 *zwischen frisch aufgemalten Kulissen* > 1875 . . . *angemalten* . . . Waldw. III 12, 25 *mit ihm hinabschreitend* > 1875 *hinter ihm her schreitend* III 15, 35 *zu ihren stillen Schlafplätzen* > 1875 *zu ihren noch abgelegneren Schlafplätzen* III 18, 14 (H) *bevor er seinen Satz beginnen konnte* > (Dr) . . *Satz vollenden konnte* III 24, 12 *durch irgend welche unheimliche Gewalt* > 1875 . . . . *heimliche Gewalt* Mus. III 54, 30 *die edle Gottesgabe* > 1876 *dieses edle Kunstgebräu* Et. IV 183, 9 *erwiderte ich ruhig* > 1882 . . . *nachlässig* Riew' V 172, 3 *einen herzhaften Zug* > 1885 *einen starken Zug* Had. IV 217, 1 *seine kaffeebraune Gugelkappe* (unpassend für eine Erzählung, die im 14. Jahrhundert spielt) > 1885 *seine braune* . . . Dopp. III 259, 6 *ein junger Advokat* > 1887 *ein schlichter Advokat.*

Ich schließe einen kurzen Bericht über die Fremdwörter an. Auch über dieses Thema läßt sich, etwa in einem Schulprogramm, allerlei Aufschlußreiches sagen. Ein Purist würde an dem Husumer Poeten keine Freude haben; sein Deutsch wimmelt von Fremdwörtern, und zwar nicht nur in altertümelnder Sprache zur Kennzeichnung der Redeweise der Barock- und Rokoko-Zeit, nicht nur zur Charakteristik einzelner Berufe, nicht nur als Bestandteil der gezierten Sprache feudaler Personen, sondern auch in Storms eignem Erzählerdeutsch. Aber er ist und bleibt auch hier Künstler. Er wendet diese Ausdrücke nicht aus Nachlässigkeit an; auch kannte er sehr wohl den Bedeutungsunterschied manches Fremdwortes und seines Ersatzes. Sen. V 108, 35 ff. findet sich das Dialogbruchstück:

„Um Gotteswillen, es hat doch kein Unglück gegeben?“

„Nein, nein, Christine.“

„Aber ein Malheur doch, Christian Albrecht?“

Ja, es kann geschehen, daß er ein Fremdwort erst nachträglich einsetzt. Aq. II 220, 36 (H) *widerwärtig* > (Dr) *obligeant* (wegen der Sprechweise des 17. Jahrhunderts). So wird es auch bei Storm, wie bei so manchem Schriftsteller, wohl mehr unsre Pflicht bleiben, sein Verhalten zu erklären, als zu tadeln.

In einer kleinen Zahl von Fällen freilich scheint doch dem Dichter das Gewissen geschlagen zu haben; da beseitigt er die Fremdwörter. Es sind jedoch in seiner ganzen Novellistik nur 13, die er zum Tode verurteilt hat, die herkömmliche Unglückszahl. Staatsh. I 41, 5 *aus der Keller-Etage* > 1868 *aus der im Erdgeschoß befindlichen Küche* I 48, 35 (H) *mir waren die Augen . . . fatal* > (Dr) . . . . *zuwider* Schloß I 84, 5 (noch 1868) *die Etage* > 1889 *das Geschoß* Abs. I 138, 10 (H) *eine solide Haushaltung* > (Dr) *eine regelrechte Haushaltung* Jens. I 157, 38 *Comtoirist* > 1868 *Schreiber* Mal. I 263, 28 *im Eisenbahncoupé* > 1868 *auf der Eisenbahn* I 273, 14 *mein Atelier* > 1868 *meine Werkstatt* Popp. II 346, 33 (H) *der hektische Inspektor* > (Dr) *der schwindsüchtige Inspektor* (wohl hauptsächlich des Klanges wegen) II 355, 11 (H) *fix und ohne Anstoß* > (Dr) *fest und* . . . . Ren. III 200, 40 *Organisation* > 1878 *Gemütsbeschaffenheit* Brauerh. II 132, 2 und 9 (H) *Speziesthaler* > (Dr) *Bankthaler* Et. IV 210, 25 *sah mich kritisch an* > 1882 *sah mich unbefriedigt an* Had. IV 244, 44 *das die Ehe annullierte* > 1886 *das die Ehe aufhob.*

Viel beachtenswerter, als diese doch immer an der Peripherie liegenden Merkmale, sind nun aber die Besserungen, die Storm seinen Werken im Einklang mit dem tiefsten Wesen seiner Erzählerkunst gab. Wenn er zu seinem Schmerz sah, daß seine Dichtungen nicht recht in die Breite des Volkes drangen, sondern nur von einer kleinen Gemeinde geschätzt wurden, so wußte er sehr wohl, woran das lag. Es

war eine stille, zurückhaltende Kunst, die er darbrachte, und er war weit davon entfernt, Zugeständnisse zu machen und etwa seine Erzählungen durch spannendes oder prickelndes Beiwerk dem schlechten Lesegeschmack näher zu bringen. Er spricht einmal Erich Schmidt gegenüber am 16. März 1877 von der Art und Weise, wie seine Novellen vorgelesen werden müßten: „Ich glaube, die Hauptsache beim Vorlesen meiner Sachen ist, daß sie möglichst einfach gelesen werden, und jede Betonung hier- oder dorthin nur leicht angeschlagen werde.“ Solche leisen Wirkungen sollte natürlich nicht erst der Vorleser hervorbringen; sie lagen schon von Anfang an in den Dichtungen drin.

Und diese Zartheit des Vortrags, die suchte nun der Dichter von Auflage zu Auflage in seinen Novellen zu erhöhen. Unter diesen Gesichtspunkt läßt sich die Hauptmasse seiner Änderungen bringen Wo er in frühen Fassungen ein Zuviel von Ausdrucksmitteln angewandt, wo er den Ausdruck zu hoch gewählt, aber auch wo er die Rede zu sehr verzierlicht hatte, da überall gleicht er mit vorsichtiger Hand aus. Und über diesen Teil seiner künstlerischen Sorgfalt möchte ich hier Aufschluß geben. Jede einzelne Änderung ist natürlich nur unscheinbar. Aber wie die letzte Vollendung eines Gemäldes, einer Radierung — nur liebevoller Versenkung spürbar — oft von wenigen Tupfen, Strichen oder Punkten abhängt, so kann in einer fein gegliederten Dichtung das Letzte der Formgebung durch wenige Worte, Wortformen oder Silben geschehen.

Dabei möchte ich für die Bewertung der Zitate vorausschicken, daß darauf zu achten ist, wie die Belege stets aus der ganzen Reihe der Novellen entnommen sind. Es handelt sich also nicht um Änderungen, die durch den besonderen Inhalt der einzelnen Erzählung bedingt, sondern um Stilmittel, die dem Gesamtwerk dieses Dichters eigen sind.

Storm brauchte, besonders zur Schilderung weiblicher Anmut, hunderte von Diminutiven; allmählich aber wurde es ihm zu viel dieser Verkleinerungen, und er tilgte: Saal II

65, 17 *Schaukelbrettchen* > 1868 *Schaukelbrett* Staatsh. I 38, 12f. *die blonden Härchen fallen über ein blaues Blusenkleidchen* > .... *Blusenkleid* Univ. I 292, 13 (H) *vor dem einen der Glaskästchen* > (Dr) *vor dem einen Glaskasten* Heid. II 133, 6 (H) *die weißen spitzen Zähnchen* > (Dr) ... *Zähne* (ebenso 133, 27) Heut' II 192, 41 *auf buntfarbigen Stäbchen* > 1889 .... *Stäben* Waldw. III 21, 34 (H) *Füße aus dem Märchen dürfen nicht auf solchen Klötzchen gehen* > (Dr) .... *Klötzen* .. III 27, 24 (H) *in den leichten Stiefelchen* > (Dr) ..... *Stiefeln* Aq. II 222, 5 (H) *mit glühendem Gesichtchen* > (Dr) *mit glühenden Wangen.* Seit der Mitte der Siebzigerjahre hatte sich der Dichter mehr im Zügel.

Gleichsam die Kehrseite dazu ist, daß er dort, wo er ins Überschwängliche oder poetisch Ungebräuchliche verfallen war, wo er zu hohe oder zu feierliche Worte gebraucht hatte, eiligst milderte. Imm. I 17, 16 *in alle Ewigkeiten* > 1857 *in alle Ewigkeit* Sonn. I 211, 33 *man mußte sie ruhig walten lassen* > 1854 .. *sie gewähren lassen* Staatsh. I 59, 6 *der rotblühenden Himbeere* > 1860 *der roten Himbeere* I 60, 24 *das Mondenlicht* > 1860 *das Mondlicht* Ver. II 75, 15 (H) *das Totenbild des Gekreuzigten* > (Dr) *das Bild* .... Schloß I 97, 36 *den Estrich* (klingt für den Norddeutschen wie geziertes Buchdeutsch) > 1863 *die Dielen* I 108, 40 *auf den Estrich* > 1863 *über den getäfelten Fußboden* Cypr. II 41, 16 *da lag ihr Sohn regungslos* (Balladenton: da lag Herr Oluf) > 1866 *ihr Sohn lag regungslos* Mal. I 251, 15 *erwiderte ruhig der Aeskulap* > 1868 *erwiderte er* Waldw. III 8, 35 *noch von dem bläulichen Duft des Morgens umgeben* > 1875 *noch in dem bläulichen Duft des Morgens* Aq. II 260, 23 (H) *ich sah das Meer im ersten Sonnenstrahl entbrennen* > (Dr) ... *im ersten Strahl der lieben Gottessonne leuchten* Griesh. IV 109, 15 *von seinem Bett erstanden* > 1884 *vom Lager aufgestanden* IV 117, 24 *ihr Antlitz wie in Glut getauchet* > 1884 *mit heißem Antlitz* IV 137, 25 *mit demantenen Augen* > 1884 *mit seinen durchdringenden Augen.*

Jedem Leser Stormscher Dichtungen, auch seiner Briefe,

muß die reiche, bisweilen gar zu reiche Fülle der Beiwörter auffallen, mit denen er seine Sätze schmückt. Auch nach dieser Seite hin hat er seinen Stil mit den Jahren entlastet. Marthe II 80, 13 *eine glückliche Folge* > 1851 *eine Folge* II 84, 36 *von meiner jetzigen Heimat* > 1851 *von meiner Heimat* Posth. I 326, 16 *im hellen Mondschein* > 1860 *im Mondschein* Blatt I 68, 30 *eine ganze Weile* > 1868 *eine Weile* Hinz. II 92, 6 *sein weiß und schwarz gemischter Bart* > 1855 *sein Bart* II 100, 15 *seine schöne große Nase* > 1855 *seine große Nase* II 100, 23 *seine alte schöne Form* > 1855 *seine alte Form* Äpfel I 330, 24 *die leere Hand* > 1860 *die Hand* Staatsh. I 36, 26 *einer hohen düsteren Baumgruppe* > 1868 *einer düsteren Baumgruppe* I 38, 18 *ihr zartes Köpfchen* > 1860 *ihr Köpfchen* I 44, 38 *der Kaffeekessel seinen angenehmen Duft* > 1860 .... *seinen Duft* I 45, 12 *mit einer gewissen lüsternen Neugierde* > 1860 .... *einer lüsternen* .. I 47, 26 *das ganze blendende Gebiß* > 1860 *das blendende Gebiß* I 47, 42 (H) *ein unbeschreiblicher Zorn* > (Dr) *der Zorn* I 47, 10 (H) *das feine Haar ihres Lieblings* > (Dr) *das Haar* ... I 54, 40 (H) *mit einem stillen misvergnügten Brummen* > (Dr) ... *einem misvergnügten* ... I 55, 14 *die verschlossene Tür des alten Prunkgemachs* > 1860 *die Tür* ...... Rosen I 32, 2 *auf ihren feinen Wangen* > 1861 *auf ihren Wangen* Ver. II 73, 41 (H) *an der kleinen vom Mond beleuchteten Frauenhand* > (Dr) *an der vom Mond beleuchteten* .... Schloß I 77, 8 *von dem jungen Fräulein* > 1863 *von dem Fräulein* I 78, 38 *in den draußen webenden Septembernachmittag* > 1863 *in den Septembernachmittag* I 79, 2 *auf den hohen Säulen* > 1863 *auf den Säulen* I 79, 13 *die Augen der Frau folgten dem kleinen Vogel* > 1863 .... *dem Vogel* I 82, 23 (H) *des untern Erdgeschosses* > (Dr) *des Erdgeschosses* I 83, 2 (H) *von einer dunkeln Scheu befangen* > (Dr) *von Scheu befangen* I 87, 17 (H) *die dürftige wesenlose Spur* > (Dr) *die wesenlose Spur* I 92, 24 *um die am Wege stehenden Disteln schwärmten* > 1863 *um die Disteln* ... I 95, 7 (H) *den ausgedehnten Betrieb* > (Dr) *den Be-*

trieb Univ. I 277, 14 (H) *im vergangenen Frühjahr* > *im Frühjahr* I 284, 32 (H) *die heiteren Scherze* > (Dr) *die Scherze* I 288, 34 (H) *so böse schwarze Augen* > (Dr) *so böse Augen* I 299, 32 (H) *bis unter die struppigen Stirnhaare* > (Dr) *bis unter die Stirnhaare* I 322, 30 (H) *ein armer törichter Mann* > (Dr) *ein armer Mann* Abs. I 133, 9 (H) *ein stolzer goldfarbiger Hahn* > (Dr) *ein goldfarbiger Hahn* I 133, 40 (H) *ein kleines ältliches Frauenzimmer* > (Dr) *ein ältliches ...* I 134, 25 (H) *der kleine Hund* > (Dr) *der Hund* I 135, 8 (H) *eine danebenstehende messingbeschlagene Kommode* > (Dr) *eine messingbeschlagene ..* I 146, 26 *in dem kleinen Verschlag* > 1865 *in dem Verschlag* Reg. II 12, 8 *die beiden jungen kräftigen Gestalten* > 1868 *die jungen ....* Bul. II 46, 34 (H) *nebst ihrer schwarzen Mutter* > (Dr) *nebst ihrer Mutter* II 59, 15 *mit seiner kleinen kränklichen Stimme* > 1868 *mit seiner kränklichen Stimme* Jens. I 156, 22 *mit den großen erstaunten Augen* > 1868 *mit den großen Augen* Cypr. II 26, 11 *eigentlich war es eine alte Burg* > 1866 *... eine Burg* II 26, 29 *den stattlichen Gemahl und dessen noch stattlichere Herrschaft* > 1866 *... und dessen Herrschaft* II 42, 2 *Worte tödlichen unversöhnlichen Hasses* > 1868 *Worte tödlichen Hasses* Jürg. I 237, 36 *aus einem großen Dorfe* > 1868[b. c.] *aus einem Dorfe* Mal. I 252, 20 *mit .. einem spitzen blonden Fuchskopf* > 1868 *.. einem blonden ...* I 262, 7 (H) *seinen ersten gründlichen Unterricht* > (Dr) *... ersten Unterricht* I 262, 17 (H) *eines einstöckigen ganz mit blühenden Rosen überzweigten Hauses* > (Dr) *eines einstöckigen Hauses* I 264, 6 *in einem kleinen Glashause* > 1868 *in einem Glashause* Hall. II 305, 19 *mit storchartigem roten Schnabel* > 1873 *mit storchartigem Schnabel* Heid. II 134, 31 (H) *eine alte hagere Bäuerin* > (Dr) *eine alte Bäuerin* Kuch. II 201, 33 *das letzte sichtbare Zeichen* > 1889 *das letzte Zeichen* II 205, 23 *deine allmächtigen Zaubergläser* > 1873 *deine Zaubergläser* Heut' II 185, 41 *die steile Treppe* > 1889 *die Treppe* Viol. II 125, 25 *drinnen in dem stillen Zimmer* > 1874 *... in dem Zimmer* Popp. II 324, 22 (H)

diese seltsamen gemessenen Bewegungen > (Dr) *diese seltsamen Bewegungen* II 352, 32 *die Gegenwart der neuen Zuschauer* > 1875 ... *der Zuschauer* II 356, 44 (H) *unserm guten Vater* > (Dr) *unserm Vater* Waldw. III 10, 25 (H) *den schweren Schlüssel* > (Dr) *den Schlüssel* III 10, 17 (H) *das große Hoftor* > (Dr) *das Hoftor* Aq. II 217, 32 (H) *mein blondes Lockenhaar* > (Dr) *mein Haar* II 241, 10 *Erst als ein Seufzen ihre junge Brust erhob* > 1877 .. *ihre Brust* .. II 241, 32 (H) *ihre kleinen Hände* > (Dr) *ihre Hände* WWfr. IV 29, 7 *zu einem festen Knoten* > 1880 *zu einem Knoten* Brauerh. III 130, 18 *auf ihren alten Mann* > 1880 *auf ihren Mann* III 140, 35 *das neue rote Dach* > 1880 *das rote Dach* Et. IV 200, 3 *des jetzt verschwundenen Mühlenteiches* > 1882 *des Mühlenteiches* Kirch IV 62, 5 *während sie traurig mit dem blonden Köpfchen schüttelte* > 1883 .... *traurig ihr Köpfchen* ... Griesh. IV 135, 19 *ein kümmerliches Siebenmonatskind* > 1884 *ein Siebenmonatskind* IV 143, 31 *der kleine Junker* > 1884 *der Junker* IV 151, 5 *der alte Wildmeister* > 1884 *der Wildmeister* Riew' V 179, 37 *in einem glattrasierten, etwas käsigen Angesicht* > 1885 ... *glattrasierten Angesicht* V 197, 44 *unter dem jungen Kapitän* > 1885 *unter dem Kapitän* Had. IV 225, 27 *sein zehnjährig Töchterchen* > 1885 *sein Töchterchen* IV 235, 2 *an deiner weißen Stirn* > 1886 *an deiner Stirn* Dopp. III 288, 17 *in trübe Dämmerung* > 1887 *in Dämmerung.*

Besonders störten ihn bald die mancherlei überflüssigen Adverbien. Sie hemmten den Fluß seiner Sätze, sie lenkten aber auch oft, ebenso wie die Beiwörter, durch schnell auftauchende und wieder davonhuschende Nebenbeziehungen die Aufmerksamkeit auf einen Augenblick ab. Marthe II 82, 31 *sie antwortete schwer* > 1851 *sie antwortete* Posth. I 326, 2 *lautlos horchend* > 1860 *horchend* Hinz. II 86, 18 *so süß und leuchtend* > 1855 *so leuchtend* Staatsh. I 43, 22 (H) *nun in Zukunft fortwährend* > (Dr) *nun fortwährend* Schloß I 85, 7 *wieder und wieder zu betrachten* > 1863 *zu betrachten* I 87, 16 (H) *ich vergaß es völlig, daß* > (Dr) *ich vergaß*

es, daß I 89, 10 *Als wir hier im Wohnzimmer waren* > 1863 *Als wir im Wohnzimmer waren* I 107, 22 *Rudolf hatte indessen die Geschichte ... gelesen* > 1863 .. *hatte die Geschichte gelesen* Univ. I 282, 5 (H) *Jenni hat es neulich hier vergessen* > (Dr) .. *hat es hier* ... I 291, 3 (H) *Er hat sich auch angelegentlich nach deinem Befinden erkundigt* > (Dr) ... *sich auch nach* ... Abs. I 139, 16 (H) *Ehrenfried sah eine Weile nachdenklich zu mir herüber* > (Dr) ... *eine Weile zu mir* .... I 148, 20 *durch das trocken rauschende Heidekraut* > 1865 ... *das rauschende* .... I 148, 26 (H) *ihr war unbewußt, als habe* > (Dr) *ihr war, als habe* Jens. I 155, 25 *habe ich eine Zeit lang mit ihr .... zusammen gelebt* > 1868 *habe ich mit ihr* ..... Cypr. II 26, 28 *hatte er sich plötzlich abgewandt* > 1866 ... *sich abgewandt* Viol. II 110, 27 *das Gespräch war hiermit zu Ende* > 1874 .... *war zu Ende* Popp. II 350, 23 *sie schüttelte schelmisch ihr braunes Köpfchen* > 1875 *sie schüttelte ihr* .... Psyche III 90, 30 *Nun streckst du nach der Lebendigen sehnsüchtig deine Arme aus* > 1876 ... *nach der Lebendigen deine Arme aus* Aq. II 243, 30 (H) *die Finsternis ... sagte trefflich meinem träumenden Gemüte zu* > (Dr) .... *sagte meinem träumenden Gemüte zu* Ren. III 176, 10 *So gingen wir hierauf in den tiefen Wald hinein* > 1878 *So gingen wir in* ... III 181, 17 *sahe ein wenig müd und abgespannt aus* > 1878 *sahe ein wenig müde aus* WWfr IV 27, 17 *die junge Dame draußen hob den Kopf* > 1878 .... *Dame hob den Kopf* Eek. III, 126, 29 *Mein viel lieber Bruder* > 1880 *mein lieber Bruder* Schw. IV 320, 23 *der Reiter hatte nur stumm mit seinem Hut gegrüßt* > 1883 .... *nur mit seinem* .... Griesh. IV 142, 34 *hat der kleine Reiter laut gerufen* > 1884 ... *Reiter gerufen.*

Und unter den Adverbien waren es wieder besonders die vielen verstärkenden, einschränkenden, abstufenden, mit denen der Dichter aufräumen mußte. Es war fast, als ob bei der häufigen Anwendung dieser Partikeln die vorsichtige Ausdrucksweise des Juristen ihm einen Streich gespielt hatte. Marthe II 80, 12f. *ihre Ansprüche ... waren fast gar keine* >

1854 ... *fast keine* Staatsh. I 52, 12 *Er mochte ihr diese Antwort wohl schon oft gegeben haben* > 1860 ... *Antwort schon oft* ... Ver. II 78, 11 *in das so sonnige Tal* > 1868 *in das sonnige Tal* Schloß I 91, 9 (H) *bis etwa auf die Mitte des Stückes* > (Dr) *bis auf die Mitte* .... I 103, 21 *Mein Vater wandte sich noch an seinen Hauptlehrer* > ... *wandte sich an* ... Abs. I 146, 38 (H) *sie hätte zu gern nun gleich auch Tag und Stunde gewußt* > (Dr) *sie hätte nun auch Tag und Stunde wissen mögen* Jens. I 156, 39 *so zeigte es sich auch schon in den nächsten Tagen* > 1868 .... *sich schon* .... I 174, 31 *die ist wohl seit lange schon herabgestiegen* > 1868 ... *lange herabgestiegen* Cypr. II 32, 37 *es ziemte sich wohl, daß du* ... > 1866 *es ziemte sich, daß* ... Jürg. I 221, 33 *fügte sie dann wohl lächelnd hinzu* > 1868 ... *dann lächelnd* ... Amtsch. II 158, 13 *er stand sich dabei vielleicht um nichts schlechter* > 1873 ... *dabei um nichts* ... Hall. II 295, 2 *nur daß die alte Dame doch einen zierlichen Schrei ausstieß* > 1889 ... *Dame einen* .... II 311, 25 *Ich muß nur vor den Spiegel treten* > 1873 *Ich muß vor* ... Heid. II 137, 18 *Was hat denn der wieder so spät noch in der Stadt zu tun!* > 1873 .. *so spät in der* ... Christ. II 287, 28 *die Kartoffeln sollen auch schon noch vorher geschält sein* > 1889 ... *auch schon vorher* ... Viol. II 109, 19 *Sie kamen noch eben früh genug* > 1874 ... *noch früh genug* II 123, 41 *aber verstoße nur nicht unser Kind* > 1874 *aber verstoße nicht* ... II 124, 21 *wo ist denn aber meine Wiege geblieben?* > 1874 *wo ist aber* ... Popp. II 321, 7 (H) *denn niemals noch hatte ich eine Komödie ... gesehen* > (Dr) .. *niemals hatte ich* ... II 327, 21 (H) *Wo sind denn die andern?* > (Dr) *Wo sind die* ... II 348, 38 *es läutete mir wie weither aus meiner Kinderzeit* > 1875 ... *mir weither* ... Waldw. III 8, 4 (H) *Und hatte er denn Schaden genommen?* > (Dr) ... *er Schaden* .. III 16, 43 (H) *Was kann der nur von mir wollen?* > (Dr) ... *der von mir* .. III 30, 7 *so muß ich dir auch den dazu nötigen Eigentumssinn einzupflanzen suchen* > 1875 ... *den nötigen* .... III 30, 37 (H)

Was du auch gleich nur für Gedanken hast > (Dr) . . . *gleich für Gedanken* . . Mus. III 68, 3 *endlich war denn doch auch der dritte Satz* . . *vorübergehüpft* > 1876 . . . *denn auch* . . . Et. IV 198, 30 *wenn freilich diese auch meist* . . > 1882 *wenn diese auch meist* Kirch IV 57, 19 *Ich darf doch auch mit lesen?* > 1883 . . *doch mit* . . IV 60, 7 *war bald jedesmal die erste Frage* > 1883 *war jedesmal* . . . IV 62, 29 *Zeit wär's denn auch endlich einmal* > 1883 . . . *auch einmal.*

Man würdigt diese Weglassungen wie die meisten übrigen natürlich erst ganz, wenn man die vollständigen Abschnitte liest, aus denen die Zitate genommen sind. Aber auch aus den herausgerissenen Belegen selbst kann man schon eine Ahnung gewinnen, wie klapperig die Sätze ursprünglich gewesen waren. Der Mißklang der vielen einsilbigen Wörter in Verbindung mit der Unentschiedenheit des Sinnes bringt die wenig erfreuliche Wirkung hervor.

Nötigte aber den Dichter sein Verlangen nach ruhiger harmonischer Wirkung schon hier zur Maßhaltung, so waren Kürzungen doppelt geboten, wo er seine Sätze inhaltlich überfrachtet, sie mit Selbstverständlichkeiten belastet oder ihnen sonstiges Zuviel aufgepackt hatte. Markt I 339, 24f. *und examinierte und ermahnte und schalt ihn* > 1861 *und examinierte und schalt ihn* Schloß I 99, 13 *aber der Weg ist lang und mühsam und führt* > 1863 . . . *ist lang und führt* Jens. I 163, 30 *der neben seinem Reisekoffer auf dem Boden stand* > 1868 . . . *seinem Reisekoffer stand* Jürg. I 237, 3 *unsere Heimat und Familienverhältnisse* > 1868 (Gesamtausgabe) *unsere Familienverhältnisse* Wies I 175, 39 *ihr Gesich war aufgetrieben und ganz entstellt* > 1874 . . *war ganz entstellt* Christ. II 277, 6 *die Karten auf dem Tisch ausgebreitet* > 1874 *die Karten ausgebreitet* Viol. II 118, 2 *hob er die leichte Gestalt auf seinen Armen aus den Kissen* > 1874 . . . *Gestalt aus den Kissen* II 122, 18 *der noch immer über ihnen von den Bäumen tropfte* > 1889 . . . *immer von den* . . . Popp. II 339, 26 (H) *den Notpfenning für ihre alten Tage* > (Dr.) *den Notpfennig* Waldw. III 16, 42 *„Es ist* . .

der Schuster“, sagte sie beklommen, und ihr Gesichtchen zuckte, als fühle sie das Pech an ihren Fingern > 1875 ... *beklommen, als fühle sie* ... Psyche III 96, 7 *Auch die Geliebte schien er in seinen Gedanken mit sich dahin gezogen zu haben* > 1889 ... *schien er mit sich* ... WWfr. IV 9, 43 *eine seitwärts unmittelbar am Pianino angebrachte Einrichtung* > 1880 *eine seitwärts angebrachte* ... Eek. III 115, 18 *daß sie zischend und prasselnd in Wolken weißen Dampfes erlosch* > 1886 *daß sie prasselnd in weißem Dampf erlosch* III 127 9 (ein Beispiel für Storms verschleiernde Darstellungsweise grade in dieser Novelle) *und eine dunkle Gestalt, vorsichtig gegen die Kammertür hinschreitend, näherte sich den Schlafenden* > 1880 *und wie vorsichtig gegen die Kammertür hinschreitend, näherte es sich den Schlafenden* Et. IV 189, 6 *seine Börse um ein Entsprechendes erleichterte* > 1882 *seine Börse zog* Griesh. IV 132, 31 *Behaglich im letzten Sonnenlicht ritt er* > 1884 *Behaglich ritt er* Had. IV 212, 8 *er lernte höfisch fechten und Ridewanz und Pastourelle tanzen* > 1885 ... *fechten, er lernte tanzen* IV 219, 15 *Bein auf Beine saß er sinnend* > 1885 *Sinnend saß er* Dopp. III 284, 3 *aus den Augen des gebrochenen Mannes* > 1887 *aus seinen Augen.*

Immer wieder sieht man: es trieb den Dichter zu mildern, zu dämpfen, dem Ausdruck das allzu Bestimmte und Deutliche zu nehmen. Und für diesen Zweck hatte er noch ein besonderes Mittel bereit, daß er wiederum nicht für eine einzelne Dichtung, sondern durch all seine Werke hin anwandte. Er beseitigte nämlich noch nach der Drucklegung vielerorts das allzu stark wirkende Possessivpronomen, indem er es entweder ganz wegließ oder es durch den Artikel ersetzte. Saal II 65, 42 *mit ihrem Essen* > 1868 *mit dem Essen* Häw. I 354, 34 [die Katze] *funkelte mit ihren Augen* > 1860 ... *mit den Augen* Blatt I 70, 6 [er] *lehnte sich still in seinen Stuhl zurück* > 1855 ... *in den Stuhl* .. I 70, 2 *Sie legte ihre Hände* .. > 1868 .. *die Hände* .. Hinz. II 96, 34 *mit seinem Pferdehuf* > *mit dem Pferdehuf* Sonn. I 209, 15 (H) *tauchte aufs neue ihre Feder ein* > (Dr) .. *die*

Feder .. Staatsh. I 47, 31 *ließ die Münze in ihre Tasche gleiten* > 1868 .. *in die Tasche* .. I 61, 4 *sie ließ ihre Stimme sinken* > 1860 ... *die Stimme* .. Markt I 348, 26 *streckte ihm lächelnd ihre Hand entgegen* > 1861 ... *die Hand* .. Schloß I 92, 3 *mit oder ohne seinen Willen* > 1863 *mit oder ohne Willen* I 108, 34 *der junge Mann ergriff ihre Hand, die wie leblos in ihrem Schoße lag* > 1868 ... *die Hand* .... Univ. I 283, 4 (H) *den Zucker in ihre Tasse fallen ließ* > (Dr) ... *in die Tasse* .. Bul. II 58, 28 *sich das Blut aus ihren Bärten leckten* > 1868 ... *den Bärten* .. Jürg. I 245, 43 *Ich war meiner Frau* .. *stets von Herzen gut gewesen* > 1868[b. c.] .. *der Frau* .... Heid. II 132, 23 (H) *der Knecht hielt seine Leuchte hoch genug* > (Dr) ... *die Leuchte* .. Viol. II 111, 26 *seinen mächtigen Kopf* > 1874 *den Kopf* Popp. II 324, 13 (H) *über ihres Gemahls Schultern* > (Dr) .. *des Gemahls* .. Waldw. III 25, 11 .. *als* .. *die Drachenköpfe unaufhörlich ihr Wasser von sich spieen* > 1875 ... *unaufhörlich Wasser* ... Ren. III 191, 17 *denn dein Tisch steht bereitet* > 1886 *denn ein Tisch* ... Et. IV 178, 44 *in seiner roten Galauniform* > 1882 *in der* .... Kirch IV 52, 7 *über ihre Äpfel* > 1883 *über die Äpfel* Schw. IV 348, 9 *wieder* .. *fuhr das Pferd in seiner Deichsel auf* > 1883 ... *in der Deichsel* .. Griesh. IV 110, 21 *vor Schluß seines Mannesalters* > 1884 ... *des Mannesalters.*

Gewiß sind diese Stellen, wenn man sie einzeln analysiert, sehr verschieden zu bewerten. Aber an den meisten kommt eine Unbestimmtheit des Ausdrucks, eine zarte Verschleierung zustande, wie Storm sie anstrebte. Sie muß ihm mit den Jahren immer lieber geworden sein. Und nur mit Einem Stilmittel arbeitet er ihr entgegen.

Er hatte es offenbar in seiner Jugend als besonders poetisch empfunden, in manchen Sätzen (selbstverständlich nicht durchgehends) das Hilfszeitwort wegzulassen. Dadurch war der Ausdruck in einen leichten Schwebezustand geraten; der Satz stand nicht ganz hart und fest auf seinen Füßen. Aber es war dadurch auch in die stille Prosa hier und dort ein

falscher Ton hineingekommen. Und als der Dichter dessen inne wurde, setzte er vielerorts — wiederum nicht pedantisch an allen Stellen —, bisweilen sogar auf die Gefahr der Wortwiederholung, die verstoßenen Verbformen wieder ein. Bei Gelegenheit der Novelle „Eekenhof“ schrieb er z. B. am 28. Aug. 1879 an Erich Schmidt: „Jetzt habe ich bei der Correctur den Unfug mit der Weglassung der Hülfszeitwörter und Anderes möglichst beseitigt.“ Belege sind: Marthe II 81, 18 *Phantasie, welche ihr ganz besonders eigen,* > 1851 .... *eigen war,* Posth. I 326, 17 *wie er gesagt* > 1868 *wie er gesagt hatte* Ang. I 203, 21 *als er schon* .. *„Leb' wohl ..“ gesagt,* > 1868 .... *gesagt hatte,* Ver. II 70, 19 (H) *Er freute sich, daß seine Frau .. Anregung .. gefunden,* > (Dr) .... *gefunden hatte,* Schloß I 77, 10 *ein Knabe, den sie im zweiten Jahre geboren,* > 1863 ... *geboren habe,* I 109, 12 *nachdem sie noch .. in das .. Kaminfeuer geblickt,* > 1868 .... *geblickt hatte,* Jürg. I 222, 40 *nachdem wir ein Weilchen geplaudert* > 1868 (Gesamtausgabe) ... *geplaudert hatten,* Mal. I 261, 22 (H) *des Gasthofes, in dem ich abgetreten,* > (Dr) .... *abgetreten war,* Heut' II 184, 38 *Träger von Namen, die ... an der Spitze des städtischen Lebens gestanden* > 1874 .... *gestanden hatten,* Viol. II 107, 13 *Nachdem sie auch hier noch einmal gehorcht* > 1874 ... *gehorcht hatte,* II 108, 21 *aus dem Zimmer, das sie zuvor so scheu betreten* > 1874 ... *betreten hatte,* II 109, 42 *daß bei ihrer Ankunft Nesi sich .. versteckt gehalten* > 1874 .... *gehalten hatte,* Waldw. III 16, 4 (H) *deren müde Füßchen noch vor kurzem an diesem Stein herabgehangen,* > (Dr) .... *herabgehangen hatten,* III 37, 42 (H) *in dieser Stille, wo du mein geworden,* > (Dr) ... *geworden bist,* Aq. II 264, 6 (H) *von dem, was einst gewesen,* > (Dr) .... *gewesen ist,* Carst. III, 243, 33 *Carsten, dessen Warnung man vorher verachtet, mußte ...* > 1889 .... *verachtet hatte, mußte ..* WWfr. IV 3, 1 *als sie einen Blick hineingetan* > 1880 ... *hineingetan hatte,* IV 21, 22 *Zöpfe, die sie in seiner Primanerzeit schon ebenso getragen,* > 1880 .... *getragen hatte,* Eek. III 98, 25 *an dessen Rande einst das Haus gelegen* > 1889 .... *gelegen habe,* III 99, 9

die Base, . . . die sie in ihr Haus geladen, > 1889 . . . *geladen hatte,* III 119, 16 *wie einst der Letzte des Geschlechts es ausgesprochen* > 1880 (1886 übersehen) . . . *ausgesprochen hatte,* Kirch. IV 82, 19 *wie seinem Heinz die Nase im Gesicht gestanden* > 1883 . . . *gestanden hatte,* Had. IV 256, 5 *der Schloßhauptmann, der die . . Kerze fortgelegt* > 1886 . . . . *fortgelegt hatte,* Dopp. III 284, 12 *als der Alte fortgegangen* > 1887 . . . *fortgegangen war.*

15.

Alles was im 14. Abschnitt zusammengestellt war, betraf Storms erzählende Prosa im ganzen. Die Lesarten verraten uns aber, daß er auch den einzelnen Novellen, je nach ihrem besonderen Charakter, als sie schon gedruckt waren, immer noch seine künstlerische Sorgfalt widmete. Und wieder ist hier durchgehends das Bestreben sichtbar, jegliches Zuviel zu beseitigen, jede grelle Farbe zu mildern, überall Gleichgewicht herzustellen und die Rede im reinen Erzählerton zu halten, sie vor Plattheiten ebenso zu bewahreu wie vor Abirrungen in den Stil und Rhythmus gebundener Poesie.

Das Märchen „Der kleine Häwelmann“ hatte im ersten Druck an einzelnen Stellen einen gar zu kindlichen und pro vinziellen Klang gehabt. Hier mäßigte Storm: I 353, 1 *ein kleiner Junge, und der hieß Häwelmann* > 1860 *ein kleiner Junge, der hieß Häwelmann,* I 353, 11 *hin und her, immer hin und her* > 1868 *hin und her* 353, 34 *auf einmal* > 1860 *plötzlich.*

Unter den Jugenddichtungen Storms ist eine der sorgfältigst ausgefeilten die Novelle „Ein grünes Blatt“, stilistisch ein viel größeres Kunstwerk als „Immensee“. Der Dichter selbst hat die Prosa dieser Idylle „musikalische Prosa“ genannt; sie ist es in der ersten Fassung noch mehr als in der späteren, die besonders durch die hinzugekommene Episode des Erbsenpflückens auf festeren Boden gestellt ist. Gerade wenn man die nachträglich eingefügten Zusätze liest, so spürt man, daß Storm inzwischen die erste Melodie dieser zarten

Prosa, die besonders gegen das Ende, ohne sich rhythmischer Form zu nähern, doch ungemein beschwingt und klangreich ist, aus dem Ohr verloren hatte. Und da waren ihm denn offenbar einige frühere Wendungen zu bewußt „musikalisch“, z. B. I 72, 24 *er horchte den tausend feinen Stimmen, wie sie auftauchten, hinschwanden,* > 1868 .... *wie sie auftauchten und wieder hinschwanden,* I 72, 25 *ungreifbar leise, singend, klingend, verhallend* > 1868 *un[be]greifbar leise, verhallend.* Hier alte Lesungen wiederherzustellen, ist natürlich nicht zulässig.

In der Originalfassung der Weihnachtserzählung „Abseits“ hat Storm zum erstenmal versucht, ein paar derbere realistische Töne anzuschlagen und den Reden Metas und des alten Marten hie und da etwas vom Klang der kleinen Leute zu geben. Aber beinahe ängstlich wegen solcher bescheidenen Kühnheit hat er in den Buchausgaben alle diese Züge wieder getilgt. Der Kreis des „poetisch“ Zulässigen war damals bei ihm offenbar noch enger als später. Die Stellen sind: I 134, 18 *das sind boshaftige Kreaturen, Mamsell* > 1865 ... *boshafte* ... I 138, 35 *so was vergißt sich nicht* > 1868 *so etwas* .... I 140, 40 *es hilft doch nicht, ich muß* ... > 1865 .... *nichts, ich muß* ... I 141, 21 *daß Ehrenfried eines Morgens ... an zu reden fing* > 1865 .... *zu reden anfing,* I 145, 1 *du wirst mir das nicht für übel nehmen* > 1868 .... *nicht übel nehmen.*

Als Storm „Aquis submersus“, die erste seiner Novellen in archaisierendem Deutsch, vollendet hatte, machte ihn sein Freund Petersen (vgl. Briefe an seine Freunde, S. 128), der die Dichtung schon in der Handschrift gelesen hatte, darauf aufmerksam, daß die Erzählung wie der Dialog manchmal in Versrhythmen verfalle. Der Dichter hat nun zwar bei weitem nicht alle Jamben auslöschen können, aber eine Anzahl doch vor der Drucklegung beseitigt. II 233, 24 (H) *Vor der hab ich als Kind mich schon gefürchtet* > (Dr) *Vor der hab ich schon als Kind eine Furcht gehabt.* II 233, 28f. (H) *Sie sieht nicht eurer schönen Mutter gleich, Dies Antlitz hat es wohl vermocht Auf jede Bitte nein zu sagen* > (Dr) *Sie gleicht nicht Euerer schönen Mutter, .. dies Antlitz hat wohl vermocht, einer*

jeden Bitte nein zu sagen II 238, 20 (H) *der Maler kommt soeben erst von Hamburg* > (Dr) .. *kommt eben erst* ... II 241, 31 (H) *Sie aber schrak wie jäh aus einem Traum empor* > (Dr) ... *schrak jäh wie aus* ... II 241, 34 (H) *Und wenn du gehst, so ist auch hier der Tod* > (Dr) *und gehst du, so* .... II 242, 8 (H) *wir kommen dann schon fort von hier* > (Dr) .... *schon von hier fort* II 244, 10 (H) *als würd' ich bälder so das Glück erreichen* > (Dr) *als könnte ich* .... II 248, 3 (H) *er mochte sich auch dessen wohl getrösten* > (Dr) .... *sich dessen auch wohl* ... II 250, 10 (H) *das werdet doch Ihr selbst am besten wissen* > (Dr) ... *doch Ihr am besten* ... II 263, 26 (H) *ich wußte wohl, daß du der Maler seiest* > (Dr) ... *wohl, du seiest der fremde Maler.* Des Versrhythmus wegen ist auch in des Dichters Sinne gegen sämtliche Drucke Aq. II 234, 4 aus der Handschrift „*War's*“ in „*War es*“ zu verbessern.

Das archaistische Chronikdeutsch hat Storm noch mehrmals angewandt in den Novellen, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts oder zu Beginn des 18. spielen. Er durfte dabei natürlich nicht völlig der Sprache und dem Satzbau jener älteren Zeit verfallen, sondern mußte ein Verfahren erfinden, etwa so wie es Goethe für historische Theaterkostüme empfahl, die so weit an ein vergangenes Zeitalter erinnern sollten, daß sie beim Zuschauer eine Illusion erweckten, im übrigen aber trachten müßten, gefällig zu sein. So hat auch Storm in die ihm geläufige Sprechweise nur einige Worte, Wortformen und umständlich kuriale Wendungen eingemischt, so daß ein Deutsch entstand, in dem er ohne inneren Widerspruch dem engen Aberglauben des 17. Jahrhunderts wie dem hoch entwickelten Naturgefühl des 19. Ausdruck geben konnte. Nur in der „Renate“ hatte er anfangs der Altertümelei zu viel getan und daher nach dem ersten Druck manches rückgängig machen müssen. III 156, 39 *abspareten* > 1878 *absparten* III 158, 1 *hallete* > 1878 *hallte* III 158, 7 *aufgesperreten* > 1878 *aufgesperrten* III 158, 22 *geschnitzet* > 1878 *geschnitzt* III 159, 10 *steckete* > 1878 *steckte* usw., gewiß an 200 Stellen. Auch die Inversionen und Weglassun-

gen des Personalpronomens mußte er verringern. III 157, 8 *Hatte mich* > 1878 *Ich hatte mich* III 157, 27 *Wußte wohl* > 1878 *Ich wußte wohl* III 158, 24 *Wollte mir solches* > 1878 *Solches wollte mir* III 103, 44 *Mochte solcherweise* .. > 1878 *Es mochte solcherweise* . . . u. s. f.

Das sprachliche Meisterwerk Storms ist „Eekenhof". Und ein besonderes Geheimnis des Stils liegt hier in der Verwendung der Tempora der Vergangenheit. Dadurch daß der Verfasser unablässig, aber mit unbeirrbar richtigem Gefühl wechselt zwischen Imperfektum, Perfektum und Plusquamperfektum, rückt er die Ereignisse dem Leser bald ferner, bald näher. Sie werden dadurch bald deutlicher, bald undeutlicher; und es entsteht jener Traumeszustand, den der Dichter schon mit den ersten Worten kennzeichnet: „Es klingt wie eine Sage." In dieser eigenartigen Darstellungskunst war Storm von vornherein so sicher, daß er später kaum etwas zu bessern hatte. Nur zwei Stellen hat er abgeändert. Eek. III 102, 4 *als sie aber an ihrem eignen Bild vorüberkam* > 1880 (1886 übersehen) . . . *vorübergekommen* III 118, 4ff. *Am Nachmittage .. ist zögernden Schrittes Heilwig zu ihm eingetreten. Als er sie gesehen, ist sein schwarzes Auge licht geworden.* > 1880 . . . *trat zögernden Schrittes Heilwig zu ihm ein. Als er sie erblickte, schien sein schwarzes Auge licht zu werden.* Wohl aber hat der Herausgeber die Dichtung von zwei Entstellungen zu befreien. Das seit 1889 in die Gesamtausgaben eingetretene derbe „*daß sie . . . zurückkehren sollte, hatte sie wohl nicht gedacht*" (Eek. III 99, 26) muß rückverändert werden in das zartere „. . . *hat sie wohl nicht gedacht*", das die Redaktionen von 1879, 1880 und 1886 übereinstimmend bringen. Und ebenso ist III 128, 33 wieder der mit Meisterkunst geschaffene Wortlaut herzustellen: „*Vom Flur aus hat er die Räume des Unterbaus durchwandert*".

Als Storm sein „Fest auf Haderslevhuus" schrieb, verfiel er noch einmal in die Unart, die er schon bei „Aquis submersus" mißbilligt hatte. Diesmal war es Paul Heyse, der ihn auf die vielen iambischen Vier- und Fünftakter aufmerk-

sam machte, die sich im Erstdruck fanden; andre Leser, auch Erich Schmidt, hatten ruhig, oder wohl richtiger: eilig, darüber weg gelesen. Storm aber war dem Warner dankbar; ihm erschienen diese ohne alle Berechnung sich einstellenden Rhythmen, die u. a. auch Ebers in der „Ägyptischen Königstochter“ als Aufputz verwertet hatte, stillos. Er tilgte sie nach Kräften, nur an zwei, drei Stellen ließ er sie absichtlich stehn (an Erich Schmidt, 18. Nov. 1885); hie und da mag er sie wohl auch übersehen haben. Aber in rund hundert Fällen erhielt doch jetzt erst nachträglich der Text seine abschließende Fassung. Die Oktavausgabe freilich war nicht mehr zu retten; die hatte schon die Presse verlassen. Aber die Miniaturausgabe von 1885 wurde der kanonische Text. Welche Mittel Storm bei seinem Kampf gegen die Jamben anwandte, können einige Beispiele zeigen: IV 213, 24 *der Vogel muß itzt eingefangen werden* > 1886 . . . . *muß eingefangen* . . IV 215, 13 *Ich hab doch darum nicht den Tod gefreit* > 1886 *Ich habe darum doch nicht* . . . IV 215, 22 *Das ist das Weib für deinen Rolf* > 1886 . . . *für Rolf Lembeck* IV 216, 33f. *Der Frauendienst soll dort noch spuken gehen; Ich aber will mir den Gemahl allein!* > 1886 . . . . *soll dort noch umgehn; ich aber will den Gemahl allein!* IV 224, 4 *Wir wollen 's gut mitsammen haben, Kind!* > 1886 *Wir wollen es* . . . . IV 226, 5 *trug sie ihn ferner jeden Tag* > 1886 . . . *ferner an jedem Tag* IV 233, 28 *Und worin, Herrin, heischt Ihr meine Dienste?* > 1886 *Und, Herrin, wie dien' ich Euch?* IV 237, 16 *in Prag dann später; auch am Königshofe dort* > 1886 . . . . *auch dort am Königshof.* IV 237, 19f. *o meine Mutter! Süße Schwester Heilwig! Und meine Brüder — sie sind all gestorben* > 1886 *o herzliebe Mutter! Süße Schwester Heilwig! o meine Brüder — alle sind sie gestorben!* IV 237, 31 *Wenn dort von Eurem Blute einer ruht* > 1886 . . . *Eures Blutes einer ruht* IV 238, 16f. *o, und vergiß nicht mein; ich müßte sterben!* > 1886 *o vergiß nicht mein, ich müßte sterben!* IV 238, 24 *das weiß ich nicht und darf ich auch nicht wissen* > 1886 *das weiß ich nicht — o heilige Jungfrau!* IV 246, 26

O Rolf, wir werden alle glücklich sein > 1886 *O Rolf, welch ein Glück!* IV 249, 10 *Wenn man die Füße seiner Worte nicht mehr hört — man weiß nicht, ob sie Dank, ob Undank holen!* > 1886 .... *wer weiß, ob sie Dank oder Undank holen!* IV 258, 30 *Wo Jungfrau Dagmar freit, darf ich nicht fehlen* > 1886 ... *Dagmar hochzeitet*, ... IV 259, 31 ff. *Er soll mein schwarz Gewand mir bringen; das ziemet mir bei dieser Hochzeit. Und auch, vergiß das nicht, mein allerschärfstes Schwert! Ihr beide, wenn Ihr wollt, dürft mich begleiten!* > 1886 *Er soll mein schwarzes Gewand bringen; das ziemt mir bei dieser Hochzeit! Und auch — mein allerschärfstes Schwert! — Ihr beide, wenn's euch gelüstet, dürft mich begleiten!*

1886 aber, in der Novellensammlung „Vor Zeiten" ging Storm bei der endgültigen Redaktion des Textes noch einen Schritt weiter. Er hatte im „Fest auf Haderslevhuus" ein uraltes Mittel epischer Kunst angewandt und die beiden wichtigsten Frauengestalten der Dichtung durch ständig wiederkehrende Beiwörter gekennzeichnet. Bei der Frau Wulfhild wurde immer wieder ihrer *„blauen Gluhaugen"* oder ihrer *„gluhen Augen"* gedacht (IV 215, 25; 216, 31; 228, 2; 243, 16). Alles aber, was die kleine Dagmar anging, bezeichnete Storm mit dem Wort *„süß"*, das er dem „Tristan" Gottfrieds von Straßburg entlehnt hatte: IV 220, 36 *die kleine süße Dagmar* IV 220, 42 *die süße Dagmar* IV 222, 25 *o süße Dagmar!* IV 224, 12 *der süße Augenschein* IV 225, 12 *so gramvoll süße Bitte* IV 229, 6 *da .. drang es in sein Ohr, so süß ...* IV 230, 4 *Gott woll' ein süßes Leben so süßem Geschöpfe geben!* (aus Tristan 3267 ff.: *dê duin dûze âventûre si dûze crêatûre*) IV 245, 30 *Nicht mehr, o Süße, Selige!* IV 256, 1 *O süße Dagmar!* IV 263, 5 *süße, heilige Dagmar!* IV 263, 16 *O Dagmar! Süße, Selige!*

Bei erneutem Lesen aber mochte ihm doch dies Stilmittel einförmig oder geziert vorkommen; jedenfalls änderte er an einer ganzen Reihe von Textstellen. IV 216, 31 *mit ihren blauen Gluhaugen* > 1886 *mit ihren brennenden Augen* IV 228, 2 *mit ihren gluhen Augen* > 1886 *mit ihren funkeln-*

den Augen IV 243, 16 *mit gluhen Augen* > 1885 *mit funkelnden Augen* IV 237, 15 *der Laut der süßen Stimme* > 1886 ... *ihrer Stimme* IV 238, 8 *das süße Haupt* > 1886 *das Haupt* IV 238, 39 *der süße Schall* > 1886 *der Vogelschall* IV 245, 44 *an deinen süßen Schultern* > 1886 *an deinen zarten Schultern* IV 252, 22 *über das süße Antlitz* > 1886 . . *das blasse* . . Und erst bei solcher Maßhaltung war Storm mit seiner stilistischen Leistung zufrieden.

16.

Ich bin am Ende meines Rechenschaftsberichtes. So viel läßt sich wohl erkennen, daß aus dem Studium der Lesarten viel Licht auf Storms Künstlertum, auf seine unermüdlich treue Arbeit fällt. Hat auch sein Stil sich in den grundlegenden Charakterzügen schon früh ausgeprägt, so hat er seine letzte Verfeinerung doch erst bei der aufmerksamen Wiederdurchsicht der älteren Drucke erhalten.

So weit bei mir selbst während der Vorbereitung meiner Ausgabe die Aufmerksamkeit nicht nachgelassen hat, darf ich den Text der Gedichte wie der Prosawerke jetzt wohl für gesichert erklären. Ob die lange Arbeit sich gelohnt hat, müssen andere entscheiden. Mir erschien sie als ein Werk der Pietät, als ein Dank an den Dichter, den ich liebe. Ich kam mir immer wieder wie ein Bilderrestaurator vor, der eine große Reihe von Gemälden eines Meisters von häßlichen Übermalungen befreit.

Die einzelne Textverbesserung, das weiß ich wohl, ist eine Quisquilie. Man muß die ganze Summe ins Auge fassen. Und da ist das Ergebnis dies: wenn ich alle einfachen Druckfehlerverbesserungen, alle belanglosen Sicherungen der Orthographie und Interpunktion beiseite lasse, wenn ich die Richtigstellung der Flexionsformen von „unser, ander usw.“ nur in ausgewählten Fällen mitzähle, so ist doch allein in den Novellen Storms der Text, gemessen an der jüngsten Gesamtausgabe, an mehr als 1550 Stellen berichtigt worden.

Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
70. Band. 1918. 4. Heft

Richard Heinze

Die lyrischen Verse des Horaz

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1918

Vorgetragen für die Berichte am 7. Juli 1917.
Das Manuskript eingeliefert am 12. September 1918.
Druckfertig erklärt am 27. Januar 1919.

Einleitung.

Die lyrischen Verse des Horaz unterscheiden sich von denen der alten äolischen Lyriker wesentlich in drei Punkten: 1. die Asklepiadeen, Glykoneen und Pherekrateen beginnen (mit einer einzigen Ausnahme: I 15, 36) durchweg, die alkaischen Elfsilbler ganz überwiegend mit einem Spondeus, während bei den Vorbildern statt dessen auch Trochäus und Jambus, selten Pyrrhichius eintritt; 2. die vierte Silbe des sapphischen Elfsilblers und die fünfte des alkaischen (mit einziger Ausnahme von III 5, 17) sind lang, so daß also in beiden Versen vor der Cäsur Spondeus steht, während bei den Vorbildern die betreffende Silbe doppelzeitig ist; endlich 3. — und dies ist das Wichtigste, für die akustische Wirkung der Verse Bestimmende — hat Horaz im Asklepiadeus nach der sechsten Silbe, im sapphischen und alkaischen Elfsilbler nach der fünften, im größeren Asklepiadeus nach der sechsten und zehnten, im größeren Sapphiker nach der fünften und achten Silbe regelmäßig Wortende eintreten lassen, also die Verse durch 'Cäsuren' in zwei oder drei Glieder zerfällt; diese Cäsur ist im Asklepiadeus niemals, im alkaischen Vers nur zweimal vernachlässigt; im sapphischen Elfsilbler ist sie in den drei ersten Odenbüchern ganz selten, öfters im Carmen saeculare und den Oden des vierten Buches zwar nicht vernachlässigt, aber um eine Silbe hinausgeschoben. Die Griechen haben dagegen alle diese Verse cäsurlos gebaut.

Eine Erklärung für diese Abweichungen hat zuerst Christ[1]) in der metrischen Theorie zu finden geglaubt, die

1) Die Verskunst des Horaz im Lichte der alten Überlieferung. Sitzungsber. d. bayr. Ak. d. W. 1868, I 1.

wir heute als Derivationstheorie bezeichnen und deren älteste Spur wir in den metrischen Fragmenten Varros finden. Diese Theorie verlangt (nach CHRIST), daß jeder Vers, d. h. jedes metrische Gebilde, das größer als ein Dimeter oder nicht kleiner als ein Trimeter ist, aus wenigstens zwei Kola bestehe: demzufolge weise jeder horazische 'Vers' eine Cäsur auf. Ihre Stelle richte sich nach der Festsetzung der Kola, welche die Theorie auf die gewöhnlichen, nicht-lyrischen Metra zurückzuführen bestrebt sei: da sie nun das erste Glied des Asklepiadeus als Penthemimeres des daktylischen Hexameters, den Pherekrateus und Glykoneus gleichfalls als daktylische Kola fasse, so sei damit der spondeische Beginn dieser Verse erklärt. Und die Cäsur des aus trochäischem und jambischem Gliede bestehenden sapphischen sowie des aus jambischem und daktylischem Gliede zusammengesetzten alkaischen Verses empfehle spondeischen Abschluß des Kolons, also Länge der bei den Griechen doppelzeitigen vierten oder fünften Silbe.

CHRISTS Hypothese fand zunächst, soviel ich sehe, nicht viel Beachtung; zu durchschlagendem Erfolge verhalf ihr erst KIESSLING, der in seiner Abhandlung 'Horatius'[1]) nachdrücklich auf sie hinwies und sie in seiner Ausgabe (zuerst 1884) der einleitenden Darstellung der 'metrischen Kunst' zugrunde legte. Als Schöpfer der Theorie bezeichnet er den Philosophen Herakleides Pontikos; als ihr wesentliches Ziel, alle Versformen möglichst auf die beiden Grundformen des daktylischen und jambischen Sechsfüßlers zurückzuführen, die selbst ursprünglich eines gewesen seien.[2]) Das auf Grund dieser Theorie

1) Philolog. Unters., herausgeg. von KIESSLING und v. WILAMOWITZ, 2. Heft (1881) S. 64ff.

2) Gleich hier bemerke ich, daß man besser täte, Herakleides in unserer Frage aus dem Spiel zu lassen. Daß daktylischer Hexameter und jamb. Trimeter die ältesten Versmaße waren, wußte jeder, der den Margites für homerisch hielt. Herakleides hat (nach Athenaeus XV 701) lediglich entdeckt, daß beide Maße gleichzeitig vom Gott Apollo erfunden seien. Daß die Derivanten sich diese Entdeckung zu Nutze machten, um ihr System zu krönen, ist begreiflich, beweist aber nichts für Herakleides.

errichtete, ungewiß von wem durchgeführte metrische System liege den scheinbaren Neuerungen des Horaz zugrunde; aus ihm heraus sei auch das Metrum von I 10 *Mercuri facunde nepos* als beabsichtigte Variante des bereits I 2 gebrachten sapphischen Maßes zu verstehen, so daß denn nicht — wie Christ zuerst bemerkt hatte — neun, sondern elf verschiedene Metra an der Spitze des ersten Odenbuches ständen. Diese letzte Beobachtung hat, wenn ich nach mir selbst urteilen darf, vor allem dazu beigetragen, den Glauben an die Hypothese zu festigen. Vereinzelter Widerspruch, wie er mehr beiläufig von Wilh. Meyer erhoben[1]) oder mit unglücklicher Begründung von Jurenka[2]) vorgetragen wurde, blieb ohne Wirkung; Metriker vom Range von Wilamowitz und Leo[3])

1) Sitzungsber. d. bayr. Ak. d. W. 1889 S. 236fg.

2) Zeitschr. f. öst. Gymn. 1901, 673fg

3) Leo zuerst in dem wichtigen Aufsatz 'Die beiden metrischen Systeme des Altertums' (im folgenden zitiert 'Syst.'), Hermes 24 (1889) 280fg., in dem er gegen Westphals damals herrschende Auffassung zeigte, daß das hephästionische, die Verse auf ihre Grundmetra analysierende und dabei auch mit dem Antispast operierende System älter sei als das alle Verse in letzter Linie auf daktylischen und jambischen Hexameter zurückführende 'varronische' oder Derivationssystem. Leo erkannte im hephästionischen System das der alexandrinischen Grammatiker und führte das jüngere, dem er nahe Beziehungen zur Rhetorik zuschrieb, auf Pergamon zurück. Von Pergamon wird man jetzt absehen (vgl. u. a. Consbruch De veterum π. ποιήματος doctrina, Bresl. Philol. Abt. II 3, 1890, 91fg.); auch über das Verhältnis des Systems zur Rhetorik denke ich anders als Leo, brauche aber darauf hier nicht einzugehen. Was das chronologische Verhältnis angeht, so hat Leo gewiß Recht, sofern das ausgebildete derivierende System in Frage kommt (die Gegengründe von G. Schultz, Aus der Anomia [1890] S. 58fg., haben mich so wenig überzeugt, wie seine umstürzenden Thesen über die Metrik des Philoxenos); aber der Ursprung der Methode ist wohl sehr alt, älter als die alexandrinische grammatische Systematisierung der Metrik. — Leo ist auf die Geschichte der Metrik dann mehrfach zurückgekommen: Die plautin. Cantica (Abh. d. Gött. G. d. W. 1897), 64ff.; Ein metr. Fragm. aus Oxyrhynchos (zitiert im folgenden als 'Ox.'), Nachr. d. Gött. G. d. W. 1899, S. 495; Der saturnische Vers (Abh. d. Gött. G. d. W. 1905) S. 7fg. (über Caesius Bassus

behandelten die Frage als im Sinne von CHRIST entschieden; und wenn die landläufigen 'Übersichten' sich nach wie vor auf Mitteilung der Tatsachen beschränkten und es vermieden, sich auf eine Erklärung einzulassen, so konnte dies als unwissenschaftliche Rückständigkeit erscheinen. OTTO SCHROEDER analysierte 1911 in seinem für Anfänger bestimmten Leitfaden 'Horazens Versmaße' die sämtlichen Metra auf Grund jener Hypothese und formulierte nur noch entschiedener als seine Vorgänger und über Einzelheiten zu prinzipiellen Sätzen vordringend die wesentlichen Unterscheidungsmomente: mit einziger Ausnahme der Ioniker in III 12 gingen für Horaz alle Verse in Daktylen, Jamben und Trochäen auf; von der großartigen griechischen Kompositionslehre ('Stollengesetz') blieb nur die Forderung übrig, daß jeder Vers in Kola zerfallen müsse; Katalexe und Brachykatalexe waren vergessen, so daß denn z. B. das Glied *robur et aes triplex* (eigentlich Choriambus und Jambus) zu zwei Daktylen, der eigentlich vierhebige Parömiacus (‿ ‿ ‿ – ‿ ‿ ⁀–) *arboribusque comae* zu einem dreihebigen daktylischen Penthemimeres geworden ist. 'Choriambische, also die recht eigentlich äolischen Verse, waren dem äolisch-römischen Lyriker unbekannt.'

Gegen diese Darstellung, der zum mindesten das Verdienst eines konsequenten Zuendedenkens der Hypothese nicht abzusprechen ist, hat PAUL MAAS in einer vortrefflichen Rezension wohlbegründeten Einspruch erhoben.[1]) Ich muß bekennen, daß ich, als ich 1912 die erste Hälfte der 6. Auflage des von mir erneuerten KIESSLINGschen Kommentars in Druck gab, MAAS' Argumente nicht gebührend gewürdigt hatte; auch schienen mir manche von ihm nicht berührte Punkte unwiderleglich für CHRIST-KIESSLING zu sprechen. Aber nach Abschluß der Ausgabe bin ich zu der Frage zurückgekehrt und habe mich nun in der Tat, namentlich

und Varro). Wenn ich im folgenden LEO am öftesten widersprechen muß, so brauche ich doch kaum zu sagen, daß er es ist, von dem ich in diesen Dingen am meisten gelernt habe.

1) Berl. Philol. Wochenschr. 1911, 707 ff.

durch das Studium der Überlieferung der metrischen Theorien, davon überzeugen müssen, daß jene Hypothese unhaltbar ist. Ich fühle mich verpflichtet, das auszusprechen und so eingehend zu begründen, wie es die Wichtigkeit der Frage verlangt: hängt doch von ihrer Beantwortung die historische Bewertung der horazischen Verskunst zum guten Teile ab.

Kapitel I.

Grundsätzliche Fragen.

1.

Ich stelle einige Erwägungen allgemeiner Natur an die Spitze. Man tut gut, sich klar zu machen, daß das Derivationsprinzip an sich weder mit der Normalisierung der Quantitäten im Vers noch mit seiner Einteilung in zwei Kola notwendig verbunden ist. Bei den unbeschränkten Möglichkeiten der *variatio* konnte sich das Prinzip sehr wohl mit verschiedenen Versformen abfinden; und in der Tat zeigt z. B. der der Derivationslehre ergebene Metriker von Oxyrhynchos[1]), daß die alten Freiheiten durch diese Lehre keineswegs berührt wurden. Dagegen fordert die Beschränkung auf eine Ableitung, etwa des Glykoneus aus dem Hexameter, des alkaischen Elfsilblers aus Senar und Hexameter, sowie die Annahme, daß diese Entstehung in einer feststehenden Cäsur nachwirke, in der Tat einen bestimmten Bau des Verses; und dieser war der alten Lyrik nicht zu entnehmen. Die Theorie hat also entweder, ihre Entstehung in hellenistischer Zeit vorausgesetzt, jene Gesetze des Versbaus aus den zeitgenössischen Nachahmern der alten Lyriker abstrahiert: dann würde man auch für Horaz Nachahmung der hellenistischen Lyrik mindestens mit gleichem, wahrscheinlich aber mit viel besserem Rechte anerkennen als Befolgung der Theorie, und ferner — die hellenistischen Verse, soviel wir deren haben, stimmen nicht zur Theorie, und es wäre ein seltsamer Zufall, wenn uns gerade die für jene Theoretiker maßgeben-

1) Oxyrhynchos-Papyri CXX (Bd. II 1899), jetzt am besten zu lesen in Consbruchs Hephaestion (Lpz. 1906) S. 403 ff.

den sämtlich spurlos verloren wären. Oder: die Theorie ist nicht aus einer Praxis abstrahiert, sondern unabhängig von ihr, ja in einem gewissen Gegensatz zu ihr formuliert: das widerspricht aber allem, was wir von antiker Metrik wissen, die nicht normativ, sondern deskriptiv oder bestenfalls genetisch erklärend vorgeht.

Solche Erwägungen haben wohl mit bewirkt, daß Leo annahm[1]), die Teilung der Verse in *κόμματα*, wie sie die Derivationsmetrik lehre, habe mit der Cäsur gar nichts zu tun. Das System, wie wir es aus Caesius und den übrigen älteren Zeugen kennen, wisse nur von *membra* und *incisa*, deren Schlüsse mit den Cäsurstellen zum Teil zusammenfallen; auch Horaz habe nicht sowohl Cäsur in die 'logaödischen' Verse einführen, als die *κόμματα*, aus denen der Theorie nach der Vers bestand, vereinzeln und kenntlich machen wollen. Von diesen Behauptungen ist die erste halb, die zweite ganz unrichtig. Das Lehrbuch des Caesius sagt allerdings, soweit wir es besitzen, nichts von Cäsuren, und diese werden auch durch *adiectio* oder *detractio* einzelner Silben oder Silbengruppen nicht berührt; wo aber ein Vers durch *concinnatio* zweier Kola entsteht, fällt die Kommissur nicht nur zum Teil, sondern durchweg mit der Cäsurstelle zusammen. Und dann Horaz: nicht um seine Verse nach einem rhythmischen Prinzip zu modulieren, sondern lediglich um die 'Commata kenntlich zu machen', also um den metrisch ungeschulten Leser immer von neuem über die Herleitung des Verses aufzuklären, soll er sich die Mühe genommen haben, jeweils an einer bestimmten Stelle Wortschluß eintreten zu lassen! Das ist wohl das Ärgste, was einem rhythmisch stumpfen und pedantischen Verseschmied zugetraut werden kann. Ich sehe aber auch keinen Grund zu bezweifeln, daß Horaz seine 'Cäsuren' in den äolischen Versen ganz so verstanden hat und verstanden wissen wollte, wie die Cäsuren im Hexameter oder jambischen Trimeter. Der vielfache Zusammenfall von

1) Syst. 299 (300), 1.

Versteilung und Satzteilung, die Unbeliebtheit einsilbiger Worte vor der Cäsur[1]), die deutliche Parallelisierung von Kolonende und Satzende durch Verteilung zusammengehöriger Wortpaare auf beide Stellen (insbesondere von Substantiv und Adjektiv), ganz analog dem z. B. im Pentameter so gern geübten Brauch[2]) — alles das stellt die Auffassung der 'Cäsur' im 'logaödischen' Vers als solcher für mich außer Frage. Und somit bleiben die oben nachgewiesenen allgemeinen Aporien ungelöst.

2.

Fragen wir also, ob die Hypothese selbst in unserer Tradition so gut gegründet ist, daß wir genötigt sind, sie jenen Aporien zum Trotz gelten zu lassen. Da ist zunächst

---

1) Dieser Punkt fordert eingehende Behandlung im Zusammenhang mit der Lehre von der Synalöphe. Die einzelnen Versarten weisen interessante Unterschiede auf, auch in der Strenge der Vermeidung von zwei Monosyll. vor der Cäsur (nie im Asklepiadeus) und im Verhältnis der verschliffenen zu den nicht verschliffenen Monosyllabis. Ich kann darauf hier nicht eingehen und führe nur beispielsweise an, daß im sapph. Elfsilbler sich Monos. vor der Cäsur etwa in jedem 24. Vers findet (niemals unverschliffen nach Polysyll.): das entspricht genau dem Zahlenverhältnis in Tibulls Buch I, das nach den Zusammenstellungen von Braum (De monosyllabis ante caesuras hexametri latini collocatis, Diss. Marburg 1906: sehr nützlich als Materialsammlung, in der Beurteilung der Tatsachen weiche ich vielfach ab) alle früheren Hexametriker (außer Catull) in diesem Punkte an Sorgsamkeit weit übertrifft. — Voraussetzung ist übrigens für Zulassung der Monos. am Vers- wie am Kolonende Wegfall jeder Sprechpause danach; daher sehr häufig Interpunktion vor dem oder den Monos. (auch das gilt für den Hexameter, z. B. bei Properz sehr ausgeprägt); ein Vers wie *sed non haec mihi vis, nec tibi talium* IV 8, 9 ist ganz singulär. Diese Beobachtung führt auch unmittelbar auf den Grund der ganzen Erscheinung, die Leo einst irrig aus den rhetorischen Regeln für den prosaischen Satzschluß herleitete (de Stati silvis, Gött. Progr. 1892/93 p. 7); auch mit dem Wortakzent hat sie nichts zu tun, wie gleichfalls die horazische Praxis deutlich machen kann.

2) S. darüber Th. Reichardt, de metrorum lyricorum Horatianorum artificiosa elocutione, Diss. Marburg 1889.

zu bemerken, daß eine einheitliche Tradition über die horazischen Metra, der wir uns einfach anschließen könnten, gar nicht existiert. Der arglose Anfänger könnte z. B. meinen, das System, das ihm Schroeder in so imponierender Geschlossenheit und mit so apodiktischer Sicherheit vorträgt, sei in dieser Form überliefert, aber weit gefehlt: Schroeder greift z. B. für den alkaischen Elfer und Zehner eine der verschiedenen von Caesius Bassus gebotenen Analysen heraus, während er den Neuner nach Atilius Fortunatianus, den Asklepiadeus nach Diomedes erklärt und nicht nur in der Analyse der Verse von I 8 *Lydia dic per omnes* und *hoc deos oro Sybarin cur properes amando*, sondern auch in der Auffassung des katalekt. jamb. Trimeters und des größeren Asklepiadeus wie auch des Sapphikers in I 10 *Mercuri facunde nepos Atlantis* sich von aller antiken Tradition entfernt. Man sollte meinen, wenn dem Horaz eine Metrik der lesbischen Verse vorlag, die ihm bis in die Regelung der Cäsuren und der einzelnen Silbenquantitäten zur bindenden Norm wurde, so hätten es ein Caesius sowohl wie seine Vorgänger und Nachfolger leicht gehabt, diese Metrik zu studieren und ihren Zöglingen daraus ein sicheres Verständnis der *metra Horatiana* zu erschließen. Statt dessen wird der, der von den antiken statt von den modernen Metrikern ausgeht, den deutlichen Eindruck gewinnen, daß jene, weit entfernt von der Einmütigkeit der Modernen, an den horazischen Versen selbst auf eigene Faust die Analyse vorgenommen haben.

Diese Analyse tritt uns zuerst ungefähr gleichzeitig in der Praxis Senecas[1]) und in der Lehre des Caesius Bassus entgegen, also 80 bis 90 Jahre, nachdem Horaz Oden zu dichten begann. Da Caesius gegen Vorgänger polemisiert, ist die analytische Methode, wenn auch vielleicht nicht ihr völliger Ausbau, älter als er. Aber aus welchem Grunde behauptet man — abgesehen zunächst von den Schlüssen aus

---

1) Leo, Seneca I 132 fg.

Horaz selbst — sie sei älter als Horaz? Einzig und allein deshalb, weil das Prinzip der Derivationsmetrik älter als Horaz sei, da es uns schon bei Varro begegne. Wir müssen also fragen, was wir denn von Varros metrischen Sätzen wissen oder mit einiger Sicherheit vermuten können.

Varro hat aus dem jambischen Senar durch *adiectio* oder *detractio* abgeleitet den jambischen Octonar, den trochäischen und jambischen Septenar, den katal. jambischen Dimeter, wahrscheinlich auch den katalektischen Trimeter, die trochäische Tripodie (Ithyphallicus) und den katalektischen trochäischen Trimeter. Er hat ferner mit denselben Mitteln aus dem daktylischen Hexameter abgeleitet den katalektischen Tetrameter und das erste Glied des archilochischen Asynarteten *Ἐρασμονίδη Χαρίλαε χρῆμά τοι γελοῖον*, wahrscheinlich auch das daktylische Penthemimeres und die clausula ⏖ – ⏑ ⏑ – ⏒. Durch Zusammenfügung zweier Kommata ließ er den eben genannten archilochischen Vers entstehen, vielleicht auch den Saturnier: aber das ist mindestens ganz ungewiß.[1]) Man sieht: soweit wir Varros metrische Analysen kennen, unterscheiden sie sich von denen des Hephaestion eigentlich nur durch die Formulierung, die sich danach richtet, daß der Begriff der Katalexe fehlt und daß von den Versen, Trimetern und Hexametern, nicht von den Füßen ausgegangen wird. Wenn aber Varro das *Ἐρασμονίδη Χαρίλαε* als daktylischen Trimeter mit vorgeschobener Silbe, Hephaestion dasselbe als anapästisches Kolon bezeichnet, so läuft auch das ja im Grunde auf eines hinaus. Dafür, daß Varro nach Analogie jenes Asynarteten nun auch, mit prinzipiellem Verzicht auf viersilbige Füße, äolische Kola in je zwei Kommata zerlegt und diese wieder aus Trimeter oder Hexameter hergeleitet hätte, fehlt jeder Beleg. Man wird zunächst geneigt sein, dies daraus zu erklären, daß Varro über die Maße der äolischen Lyrik zu reden gar keinen Anlaß hatte: stammen die metrischen Sätze, die uns erhalten sind, aus der Schrift *De*

---

1) S. über das alles die Ausführungen unten S. 36 fg.

sermone Latino (wie Ritschl opusc. III 382 fg. nachzuweisen versuchte), so ist es begreiflich, daß er sich hier um Metra nicht kümmerte, die in lateinischer Sprache noch nicht oder doch nur ganz vereinzelt nachgebildet waren. Es bliebe danach die Möglichkeit, daß die durch Varro, und dann wieder, unabhängig von ihm, durch Horazens Lehrer überlieferte griechische Metrik die Derivationsmethode auch auf die äolischen Maße anwendete. Nun kennen wir aber glücklicherweise aus anderem Zusammenhange als dem bisher besprochenen Varros Auffassung des Phalaeceus: Caesius Bassus nennt unter seinen sieben *divisiones* des Phalaeceus an fünfter Stelle die Ableitung aus dem Sotadeus durch *detractio* eines Anapäst (‒ ‒ [⏑ ⏑ ‒] ‒ ⏑ ⏑ ‒ ⏑ ‒ ⏑ ‒ ‒) und fügt hinzu: *ex quo non est mirandum quod Varro in cynodidascalico phalaecium metrum ionicum trimetrum appellat, quidam ionicum minorem* (GL VI 261, 18; sat. fr. 230 B.). Aus den einführenden Worten[1]) ist erstens zu schließen, daß Caesius hier auf eigene Faust eine Erklärung von Varros Bestimmung gibt, die sich aus dessen Worten nicht entnehmen ließ, d. h. daß Varro in der Satire nur beiläufig und ohne nähere Begründung seiner Definition auf den Phalaeceus zu sprechen kam; und dann folgt weiter, daß Varro auch anderswo diesen zu seiner Zeit in Rom vielverwendeten Vers nicht behandelt hat — sonst hätte Caesius nicht zu der unklaren Äußerung in der Satire zu greifen gebraucht —; d. h. er hat sich in seinen metrischen Studien um die zeitgenössische Produktion nicht gekümmert, sondern in erster Linie, wenn nicht ganz ausschließlich, die altlateinischen Verse im Auge gehabt. Was ihn in jener Satire auf die Definition des Phalaeceus geführt hat, wissen wir nicht; definiert aber hat er ihn als ionischen Trimeter, also, wie Westphal[2]) richtig verstanden hat, skandiert (⏑⏑) ́‒ ‒ | ⏑ ⏑ ‒ ⏑ ‒ ⏑ ‒ ‒, d. h. als *τρίμετρον ἀνακλώμενον*. Dann hat freilich Caesius zu Unrecht bei Varro eine Bestätigung seiner fünften *divisio*

1) S. dazu unten S. 57, 1.

2) Metr. d. Griechen [3] I 117, II 242. Wilamowitz, Mélanges H. Weil (Par. 1898) 452.

zu finden geglaubt[1]); Varros Benennung beweist, daß er den Phalaeceus nicht ‘derivierte’, sondern hier — und dann doch wohl auch bei anderen äolischen Maßen — ganz einfach mit viersilbigen Füßen zu operieren gelernt hatte, wie es die alexandrinische Metrik tut. Nun bleibt noch der Ausweg, daß Varro in seiner Jugend, als er seine Menippeen schrieb, noch der alexandrinischen Metrik anhing und erst in späteren Jahren zur Derivation überging; ein bedenklicher Ausweg, den man nur beschreiten dürfte, wenn feststünde, daß die beiden metrischen Systeme wirklich von Anfang an rein und unvermischt nebeneinander bestanden haben. Da ist aber sehr zur rechten Zeit der Fund des Metrikers von Oxyrhynchos gekommen: auch dieser ‘deriviert’, z. B. das Anakreonteum aus dem Phalaeceum durch Streichung der drei ersten Silben: – – – | ◡ ◡ – ◡ – ◡ – ◡: aber das Phalaeceum selbst hat er, da er von der *πρώτῃ διποδίᾳ* spricht, nicht etwa aus einem daktylischen Komma – – – ◡ ◡ – und einem jambischen ◡ – ◡ – ◡

1) Caesius meint doch wohl, der Phalaeceus habe ein Recht auf den Namen Ionicus, weil er aus diesem entstehe: so erklärt er 262, 25, der Galliambus habe ein Recht auf den Namen *iambicus*, denn *eum ex iambico quoque trimetro nasci.* So hat auch Terentianus den Caesius verstanden, wenn er 2845 paraphrasiert *genus hoc phalaeciorum . . . Varro ad legem redigens ionicorum hinc natos ait esse.* Er fügt hinzu *sed minores* (vgl. 2884 *numero pedum minores*), hat also in seinem Caesiustext nicht *quidam* (statt dessen man *alii* erwarten sollte), sondern, wie WESTPHAL zu schreiben vorschlug (a. a. O.), vermutlich *et quidem* gelesen und *minorem* auf den Gegensatz des Trimeters zum Tetrameter bezogen. Dies m. E. mit Unrecht: *ionicus minor* kann nur, wie sonst bei lateinischen Metrikern (z. B. Apth. 64, 9; 89, 28; 93, 2 u. ö., vgl. *ionicus maior* in einem Exzerpt aus Caesius selbst 91, 24; Diomedes 506, 2) den *ionicus a minore* meinen (LEOS Deutung als Übersetzung von *παριωνικός* [Ox. 499] war ein Fehlgriff, zu dem ihn die törichte Erklärung des Terminus *παρίαμβος* bei Apth. 44, 44 — *παρά enim graeci minus dicunt* — nicht hätte verführen sollen). Caesius meint also, bei Varros Auffassung sei aus dem *ionicus maior* durch Tilgung der drei Silben ein *ionicus minor* geworden, wie sonst durch Tilgung von zwei Silben im Anfang (Apth. 91, 17 nach Caesius). Den Sotadeus faßte Caesius gleichfalls als Trimeter auf *adsumptis in ultima duabus longis* (ebenda 25).

entstehen lassen, sondern einfach so skandiert: ⏓ – – ⏑ | ⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏓, d. h. Antispast, Jambus, katal. Jambus, und vom Asklepiadeer gibt er ganz entsprechend den *κανών* ⏓ – – ⏑ | ⏑ – – ⏑ | ⏑ – ⏑ ⏓. LEO hat (Ox. 507) ausdrücklich davor gewarnt, aus diesem Buch 'eine Entwicklungsphase der metrischen Theorie zu konstruieren, aus der die schärfere Trennung der beiden Systeme erst hervorgegangen wäre': ich glaube, die varronische Analogie wird eben diese Konstruktion sehr wahrscheinlich machen. Ist es doch im Grunde eine *petitio principii*, die 'scharfe Trennung der beiden Systeme' als erste Phase anzusehen: und nicht einmal, dünkt mich, eine wahrscheinliche. Wahrscheinlich wäre vielmehr, schon a priori, daß die Derivationsmetrik nicht allseitig und konsequent durchgebildet dem Haupte ihres Schöpfers entsprang, sondern zunächst auf den Gebieten, wo sie ohne jede Gewaltsamkeit durchzuführen war, versucht wurde, also bei den einfachen jambischen, trochäischen und daktylischen Maßen und bei den aus ihnen kombinierten Asynarteten. Die hier geübte Betrachtungsweise wurde dann auf die komplizierteren, von den Alexandrinern nach viersilbigen Metra analysierten Reihen so übertragen, daß man sich umsah, ob sich aus längeren Versen andere, weniger umfängliche, durch Streichung einiger Silben absondern, vielleicht auch durch Umstellung andere gewinnen ließen: der Gesichtspunkt ist hier, nach dem Oxyrhynchiten zu urteilen, nicht der einer historisch-genetischen Erklärung, sondern der einer praktisch brauchbaren und leicht merkbaren Veranschaulichung gewesen.[1]) Zum einheitlichen System wurde das erst als man auch für diese Maße Herleitung aus Senar und Hexameter postulierte; das ließ sich für die *καθαρά* so erreichen, daß man, in unmittelbarer Fortsetzung der alexandrinischen Lehre von der *ἐπιπλοκή*, Metra wie die Choriamben oder Ioniker als solche aus Daktylen ableitete, etwa wie es Caesius Bassus 264, 5 tut; dann konnte man die einzelnen Verse aus den so gewonnenen Metra zusammensetzen. Für die *ἐπίμικτα*

---

1) S. dazu unten S. 55.

mußte man, um die Vereinigung verschiedener Metra in einem Kolon und damit die Hauptschwierigkeiten der alexandrinischen Metrik zu vermeiden, weiter gehen: erst der letzte Schritt auf der Bahn der Derivation wird es gewesen sein, daß man auch diese Maße direkt auf die aus zwei- und dreisilbigen Füßen bestehenden Verse zurückführte, was dann freilich nur mit Hilfe der Zerlegung in Kommata möglich war: und dafür, daß dieser Schritt schon vor Horaz, daß er überhaupt je von einem griechischen Metriker getan worden sei, vermisse ich jeden Beweis.

3.

Wie steht es nun mit dem zweiten, nach Kiessling (Einl. S. 5) durch Varro überlieferten Grundgesetz dieser Theorie *omnis versus κατὰ τὸ πλεῖστον in duo cola dividitur?* [1]) Hiernach soll jeder Vers, d. h. jede über zwei Dimeter hinausgehende Reihe ([*versus*] *incipit autem a dimetro* Apth. 55, 12) in zwei Kommata zerlegbar sein; so habe man denn z. B. den sapphischen Elfsilbler aus der *concinnatio* eines troch. und eines jamb. Komma erwachsen lassen, und Horaz habe, um die Kommata als solche sinnfällig empfinden zu lassen, nach der fünften Silbe eine Cäsur eintreten lassen. Kiessling scheint danach, ähnlich wie Leo (s. oben S. 6) angenommen zu haben, daß erst Horaz aus jenem ursprünglich rein theoretisch gemeinten Grundgesetz die praktische Konsequenz der Cäsur gezogen habe. — Hiergegen ist zunächst zu sagen, daß die oben zitierte Formulierung des Gesetzes gewiß nicht von Varro herrührt. Weder ist diesem zuzutrauen, daß er die Worte *κατὰ τὸ πλεῖστον* unübersetzt aus einer griechischen Quelle herübernahm [2]), noch ist wahrscheinlich, daß er

1) So Marius Victorinus, oder vielmehr Apthonius (als solchen zitiere ich ihn im folgenden) GL VI 54, 4.

2) Der Gewährsmann des Apthonius hat das vermutlich nur der Sicherheit wegen getan, weil er sich über die Bedeutung der Worte nicht ganz klar war. Gemeint war wohl mit diesem *plerumque*, daß gelegentlich auch Teilung in drei Kola vorkommt, z. B. wenn der Hexameter zwei Cäsuren aufweist.

die Glieder, in die ein Vers zerfällt, als *cola* bezeichnet hätte: noch bei Caesius Bassus zeigt sich, wie CONSBRUCH bemerkt hat[1]), die alte Auffassung, daß die Strophe oder Periode sich aus Kola zusammensetzt, der Vers dagegen in Kommata zerfällt, und dieselbe Terminologie müssen wir bei Varro voraussetzen. Über seine Lehre vom Vers belehrt uns authentisch nur das leider verderbt überlieferte Zitat des Apthonius 55, 11 (fr. 69 WILM.[2]) *versus est ut Varroni placet verborum iunctura quae per articulos et commata ac rhythmos* (Variante: *arhythmos*) *modulatur in pedes*, aus dem allerdings, wie man es auch emendieren und interpretieren mag[3]), soviel hervorzugehen scheint, daß Varro die Teilbarkeit in Kommata als wesentlich für den Vers betrachtete. Daß diese seine Lehre irgendetwas mit der Derivationstheorie zu tun hat, ist weder bewiesen noch auch nur wahrscheinlich: alles spricht dafür, daß lediglich gemeint war, jeder 'Vers' müsse eine Cäsur haben. Zur Begründung dieser Forderung wird bei Aptho-

---

1) A. a. O. (oben S. 3, 3) 75.

2) Ich gebe für die Varrofragmente nur die WILMANNSschen Zahlen, da sie hiernach leicht auch in der letzten Sammlung von GÖTZ und SCHÖLL (in der Ausgabe von de lingua lat., Lpz. 1910) zu finden sind.

3) Auffällig zunächst die Verbindung *articulos et commata*: man faßt hier, soviel ich sehe, durchweg *articuli* als *cola*, aber, abgesehen von der seltsamen Verbindung eines lateinischen und eines griechischen Terminus, nirgends brauchen m. W. die Metriker und Grammatiker *articulus* im Sinne von *membrum*, sondern entweder als *caesum*, neben *membrum*, oder im Sinne von 'Gelenk' für die Versstelle, an der die beiden Membra zusammenhängen. Dazu kommt, daß wir guten Grund haben, dem Varro die Lehre von Kola und Kommata als Bestandteilen des Verses nicht zuzutrauen: s. oben. Ich glaube also, *commata* war als Erklärung von *articuli* beigeschrieben und ist dann in den Text gedrungen: vgl. 54, 11; 79, 6, wo *membra* durch *cola* glossiert war. Für *arhythmos* hat WESTPHAL εὐρύθμως vermutet: ich ziehe ἐνρύθμως vor, vgl. Varro selbst: *poema est lexis enrythmos*, *id est verba plura modice in quandam coniecta formam* sat. fr. 398 B. — *Verborum iunctura* sehr mit Bedacht gesetzt: der στίχος ist die geschriebene Zeile, im Gegensatz zum metrischen Schema. Vgl. übrigens Herodians Definition στίχος ἐστὶ συλλαβῶν καὶ λέξεων σύνθεσις. Heph. p. 326 C.

nius der Satz *omnis versus in duo cola dividitur* herangezogen für die Cäsur des Hexameters 65, 32; 70, 16, obwohl doch dieser Vers auch bei den Derivanten nicht als deriviert gegolten hat; und in unmittelbarer Beziehung zu jener Formulierung steht 54, 16fg. die Unterscheidung von διαίρεσις und τομή.[1]) Varro selbst hat über die Cäsur des Hexameters gehandelt: *M. Varro in libris disciplinarum scripsit, observasse sese in versu hexametro, quod omnimodo quintus semipes verbum finiret et quod priores quinque semipedes aeque magnam vim haberent in efficiendo versu atque alii posteriores septem, idque ipsum ratione quadam geometrica fieri disserit.* Gell. n. a. XVIII 15. Wenn, wie auch LEO annimmt (Syst. 299, 1), die von Heliodor und Hephaestion[2]) behandelte Cäsurlehre ein 'ursprünglicher Bestandteil der alexandrinischen Metrik' war, so halte ich LEOS Annahme für undenkbar, daß Varro hiervon

---

1) p. 54, 16 *ergo versus cum ex ea qua coniunctus erat parte dissolvitur, cola efficit; cum vero ex qua ⟨non⟩ coniunctus erat parte absciditur, particula, quae divulsa ex eo est, comma dicitur, ut in illis versus solvatur, in his caedatur.* Daß hier *coniunctus* nichts mit *concinnatio* zu tun hat, ist sicher; ich nehme an, daß an die *iuncturae pedum* oder *syzygiarum* zu denken ist und habe daher *non* vor dem zweiten *coniunctus* eingefügt. WILMANNS (de Varr. libris grammaticis p. 67, 2) setzte es vor das erste und dachte also an die *syzygiae* selbst; aber es liegt in der Natur der Sache, daß das *coniunctum solvitur,* das *non coniunctum absciditur.* Natürlich schreibe ich die Sätze nicht wie WILMANNS (fr. 68) dem Varro zu.

2) In seinem ausführlichen Werk, nicht im erhaltenen Handbüchlein: daß er hier von der Cäsur ganz schweigt, erklärt sich leicht daraus, daß sie für die μετρική im strengen Sinne nicht in Betracht kommt: die Analyse der μέτρα ist ja von der Cäsur ganz unabhängig. Für die pythagorisierende μουσική (vgl. schon die Pythagoreer des Aristoteles metaph. N 6 p. 1095 a, USENER, Altgr. Versbau 41) ist sie dagegen ebenso wichtig, wie für die Praxis des Versbaus; und eben dieser mag Hephästion in seinem Hauptwerk größere Beachtung geschenkt haben. LEOS Behauptung, daß Caesius nichts von der Cäsur gewußt habe (a. a. O.), rechnet nicht damit, daß wir seine Behandlung der *metra simplicia* nicht besitzen: Terentianus bespricht 1669 ff. die Cäsuren des Hexameters, und ich sehe keinen Grund zu der Annahme, daß er sich gerade hier von Caesius emanzipiert habe.

nichts gewußt habe, sondern erst durch eigene Beobachtung auf die Existenz einer Cäsur des Hexameters geführt worden sei. Vielmehr hat er offenbar im Gegensatz zu der seiner Zeit geläufigen Annahme mehrerer gleichberechtigter Cäsuren aus der Analyse lateinischer Hexameter die Penthemimeres als die Normalcäsur feststellen zu können gemeint und daran seine 'geometrische' Spekulation geknüpft. Bestätigt wird dies durch Augustin, der uns, wie Weil gesehen hat[1]), de musica V 26 eben jene *ratio geometrica* überliefert, und der auch seinerseits behauptet, die Hexameter Vergils wiesen mit wenigen Ausnahmen die Penthemimeres auf.[2]) Augustin nun liefert uns auch die bestimmteste Formulierung der in Varros Definition angedeuteten oder vorgebildeten Lehre vom Vers: *scias a veteribus doctis definitum et vocatum esse versum, qui duobus quasi membris constaret certa mensura et ratione coniunctis* (de mus. III 4): d. h. er fordert vom Vers nicht nur eine Cäsur, sondern verlangt diese Cäsur stets an einer und derselben Stelle des Verses (ob diese Zuspitzung schon varronisch ist, steht dahin). Von der Derivationstheorie aber weist sein Buch keine Spur auf[3]): ich meine, das vervollständigt den Beweis dafür, daß wir es in dem fraglichen Satze Varros wirklich mit einer Theorie der Cäsur zu tun haben, die in gar keiner Beziehung zu seiner Ableitung der Metra steht.

Nun könnte man behaupten, Horaz habe, auch ohne z. B. den sapphischen und alkaischen Elfsilbler zu 'derivieren',

---

1) Études de litt. et de rythmique grecques (Par. 1902) p. 142fg. (aus Fleck. Jahrb. 1862).

2) Ebd. III 3 *ab hoc versu* (sc. *arma virumque cano*) *usque ad quem volueris explora singulos; invenies finitam partem orationis in quinto semipede*; etwas vorsichtiger V 9 *partem orationis in quinto semipede semper aut paene semper terminari.*

3) Die gegenteilige Behauptung Grafs (Rhythmus und Metrum [Marburg 1891] 67) ist irrig, sehr fraglich überhaupt, ob Augustin wirklich, abgesehen von der Terminologie, 'durchaus auf den Bahnen des sog. älteren (varron.) Systems wandelt'. Augustin will keine Metrik schreiben, und von Varros musikalischen Lehren wissen wir noch weniger als von seinen metrischen.

sich durch jene 'varronische' Theorie für verpflichtet gehalten, die Cäsur in diese Verse einzuführen. Um darüber mit Sicherheit zu urteilen, müßten wir zunächst wissen, welche Metra denn Varro als 'Verse' aufgefaßt hat. Nach Kiessling jede über das Maß eines Dimeters hinausgehende Reihe: also den Elfsilbler, aber nicht z. B. Glykoneen und Pherekrateen. Er beruft sich dafür auf Apthonius, der nach dem besprochenen Varrozitat fortfährt *incipit autum (versus) a dimetro et procedit usque ad hexametrum, in his dumtaxat versibus qui per singulos pedes dirimuntur, in illis autem qui per dipodiam, usque ad tetrametrum vel pentametrum, non numquam hexametrum procedit* p. 55, 12fg. Man braucht nur daneben zu halten, was Aristides Quintilianus p. 33, 15 J. vom *δακτυλικόν* sagt: *ἄρχεται δὲ ἀπὸ διμέτρου καὶ πρόεισιν ἕως ἑξαμέτρου*, und vom *ἰαμβικόν* p. 34, 19: *ἀρξάμενον ἀπὸ διμέτρου προχωρεῖ μέχρι τετραμέτρου καὶ βαίνεται κατὰ διποδίαν*, um zu erkennen, daß es sich bei jener Bestimmung des Apthonius nicht um eine Unterscheidung des zusammengesetzten 'Verses' vom einheitlichen Kolon handelt[1]), sondern um eine Bestimmung für die *μέτρα* im allgemeinen, welche — so müssen

1) Die Begrenzung des *versus* hier hat also nichts zu tun mit der vorher 54, 6 von Apthonius gegebenen: *his* (nämlich *commatis et colis*) *quidam adiungunt stichum, id est versum, sub huiusmodi differentia ut sit versus qui excedit dimetrum, colon autem et comma intra dimetrum. erit itaque colon, cum integrae fuerint syzygiae, comma vero cum imperfectae.* Die griechische Fassung dieses Passus liegt uns noch vor in den Hephästionscholien p. 262, 2 C: *διαφέρει στίχος καὶ κῶλον καὶ κόμμα. στίχος μὲν γάρ ἐστι τὸ ὑπὲρ δίμετρον καὶ ἔστι τοῦ μεγέθους τοὔνομα, κῶλον δέ ἐστι καὶ κόμμα τὰ ἐντὸς διμέτρου. ἀλλὰ κῶλον μὲν καλεῖται, ὅταν ὁλόκληροι ὦσιν αἱ συζυγίαι, κόμμα δέ, ὅταν ἀτελεῖς.* Man sieht deutlich, wie Apthonius diesen Passus schlecht und recht in die aus anderen Quellen geschöpfte Ausführung, in der des *στίχος* nicht gedacht war, hineingepaßt hat: daher die Wiederholung der schon vorher (54, 1 fg.) gegebenen Unterscheidung von Komma und Kolon (Schultz hat das nicht bemerkt und hat daher in seiner Analyse des Kapitels, die auch sonst nicht glücklich ist, fehlgegriffen, p. 44 der für die Analyse des Apthonius wegweisenden Dissertation Quibus auctoribus Aelius Festus Apth. de re metr. usus sit, Bresl. 1885).

wir Varro, dem sich Apthonius, wie ich glaube, auch hier anschließt, verstehen — *versus* sein können, wenn sie nämlich Cäsur aufweisen. Auch hier bestätigt Augustin, der III 20 fg. als Mindestmaß des Verses 4 Füße, d. h. 2 Syzygien oder 8 *tempora* ansetzt, als Höchstmaß 32 *tempora*: das ist auch die Grenze des *μέτρον* nach den Hephästionscholien p. 120, 1; 210, 21 (Heliodor: Hense, Heliod. Unters. p. 117). Augustin begründet die Zahl 32 = 4 × 8 durch das Gesetz der *progressio quaternaria* (vgl. über diesen *pulcherrimus progrediendi modus* I 24): man wird diese pythagorisierende Hochschätzung der Vierzahl angesichts der sonstigen Beziehungen des Buches de musica zu Varro mit dessen bekannter Vorliebe für vierfache Gliederung in Zusammenhang bringen dürfen. Dann ist bei der Bestimmung des Umfangs der dipodischen Verse gemeint: er richtet sich nach dem Umfang der Füße: bei vierzeitigen Füßen, also z. B. beim Anapäst, geht er bis zum Tetrameter, d. h. bis zu 32 *tempora*, bei dreizeitigen können es auch 5, beim Pyrrhichius auch 6 *metra* sein: mehr nicht, denn *hexameter versus metrorum omnium finis ac summa* Apth. p. 53, 21 *οὐδὲν μέτρον ἐστὶν ὑπὲρ τὸ ἑξάμετρον* schol. Heph. 132, 8. Wundern wir uns aber, wie Varro etwa die Anerkennung des jambischen Dimeters mit seiner Forderung einer festen Cäsur vereinigen konnte, so müssen wir uns über das Gleiche bei Augustin wundern, der V 23 den jambischen Dimeter ausdrücklich zu den *versus* rechnet. Zu den *versus* rechnet er außer Hexameter, jamb. Trimeter und troch. Septenar (V 5; 7) auch den Asklepiadeus und Phalaeceus (VI 12; 15), aber weder den Glykoneus und Pherekrateus (IV 35), den alkaischen Neun- und Zehnsilbler (IV 19), noch auch — und dies ist nun sehr wichtig, aber bisher wie es scheint stets übersehen — den alkaischen und sapphischen Elfsilbler (IV 36; 18): das sind zwar *metra*, aber keine *versus*[1]): ein-

---

1) Einen besonderen Namen für diejenigen *metra*, die nicht *versus* sind, hat Augustin nicht; für Varro ist wohl das Gleiche anzunehmen. — Den Schlußsatz des Apthoniuskapitels *de versu (versus autem distat a metro, quod in versu statim auditur et metrum, in metro non statim*

fach weil sie der Forderung der Cäsur nicht entsprechen. Es ist ganz ausgeschlossen, daß diese Unterscheidung von Augustin selbst herrührt; weder die Lehre der jüngeren lateinischen Metriker, noch die Beobachtung der horazischen Praxis bot ihm dazu einen Anhalt. Dann gibt er also ältere, varronische oder vorvarronische Lehre wieder. Diese müßte also davon ausgegangen sein, daß zwar Phalaeceus und Asklepiadeus, nicht aber alkaischer und sapphischer Elfsilbler mit Cäsur gebaut werden; und erinnern wir uns daran, daß jene in hellenistischer Zeit vielfach *κατὰ στίχον* verwendet worden sind, diese nicht, so wird uns der Unterschied der Praxis und damit die *ratio* der Nomenklatur deutlich. Es erhellt aber zugleich, daß diese Theorie nun und nimmer den Horaz dazu veranlassen konnte, in den elfsilbigen Kola seiner äolischen Strophen die Cäsur durchzuführen.

4.

Es hat sich gezeigt, daß uns die Überlieferung nicht das Recht gibt, das System der Horazmetrik, das uns zuerst bei Caesius Bassus begegnet, kurzweg als 'varronisches' System zu bezeichnen. Erst Horazens Oden sind es gewesen, die die römischen Derivanten dazu veranlaßten, die von ihm gebrauchten äolischen Metra in den Kreis ihrer Lehre einzubeziehen. Zu dieser Annahme führt nicht nur ein *argumen-*

versus 56, 12) verstehe ich leider nicht sicher, vielleicht ist gemeint 'wenn ich einen Phalaeceus rezitiere, so hört man sogleich, daß das ein ionischer Trimeter ist; deute ich dagegen das Schema eines ionischen Trimeters an, so hört man noch nicht, ob das ein Phalaeceus sein soll, denn dazu wird er erst durch die Cäsur.' Dann wäre *metrum* hier 'abstrakt' gemeint, wie in der von Diomedes 513, 1 zitierten Distinktion (*Varro dicit inter rhythmum et metrum hoc interesse quod inter materiam et regulam* fr. 66 W.); das hindert aber nicht, daß Varro daneben auch eine konkrete Silbengruppe wie *sic te diva potens Cypri* als *metrum* bezeichnet hätte. — In jener Distinktion bedeutet übrigens *regula* nicht 'Maßstab, nach dem der ungeteilte Stoff zerlegt wird' (so Graf a. a. O. 64), sondern das Richtscheit *κανών*, das dazu dient, einer Masse festbegrenzte Form zu geben; vgl. *materia* (eines Estrichs) *ad regulam et libellam exigitur* Plin. n. h. 36, 188.

tum ex silentio, sondern auch die Komposition der älteren uns kenntlichen Abrisse. Sie geben keine umfassende systematische Darstellung, in der auch die horazischen Metra Platz finden, sondern hängen ihrer nach den einzelnen Füßen mehr oder weniger systematisch geordneten Übersicht ein Kapitel *de metris Horatianis* an, in dem, nach der Reihenfolge der Oden, diejenigen Metra analysiert werden, die nicht in jener Übersicht bereits ihre Stelle gefunden hatten oder zwanglos finden konnten. Einen solchen Traktat de metris Horatianis hat nach Schultz' schönem Nachweis[1]) der Metriker, den Diomedes ausschreibt, mit einigen anderen Verslisten in eines zu verschmelzen gesucht, um den verschiedenen Ursprung zu verdecken, unbekümmert darum, daß nun bunteste Unordnung entstand. Der Traktat vertritt, wie gleichfalls Schultz gezeigt hat, mehrfach Lehren, die älter sind als Caesius Bassus, der gegen sie polemisiert: daraus allein könnte freilich auf das Alter des Ganzen nicht geschlossen werden; aber jene Lehren stimmen zur Tendenz des Ganzen so wohl, daß wir in der Tat ein einheitliches und dann wohl das früheste uns kenntliche System der horazischen Metrik in ihm sehen dürfen. Hier, und hier zuerst, begegnet uns die Tendenz, die äolischen Metra soweit irgend möglich aus den beiden Grundformen des daktylischen und jambischen Sechsfüßlers herzuleiten; hier die Vorstellung, daß mit dieser Herleitung der Ursprung der Verse, also ihre metrische Natur erklärt sei: und erst aus dieser Vorstellung heraus konnten die Normalformen der Verse als die einzig berechtigten aufgefaßt, aus der Derivation also bestimmte Gesetze für den Versbau, bis in die Quantität der einzelnen Silben hinein, entnommen werden.[2]) Charakteristisch ist der geringfügige Gebrauch, der

---

1) Hermes 22 (1887), 260.

2) *Haec metra, quae ex commatibus constant, unde partes habent, inde et pedes sumunt* 508, 31. — Übrigens erklärt auch Diomedes den Vers *hoc deos vere* etc. einfach als choriambisch und *miserarum est neque amori* als ionisch; ganz glatt ging also die Rechnung auch bei seinem Gewährsmann nicht auf.

von der concinnatio gemacht wird: von den Odenmaßen wird nur der alkaische und sapphische Elfsilbler durch Zusammenfügung zweier Kommata erklärt. Um so ungenierter wirtschaftet dieser Metriker mit der uns von Varro her vertrauten adiectio und detractio[1]): er läßt den Asklepiadeus entweder aus dem elegischen Pentameter durch Wegfall einer Silbe, oder aus dem Hexameter durch Tilgung zweier Silben in der Mitte und zweier am Schlusse entstehen (– – – ⏑ ⏑ – [⏑ ⏑] – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓ [– –]), den Vers *solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni* durch Einfügung einer Silbe (der drittletzten) in den Hexameter, den alkaischen Zehnsilbler gar durch Streichung von sechs Silben aus dem Hexameter heraus (– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ [⏑ – – – ⏑ ⏑] – ⏓): wie man sieht, ein ganz mechanisches Operieren mit dem Versschema, ohne jedes Gefühl für Wirklichkeiten der Verskunst. Wenn dieser Traktat Horaz zeitlich am nächsten steht, so steht er ihm doch künstlerisch am fernsten: von ihm Aufschlüsse über Horaz' eigene Auffassung erbitten, heißt vor die unrechteste Schmiede gehen.

Das Buch des Caesius Bassus[2]) de metris hat demgegenüber immerhin einen Fortschritt bedeutet. Caesius ist höchstwahrscheinlich nicht Grammatiker von Beruf gewesen, was aber nicht hindert, daß er, der erfolgreiche lyrische Dichter, von Metrik mindestens ebenso viel verstand, wie irgend-

---

1) Auch die Metrik des Ps.-Censorinus (VI 610 fg.), auf deren altertümlichen Charakter Keil p. 606 und Schultz a. a. O. 265 hingewiesen haben, operiert in dem wenigen, das sie über die *transfiguratio metrorum* gibt (616 fg.), nur mit adiectio und detractio und Verkürzung einzelner langen Silben; sogar den Phalaeceus, den Diomedes, wie bei der ersten divisio des Caesius, durch concinnatio entstehen läßt, leitet sie aus dem Hexameter ab: – – – ⏑ ⏑ [– ⏑ ⏑] – ⏑ ⏓ [– ⏑] ⏑ – –. Leo urteilt von dem Stücke 'es scheint ganz aus Varro zu stammen, aus dem es etwa zur Zeit des Censorinus exzerpiert sein kann'. Ich finde gar nichts spezifisch Varronianisches darin; varronischer Terminologie widerspricht es, daß ῥυθμός durch *modus*, μέτρον durch *numerus* wiedergegeben wird: Varro stellte *rhythmus qui latine numerus vocatur* und *metrum* einander gegenüber: Diomed. p. 513, 1 fr. 66 W.

2) S. zum folgenden die Ausführungen unten S. 47 fg.

ein römischer Grammatiker. Sein Buch hat in der römischen Metrik Epoche gemacht: nicht als ob Caesius eigene neue Wege gegangen wäre; er blieb vielmehr im Prinzip bei der Derivationstheorie, wie sie damals in Rom gelehrt wurde; aber er hat nicht lediglich die Versschemata angesehen, sondern die Verse gehört, und er hat aus griechischen Büchern manche Kenntnis und manche Anregung gezogen, die sein Buch über das Niveau eines Schulbuchs erhoben und es den Späteren unentbehrlich machten, soweit diese nicht, wie Juba, es lieber mit der systematischen alexandrinisch-heliodorischen Metrik hielten. Wir lernen durch Analyse seines Buches, was uns der vielleicht gleichzeitige Traktat von Oxyrhynchos bestätigt, daß die griechische Derivationsmetrik damals jedenfalls noch keineswegs mit dem alexandrinischen System gebrochen hatte, sondern in naher Beziehung zu ihm stand, weit entfernt von dem verknöcherten Dogmatismus, der uns bei dem Gewährsmann des Diomedes entgegentritt; daß z. B. die äolischen Verse noch mit allen ihren Freiheiten der Gestaltung gekannt und begriffen wurden, und von der Beschränkung auf ein festes Schema, an das sich ein Dichter wie Horaz hätte gebunden fühlen müssen, noch nicht die Rede war.

Caesius hat freilich seinen freieren Standpunkt nicht konsequent gewahrt: er mochte vor allem für die horazischen Metra die römische derivierende Erklärungsweise, die sich durch ihre Einfachheit und Übersichtlichkeit scheinbar so vorteilhaft von den alexandrinischen Analysen unterschied, nicht aufgeben, und so zeigt sein Buch ein zwiefaches Antlitz. Aber auch in der Behandlung der horazischen Metra bewährt er, trotz aller grundsätzlichen Fehler der Methode, doch einen freieren Blick, als der ganz auf die Derivation aus Senar und Hexameter eingeschworene Gewährsmann des Diomedes.[1]

---

1) Die These von Ernst (Der Lyriker und Metriker Caesius Bassus, Progr. München 1901), daß das Kapitel de metris Horatianis eine Kompilation aus Stücken des Caesius und einem älteren Metriker sei, ist so schwach begründet, daß sie eine Widerlegung nicht verdient.

Er faßt den Asklepiadeus, Glykoneus und Pherekrateus als choriambische Maße — wenn er auch daneben die Ableitung aus dem Hexameter erwähnt — und lehnt die Derivation aus dem daktylischen Pentameter ab (268, 24); er kehrt für den Vers *solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni* zu der richtigeren hephästionischen Auffassung — Komposition aus daktylischem und trochäischem Gliede — zurück, in ausgesprochenem Gegensatz zur Auffassung als *hexameter maior syllaba* (268, 27). Für das zweite Komma des alkaischen Elfsilblers stellt er seine Erklärung (Choriambus + Jambus, = zweitem Komma des Asklepiadeus) mit einem *potest etiam videri* neben die diomedische – ⏑ ⏑ – ⏑ [⏑] – (268, 16). Beim alkaischen Zehnsilbler ersetzt er die ganz unsinnige diomedische Herleitung aus dem Hexameter (die später wieder Atilius 302 als einzige vorträgt) durch die wenigstens etwas vernünftigere aus dem katalektischen Tetrameter (269, 13); aber es ist ihm offenbar auch dabei nicht ganz geheuer, denn er stellt daneben als zweite Möglichkeit, mehr in der Art des Oxyrhynchiten, seine Herleitung aus dem Archebuleus durch Tilgung der ersten drei Halbfüße: wahrscheinlich ein eigener Einfall.

Man sieht, hier ist alles noch im Fluß, noch zwei Generationen nach Horazens Tod. Fest steht allein das Prinzip der Derivation, auf die äolischen Maße in ganz anderem Sinne und in ganz anderer Ausdehnung wie es scheint angewendet, als es die Griechen getan hatten. Aber die Einzelheiten der Anwendung stehen im Belieben jedes Horazmetrikers; man experimentiert, man rät, zweifelt oder dekretiert: aber man weiß offenbar von den Gesetzen, nach denen Horaz seine Verse gebaut hat, nichts. Und doch, ich wiederhole es, hätte man es wissen müssen, wenn vor Horaz eine Lehre von so hoher Autorität bestanden hätte, daß sich der Dichter ihr blindlings fügte.

Ich fasse zusammen: die Durchmusterung unserer metrischen Überlieferung hat nichts ergeben, was uns berechtigte, die Anwendung der Derivationslehre auf die äolischen

Verse, wie sie von den römischen und den modernen Metrikern gelehrt wird, für älter zu halten als Horaz. Im Gegenteil beweist der Zustand dieser Lehre noch in neronischer Zeit, daß sie nicht auf alter geheiligter Tradition beruht, sondern willkürliche Ausdeutung des bei Horaz vorliegenden metrischen Tatbestandes durch römische Grammatiker ist, die sich an griechische Theorien zwar anlehnten, aber das was sie brauchten, bei den Griechen nicht ausgebildet fanden.

5.

Aber hat nicht Horaz selbst die Derivation der äolischen Maße aus Hexameter und Trimeter so unzweideutig anerkannt, daß durch dies maßgebende Zeugnis alles umgeworfen wird, was wir bisher feststellen zu können meinten? Ich denke natürlich an die Verse im Brief an Maecenas, I 19, 21:

Libera per vacuum posui vestigia princeps,
non aliena meo pressi pede. qui sibi fidit,
dux regit examen. Parios ego primus iambos
ostendi Latio, numeros animosque secutus
Archilochi, non res et agentia verba Lycamben.
ac ne me foliis ideo brevioribus ornes,
quod timui mutare modos et carminis artem:
temperat Archilochi musam pede mascula Sappho,
temperat Alcaeus, sed rebus et ordine dispar,
nec socerum quaerit, quem versibus oblinat atris,
nec sponsae laqueum famoso carmine nectit.
hunc ego, non alio dictum prius ore, Latinus
volgavi fidicen.

Kiessling[1]) hat diese Verse zuerst in den Dienst seiner Hypothese gestellt: ‘nur wer gelernt hatte . . . den sapphischen Vers in seiner ersten Hälfte aus dem Tetrameter des Archilochus abzuleiten, der durfte sagen *temperat Archilochi musam pede mascula Sappho* . . . So werden denn auch von Bassus die beiden schließenden Kola der alkäischen Strophe, der Neunsilbler aus dem Dimeter der archilochischen Epode,

1) Philol. Unters. II p. 67 Anm.

der Zehnsilbler . . . aus dem daktylischen Epoden desselben abgeleitet: *temperat Alcaeus* fährt Horaz fort'. KIESSLING beschränkte sich also darauf, diejenigen Metra heranzuziehen, deren Erfindung einstimmig dem Archilochus zugeschrieben wird[1]): troch. Tetrameter, jambischer Dimeter und daktylischer Tetrameter; sonach würde Alkaios zwar archilochische, oder aus archilochischen abgeleitete Verse in seine Strophen 'eingemischt' haben; daneben hätten jedoch nicht-archilochische gestanden, und eben auf diese hätten doch die Gegner des Horaz sofort verweisen können. SCHRÖDER[2]) hat denn auch weiter gegriffen und bei Horaz 'die Lehren der Derivationsmetrik' bezeugt gefunden, 'die alle lesbischen Maße . . . aus dem sog. daktylischen Hexameter und dem jamb. Trimeter abzuleiten wußte': wogegen denn freilich gleich eingewandt werden muß, daß diese beiden Verse nach der Lehre jener Metrik nicht *Archilochi pes* sind, da sie vor ihm existiert haben. Aber auch abgesehen von solchen Bedenken scheint mir KIESSLINGS sowohl wie SCHRÖDERS Erklärung durch den Zusammenhang als falsch erwiesen zu werden.

Ohne weiteres klar ist dies, wenn wir annehmen, der Vorwurf des *non mutasse modos* beziehe sich darauf, daß Horaz keine neuen Metra erfunden habe. Denn unmöglich konnte sich Horaz gegen diesen Vorwurf durch den Hinweis darauf verteidigen, daß Sappho und Alcaeus — nicht etwa archilochische Verse übernommen, sondern neue aus ihnen gebildet, also gerade das getan hätten, was nicht getan zu haben den Inhalt des Vorwurfs ausmacht. Bei dieser Auffassung des v. 27 wären wir genötigt, wirklich archilochische Verse bei den Lesbiern zu suchen, wie es BENTLEY tat[3]): freilich

---

1) In der Ausgabe der Oden hat er dann das *temperat Sappho* auf beide Kola des Hendecas., das *temperat Alcaeus* nur auf den Zehnsilbler bezogen (p. [6]5. 18): die *ratio* dieser Auswahl ist mir nicht ersichtlich.

2) Sitzungsberichte des Philolog. Vereins zu Berlin 1916 S. 4.

3) '*Scias et Sapphonem et Alcaeum (quos poetas!) musam suam illius pede temperare; scias utrumque Archilocheos numeros suis lyricis*

fand er sie nur mit Hilfe des Postulats, daß alle Versformen der Oden, also auch *arboribusque comae* und *aut Epheson bimarisve Corinthi* und *solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni*, die als archilochisch bezeugt sind, zugleich lesbisch seien. Die Möglichkeit selbst zugegeben, würde doch auch hier der Gegner sofort eingewendet haben: gegenüber diesen wenigen aus Archilochos übernommenen Formen überwiegen doch bei den Lesbiern die neu erfundenen so stark, daß ihr Fall ganz anders liegt als der deine: du hast ja eben nichts neu erfunden!

Aber so leicht können wir uns die Widerlegung nicht machen, denn jene Auffassung des v. 27 ist unzulässig. Ja wenn es sich noch um den Lyriker Horaz handelte! Von dem konnte immerhin eine Bereicherung des überlieferten Formenbestandes erwartet werden: wir wissen ja, wie viele hellenistische Dichter sowohl *modos* wie *carminis artem* in lyrischen Versen geändert haben, und wie lange der Sport der Erfindung neuer Verse bei Griechen und Römern betrieben wurde. Aber es ist ja der Jambiker Horaz, der jenen Vorwurf erfahren oder erwartet hat, und in diesem *γένος* ist doch die Konstanz der Formen eine ganz andere: Klassiker des Jambus wie Semonides haben nichts Neues erfunden, und ebensowenig die römischen Jambiker vor Horaz, an die doch wohl hier zunächst zu denken ist. Und dieser Gedanke führt

---

inmiscere'. Die Bedeutung 'mischen' ist von *temperare* hier ganz fernzuhalten: die greuliche Vorstellung einer 'gemischten Muse' hätte man Horaz nie zutrauen sollen. Zudem gewinnt *temperare* die Bedeutung 'mischen' doch nur auf dem Umweg 'das rechte Verhältnis geben', 'gehörig einrichten': diese Vorstellung liegt aber hier ganz fern. Die Parallele *testudinis dulcem quae strepitum Pieri temperas* Od. IV 3, 18 stellt es vollends außer Zweifel, daß *temperare* hier nichts anderes sein kann, als etwa 'ordnend beherrschen'. — Daraus folgt weiter, um das gleich anzufügen, daß *Archilochi pes* hier nicht der Jambus sein kann, weder als Versfuß (WEIL Fleckeis. Jbb. 1862, 336), noch als Versmaß (GRAF, Rhythmus und Metrum p. 6): beide Deutungen würden auf das *inmiscere* zurückführen. Wie in *Lesbium servate pedem* Od. IV 6, 35 ist hier vielmehr 'Takt' ganz allgemein für metrische Form gesagt.

uns auch auf die richtige Deutung. Gerade das, was dem Horaz, wie sein Buch zeigt, unter den archilochischen Formen als besonders charakteristisch und wertvoll erschien, die epodische Komposition und die Verbindung von daktylischen mit jambischen Rhythmen, teils in gesonderten Versen, teils innerhalb derselben asynartetischen Verse, war ja seit langem aus der jambischen Poesie verschwunden; selbst der jambische Trimeter war zurückgetreten hinter den dem Archilochos noch unbekannten Versen, dem Choliambus und ganz besonders dem phaläcischen Hendecasyllabus: so waren in der Tat nicht nur die *modi*, war auch die *carminis ars mutata*, durch eine neue ersetzt. Man kann nicht daran zweifeln, daß die aesthetischen Stimmführer in diesem Wandel einen Fortschritt erblickten: so sehr man die *animi* des Archilochos bewunderte und in seinem Geiste dichten wollte, so unmodern und überholt erschien die Form seiner Jamben. Wenn nun Horaz, voll ehrfürchtiger Bewunderung für den großen Dichter, auch diese Form getreu nachbildete, weil sie ihm mit dem Geist aufs engste verwachsen schien und er sich also scheute (*timuit*), sie wegzuwerfen, so konnte ihm wohl der Vorwurf der Rückständigkeit, des Klebens an veralteten, längst durch Besseres ersetzten Formen gemacht werden. Nachfolge hat er ja mit diesem seinem Wiederbelebungsversuche noch weniger gefunden als mit seiner archaisierenden Lyrik: Quintilian nennt unter den Dichtgattungen neben Epos und Drama, Lyrik und Elegie nicht den Jambus, sondern schlechtweg *hendecasyllabi* (I 8, 6), und wenn er neben Catull und Furius auch den Horaz als Koryphäen der lateinischen Jamben nennt, denen es gelungen sei, der Forderung der *acerbitas* zu genügen, so fügt er einschränkend hinzu *quamquam illi epodus intervenit* (X 1, 96).

Also statt, wie er es gehofft hatte, für die Übertragung der alten klassischen Gestalt des Jambus nach Latium besonderen Ruhm zu ernten, mußte Horaz seinen Ruhm als Jambiker geschmälert sehen, weil er sich nicht frei gemacht habe von dem Zwange der archilochischen Form, nicht archi-

lochischen Geist, wie es andere Kühnere taten, in die neue Form gegossen habe. Er begegnet diesem Vorwurf zu unserer und wohl auch zu seiner zeitgenössischen Leser Überraschung mit der Berufung — nicht auf einen Jambographen (und freilich wäre es schwer gewesen, einen namhaften Vertreter dieses *γένος* als Vorgänger anzuführen), sondern auf Sappho und Alkaios: auch diese seien dem Archilochos *rebus et ordine dispares*, aber *numeris pares* gewesen, wie er selbst. Etwas wie eine Erschleichung muß bei dieser Argumentation vorliegen — darum kommen wir bei keiner Deutung herum: 'Gleichheit' der metrischen Formen im vollen Sinne kann auch Horaz bei den hier verglichenen Dichtern nicht gefunden haben. Aber die Derivationstheorie kann, wenn wir v. 27 oben richtig erklärt haben, der Schlüssel des von Horaz uns aufgegebenen Rätsels nicht sein. Erstens legt sie ja gerade besonderes Gewicht darauf, daß durch die Variierung der alten Metra neue entstehen und geht in diesem Punkte z. B. darin über das andere metrische System noch hinaus, daß sie nicht von der katalektischen und akatalektischen Form eines Metrums spricht, sondern beide als verschiedene Metra nebeneinander stellt. Sodann aber, was noch wichtiger ist: für den Derivanten gehen ja alle metrischen Formen unterschiedlos in letzter Linie auf Hexameter und Trimeter zurück, also auch die 'modernen' jambischen Maße, Skazon und Phalaeceus; für den Derivanten waren also Catulls Verse genau so gut 'archilochische', wie die der Lesbier, und es hätte also keinen Sinn gehabt, wenn Horaz sich für seine Praxis auf diese berufen hätte, statt auf die modernen. Wir müssen vielmehr nach Eigenheiten suchen, die die Lesbier mit Archilochos gemein haben, und die sie andererseits von den 'modernen' Jambographen unterscheiden. Solche Eigenheiten sind 1. die Polymetrie im allgemeinen, gegenüber der Beschränkung auf ganz wenige, zwei bis drei Maße, unter denen der Skazon der Lyrik ebenso fremd ist wie dem Archilochos; 2. die Verwendung daktylischer Maße sowohl wie jambisch-trochäischer, und die Vereinigung beider zu einem

Vers[1]); 3. die Komposition der Gedichte nicht *κατὰ στίχον*, sondern als *συστηματικά* und zwar als *μονοστροφικά*, wobei es nach den antiken Lehren *περὶ ποιήματος* keinen Unterschied macht, ob die Strophen zwei- oder vierzeilig sind: hat doch auch Alkaios zweizeilige Strophen. Wie wenig Unterschied in diesem Punkte Horaz zwischen der 'epodischen' Komposition des Archilochos und den zweizeiligen Systemen der Lesbier empfand, hat er ja dadurch bewiesen, daß er — wie ich im Gegensatz zu Bentleys oben angeführter These annehme — archilochische Epodenformen unter seine Oden aufnahm. Bei den Worten *carminis artem* denkt er, meine ich, vornehmlich an diese Seite der archilochischen Kunst; die stichischen Formen des Archilochos hat er ja fast völlig vermieden, und ganz ähnlich hält er es mit den Lesbiern: selbst die stichischen Asklepiadeen gelten ihm nicht als vollgültig lyrisch[2]) und außer ihnen hat er nur ein paar Mal den größeren Asklepiadeus stichisch verwendet. Offenbar schien ihm diese Kompositionsweise der modernen zu nahe zu stehen, darum ignoriert er sie so gut wie ganz. Endlich 4., worauf aber wohl das geringste Gewicht zu legen ist, kann an einzelne Verse oder Glieder der Asynarteten gedacht werden, die den Lesbiern mit Archilochos gemein waren, wie den daktylischen Hexameter, den katalektischen jambischen Trimeter, den Ithyphallikus. — Das alles zusammen reicht gewiß nicht aus, um die Behauptung, daß die Lesbier *musam*

---

1) *Ἀρχίλοχος . . . προσεξεῦρε καὶ τὴν εἰς τοὺς οὐχ ὁμογενεῖς ῥυθμοὺς ἔντασιν* Plut. de mus. 28. *πρῶτος δὲ καὶ τούτοις* (*τοῖς ἀσυναρτήτοις*) *Ἀρχ. κέχρηται* Hephaest. c. 15, 2.

2) In der ersten Odensammlung hat er sie nur für den Prolog und Epilog verwendet, die sich eben durch diese Gestaltung von den Liedern abheben; im vierten Buch nimmt das in die Mitte gestellte Gedicht *donarem pateras* als eine Art von Mesolog, wenn das Wort erlaubt ist, die Motive jener beiden Gedichte in charakteristischer Umformung wieder auf, s. meine Einl. dazu. Der größere Asklepiadeus, den er auch nur dreimal (I 11. 18, IV 10) stichisch verwendet hat, darunter zweimal in ganz kurzen Gedichten, schien ihm wohl noch den lyrischen Charakter reiner ausgeprägt zu tragen.

Archilochi pede temperant ernsthaft zu begründen: aber, wie schon oben gesagt, eine solche Begründung war unmöglich, und wir müssen also von ihrer Forderung absehen.

Ein Wort schließlich noch über *rebus et ordine dispar* v. 29. Die Erklärer denken bei *ordo* wieder an Metrisches: an die verschiedenartigen Verbindungen der gleichen Verse (Bentley), oder die verschiedenartige Gruppierung, hier zu zweizeiligen, dort zu vierzeiligen Strophen (Kiessling), oder die verschiedenartige Vereinigung der *membra* zu Versen (so, wenn ich ihn recht verstehe, Schröder). Aber wer soll dergleichen aus dem einfachen *ordo* herauslesen, zumal nachdem durch *rebus* der Blick vom Metrischen abgelenkt ist? und warum sollte Horaz bei Alkaios etwas hervorheben, was für seine eigenen Jamben nicht galt? Neben den *res*, der *πραγματεία*, kann *ordo*, meine ich, nur in dem Sinne stehen, in dem es die antike Rhetorik und Poetik so oft jenem Begriff zugesellt: im Sinne von *τάξις*, *οἰκονομία*, *dispositio*[1]): so z. B. Dionys. de imit. 2 von Panyasis: *πραγματείᾳ καὶ τῇ κατ' αὐτὸν οἰκονομίᾳ διήνεγκεν*, und Horaz selbst: *cui lecta potenter erit res, nec facundia deseret hunc nec lucidus ordo* a. p. 40. Horaz sagt nur, daß Alkaios sich im *ordo* von Archilochos unterscheide, also auch in diesem Punkte neu sei: er meint aber gewiß, daß dieser Unterschied einen Fortschritt bedeute. Das Gleiche gilt ja auch von den *res;* denn daß Horaz die Gehässigkeit und Unerbittlichkeit des persönlichen Kampfes, noch dazu gegen einstmals nahe Verbundene, so wenig schön findet, wie es die aesthetische Kritik des Altertums überhaupt tat[2]), hört man aus seinen hier gebrauchten Ausdrücken und liest man aus seinen eigenen Nachbildungen heraus: er mag sich schon in seinen politischen Jamben dem

1) Die Frage, wie *ordo* und *disposito* gegeneinander abzugrenzen seien und ob sie überhaupt zu unterscheiden seien, war umstritten; vgl. z. B. Quintilian i. o. III 2, 8: VII 1, 1.

2) *Ut videatur quibusdam, quod quoquam minor est (Arch.), materiae esse, non ingenii vitium* Quint. X 1, 60. *μέμψαιτο δ' ἄν τις Ἀρχιλόχου τὴν ὑπόθεσιν* Plut. de aud. 45 B.

Alkaios[1]) verwandter gefühlt haben als dem Archilochos; und wenn wir daran denken, daß im Werk des Alkaios *τὸ τῶν πολιτικῶν ποιημάτων ἦθος* (Dionys. de imit. 8), das der *ἰαμβικὴ ἰδέα* wenigstens nahe kam, so besonders hoch geschätzt wurde, versteht man es auch besser, daß Horaz seine *πραγματεία* überhaupt mit der des Archilochos vergleichen kann.[2]) Worin nun Alkaios' *οἰκονομία* von der des Archilochos sich — vorteilhaft — unterschied, können wir freilich nicht sagen; daß Horaz aber *ordine* bewußt über Archilochos hinausging, lehrt uns schon der kunstvoll disponierte 10. Jambus im Vergleich mit dem erhaltenen Fragment des Archilochos. Gibt doch selbst ein Bewunderer des genialen Dichters, der Schriftsteller vom Erhabenen, zu, daß er *πολλὰ καὶ ἀνοικονόμητα παρασύρει* (c. 53, 5).

6.

Damit ist denn der Weg zu einem historischen Verständnis der horazischen Metrik frei gemacht. Die Christ-Kiesslingsche Hypothese zeigt uns einen Dichter, der, als er sich entschließt, Oden zu dichten, zu einem jüngst erschienenen, auf abstruse Theorie aufgebauten metrischen Handbuch greift und mit peinlicher Beflissenheit Silbe für Silbe nachmacht, was ihm da über 'richtige' äolische Verse vorgetragen wird, oder der gar über das dort Verlangte hinausgeht und, froh, die Entstehung der Verse aus je zwei Kola begriffen zu haben, sie nun auch seinen Lesern einhämmern will, indem er an jedem Kolonende Wortende eintreten läßt. Ich möchte demgegenüber den Dichter zu Ehren bringen, der die lesbischen Verse mit den Ohren seiner Zeit gehört hat und dessen Verskunst mitten im Entwicklungsgange der hellenistisch-

1) Der *in parte operis 'aureo plectro' merito donatur, qua tyrannos insectatus multum etiam moribus confert* (vgl. Horaz Od. II 13, 81) Quint. X 1, 63, im Gegensatz zu Archilochos, dessen Lektüre in Sparta verboten war, *ne plus moribus noceret quam ingeniis prodesset* Val. Max. VI 3, ext. 1.

2) Welcher Art die *ἰαμβικά* waren, die man bei Sappho fand (Philodem. *π. ποιημάτων* II fr. 29 Hausr.), weiß ich nicht.

römischen Verskunst darin steht. Horaz bildet keine neuen Formen: jeder seiner Verse hat sich, in der von ihm gebrauchten Form, genau so auch bei den alten Lesbiern gefunden. Aber er normalisiert, durch Festlegung der Quantitäten und der Verseinschnitte. Eben diese Normalisierung ist die Tendenz der gesamten hellenistisch-römischen Verskunst.[1]) Die einzelnen Tatsachen sind zumeist längst beobachtet; aber da sie noch nirgends zu überblicken sind, muß ich hier zusammenstellen, was mir erreichbar ist, ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Den choliambischen Trimeter baut schon Hipponax überwiegend mit Cäsur nach der Senkung des 3. Fußes, immerhin weist etwa ein Viertel der erhaltenen 122 Verse vielmehr Cäsur im vierten Fuße auf.[2]) In den etwa 175 ausreichend erhaltenen Jamben des Kallimachos finde ich diese Cäsur (von der Freiheit der Eigennamen abgesehen) 22 mal, also nur im achten Teil der Verse (Phoinix hat sie noch öfter, in 74 Versen 21); daß in den 23 kenntlichen Versen des anonymen Dichters im Pap. Heid. 310 (Gerh. p. 4fg.) in den vier Fällen, wo semiseptenaria anzunehmen ist, sich doch überall auch Wortschluß nach der vorhergehenden Senkung findet, mag Zufall sein. Catull hat in seinen 126 Choliamben nur in sieben Fällen (also 1/18) die semiseptenaria, in dreien davon würde die semiquinaria in die Commissur eines präpositionalen Compositum fallen.[3]) Die 81 Choliamben der Priapea beschränken sich ausnahmslos auf die semiquinaria. — Spondeus im fünften Fuße (also Versschluß $_ _ _ \smile$) hat Hipponax noch 9 mal, Phoinix 3 mal, Kallimachos und ebenso Catull haben ihn durchaus verpönt. — Auflösung der He-

1) Das hat MAAS a. a. O. 711 als wichtig für die Erklärung der horazischen Metra mit Recht hervorgehoben.

2) S. PELCKMANN, Versus choliambi apud Graecos et Romanos historia, Diss. Kiel 1908 (vor dem Fund der kallimacheischen Jamben Oxyrh. VII und vor GERHARDT Phoinix von Kolophon, Lpz. 1909).

3) Cäsurlose Verse baut Catull natürlich nicht; die sieben Fälle, die PELCKMANN p. 47 aufzählt, sind zu streichen, sie beweisen nur, daß auch Catull die Cäsur durch Synalöphe zu überbrücken für erlaubt hält.

bung in zwei Kürzen finden wir bei Hipponax 24 mal, in den Jamben des Kallimachos (eingerechnet die zahlreichen bruchstückweis erhaltenen Verse) nur 7 mal, bei Catull nur 3 mal, ebenso oft in den Priapeis.

Von dem Archebuleum der alten Lyrik haben wir keine Probe; aber wir wissen (Hephaest. c. 8), daß Alkman, nicht nur im ersten Fuß, statt des Anapäst auch Spondeus eintreten ließ. Kallimachos, vor dem wir nun ein erhebliches Stück in diesem Maße besitzen[1]), hat darauf verzichtet; er hat auch, wie wir nun sehen, nur ganz ausnahmsweise, dem Eigennamen zu Liebe, im ersten Fuße Jambus zugelassen. Nach dem dritten Anapäst ausnahmslos Diärese: auch das wird Neuerung sein, vielleicht des Archebulos, der den Vers zuerst stichisch verwendete. Im Mustervers des Caesius dementsprechend die Versteilung durch Anaphora betont: *tibi nascitur omne pecus, tibi crescit herba.*

Unter den 18 sog. größeren Asklepiadeen, die wir von Alkaios besitzen, weisen 8 Worteinschnitt nach dem ersten Choriamben, 4 solchen nach dem zweiten Choriamben auf, während in nur 5 Versen[2]) sich beide Einschnitte verbinden, also der mittlere Choriamb abgegrenzt erscheint (ein Vers ganz ohne solchen Einschnitt). Bei Theokrit ist die Neigung zu jener Abgrenzung verstärkt: unter den 57 Versen des 28. und 30. Gedichts findet sie sich 27 mal, also schon fast in der Hälfte der Verse (im übrigen fast gleich oft der erste oder der zweite Einschnitt allein, aber allerdings vier Verse ohne solche).[3]) Catull hat unter den zwölf Versen seines 30. Gedichts sieben mit beiden Einschnitten, keinen cäsurlos gebaut. — In den Anfangssilben hat Theokrit die lesbische Frei-

1) Wilamowitz, Neues von Kallimachos, Sitzungsber. d. Berl. Ak. 1912, 524.

2) Aus den acht verstümmelten Versen Pap. Ox. 1233 fr. 8 (X p. 59 fg.) kommt wie es scheint nur einer hinzu.

3) Unter den drei von Kallimachos erhaltenen Beispielen (fr. 114 und 170, s. Wilamowitz Berl. Klassikertexte V 1 p. 59, 11) haben zwei den Doppeleinschnitt, der dritte nur den ersten; der Eingang in allen dreien spondeisch.

heit (Spondeus, Trochäus, Jambus, Pyrrhichius) bewahrt, Catull führt den Spondeus ausnahmslos durch, wie dann Horaz, der auch den Doppeleinschnitt zum Gesetz erhebt.[1])

Im Phalaeceus[2]) bevorzugten die maßgebenden Alexandriner, wie es scheint, den Einschnitt nach dem ersten der drei schließenden Trochäen: so durchweg die acht Verse des Phalaikos selbst (A. P. XIII 6), so in sechs von den acht Versen des theokritischen Epigramms 22 (A. P. IX 598, im siebenten ist die Senkung des Trochaeus einsilbiges Wort), so in vier von den fünf Phalaeceen der kallimacheischen Epigramme 38, 40 (A. P. XIII 24, VII 728).[3]) Die Lateiner haben sich davon emanzipiert, aber um so festere Regeln aufgestellt: von den 495 Hendecasyllaben Catulls (außer c. 55 und 58a) haben 331 Cäsur nach der dritten Hebung, 153 nach dem Daktylus, nur 11 Verse entbehren der regelmäßigen Cäsur; die wenigen (7) erhaltenen Hendecasyllaben Varros haben mit einer Ausnahme (daktylisch) die Hebungscäsur. Auch von der Freiheit der beiden Anfangssilben wird bei jenen Alexandrinern beschränkter Gebrauch gemacht: bei Phalaikos höchstens zwei Trochäen (der Überlieferung ist nicht ganz zu trauen), bei Theokrit und Kallimachos je einer, sonst alles Spondeen. Bei Catull kommt etwa auf jeden 20. Vers

1) Eine ähnliche Entwicklung läßt sich bei den äolischen daktylischen Fünffüßlern beobachten, deren wir jetzt (Ox. X) von Alkaios und Sappho eine größere Zahl besitzen: der männliche Einschnitt nach der dritten oder vierten Hebung ist dort eher vermieden als gesucht (nur fünfmal in 31 Versen); in Theokrits *παιδικόν* c. 29 überwiegt er durchaus (33 unter 40 Versen), und 16mal verbinden sich beide Einschnitte: *οἶνος ὦ φίλε παῖ | λέγεται | καὶ ἀλάθεα.* Horaz würde, wenn er das Maß nachgebildet hätte, vermutlich auch hier die Tendenz zum Gesetz gemacht haben.

2) W. Meyer, Cäsur im Hendecasyllabus, Sitzungsber. d. Münch. Ak. 1889, 208.

3) In den fünf Phalaeceen der Sappho Berl. Klassikertexte V 2, p. 16 nichts von dieser Vorliebe; dagegen ist dort — zufällig? — die zweite Hebung regelmäßig ein Monosyllabon, also wenn man will Einschnitt nach der dritten Silbe: vgl. unten S. 84 zu des Alkaios Neunsilblern.

trochäischer, auf jeden 13. jambischer Eingang; Martial hat in seinen 2054 Hendecasyllaben den Spondeus konsequent durchgeführt.

Den katalektischen ionischen Tetrameter hat ein alexandrinischer Poet — vielleicht Kallimachos — durch die reichliche Verwendung von Auflösung und *ἀνάκλασις* zum aufgeregten *Galliambicum* gemacht; aber eben derselbe hat wohl die feste Diärese nach dem zweiten Fuß eingeführt, die die *πολυθρύλητα παραδείγματα* des Hephaestion aufweisen (c. 12) und die Römer durchweg innehalten: ein gleichfalls von Hephaestion zitierter Vers des Phrynichos ignoriert sie. Die Vielgestaltigkeit des griechischen Verses haben dann die Römer normalisiert: statt des regellosen Wechsels von reinen und anaklastischen Dimetern, wie wir ihn bei den Griechen annehmen müssen, hat Catull so gut wie ausschließlich die anaklastische Form angewendet: in seinen 93 Galliamben sind nur zwei, auch diese vielleicht falsch, mit reinen Ionikern überliefert (63, 54; 60); das bedeutet einen Fortschritt wohl noch über Varro hinaus, von dessen wenigen (7) überlieferten Galliamben zwei einen reinen Ionikus in der zweiten Vershälfte geben. Fast zum Gesetze ist auch bei Catull Auflösung der vorletzten Hebung geworden: nur fünf Ausnahmen liegen vor.

Diese Beispiele reichen aus, um die Tendenz ins Licht zu stellen; an die bekannten analogen Erscheinungen in der Geschichte des Hexameters und des jambischen Trimeters kann ich mich begnügen zu erinnern. Horaz nun hat nichts getan, als in derselben Richtung weitergehend die äolischen Verse so zu normalisieren, wie sie seinem Ohre wohl klangen. Ob freilich ein Grieche diesen Schritt getan haben würde, ist fraglich. Denn wir dürfen nicht vergessen: die besprochenen Verse waren nicht eigentlich Verse aus Liedstrophen, sondern zumeist stichisch angewandte Rezitationsverse. Daß dies für die Normalisierung vor allem der Cäsur von Bedeutung gewesen ist, kann man nicht bezweifeln: die Analogie der alten Sprechverse, des Hexameters und des jambischen Trimeters, mußte wirken, auch abgesehen davon, ob wirklich die Rezi-

tation eine Sprechpause erwünscht oder nötig machte. Horaz hat den Unterschied des Lied- von dem Rezitationsverse nicht empfunden, oder sagen wir lieber seine Oden zunächst als sprechbar, nicht sangbar konzipiert: dann war der Schritt, den er tat, vorgezeichnet, und es bedurfte keiner 'Theorie', die ihn zur Pflicht machte.

Im Prinzip ist damit meine Auffassung gegeben; aber es ist zu den einzelnen Versen noch manches zu bemerken.

Ausführungen zu Kapitel I.

1. Zu Varros Metrik.

Das einzige wörtliche Citat aus Varros Ausführungen über Ableitung der Metra giebt uns Rufin (p. 556): *at in extremum senarium totidem semipedibus adiectis fiet comicus quadratus ut hic: 'heri aliquot adulescentuli coimus in Piraeo* (Ter. eun. 539)'. Dieselbe Sache berichtet Diomedes (p. 515)[1]) folgendermaßen (fr. 73 W.): *septenarium versum Varro fieri dicit hoc modo, cum ad iambicum trisyllabus pes additur et fit tale 'quid inmerentibus noces, quid invides amicis?' similis in Terentio versus est 'nam si remittent quippiam Philumenae dolores* (Hec. 349)' *et in Plauto saepius tales reperiuntur.* In der Form weicht hier alles von der authentisch als varronisch bezeugten ab, die Beispiele sowohl wie die Terminologie: *iambicus* statt *senarius*, *septenarius* statt *comicus quadratus*, *trisyllabus pes* statt *tres semipedes.* Sollen wir annehmen, daß Varro sich zweimal über die Sache geäußert und dabei im Ausdruck so stark variiert habe? Ich glaube nicht. Die Wendungen *similis in Terentio versus est* und *in Plauto saepius tales reperiuntur* rühren offenbar von einem Grammatiker her, der nur eine sehr undeutliche Vorstellung von der Rolle hatte, die der jambische Septenar in der Komödie spielt. Das Beispiel *quid inmeren-*

1) Wörtlich so von Rufin sowohl aus Diomedes (555, 5) wie aus Charisius (ebd. 16) zitiert, also, falls Jeep das Verhältnis der beiden richtig auffaßt, von Diomedes aus Charisius abgeschrieben; doch s. Götz RE V 828.

ibus noces, quid invides amicis mit durchweg reinen Jamben treffen wir wieder bei Caesius Bassus 266, 10 in einem Abschnitt, der aller Wahrscheinlichkeit nach nicht aus Varro stammt: s. darüber u. S. 44. Daß schon Varro, wie es Diomedes an unserer Stelle und sonst in dem Kapitel *de versuum generibus* regelmäßig tut, den jambischen Senar kurzweg als *iambicus* bezeichnet habe[1]), ist nicht anzunehmen. Der Ausdruck *septenarius*, den schon Cicero kennt[2]), findet sich außer bei Diomedes (*trochaicus idem septenarius et quadratus* 507, 23, *iambicus septenarius* 518, 21) meines Wissens nur noch bei Ps.-Censorinus 613, 12; schon Caesius Bassus scheint den Namen vermieden zu haben; Terentianus gibt beiden Septenaren überhaupt keine Namen. Und da der Terminus auch in dem vermutlich auf Varro[3]) durch Theomestus zurückgehenden Abschnitt über die Metra der römischen Komiker bei Apthonius 78, 19 fg. nicht erscheint, ist es immerhin möglich, daß Varro ihn aus irgend einem Grunde vermieden hat. Er hat den jambischen Septenar *comicus quadratus* genannt (*hipponacteus iambicus quadratus* sagt Caesius Bassus 263, 17; 266, 8), also den Terminus *τετράμετρον* in Übersetzung beibehalten, obwohl er ja den Vers gerade nicht in vier metra zerlegte und außerdem mit seiner Terminologie einen Unterschied des katalektischen *quadratus* vom akatalektischen, dem Oktonar, gar nicht aus-

---

1) Bei den griechischen Metrikern steht *ἰαμβικὸν μέτρον* für den Trimeter soviel ich sehe auch erst in später Zeit; so in Hörschelmanns 'Lehrbuch der Metrik', Heph. p. 280, 4 fg.; 309, 23 fg. Der gleiche Terminus im Bericht des Diomedes 515, 9 über den Octonar (fr. 75 W.): *octonarius est, ut Varro dicit, cum duo iambi pedes iambico metro praeponuntur, et fit versus talis 'pater meus dicens docendo qui docet dicit docens'*. Das sinnlose Beispiel des Senars, der hier durch *pater meus* erweitert wird, wollte wohl durch den Wechsel von *dĭc-* und *dŏc-* die verschiedene Behandlung der Senkungen recht eindringlich machen; dann stammt es also aus einer Darstellung des griechischen Trimeters. Ob Varro das Beispiel erfunden hat, ist (trotz l. l. VI 62) ganz unsicher.

2) Tusc. I 106.

3) Vgl. Consbruch a. a. O. 111, 2.

drücken konnte.[1]) Der Gegensatz aber zu *comicus quadratus* ist, wie Apthonius 134, 32 ff.[2]) lehrt, *tragicus quadratus*, d. i. der trochäische Septenar; und daß Varro von diesem unmittelbar vorher gesprochen hatte, ergibt sich, wie WESTPHAL[3]) sah, aus *totidem semipedibus:* also etwa *cum tres semipedes ad senarii principium adiciuntur fiet tragicus quadratus ut hic: conqueri fortunam adversam, non lamentari decet.* Man sieht, daß schon um des Parallelismus der *adiectiones* willen Varro nicht statt *tres semipedes* mit Diomedes 507, 27 beim trochäischen Sept. vom *amphimacrus*, beim jambischen mit Apthon. 135, 16 vom *antibacchus* sprechen konnte; aber auch *trisyllabus pes*, wie das Referat des Diomedes. hätte Varro schwerlich gesagt: die *adiectio* ist offenbar für ihn kein Anstücken eines beliebigen Fußes, sondern ein Wachsen des Verses nach oben oder unten, wobei die Füße sich nicht ändern, nur vermehren. — Das ganze Referat des Diomedes zeigt, verglichen mit dem authentischen Zitat, wie wenig Verlaß in terminologischen Fragen auf solche Berichte ist: ich werde mich im folgenden dabei nicht aufhalten, sondern nur auf die Sachen eingehen.

Korrespondierende Paare von Metren scheint Varro auch sonst zusammengestellt zu haben. Diomedes sagt 515, 14 vom daktylischen Trimeter *hoc Varro ob Archilocho auctum dicit adiuncta syllaba et factum tale 'omnipotente parente meo':* bemerkenswert ist hierbei, daß Varro das Hephthemimeres nicht einfach durch *detractio* der letzten sieben Silben des Hexameters entstehen läßt, sondern vom akatalektischen Trimeter ausgeht, dem Archilochus eine Silbe (vielmehr wohl: einen *semipes*) zugefügt habe; den Trimeter selbst wird er, wie Diomedes, *ex*

1) *comicum tetrametrum catalecticum* heißt der jambische Septenar (innerhalb anderer jambischen Metra, so daß das Fehlen von *iambicum* nicht auffällt) bei Sacerdos 524, 10.

2) *in comicis . . nec mutantur pedes, ut in tragico quadrato, ideo quod non sesquipes aliquis, id est trisyllabus, anteponitur trimetro . . itaque ut versus tragicus anteposito sesquipede ex trimetro fit tetrametrus, ita comicus apposito sesquipede in ultima sede versus adaeque trimetri reddetur tetrametrus.*

3) Metr. d. Gr. I² 172.

superiore parte hexametri (512, 4) abgeleitet haben. Das Gegenstück nun zu diesem Maße folgt bei Diomedes sogleich: *Archilochium Varro aliud* (*illud* Hss.) *dicit quod est tale 'ex litoribus properantes navibus recedunt'*, also *'Ερασμονίδη Χαρίλαε χρῆμά τοι γελοῖον*: das erste Komma hiervon ist, wie Varro gesagt haben wird (Diomedes gibt nur das Musterbeispiel *Troiae qui primus ab oris*), *trimeter ex inferiore parte hexametri, cui Archilochus unum semipedem praeposuit.* Und der gleichen gegensätzlichen Paarung begegnen wir sogleich beim Dimeter, so daß wir mit ziemlicher Sicherheit auch hier Varro als Quelle annehmen können: *dimetrum quod est ex superiore parte hexametri Archilochus una syllaba auxit et fecit tale 'vult tibi Timocles'* (*Timocles* Hss.), sodann *dimetrum et illud quod est ex inferiore parte hexametri Archilochus auxit praeposita una syllaba, immo duabus quae pro una sunt et semipedem faciunt, et est tale 'nova munera divum'*: statt *una syllaba* wird auch hier in beiden Fällen *unus semipes* das Originale sein. Man sieht also, Varro hat den Hexameter nicht in beliebige Stücke zerreißen lassen, sondern seiner Übersicht der Metra, ganz wie die 'alexandrinische' Metrik, die soz. normalen Bildungen des Dimeters, Trimeters usw. zu Grunde gelegt; statt aber dann mit der Katalexe *εἰς δισύλλαβον* oder *εἰς συλλαβήν* zu operieren, hat er einesteils neben den *κόμματα ἀρκτικά* des Hexameters die *τελικά* als Metra gelten lassen — diese Termini gibt uns nur Apthon. 74, 8 ff.: sie beweisen, was kaum des Beweises bedürfte, daß die Methode nicht von Varro erfunden ist —, andererseits mit der Erweiterung dieser Metra nach unten oder oben durch je einen Halbfuß operiert. Die varronische Übersicht dürfen wir uns also ganz ähnlich angelegt denken wie die des Diomedes 506, 15 ff.: wenn dies Kapitel beginnt *versuum genera praecipua sunt quinque, aut enim dimetri sunt aut trimetri aut tetrametri aut pentametri aut hexametri*, so ist das nichts anderes als die Bestimmung bei Apthon. 55, 12 *incipit (versus) a dimetro et procedit usque ad hexametrum*, deren varronischen Ursprung ich oben S. 17 fg. vertreten habe. Die Anordnung der dann bei Diomedes folgenden jamb. und troch. Maße wird nicht auf Varro zurück-

gehen. Diomedes handelt vom jamb. Trimeter *(comicus* und *tragicus)*, Skazon und Colobus, sodann von den drei entsprechenden, durch Vorschub eines *amphimacrus* entstandenen trochäischen Maßen Septenar, Skazon und Colobus. Bei Varro war, wie wir sahen, mit dem troch. der jamb. Septenar verbunden, und so vermutlich als korrespondierendes Paar Trimeter κολοβός und ἀκέφαλος: Diomedes' Fassung 511, 12 *Archilochus ita metra consecuit ut et ⟨primam syllabam⟩*[1]) *iambico detraheret* mag auf diesen ursprünglichen Zusammenhang noch hindeuten.

Von kleineren jambischen Gliedern hat Varro den akatal. Dimeter, ohne ihn zu benennen, unter den *clausulae*[2]) aufgeführt (Rufin 556, 7 fr. 67 W.), den katal. Dimeter, nach Diomedes' Bericht[3]), aus dem Senar hergeleitet: die Terminologie und Ausführung dürfen wir auch hier nicht als varronisch in Anspruch nehmen[4]), aber dem Diomedes doch soviel glauben, daß Varro hier

---

1) Die beiden in den alten Hss. fehlenden Worte werden sonst nach *detraheret* eingeschoben.

2) *Varro in septimo: Clausulas quoque primum appellatas dicunt, quod clauderent sententiam, ut apud Accium 'an haec iam obliti sunt Bruges?' nonnumquam ab his initium fit, ut apud Caecilium 'di boni, quid hoc?', apud Terentium 'discrucior animi'.* Man sieht, Varro hat den Terminus *clausula* für κωλάριον nicht 'eingeführt', wie Leo Syst. 291 behauptet, sondern vorgefunden; dieser würde also für die Beziehungen der varronischen Metrik zur Rhetorik nichts beweisen, selbst wenn sein Ursprung aus der Rhetorik feststünde. Aber es bedurfte des Umwegs über die Rhetorik gar nicht, um für die kurzen κῶλα, die ja wirklich z. B. bei Terenz (Baese, de canticis Terentianis, Diss. Hal. 1903, p. 32sqq.) eine Sinnesperiode sehr viel öfter abschließen als eröffnen, die Bezeichnung *clausula* zu erfinden.

3) 518, 14 *⟨ex⟩ iambico novum carmen refert Varro* (fr. 72 W.): hier ist *novum* (ganz anders 514, 6) ebenso auffällig wie *carmen* für *metrum* oder *comma*, wie endlich *refert* mit dem bloßen Nominalobjekt. Es wird also eine schwere Verderbnis vorliegen; aber die Sache ist durch das folgende gesichert.

4) *si addas hic quae detracta sunt ex iambico, eundem iambicum supplebis sic:* vgl. aus dem Abschnitt über die Horazmetra *si reddas ei principia, supplebis iambicum sic* 510, 24, *si haec verba 'iam satis terris' suppleas, facies integrum trochaicum sic* 508, 25; *supplebis hexametrum sic* 510, 9; zum folgenden *potest tale esse quale illud* vgl. 510, 15. 20 etc.

nicht, wie man es vielleicht nach den vorhin besprochenen Proben erwarten könnte, vom akatal. jambischen Dimeter ausgehend diesen um eine Silbe hat verkürzen lassen, sondern den katal. Dimeter unmittelbar als Komma des Senars bezeichnet hat.[1]) Dazu würde es stimmen, daß nach Diomedes 511, 29 *Archilochus etiam de iambo colobo fecit comma tale 'huc ades Lyaee'*; auch dies wird, wie so viel Archilochisches bei Diomedes, auf Varro zurückgehen, der dann also den Ithyphallicus nicht, wie Caesius Bassus 266, 11, als einen um die Anfangssilbe verkürzten katal. Dim. aufgefaßt, sondern unmittelbar *ex colobi parte inferiore* abgeleitet hat: aus diesem, nicht aus dem Septenar, mit guter Überlegung, da Archilochus, der Erfinder des Ithyphallicus, den Septenar noch nicht kannte. Der Unterschied in der Methode der Derivation wird darauf zurückzuführen sein, daß die besprochenen κωλάρια an Umfang unter einem Dimeter, dem kleinsten *metrum* und *versus*, stehen, also auch nicht mehr als Variationen eines solchen gelten können.

Das einzige Beispiel der Entstehung eines Verses durch concinnatio, das für Varro sicher steht, ist der oben erwähnte archilochische Asynartet *ex litoribus properantes navibus recedunt:* hier nahm ja auch die alexandrinische Theorie Zusammensetzung aus zwei Kolis an, und wenn Hephaestion das erste als anapästisches Hephthemimeres bezeichnete, Varro als daktylischen Trimeter mit vorgeschobenem Halbfuß, so lief auch das im Grunde auf eins hinaus.

Sehr fraglich dagegen ist, ob Varro die Vorzugsform des Saturnius *dabunt malum Metelli Naevio poetae* als Zusammensetzung aus der zweiten Hälfte des jambischen Septenars und dem Ithyphallicum erklärt hat, wie es Caesius Bassus 266 tut. Leo meint, das bewiesen zu haben (Sat. Vers 9, vgl. 24[2]):

1) Während z. B. Terentianus Maurus den dimetrus acephalus (troch katal.) und den claudus (jamb. katal.) parallelisiert 2458 fg.

2) Leo (und ihm folgend Wissowa, Genethliacon für C. Robert [Berl. 1910] 59) sieht außerdem in Varro denjenigen Gelehrten, gegen den Bassus im Eingang polemisiere: *de saturnio versu dicendum est, quem nostri existimaverunt proprium esse Italicae regionis, sed falluntur.* Dann

ich meine, es läßt sich nicht einmal soviel beweisen, daß Varro überhaupt eine metrische Erklärung des Saturniers gegeben habe: wir sind über die metrische Literatur zwischen Varro und Caesius und über Caesius' eigne Studien viel zu wenig unterrichtet, um mit Leo schlechtweg behaupten zu können, daß Caesius das Material von Saturniern, mit dem er operiert, nur bei Varro gefunden haben könne; und daß das Beispiel des Septenars, das Caesius anführt, auch in Diomedes' Bericht über Varros Herleitung dieses Verses auftritt, beweist nichts. Caesius — oder sein Gewährsmann — hat in seinem Handbuch griechischer Metrik nach Vorbildern des Saturniers Umschau gehalten und ist dabei mit gutem Blick auf die *ἀσυνάρτητα* und *πολυσχηματιστα*[1]) verfallen: daß die beiden Hälften des Saturniers den zwei Kommata eines *ἀσυνάρτητον*, nicht denen etwa eines Hexameters entsprachen, sagte ihm, wenn nicht sein Ohr,

würde man um so weniger glauben, daß derselbe Varro den alteinheimisch-italischen Saturnier aus griechischen Versen abgeleitet habe. Aber jenen Eingangssatz haben die antiken Benutzer des Caesius schon richtiger verstanden: *quem credidit vetustas tamquam Italis repertum Saturnium vocandum* Ter. Maur. 2500; *cui prisca apud Latium aetas tamquam italo et indigenae saturnio sive faunio nomen dedit, sed falluntur* Mar. Vict. 138, 32fg. Die *nostri* sind nicht Gelehrte, sondern die Alten, die den Namen *Saturnius* aufgebracht haben: was natürlich auch Caesius nicht der Zeit Varros zuschrieb. (Gegen die Deutung des Namens polemisiert wohl bereits latent der Gewährsmann des Diomedes 512, 18 *Saturnium in honorem dei Naevius invenit addita una syllaba ad iambicum versum:* daß hier nicht Livius als *εὑρετής* genannt wird, braucht nicht Ignoranz zu sein, vgl. Sueton-Hieron. z. J. 187 v. Chr.) Varros eigne Äußerung de l. l. VII 36 *hos* (scil. *Faunos*) *versibus quos vocant Saturnios in silvestribus locis traditum est solitos fari, a quo fando Faunos dictos,* auf die sich Leo beruft, steht offensichtlich metrischer Theorie ganz fern: sie paraphrasiert ja nur des Ennius Vers *versibus quos olim Fauni vatesque canebant,* von dem Varro wußte, daß er sich gegen Naevius richtete: daher der Zusatz *Saturnios.*

1) *a Graecis varie et multis modis tractatus est* meint doch wohl eben dies: freilich wird der Begriff ausgedehnt, wenn Eupolideum, Archilocheum und Euripideum als *σχήματα* (*genera*) eines und desselben Verses erscheinen; aber angesichts etwa der von Hephaestion zitierten polyschematistischen Glykoneen der Korinna konnte das als zulässig erscheinen.

so das häufige Zusammentreffen zweier Hebungen oder zweier Senkungen in der Versmitte. Saturnier freilich, die sich in beiden Hälften mit den im Handbuch zitierten griechischen Versen deckten, mag er nicht gefunden haben (wie sie sich denn wenigstens unter den uns erhaltenen nicht finden); so mußte er sich darauf beschränken, die griechischen Verse zu zitieren — vielleicht ursprünglich im Original, das dann erst Caesius durch lateinische Verse ersetzt hat[1]) (jedenfalls sind sie jünger als Horaz und Vergil). Gerade diejenige Form des Saturniers aber, die durch häufige Wiederkehr sich besonders auszeichnete, nämlich Verbindung von jambischem und trochäischem Kolon, ließ sich bei den Griechen nur dadurch belegen, daß man des Archilochus *'Ερασμονίδη Χαρίλαε* als jambisch auffaßte (wozu die Nebenform *'Ερασμονίδη Βάθιππε* immerhin ein gewisses Recht zu geben schien): dann konnte nicht nur *duello magno dimendo* (was sich noch daktylisch messen ließ) sondern auch *fundit fugat prosternit* als identisch passieren. Dem Caesius nun gilt diese Form schon so sehr als die eigentlich normale, daß er nur für sie die metrische Erklärung giebt; und um diese vorzubereiten, hält er es für nötig, als *versus optimus* den ganz rein gebauten Metellervers hervorzuheben[2]), bei dem kein Zweifel

1) WISSOWAS Behauptung, daß Caesius diese lateinischen Verse bereits vorgefunden habe, gründet sich darauf, daß er die Theorie, um deren willen sie zitiert werden, verwerfe. Das halte ich nicht für richtig: der in voriger Anm. zitierte Satz erkennt die Theorie ja unumwunden an, und in der folgenden Auseinandersetzung widerspricht ihr nichts.

2) Daß aber, wie WISSOWA zu beweisen sucht, Caesius diesen Vers selbst nebst seinem angeblichen Ursprung erfunden haben sollte, vermag ich so wenig wie MARX (Ber. d. Sächs. Ges. d. W. 1911, 66 fg.) zu glauben. Die Gepflogenheit der Metriker, 'die besprochenen Versmaße mit fingierten Musterbeispielen zu belegen' steht doch auf ganz anderem Brett: diese Beispiele beanspruchen gar nicht etwas anderes zu sein als Veranschaulichungen des Schemas; dagegen *optimus est quem Metelli proposuerunt de Naevio aliquotiens ab eo versu lacessiti* wäre bei WISSOWAS Annahme eine glatte Lüge, und ich sehe nicht, was uns berechtigte, dem Caesius eine solche zuzutrauen. Das Beispiel soll 'viel zu musterhaft sein, um echt zu sein': musterhaft in Caesius' Sinne ist nur der rein jambisch-trochäische Bau; daß er aber bei seiner Erfin-

über die metrische Struktur obwalten kann. Die Zuspitzung auf jene Normalform tritt noch deutlicher als bei Caesius bei dem Gewährsmann des Diomedes hervor, der (vgl. ob. S. 21) den Saturnier schlankweg als Senar + eine Silbe definiert, also sowohl die Nebenformen wie überhaupt das Prinzip der Dikolie ignoriert (512, 18): das ist die gleiche grobe Hand, die den archilochischen Asynarteten *solvitur acris hiems* usw. als Hexameter mit eingefügter Silbe erklärte (509, 29), wogegen Caesius (s. ob. S. 23) polemisiert. Dann ist also auch jene Vereinfachung des Saturnierproblems älter als Caesius, und dieser verbessert mit Hilfe noch älterer, wenn nicht eigener Forschung seinen Vorgänger, ohne sich aber ganz von dessen Tendenz freizumachen. Ob nun jene Forschung, der die Parallele zwischen Saturnier und griechischen Versen, ferner die Hervorhebung der einen jambisch-trochäischen Form und ihre metrische Bestimmung zufällt, Varro oder einem seiner Nachfolger zuzuschreiben ist, wird sich niemals entscheiden lassen: gegen Varro spricht, daß dieser sich für den daktylischen Charakter von *'Ερασμονίδη Χαρίλαε* ausgesprochen hatte (s. ob. S. 39), und also wenigstens in ein und derselben Schrift schwerlich eine andere Auffassung vertreten hat. Weniger Gewicht lege ich darauf, daß Caesius' Definitionen des katalekt. jambischen Dimeters und des Ithyphallicus, wie es scheint, nicht die varronischen sind (s. ob. S. 41): das berührt den Kern der Sache nicht.

Daß Varros Metrik in erheblich größerem Umfange, als wir es nachweisen können, von der concinnatio Gebrauch gemacht habe, wäre sicher, wenn er es war, der die vier Prinzipien der Derivation, adiectio, detractio, concinnatio, permutatio, festlegte. Der varronische Ursprung dieser Tetras gilt als

---

dung zufällig auch die Diäresen nach der zweiten Hebung beider Kola, die in den früher gegebenen lateinischen Übersetzungen ganz vernachlässigt sind, eingeführt haben sollte, wäre ein merkwürdiger Zufall. Der Zusatz über die Herkunft soll den Verdacht verstärken: aber er ersetzt doch lediglich das Zitat *ex Regilli tabula* oder *apud Naevium poetam*.

Axiom[1]), seitdem Kiessling kurz gesagt hat ‘wer Varros Vorliebe für viergliedrige Dispositionen und Schematisierungen kennt, wird hierin unschwer seine Hand spüren (Horaz I[1] S. 3)’. Der Beweis scheint mir nicht zwingend, die Annahme selbst nicht ohne Bedenken. Unser ältester Gewährsmann für die Lehre ist Caesius Bassus, der 271, 5 sagt, alle etwa neu erfundene Metra würde man auf die von ihm aufgezählten zurückführen können, *cum omnia metra varientur aut adiectione aut detractione aut concinnatione aut permutatione; esse et alias species non ignoro, sed hae sunt praestantissimae.* Es folgen Beispiele horazischer Metra, eines für jede Kategorie. Man sieht, Caesius übernimmt die Verantwortung für die Auswahl der vier aus einer größeren Zahl; ich würde daraus allein noch nicht folgern, daß er selbst diese Auswahl getroffen hat: aber es ist doch bemerkenswert, daß, wo immer uns bei späteren Metrikern die Tetras begegnet, unsere Caesiusstelle die Quelle ist.[2]) Und dafür, daß sie Quelle im strengen Sinne ist, läßt sich einiges anführen. Prüft man die Tetras selbst, so leuchtet ein, daß gerade durch die concinnatio eine vorher bestehende Trias erweitert worden ist: das hat Leo richtig gesagt, nur hätte er diese Trias nicht aus der Rhetorik herleiten dürfen.[3])

1) Mindestens in dem Sinne, daß Varro sie in Rom eingeführt habe; Usener, Ein altes Lehrgebäude der Philologie (Münch. Sitzungsber. 1892) S. 612 fg. schreibt die Erfindung dem Tyrannion zu, auf den er die varronischen Tetraden zumeist zurückführt.

2) Atil. Fort. 294, 10; Apth. 52, 19; 100, 8.

3) Leo scheint davon selbst abgekommen zu sein: Ox. 496 fg. sieht er einen Unterschied der griechischen Form der Theorie von der varronischen darin, daß jene nur mit zwei Kategorien der Versbildung, προςθήκη und *ἀφαίρεσις* operiere. Aber der Anfang von col. III, aus dem er dies schließt (— *πεφυκότων γείνεσθαι κατὰ προςθήκην καὶ κατὰ ἀφαίρεσιν· οὕτω δηλονότι καὶ ποσὶ καὶ σχήμασι τοῖς αὐτοῖς ἀμφότερα χρῆται*) bezieht sich doch offenbar nur auf die zwei bestimmten Verse, die *ἀπ' ἀλλήλων*, meine ich, entstehen, wenn man dem einen etwas wegnimmt, dem andern etwas zufügt (vgl. z. B. Apthonius vom Hexameter und Archebuleus *ex se per adiectionem detractionemque parantur* 126, 4; *συμβαίνει οὖν κατὰ τὰς προσθέσεις ἢ ἀφαιρέσεις τάδε* — nämlich Jamben und Trochäen — *ἀλλήλοις ἐπιπλέκεσθαι* schol. Heph. 258 C.):

Vielmehr findet sie sich bereits, worauf Consbruch hingewiesen hat[1]), in der alexandrinischen Metrik: Hephaestion (p. 77 C.) läßt die *συγγένεια* eines Metrums mit einem anderen entstehen *κατὰ ἀφαίρεσιν, κατὰ πρόσθεσιν, κατὰ μετάθεσιν*, z. B. durch Wegnahme der ersten Silbe entsteht aus dem *δακτυλικόν* das *ἀναπαιστικόν*, durch Umstellen aus dem *τροχαϊκόν* das *ἰωνικὸν ἀπὸ μείζονος*. Den Übergang dieser Lehre zur Derivationstheorie zeigt aufs schönste Apthonius (d. i. nach Schultz Diss. S. 16 Theomestus) in der über Archilochos handelnden Einleitung zum IV. Buch: Archilochos hat zunächst aus dem dactylicum durch *adiectiones, detractiones* und *translationes* die übrigen Rhythmen, den jambischen, trochäischen, anapästischen gebildet; dann erst aus den Versen *per incisionem singulorum atque coniunctionem pleraque metrorum genera commentus est* (141, 12 fg.). Die alexandrinische Metrik ihrerseits hat sich aber natürlich mit ihren Kategorien an die Grammatik angelehnt: Aristophanes und Apollodor, sagt Varro de l. l. VI 2, *verba ex verbis ita declinari scribunt, ut verba litteras alia assumant, alia mittant, alia commutent:* da steht also nur an Stelle der *μετάθεσις* die *ἀλλοίωσις*. Und wenn Varro die metrische Trias durch eine Tetras ersetzt hat, so würde man erwarten, daß es *adiectio, detractio, permutatio,* und *commutatio* gewesen sei, entsprechend seiner Vierzahl der Ursachen der Etymologie de l. l. V 6: wäre doch eine der ältesten *variationes*, die Erfindung des Skazon, ein treffliches Beispiel für *commutatio*. Man sieht, die *concinnatio* ist in diesem Kreise ein Fremdling oder Spätling; und in der Tat kann von *variari* eines Metrums nur mit sehr zweifelhaftem Recht gesprochen werden, wenn die abgeschnittenen Stücke zweier Metra zu einem neuen dritten vereinigt werden. Auf der verhältnismäßig primitiven Stufe der Variationstheorie, die ich Varro zuschreibe, ist mir die Gleichsetzung dieser vierten Kategorie mit den drei ersten nicht wahrscheinlich; sehr

---

von einer Beschränkung auf diese beiden Kategorien ist nicht die Rede, und wenn im folgenden keine *μετάθεσις* vorkommt, so besagt das bei dem fragmentarischen Zustande des Buchs nichts.

1) a. a. O. (ob. S. 3, 3) 92.

viel wahrscheinlicher für Caesius, der so viel wir sehen als erster von der *concinnatio* einen sehr weitgehenden Gebrauch auch für solche Metra gemacht hat, die bis dahin als einheitliche gegolten hatten. Aber ich räume gern ein, daß er die Vierzahl bei dem Vorgänger gefunden haben kann, gegen den er sonst gelegentlich polemisiert.[1])

2. Zur Analyse des Caesius Bassus.

Caesius Bassus erklärt, das Buch de metris, dessen letzten Teil wir besitzen, *et paucis diebus et memoria tantum modo adiuvante* geschrieben zu haben, also, wie er vermutlich im Prooemium gesagt hat, fern von seinen Büchern, nicht in der Situation, in der ihn sich Persius denkt: *admovit iam bruma foco te Basse Sabino?* (6, 7), sondern etwa irgendwo auf Reisen, vielleicht auf Wunsch Neros, dem das Buch gewidmet war. In

1) Auffallend ist ja, daß er als Beispiel für die adiectio den Vers *solvitur acris hiems* usw. bringt, dessen Auffassung als Hexameter + einer Silbe er kurz vorher (268, 27) abgelehnt hatte. Spiro und Schultz (Diss. p. 6, 1; zustimmend Keil in der Sonderausgabe des Caes. und Atil. Fort., Hallenser Progr. 1885 S. VI) hatten daraus geschlossen, daß der ganze Passus, der die Beispiele enthält (271, 7—22) aus Atilius Fortunatianus interpoliert sei, wo er (294, 11) fast wörtlich wiederkehrt; aber es ist an sich unwahrscheinlich, daß Caesius keine Beispiele gegeben habe, und die geringfügigen Abweichungen selbst — z. B. daß *caesura* (Atil. = κόμμα) bei Caesius, der den Terminus auch sonst nicht kennt, vermieden ist; daß bei Caesius Z. 22 auf 263, 4 verwiesen wird — sprechen gegen die Vermutung. Leo nahm an (Syst. 281, 2), Caesius habe den gangen Passus aus seinem Vorgänger abgeschrieben: aber gerade wenn er, wie Leo annimmt, bei den Worten *memoria tantum modo adiuvante composui* ein schlechtes Gewissen hatte, wird er sich gehütet haben, den Abschnitt mit samt den Beispielen aus einem Buche, das er in aller Hände wußte, abzuschreiben. Auch ist es mir nicht wahrscheinlich, daß Caesius das, was er vorher zweimal (vgl. 268, 29) auseinandergesetzt hatte, hier ganz vergessen haben sollte. Ich glaube vielmehr, er hat, in dem Wunsch horazische und möglichst einfache Beispiele zu wählen, für die adiectio, die er sonst nur durch den komplizierten Fall des Asklepiadeus hätte belegen können, das Beispiel herangezogen, das er ja prinzipiell für zutreffend hielt, unbekümmert darum, daß er selbst hier eine andere Erklärung vorzog.

der Tat könnte jeder heutige Metriker einen entsprechenden Abriß *memoria tantum modo adiuvante* in wenigen Tagen niederschreiben; freilich unter der Voraussetzung, daß er sich vorher gründlich mit dem Gegenstand beschäftigt, darüber nicht nur gelesen sondern auch nachgedacht hat. Und das Buch des Bassus ist auch wirklich für Rom nicht ein beliebiges unter 'unzähligen anderen ὑπομνήματα'[1]) gewesen, in denen poesiebeflissene Dilettanten das was sie selbst gestern gelernt hatten schlecht und recht wiederholten; die maßgebende Stellung, die es Jahrhunderte lang besessen hat, spricht dafür, daß es nicht eben viele seines Gleichen gehabt hat. Es sind auch nicht ganz wenige Fälle, in denen wir trotz unserer jämmerlich dürftigen Überlieferung annehmen dürfen, daß Caesius eigene Wege gegangen ist, auf denen ihm die Späteren gefolgt sind. Freilich ein gelehrtes Handbuch zu schreiben ist ihm, wie schon jene eingangs zitierte Äußerung lehrt, nicht beigekommen — nennt er doch auch seine Vorgänger weder wo er ihnen zustimmt noch wo er gegen sie polemisiert[2]) —; er hat, natürlich auf Grund der vorhandenen metrischen Arbeiten, aber auf eigenes Urteil nicht verzichtend, einen, soweit wir nach dem Vorhandenen urteilen können, alles für römische Leser Wesentliche umfassenden, zwar eilfertig und flüchtig aber klar geschriebenen Abriß zu praktischem Gebrauch gegeben, in erster Linie für die große Zahl derer, denen nur daran lag, sich in der verwirrenden Mannigfaltigkeit der vorhandenen Metra zurecht zu finden, daneben auch für die wenigen, deren Ehrgeiz sich auf Erfindung neuer Formen richtete. Er hat sich dabei, von den horazianischen Metra abgesehen, auf die stichisch verwendeten Metra beschränkt: ob er dazu gelangt ist, seinen Vorsatz einer Behand-

1) LEO Ox. 506.

2) Mit Unrecht schließt LEO Syst. 293, 1 aus 'Victorinus', daß Caesius gegen Cornelius Epicadus polemisiert habe; der Verfasser stellt einfach den Gebrauch der Form *trimetrus* bei Caesius dem *hexameter* des Epicadus gegenüber. Beiläufig bemerkt, HENSES Vermutung (de Juba artigr. 139), daß Lactanz die Quelle des 'Victorinus' sei, schwebt ganz in der Luft, und ebenso demnach das, was LEO a. a. O. daran knüpft.

lung auch der Metra melischer Poesie und tragischer Chöre auszuführen, wissen wir nicht: er bereitet darauf vor, daß er in diesem künftigen Werke auch griechische Beispiele werde anführen müssen (272, 7) — während er in dem vorliegenden Buch die griechischen Verse durch eigne lateinische Nachdichtungen ersetzt hat —; gewiß wäre er hier nicht nur in den Beispielen, sondern auch in der Theorie sehr viel abhängiger von seinen Vorgängern gewesen, denn wenn ihm schon in dem vorliegenden Buche de metris die Zurückführung aller Maße auf Senar und Hexameter nicht leicht fällt, so hätten sich dort die Schwierigkeiten verdoppelt. Leo hat 'einzelne Spuren der alexandrinischen Theorie' bei Caesius nachgewiesen (Syst. 297 fg.) und stellt sich vor, dieser sei einem etwa gleichzeitigen griechischen Metriker gefolgt, der die reine Derivationslehre durch Anleihen bei dem alexandrinischen System verfälscht habe. Ich glaube, das Verhältnis ist eher das umgekehrte: auf weite Strecken liegt bei Caesius eine Derivationslehre zu Grunde, die der reinen alexandrinischen noch recht nahe stand; und die neuen Einsichten sind dem so gut es ging einverleibt.

Caesius hat zu Beginn seines Buchs eine *pedum demonstratio* gegeben (264, 28) und dabei nicht nur die zwei- und dreisilbigen, sondern auch die viersilbigen Füße vorgeführt, für den Proceleumaticus auch, wie vielleicht vorher für den Molossus (Diomedes 513, 15), ein Versbeispiel gebildet.[1]) Diese viersilbigen Füße kennt und verwendet er denn auch in seinem Buch; daß sie ihm als *pedes duplices* gelten, im Gegensatz zu den zwei- und dreisilbigen *simplices*, macht für seine Praxis der Versanalyse keinen erheblichen Unterschied. Auch für Caesius ist, wie für Varro, der Septenar ein *iambicus quadratus* (263, 17; 266, 8) = *τετράμετρον*. Er hat einen Abschnitt über den proceleumatischen Vers, den er also vom pariambischen unterscheidet; er kennt nicht nur das *metrum bacchicon* oder *choriambicum*, sondern verwendet auch den Choriambus als Fuß,

1) Auch Terentianus gibt in seiner *pedum demonstratio* 1464 ganz ausnahmsweise einen proceleumatischen Vers. Natürlich fehlt bei ihm auch der Antispast so wenig wie er bei Caesius gefehlt haben wird.

indem er z. B. das Komma *Lydia dic per omnes* aus Choriambus und Antibacchius, das längere *te deos oro* usw. aus drei Choriamben und Antibacchius bestehen läßt (270, 10 fg.; vgl. 268, 20) und den Philicius als *hexametrum ex numero bacchico compositum* mißt (204, 2); er zitiert Varros Terminus *ionicum trimetrum* für den Phalaeceus (261, 19); er kennt und verwendet die verschiedenen Formen des Paeon und mißt nach ihm den päonischen Tetrameter, der *compositus est ex eo paeone, qui constat longa syllaba et tribus brevibus* (264, 18): ganz begreiflich, daß er hier nicht sagt *constat ex choreo et pariambo,* denn er wird in der Übersicht die vier Päone nach der Stellung der langen Silbe geschieden haben, wie es Terentianus tut: *is primus est, longa cui locata prima est, quam continuo tres aliae breves secuntur* 1534. Es ist also nicht berechtigt, wenn Leo nur den Paeon als wirklichen viersilbigen Fuß heraushebt und schließt, gerade dieser Paragraph sei aus einem Lehrbuch alexandrinischer Herkunft übernommen (298). Wir werden vielmehr sagen müssen, daß Caesius in der Lehre von den *pedes* (abgesehen freilich von den Unterschieden, die sich aus dem Verzicht auf das Prinzip der Katalexis ergaben) ganz auf dem Boden der alexandrinischen Lehre steht, mit der einzigen Abweichung, daß er die viersilbigen Füße als *duplices* nicht nur bezeichnet, sondern auch beschreibt (z. B. *proceleumaticus constat ex duobus pariambis id est quattuor brevibus syllabis*). Aber auch Hephaestion denkt ja die viersilbigen Füße nicht eigentlich als Einheiten, sondern als Paare; er spricht nicht von ἀντίσπαστος oder ἰωνικός, sondern von ἀντισπαστική und ἰωνικὴ συζυγία[1]), und läßt beim Skazon nicht den letzten Fuß einen Antispast, sondern den letzten Jambus einen Trochäus sein (p. 17, 4 C.).

1) Und so der Metriker von Oxyrhynchos von einer πρώτη χώρα oder διποδία statt von einem ἰωνικός oder ἀντίσπαστος, was Leo Ox. 503 also nicht als Kennzeichen des 'varronischen' Systems auffassen durfte. Ein mit einem μέρος τῶν ἰωνικῶν identisches Anacreonteum hat τὸν ἀνάπαιστον πρῶτον καὶ τὸν τροχαῖον ἑξῆς: vgl. Hephaestion vom Sotadeus κατὰ τὰς τρεῖς χώρας δέχεται ἰωνικὴν συζυγίαν . . ἢ τὴν ἐξ ἀναπαίστου καὶ πυρριχίου p. 36, 8 C.

Daß nun die Derivationslehre, die Caesius Bassus vorfand, noch keineswegs auf das Gesamtgebiet der Metra systematisch übertragen war, zeigen zunächst die Abschnitte über das päonische und proceleumatische Metrum: hier ist auf den Versuch der Derivation ganz verzichtet und es bleibt einfach bei den viersilbigen Füßen. Die anapästischen Metra hat Caesius nicht im Zusammenhange behandelt[1]; er greift das Archebuleum (256, 8) heraus, weil sich dies am leichtesten, durch detractio von nur zwei Silben, aus dem Hexameter ableiten ließ, und fügt die generelle Ableitung des *ἀναπαιστικόν* aus dem *δακτυλικόν* hinzu, mit der hephästionischen *ἐπιπλοκή*[2]): das zeigt, daß er früher nicht von anapästischen Versen gesprochen hat. Hephaestion erklärt das Archebuleum als *ἀναπαιστικὸν λογαοιδικόν, τὸ μετὰ τέσσαρας πόδας αὐτὸν ἔχον τὸν βακχεῖον*: Caesius modifiziert das, um Verwandtschaft mit dem Senar herauszubringen: *post tres anapaestos accedit ad trimetrum.* Er spricht hier nicht von Entstehung aus dem Trimeter, denn die Derivation geht ja, bei Anerkennung der drei Anfangsanapästen, nicht rein auf; Terentianus hat denn auch, als konsequenter Derivant der er ist, auf diese Ausführung verzichtet (1908 fg.). Ich sehe nicht, was Leos Annahme empfehlen könnte (Syst. 299), daß uns in diesem Abschnitt des Caesius eine durch alexandrinische Anleihen verfälschte Umgestaltung einer ursprünglich reineren Derivationslehre vorliege.

1) Der anapästische Dimeter wird später gelegentlich behandelt (267, 18) als identisch mit dem Adonius. Das hat, soviel ich sehe, bei den Späteren keinen Anklang gefunden (außer bei Atilius 297, 20); es widerspricht auch der Derivation strenger Observanz, daß die Hebung des Daktylus hierbei aufgelöst wird.

2) *est autem hic versus anapaesticus, quia, cum primus heroi hexametri dactylus syllabam amittit, reliquae duae breves iungunt se longae insequenti et deinceps ceterae in eandem formulam veniunt: ἔστω στίχος ὅλος δακτυλικός . . τούτου τοίνυν πρώτην ἀφαιρῶ συλλαβὴν καὶ τὸ λειπόμενον γίνεται ἀναπαιστικόν* schol. Heph. 259, 7 C. — So ist auch beim Philicius, der als einziger Vertreter der choriambischen Metra behandelt wird, vor der Ableitung des reinen choriamb. Tetrameters aus dem daktyl. Pentameter die generelle Ableitung des Choriambus von dem daktylischen Maß gegeben, 264, 5.

Ganz besonders lehrreich ist Caesius' großes Kapitel über den Phalaeceus. Er zählt da sieben divisiones dieses Verses auf (258 ff.), deren Zusammenstellung offenbar von ihm selbst herrührt[1]); sie finden sich wieder nur bei den von ihm abhängigen Metrikern Terentianus und Apthonius, und zwar überall in der gleichen Reihenfolge, die sich nicht von selbst ergeben konnte. An der Spitze stehen zwei *divisiones*, durch die der Vers in zwei Kommata zerfällt, die erste daktylisch jambisch (– – – ⏑ ⏑ – | ⏑ – ⏑ – ⏑), als *vulgaris illa divisio* bezeichnet, also von Caesius' Vorgängern, vielleicht als einzige[2]), gelehrt; die zweite daktylisch-trochäisch (– – – ⏑ ⏑ – ⏑ | – ⏑ – ⏑); sie repräsentieren die beiden Formen des Phalaeceus, die Catull so gut wie ausschließlich anwendet, mit Cäsur nach der fünften und der sechsten Silbe; und die erstere überwiegt bei ihm und so viel wir urteilen können auch bei seinen Zeitgenossen so stark, daß es begreiflich ist, wenn eine auf Vereinfachung bedachte Metrik sie als Normalform heraushob; auch daß der spondeische Eingang hiernach als der normale erscheint, ist aus Catulls Praxis erklärlich.[3]) Es folgen bei Caesius vier *divisiones*, bei denen kürzere selbständig auftretende Kola aus dem Phalaeceus abgesondert werden, zwei vom Anfang — Glykoneus (– – – ⏑ ⏑ – ⏑ – | ⏑ – –), hier als *anacreonteum choriambicum* bezeichnet, und Pherekrateus (– – – ⏑ ⏑ – ⏑ | – ⏑ – –), unbenannt, aber mit Hinweis auf seinen Gebrauch bei Kallimachos und Bakchylides — und zwei vom Schluß, achtsilbiges *Anacreonteum iambicum* (– – – | ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – –) und siebensilbiges, identisch mit dem Schlußglied des *hipponacteus quadratus*: – – – ⏑ | ⏑ – ⏑ – ⏑ – –. Zwischen die beiden Paare schiebt sich, als Nummer 5 der Reihe, die Ableitung durch *detractio* dreier Silben aus dem Sotadeus[4]):

---

1) Bemerkt von Schultz Hermes 22 (1887) 271.

2) Als einzige erscheint sie bei Diomedes 509, 14.

3) s. ob. S. 34.

4) Quintilian hat nicht diese divisio im Auge, wenn er I 8, 6 die Phalaeceen als *commata sotadeorum* bezeichnet (denn durch Herausnehmen dreier Silben entsteht kein Komma), sondern entweder – – ⏑ | ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – – oder – – | ϖ – – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – – –.

– – [⏑ ⏑ –] – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – –. Es scheint, daß Caesius selbst durch Einschub dieser divisio den Zusammenhang der ihm überlieferten beiden Paare zerrissen hat.

Die Nebeneinanderstellung der sieben divisiones erweckt — wohl absichtlich — den Eindruck, daß hier sieben Versuche aufgeführt werden, die Entstehung des Phalaeceus zu erklären, durch *concinnatio, detractio* und *adiectio;* so ist es denn auch von Neueren verstanden worden.[1]) Sieht man näher zu, so sagt Caesius dies ausdrücklich nur bei der ersten divisio: *docet eum partem habere ex heroo, partem ex iambo;* dagegen sagt er im Eingang, jede divisio sei *ex se efficiens aut ad aliquod pertinens metrum,* und am Schluß, er habe durch sorgfältigen Nachweis der *articuli* (= Kommata) des Hendecasyllabus gezeigt, *cum quot metris ei quaedam necessitudo contingeret.* Und zweifellos sind jene beiden Paare von divisiones ursprünglich nicht als Herleitungen des Phalaeceus gedacht gewesen, sondern haben umgekehrt die Entstehung von vier Metra aus dem Phalaeceus, oder richtiger, die Möglichkeit, diese Metra aus dem Phalaeceus herauszulösen, vorgeführt. Das ist besonders deutlich bei der dritten divisio. Hier entsteht durch Wegnahme der drei letzten Silben ein choriambisches Metrum, d. i. der Glykoneus, über das wohl nichts weiter gesagt war — die Stelle ist leider lückenhaft überliefert — als daß es in der Mitte einen Choriamben hat[2]): also analysiert als – – | – ⏑ ⏑ – | ⏑ –; über die einrahmenden Silbenpaare scheint sich

1) Z. B. KIESSLING Philol. Unters. II 67 und in der Einl. der Ausgabe.

2) *fit anacreonteon metrum syllabarum octo, quod musici bacchicon vocant, grammatici choriambicon, ⟨quia medium habet choriambum,⟩ qui duplex constat ex longa et duabus brevibus et longa, id est ex choreo et iambo.* So ist wohl zu ergänzen, nicht mit LEO Syst. 297, 3 *quod ⟨medium habet pedem quem⟩ musici etc.,* denn das Metrum, auch der Asklepiadeus (268, 21) heißt bei Caesius *choriambicum,* der Fuß *choriambus,* wie gleich 259, 10 usf. Die Eingangsworte des Kapitels vom Philicius (263, 23 fg.) scheinen, wie LEO selbst gesehen hat, interpoliert; dann hat dem Interpolator bereits unser lückenhafter Text vorgelegen.

Caesius nicht geäußert zu haben.[1]) Die Derivation des Komma, die wir hier vermissen, wird allerdings später, nachdem aus ihm der kleinere und größere Asclepiadeus (beide also gleichfalls choriambische Metra) entwickelt sind, nachgeholt: aber in sehr eigentümlicher Weise. Zunächst heißt es 260, 12 *ex hac divisione et priapeus nascitur versus:* die beiden Kommata des Verses *hunc lucum tibi dedico consecroque Priape* sind nämlich eben jenes Anacreonteum und seine um eine Silbe verkürzte Form (Pherekrateus). Der ganze Priapeus aber *ex heroo venit hexametro,* nämlich aus Versen wie *cui non dictus Hylas puer et Latonia Delos.* Da hätten wir denn also die vermißte Derivation des Anacreonteum, das nun freilich plötzlich nicht als choriambisches, sondern als daktylisches Metrum erscheint. Es ist meine ich klar, daß Caesius diese Derivation von sich aus oder einem anderen Gewährsmann folgend eingefügt hat: er hebt sie nämlich im Grunde selbst wieder auf, indem er 260, 32 zugibt, daß der Priapeus zu Beginn statt des Spondeus auch den Jambus oder Trochäus zulasse, was auch vom Phalaeceum gelte; Catull hat diese Freiheit, Sappho und Anakreon und anderen folgend, nicht als Verstoß gegen die Regel, sondern als legitim betrachtet: so muß denn der Priapeus, da er aus dem Phalaeceus entsteht, die gleiche Freiheit haben.[2]) Also die Herleitung

---

1) Terentianus sagt 2611 fg. von diesen Paaren *excrementa magis putant nec ducunt numero pedum*, und entsprechend Apthonius 149 *tam primae quam ultimae duae syllabae incrementa magis quam textui pedum necessariae:* das beruht wohl nur auf Mißverständnis von Caesius' Worten *hoc metrum* (scil. der Glykoneus) *incrementum accipit,* die sich auf das folgende, die Entstehung des Asclepiadeus durch den Zuwachs eines weiteren Choriamben beziehen: *demus illi incrementum, id est pro uno duos choriambos* 259, 10, und weiter *demus etiam nunc illi unius choriambi incrementum* 28. Augustinus analysiert de mus. V 12 den Asklepiadeus wie Caesius – – –◡◡– ‖ –◡◡– ◡◡ und läßt die beiden äußeren Silbenpaare sich zu einem dritten sechszeitigen Fuße ergänzen. Alter und Herkunft der Lehre von der Taktgleichheit, die hier zu Grunde liegt, bleibt zu untersuchen.

2) *ex quibus* (sc. *hendecasyllabis*) *quoniam priapeus nascitur, necesse est easdem habeat libertates.*

aus dem Hexameter, der spondeischen Eingang fordert, ist aufgegeben.

Ist demnach die Derivation des Priapeus, also auch des Glykoneus und Pherekrateus, aus dem Hexameter ein unorganisches Einschiebsel, so bleibt nur übrig, daß der Gewährsmann des Caesius ausging vom Phalaeceus und zeigte, wie man von diesem zum Glykoneus gelangt. Das bestätigt sich aus anderen Quellen. Diomedes trägt die gleiche Lehre vor: *praecisus hic (Anacreonteus) est de . . hendecasyllabo* 509, 21, im Widerspruch zu seiner Erklärung desselben Komma als *ex superiore parte hexametri* 512, 4 (die Identifizierung mit dem ersten Komma des Priapeus kennt er nicht, er mißt dies vielmehr – ∪ – ∪ ∪ – ∪ – 512, 28). Vor allem aber faßt der Metriker von Oxyrhynchos (col. VIII p. 405 C.), der sechsten divisio des Caesius entsprechend, das achtsilbige Anacreonteum ∪ ∪ – ∪ – ∪ – – nicht als Vorstufe des Phalaeceus, sondern zeigt, wie man es durch Abzug dreier Silben aus ihm entstehen lassen kann. Ich sage absichtlich nicht 'wie es entstanden ist'. Denn dieser Metriker will ja offenbar überhaupt keinen Aufschluß darüber geben, wie die Metra entstanden sind; ja man muß weitergehen: er will mit seinen Ableitungen gar nichts über die Natur der einzelnen Metra lehren. Die metrische Natur z. B. das Phalaeceum und Asklepiadeum bestimmt er kurz durch Hinschreiben des *κανών*, der mit seinen viersilbigen Füßen ganz dem hephaestionischen Gebrauch entspricht; das Anakreonteum bezeichnet er als *δίμετρον* (col. VIII): für diese Dinge setzte er offenbar Kenntnis der vulgären alexandrischen Metrik voraus.[1]) Aber dann geht er

1) Es ist mir daher auch zweifelhaft, ob es bei den Griechen derivierende Abrisse der Metrik gegeben hat, die es an Vollständigkeit und Geschlossenheit dem des Hephaestion gleichtaten. Der Oxyrhynchit hat ja offenbar nichts weniger als systematisch disponiert, und so ist denn auch Caesius keineswegs darauf bedacht, auch nur die häufigen Versformen vollständig und in gehöriger Folge aufzuführen, wie es der Autor des Diomedes getan hat. — Leider ist die Aufgabe noch nicht gelöst, die verlorenen Partien des Caesius aus Terentian und Aphthonius zu rekonstruieren; wie denn überhaupt die Analyse und

weiter: er läßt (s. ob. S. 45, 3) das Phalaikeion und das Nikarcheion aus einander entstehen: man braucht nur eine Silbe hinzu oder wegzutun. Er sagt von jenem Anakreonteum, es 'berühre' sich mit den Jonikern, wenn es eine bestimmte Form habe; es entstehe aus dem Phalaikeion, ebenso auch aus dem Praxilleion; auch vom jambischen Dimeter könne man es ableiten[1]), der mit ihm zusammenfalle, wenn der erste Fuß anapästisch sei. Ich meine, es ist klar, daß mit dem allen nicht gemeint ist 'so oder so ist das Metrum entstanden', sondern nur 'so oder so kann man sich die Gestaltung des Kolon klarmachen': *εἰ μὲν, ὦ φίλτατε, σαφές σοι τόδε τὸ κῶλον, κατάλειπε καὶ μὴ διὰ πλειόνων σκόπει* heißt es col. XI p. 406 C. Und nicht anders ist es doch wohl aufzufassen, wenn bei Caesius der Galliambus erst *nascitur* aus zwei anakreontischen Kommata, dann aus dem jambischen Senar durch adiectio einer Silbe, dann erklärt wird, es bestehe auch eine *cognatio*[2]) mit dem Sotadeus, da beide Verse durch eine *modica translatio* in einander übergingen (261 fg.)[3]): auch hier hat sein Gewährsmann offenbar nichts über die wirkliche Entstehung des Galliambus aussagen wollen. Die Grammatiker dagegen, gegen die er polemisiert, weil sie den Asklepiadeus nicht als choriambisch erkennen, sondern *hoc putant metrum de curtato pentametro factum*, oder weil sie den Vers *solvitur*

Rekonstruktion der lateinischen Metriker seit Schultz' vielversprechenden Arbeiten (1885 und 1887) kaum nennenswerte Fortschritte gemacht hat.

1) Nebenbei bemerkt: ist es reiner Zufall, wenn er nach Anführung der Beispiele *μὲν ἐφαίνεθ' ἁ σελάνα | ονιάν τε καὶ ὑγείαν | σα φύγοιμι παῖδες ἥβα* fortfährt *δύναται δέ τις νομίζειν | ἀπ' ἰαμβικῶν διμέτρων | καταληκτικῶν* . . ?

2) Der Terminus stammt aus der alexandrinischen Lehre von der *ἐπιπλοκή*: *συγγένεια γίνεται μέτρον πρὸς μέτρον τριχῶς, κατὰ ἀφαίρεσιν, κατὰ πρόσθεσιν, κατὰ μετάθεσιν* Hephaestion p. 77 C.

3) Dem steht die Art sehr nahe, wie Dionys. Hal. de comp. 4 durch *μετάθεσις* einzelner Worte aus Hexametern Priapeen und ionische Tetrameter macht: auch hier keine Andeutung davon, daß diese Verse aus dem Hexameter 'entstanden' seien.

acris hiems usw. nicht *ex duobus metris compositum putant*, sondern ihn *hexametrum maiorem syllaba vocant* (268, 24 fg.), die haben wirklich gemeint, der Entstehung der Verse auf die Spur gekommen zu sein und sie damit erklärt zu haben. Eine solche genetische Erklärung lag nahe, wenn man, wie etwa beim archilochischen *iambus colobus* oder dem *hipponacteus quadratus* sowohl den Erfinder kannte als auch genau wußte, welches Material ihm für seine Neubildung vorlag. Die Übertragung aber solcher apodiktischer Weisheit auf die Gesamtheit der Metra ist meine ich erst die Tat römischer Grammatiker gewesen. Man sehe wie sich Diomedes ausdrückt: von jenem archilochischen Vers: *hoc ut fieret, indita est hexametro syllaba ante duas ultimas*, oder vom Asklepiadeus *hic potest, unde ortus est, ad pentametrum elegiacum redigi addita una syllaba*, usf. Erst in diesen Kreisen ist wahrscheinlich auch die Lehre aufgekommen, daß alle Verse unmittelbar oder doch über ganz wenige Mittelstufen aus Senar und Hexameter entstanden seien. Diese Metriker bedurften denn auch für ihre Zwecke keiner großen Gelehrsamkeit: wir werden uns die Horazmetrik, auf die Diomedes zurückgeht — nennen wir sie immerhin die des Remmius Palaemon[1]) — als einen knappen dogmatischen Abriß für Schulzwecke zu denken haben. Caesius Bassus danken wir es, daß er, wenn auch im Prinzip auf

1) Auf ihn hat Kiessling Philol. Unters. II 65 hingewiesen und Leo hat die Vermutung Syst. 293, 1 aufgenommen. Mit dem Bilde, das wir uns von Palaemons Grammatik machen, stimmt das oben über die Metrik Gesagte gut überein. Daß der Gegner Varros das varronische System vertreten habe, erklärt sich Leo dadurch, daß es eben das von Horaz tatsächlich befolgte gewesen sei; wir werden nunmehr sagen, Palaemon hat zwar das varronische Prinzip akzeptiert — von dem er ja wußte, daß nicht Varro es erfunden hatte — aber in einer Weise ausgebaut, die weit über Varro hinausging. Vielleicht hat er dabei sogar gelegentlich gegen Varro polemisiert: Caesius' Bemerkung *ex quo non est mirandum quod Varro . . phalaecion metrum ionicum trimetrum appellat* 261, 18 sieht doch so aus, als habe ein Vorgänger dem Varro diesen 'wunderlichen' Irrtum aufgestochen. Caesius verteidigt also den Varro — freilich ohne ihn ganz zu verstehen, s. ob. S. 10 fg.

dem gleichen Boden stehend[1]), doch sich mit dieser dürren Theorie nicht begnügte, sondern auf die reicheren Darstellungen der Griechen zurückgriff; das hat seinem Buch den langdauernden Erfolg verschafft.

Kapitel II.

Die einzelnen Verse.

1. Asklepiadeus.

Von den 43 Asklepiadeen des Alkaios, die soweit erhalten sind, daß sie uns ein Urteil erlauben, weist die stark überwiegende Mehrzahl Worteinschnitt nach der sechsten oder nach der siebenten Silbe auf; nur vier Verse weichen davon ab. Bei Horaz ist der Einschnitt nach der sechsten Silbe Gesetz: ob er dies selbst sich gegeben oder vorgefunden hat, können wir nicht sagen, da uns Asklepiadeen aus hellenistischer Zeit nicht überliefert sind. Und doch hat, wie der Name des Verses lehrt, Asklepiades ihn nicht nur gelegentlich angewandt, und bei der einflußreichen Stellung dieses Dichters ist anzunehmen, daß er auch in diesem Punkte Nachahmung gefunden hat. Der Grund dazu, dem Vers seinen Namen zu geben, ist nicht wie bei anderen solchen Taufen der, daß er den Vers zuerst stichisch verwandt hat: das war ja alte Gepflogenheit. Es ist also wahrscheinlich, daß sein Verdienst um dem Vers ein anderes war: das kann dann nur seine Normalisierung gewesen sein, und da, wie wir oben sahen, wahrscheinlich schon bei Varro, und dann also auch in der griechischen Metrik, dem Vers eine Sonderstellung gegenüber anderen äolischen angewiesen war, ist es wohl möglich, daß schon Asklepiades die uns erst aus Horaz bekannte Cäsur

1) Das tritt vor allem darin zu Tage, daß er bei den äolischen Versen von den Analysen nach alexandrinischem System, die wie wir sahen der Oxyrhynchit voraussetzt, ganz absieht. Sein Gewährsmann hat gewiß den Phalaeceus als Trimeter definiert, sei es ausdrücklich sei es durch Hinschreiben des κανών: ob als ionischen oder als antispastischen, können wir nicht sagen.

eingeführt hat. Die Wahl zwischen der sechsten und siebenten Silbe war, wenn einmal gegeben, auch entschieden: das Zusammentreffen der beiden Hebungen in der Mitte bedingte nach der ersten Hälfte des Verses ohnehin bei der Rezitation einen gewissen Halt, ganz wie im daktylischen Pentameter. Ebenso wird schon in hellenistische Zeit zurückgehen die Einschränkung (nicht Beseitigung) der Freiheit der ersten beiden Silben zu gunsten des Spondeus, wie wir es oben S. 34 beim Phalaeceus sahen; schon Alkaios hat, wie es scheint, spondeische 'Basis' stark bevorzugt.[1]) CHRIST und KIESSLING glaubten in der Festlegung des Spondeus für den Eingang von Asklepiadeus und Glykoneus einen Beweis dafür zu haben, daß Horaz diese beiden Maße aus dem daktylischen Hexameter hergeleitet habe: mit Recht hat schon MAAS dagegen bemerkt, daß die Theorie für andere, offensichtlich analoge Fälle versagt. Wenn Horaz z. B. unter seinen 317 alkaischen Neunsilblern nur 10mal jambischen, sonst durchweg spondeischen Eingang hat, wenn er im sapphischen Elfsilbler ausnahmslos Spondeus vor die Cäsur setzt, so hat das mit der Derivationslehre, die in beiden Fällen jambische Kola annahm, nichts zu tun. Es kommt aber hinzu, daß, wie oben S. 34 bemerkt, Catull schon den größeren Asclepiadeus durchweg mit spondeischem Eingang baut: und Catull soll ja von jener Theorie noch unberührt sein. Daß aber Horaz nicht etwa meinte, durch den spondeischen Eingang der ersten Hälfte des Verses daktylischen Charakter aufzuprägen, geht aus folgender Beobachtung hervor: am Eingang des Hexameters galt bekanntlich ein spondeisches Wort für unschön und Horaz hat sich das demgemäß in den 76 Hexametern der Epoden nur 5mal, in den 48 der Oden nur 4mal erlaubt; er hat das auch auf die anderen daktylischen Verse ausgedehnt: die 10 akatalekt. Tetrameter (erstes Komma des Archilochius I 4)

1) Bei den neugefundenen Asklepiadeen des Alkaios sind die Anfangssilben leider fast durchweg zerstört; die Zahl der von früher bekannten ist zu gering, um Schlüsse zu ziehen, aber in Alkaios' großen Asklepiadeen zähle ich 17 Spondeen gegenüber 4 Trochäen.

haben 1 Beispiel, die 34 katalektischen Tetrameter (I 7. 28) keines.[1]) Im Asklepiadeus zeigt sich von dieser Lehre keine Spur: unter den 36 Versen z. B. von I 1 beginnen (wenn wir *quodsi* nicht mitrechnen) 9 mit spondeischem Wort, unter den 20 von I 3 nicht weniger als sechs.[2]) Nun hat zwar Schultz (Herm. 22, 272) geglaubt, beweisen zu können, daß Horaz den Asklepiadeus ebenso wie es Diomedes' Quelle tat aus dakt. Penthemimeres und zwei Daktylen bestehen ließ. Denn, so schließt er, hätte Horaz den Asklepiadeus wie Caesius Bassus als einen durch einen Choriambus erweiterten Glykoneus aufgefaßt, so hätte er, wie er es bei dem größeren Asklepiadeus getan hat, auch im kleineren den eingeschobenen Choriambus durch Worttrennung abgegrenzt. Der Schluß ruht auf den wie ich meine falschen Voraussetzungen, daß Horaz notwendig eine jener beiden Auffassungen geteilt haben müsse, und daß jene im größern Asklepiadeus befolgte Regel den Choriambus als eingeschoben kennzeichnen soll, während sie doch, wie wir oben S. 33 sahen, nichts ist als die Erhebung einer schon früher vorwaltenden Tendenz zum Gesetz. Es kommt aber hinzu, daß die Derivationstheorie zwar Wortschluß überall da voraussetzt, wo zwei Kommata aneinandergerückt sind, aber keineswegs da, wo der Vers aus einem kürzeren durch *adiectio* eines oder mehrerer Füße entstanden ist: wie denn auch der Gewährsmann des Caesius bei seiner Ableitung des Asklepiadeus aus dem Glykoneus sich durch die fehlende Worttrennung keineswegs hat irre machen lassen. Müßte ich mich für eine der beiden von Diomedes (p. 518, 32; 519, 1) zur Wahl gestellten Scansionen (– – ¦ – ⏑ ⏑ | – ‖ – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ und – – ¦ – ⏑ ⏑ – ¦ – ⏑ ⏑ – ¦ ⏑ ⏑) entscheiden, so würde ich unbedenklich die choriambische vorziehen: für die erste Vershälfte aus dem oben

1) Ep. 12 hat durchweg daktylischen Eingang. Die daktylische Penthemimeres (ep. 11. 13. od. IV 7) ist stets rein daktylisch.

2) Unter den 405 Pentametern von Tibull Buch I findet sich spondeischer Eingang ja sehr viel seltener als daktylischer, spondeisches Wort aber nur 7 mal, stets vor Monosyllabum oder einsilbiger Präposition (wozu auch *inter* zu rechnen) im Compositum.

angeführten Grunde, für die zweite, weil ich akatalektischen daktylischen Versschluß, d. h. Versausgang auf zwei ictuslose Silben, Horaz nicht zutraue: er hat sich ja auch vor den sog. akatalektischen daktylischen Versen der Lesbier gehütet, die doch bei Alkaios und Sappho reichlich vertreten waren. Es ist bemerkenswert, daß auch Diomedes, obwohl er die erste der oben genannten Scansionen bevorzugt, doch, wo er die Herleitung des Asklepiadeus aus dem elegischen Pentameter demonstrieren will, diesem nicht die letzte, sondern die vorletzte oder drittletzte Silbe entziehen heißt[1] (519, 4): d. h. er hat den Tonfall der zweiten Pentameterhälfte, nur mit Ersatz der zweisilbigen Senkung durch einsilbige, herausgehört. Wollte aber jemand behaupten, Horaz habe die zweite Hälfte als Daktylus und Creticus empfunden, so wüßte ich ihn nicht zu widerlegen; ja die feste Cäsur wenigstens würde gar nicht dagegen sprechen, daß Horaz schon gelernt hätte, den ganzen Vers, wie es der Metriker von Oxyrhynchos und der Gewährsmann des Atilius p. 296, 10 tun, als antispastischen Trimeter aufzufassen. Ich glaube nicht, daß wir in dieser Frage je zu einer bestimmten positiven Entscheidung gelangen können: genug, wenn wir wissen, daß für die metrische Praxis nicht theoretische Analyse, sondern das Vorbild Früherer und das Ohr des Dichters maßgebend gewesen ist.

2. Glykoneus und Pherekrateus.

Der Glykoneus erscheint in reichlich $^1/_4$ der horazischen Oden (28 : 103); er spielt also da eine erheblich größere Rolle, als wir sie bei Alkaios und Sappho nach Ausweis der Fragmente — freilich ein unsicheres Kriterium — für wahrscheinlich halten müssen; bei Horaz wird Anakreons Einfluß eher als der der Lyrik hellenistischer Zeit anzunehmen sein. Wenn er darauf verzichtet hat, Glykoneen aneinander zu reihen, wie es doch Sappho und Anakreon getan hatten, also etwa Strophen aus drei Glykoneen und Phere-

1) Während Atilius p. 296, 6 sagt *huic (Asclepiadeo) si reddas in ultimo syllabam, integer erit pentameter, ut 'Maecenas atavis edite regibus o'.*

krateus zu bauen, so hat wohl eben der Umstand, daß solche Komposition in hellenistischer Zeit beliebt war, ihn davon abgehalten. Er verbindet den Glykoneus ausschließlich mit Asklepiadeen, entweder als Prooden oder als Abschluß einer vierzeiligen Strophe, nach drei Asklepiadeen oder nach zweien und Pherekrateus, so daß also auffallenderweise die katalektische Form des Verses der akatalektischen vorangeht. Daß er alle diese Kombinationen bei Alkaios gefunden habe, ist möglich, aber nicht sicher: die zweite der oben genannten Formen ist uns aus Alkaios gar nicht, die beiden anderen nicht zweifelsfrei überliefert (fr. 43. 82). Aus jener Beschränkung aber möchte ich schließen, daß Horaz Verwandtschaft des Glykoneus mit dem Asklepiadeus empfunden hat; dem entspricht es, daß er, wie den Asklepiadeus, so auch den Glykoneus (und natürlich den Pherekrateus) spondeisch beginnt (mit einziger Ausnahme von I 15, 36), wie das Anakreon[1]) und vielleicht auch überwiegend Alkaios getan hatte: wenigstens ist das in dessen aus dem Glykoneus entwickelten großen Verse *μαρμαίρει δὲ μέγας δόμος* (fr. 15), nach unserem Fragment zu urteilen, der Fall gewesen.[2]) Catull dagegen hatte vielleicht die Verse der Sappho im Ohre, wenn er den Trochäus (besonders in 61) stark bevorzugte, daneben den Spondeus durchaus gelten ließ und auch den Jambus nicht völlig ausschloß: in den Glykoneen[3]) (und Phaläceen)

1) Blass Rh. M. 29 (1874), 153: sichere Ausnahme nur der Pherecrateus 2, 3 *πορφυρέῃ τ' Ἀφροδίτῃ*. Wilamowitz Chor. Dim. 24, 1 (Berl. Sitzungsber. 1902, 888) hält fr. 8 das überlieferte *ἐγὼ τ' ἂν οὐτ' Ἀμαλθίης*, als iambischen Dimeter.

2) 11 Spondeen, 2 Trochäen, 1 Pyrrhichius.

3) Ob man die Verse, die in SL (= Supplementum Lyricum von E. Diehl, Lietzmanns kleine Texte 33/34, 3. Aufl. 1917) 23 dem äolischen daktyl. Tetrameter vorausgehen, als Glykoneen oder als daktylische Trimeter fassen soll, ist freilich zweifelhaft; die antike Metrik wird sich für Glykoneen entschieden haben, da Hephaestion äol. daktyl. Trimeter nicht kennt, p. 23 C. Ich glaube daher auch nicht, daß derjenige Derivationsmetriker, der zuerst den Priapeus mit dem herous identifiziert hat, sich dabei an eine bereits früher geltende Definition des Glykoneus als äol. Trimeters anschließen konnte.

der neuen Sappholieder tritt der Jambus ganz hinter Trochäus und Spondeus zurück, der Trochäus überwiegt (wenn auch nicht so stark wie bei Catull).[1])

Von einer Gliederung des Glykoneus hat Horaz völlig abgesehen; er will ihn als ganz einheitliche Reihe hören lassen, wie er ihn offenbar bei seinen griechischen Mustern gehört hat. Worteinschnitt findet sich zwischen den beiden Kürzen (– – – ⏑ ⏑ – ⏑ –) seltener als an den übrigen Versstellen (55 mal in 246 Versen); das liegt wohl daran, daß hierbei diiambischer Schluß entstand: im Pherekrateus ist dieser Einschnitt verhältnismäßig viel häufiger (17 mal in 35 Versen).

Gegen die daktylische Messung gilt das beim Asklepiadeus Gesagte. Spondeisches Wort zu Anfang ist hier sogar ganz besonders beliebt: es findet sich in etwa der Hälfte aller Verse.

3. Der sapphische Elfsilbler.

Der sapphische Elfsilbler hat den Derivationsmetrikern keine Schwierigkeit bereitet; sie sind einig darin[2]), ihn zu erklären als entstanden durch concinnatio eines trochäischen und eines jambischen Kolon: ein geringfügiger Unterschied besteht nur darin, daß Atilius p. 297 das trochäische Kolon als *dimetron brachycatalecton* bezeichnet, also abteilt – ⏑ – ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ – ⏑, während die anderen entsprechend der überwiegenden horazischen Praxis das jambische Kolon mit zweisilbiger Senkung beginnen lassen: – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑.

1) Im Päan des Aristonoos haben immerhin etwa 1/5 der Glykoneen jambische 'Basis'; trochäische erheblich weniger, spondeische überwiegt (s. die Tabelle in Crusius' 'Delphische Hymnen', Philol. Bd. VIII (1894) Suppl. S. 24). Natürlich läßt das keinen Schluß auf allgemein hellenistische Technik zu.

2) Nicht mit Recht zieht Kiessling (Einl. zu den Oden p. 6 fg.) auch die Analyse des Augustinus de mus. IV 18 (– ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑) und die zweite des Atilius (– ⏑ – ⏑ | – ⏑ ⏑ – ⏑ – –) in den Bereich der Derivationsmetrik; da liegt im Gegenteil, wie besonders die Erörterung Augustins ganz deutlich macht, die Auffassung als Trimeter (drei sechszeitige Füße) vor.

Von den beiden Eigentümlichkeiten des horazischen Verses vermag diese Theorie die eine — Cäsur nach der fünften Silbe — nur halb, die andere — Länge der 4. Silbe — gar nicht zu erklären. Erklären könnte sie höchstens die Durchführung einer Cäsur: aber warum Horaz diese in den drei ersten Büchern fast ausschließlich, später ganz überwiegend nach der fünften, nicht nach der sechsten Silbe ansetzt, bleibt unerklärt. Alkaios' und Sapphos Verse haben keine Cäsur; das können wir nach den neuen Funden mit noch größerer Sicherheit als zuvor sagen. Zwar für Sappho stand es schon immer fest: aber für Alkaios konnte der — wie sich nun herausgestellt hat — zufällige Umstand, daß die sieben von ihm in Zitaten erhaltenen Verse sämtlich Worteinschnitt nach der fünften Silbe aufweisen, zu der Vermutung verführen, daß Horaz ihn sich zum Muster genommen habe[1]): unter den 36 neuen Versen, deren Erhaltung uns ein Urteil gestattet hat genau die Hälfte, 18, jenen Einschnitt nicht; 10 davon haben auch nach der sechsten Silbe kein Wortende; so daß also der Gedanke an eine beabsichtigte Zweiteilung des Verses hier noch weniger aufkommen konnte als beim Asklepiadeus. Und geht man über solche äußerliche Statistik, bei der die Zusammengehörigkeit der Worte ganz außer Acht gelassen ist, hinaus[2]) und sieht auf den Sinnesabschnitt, so haben diesen Alkaios und Sappho in der Mitte des Verses ebenso wenig gesucht oder vermieden wie an anderen Stellen: wenn er in *φαίνεταί μοι κῆνος* niemals, in *ποικιλόϑρον' ἀϑάνατ' Ἀφροδίτα* verhältnismäßig häufig in der Mitte des Verses auftritt, so ist das kein metrischer, sondern ein stili-

1) KIESSLING Philol. Unters. II 67 Anm. 24.

2) Ich bemerke hier ein für alle Mal, daß ich, da ich die lesbischen Verse nicht um ihrer selbst willen behandle, in den Fragen der Verseinschnitte ganz nach Analogie horazischen Versbaues gerechnet habe; es mußte versucht werden, die Dinge so aufzufassen, wie sie Horaz wahrscheinlich aufgefaßt hat. — Die dramatische Lyrik habe ich ganz bei Seite gelassen; für Horaz ist sie schwerlich irgendwie in Betracht gekommen.

stischer Unterschied, der mit dem verschiedenen Ethos der Gedichte zusammenhängt: die leidenschaftliche Erregung von *φαίνεταί μοι κῆνος* spiegelt sich auch darin, daß metrisches und syntaktisches Kolon ungewöhnlich häufig nicht zusammenfallen, sondern ein Satzglied mit ein oder zwei Worten in den folgenden Vers hinüberreicht oder kurz vor dem Versschluß anhebt. Beim dritten Hendecasyllabus der Strophe vor allem konnten die lesbischen Dichter um so weniger auf eine Zweiteilung verfallen, als ja der Adonius für sie kein vierter Vers ist, sondern zum dritten gehört: mit dem ihn in der dritten Strophe von *ποικιλόθρον' ἀθάνατ' Ἀφροδίτα* Worteinheit, in der vierten, fünften und siebenten die syntaktische Gliederung (Kolonschluß vor der zweit- oder drittletzten Silbe des dritten Verses) aufs engste verbindet.

Als einziges Dokument der Entwicklung in hellenistischer Zeit müssen uns die fünf sapphischen Strophen des Hymnus der Melinno auf Rom dienen (bei Stob. III 7, 12), der freilich erst dem letzten Jahrhundert v. Chr. entstammt; aber was er etwa an Neuem aufweist, wird nicht gerade erst Melinno geneuert haben: wir dürfen von ihm auf ältere Praxis schließen. Hier ist nun ein deutlicher Fortschritt in der Richtung auf Horaz hin festzustellen. Zwar ist die Cäsur nach der fünften Silbe nicht durchgeführt, aber sie findet sich in 10 unter 15 Versen, drei weitere haben sie nach der folgenden Kürze; nur zwei also entbehren eines solchen Einschnitts in der Mitte.[1]) Fast wichtiger noch ist, daß deutlich die Empfindung einer Zweiteilung der Verse hervortritt, indem die zweite Hälfte durch zwei eng zusammengehörige Worte ausgefüllt wird — *θυγάτηρ Ἄρηος, δαΐφρων ἄνασσα, κρατερῶν λεπάδνων, πολιᾶς θαλάσσας, ὁ μέγιστος αἰών*, oder, wie dann so oft bei Horaz, zwei Paare von Subst. und Adj.

1) Beidemale (13, 17) ist es der dritte Vers der Strophe: ob darin noch das Bewußtsein von dessen Zusammengehörigkeit mit dem Adonius wirkt? Durchweg bilden die beiden ersten Verse der Strophen in sich gegenüber 3 und 4 eine Einheit; nur einmal (13) greift der Satz mit einem Wort in den 3. Vers über.

in einem Vers verschränkt sind: *κῦδος ἀρρήκτω βασιλῆον ἀρχᾶς*, oder ein Paar auf die Kolaschlüsse verteilt wird: *ὄφρα κοιρανῆον ἔχοισα κάρτος* oder die Cäsur umgibt: *σοὶ μόνᾳ πλησίστιον οὖρον ἀρχᾶς, κρατίστους | ἄνδρας, αἰχμητὰς μεγάλους λοχεύεις*, wie andererseits auf Anfang und Schluß des Verses: *σεμνὸν ἃ ναίεις ἐπὶ γᾶς Ὄλυμπον* — alles aus Horaz uns wohlbekannte Schemata

Die Vermutung, daß wir Melinnos Technik als typisch ansehen dürfen, wird dadurch bestätigt, daß Catull genau die gleiche aufweist: auch er hat sie gewiß nicht selbständig auf Grund einer Analyse von Sapphos Liedern geformt, sondern der Praxis hellenistischer Dichter nachgebildet. Von den zwölf sapphischen Hendecasyllaben von c. 51 haben neun Wortende nach der fünften, die übrigen drei nach der sechsten Silbe; unter den 18 Versen von c. 11 finden wir vier ohne solchen Einschnitt[1]), 9mal fällt er nach der fünften, 5mal nach der sechsten Silbe. Das Verhältnis ist also ganz ähnlich wie beim Phalaeceus, wo Catull gleichfalls zwei Cäsuren anerkennt, der einen entschieden den Vorrang gibt, ausnahmsweise von beiden absieht. Auch bei Catull weist die Gestaltung der Rede oft genug auf das Bewußtsein der Zweiteilung hin: man lese nur

Furi et Aureli | comites Catulli
sive in extremos | penetrabit Indos

und

sive trans altas | gradietur Alpes
Caesaris visens | monimenta magni,
Gallicum Rhenum

und

lingua sed torpet, | tenuis sub artus
flamma demanat, | sonitu suopte
tintinant aures, | gemina teguntur
lumina nocte.

Horaz hat nun den entscheidenden Schritt getan, die Tendenz, die er bei seinen nächsten Vorgängern beobachtete,

1) In drei von diesen Fällen handelt es sich um den dritten Hendecasyllabus: s. vorige Anm.

zum Gesetz zu erheben; er hat die von jenen bevorzugte Form des Verses mit dem Einschnitt nach der fünften Silbe, die auch ihm offenbar die schönste zu sein dünkte, in dem größten Teil seiner Produktion zur allein gültigen erhoben. Die Einförmigkeit, die hierdurch entstand, ist ihm nicht lästig erschienen, so wenig wie die regelmäßige Wiederkehr ein und derselben Cäsur im Hexameter und jambischen Trimeter; ja er hat diese Einförmigkeit noch durch weitere Beschränkungen der Wortschlüsse gesteigert. Nicht nur, daß er vor der Cäsur einzelstehende Monosyllaba so gut wie ganz vermied — darüber wird gleich mehr zu sagen sein —: er hat auch nach dieser Cäsur, offenbar um den anapästisch ansteigenden Rhythmus der zweiten Vershälfte nicht zu hemmen, einsilbiges Wort, abgesehen von *et*, das sich für sein Ohr fast restlos mit dem folgenden Worte verband, nur in sehr seltenen Ausnahmen zugelassen[1]); in der ersten Vershälfte aber überwiegt Worteinschnitt nach der dritten Silbe so stark, daß z. B. unter 165 Versen des ersten Buches 122 diesen Typus (– ◡ – | – –) aufweisen.

Als unverbrüchliches Gesetz der Versbildung, analog etwa dem der Elfzahl der Silben, hat die Cäsur nach der fünften Silbe dem Horaz zu keiner Zeit gegolten. Er hat sich schon in den ersten Büchern, freilich äußerst selten, Ausnahmen gestattet, für die ein besonderer Grund nicht ersichtlich ist:

I 12, 1 *quem virum aut heroa lyra vel acri*
I 30, 1 *o Venus regina Cnidi Paphique*
I 25, 11 *Thracio bacchante magis sub inter-*
II 6, 11 *flumen et regnata petam Laconi*

sowie dreimal in den 15 Versen von I 10:

1. *Mercuri facunde nepos Atlantis*
6. *nuntium curvaeque lyrae parentem*
18. *sedibus virgaque levem coerces.*

1) *et* findet sich an dieser Stelle 14mal; die übrigen vier Fälle sind I 20, 2 *cantharis, Graeca quod ego ipse testa*, 22, 2 *sive facturus per inhospitalem*, 32, 2 *lusimus tecum, quod et hunc in annum*, III 7, 1 *Martiis caelebs quid agam calendis.*

Das tritt dann häufiger, nicht mehr als Ausnahme, sondern wie eine berechtigte Nebenform, im Carmen saeculare — 19 Fälle in 19 Strophen — und in den Oden des vierten Buches auf: 12 mal in *Pindarum quisquis* (45 Hendecasyll.), 6 mal in *Dive quem proles* (33), 4 mal in *Est mihi nonum* (27). Alle diese Verse sind nicht etwa cäsurlos, sondern die Cäsur ist nur um eine Silbe weitergerückt: das ist also die zweite der bei Horaz' Vorgängern beliebten Formen. Es liegt auf den ersten Blick nahe, die Tatsache, daß uns der Umschwung zuerst deutlich im Carmen saec. entgegentritt, so aufzufassen, daß Horaz in dem für Chorgesang gedichteten Text geglaubt habe, sich von seiner für den Rezitationsvers aufgestellten Regel emanzipieren zu dürfen[1]): läge nur ein Verzicht auf die Cäsur, nicht lediglich ein Wechsel zweier Cäsuren vor! So ist der Fall m. E. im Prinzip nicht anders zu beurteilen, als wenn etwa unter den 18 Hexametern von I 28 sich drei nicht mit Penthemimeres, sondern mit trochäischer Cäsur (oder Hephthemimeres) finden; man wird sich mit der Feststellung begnügen müssen, daß Horazens Ohr im Laufe der Jahre seine Ansprüche in diesem Punkte, wie ja in anderen bekanntlich auch (insbesondere betreffs der Zulässigkeit von Synalöphen) geändert hatte.

Aus der Sonderstellung von I 10 innerhalb der ersten Sammlung würde ich, wenn nicht reiner Zufall anzunehmen ist, auf späte Abfassung zu schließen geneigt sein; Kiessling dagegen knüpfte daran seine Hypothese, auf die ich schon oben S. 3 hindeutete. Er beobachtete, daß I 10 noch eine andere Eigentümlichkeit aufweise: unter 15 Hendecasyllaben schließen 13 mit dreisilbigem Wort; einer viersilbig: *reddidisses*, wobei Einschnitt nach der Präposition anzunehmen sei, einer zweisilbig: *Troiae*, was als Eigenname nicht unter die Regel falle. Indem Kiessling beide Besonderheiten kombinierte, glaubte er in dem Gedicht eine bewußte Variation des sapphischen Metrums zu erkennen: hier liege nicht die Auf-

1) Wilamowitz, Die Ilias und Homer (1916), S. 353.

fassung – ᴗ – – – | ᴗ ᴗ – ᴗ – ᴗ zugrunde, sondern – ᴗ – – – ᴗ ᴗ – | ᴗ – ᴗ: concinnatio von einer glykoneischen Reihe, die als selbständiges Kolon in I 8 *(hoc deos vere Sybarin)* wiederkehre, und Amphibrachys.[1]) Diese Auffassung ist, um das gleich zu sagen, nirgends überliefert, und die Analogie der Analyse Augustins, auf die sich Kiessling beruft, habe ich schon S. 63, 2 abgelehnt. Aber auch abgesehen davon ist Kiesslings Hypothese unhaltbar: sie schiebt dem Dichter, den sie als Anhänger der Derivationstheorie zu erweisen sucht, Theorien unter, die dieser Metrik, soweit wir sie kennen, fremd sind, und sie traut ihm weiter zu, seine Theorien sehr ungeschickt in die Praxis übersetzt zu haben. Es ist erstens jenen Metrikern, wenn sie verschiedene Möglichkeiten für die Ableitung eines Verses aufstellten, nie eingefallen, daraus 'Variationen' des Verses zu konstruieren: der Vers blieb einer und derselbe, mochte er so oder so entstanden sein. Kiessling beruft sich auf die sieben Divisionen des Phalaeceus bei Caesius, von denen die eine, ganz ähnlich wie es Horaz in I 10 bei dem Sapphiker angenommen haben soll, den Vers 'aus dem Hinzutreten eines schließenden Amphibrachys zu der achtsilbigen anakreontischen Reihe erwachsen läßt'. Ich habe oben S. 53 zu zeigen gesucht, daß hier in Wirklichkeit nicht eine Ableitung des Phalaeceus, sondern des Glykoneus aus diesem vorliegt; aber gleichviel: auch Caesius hat nicht gemeint, daß es sieben Variationen des Phalaeceus gebe, sondern er wählt nur mit *castae Pierides meae* | *Camenae* ein Beispiel, an dem sich die divisio durch Streichen des letzten Wortes recht anschaulich machen läßt; so wie ein anderer Metriker, um die Entstehung des jambischen Septenars aus

1) Schröder p. 20 schließt sich ihm an, nur daß er (ganz ohne antiken Vorgang) das erste Kolon als Daktylenhephthemimeres interpretiert. In einem Verse wie *lenis Ilithyia tuere matres* läßt er dann die beiden Interpretationen des Verses 'ineinander übergehen'. Ein Daktylenhephthemimeres, in dem der erste Fuß durchweg Trochäus, der zwoite durchweg Spondeus ist — darf man so etwas wirklich noch Interpretation nennen?

dem Senar zu veranschaulichen, das Beispiel wählt *quid inmerentibus noces, quid invides | amicis*, aber natürlich nicht sagen will, daß diese Ableitung nur für solche Verse gelte, die Wortschluß vor den letzten drei Silben haben. Bei der concinnatio steht es anders: da gibt die feste Cäsur des Verses die Fuge der beiden Kommata an; die adiectio dagegen hinterläßt im fertigen Verse keine Spur, und der Metriker von Oxyrhynchos hält es denn auch gar nicht für nötig, daß die Silben, die er bei seiner Demonstration wegschneidet, ein ganzes Wort bilden. Somit hätte Horaz, wenn er sich darauf kapriziert hätte, seine Analyse in I 10 durch Abtrennung der letzten drei Silben zu markieren, schwerlich selbst beim Kenner auf Verständnis rechnen können; und als 'Variation' des Verses, die dem Metrum den Anspruch auf einen selbständigen Platz neben dem sapphischen Metrum von I 2 gäbe, hätte es der Kenner nicht gelten lassen. Weiter: die seltsame Theorie wäre aufs ungeschickteste in die Praxis übertragen. Sie macht, nach KIESSLING, die Cäsur überflüssig: trotzdem behält Horaz in 12 von 15 Versen die regelmäßige Cäsur bei, und läßt nur in dreien — eine andere eintreten, die ihm auch sonst gelegentlich als vollwertig gilt.[1]) Endlich, statt nun wenigstens den dreisilbigen Schluß durchzuführen, führt er auch da den harmlosen Leser irre, indem er zweimal sich Lizenzen erlaubt. Ich kann darin, daß gerade hier diese Schlüsse so stark überwiegen, nur einen Zufall sehen: so hat I 38, wenn wir analog dem *reddidisses* auch *adparatus* und *adlabores* gelten lassen, nur dreisilbige Schlüsse, aber durchweg die regelmäßige Cäsur, und I 30, worin nur v. 1 weibliche Cäsur hat, nur v. 6 zweisilbigen Schluß (*Nymphae:* Name!) — weshalb denn freilich SCHRÖDER auch dies Gedicht mit I 10 auf die gleiche Stufe stellt. Andererseits finden sich im CS. und in Buch IV unter den Versen mit trochäischer Cäsur eine Anzahl — freilich die große Minderheit — mit zweisilbigem Wort am Schluß: wo also von

1) In zweien von diesen drei Fällen braucht man noch dazu nur vor *que* einzuschneiden, um die regelmäßige Cäsur zu erhalten.

einer Wirkung jener Analyse nicht die Rede sein kann. Die beiden Erscheinungen, von denen Kiessling ausging, können allerdings zusammenhängen, aber in ganz anderer Weise als er meint: wenn Horaz in Buch I—III in allen Fällen, im Buch IV wenigstens meist da, wo er die weibliche Cäsur hat, auch dreisilbig schließt, so vermeidet er vielleicht absichtlich die Wiederholung des trochäischen Schlusses: *Ilithyia* | *tuere* | *matres* mag ihm in früherer Zeit doppelt weichlich geklungen haben. Ich halte das für denkbar, weil auch Catull die gleiche Regel, und zwar ausnahmslos, befolgt hat.

Wenn nach dem allen die Durchführung der Cäsur von analytischer Theorie ganz unabhängig gewesen ist, so dürfen wir bei dem Versuche, etwas über Horazens metrische Auffassung des Verses festzustellen, jedenfalls von den beiden durch die Cäsur gesonderten Teilen des Verses nicht ausgehen. Gegen die Auffassung des ersten Teiles als trochäischen Kolon, wie sie nach den antiken Metrikern Christ und Kiessling lehrten, spricht überdies die Gestaltung des einzelnen so deutlich, daß man glauben könnte, Horaz habe ihr geflissentlich vorbeugen wollen. Zwei Besonderheiten treten hervor. Erstens die ausnahmslos festgehaltene Länge der vierten Silbe. Freilich hat Horaz auch in diesem Punkte nur zum Abschluß gebracht, was sich schon vorbereitet hatte. Bei Alkaios und Sappho überwiegt zwar die Länge, aber die Kürze ist so häufig, daß man sieht, jenes Überwiegen ist nicht Absicht des Dichters; Melinno dagegen hat in 15 Versen nur 2 mal, Catull in seinen 30 Hendecasyllaben nur 3 mal Kürze. Ich nehme an, daß schon ihnen der rein 'trochäische' Eingang _◡_◡_◡ . . . den Vers zu leichtfüßig erscheinen ließ; der Römer zumal konnte befürchten, daß, wenn ein scheinbar trochäischer Rhythmus zu stark ins Ohr falle, er an die volkstümlichen trochäischen Verse erinnere. Das mag denn auch — zweitens — dazu mitgewirkt haben, daß Catull — wie übrigens schon Melinno fast ausnahmslos — Wortschluß nach der vierten Silbe vermieden hat, der die vier Silben als trochäisches Metrum hätte empfinden lassen und zudem durch den Zusam-

monschluß von Wortakzent und Versakzent einen lässig vulgären Rhythmus erzeugt hätte: vgl. etwa *digna dignis, sic Sarmentus habeat crassas compedes.* Diesen Wortschluß hat Catull auch in den Versen vermieden, wo nach der fünften Silbe nicht Cäsur eintritt, also auch nicht Monosyllabum vor die Cäsur zu stehen gekommen wäre; zugelassen hat er ihn dagegen nach einsilbigem Worte (4 mal): da waren jene Bedenken erheblich gemildert. Daß bei Horaz in der weitaus größten Zahl der Fälle Wortschluß nach der vierten Silbe schon durch die nach der fünften Silbe eintretende Cäsur ausgeschlossen war, liegt auf der Hand; nicht durchaus vermieden hat auch er, wie Catull, den Wortschluß nach Monosyllabum (so daß nun zwei Monosyllaba vor der Cäsur stehen): der findet sich 20 mal, während Wortschluß nach Polysyllabum an dieser Stelle, ohne daß die letzte Silbe verschliffen ist, keinmal, mit Verschleifung nur 4 mal eintritt: obwohl doch in diesem letzten Falle der Wortakzent nicht hinderlich sein konnte. Und auch in den 47 Versen, in denen die Cäsur trochäisch ist, findet sich nur 1 mal Wortschluß nach der vierten Silbe, und da nach doppeltem Monosyllabum (IV 11, 29 *semper ut te digna sequare*), woran das folgende Wort eng anschließt.[1]

Mit dieser negativen Feststellung ist aber, glaube ich, erschöpft, was sich über Horazens Auffassung des Verses mit einiger Bestimmtheit sagen läßt. Wenn er, was ich für wahrscheinlich halte, den Vers als Trimeter aufgefaßt hat, so wird die bei Augustin überlieferte Analyse –⏑–|––⏑⏑|–⏑–⏑ den Vorzug vor der des Atilius –⏑–⏑|–⏑⏑–|⏑–⏑ verdienen: das Überwiegen des Worteinschnitts nach der dritten Silbe (s. ob. S. 67) über dem nach der zweiten scheint anzudeuten, daß Horaz den Eingang als kretisch gehört hat; was gegen trochä-

1) In seinen Trochäen *(non ebur neque aureum)* hat Horaz Einschnitt nach der vierten Silbe so wenig vermieden, wie es die trochäischen Verse der Komiker tun, oder wie er selbst es in den jambischen Versen tut: ep. 1, 5. 15. 19. 24, dazu in diesem Jambus 9 mal nach Monosyllabum, u. s. f.

ische Auffassung spricht, haben wir oben gesehen. Aber jedenfalls hat Horaz keinen Wert darauf gelegt, dem Hörer den Vers als Trimeter zu demonstrieren: die Zweiteilung hat damit ja nichts zu tun, und sie ist es, die dem Vers den Stempel gibt. Sie wird, wie beim Asklepiadeus, aufs stärkste betont durch die Wortgruppierung, insbesondere durch die Verteilung von Substantiv und zugehörigem Adjektiv auf die Schlüsse oder — seltener — die Anfänge der beiden Hälften eines oder zweier aufeinanderfolgender Verse.

4. Größere Sapphische Strophe (od. I 8).

– ⏑ ⏑ | – ⏑ – –

– ⏑ – – – | ⏑ ⏑ – ¦ – ⏑ ⏑ – ⏑ – –

Hier sind wir in der glücklichen Lage, mit Bestimmtheit zu sagen, wie Horaz in seinen metrischen Handbüchern die beiden Verse der Strophe analysiert fand — wenn er sich die Mühe nahm, nachzusehen. Den kürzeren Vers erklärt die antike Metrik einhellig, sowohl Hephaestion wie die römischen Horazmetriker, aber auch Augustin, als choriambisch: ob man sagt *δίμετρον καταληκτικόν* (Heph. 9. Atil. p. 300) oder, genauer, *χοριαμβικὸν ἑφθημιμερὲς τὸ εἰς τὴν ἰαμβικὴν κατάκλειδα* (Heph. 15 p. 55 C.) oder, äußerlicher, *ex choriambo et antibacchio compositum est* (Caesius 270 vgl. Augustin. de mus. III 8, 18 *post choriambum bacchium comperimus*) bleibt sich gleich; auch Diomedes' Identifikation mit dem zweiten Teil des längeren Verses (509) läuft auf dasselbe hinaus. Der längere Vers wird in der horazischen Form von Hephaestion nicht erwähnt. Diomedes bezeichnet ihn p. 508 einfach als choriambisch, p. 520, in den Metra Horatiana, wo er ihn skandiert *hippius secundus* (= *epitritus*), *duo choriambi, bacchius,* nennt er ihn *Alcaicum metrum.* Auch Caesius 270 weiß, daß er von Alkaios erfunden und choriambisch ist: aber ein genau entsprechendes griechisches Beispiel hat er offenbar nicht gefunden, denn er behauptet, Horaz habe die choriambische Natur des Verses verkannt und, abweichend von Alkaios, fälschlich an zweite Stelle statt des

Jambus einen Spondeus gesetzt. Diese wortreiche, Tadel und Entschuldigung selbstgefällig abwägende Expektoration ist offenbar Caesius' eigene Leistung, mit der er Eindruck gemacht hat: Atilius schreibt sie ihm p. 300 nach, fügt aber dann, aus anderer Quelle, zwei griechische Beispiele hinzu, nicht aus Alkaios, sondern aus Anakreon *ἀσπίδα ῥίψας ποταμοῦ καλλιρόου παρ' ὄχθας* und aus Sappho *δεῦτέ νυν ἄβραὶ Χάριτες καλλίκομοί τε Μοῦσαι*: dies der Vers, den Hephaestion als Beispiel für den (reinen) choriambischen katal. Tetrameter gibt (p. 30 C.). Daß er dazu ein gutes Recht hatte, nehme ich als sicher an: es müssen in dem Gedicht, das offenbar mit jenem Verse begann, solche reingebaute Tetrameter vorgekommen sein.[1]) Aber es wird auch niemand bestreiten, daß die Bildung mit erstem trochäischem Metron für Sappho möglich war: und daß Horaz solche Verse bei den Äoliern vorfand, ergibt sich aus seiner Nachahmung. Nur darf man bezweifeln, daß diese Bildung in einem ganzen Gedichte konsequent festgehalten war: das würde äolischer Gepflogenheit widersprechen. Dann hat also Horaz entweder hellenistischen, uns unbekannten Vorgängern folgend, oder auf eigene Hand, den vielgestaltigen choriambischen Tetrameter normalisiert: genau wie er es bei den übrigen äolischen Versen tat. Die römischen Metriker hatten es nicht ganz leicht, sich mit dem Verse abzufinden. Der Autor des Diomedes scheint keinen Anstoß dabei gefunden zu haben, ihn einfach als choriambisch zu bezeichnen: ob er sich weitere Gedanken darüber gemacht hat, wissen wir nicht, jedenfalls wußte er, daß Alkaios choriambische Tetrameter gedichtet hat. Caesius bemerkte, daß die Rechnung nicht rein aufging, und legte sich das, ohne sich weiter umzusehen, in seiner Weise zurecht. Der gelehrte zweite Autor des Atilius suchte nach Beispielen: wenn es ein Zufall wäre, daß er gerade zwei Verse anführt,

1) WILAMOWITZ, der früher (Isyllos 133) den Vers der Sappho in zwei äolische Kola ‒⏑‒‒‒⏑⏑‒ und ‒⏑⏑‒⏑‒‒ zerlegte, erklärt ihn Sitzungsber. d. Berl. Ak. 1902, 885 (Choriamb. Dim. 21), gewiß richtiger, wie Hephaestion als choriambischen Tetrameter, mit kurzer dritter Silbe.

in denen die fragliche dritte Silbe auch lang gemessen werden könnte, so wäre das ein seltsamer Zufall: der Anakreonvers ist ja offenbar aus einem Gedichte geflissentlich herausgesucht.

Wie dem auch sei: von einer derivierenden Auffassung des Verses findet sich bei den antiken Metrikern keine Spur. Die neueren haben diesem Mangel abzuhelfen gesucht. Kiessling (Phil. Unters. II 69) erklärte, Horaz habe den kürzeren Vers sicher nicht als choriambischen Dimeter gemeint: das lehrten die offenbar absichtlichen daktylischen Worteinschnitte; vielmehr sei es ihm ein Komma des sapphischen Hendecasyllabus, dem der anlautende Epitrit vorne weggeschnitten ist[1]), d. h. wie er sich später ausdrückte (Einl. z. d. Oden 8), eine daktylische Reihe, Spielart des Pherekrateus. Hierbei ist erstens die unbewiesene Voraussetzung gemacht, daß Horaz die ihm bekannte theoretische Analyse des Verses auch praktisch durch die Worteinschnitte wiedergegeben haben müsse. Daß ferner Kiessling irrte, wenn er meinte, die von ihm hier präsumierte divisio des Sapphischen Hendecasyllabus auch bei Atilius zu finden, habe ich schon S. 63, 2 gezeigt. Die derivatio ist also ganz willkürlich und könnte mit besserem Recht noch vom alkaischen Zehnsilbler oder vom Archebuleum ausgehen, die doch wenigstens selbst dem genus dactylicum angehören: m. a. W., sie würde uns gar nichts zum Verständnis des Verses nützen, selbst wenn sie richtig wäre. Ebenso unbefriedigend ist Kiesslings concinnatio des größeren Verses aus dem Anfangskomma des Sapphikers und dem kleineren Verse. Die Identität zwar des zweiten Teiles mit dem Prooden steht fest, mag man diesen auffassen wie man will; für die erste Hälfte aber stützt sich Kiessling auf seine Analyse des Sapphikers in I 10, die ich oben S. 68fg. widerlegt habe; und er traut zudem Horaz den seltsamen Widerspruch zu, daß, während er dort die regelmäßige Cäsur, als für das Komma nicht mehr

1) L. Müller (de re metr.[2] 116), den Kiessling als seinen Vorgänger nennt, hätte das schwerlich gelten lassen: er stand der Christschen Theorie sehr skeptisch gegenüber (82 fg.), ohne sich aber bestimmt darüber zu äußern.

gültig, vernachlässigt habe, er sie hier, in pietätvoller Erinnerung an seinen Ursprung, beibehalten habe.

Wir werden besser tun, von der Theorie ganz abzusehen und zu fragen, ob nicht das Beispiel der Vorgänger und das eigene Gehör des Horaz zu der vorliegenden Gestaltung der Verse führen konnte.

Im kürzeren Vers fällt in der Tat der Wortschluß nach dem Eingangsdactylus vor allem auf, der im Prooden ausnahmslos durchgeführt, im Epoden wenigstens fünfmal in den acht Versen beobachtet ist. Unser griechisches Vergleichsmaterial ist äußerst gering; und wenn unter den fünf Versen der Sappho, ihre choriambischen 'Asynarteten' (Heph. p. 55 C.) eingerechnet, vier jene Abtrennung des Daktylus aufweisen —

51 *παρθένον ἀδύφωνον*
90 *ὄλβιε γάμβρε, σοὶ μὲν*
δὴ γάμος, ὡς ἄραο . .
παρθένον, ἂν ἄραο —

so werden wir nicht schließen, daß dies Verhältnis durchgängig gewesen sei; aber reichlich vertreten war der Typus jedenfalls. Wenn ihn Horaz fast ausschließlich zuließ, so hat er durch die Gliederung –́⏑⏑|–́⏑|–́– (neben der nur noch –⏑⏑|–|⏑–– öfters auftritt) den fallenden Rhythmus der Zeile so stark wie nur möglich betont, viel stärker als es durch –⏑⏑–|⏑–– oder durch –⏑|⏑–|⏑–– geschehen wäre; die Abweichung in V. 14 –|⏑⏑–⏑|–– ändert daran nicht viel. Im vollen Gegensatz dazu hat er im ersten Gliede des längern Verses durch die männlichen Einschnitte den steigenden Rhythmus hervorgehoben: –⏑–́|––́|⏑⏑–́ (nur einmal –⏑|–––|⏑⏑–) — es mag Zufall sein, daß die beiden Beispiele des Atilius, wenn wir den Eingang epitritisch messen, genau die gleiche Gliederung aufweisen, aber an solchen Beispielen wird ihm die Wirkung klar geworden sein, und an die Abtrennung des vorletzten Anapäst in Theokrits daktylischen Fünffüßlern (oben S. 34, 1) sei nebenbei erinnert. Daß das Metrum durch diesen ausgeprägten Kontrast einen sehr pikanten Reiz ge-

winnt, wird man nachempfinden, und wer will, mag darin ein Symbol für den inhaltlichen Kontrast sehen, auf dem sich das Gedicht aufbaut: dann kann man sogar die Abweichung im letzten Verse *in Lycias | proriperét | catervas*, als gewollt, weil mit dem Inhalt harmonierend ansehen: ich traue Horaz derartiges rhythmisches Raffinement zu.

Als Ganzes ist die Strophe ein treffliches Beispiel dafür, wie Horaz, ganz unabhängig von einer theoretischen Analyse, dem metrischen Material frei schaltend die Form gab, die seinem rhythmischen Empfinden zusagte. Mag man dies Empfinden teilen oder nicht, bewundernswert auf alle Fälle ist es, wie der Dichter das sprachliche Material beherrschte, so daß nicht ein Wort den mannigfachen Zwang verrät, den er selbst sich auferlegt hatte.

5. Der alkaische Elfsilbler.

Unmittelbaren Anschluß an das lesbische Vorbild wird man nirgends zuversichtlicher erwarten, als in der Strophe, die *κατ᾽ ἐξοχήν* die des Alkaios ist: der war ja wirklich, wie Horaz selbst es sagt und wie sich immer deutlicher herausstellt, sein eigentlicher Leitstern auf dem Felde der Lyrik, und von hellenistisch-römischen Zwischenstufen ist uns wenigstens bei dieser Strophe nichts bekannt, anders als bei der sapphischen Strophe, bei Asklepiadeen und Glykoneen. In der Tat hat, was zunächst den Elfsilbler angeht, Horaz nur alle die bei Alkaios noch schwankenden Bestimmungen des Versbaues consequent in der Richtung normalisiert, die bei jenem schon deutlich überwog. Unter 48 Versen des Alkaios, die uns ein Urteil verstatten, weisen 37, also ca. $^3/_4$ Worteinschnitt an der Stelle auf, an der Horaz die feste Cäsur ansetzte[1]); die übrigen verschieben den Einschnitt mit

1) Wenn der Dichter des alten attischen Gedichts AP XIII 28 (behandelt von Wilamowitz Hermes 20, 62 = Sappho u. Simon. 218) seinen Epoden bilden darf ⏒ – ⏑ – ⏒ ⁞ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – –, also das erste Glied des alkaischen Elfsilblers mit dem alkaischen Zehnsilbler verbindet, so hat er den Elfsilbler offenbar schon gehört wie Horaz.

ganz wenigen Ausnahmen eine Silbe weiter. Das wird Horaz wie das Schwanken von männlicher und weiblicher Cäsur im dritten Fuße des Hexameters aufgefaßt, den Vers als deutlich zweigliedrig empfunden haben: den Einschnitt nach der vierten Silbe, durch die der Vers etwa in drei Metra ⏑ – ⏑ – | – – ⏑ ⏑ | – ⏑ – zerfällt werden könnte, hat Alkaios, außer wenn ein Monosyllabon folgte, fast völlig vermieden (sehr im Unterschied, nebenbei bemerkt, zum sapphischen Elfsilbler, wo der Einschnitt nach der vierten Silbe sogar recht beliebt ist). Die fünfte Silbe ist zwar bei Alkaios noch anceps, aber doch in der Regel lang: ich zähle in 45 Versen nur 6 Kürzen. Bei Horaz ist sie durchweg lang, mit einer einzigen Ausnahme (III 5, 17), die ich nicht anzutasten wage, und die immerhin, wenn sie zu Recht besteht, beweist, daß Horaz sich der Möglichkeit kurzer Messung bewußt war. Die erste Silbe ist bei Alkaios zwar gleichfalls überwiegend lang, aber es kommen doch auf 31 kenntliche Fälle 8 Kürzen: dem hat Horaz Rechnung getragen, indem er, ein ganz seltener Fall in seiner metrischen Praxis, hier gleichfalls die Kürze als berechtigt anerkannte, freilich selten genug (19 mal, keinmal in Buch IV) zuließ: die Erscheinung wiederholt sich, gleichfalls Alkaios zu Liebe, im Neunsilbler derselben Strophe.

Die Derivationstheorie läßt den Vers aus einem jambischen Kolon und dem zweiten Gliede des Asklepiadeus, also daktylischem oder choriambischem zusammenwachsen, d. h. sie geht von der festen horazischen Cäsur aus: mit dem Einschnitt nach der sechsten Silbe hätte sie sich natürlich ebensogut abgefunden. Zur Erklärung der Länge der fünften Silbe trägt sie vollends nichts bei: die jambische Messung hätte hier gerade eine syllaba anceps erfordert. Gegen die daktylische Messung der zweiten Hälfte gilt, was ich oben beim Asklepiadeus sagte.[1]

---

1) RICHARDSON, Horace's alcaic strophe (Univ. of California publications, class. philol. vol. I p. 175 fg., 1902) hat gemeint, von den horazischen Wortschlüssen den Charakter des Verses als 'epionischen' Trimeter (⏒ – ⏑ – | – – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⊔) ablesen zu können; ich gehe hierauf nicht

6. Der alkaische Neunsilbler.

Im dritten Verse der alkaischen Strophe hat Horaz, wie zuerst Lachmann (in C. Frankes Fasti Horatiani [Berlin 1839] p. 238f.) bemerkt hat, Wortende nach der vierten Silbe außer nach einem Monosyllabon, Wortende nach der fünften Silbe außer vor einem Monosyllabon vermieden. An klaren Ausnahmen von dieser Regel gibt es, was die vierte Silbe anlangt, in den 317 Versen nur eine, I 26, 11: *hunc Lesbio sacrare plectro.* Dasselbe Gedicht hat im Neunsilbler v. 7 Einschnitt nach der fünften Silbe, im Zehnsilbler v. 12 die, wie wir sehen werden, gleichfalls sehr seltene Gliederung ‒ ◡ | ◡ ‒ ◡ | ◡ ‒ | ◡ ‒ ‒, im Elfsilbler v. 6 die unbeliebte Stellung zweier Monosyllaba vor der Cäsur. Alle diese Abweichungen von der Norm innerhalb von 12 Versen sind gewiß nicht Zufall; aber auf frühe Abfassung der Gedichte möchte ich sie nicht (mit Lachmann und Kiessling, denen ich mich bisher angeschlossen habe) zurückführen; ein so frühes Gedicht wie I 37 weist von allen diesen Besonderheiten keine auf. Die metrische Form lehrt uns auch hier, den Ton des Gedichts richtig erfassen: es ist ein lebhaftes Impromptu, plötzlicher Eingebung entsprungen, ein energisches, freudiges Sichaufraffen aus *tristitia et metus:* da taugt kein ebenmäßig feierlicher Gang des Verses. Anders steht es um eine zweite scheinbare Ausnahme, II 3, 27

sors exitura | et nos in aeternum
exilium impositura cymbae.

Da ist der Einschnitt durch die Elision überbrückt: aber die Verse sollen überhaupt nicht normal klingen: vier Monosyllaba, dazu noch drei einsilbige Präpositionen in Zusammensetzung, drei Synalöphen, darunter die nur noch III 29, 35 begegnende zwischen dritter und vierter Zeile dieser Strophe,

---

ein, da ich seine Methode für ganz verfehlt halte, und bemerke nur, daß er den fundamentalen Irrtum begeht, die in allen lateinischen Versen durchgehende Abneigung gegen Stellung eines Monosyllabum vor der Cäsur zu ignorieren.

endlich die ungewöhnliche Gestaltung des letzten Verses (s. unten S. 86) — diese sich häufenden Hemmungen des Rhythmus sind beabsichtigt: sie sollen den Todesgedanken wie mit wuchtigen Schlägen in stoßweis artikulierter Rede einhämmern.

Wortschluß nach der fünften Silbe vor mehrsilbigem Wort ist etwas häufiger, aber doch auch nur 10mal zugelassen:

I 16, 3 *pones iambis, sive flamma*
sive mari libet Hadriano.
II 13, 27 *Alcaee plectro, dura navis,*
dura fugae mala, dura belli.
II 14, 11 *enaviganda, sive reges*
sive inopes erimus coloni.
II 19, 7 *laetatur. euhoe! parce Liber,*
parce gravi metuende thyrso.
ebd. 11 *cantare rivos atque truncis.*
ebd. 19 *nodo coerces viperino.*
I 26, 7 *gaudes, apricos necte flores.*
I 29, 11 *pronos relabi posse rivos.*
I 35, 11 *regumque matres barbarorum et*
II 1, 11 *res ordinaris, grande munus*
Cecropio repetes cothurno.

In den drei ersten Fällen ist, wie man sieht, der Wunsch maßgebend gewesen, mit hervorgehobenem Wort, das sich zu Beginn des folgenden Satzgliedes wiederholt, kräftig einzusetzen. Was es zu bedeuten hat, daß in II 19 sich die Fälle häufen — der Vers hat in den acht Strophen überhaupt nur einmal die sonst bevorzugte Gestalt — vermag ich nicht zu sagen. Über I 26 ist oben gesprochen; in I 29, 11 kann man in den drei aufeinanderfolgenden trochäischen Schlüssen malende Absicht erkennen.

Fallen nun so die Einschnitte nach dem vierten und fünften Fuße so gut wie ganz weg, so ergibt sich ohne weiteres, daß die häufigste Gestalt des Verses sein wird: – – ⏑ | – – – | ⏑ – –[1]): sie findet sich mit dreisilbigem Wort in der Mitte

1) Die verschiedenen Gestaltungen des ersten und dritten Gliedes bezeichne ich nicht, da sie ohne Interesse sind. Monosyllabum am

143 mal, mit Monos. + Disyll. 37, mit Disyll. + Monos. 27, insgesamt 207 mal, also in 2/3 aller Verse. Demnächst ist mit viersilbigem Wort (a) oder dreisilbigem + Monos. (b) zu erwarten – – | ⏑ – – ¦ – | ⏑ – – (a: 29, b: 9 mal) und – – ⏑ | – ¦ – – ⏑ | – – (a: 37, b: 11 mal). Die ganz wenigen Fälle von fünf- und sechssilbigen Wörtern können hier außer Acht bleiben. Den drei Hauptformen aber steht Horaz nicht ganz indifferent gegenüber, so daß ihre relative Häufigkeit sich nur nach der Häufigkeit der drei- und viersilbigen Worte richtete: die im ganzen naturgemäß überwiegende Form – – ⏑ | – – – | ⏑ – – ist in den 53 Versen von Buch IV 41 mal, also in ca. 4/5 der Fälle vertreten, in den 72 Versen von III 1—5 54 mal, also in 3/4 der Fälle[1]), in den acht Versen des Siegesliedes I 37 7 mal; dagegen in den acht Versen der bacchischen Ode II 19 und in den sechs Versen des lebhaft bewegten sympotischen Lieds I 27 nur je 1 mal. Man sieht, in feierlicher Stimmung, wo des Dichters Herz nicht *turbidum laetatur*, sondern sich in bewußter Klarheit erhebt, da ist die völlig symmetrische Gliederung des Verses in drei gleiche Teile mit ihrem Wechsel von weiblichem und männlichem Ausgang der entsprechendste Ausdruck der Empfindung.

Die monosyllabischen Ausnahmen nun fordern gesonderte Betrachtung. Daß nach der vierten Silbe Einschnitt nur statt hat, wenn diese Monosyllabum ist (47 mal), hat natürlich nur dann Sinn, wenn dabei der Einschnitt so gut wie ganz verschwindet, d. h. das Monosyllabum darf kein eigenes Gewicht haben, vor allem nicht etwa inhaltlich das Vorhergehende abschließen. In der Tat finden wir an dieser Stelle niemals eine Nominal- oder Verbalform, ganz selten Prono-

---

Versschluß findet sich 8 mal, nur 1 mal (*nec* II 7, 19) ohne Verschleifung, 6 mal *et*, 1 mal *in*: also fast nur die leichtesten Formen; in Buch IV keinmal.

1) Dagegen in den 12 Versen von III 6 nur 6 mal: ein unscheinbares metrisches Indicium, das die aus dem Inhalt zu erschließende zeitliche Sonderstellung des Gedichtes bestätigt: es ist aus anderer Stimmung geboren als 1—5.

mina: 2 mal *quae* zu Beginn des Relativsatzes, 1 mal *me* nach starker Interpunktion (I 31, 15), 1 mal ebenso *idem* mit Synalöphe (III 4, 67); im übrigen Präpositionen (18 mal) und Partikeln, die zumeist nicht ein neues Kolon einleiten, wodurch ein gewisser Nachdruck auf sie fiele, sondern parallele Glieder eines Kolons verbinden oder trennen, oder eng zum folgenden Wort gehören (wie *devota non extinxit arbos, portasque non clausas, consulque non unius anni* u. dgl.).

Um die (40) Monosyllaba an sechster Stelle steht es anders. Zwar fehlen auch hier Nominal- und Verbalformen; aber das Relativpronomen erscheint 6 mal, das Personalpronomen und Fragepronomen je 2 mal, Präpositionen nur 2 mal[1]); auffallend häufig stehen die Pronomina oder die Partikeln *non, nec, num, iam, seu* anaphorisch, so daß ein gewisser Nachdruck darauf liegt, oder es leitet die Partikel mit Betonung ein Satzglied ein[2]); im ganzen hat man bei dieser Anordnung deutlich den Eindruck, daß der Vers durch die Cäsur nach der fünften Silbe in zwei Teile zerfällt.[3]) Auf den ersten Blick kann es seltsam scheinen, daß Horaz, der im allgemeinen diese Cäsur vermeidet, sie da, wo er sie zuläßt, geflissentlich durch eine Sinnespause verstärkt. Aber gerade dieser scheinbare Widerspruch verhilft uns zum richtigen Verständnis der ganzen Erscheinung: was er vermeidet ist im Grunde mehr noch als die Cäsur der schließende Doppel-

---

1) II 13, 3 *produxit arbos, in nepotum.* IV 9, 23 *excepit ictus pro pudicis.* Der dritte Fall wäre I 27, 19 *quanta laboras in Charybdi*: aber hier ist die Überlieferung *laborabas* in jeder Beziehung besser.

2) Z. B. II 17, 15 *divellet umquam: s i c potenti Iustitiae placitumque Parcis*; III 6, 47 *nos nequiores, m o x daturos progeniem vitiosiorem;* III 29, 43 *dixisse 'vixi': c r a s vel atra nube polum Pater occupato.*

3) Man lese etwa nacheinander aus I 16 *pones iambis, | sive flamma; non Liber aeque, | non acuta; nec saevus ignis | nec tremendo; stetere causae, | cur perirent.* Das Gedicht mit seinem Rückblick auf die *dulcis iuventa* gehört gewiß nicht zu den frühen; daß gerade hier die Cäsuren des Trimeters sich so häufen wie in keinem anderen Gedicht, liegt vielleicht daran, daß eben von Jamben die Rede ist.

trochäus; deshalb dürfen die abgetrennten vier Schlußsilben nicht – ◡ – ◡ oder – ◡ | – ◡ |, müssen vielmehr – | ◡ – – gruppiert sein, und um das zu betonen, darf das Monosyllabum nicht, wie es die Präposition tun würde, mit dem folgenden Worte fast zur Einheit verschmelzen, sondern muß sich möglichst stark abheben: das wird am besten dadurch erzielt, daß es, durch die Anapher oder sonstwie betont, ein neues Satzglied einleitet. Wir werden demnach die eingangs wiedergegebene Lachmannsche Regel zu formulieren haben: Horaz vermeidet es, einen doppelten Jambus am Anfang und einen doppelten Trochäus am Ende des Verses durch Wortschluß so abzuteilen, daß sie als solche ins Ohr fallen. Theoretische Analyse des Verses kann zu dieser Beschränkung nicht geführt haben, mag er nun für den Dichter der Theorie nach ein hyperkatalektischer jambischer Dimeter oder ein trochäischer Dimeter mit Vorsilbe gewesen sein: Horaz hat im jambischen Dimeter der Epoden den diiambischen Eingang nicht streng vermieden[1]), obwohl die dadurch erzeugte Halbierung des Verses ein starkes Moment dagegen sein mußte, ebenso nicht im Trimeter, obwohl es dort die Penthemimeres, vor die so ein Monosyllabum zu stehen kam, widerriet[2])

---

1) In den 213 Dimetern findet er sich 14mal.

2) In den 311 Trimetern 20mal bei Penthemimeres, 7mal bei Hephthemimeres. Die Ansetzung der Cäsur ist freilich mehrfach zweifelhaft. Horaz hat, wenn er in die dritte Senkung ein Monosyllabum (außer nach Monosyllabum) stellte, in der Regel auch nach dem folgendem Trochäus eingeschnitten, so daß Hephthemimeres möglich ist, vorzuziehen gewiß in Fällen wie 5, 33 *longo die bis terque mutatae dapis* oder 61 *quid accidit? cur dira barbarae minus;* 8, 3. 7. In den seltenen Ausnahmen ist das Monos. durch die Satzgliederung eng an das vorhergehende angeschlossen: 5, 5 *per liberos te, si vocata partubus;* 7, 11 *neque hic lupis mos, nec fuit leonibus;* 17, 25 *urget diem nox et dies noctem neque est* . .; dazu auch zu stellen *quid amplius vis? o mare et terra ardeo.* In 6, 11 *cave, cave, namque in malos asperrimus* ist die Cäsur durch die nach dem Ausruf erforderte große Sprechpause illusorisch gemacht; in dem leichtfüßigen Verse 2, 35 *pavidumque leporem et advenam laqueo gruem* soll sie offenbar verschwinden; für 5, 87 in Haupts Fassung *venena maga non fas nefasque, non valent* wüßte ich keine

— die Hephthemimeres ist ja sehr selten —; im hyperkatal. Dimeter, wo beide Gegengründe fortfielen, müßte man erwarten, jenen Eingang noch viel öfter zu finden. Horaz hat auch im katalektischen Trimeter der Oden (II 18) den tritrochäischen Ausgang nicht vermieden (*sede destinata, tendis aequa tellus*), so wenig wie im jambischen Dimeter und Trimeter der Epoden den diiambischen, wenn dieser ein Wort füllte[1]); im katalekt. troch. Dimeter von Od. II 18 fällt auch diese Bedingung fort (*nihil supra, dies die, struis domos, ferens deos*).

Vergleichen wir nun Alkaios, so wird uns sofort klar, woher die horazische Regelung stammt. In den 20 Versen und Versbruchstücken, die ich mit einiger Sicherheit glaube heranziehen zu dürfen, findet sich einmal (SL. 26, 1 πᾶν φόρτιον) Einschnitt nach der vierten Silbe (außer nach Monosyllabon), einmal (fr. 34, 5 μέλιχρον, αὐτὰρ ἀμφὶ κόρσᾳ) nach der fünften (außer vor Monosyllabon). Normal ist Einschnitt nach der dritten Silbe: er ist außer im jenem Verse SL. 26, 1 nur in einem nicht ganz sicheren Falle (SL. 4, 11: [◡ – ◡] μητω 'ξανος ἄλλως) vernachlässigt. Der Einschnitt nach der sechsten Silbe ist eben so häufig wie der nach der siebenten. Also: Horaz hat, indem er den allzu auffallenden jambischen Tonfall zu Anfang, den allzu auffallenden trochäischen am Schluß vermied, den Rhythmus seines Vorbildes genau nachgebildet; weitergebildet nur darin, daß er, wenigstens in einer gewissen, besonders hohen Gattung von Oden, Normalisierung auch des zweiten Einschnittes und damit regelmäßige Drittelung des Verses anstrebt. Möglich, daß er, was den Einschnitt nach der dritten Silbe angeht, von der alkaischen Strenge etwas nachgelassen hat: das läßt sich mit unserem Material nicht

Absicht des ganz ungewöhnlichen Rhythmus anzugeben (die Trennung der Hebungssilben von der folgenden Senkung wäre an sich nicht anstößig: 2, 23; 67).

1) In ep. 1: *periculum, superstite, paravero* und weiterhin offenbar ganz ohne Beschränkung; zwei jambische Worte nur 1, 15 *iuvem meo,* 2, 7 *decus precor,* 9, 33 *puer scyphos,* 16 66 *datur fuga.*

sicher beurteilen, aber die Hauptsache wird dadurch nicht berührt.[1])

Normalisiert hat Horaz auch hier die Quantitäten der bei Alkaios noch schwankenden Silben. Die erste Silbe ist bei Alkaios 15mal lang, 2mal kurz: bei Horaz verschwindet die Kürze fast völlig: nur neunmal tritt sie noch auf; in den Römeroden einmal, im Buch IV keinmal. Die fünfte Silbe ist bei Alkaios zehnmal lang, siebenmal kurz: Horaz hat auch dies sich zu Nutze gemacht, um den jambischen Fluß zu hemmen, weniger stark ins Ohr fallen zu lassen; die Silbe ist bei ihm ausnahmslos lang.

---

1) Ganz im Gegensatz zum alkaischen Neunsilbler hat Horaz in dem um zwei Silben längeren jambischen katalektischen Trimeter (I 4 und II 18), der wirklich jambischen Tonfall haben soll, die Normalcäsur des akatalektischen Trimeters sogar konsequenter als in diesem selbst durchgeführt: keiner der 30 Verse ohne Penthemimeres. Das gleiche gilt von der großen Mehrzahl der mir bekannten griechischen Beispiele, darunter allen älteren und allen, in denen der Vers als Epodos jenes unten S. 88, 1 besprochenen Asynarteten auftritt: Archil. fr. 101; 103, 2; 116. Alk. fr. 102. Sappho fr. 103. Alkman fr. 1, 3; 4; 6; 7; 36, 1. 2; Theokr. ep. XXI 3. 6. Ps. Simon. AP. XIII 20, 2. 4; 26, 2. 4. Asklepiades ebd. 23, 4. 6, Phalaikos ebd. 5, 1. 4. 5. 6, cäsurlos dagegen 2. 3. 7, Asklep. a. a. O. 2. Der gleiche ithyphallische Ausgang der Verse in od. I 4 ist also schon bei Archilochos und vermutlich auch bei der Mehrzahl der *νεώτεροι*, die nach Hephaest. 50, 7 den Asynarteten so oft, und gewiß gern in der gleichen Verbindung anwandten, zu hören gewesen. — Die erste Silbe des Verses ist in I 4 (außer v. 2) lang, dagegen in II 18, nach dem trochäischen Verse *non ebur neque aureum,* kurz (außer in v. 6 und 34); jenes ist ein archilochisches System, dies nach Caesius Bassus 270, 21 *sumptum ab Alcaeo et ab illo tractatum frequenter.* So bestimmt wie USENER (Altgriech. Versbau 108, 21) möchte ich freilich nicht behaupten, daß die horazische Differenzierung auf die beiden Vorbilder zurückgeht: dazu reicht unser Material — drei archilochische, ein alkaischer Vers — nicht aus; aber es ist wohl denkbar, daß schon Alkaios den leicht beschwingten Rhythmus des Prooden sich gern in reinen Jamben fortsetzen ließ; nach dem gewichtigen Asynarteten war dazu kein Anlaß. Horaz hat in II 18 den jambischen Fluß noch dadurch gefördert, daß er im ersten wie im letzten Vers, dann auch v. 14 und 38 die fünfte Silbe kurz sein läßt, die in I 4 stets lang ist: aus unseren griechischen Beispielen müßte man auf völlige Freiheit der Quantität schließen.

7. Der alkaische Zehnsilbler.

Ich verzeichne zunächst die Häufigkeit der für die Versgliederung wichtigen Einschnitte in den 317 Versen:

1) – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – ⏑ | – –[1]) 163 mal
2) – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ – –[2]) 74 „
3) – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ – | ⏑ – –[3]) 28 „
4) – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ – ⏑ | – –[4]) 23 „
5) – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ | – ⏑ – –[5]) 12 „

Unter den verbleibenden 17 Versen haben sechs Einschnitt nach der fünften Silbe und mehrsilbigem Wort[6]), nur einer beginnt mit Daktylus + Daktylus[7]); die übrigen Singularitäten werden vielsilbigen Worten, z. T. Eigennamen verdankt.

---

1) In der Mitte 127 mal viersilbiges Wort, 33 mal ⏑ ⏑ | – ⏑, zweimal ⏑ | ⏑ – ⏑, einmal ⏑ | ⏑ | – ⏑. Die verschiedenen Zusammensetzungen des ersten Gliedes notiere ich hier und bei den folgenden Schemata nicht; den beginnenden Choriamben bildet 90 mal, also bemerkenswert häufig, viersilbiges Wort. Wenn die vierte Silbe ein Monosyllabum ist, kann man schwanken, ob der Fall zu 1. 2 oder zu 3. 4 zu rechnen ist; ich habe diese 23 Fälle sämtlich zu den bevorzugten Formen 1. 2 gezählt. Lehrreich hierfür sind die Römeroden III 1—5 (denn 6 steht auch hier für sich, s. ob. S. 81, 1). In den 72 Versen fällt der Einschnitt 64 mal nach der vierten Silbe, wenn man die acht Monosyllaba zum Daktylus zieht; in weiteren vier Fällen ist die vierte Silbe Präposition im Kompositum, so daß es wohl richtiger wäre, den Einschnitt auch da als den normalen anzunehmen. Die übrigen vier Fälle treffen auf Eigennamen.

2) Das Mittelglied dreisilbiges Wort, nur viermal ⏑ ⏑ | –, einmal ⏑ | ⏑ –. Das Schlußglied mit sechs Ausnahmen (⏑ | – –) dreisilbiges Wort.

3) In der Mitte choriambisches Wort, nur dreimal – ⏑ | ⏑ –, einmal – | ⏑ ⏑ –. Am Schluß dreisilbiges Wort, nur zweimal ⏑ | – –.

4) In der Mitte fünfsilbiges Wort, nur einmal (II 13, 8) – ⏑ | ⏑ – ⏑.

5) Am Schlusse stets viersilbiges Wort.

6) I 9, 8 *o Thaliarche merum diota* (Eigenname); 26, 12 *teque tuasque decet sorores* (zweifelhaft wegen *que*, übrigens s. ob. S. 79); 31, 16 *me cichorea levesque malvae;* II 1, 36 *quae caret ora cruore nostro* (vier weibliche Einschnitte: malend?) 3, 8 *interiore nota Falerni;* IV 9, 8 *Stesichorive graves Camenae:* hier kann Einschnitt vor *ve* gehört sein.

7) IV 4, 72 *nominis Hasdrubale interempto:* Eigenname, und *in* die folgende Hebung. In derselben Rede Hannibals der metrisch unklare Vers 52 *fallere et effugere est triumphus,* wohl – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ – –.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich: vermieden hat Horaz einen Einschnitt nach der fünften[1]) oder sechsten Silbe, der den Eindruck einer Cäsur machen könnte: er hat den Vers ebenso wenig wie den Neunsilbler als zweiteilig empfinden lassen wollen[2]); darin sollten sich beide Verse von den Elfsilblern ebenso abheben wie etwa Pherekrateus und Glykoneus von zwei die Strophe beginnenden Asklepiadeen.

Bevorzugt ist Einschnitt nach der zweiten Hebung, also choriambisch lautender Eingang: fast $^5/_6$ aller Verse weisen ihn auf; die große Zahl der hierzu gesuchten choriambischen Worte läßt das besonders stark ins Ohr fallen. In den Fällen aber, wo Wortende nicht nach dem Choriambus, sondern nach dem Daktylus eintritt, ist, abgesehen von den Eigennamen, die auch hier für sich stehen, ganz überwiegend die vierte Silbe Präposition im Kompositum: *flumina constiterint acuto* I 9, 4 usf.; ich nehme an, daß Horaz auch hier den Eingang als choriambisch gehört hat: an abweichenden Fällen bleiben dann im ganzen nur zehn, die also klärlich als Ausnahmen erscheinen.[3]) Es folgt mit Vorliebe Einschnitt nach der achten Silbe, also weiblich, mit dem ersten kontrastierend; wieder weist die große Zahl der an diese Versstelle gesetzten viersilbigen Worte (⏑⏑–⏑) auf die Absicht des Dichters hin, den Einschnitt hörbar zu machen. In den Oden III 1—5 verbinden sich beide Einschnitte 48 mal unter 64 Fällen des ersten (vgl. ob. S. 81): –⏑⏑–|⏑⏑–⏑|–⏓ ist also die für den erhabenen Ton festgelegte Normalform, wie ––⏑ ¦ ––– | ⏑–– beim Neunsilbler.

1) Im ganzen 14 mal, darunter fünfmal nach Monosyllabum (ein *que* eingerechnet).

2) Die beiden möglichen Cäsuren wären allerdings auch an sich für Horaz mißfällig gewesen (Maas a. a. O.), da dann beide Versteile weiblichen Ausgang gehabt hätten. An sich ist der Einschnitt nach der sechsten Silbe nicht gemieden (52 mal): nur ist Einschnitt nach der vorausgehenden Hebung Voraussetzung, wodurch die beiden Kürzen zum folgenden geschoben werden.

3) I 29, 4 *regibus horribilique Medo*; 35, 4. 36; II 1, 4; 13, 8; 17, 8; 19, 24; III 6, 28; 21, 8; 23, 12.

Die antiken Horazmetriker haben den Vers daktylisch interpretiert; neuere tun es ihnen nach. Die Betrachtung des Versschemas kann das auf den ersten Blick zu empfehlen scheinen; die Betrachtung der Verse selbst widerspricht. In den daktylischen Versen und Kola der Oden und Epoden ist daktylisches Wort im Eingang häufig, etwa in $^1/_3$ der in Betracht kommenden Fälle gesetzt — wenn man die Daktylen mit folgendem Monosyllabon hinzu rechnet, sogar in über $^1/_2$ der Fälle; choriambisches Wort dagegen recht selten: 14 mal in 156 Fällen, darunter fünf choriambische Eigennamen. Im Zehnsilbler dagegen steht daktylisches Wort nur in knapp $^1/_6$, und mit folgendem Monosyllabum in stark $^1/_5$ der Fälle; unzweideutig choriambischer Eingang ist dagegen, wie wir sahen, offensichtlich angestrebt. Die Eigenart des Verses fällt besonders stark ins Ohr beim Vergleich mit dem daktylischen katalektischen Tetrameter, von dessen rein daktylischer Form er sich ja äußerlich betrachtet nur durch das Fehlen einer Kürze unterscheidet. Aber Horaz hat den Zehnsilbler zunächst eher im Gegensatz zum Tetrameter gebaut, als mit dem Wunsch, den gleichen Rhythmus zu erzielen; die Verse stehen einander so fern, wie es bei der fast völligen Gleichheit des metrischen Schemas möglich ist. Erst allmählig hat, soweit unser geringes Material einen Schluß zuläßt, der Zehnsilbler Einfluß auf den Tetrameter gewonnen —, nicht umgekehrt —, ohne doch seine Eigenart ganz auf ihn zu übertragen.[1])

---

1) In dem ältesten der betr. Gedichte, ep. 12, in dem die Verse fast rein daktylisch (nur drei Spondeen in 13 Versen), also dem Zehnsilbler besonders ähnlich sind, ist durch die Worteinschnitte der daktylische Rhythmus noch stark hervorgehoben: fünfmal Wortschluß nach dem ersten, ebenso oft nach dem zweiten (darunter dreimal ohne Wortschluß in der zweiten Hebung), ebenso oft nach dem dritten Daktylus; Wortschluß nach dem ersten Choriamben, der in den Zehnsilblern so stark überwiegt, nur fünfmal in 13 Versen, darunter ein choriambisches Wort. Wie nach der sechsten, ist auch nach der fünften Silbe Einschnitt zugelassen (zweimal). Man sieht, hier ist so gut wie alles, was verschieden sein kann, verschieden. In od. I 28 steht der Tetra-

Im Negativen nun, der Vermeidung eines cäsurähnlichen Einschnitts in der Versmitte, hat Horaz die bei Alkaios deutlich hervortretende Tendenz weiter verfolgt. In den 18 Fällen,

---

meter dem Zehnsilbler schon etwas näher: Wortschluß nach der fünften (viermal in 18 Versen) und sechsten Silbe (dreimal) ist zwar auch hier nicht vermieden, aber der letztere ist nur einmal ohne vorhergehenden Hebungsschluß, und dieser findet sich in der Hälfte der Verse (zweimal choriambisches Wort zu Beginn); die Normalform des Zehnsilblers – ◡ ◡ – | ◡ ◡ – ◡ | – – ist also noch nicht angestrebt. Über die Hälfte der Verse (zehn) haben Wortschluß in der dritten Hebung, so daß der Eindruck des ersten Kolons eines normalen Hexameters entsteht: im Zehnsilbler überwog, wie wir sahen, vielmehr der trochäische Einschnitt nach der achten Silbe. — Endlich in I 7 ist der Tetrameter dem Zehnsilbler noch näher gerückt: keinmal Einschnitt nach zweitem Troch., keinmal nach zweitem Dakt. (mit vorhergehendem Hebungsschluß), 14 mal in 16 Versen nach dem ersten Choriamben, nur viermal Penthemimeres. Freilich auch hier nur zweimal choriambisches Wort im Eingang, und in der Mitte des Verses nur einmal die für den Zehnsilbler so charakteristische Wortform ◡ ◡ – ◡. Man wird nach dem allen I 28 als Mittelstufe zwischen ep. 12 und od. I 7 ansehen und annehmen, daß der alkaische Vers allmählich immer stärker den daktylischen beeinflußt hat. — Der akatalektische daktyl. Tetrameter, der den ersten Teil des archilochischen Asynarteten bildet, ist, um dies hier anzufügen, ganz gebaut wie der entsprechende Teil des Hexameters, d. h. häufiger Worteinschnitt nach dem ersten Daktylus (sechsmal in zehn Versen), keinmal choriambisches Wort zu Anfang; sodann ausnahmslos caesura penthemimeres, danach ganz überwiegend (wie in den Hexametern von I 7) Spondeus (nur zweimal Daktylus). Auch die griechischen Beispiele haben außer der Diärese nach dem vierten Daktylus (die nur AP. XIII 28, 9 vernachlässigt ist) noch Cäsur nach der dritten Hebung (Archil. fr. 100; 103, 3; 114; 115. Kallim. 191. Theokrit. ep. XX 2; XXI 4. Phalaikos AP. XIII 27, 5 Ps.-Simon. fr. 148 AP. XIII 28 [s. ob. S. 77, 1] in den sechs Versen durchweg. Theodoridas AP. XIII 8) oder — seltener — dem dritten Trochäus (Archil. fr. 103, 1. Ps.-Simon. fr. 112 AP. VIII 26, 1. 3. Phalaikos AP. XIII 27, 1. Theokr. ep. XX 4. XXI 1): Horaz hat auch hier die Penthemimeres durchgeführt, wie in den Hexametern der Oden, unter denen nur vier, und den Epoden, unter denen nur sieben eine andere Cäsur aufweisen. Von der offenbar auch bei den Griechen seltenen Länge der letzten Silbe des Tetrameters (Hephaest. p. 50, 4, der einen Vers des Archilochos zitiert; dazu Theokr. ep. XX 2) hat Horaz natürlich abgesehen.

die uns für diesen ein Urteil erlauben, findet sich Wortende nach der fünften Silbe einmal (SL. 26, 2), und da nicht absolut sicher; Wortende nach der sechsten Silbe, ohne daß solches nach der vierten vorherginge, viermal (fr. 18, 4 vor Monosyll.; SL. 4, 20; 26, 10: Eigenname; 27, 13), darunter zweimal doppelter Daktylus, eine von Horaz besonders streng vermiedene Form. Also auch der Einschnitt nach der sechsten Silbe scheint bei Alkaios unbeliebt gewesen zu sein. Dagegen hat er, im Gegensatz zu Horaz, den Einschnitt nach der dritten Hebung, also vor den drei letzten Silben, oft in Verbindung mit solchem nach der zweiten Hebung, stark bevorzugt: unter 19 Fällen fehlt er nur fünfmal. Horaz ist davon abgegangen, vermutlich weil der Vers dadurch für ein römisches Ohr zu deutlich als daktylisches Penthemimeres + Bacchius geklungen hätte: was eben vermieden werden sollte. Das Resultat also ist, daß Horaz das alkaische Vorbild im wesentlichen treu, aber nicht ohne eignes Urteil befolgt hat; von Einwirkung der von den Derivationsmetrikern ihm zugeschriebenen Analyse könnte höchstens insofern gesprochen werden, als sie ihn veranlaßt haben würde, sie in seiner Gestaltung des Verses nach Möglichkeit zu verdecken.

Ich fasse zum Schluß das Wesentliche zusammen, was uns die Betrachtung der lyrischen Verse des Horaz gelehrt hat.

1. Von Einfluß einer metrischen Theorie ist keine Spur vorhanden.

2. Horaz hat alles getan, um in seinen äolischen Versen den Eindruck des jambischen, trochäischen und daktylischen Rhythmus zu vermeiden oder abzuschwächen; eine Analyse also, die seine Verse in Jamben, Trochäen und Daktylen auflöst, ergibt das genaue Gegenteil dessen, was der Dichter beabsichtigt hat.

3. Mit seiner Normalisierung der Verse steht Horaz im allgemeinen Zuge der hellenistischen und römischen Verskunst·

4. In der Festlegung der im griechischen Verse freien Silbenquantitäten hat Horaz die von seinen Vorgängern bevorzugten Quantitäten durchgeführt.

5. In der Ansetzung der festen Cäsuren und bevorzugten Wortschlußstellen hat Horaz mit selbständiger Auswahl Tendenzen, die er bei seinen lesbischen Vorbildern oder in der hellenistischen Lyrik bemerkte, weiter verfolgt und teils zu Regeln, teils zu Gesetzen des Versbaus erhoben.

Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
70. Band 1918 5. Heft

Heinrich Zimmern

Zum babylonischen Neujahrsfest

Zweiter Beitrag

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1918

Vorgetragen für die Berichte am 3. Februar 1917.
Das Manuskript eingeliefert am 9. November 1918.
Druckfertig erklärt am 31. Januar 1919.

Hermann Guthe

zum siebzigsten Geburtstag

(10. Mai 1919)

Carl Bezold

zum sechzigsten Geburtstag

(18. Mai 1919)

freundschaftlich gewidmet

Im folgenden behandle ich, in Fortsetzung meiner früheren Arbeit[1] „Zum babylonischen Neujahrsfest“ (= ZbN)[2], wieder eine Anzahl von Texten, die erst im Laufe der letzten Jahre erschienen sind und in engerem oder weiterem Zusammenhang mit dem babylonischen Neujahrsfest stehen.

Von assyriologischer Literatur, die in der Zwischenzeit zur Sache erschienen ist, nenne ich außer solcher, die unten im Zusammenhang der Arbeit zur Erwähnung kommt, und abgesehen von etwaigen seit Kriegsausbruch erschienenen, mir nicht zu Gesicht gekommenen Äußerungen in französischer, englischer und amerikanischer Fachliteratur, hier chronologisch folgende: Haupt, Purim (BA 6, 2), 1906; ZDMG 61 (1907), 276f.; Amer. Journ. of Sem. Lang. 24 (1908), 128; OLZ 1909, 65ff. (zu *akītu*). — Kugler, Im Bannkreis Babels, 1910, S. 12ff. — Koldewey, Die Tempel von Babylon u. Borsippa, 1911 (dazu Meissner, OLZ 1912, 416ff.) — Frank, Studien zur babyl. Religion, 1911, S. 21ff., 45f., 82. — Baudissin, Adonis und Esmun, 1911, S. 107f., 376ff., 447f. u. sonst. — Langdon, Die neubabyl. Königsinschriften, 1912. — Jeremias

1) Erschienen als 3. Heft des 58. Bandes dieser Berichte vom Jahre 1906. Im Hinblick darauf, daß ich öfter wegen angeblich schwierigen Bezugs dieser wie auch anderer meiner in den Berichten der Sächs. Ges. der Wissensch. erschienenen Arbeiten angegangen werde, bemerke ich, daß sie alle leicht als Sonderhefte zu verhältnismäßig niedrigem Preis aus dem Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, auf buchhändlerischem Wege zu beziehen sind.

2) Von sonstigen in dieser Arbeit öfter verwendeten Abkürzungen beachte folgende: BA = Beiträge zur Assyriologie. — CT = Cuneiform Texts (British Museum). — KB = Keilinschriftliche Bibliothek. — KTAR = Keilschrifttexte aus Assur religiösen Inhalts, hsg. von Ebeling. — MDOG = Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft. — MVAG = Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft. — OLZ = Orientalistische Literaturzeitung. — R = Rawlinson. — SBAW = Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften. — VAT = Vorderasiatische Abteilung. Tontafel. — ZA = Zeitschrift für Assyriologie. — ZDMG = Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.

Handb. d. altorient. Geisteskultur, 1913, S. 159f., 204, 312ff. — Scheil et Dieulafoy, Esagil, 1913. — Weidner, OLZ 1913, 22 (betr. Prozessionsschiff). — Sarsowsky, OLZ 1913, 183 (zu *akitu*). — Haupt, OLZ 1913, 532 (zu *akitu*). — Koldewey, Das wiedererstehende Babylon, 1913, S. 25ff. (Prozessionsstraße), S. 200ff. (Esagila) — Weissbach, OLZ 1914, 193ff. (zu Esagila und Etemenanki). — Jensen, KB VI 2, 1 (1915), S. 24ff. (Texte zum babyl. Neujahrsfest). — Landsberger, Kultischer Kalender, 1915, S. 12ff. (zu *akitu*). — Delitzsch, Zu Herodots babyl. Nachrichten S. 97f. (Sachau-Festschrift 1915). — Streck, Assurbanipal, 1916, S. 82[6], 248[8], 271[8], 350[2]. — Schroeder, Das Pantheon der Stadt Uruk (SBAW 1916 XLIX), S. 1186f. (zu *bit akitu* in Uruk). — Ungnad, ZA 31 (1917), 43f. (zu *akitu*). — Koldewey, MDOG Nr. 59 (1918) (zu Esagila und Etemenanki). — Dombart, OLZ 1918, 161ff. (zu Etemenanki). — Koldewey, Das Ischtar-Tor in Babylon, 1918. — Nicht berücksichtigt ist hierbei die Literatur über die eventuellen Vorläufer des babylonischen Neujahrsfestes, das Neujahrsfest der Bau von Lagaš und das Neujahrsfest der „Herrin von Isin", sowie die sich daran anschließenden viel erörterten Fragen über den Jahresanfang und die Monatsfolge in der älteren babylonischen Zeit.

1. Leiden und Triumph Bēl-Marduks an seinem Hauptfeste, dem Neujahrsfeste im Frühling.

Vor acht Jahren schrieb ich[1]: „Der eigentliche Ursprung des Mardukneujahrsfestes in Babylon wird darin zu erblicken sein, daß Marduk als ein Gott des Lichtes und der neuen Vegetation für seine Verehrer im Frühling besonders in die Erscheinung trat; und, sofern er eben auch Vegetationsgott war, ist es sehr wohl möglich, wenn auch bis jetzt, soviel ich sehe, inschriftlich noch nicht ausdrücklich zu belegen, daß auch von Marduk, entsprechend wie bei Tamūz, ein Verschwinden, ein Hinabgehen zur Unterwelt, und alsdann ein Wiedererscheinen, ein Emporsteigen zur Oberwelt angenommen wurde." Desgleichen[2]: „Allerlei Anzeichen sprechen dafür, daß in Babylonien selbst die eigentliche Tamūzverehrung, wenigstens im offiziellen Staatskult, mit der Zeit immer mehr in den Hintergrund getreten ist, und Feiern, die ehemals dem Tamūz galten, dann auf andere Götter, wie Nin-ib und na-

1) Zum Streit um die „Christusmythe" 48. 2) Ebenda 36.

mentlich Marduk, übergegangen sind. So könnte sehr wohl — sicher belegen läßt es sich freilich noch nicht — in dem schließlich alle andern Feste überragenden und absorbierenden Neujahrsfeste des Marduk zur Zeit der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche auch ein altes Tamūzauferstehungsfest aufgegangen sein.“ Dieser damals von mir noch vermißte deutliche inschriftliche Beleg für einen Kult des verschwundenen und wiedererschienenen Marduk, und zwar eben an seinem Hauptfeste, dem Neujahrsfeste im Frühling, liegt nunmehr in dem aus den Ausgrabungen in Assur stammenden Texte VAT 9555, veröffentlicht von Ebeling KTAR Nr. 143, vor.[1] Hierbei handelt es sich, ganz ähnlich wie in der ZbN 127 ff. von mir behandelten Tafel K. 3476 (CT 15, 44), um einen kommentarartigen Text, worin einzelne Festkulthandlungen, z. T. auch einzelne Kultörtlichkeiten, mythologisch ausgedeutet werden. Wir erhalten dadurch etwa folgendes Bild von mythologischen Vorstellungen, die sich an Festgebräuche beim Mardukneujahrsfest knüpften:

(1) [Bēl (Marduk) wird im „Berge“[2] festge]halten.[3] —

1) Dazu kommt von Z. 27 ab bis Z. 64 ein ebenfalls aus Assur stammendes, vielfach ergänzendes Duplikat, VAT 9538, auf das mich Ebeling freundlichst aufmerksam machte, und das ich mit Erlaubnis der Deutschen Orient-Gesellschaft für diese Arbeit verwerten konnte. Der Originaltext dieses Duplikates wird in einem der späteren Hefte von KTAR von Ebeling veröffentlicht werden.

2) Unter diesem „Berge“ (*ḫursān*) ist der Weltberg zu verstehen, worin die Unterwelt, das Totenreich sich befindet. Vgl. die Kyffhäuser-Sage und Verwandtes. Zugleich gilt dieser „Berg“, genauer ein Haus am Rande dieses Berges als Gerichtsstätte, wohl im Hinblick auf ein auch für die Babylonier beim Übersetzen über den Ḫubur-Strom vor dem Eintritt in das Totenreich anzunehmendes Totengericht. Ein solcher „Berg“ (*ḫuršān*) als Gerichtsstätte, wohl als das irdische Gegenbild des kosmischen „Berges“ (*ḫursān*) begegnet wiederholt auch in juristischen Urkunden (vgl. dazu Peiser, OLZ 1911, 477 f.). Es ist an den betreffenden Stellen (KB III 1, 160, Kol. IV 38, V 4. 14. 17; KB IV 88, Kol. IV 16; KB IV 168 Nr. II 6 f.) davon die Rede, daß jemand, um ein Urteil über ihn herbeizuführen, nach dem „Berge“ (*ḫuršān*) geschickt wird, oder „der Berg“ für ihn bestimmt wird, wobei er dann

(2 ff.) . . . . . Ein Götterbote läuft umher (rufend): „Wer wird ihn herausführen?“ [Gott . . . . .] geht dahin, ihn herauszuführen.[1] — (6) Nach dem „Berge“ geht er dahin.[2] (7) (Er kommt zum) Hause am Rande des „Berges“, worinnen man ihn verhört.[3] — (8) ([Nabu]) kommt wegen des Wohl-

unter Umständen von seiner Schuld frei werden (*zakû*) kann. Wie PEISER durch Heranziehung der Stelle V R 47, 30f. „am Ufer des Fluß(gott)es, woselbst der Streit der Leute geklärt wird“ (*ina itê* ᵈ*Nari ašar dên nišê ibbirru*, vgl. dazu WALTHER, Altbab. Gerichtsw. 226) wurde ich aus dem Sklavenzustande befreit, mit der Erklärung *itê* ᵈ*Nāri* = *ḫuršān*, richtig gesehen hat, handelt es sich dabei um Gottesurteile, und zwar ursprünglich wenigstens um die Wasserprobe. Falsch ist aber, wenn PEISER daselbst die Lesung *ḫur-ša-an* durch *têrtu ša ili* ersetzen zu müssen glaubt. (Die endungslose Form von *ḫuršān*, an der PEISER Anstoß nimmt, erklärt sich einfach dadurch, daß *ḫuršān* bereits zu einer Art Eigennamen geworden ist.) Vgl. auch noch aus der assyrischen Briefliteratur die Stellen über *ḫursān*, *ḫuršan* (HARPER, Letters Nrr. 49 Rs. 4; 390 Rs. 16; 550, 10; 896, 10; 965 Rs. 12. 14; 1202 Rs. 14) bei YLVISAKER, Zur babyl. u. assyr. Grammatik 8 und KLAUBER, Amer. Journ. of Sem. Languages 30 (1914), 276f. — Die gleiche Vorstellung vom „Berge“ bzw. dem „Rande des Berges“ als Gerichtsstätte, und zwar hier wieder im kosmischen Sinne, liegt auch dem vielbesprochenen Ausdruck für „sterben“ zu Grunde: *emēdu šadā-šu* „an seinen Berg anlegen“ (nämlich mit dem Kahn bei der Überfahrt über den Totenfluß), wofür Sargon, Huit. camp. 150 *emēdu šaḫat šadī-šu* „an den Rand seines Berges anlegen“ bietet, wie andererseits an einer Boghazköi-Stelle ḪUR-SAG d. i. *ḫuršān emēdu* für *šadā emēdu* steht (WINCKLER, MDOG Nr. 35 S. 43). Auch hier ist PEISER auf falschem Wege, wenn er MVAG 21 (1916), 171ff. statt *šadā-šu emēdu* wieder eine seinerzeit vorübergehend von DELITZSCH vorgeschlagene Lesung *kur-šu emēdu* zur Geltung bringen will. *emid*, *itemid* in dieser Wendung im selben Sinne wie vom Anlegen (*itemid*) der Arche an den Berg Niṣir.

3) Der entsprechende kultische Vorgang ist abgebrochen.

1) Von dem entsprechenden kultischen Vorgang ist nur noch erhalten: „führt ihn heraus“. Wegen des fragmentarischen Zustandes des Textes ist in diesen Zeilen 2—5 übrigens auch nicht ganz sicher, wie weit die Worte dem kultischen Vorgang oder der mythologischen Ausdeutung angehören.

2) Entsprechend wie [jemand . . . .] dahinfährt.

3) Entsprechend dem [. . . . ., zu dem jemand] kommt. — Es han-

befindens seines gefangen gehaltenen Vaters."[1] — (9) Man sucht Bēl, wo er gefangen gehalten wird.[2] — (10) ([Bēlit-Babili[3]]) fleht zu Sin, Šamaš also: „Mach Bēl (wieder) lebendig[4]!"[5] — (11) Sie geht zum „Tor des Begräbnisses" und sucht nach ihm.[6] — (12) Wächter sind über ihn bestellt, ihn zu bewachen.[7] — (13f.) Die Götter haben ihn eingeschlossen, er ist entschwunden aus dem Le[ben], [ins Ge]fängnis, von Son[ne] und Licht hinweg haben sie ihn hinabsteigen lassen.[8] — (15) (Er trägt) Wunden, durch die er verwundet worden ist, in (mit) seinem Blute [.....][9] — (16) (Eine bei ihm weilende [Gött]in[10]) ist wegen seines Wohlbefindens hin[abgestiegen[11]].[12] — (17ff.) Ein „Sohn Assurs", der (da er kein Verbrecher ist) nicht mit ihm geht, ist als Wächter über ihn bestellt, bew[acht] die Festung seinetwegen.[13] —

delt sich bei dem kultischen Vorgang wohl um eine besondere Gebäulichkeit in Esagil.

1) Entsprechend wie [Nabū von Bors]ippa kommt. — Es bezieht sich dies wohl auf das Kommen Nabūs von Borsippa nach Babylon am Neujahrsfest.

2) Entsprechend den [.....], die auf den Gassen umherlaufen.

3) Bēl-Marduks Frau. 4) Oder auch: „Laß Bēl am Leben!"

5) Entsprechend der [Bēlit-Babili], deren Hände ausgebreitet sind.

6) Entsprechend dem [Tor] der [.....], zu dem sie geht. — Es handelt sich wohl wieder um ein so benanntes besonderes Tor in Esagil.

7) Entsprechend den Zwillings-[....], die am Tor von Esagil stehen.

8) Die kultische Entsprechung ist verstümmelt.

9) Entsprechend den [.....], die unter ihm herankommen, mit denen er bekleidet ist.

10) Es handelt sich wohl wieder um Bēls Frau Bēlit-Babili.

11) Oder: hin[gegangen].

12) Entsprechend einer [Gött]in, die bei ihm weilt.

13) Entsprechend wie [ein „Sohn Assurs" (?)] nicht mit ihm geht, indem er spricht: „ich bin kein Verbrecher" und weiter: „nicht werde ich geschlagen(?), die [....] Assurs haben mein Recht(?) vor ihm klargestellt(?) (wörtlich: geöffnet), haben mein Recht(?) ent[schieden(?)]". — Es scheint sich also um jemand als Verbrecher angeklagten, aber gerechtfertigten zu handeln. Nicht ganz klar ist, ob „Sohn Assurs" im eigentlichen, mythologischen Sinne gemeint ist, oder ob es einfach so-

(20f.) Den Kopf eines mit ihm fo[rtgeführten] und dann [get]öteten Verbrechers bindet man an den N[acken(?)] der Bēlit-Babili.[1] — (22f.) Nachdem Bel in den Berg gegangen ist, gerät die Stadt [seinet]wegen in Aufruhr und man stellt Kampf darinnen an.[2] — (24ff.) (Nabū) erblickt (bei seinem Kommen) jenen Verbrecher bei Bēl.[3] — (27) Seine[4] Leute wehk[lagen] vor ihm.[5] — (28f.) Ein Herold weint vor (Bēlit-Babili) also: „Nach dem Berge bringt man ihn weg“; sie aber stößt aus(?): „O mein Bruder! O mein Bruder! ....“[6] — (30) Seine Gewänder br[ingt] man weg.[7] — (31) Seinen Tempel [leert man].[8] — (32) In ..... [............... ....].[9] — (33) (Ištar) hatte ihn aufgezogen, ihm Huld erzeigt.[10] — (34ff.) Er ist gefangen gehalten, ... betet und fleht. Der ..... spricht also: „Guttaten vor Aššur sind es, die

viel wie „ein Assyrer“ bedeutet. Vielleicht ist übrigens — mit LANDSBERGER — in Z. 17ff. die Kulthandlung und deren mythologische Ausdeutung überhaupt etwas anders abzugrenzen und zu erklären, als hier und in der Übersetzung der Stelle unten geschehen ist, nämlich so, daß durchweg vielmehr von Bēl selbst als Angeklagtem die Rede ist.

1) Entsprechend einem [.....], der an den Türverschluß der Bēlit-Babili gebunden ist.

2) Entsprechend dem [.....], der sich nach Borsippa zurückbegiebt; dem Türv[erschluß(?)], worein er ... [.....] wird.

3) Entsprechend den Schweinekofen vor dem Wege Nabūs, wenn er v[on] Borsippa kommt, um zu huldigen, Nabū, indem er kommt, herantritt, (sie) erblickt. — Der Verbrecher wird anscheinend mit einem Schwein verglichen.

4) D. h. doch wohl Bēls.

5) Entsprechend Beschwörern, die vor ihm (d. h. doch wohl Bēl) hergehen, eine Beschwörung hersagen.

6) Entsprechend einem Magier, der vor Bēlit-Babili einhergeht.

7) Entsprechend wie man seine Kleidung zur Bēlit-Uruk bringt. — D. h. wohl aus Esagil weg nach dem Ištartempel.

8) Entsprechend wie man Silber oder Gold oder seine (Edel)steine aus Esagil nach den (andern) Tempeln hinausbringt. — Der in den „Berg“ hineingehende Bēl muß sich also all seiner Kleidung und seines Schmuckes entledigen, wie Ištar, wenn sie in die Unterwelt eintritt.

9) Entsprechend einem Ähren(?)gewand, mit dem er bekleidet ist.

10) Entsprechend Milch, die man vor Ištar von Nineve .....

ich(?) tat", ferner: „Was ist [meine(?)] Sün[de]?"[1] — (37) Er fleht zu Sin und Šamaš also: „Mach mich (wieder) lebendig!"[2] — (38) (Man bittet), daß, da sein . . . . . . darauf gestellt ist, er aus dem Innern des „Berges" (wieder) herausk[omme].[3] — (39) ([. . . .]) trägt das . . . . . eines Gefangenen, s[it]zt mit ihm zusammen.[4] — (40f.) Zur Verwalterin des Hau[ses spricht(?) . . . . „. . .] . . . des Hauses kennst du", ferner: „Das Haus bewache, mit deinen Händen rei[ß(?) heraus(?) . . . . !"][5] — (42f.) Sie [wischt(?)] mit ihrer [Ha]nd das Blut des Herzens, das vergossen ist, [ab].[6] — (44ff.) Jene [Verwalter]in des Hauses fragen sie also: „Wer ist der Verbrecher?", ferner: „. . [. . . . . . ?" . . . . die . . .] wegbringen, den Verbrecher [töten(?)].[7] — (47ff.) (Die folgenden 5 Zeilen sind zu ver-

1) Entsprechend wie man „Einst als droben" hersagt vor Bēl, im Monat Nisan ihm singt. — Mit „Einst als droben" (*enuma eliš*) ist natürlich das babylonische Schöpfungsepos gemeint. Durch diese, wie die weiteren Stellen, an denen der Nisan, speziell auch der 8te Tag des Nisan genannt wird, wird es auch so gut wie sichergestellt, daß es sich in diesem Texte wirklich um Kultbräuche speziell am Neujahrsfeste im Anfang des Monats Nisan handelt.

2) Entsprechend wie [der . . . . .], der den Himmel anblickt. — Statt „mach mich (wieder) lebendig!" oben auch möglich: „laß mich am Leben!"

3) Entsprechend wie [der . . . . ., der] den Erdboden anblickt.

4) Entsprechend wie [. . . . . ., der mit] Bēl zum Festhause nicht auszieht.

5) Entsprechend wie [Bēlit(?)-]Babili nicht in das Festhaus hineingeht. — Beziehen sich die Worte „Mit deinen Händen rei[ß(?) heraus(?) . . . . . !]" vielleicht darauf, daß die Verwalterin des Hauses dem durch einen Speer tötlich getroffenen Bēl diese Waffe aus dem Körper ausreißen soll? Vgl. dazu das Folgende.

6) Entsprechend wie [Bēlit(?)-]Babili schwarze Wolle an der Rückseite trägt, bunte(?) Wolle an der Vorderseite trägt. — Beim Abwischen des vergossenen Herzblutes ist doch wohl an die Wunden und das Blut Bēls zu denken, von denen in Z. 15 die Rede war. Vgl. auch das in der vorhergehenden Anmerkung Gesagte.

7) Entsprechend der [. . . . . .], vor der man am 8ten Nisan ein Schwein schl[achtet.] — Auch hier wird anscheinend der mit Bēl abgeführte und getötete Verbrecher durch ein Schwein symbolisiert, ähnlich wie bereits oben in Z. 24.

stümmelt, um eine wörtliche Wiedergabe hier zu lohnen. Doch läßt sich wohl soviel daraus entnehmen, daß allerlei auf Abwehr von lastendem Bann berechnete Kulthandlungen[1] wieder auf die „Gefangenschaft" Bels [und seine darnach folgende Befreiung] bezogen werden.) — (52 ff.) Innerhalb „Einst als droben" sagt man: Als Himmel und Erde (noch) nicht geschaffen waren, da ent[stand] Anšar, als Stadt und Tempel gemacht wurden, da entstand (Bel) selbst, die Wasser, die auf Anšar [eindrangen(?), bezwang(?) er]; jener, dessen Sünde in . . . . . jener . . . . . dem Wasser(?) war er bekleidet, ... [. . . . . .].[2] — (57 ff.) Aššur schickte den Ninurta betreffs der Gefangennahme des Zū aus. Gott [. . . .] sprach vor Aššur also: „Zū ist gefangen", Aššur [sprach] zu Gott [. . . .] also: „Geh hin, den Göttern insgesamt verkünde (es)!" Er verkündete (es) ihnen, sie aber [freuten(?) sich] darüber.[3] — (61 f.) Die Götter, die Väter (Bēls), [befeinden(?) ihn.][4] — (63) Gula sendet seinetwegen einen Boten (Nusku).[5] — (64 f.) (Kleider und Schuhe) läßt er der (Bēlit-Babili) bringen, darum

1) Darunter auch der Gesang eines Liedes auf [Marduk(?)] als den [Bezw]inger(?) der Wasser; ferner ein im Monat Nisan [dargebrachtes] sehr reichliches [Opfer].

2) Entsprechend dem Handwasser, das man herbeibringt, indem man aussagt(?), daß dieses die Seuche [wegnimmt(?)], (und) entsprechend dem Ähren(?)gewand, das (Bēl) trägt, in bezug worauf man also sagt: selbige(?) Wasser (bedeuten) Weben(?). — Es scheint, daß das im Neujahrsfestkulte eine so große Rolle spielende „Handwasser" (s. unten Nr. 2 beim Erechritual) hier zu den Wassern der Tiāmat in Beziehung gesetzt ist.

3) Entsprechend dem Schnelllauf, den man im Monat Nisan vor Bēl und allen Kultstätten anstellt. — Hier werden also kultische Schnellläufe direkt als Abbilder eines entsprechenden Vorgangs im Zū-Mythus ausgedeutet.

4) Entsprechend den Reden insgesamt, die unter den *kalū*-Priestern [geführt werden], von den Plünderern, die ihn ausplündern, die ihn schlagen lassen. — Der Sinn ist wohl ähnlich wie oben Z. 30 f., wo von der Leerung des Tempels Esagil und dem Wegbringen der Kleidung Bēls die Rede war.

5) Entsprechend wie Nusku von E-sa-bad hinübergeht.

daß man ihn nicht losläßt, er nicht herausgehen kann.[1] — (66) (Sein Wagen) stürmt ohne seinen Besitzer dahin.[2] — (67) Sein Klageweib wimmert(?) aus der Stadt heraus.[3] — (68f.) Nachdem man ihn eingeschlossen hatte, er in das Haus eingetreten war, man die Tür vor ihm verriegelt hatte, bohrten die Götter Löcher in die Tür hinein, stellten Kampf drinnen an.[4]

Durch den aus dem Vorstehenden sich ergebenden babylonischen Mythus vom leidenden, im finstern „Berge" gefangenen, dann aber zur Neujahrsfestzeit im Nisan wieder befreiten Bēl-Marduk ist nunmehr, wie bereits einleitend bemerkt, in der Tat ein dem Tamūz-Mythus entsprechender Bēl-Marduk-Mythus auch inschriftlich, und zwar mindestens für das 8te vorchristliche Jahrhundert — aus dieser Zeit wird wohl die Assurtafel stammen — bezeugt. Bemerkenswert ist dabei, daß die unmittelbare Aussage von einem „Sterben", vom „Tode" des Gottes Bēl offenbar absichtlich vermieden wird, vielmehr immer nur von seinem „Verschwinden", „Gefangengehaltenwerden" im Berge u. ä. die Rede ist.[5] Die

---

1) Entsprechend wie man Kleider und Schuhe in den Tempel der Bēlit-Babili bringt.

2) Entsprechend dem Wagen, der zum Festhause gefahren kommt.

3) Entsprechend einer vermummten(?) Göttin, die aus der Stadt heraus wimmert(?).

4) Entsprechend der sogenannten Fenstertür. — Damit ist offenbar wieder eine besondere Tür in Esagil gemeint, an die sich dieser mythische Zug knüpfte. Bei dem letzteren liegt wohl die Vorstellung zugrunde, daß die Götter, die vorher ja allerdings als diejenigen erscheinen, die die Einschließung Bēls bewirkt haben, nunmehr ihn auch wieder mit Gewalt aus seinem Berggefängnis befreien.

5) S. hierzu bezw. zu der gleichen Erscheinung im Tamūzmythus meine Bemerkungen in: Zum Streit um die „Christusmythe" 43f. — In einem gewissen, allerdings etwas entfernteren, Zusammenhang mit dieser Vorstellung von dem verschwundenen Bēl-Marduk oder Tamūz steht auch die Vorstellung von dem zürnend und untätig in seinem Ekur daliegenden (*ṣalil, ša ṣallu*), nicht aufstehenden (*lā itebbi*) Enlil, den Ištar auf einem mit den Farben einer Höllenfahrt geschilderten Zuge aufsucht. S. dazu meine Besprechung der Texte Reisner, Sum.-bab. Hymn. Nr. 43 und 44 in Sumer.-babyl. Tamūzlieder S. 248ff.

Volksmeinung vom „sterbenden" Gotte durfte bei einem Hauptgotte wie Bel-Marduk in der Priesterliteratur offenbar nicht so unverblümt zum Ausdruck kommen. Später wo, wenigstens bei griechischen Schriftstellern, von einem Eindringen in das Grab des Belitanas (Ktesias § 21), bzw. des „alten Bel" (Aelian, Var. Hist. XIII 3) durch Xerxes die Rede ist[1], ist man in diesem Punkte anscheinend weniger scheu zurückhaltend gewesen.

Von besonderem Interesse ist in diesem babylonischen Mythus auch der Zug, daß ein Verbrecher zugleich mit dem Gotte Bēl abgeführt und dann getötet wird. Wahrscheinlich haben wir in dieser dem ganzen Zusammenhange nach ebenfalls in die Nisanfestfeier zu versetzenden Szene das Vorbild zu dem „Spottkönig"[2] am babylonischen Sakaia- bzw. am persischen Sakäenfeste[3], von dem Berossos und Dion Chrysostomos erzählen.[4] Andererseits erinnert dieser mit Bēl ab-

---

(diese Berichte Bd. 59, Heft 4) und Stellen wie Reisner a. a. O. Nr. 29 Vs. 19ff. (Rs. 16ff.); Nr. 14 Rs. 24f., sowie insbesondere IV R 23 Nr. 1 Kol. I 26ff., wo das Enlillied mu-lu ná-a e-lum mu-lu ná-a li-šù ba-an-ná-a (*ša ṣallu bēlum ša ṣallu adi mati ṣalil*) (auch zitiert KTAR Nr. 60 Rs. 1) in einem kultischen Zusammenhang auftritt, der auch aus andern Gründen auf eine bestimmte Jahresfeier deutet (s. dazu unten S. 50 unter Nr. 6d zu der Jahresfeier für Enmešara).

1) Vgl. dazu Lehmann-Haupt in Orient. Studien Nöldeke gewidm. 998ff. 1003; auch Baudissin, Adonis u. Esmun 447.

2) S. dazu Näheres im Anschluß an die Szene der Verspottung Jesu durch die römischen Soldaten in meiner Schrift Zum Streit um die „Christusmythe" 38ff.

3) In welchen beiden Namen doch wohl das babylonische Neujahrsfest, Zag(muk), fortlebt.

4) Nach Berossos bei Athenaeus feierte man in Babylon am 16. des Monats Loos ein fünftägiges Fest des Namens Sakaia, an welchem die Sklaven über die Herren Macht hatten, und an dem ferner einer der Sklaven mit einem königlichen Mantel bekleidet wurde und den Namen Zoganes (d. i. vielleicht das bab. *sukallu*, Wesir) führte. — Andererseits berichtet Dion Chrysostomos Orat. IV 67, daß die Perser am Sakäenfeste folgendes tun: Sie wählen einen von den zum Tode verurteilten Gefangenen aus, setzen ihn auf den Königsthron, legen ihm das Königsgewand an und lassen ihn kommandieren, trinken und

geführte und dann getötete Verbrecher auch sehr an die beiden Verbrecher, die mit Jesus zusammen abgeführt und gekreuzigt werden, wie denn auch im übrigen dieser neugewonnene Mythus vom leidenden und triumphierenden Bēl-Marduk sich als ein neues wichtiges keilinschriftliches Seitenstück zu den neutestamentlichen Schilderungen von Jesu Leiden, Tod, Grablegung und Auferstehung ergibt. Indem ich für meine prinzipielle Stellungnahme hinsichtlich der Heranziehung solcher Mythen, speziell auch aus dem babylonischen Kulturkreis, für die Leben-Jesu-Forschung mich einfach auf die Ausführungen in meiner Schrift: Zum Streit um die „Christusmythe", insbesondere auf das in der Einleitung daselbst Bemerkte, beziehe[1], setze ich darum hier einfach die auf beiden Seiten entsprechenden Züge einander gegenüber. Dabei kann man natürlich über die stärkere oder schwächere Schlagkraft der einen und der andern angeführten Parallele verschiedener Meinung sein. Teilweise eine Änderung in der Reihenfolge der einzelnen mythischen Züge auf der babylonischen Seite hierbei vorzunehmen, wird durch den eigenartigen Charakter des kommentarartigen babylonischen Textes an die Hand gegeben. Denn dieser gibt ja nicht in geordneter fortlaufender Rede einen zusammenhängenden Mythenstoff wieder, sondern, wenn er auch stellenweise wohl die Aufeinanderfolge einhält, so tritt er andererseits doch auch wieder mehrfach aus der Reihenfolge der einzelnen Mythentatsachen heraus und greift nur sprunghaft und ohne Berücksichtigung des Vorher und Nachher einzelne Züge aus dem ganzen Mythenkomplexe heraus. Auch wird noch allerlei nicht direkt zu diesem Mythus Gehöriges, so z. B. der Zū-Mythus, in unserem Texte mit hereingezogen.

---

schwelgen, auch mit den Kebsweibern des Königs in jenen Tagen verkehren; überhaupt darf ihn keiner hindern, zu tun, was ihm beliebt. Danach aber zieht man ihn aus, geißelt ihn und hängt ihn auf. — Zur Sitte der Freilassung von Sklaven oder Gefangenen aus Anlaß religiöser Feiern in Babylonien vgl. auch die Belege in keilschriftlichen Texten bei Landsberger, Kult. Kalender 115ff.

1) Vgl. auch bereits meine prinzipiellen Ausführungen in dieser Hinsicht in Keilinschr. u. Alt. Test.[3] 377.

Babylonisch.	Neutestamentlich.
Bel-Marduks Gefangennahme.	Jesu Gefangennahme.
Bēls Verhör im Hause am Rand des „Berges“ (an der Gerichtsstätte).	Jesu Verhör im Hause des Hohenpriesters und des Pilatus.
Bēl wird geschlagen (verwundet).	Jesu Geißelung.
Bēl wird nach dem „Berge“ abgeführt.	Jesu Abführung zur Kreuzigung auf Golgatha.
Zugleich mit Bēl wird ein Verbrecher abgeführt und dann getötet. Ein anderer(?), gleichfalls als Verbrecher angeklagt, wird losgelassen (?) und daher nicht mit Bēl abgeführt.	Zugleich mit Jesus werden zwei Verbrecher abgeführt und gekreuzigt. Ein anderer Verbrecher, Barabbas, wird von Pilatus dem Volke freigegeben und daher nicht mit Jesus abgeführt.
Nachdem Bēl in den „Berg“ gegangen ist, gerät die Stadt darüber in Aufruhr, findet Kampf darinnen statt.	Bei Jesu Tod zerreißt der Vorhang im Tempel (Synopt.), erbebt die Erde, spalten sich die Felsen, tun sich die Gräber auf, kommen die Toten in die heilige Stadt (Matth.).
Bēls Kleider werden weggebracht.	Jesu Kleider werden unter die Soldaten verteilt (Synopt., Joh., vgl. Ps. 22, 19).
Eine Frau [wischt] das vergossene Herzblut (Bēls?) [ab], das, wie es scheint, von einem herausgezogenen [Speere] herrührte.	Lanzenstich in Jesu Seite, Herausfließen von Wasser und Blut (Joh.). Maria Magdalena und zwei andere Frauen beabsichtigen, den Leichnam Jesu einzusalben (Marc., Luk.).
Bēl mußte in den „Berg“ hinabsteigen, fern von Sonne	Jesus im Grabe, genauer im Felsengrabe (Synopt.), ins

und Licht; er ist aus dem Leben entschwunden und wird im „Berge“ wie in einem Gefängnis festgehalten.	Totenreich hinabgestiegen (1 Petr. 3, 19; Matth. 12, 40; Act. 2, 24; Rom. 10, 17; Dogma vom descensus ad inferos).
Wächter bewachen den in der Bergfestung eingeschlossenen Bēl.	Wächter am Grabe Jesu (Matth.).
Eine Göttin, wohl Bēls Gattin, weilt bei Bēl; sie ist seines Befindens wegen gekommen.	Maria Magdalena und die andere Maria sitzen dem Grabe Jesu gegenüber (Matth., ähnlich Marc.).
Man sucht Bēl, wo er gefangen gehalten wird. Insbesondere eine bittflehende Frau, wohl Bēls Gattin, sucht nach ihm beim „Tor des Begräbnisses“. Desgleichen heißt es von der Bēlit-Babili, Bēls Frau, daß sie, als Bēl nach dem „Berge“ fortgeführt wurde, in den Klageruf ausbrach: „O mein Bruder! O mein Bruder!“	Frauen, insbesondere Maria Magdalena, kommen zu Jesu Grab und suchen ihn daselbst hinter der „Grabestür“. Von Maria Magdalena heißt es (Joh.), daß sie weinend vor dem leeren Grabe stand, weil man ihren Herrn weggenommen hatte.
Bēl wird wieder ins Leben zurückgebracht, kommt (wie die Frühlingssonne) wieder aus dem „Berge“ heraus. Sein Hauptfest, das babylonische Neujahrsfest im Nisan zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, gilt zugleich als die Feier seines Sieges über die Mächte der Finsternis (das Weltschöpfungslied „Einst als droben“ als das Neujahrsfestlied).	Jesu Auferweckung durch Gott, seine Auferstehung aus dem Grabe (an einem Sonntage). Sein Fest zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche gilt zugleich als die Feier seines Sieges über die Mächte der Finsternis (vgl. z. B. Col. 2, 15).

Bei der im folgenden nun gebotenen Umschrift und Übersetzung des Textes VAT 9555 = KTAR Nr. 143 ist in der üblichen Weise Ergänztes in eckige Klammern gesetzt. Das in der Umschrift von Z. 31 bis Z. 64 in runde Klammern Gesetzte stammt aus dem oben S. 3 Anm. 1 erwähnten Duplikat VAT 9538. Herrn Dr. EHELOLF bin ich zu Dank verpflichtet

(1) [. . . . . ^{d}*Bêl šú-ú ina ḫur-sa-an ik-k*]*a-li* (2) [. . . . .]-*un-ni* (3) [. . . . .] *ú-še-ṣa-aš-šu* (4) [. . . . . *i*]-*da-la* $^{[a]m\bar{e}l}$*m*[*ā*]*r š*[*ip*]*ri* [*š*]*á bēlē-šu man-nu ú-še-ṣa-aš-šu* (5) [. . . . . *i*]*l lak-u-ni ú-še-ṣa-aš-šú-ni* (6) [. . . *šá i*]-*ra-kab-u-ni a-na ḫur-sa-an šú-ú il-lak* (7) [. . . *šá*] *il-lak-u-ni bītu šú-ú ina eli šap-te šá ḫur-sa-an ina libbi i-ša-'-ú-lu-šu* (8) [^{d}*Nabū šá ištu Bár-s*]*ip*^{ki} *il-lak-an-ni a-na šul-me šá abi-šu šá ṣa-bit-u-ni šú-ú il-la-ka* (9) [. . .]^{pl}*šá ina su-qa-qa-a-te i-du-lu-u-ni* ^{d}*Bēl ú-ba-'u-ma a-a-ka ṣa-bit* (10) [. . . .] *šá qātā-ša tar-ṣa-a-ni a-na* ^{d}*Sin* ^{d}*Šamaš tu-ṣal-la ma-a* ^{d}*Bēl bul-li-*[*s*]*u* (11) [*bāb* . . .]^{pl} *šá tal-lak-u-ni bāb qa-bu-rat šú-ú tal-lak tu-b*[*a-'-š*]*u* (12) [. . .]. *ma-a-še šá ina b*[*ā*]*b šá E-sag-íl i-za-zu-u-ni* $^{am\bar{e}l}$*maṣṣarē-šu šú-nu ina muḫḫi-šu paq-du i-na-ṣ*[*a-ru-šu*] (13) [. . . .].-*qu-ri* [. .] *e-pi-šú-ni a-ki ilāni e-si-ru-šú-ni iḫ-ti-liq ina lìb-bi na*[*pšāte*] (14) [*ana bīt m*]*e-si-ri šam-*[*šu*] *u nūru ištu lìb-bi us-si-ri-du-niš-*[*šu*] (15) [. . .] *šá ina šapli-šu i*[*q*]-*tar-ri-bu šá lab-bu-šú-ni mi-iḫ-ṣi šá maḫ-ḫu-ṣu-ni šu-nu ina dāmē-šu* [. . .] (16) [*il*]-*tum šá is-*[*si*]-*šu kam-mu-sa-tu-ni a-na šul-me-šu ta-ta-*[*rad*[1]] (17) [*mār* ^{d}*Aššur*(?) *š*]*á is-si-šu la il-*[*l*]*ak-u-ni ma-a la bēl ḫi-iṭ-ṭi a-na-ku ma-a la us-sa-ta-am-maḫ-*[*ḫaṣ*(?)] (18) [. .]. ^{d}*Aššur d*[*i*]-*na-ni ina pa-ni-šu ip-ti-ú di-na-ni i-d*[*i-nu*] (19) [. . *šá is*]-*si-šu la il-lak-u-ni mār* ^{d}*Aššur šú-u-tú ma-ṣu-ru*

1) Oder: *ta-ta-*[*lak*].

für eine größere Anzahl von Kollationen am Original der Tafel VAT 9555, die mehrfach durch ein beigesetztes Ausrufungszeichen von mir kenntlich gemacht sind; Herrn Dr. LANDSBERGER für eine Reihe wertvoller Berichtigungen meiner ursprünglichen Auffassung einzelner Textstellen.

(1) [. . . . .: *Das ist Bēl, wie er im „Berge" festge*]*halten wird.* — (2) [. . . . .] . . (3) [. . . . .] *führt ihn heraus:* (4) [. . . . . *es lä*]*uft umher ein B*[*o*]*te von seinen Herren* (*rufend*)*: „Wer führt ihn heraus?"* (5) [. . . . . *ist es, der hing*]*eht, ihn herausführt.* — (6) [. . ., *der*] *dahinfährt: Das ist, wie er nach dem „Berge" hingeht.* — (7) [*Das* . . ., *zu dem* . . . .] *kommt: Das ist das Haus am Rande des „Berges", worinnen man ihn verhört.* — (8) [*Nabū, der von Bors*]*ippa kommt: Das ist, wie er wegen des Wohlbefindens seines Vaters, der gefangen gehalten wird, kommt.* — (9) *Die* [. . .], *die auf den Gassen umherlaufen:* (*Das ist*), *wie man Bēl sucht: „Wo wird er gefangen gehalten?"* — (10) [*Die* . . .], *deren Hände ausgebreitet sind:* (*Das ist*), *wie sie zu Sin, Šamaš also fleht: „Mach Bēl* (*wieder*) *lebendig!"*[1] — (11) [*Das Tor*] *der* [. . .], *zu dem sie geht: Das ist das Tor des Begräbnisses, sie geht hin, su*[*cht nach i*]*hm.* — (12) *Die Zwillings-*[. . . .], *die am T*[*o*]*r von Esagil stehen: Das sind seine Wächter, sie sind über ihn bestellt, bew*[*achen ihn.*] — (13) [. . . .]. .[. . *die*] *gemacht sind:* (*Das ist*) *nachdem die Götter ihn eingeschlossen haben, ist er entschwunden aus dem Le*[*ben,*] (14) [*ins Ge*]*fängnis, von Son*[*ne*] *und Licht hinweg haben sie ihn hinabsteigen lassen.* — (15) [*Die* . . . .], *die unter ihm herankommen, mit denen er bekleidet ist: Das sind die Wunden, durch die er verwundet ist, in seinem Blute* [. . . .] — (16) *Eine* [*Göt*]*tin, die bei ihm weilt: Wegen seines Wohlbefindens ist sie hin*[*abgestiegen*[2].] — (17) [*Der Sohn Aššurs*(?), *d*]*er nicht mit ihm geht, indem er spricht „ich bin kein Verbrecher" und weiter: „nicht werde ich geschla*[*gen*(?)], (18) [*die* . . . .]. *Aššurs haben mein Recht*(?) *vor ihm klargestellt*(?), *haben mein Recht*(?) *ent*[*schieden*(?)*":*] (19) [. . . *der m*]*it ihm nicht geht, selbiger*(?) *Sohn Aššurs,*

1) Oder auch: Laß Bēl am Leben! 2) Oder: hin[gegangen].

šú-ú ina muḫ-ḫi-šu pa-qid [alu] *bir tú ina muḫ-ḫi-šu i-n*[*a-aṣ-ṣar*] (20) [. . . *šá*] *ina* [is] *tal-li šá* [d] *Be-lit-Babili 'a-la-an-ni qaqqadu šá bel ḫi-iṭ-ṭi šá is si-šu i-r*[*id-du-šu-ni*] (21) [*i d*]*a-ku-šu-ni šu-tú qaqqad-su ina* [šir] *k*[*išadi*(?)] *šá* [d] *Be-lit-Babili e-ta-'*[*-lu*] (22) [. .] *šá a-na Bár-sip*[ki] *i-sa-har-u-ni il-lak-u-ni* [is] *tal-*[*l*]*u*(?) *šá ina libbi-šu is-sa-na-*[.] (23) [*ár-ki*] *šá* [d] *bel ina ḫur sa an il-lik-u-ni alu ina muḫḫi-*[*šu*] *it-ta-bal-kat qa-ra-bu ina libbi-šu u*[*p*](?)*-p*[*u*](?)*-šu* (24) [*ad*]*-nati*[1] *šá šaḫe šá ina maḫar ḫarran šá* [d] *Nabu ki-i i*[*štu*] *Bár-sip*[ki] *il-la-kan-an-ni i-kar-ra-bu-ni* (25) [.][d] *Nabu šá il-lak-an-ni ina muḫ-ḫi i-za-zu u-ni im-mar-u-ni bel ḫi-iṭ-ṭi šá itti* [d] *Bel šú-tú*[*-ni šú-ú*] (26) [.] *ki-i*(!) *šá itti* [d] *Bel šú-tú-ni im-*[*ma-ar-šu*] (27) [[am]]ēl *mašmaše šá ina pa-na-tu-šu il-lak-u-ni ši-ip-tú i-ma-an-nu-u-ni nišē-šu šú-nu ina pa-na-tu-šu ú-na-bu*(?)[*-u*] (28) [[am]]ēl *maḫ-ḫu-u šá ina maḫar* [d] *Be-lit-Babili il-la-ku-u-ni* [amēl] *mu-pa-si-ru šú-u a-na irti-ša i-bak-k*[*i . .*] (29) [.] *ma-a a-na ḫur-sa-an ub-lu-lu-šu ši-i ta-ṭa-rad ma-a aḫu-u-a aḫu*(!)*-u-a*[. . .] (30) [.] *la-bu-su-šú šá a-na* [d] *Bēlit-Uruk ú-še-bal-u-ni ku-zip-pi-šu šú-nu it-ta-b*[*a-lu-ni*] (31) (*lu-u*) *ṣarpu lu-u ḫurāṣu lu-u abnē-šu*[2] *šá iš*(*tu*) *l*(*ibb*)*i Ē-sag-íl a-na ēkurrāte ú-še-ṣu-u-ni bīt-su šú-*(*ú-tu*) [. . .] (32) ([ṣubat]) *še-ir-i-tu* (*šá lab-b*)*u-šú-ni ina ka-dum-me* [. . . . . .[3]] (33) (*ši-i*)*z-bu šá ina maḫar* [d] *Ištar š*(*á Ninua i-ḫal-li-bu-n*)*i ni-mi-il ši-i tu-ra-bu-šu-ni ri-e-mu ú-ka-*(*al-lim-u*)[*š-šu-ni*] (34) (*e-n*)*u-ma e-liš* (*šá da-bi-ib-u-ni ina maḫar* [d] *Bē*)*l ina* [araḫ] *Nisanni i-za-mur-ú*[4]*-šu-ni ina muḫḫi šá ṣa-bit-u-ni* [. . . . . .] (35) (*ṣ*)*u-ul-l*(*i-e-šu-nu ú-ṣal-la*) *su-ra-ri-šu-nu i*[5]*-sa-r*[*a-ar*] (36) (.) [ ]. *š*(*ú-tú i-da-bu-ub ma-a dam-qa-a-te š*)*á* [d] *Aššur ši*[6]*-na e-ta-pa-aš ma-a mi-i-nu ḫi-*[*iṭ-ṭu-a*(?)] (37) [. . .] (*šá šamē*[e] *i-da-gal-u-ni ana* [d] *Sin*) [d] *Šamaš ú-ṣal-la ma-a bul-ṭi-*[*ṭa-an-n*]*i* (38) [. . . *šá*] (*qaq-qu-ru i-da-gal-u-ni ḫu-ur-ni-šu ina mu*)[*ḫ*]*ḫi-šu kar*(!)*-ru-ni ina muḫḫi*[7] *šá ištu libbi ḫur-sa-an i*[*l-lak-u-*]*ni* (39) [. . . . *ša itti*] ([d] *Bēl a-na bīt a-ki-ti la ú-ṣu-ni*) . . *-ú šá* [amēl] *ṣa-ab-te i-na-aš-ši i-si-šu i*(?)[*-ta-š*]*ab* (40) [*Be-lit*(?)*-*] (*Bābili šá ina libbi bīt á-ki-it l*[*a*] *t*[*a*]*-a*[*l*])*-lak-u-ni* [f] *ša-ki-in-tú šá bī*[*ti ši-i*] (41) [. . . . . .](. *-ti bīti tu-di-i ma-a bīta*

1) Geschr. [G]I-ŠE[pl.] 2) *šu* fehlt in Dupl.
3) Vgl. zu etwaiger Ergänzung unten Z. 56.
4) Fehlt im Dupl. 5) Dupl. *ú*.
6) Kaum *lim-na* zu lesen.
7) *ina muḫḫi* fehlt im Dupl.

das ist der Wächter, er ist über ihn bestellt, die Festung be[wacht er] seinetwegen. — (20) [*Der* . . . ., *der*] *an den Türverschluß der Bēlit-Babili gebunden ist: Das ist der Kopf des Verbrechers, den man mit ihm fo[rtführt]* (21) (*und dann*) [*t*]*ötet; seinen Kopf bind[et] man an den N[acken(?)] der Bēlit-Babili.* — (22) [. . . . . .], *der sich wieder nach Borsippa zurückbegibt; der Türv[erschluß(?)], worein er* . .[. . .] *wird:* (23) (*Das ist,*) [*nach*]*dem Bēl in den „Berg" gegangen ist, wie da die Stadt [seinet]wegen in Aufruhr gerät, und man Kampf darinnen anstellt.* — (24) *Die Schweine[ko]fen vor dem Wege Nabūs, wenn er v[on] Borsippa kommt, um zu huldigen.* (25) *Nabū, indem er kommt, herantritt,* (*sie*) *erblickt:* [*Das ist*] *jener Verbrecher bei Bēl,* (26) *gleich als ob es jener bei Bēl wäre, erb[lickt er es.]* — (27) *Die Beschwörer, die vor ihm hergehen, eine Beschwörung hersagen: Das sind seine Leute, vor ihm wehk[lagen] sie.* — (28) *Der Magier, der vor Bēlit-Babili einhergeht: Das ist der Herold, vor ihr weint er* (29) *also „Nach dem „Berge" bringt man ihn weg"; sie aber stößt aus*(?) *„O mein Bruder! O mein Bruder!"* [. . . .] — (30) *Seine Kleidung, die man zur Bēlit-Uruk bringt: Das sind seine Gewänder, die man wegbr[ingt.]* — (31) *Sei es Silber oder Gold oder seine Steine, die man aus Esagil nach den Tempeln hinausbringt: Das ist sein Tempel* [. . . . .] — (32) *Das Ähren*(?)*gewand, womit er bekleidet ist: In* . . . . [. . . . .] — (33) *Milch, die man vor Ištar von Nineve* . . . . .: (*Das ist*) *weil sie es ist, die ihn aufgezogen hat, Huld ihm erzeigt hatte.* — (34) *„Einst als droben", das man hersagt vor Bēl, im Monat Nisan ihm singt:* (*Das ist*) *darum daß er gefangen gehalten ist,* [. . . . .] (35) *ihre Gebete betet er, ihr Flehen fle[ht er.]* (36) . . [. .] . . *ist es; er spricht also „Guttaten vor Aššur sind es, die ich*(?) *tat", ferner „Was ist [meine(?)] Sün[de?"]* — (37) [*Der* . . . .], *der den Himmel anblickt: Zu Sin, Šamaš fleht er also: mach [mi]ch* (*wieder*) *lebendig!"*[1] — (38) [*Der* . . . ., *der*] *den Erdboden anblickt:* (*Das geschieht darum*) *daß sein* . . . . *darauf gestellt ist, daß er aus dem Innern des „Berges"* (*wieder*) *herausk[omm]e.* — (39) [. . . . . *der mit*] *Bēl zum Festhause nicht auszieht: das* . . . . *eines Gefangenen trägt er, mit ihm zusammen s[it]zt er.* — (40) [*Bēlit*(?)-]*Babili, die in das Festhaus nicht hineingeht:* [*Das ist*] *die Verwalterin des Hau[ses]:* (41) [*es*

1) Oder: Laß mich am Leben!

u)ṣ-ri ina qātē-ki ú-s[u-uḫ-ḫi(?) . . .] (42) [. . . Be-lit(?)]-(Bābili šá šipāti ṣalmāti[1] ina ku-tal-li-š)a-ni šipat tab-ri-mu[2] ina pa-ni-(š)[a-ni . . . .] (43) [ina muḫḫi šá qa-t](u)-uš-ša da-mu šá ṣur-ri š(á tab-ku-n)[i . . . .] (44) [. . .] (. šá um VIII^{kan} šá ^{araḫ}Nisanni) šaḫū ina pa-ni-ša i-ṭ[a-ba-ḫu-ni . . .] (45) [^{f}ša-ki-in-t](a ša bīti ši-i i-šá-'u-lu-ši ma-)a man-nu bel ḫi-iṭ-ṭi ma-a .[. ! . .] (46) [. . . .] (. ú-bal-u-ni bēl ḫ)i-iṭ-ṭi i-[da-ku-ni(?) . . . .] (47) [. . .] (. il-lak-u-ni AŠ(?) MUT[3] LI -š)á[4] a-ki im-ma-a[ḫ-ḫa-ṣu-ni . . .] (48) [. . . . .]-mu[5] me (ár-ḫiš i-za-am-m)[u-ru . . .] (49) [. . . . ú-dal-l](aḫ-ḫu-ni ú-ṣar-ra-ru-u-ni) me (da-al-ḫu-te šu-n)[u . . . .] (50) [. . .] (. . bil(?)-la(?) ba-ak-te(?) i-kar-ra-ru-ni šá ga-du-ur-ti .) [. . . . . .] (51) [. .](šá ina libbi ^{araḫ}Nisanni a-na ma-gal ma-'-du-ni kēmu[6] [. .] ki-i ṣa-bit-u-ni .) [. . .] (52) (mē qātā šá ú-qar-rab-u-ni bi-id ip-lu[7]-ni š)ú-ú di-'-(a .) [. . .] (53) (^{šubat}še-ir-'-i-tu šá ina muḫ-ḫi-šu šá i-qa-b)u-u-ni ma-a mē š([ú(!?)]-nu-[ti(?)]|[8] si-li-'-a-te ši-na) (54) (šú-ú ina libbi e-nu-ma e-liš iq-[ṭi-])bu-u|[8]ki-i šamē^{e} irṣi-t(im la ib-ba-nu-ni An-šár it-)[ta-ab-ši] (55) (ki-i alu u bītu ep-šú-u-n)i šú-ú it-tab-ši mē šá (ina muḫḫi An-šár) [. . . . .] (56) (šú-u-tú šá ḫi-ṭi-šu ina libbi) ka-dam-me[9] šú-tú e-si-ip la mē[10] l(a-biš ka-d)[am-me[9] . . .] (57) (li-is-mu šá ina ^{araḫ}Ni)sanni ina maḫar ^{d}Bēl ù ma-ḫa-za-a[11]-ni (gab-bu i- .) [. . . . .] (58) (ki-i ^{d}Aššur ^{d}Nin-ur)ta ina muḫḫi ka-ša-di šá ^{d}Zi-i iš-pur-u-(ni ^{d}.) [. . . . .] (59) (ina maḫar ^{d}Aššur iq-ṭí)-bi ma-a[12] ^{d}Zu-u ka-ši-id ^{d}Aššur a-na ^{d}[. . . . iq-ṭi-bi] (60) (ma-a u-lik a-na) ilāni^{ni} gab-bu pa-si-ir ú-pa-sa-ar-šu-nu ù šu-nu ina muḫḫi i[ḫ(?)-du-u(?)] (61) (da-b)a-bu gab-bu šá ina lìb-bi ^{amēl}kalē [. . . . .] (62) (šá ḫa)-ba-a-te šá i-ḫab-ba-tu-šu-ni šá ú-šal-pa-tu-šu-ni šú-ú ilāni abē-šu š[ú]-nu .[.]. (63) (^{d}N[us])ku šá Ē-sa-bad ib-bir-an-ni ^{amēl}mār-šipri šú-u-tú ^{d}Gu-la ina muḫ-ḫi-šu ta-šap-pa-ra

---

1) Geschr. SÍG.MI.

2) So ist vielleicht mit LANDSBERGER nach KTAR Nr. 141 Vs. 12. 16 zu lesen. Allerdings bieten beide Exemplare deutlich BU, nicht MU.

3) Oder ḪU ḪI?

4) So Dupl.; Haupttext anscheinend -š]ú.

5) Dupl. ú und davor noch der Rest eines mit senkrechtem Keil schließenden Zeichens.

6) Geschr. KU.DA.

7) Oder ku?

8) Neue Zeile im Dupl.

9) Vgl oben Z. 32.

10) Doch wohl so zu lesen, nicht etwa la-a-meš.

11) Fehlt im Dupl.

12) ma-a fehlt im Dupl.

spricht(?) . . . . „ .] . . . *des Hauses kennst du*“, *ferner* „*das Haus bewache, mit deinen Händen rei*[*ß heraus*(?) . . . .!“] — (42) [. . . *Bēlit*(?)-]*Babili, die schwarze Wolle an der Rückseite* (*trägt*), *bunte*(?) *Wolle an der Vorderseite* (*trä*[*gt*) . . . .]: (43) (*Das ist*) [*darum daß sie*] *mit ihrer* [*Ha*]*nd das Blut des Herzens, das vergossen ist*, [*abwischt*(?).] — (44) [*Die* . . . .], *vor der man am* 8*ten* *Nisan ein Schwein schl*[*achtet* . . . .]: (45) *Jene* [*Verwalter*]*in des Hauses fragen sie also* „*Wer ist der Verbrecher?*“, *ferner* [„ . . . .?“] (46) [. . *die* . .] *wegbringen, den Verbrecher* [*töten*(?)] [. . . . .] — (47) [. . . .] *die kommen*, ..., *da sie geschl*[*agen werden* . . . . .] — (48) [. . . . .] . . *die Wasser schleunigst, sin*[*gen*] *sie*. — (49) [. . . . *die sie trü*]*ben, fließen*(?) *lassen: Das sind die trüben Wasser* [. . . . . .] — (50) [. . . .] . . . . . . *die sie hinstellen* . . . . . [. . . . .] — (51) [. .]., *das im Monat Nisan gar sehr reichlich ist, das Mehl* [. .]: . . . *als er gefangen war* [. . . .] — (52) *Das Handwasser, das man herbeibringt, indem man aussagt*(?)[1], *daß dieses die Seuche* [*wegnimmt*(?)]; (53) *das Ähren*(?)-*gewand, das er trägt, in bezug worauf man also sagt* „*selbige*(?) *Wasser* (*bedeuten*) *Wehen*(?)“: (54) *Solches sagt man innerhalb* „*Einst als droben*“: *Als Himmel und Erde* (*noch*) *nicht geschaffen waren, da ent*[*stand*] *Anšar*, (55) *als Stadt und Tempel gemacht wurden, da entstand er selbst, die Wasser, die auf Anšar* [*eindrangen*(?), *bezwang*(?) *er*]; (56) *jener, dessen Sünde in* . . . . *jener* . . . . . . *dem Wasser*(?) *war er bekleidet*, ... [. . . . .]. — (57) *Der Schnelllauf, den im Monat Nisan vor Bēl und den Kultstätten insgesamt man an*[*stellt*]: (58) (*Das ist*,) *als Aššur den Nin-urta betreffs der Gefangennahme des Zū ausschickte*, *Gott*. [. .] (59) *sprach vor Aššur also* „*Zū ist gefangen*“. *Aššur* [*sprach*] *zu* *Gott*[. . . .] (60) *also* „*Geh hin, den Göttern insgesamt verkünde* (*es*)!“ *Er verkündete* (*es*) *ihnen, auch* [*freuten*(?)] *sie sich darüber*. — (61) *Die Reden insgesamt, die unter den kalū-Priestern* [*geführt werden*(?)], (62) *von den Plünderern, die ihn ausplündern, die ihn schlagen lassen: Das ist, die Götter, seine Väter, sie* [. . .] — (63) *Nusku von E-sa-bad, der hinübergeht: Ein Bote ist es; Gula*

1) Oder: Als bezw. wo er weggeführt war(?).

(64) (*ṣu*)[*batu š*]*enu šá ina bit* ^{d}*Be-lit-Bābili ub-bal-u-ni it-ḫu-ur*[1] *šú-u-tú ú-še-bal-aš-ši* (65) [*n*]*i*(!)-*mi-il a-na ša-a-šu la ú-šar-u šu-ni la ú-ṣu-u-ni* (66) *narkabtu šá a-na bit a-ki-it tal-lak-u-ni ta-la-kan-an-ni bēl-ša la-aš-šu šá la beli ta-sa-bu-'* (67) *ù iltu šak-ku-ku-tú šá ištu ali ta-lab-ba-an-ni ba-ki-su ši-i ištu ali ta-la-bi-a* (68) *daltu bir-ri šá i-qa-bu-u-ni ilāni šú-nu i-ta-as-ru-šu ina bīti e-tar-ba daltu ina pāni-šu e-te-di-li* (69) *šú-nu ḫu-ur-ra-a-te ina libbi dalti up-ta-li-šu qa-ra-bu ina lib-bi up-pu-šu* .

---

(70) *man-nu šá tup-pu an-ni-u e-mar-ra-qu-u-ni lu-u ina me i-kar-ra-ar-u-ni* (71) *ù im-mar-u-ni a-na šá la ú-du-u-ni la ú-ša-aš-ma-u-ni* (72) ^{d}*Aššur* ^{d}*Sin* ^{d}*Šamaš* ^{d}*Adad ù* ^{d}*Iš-tar* ^{d}*Bēl* ^{d}*Nabū* ^{d}*Nergal* ^{d}*Ištar šá Ninua*^{ki} (73) ^{d}*Ištar šá* ^{alu}*Arba-il* ^{d}*Ištar šá Bīt-kid-mur-r*[*i*] (74) *ilāni šá šamē*^{e} *irṣi-tim ù ilāni* ^{mât}*Aššur*^{ki} *ka-li-šu-nu* (75) *ar-rat la nap-šú-ri ma-ru-uš-tu li-ra-ru-šú-ma a-di ūmē bal-ṭu a-a ir-šú ri-e-m*[*a*] (76) *šùm-šu zer-šu ina māti li-še-lu-ú šīrē-šu ina pi-i šá lab-bi liš-kun-*[*nu*].

2. Die Neujahrsfeier in Erech.

Der von Ebeling KTAR III Nr. 132 veröffentlichte Text stellt eine Tafel dar, die, wie mir scheint, nur versehentlich unter die Assurfunde geraten ist, in Wirklichkeit vielmehr, wie man schon auf Grund der Schrift vermuten kann, aus den Warkagrabungen herrühren wird und wohl auch erst aus spätbabylonischer, seleuzidischer Zeit stammt.[2] Wie dem auch sei, jedenfalls enthält der Text dieser Tafel eine Beschreibung der Neujahrsfeier speziell in Erech. Und wenn die Niederschrift des Textes vielleicht auch erst aus der jüngsten Zeit

1) Wohl Schreiberversehen für *mi-it-ḫu-ur*.

2) Die Richtigkeit dieser meiner Vermutung wird mir nachträglich auf meine Anfrage von Herrn Dr. Ehelolf auf Grund der äußeren Anzeichen des Originals in jeder Hinsicht bestätigt.

sendet (ihn) seinetwegen. — (64) Klei[der und S]chuhe, die man in den Tempel der Bēlit-Babili bringt: Dies entspricht(?): er läßt (sie) ihr bringen, (65) darum daß man ihn nicht losläßt, er nicht herausgehen kann. — (66) Der Wagen, der zum Festhause gefahren kommt: (Das bedeutet,) sein Besitzer ist nicht darauf; ohne seinen Besitzer stürmt er dahin. — (67) Auch die vermummte(?) Göttin, die aus der Stadt heraus wimmert(?): Das ist sein Klageweib, aus der Stadt heraus wimmert(?) sie. — (68) Die sogenannte Fenstertür: Das sind die Götter, nachdem man ihn eingeschlossen hatte, er in das Haus eingetreten war, man die Tür vor ihm verriegelt hatte, (69) wie sie da Löcher in die Tür hinein bohrten, Kampf drinnen anstellten.

---

(70) *Wer diese Tafel zertrümmert oder ins Wasser wirft,* (71) *auch wenn ein solcher sie zu sehen bekommt, der nichts davon wissen, den man nichts davon hören lassen darf,* (72) *den mögen Aššur, Sin, Šamaš, Adad und Ištar, Bēl, Nabû, Nergal, Ištar von Nineve,* (73) *Ištar von Arbela, Ištar von Bīt-kidmuri,* (74) *die Götter Himmels und der Erden und die Götter des Landes Aššur insgesamt* (75) *mit einem unlösbaren widerwärtigen Fluche verfluchen, so daß er zeitlebens nicht Gnade findet,* (76) *seinen Namen, seinen Samen mögen sie aus dem Lande entfernen, sein Fleisch in eines Löwen*[1] *Maul legen!*

des babylonischen Schrifttums herrührt, so ist der Text selbst jedenfalls doch nur die Abschrift eines solchen aus viel älterer Zeit und bietet darum ein getreues Bild davon, wie in alter Zeit der Kult der Neujahrsfeier in Erech gestaltet war. Hier sind natürlich der Stadtgott von Erech, Anu, seine Gattin Antu und seine Tochter Ištar die Hauptgötter[2], um die sich alles dreht, während z. B. von Marduk-Bēl (außer etwa unter der Gestalt des Šulpaëa) in dem ganzen Texte überhaupt mit keinem Worte die Rede ist. Im übrigen aber

1) Doch wohl so, nicht etwa *kal-bi* „Hund" zu lesen.

2) Diese stehen auch noch in der Seleuzidenzeit an der Spitze des Pantheons in Uruk; vgl. die übersichtlichen Zusammenstellungen bei Schroeder, Das Pantheon der Stadt Uruk in der Seleuzidenzeit (SBAW 1916 Nr. XLIX).

gleicht die hier für Erech geschilderte Neujahrsfeier in ihren Einzelheiten so sehr der Form, wie wir sie für Babylon teils tatsächlich kennen, teils nach mittelbaren Angaben uns vorstellen müssen, daß man wohl nicht sehr viel fehlgehen wird, wenn man entsprechend dieser eingehenden Schilderung für Erech sich nun auch die Festfeier für Babylon in ihren noch nicht bekannten Einzelheiten ganz ähnlich verlaufend vorstellt. Desgleichen dürfen wir nunmehr eben auf Grund unseres vorliegenden Textes vielleicht auch aussprechen, daß die Neujahrsfeier, das große Mardukfest, in Babylon nicht so sehr einem entsprechenden früheren Enlilfest in Nippur, als vielmehr einem entsprechenden Anufeste in Erech nachgebildet sein wird.

Ich gebe nun zum besseren Verständnis des Textes zunächst wieder eine eingehendere Inhaltsangabe unter Hervorhebung der einzelnen sich gegeneinander abhebenden Kultakte dieses Festrituals und mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen einzelnen Kultstätten, an denen die Feier stattfindet, und lasse alsdann wieder eine vollständige Umschrift und Übersetzung des Ganzen folgen.

Der Anfang des Textes fehlt. Es handelt sich jedoch wohl nicht um eine allzu erhebliche Lücke. In dieser war auf Grund des Folgenden wohl berichtet, daß zu Beginn des Neujahrsfestes der König sich nach dem Eanna-Tempel zu Erech begibt. Denn, wo der Text mit Vs. I 1 ff. einsetzt, ist davon die Rede, daß jemand, und zwar wohl der König, die goldenen Götterembleme des Anu, der Antu, der Ištar vor den zu deren Kapellen[1] gehörigen Göttern und Göttinnen vorüberziehen läßt. Es ziehen alsdann Enlil, Ea, Adad, Sin, Šamaš, wie alle übrigen (zum engeren Gefolge Anus gehörigen) Götter, sowie deren Waffen, „Sonnen“ und Wagen, von ihren üblichen Standorten auf einem königlichen Prachtgefährt(?) nach der Anukapelle (*du(l)maḫḫu*) hinauf und richten sich daselbst auf Anu hin. Nunmehr — die Schilderung spricht auch weiterhin von den Götterbildern durchweg wie von

1) *du(l)maḫḫu* des Anu, *dū* der Antu, *Ubšukkinaku* der Ištar.

lebenden Wesen — treten Enlil und Ea in die Anukapelle, das „rechtmäßige, glänzende Throngemach(?)“ ein und setzen sich zur Rechten und Linken Anus nieder. Die übrigen Götter, Šulpaëa, Ninurta, Mišarru, Nusku, Ištar-LÀL und Nin-SAR+GUD, und andererseits Bunene, Girru, Zagaga, Nergal, Lugalgirra, Il-Amurrū, Azagsud, Šá, stellen sich dagegen in zwei Reihen, mit Sin bzw. Šamaš an der Spitze, zur Rechten und Linken des Tores der Anukapelle (*papaḫu*), an dessen rechter Seite auch Adad Platz genommen hat, auf. — I 13ff. berichtet nun weiter: Der König geht zur Kapelle (*papaḫu*) der Antu; die Göttinnen Bēlit-ilē, Šala, die „Töchter Anus“, A-a, Gula, Nin-ešgal, Ama-sig-nu-du, ...-nun-na, Ašrat und Šarrat-šamē[1] begeben sich von ihren üblichen Standorten weg auf einem königlichen Prachtgefährt(?) zu Antu. Antu selbst aber wird vom König, umgeben von Priestern aller Art, nachdem er ihre „Hände ergriffen“, in feierlichem Zuge nach der Kapelle (*du*(*l*)*maḫḫu*) Anus geleitet und setzt sich, das Gesicht nach Osten gerichtet, an ihrem Platz auf goldenem Sitze nieder. Die genannten Göttinnen ihres engeren Gefolges stellen sich, auf Antu hin gerichtet, auf. Die Priester fällen vor Antu ihre Entscheidungen. — I 23ff. Der König und der *ērib-bīti*[2]-Priester begeben sich nach dem Palaste Unugal.[3] Der *ērib-bīti*-Priester bringt „Handwasser“ für Ištar. Darauf wird Ištar in gleicher Weise wie vorher Antu auf einem Prachtgefährt(?) vom König, nachdem dieser „die Hände“ der Ištar und den in der Ištarkapelle befindlichen „Sitz“ Anus „ergriffen“ hat, umgeben von Priestern aller Art in feierlichem Zuge nach der Anukapelle (*du*(*l*)*maḫḫu*) überführt, desgleichen mit ihr die ihr zugehörigen Göttinnen Nanā, Ninsianna, Ninigizibarra, Iširtu, Ninmeurur, Bēlit(?)-Eturra, Šaggipadda, die „Töchter von Uruk“, die „Töchter von Eanna“, Ninsun und Šarrat-

---

1) Hiervon ist Bēlit-ilē die Frau Enlils, Šala die Frau Adads, A-a die Frau Šamašs, Gula die Frau Ninurtas, Ašrat die Frau Il-Amurrūs.

2) Geschr. *amel*TU-Ē; gemeint ist der Oberpriester des Tempels.

3) Anscheinend Name des Ištartempels in Erech.

parakki. In der Anukapelle angelangt [setzt sich] Ištar an ihrem Platze [auf goldenem Sitze nieder]. Hier folgt nun mit dem fehlenden oberen Teile von Kol. II eine größere Lücke im Text, worin zunächst jedenfalls noch berichtet gewesen sein wird, wie die genannten Göttinnen des engeren Gefolges der Ištar sich in der Anukapelle, auf Ištar hin gerichtet, aufstellten; desgleichen wohl auch wieder, wie ihre Priester vor ihr Entscheidungen fällten. — Vermutlich schloß sich nunmehr eine feierliche Kulthandlung an, die vor den sämtlichen von Anu, Antu und Ištar in der Anukapelle versammelten Göttern vorgenommen wurde. Sodann aber muß im folgenden wohl berichtet gewesen sein, wie diese Götter alle von der Anukapelle aus in feierlicher Prozession, vom König und den Priestern geleitet, samt ihren Emblemen, Waffen, Wagen usw. nach dem „Schicksalsgemache“ (*parak šīmāte*) gezogen sind, wie sich daselbst Anu, Antu und Ištar auf ihren Prunksitzen niederließen, desgleichen Enlil zur Rechten Anus und Ea zu seiner Linken, sowie Adad. An diese schlossen sich dann wieder rechts und links stehend die oben genannten Reihen mit Sin und Šamaš an der Spitze an. Denn wo der Text mit II 1 ff. wieder einsetzt, haben wir eben die Schilderung der Aufstellung dieser beiden Götterreihen vor uns. Es folgt weiter die Aufstellung des oben genannten Antu-Göttinnengefolges mit Bēlit-ilē an der Spitze hinter Antu, desgleichen des gleichfalls genannten Ištar-Göttinnengefolges mit Nanā an der Spitze hinter Ištar. Es folgen nun in der Aufstellung noch weitere, im bisherigen Text, wenigstens soweit er erhalten, noch nicht genannte Götter und Göttinnen, unter den ersteren z. B. die Siebengottheit, unter den letzteren z. B. Ningal, die Frau Sins, die sich neben und hinter den vorher genannten Gruppen aufstellen, desgleichen Priester, darunter die Schwertträger (*nāš-paṭri*) im Dienste der Ištar. Es folgt darauf wieder eine, jedoch nur kleinere vollständige Lücke von etwa 10 Zeilen[1],

1) Dies allerdings unter der Voraussetzung, daß die Tafel (was nach einer Mitteilung EBELINGS der Wölbung der Tafel nach das Wahr-

worin sich diese Schilderung der Aufstellung im Schicksalsgemache zunächst noch weiter fortgesetzt haben muß. Speziell scheint alsbald die Schilderung der Aufstellung der Götterembleme und des sonstigen Götterzubehörs begonnen zu haben.[1] Denn wo der Text mit III 1 ff. wieder einsetzt, befinden wir uns mitten in der Schilderung der Aufstellung von Götterwagen. Diese Götterwagen, die speziell als Kriegswagen auftreten (mit kriegerischer Mannschaft, [Bogen, Pfeilen und] Köchern), setzen sich zu einem Zuge mit dem Wagen Anus an der Spitze in Bewegung. Und zwar handelt es sich dabei wohl bereits um den Aufbruch aus dem Schicksalsgemache. Diesem Zuge schließen sich zunächst diejenigen Götter an, die vorher bei der Aufstellung an letzter Stelle genannt waren (die Siebengottheit usw.), sodann vor allem solche, die zum besonderen Gefolge des Anu gehören, wie Lugalgirra, Ninurta, Bunene, Zagaga, Šamaš und Adad, Nusku, Girru, Il-Amurrū, Azagsud und andere. Dazu auch Papsukkal. Ferner allerlei Arten von Priestern. Sodann noch rechts und links von den Beschwörungspriestern zwei Tempelangestellte, die in Gefäßen allerlei kostbare Kultgeräte heraustragen. Dahinter endlich der, nicht ausdrücklich genannte, Oberpriester, der „Handwasser" für Anu und Antu bringt[2] und damit den König und das Volk „berührt". Darauf „ergreifen" — merkwürdigerweise ohne daß anscheinend überhaupt eine weitere größere Kulthandlung im Schicksalsgemache vorgenommen worden wäre[3] — nachdem der König das gol-

---

scheinlichere ist) nur 2, nicht etwa 3 Kolumnen auf jeder Seite gehabt hätte. Im letzteren Falle würde es sich dagegen um eine große Lücke von über 2 Kolumnen handeln. Beachte dazu das weiterhin unten in Anm. 3 Bemerkte.

1) Doch beachte auch die vorhergehende Anm. 2) Oder: trägt.

3) Damit verhielte es sich allerdings anders, wenn, entgegen der in obiger Anm. mitgeteilten Ansicht EBELINGS und auch EHELOLFS, doch vielmehr volle 2 Kolumnen fehlen würden. Denn dann könnte in dieser großen Lücke natürlich eine ausführliche Beschreibung der Vorgänge im „Schicksalsgemache", nämlich der Schicksalsbestimmung durch die versammelten Götter unter dem Vorsitze des Götterkönigs Anu, ent-

dene Spendegefäß(?) vor Anu geführt hat, Papsukkal, Nusku, Šá und der König „die Hände" Anus und führen ihn aus dem Schicksalsgemache (*parak šīmate*) heraus. Bei dem sich nunmehr in Bewegung setzenden Zuge vom Schicksalsgemache weg, da Anu „zum zweitenmale aufbricht"[1], schließen sich zunächst wieder Enlil zur Rechten, Ea zur Linken Anus gehend an, während die übrigen Götter des Anugefolges, Šamaš, Adad, Ninurta, Nusku usw. sich ja bereits an der Spitze des Zuges befanden. Es folgen Antu, Ištar und Nanā, darauf die zu Antus Gefolge gehörigen Göttinnen. — Es folgt nun zunächst wieder, mit der fehlenden unteren Hälfte der III. Kolumne, eine größere Lücke im Text, worin jedenfalls vorerst noch etwas weiter der Götterzug vom Schicksalsgemache weg geschildert war. Sodann aber muß von dem Eintreffen des Zugs im Festhause (*bīt akītu*) die Rede gewesen sein. Denn, wo der Text mit Kol. IV 1 ff. wieder einsetzt, befinden wir uns bereits in diesem. Hier, im Festhause angelangt, wird Anu, nachdem der König wieder das goldene Spendegefäß (?) vor ihn geführt hat, von Papsukkal und dem König, die seine „Hände ergreifen", in die Kammer (*dū*) des Festhauses geleitet, wo er sich, sein Gesicht nach Osten gerichtet, auf einem Prunksitze (*baragallu*) niedersetzt. Enlil und Ea treten in die Kammer ein und setzen sich zu seiner Rechten und Linken, desgleichen Antu, Ištar und Nanā auf die Sitze hinter Anu, sowie auch Adad neben Enlil rechts von Anu. Darauf treten die Götter insgesamt ein und stellen sich in der Kammer des Festhauses vor Anu auf. Der, wiederum nicht ausdrücklich genannte, Oberpriester bringt „Handwasser" für Anu und Antu und „berührt" König und Volk damit. — Auch in dieser Kammer des Festhauses findet merk-

halten gewesen sein. Sachlich spricht vieles für diese letztere Annahme, da man nur ungern in diesem Texte eine solche Schilderung dessen vermissen würde, was gewiß auch in Erech gerade den Mittelpunkt der Neujahrsfestfeier bildete.

1) Unter dem „ersten Aufbruch" ist also der Zug von der Kapelle Anus zur Schicksalskammer zu verstehen.

würdigerweise sonst keine weitere Kulthandlung statt. Vielmehr führt der König alsbald wieder das goldene Spendegefäß (?) zu Anu und Antu, Papsukkal und der König „ergreifen die Hände“ Anus vom Prunksitze weg, d. h. sie führen ihn von diesem weg. — Darauf tritt Anu in seine Kapelle (*papaḫu*) ein und setzt sich daselbst nieder. Wir befinden uns damit also wieder in demselben Raum, worin die erste Götterversammlung stattgefunden hatte, ehe von da aus der Zug nach dem Schicksalsgemache angetreten wurde. Nach Anu treten Enlil und Ea in die Anukapelle ein und setzen sich zur Rechten und Linken Anus. Desgleichen nimmt Antu ihren Sitz in der Kapelle ein, sowie rechts und links von ihr Šala und die „Töchter-Anus“. Ebenso Ištar und rechts und links von ihr Nanā und Ninsianna. Endlich setzt sich Adad neben Enlil rechts von Anu, und Šamaš neben Ea links von Anu. — Nunmehr folgt eine eigenartige Handlung, bei der Papsukkal eine leitende Rolle spielt. Dieser tritt auf bzw. stellt sich an den *kuburrū* des Tores der Anukapelle. Darauf schließt man den goldenen Türverschluß (*tallu*)[1] des Anu(?) auf, und ebenso den des Enlil, Ea, der Antu und Ištar, des Adad und Šamaš. Sobald der Türverschluß wieder verriegelt(?)[2] ist, geht Papsukkal wieder vom Tore weg und setzt sich auf seinen Sitz. — Danach stellt sich [der Oberpriester] zur Seite (Anus) und spricht vor ihm ein „Handerhebungsgebet“ (šú-íl-lá, *niš qāti*), das mit den Worten „Großer Anu“ beginnt. Hier, wo vermutlich der Text gerade interessant geworden wäre, wird er lückenhaft und bricht bald ganz ab.

Ich lasse nun wieder Umschrift und Übersetzung des Textes folgen. Dabei gilt hinsichtlich freundlicher Beihilfe von seiten EHELOLFS und LANDSBERGERS dasselbe, was bereits zu dem unter Nr. 1 behandelten Texte bemerkt wurde.

---

1) Vgl. zu *tallu* zuletzt STRECK, Assurbanipal 290². 630 und dazu noch MEISSNER, OLZ 1916, 308. Meine Übersetzung durch „Türverschluß“ im Anschluß an WEISSBACH, Wâdi Brîsā zu Kol. IIa 9. Vgl. auch noch den oben unter Nr. 1 behandelten Text KTAR Nr. 143, Z. 20 und Z. 22.

2) So, falls *it-tal-du*, wie ich vermute, eine Metathesis für *ittadlu* darstellt.

(*Der vorhergehende Teil der Kolumne fehlt.*)

Kol. I (1) [. . . . . .]. (2) [. . . . *hurasu pa-ni* ^{d}*Anum a-na pa-ni*] ^{d}*Anum ù ilani ma-la ina du(l)mahhi ú-še-ti-eq* (3) [. . . .] *hurași pa-ni An-tum a-na pa-ni* ^{d}*Ištarate ša ina dē ú-še-ti-eq* (4) [. . . . *h*]*urāși pa-ni* ^{d}*Ištar a-na pa-ni ilani ma-la ina Ub-šú-ukkin-na-gi ú-še-ti-eq* (5) [^{d}*En-lil* ^{d}*E*]-*a* ^{d}*Adad* ^{d}*Sin* ^{d}*Šamaš ilāni kalama kakke šamšati* (6) [*ù*] *narkabāti* [*ult*]*u šub-ti-šu-nu ina ma-ak-ni*(!)-*tum ša na-mur-tum šarri ušatbu-nim-ma* (7) [*a-n*]*a du(l)mahhi ellu-ma a-na* ^{d}*A-num ittarrașu* ^{d}*En-lil errub-ma* (8) [.]. III KI *bara*(?)-*zi*(*d*)-*da a-na imitti* ^{d}*A-num ittašab*^{ab} ^{d}*E-a errub-ma* (9) [.]. III KI *bara*(?)-*azag-ga a-na šu-mēli* ^{d}*A-num ittašab*^{ab} ^{d}*Sin* ^{d}*Šul-pa-è-a* (10) [^{d}*Ninu*]*rta* ^{d}*Mi-šar-ri* ^{d}*Nusku* ^{d}*Ištar*-LÀL *ù* ^{d}*Nin*- SAR+GUD (11) [*ina i*]*mitti bāb pa-pa-ha ina idi* ^{d}*Adad izzazu*^{zu} ^{d}*Šamaš* ^{d}*Bu-ne-ne* (12) [^{d}]*Girru* ^{d}*Za-gá-gá* ^{d}*Nergal* ^{d}*Lugal-gìr-ra* ^{d}*Il-Amurrū* ^{d}*Azag-sud* (13) [*ù*] ^{d}*Šá ina šumeli bāb pa-pa-ha izzazu*^{zu} *šarru a-na pa-pa-ha An-tum illak-ma* (14) [*uš-*]*ken-ni* ^{d}*Be-lit-ilē* ^{d}*Šá-la* ^{d}*Mārāte*-^{d}*Anum* ^{d}*A-a* ^{d}*Gu-la* (15)[1] [^{d}*N*]*in-éš-gal* ^{d}*Ama-sig*[2]-*nu-dŭ* ^{d}*E*(?)-*gašan-ku-*^{lu}*nun-na* ^{d}*Áš-rat* (16) [*ù*] ^{d}*Šar-rat-šamē*^{e} *ultu šub-ti-ši-na ina ma-ak-ki-tum ša na-mur-tú šarri* (17) [*ušatbū*]-*nim-ma a-na An-tum ittar-rașa šarru ma-aq-qu-ú hurāși a-na An-tum* (18) [*i-r*]*id-di-e-ma qātā An-tum ina* ^{amel}*mašmašē* ^{amel}*kalē* ^{amel}*ramkē šid-di qitē*[3] (19) [*ù*] *ma-aq-qu*(!) *hurāși ișabbat*^{bat}-*am-ma An-tum illak*^{ak}-*ma ina man-za-zi-šu* (20) [*ina d*]*u*(*l*)*mahhi ina muh-hi šú-bat hurāși pa-ni-šu a-na șīt-Šamši ištakan*^{an}-*ma ittašab*^{ab} (21) [*Ištar*]*āte nap-har-ši-na a-na tar-și An-tum izzazi*^{zi} (22) [^{amel}*maš*]*mašē* ^{amel}*kalē ù* ^{amel}*ramkē ina pa-ni-šu i-par-ra-su* (23) [*šarru*] *ù* ^{amel}*ērib-bīti*[4] *a-na éš-gal-la Unu-gal illak*$^{ak\ pl.}$-*ma* (24) [^{amel}] *ērib-bīti me qātā a-na* ^{d}*Ištar inašši*^{ši}-*ma šarru ma-ak-ki-tum ša na-mur-tú* (25) [*a-n*]*a pa-ni* ^{d}*Ištar ișabbat*^{bat}-*ma qātā* ^{d}*Ištar ù šú-bat* ^{d}*Anum ša bīt pa-pa-ha* ^{d}*Istar* (26) [*ina* ^{amel}*maš*]*mašē* ^{amel}*kalē* ^{amel}*ramkē šid-di qitē*[3] *ù ma-aq-qu-ú hurāși* (27) [*ișabbat*^{ba}]^t-*am-ma* ^{d}*Na-na-a* ^{d}*Nin-sì-an-na* ^{d}*Nin-igi*^{II}-*zi-bar-ra* (28) [^{d}*I-ši*]*r-tum* ^{d}*Nin-*

---

1) Für [^{d}*Ba-ú*], das nach II 5 III 24 hier zu erwarten ist, ist wohl kaum Raum.

2) Geschr. PA.GAN. 3) Oder *iși*? 4) Geschr. ^{amel}TU.Ē.

(Der vorhergehende Teil der Kolumne fehlt.)

Kol. I (1) [. .] (2) [*das goldene . . . des Angesichts des Anu*] *läßt er* [*vor*] *Anu und den Göttern, soviel im „hehren Gemach", vorüberziehen,* (3) [*das*] *goldene* [. . .] *des Angesichts der Antu läßt er vor den Göttinnen, die im Gemache, vorüberziehen,* (4) [*das*] *goldene* [. . .] *des Angesichts der Ištar läßt er vor den Göttern, soviel in Ubšukkinna, vorüberziehen.* (5) [*Enlil, E*]*a, Adad, Sin, Šamaš, die Götter insgesamt, Waffen, Sonnen* (6) [*und*] *Wagen: von ihren Sitzen weg auf einem glänzenden Gefährt*(?) *des Königs läßt man sie aufbrechen und* (7) [*na*]*ch dem „hehren Gemache" ziehen sie hinauf, auf Anu hin richten sie sich. Enlil tritt ein und* (8) . . . . *im „rechtmäßigen Throngemach*(?)*" zur Rechten Anus setzt er sich. Ea tritt ein und* (9) . . . . *im „glänzenden Throngemach*(?)*" zur Linken Anus setzt er sich. Sin, Šul-pa-ë-a,* (10) [*Ninu*]*rta, Mišarru, Nusku, Ištar-*LÀL *und Nin-*SAR+GUD: (11) *zur Rechten am Tore der Kapelle zur Seite Adads stellen sie sich auf. Šamaš, Bunene,* (12) *Girru, Za-gá-gá, Nergal, Lugalgirra, Il-Amurrū, Azag-sud* (13) [*und*] *Šá: zur Linken am Tore der Kapelle stellen sie sich auf. — Der König geht in die Kapelle der Antu und* (14) [*be*]*tet an. Bēlit-ilē, Šala, die Töchter-Anus, A-a, Gula,* (15) *Nin-ešgal, Amá-sig-nu-du, Ē*(?)*-gašan-ku-*[lu]*nun-na, Ašrat* (16) *und Šarrat-šamē: von ihren Sitzen weg auf dem glänzenden Gefährt*(?) *des Königs* (17) [*läßt man sie aufbrechen*] *und auf Antu hin richten sie sich. Der König: das goldene Spendegefäß zu Antu* (18) [*f*]*ührt er und die Hände der Antu inmitten von Beschwörern, Sühne-, Spendepriestern, des* . . . . (19) [*und*] *des goldenen Spendegefäßes ergreift er; alsdann geht Antu dahin, darauf an ihrem Platze* (20) [*im*] *„hehren Gemache" auf dem goldenen Sitze richtet sie ihr Gesicht nach Sonnenaufgang und setzt sich dann.* (21) *Die* [*Gött*]*innen insgesamt stellen sich auf Antu hin gerichtet auf.* (22) *Die* [*Besch*]*wörer, die Reinigungs- und Spendepriester fällen vor ihr*(?) *ihre Entscheidungen. —* (23) [*Der König*] *und der Tempel-Priester gehen nach dem Palast Unugal.* (24) *Der Tempel-Priester bringt Handwasser für Ištar. Darauf der König: das glänzende Gefährt*(?) (25) [*v*]*or Ištar ergreift er, darauf die Hände der Ištar und den Sitz Anus in der Kapelle der Ištar* (26) [*inmitten von Besch*]*wörern, Reinigungs- und Spendepriestern, des . . . und des goldenen Spendegefäßes* (27) [*ergreif*]*t er; alsdann Nanā, Ninsianna, Ninigizibarra,* (28) [*Iši*]*rtu, Ninmeurur,*

me-ur-ur Bi(?)-lit-E-tùr-ra ^{d}Šàg-gi-pád-d[a] (29) *[^{d}Mārate]-Uruk ^{d}Mārāte-E-an-na ^{d}Nin-sun ù ^{d}Šar-rat-[parakki]* (30) *[ana ^{d}Ištar ittaraṣa(?)]^{ša}-nim-ma ^{d}Ištar a-na du(l)maḫḫi ella-ma ina man-za-zi-šu*

(Der vorhergehende Teil der Kolumne fehlt.)

Kol. II (1) *^{d}Sin ^{d}Š[ul-pa-è-a ^{d}Ninurta ^{d}Mi-šar-ri ^{d}Nusku ^{d}Ištar-*LÀL *u ^{d}Nin-*SAR+GUD*]* (2) *ina idi ^{d}Adad [izzazu ^{d}Šamaš ^{d}Bu-ne-ne ^{d}Girru ^{d}Za-gá-gá ^{d}Nergal]* (3) *^{d}Lugal-gìr-ra ^{d}Il-Am[urru ^{d}Azag-sud ù ^{d}Šá . . . . .]* (4) *ina idi ^{d}Ea izzazu^{zu} ^{d}Be-l[it]-ilê ^{d}Šá-la ^{d}[Mārāte-^{d}Anum ^{d}A-a]* (5) *^{d}Gula ^{d}Ba-ú ^{d}Nin-éš-gal ^{d}Ama-sig-nu-d[ŭ ^{d}E(?)-gašan-ku-^{lu}nun-na]* (6) *^{d}Áš-rat ù ^{d}Šar-rat-šame^{e} arki An-tum iz[zaza^{za} ^{d}Na-na-a ^{d}Nin-sì-an-na]* (7) *^{d}Nin-igi^{II}-zi-bar-ra ^{d}I-šir-t[um] ^{d}Ni[n]-me-u[r-ur Bi(?)-lit-E-tùr-ra]* (8) *ù ^{d}Šàg-gi-pád-da ^{d}Mārā[te-U]r[uk ^{d}Mārāte-E-an-na ^{d}Nin-sun]* (9) *ù ^{d}Šar-rat-parakki illak^{ak}-a-m[a arki ^{d}Ištar izzaza^{za} . . . . .]* (10) *illak^{ak}-ma a-na imitti ^{d}Na-na-a izzaz-za ^{d}[. . . .]* (11) *^{d}Lugal-màr-da ^{d}VII-bi ^{d}Igi-du ^{d}Mes-lam-t[a-ē'-a . . .]* (12) *^{d}Pa-sag-gá ù ^{d}Šú-bu-lá ina maḫ-ri pa-ni-šu[-nu a-na . . . -Šamši]* (13) *iš-šak-kan-nu-ma ittezizu$^{zi-zu-'}$ ^{d}Šeš-ka-su ^{d}[. . . .]* (14) *^{d}Nin-ur-bu ^{d}Nin-gal ^{d}Šilam-kúr-ra [. . . . .]* (15) *arki ^{d}Nin-sì-an-na izzaza^{za} ^{d}Sin(?) [. . . .]* (16) *ša bāb éš-maḫ ittezizu$^{zi\ zu}$ ^{d}.[. . . . . .]* (17) *bi-'-u(!) ša éš-maḫ ^{d}Ištar(?) [. . . . . .]* (18) *rak-su ^{amel}nāš-paṭri ^{d}I[štar(?) . . . . .]* (19) *ip-par-su a-na [. . . . .]* (20) *ša paḫa[ri(?) . . . .]* (21) *bāb [. . . . .]* (22) *. [. . . . .]*

(Es fehlen bis zum Schluß der Kolumne etwa 10 Zeilen.)

Kol. III (1) *arki-šu II . . [. . . . . .]* (2) *arki-šu IV .[. . . . .]* (3) *arki šu II ^{amel}mu- . [. . . . . .]* (4) *arki-šu ^{kakkab}narkabtu narkabat-su [. . . . . .]* (5) *arki-šu narkabat ^{d}Ninurta narka[bat . . . . .]* (6) *arki-šu narkabat ^{d}Šamaš ù narkabat [^{d}Adad . . . .]* (7) *an-na-a narkabāti ^{amel}ummāni^{ni} [. . . .]* (8) *iš-pat^{pl} ellēti ša ^{d}Anum ù An-tu[m . . . .]* (9) *it-ti narkabat ^{d}Anum illak$^{ak\ pl.}$ ark[i-šu . . . .]* (10) *ù ^{d}Lugal-màr-da arki-šu ^{d}VII-bi ^{d}Ig[i]-d[u . . . ^{d}Pa-sag-gá]* (11) *ù ^{d}Šú-bu-lá arki-šu ^{d}Lugal-gìr-ra ^{d}Mes-lam-t[a-ē'-a . . . .]*

Bēlit(?)-E-tur-ra, Šaggipadd[a], (29) *[die Töchter] von Uruk, die Töchter von E-anna, Ninsun und Šarrat-[parakki]* (30) *[sind auf Ištar geri]chtet(?): darauf geht Ištar nach dem „hehren Gemache" hinauf und an ihrem Platze [setzt sie sich nieder.]*

(Der vorhergehende Teil der Kolumne fehlt.)

Kol. II (1) *Sin, Š[ulpaëa, Ninurta, Mišarru, Nusku, Ištar-*LAL *und Nin-*SAR+GUD:] (2) *Zur Seite Adads [stellen sie sich auf, Šamaš, Bunene, Girru, Zagaga, Nergal,]* (3) *Lugalgirra, Il-Am[urrū, Azag-sud und Šá .....:]* (4) *Zur Seite Eas stellen sie sich auf. — Bēlit-ilē, Šala, [die Töchter-Anus, A-a,]* (5) *Gula, Bau, Nin-ešgal, Ama-sig-nu-d[u, E(?)-gašan-ku-*[lu]*nun-na,]* (6) *Ašrat und Šarrat-šamē: Hinter Antum ste[llen sie sich auf. — Nanā, Ninsianna,]* (7) *Nin-igizibarra, Iširtu, Ninmeu[rur Bēlit(?)-E-turra]* (8) *und Šaggipadda, die Töch[ter von Uruk, die Töchter von Eanna, Ninsun]* (9) *und Šarrat-parakki kommen un[d stellen sich hinter Ištar auf. — ....]* (10) *kommt und stellt sich zur Rechten der Nanā auf.* [Gott][...] (11) *Lugalmarda, die Siebengottheit, Igi-du, Meslamt[aëa ...]* 12] *Pasagga und Šubula: Davor ihr[e] Gesicht[er nach Sonnen- ....]* (13) *richten sie und stellen sich auf.* [Gott]*Šeš-ka-su,* [Gott][....], (14) *Nin-urbu, Ningal, Šilam-kurra,* [.....]: (15) *Hinter Ninsianna stellen sie sich auf. Sin(?)* [....] (16) *des Tores des „hehren Hauses" stellen sich auf.* [Gott][.....] (17) *Eingang des „hehren Hauses" der Ištar(?)* [......] (18) ... *Schwertträger der I[štar(?) .....]* (19) *werden gehemmt zu* [......] (20) *des Töpf[ers(?) ...]* (21) *Tor* [.....] (22) .[......]

(Es fehlen bis zum Schluß der Kolumne etwa 10 *Zeilen.)*

Kol. III (1) *Dahinter* 2 .. [......] (2) *Dahinter* 4 . [......] (3) *Dahinter* 2 ....*-Leute* [......] (4) *Dahinter das Wagengestirn, sein Wagen* [.....] (5) *Dahinter der Wagen des Ninurta, der Wagen [des .....]* (6) *Dahinter der Wagen des Šamaš und der Wagen [des Adad ...]* (7) *Diese(?) Wagen, die Krieger* [....] (8) *die glänzenden Köcher des Anu und der Antu* [....] (9) *mit dem Wagen Anus kommen sie. Dahin[ter ....]* (10) *und Lugalmarda. Dahinter die Siebengottheit, Igi-d[u, ... Pasagga]* (11) *und Šubula. Dahinter Lugalgirra, Meslamt[aëa, ...]* (12) *Ištar-*

(12) ^{d}Ištar-LÁL u ^{d}Nin-SAR+GUD ^{d}Maš-tab-ba ^{d}Tu-ma ..[ ] (13) arki-šu ^{d}Nimurta ^{d}Bu-ne-ne ù ^{d}Za-gá-gá arki-šu ^{d}Šamaš u ^{d}Ad[ad] (14) arki-šu ^{d}Pap-sukkal ^{d}Nusku ^{d}Girru ^{amel}ramke ù ^{amel}kalē (15) arki-šu ^{amel}enūti ^{d}Il-Amurru ^{d}Azag-sud ^{d}Asilal ù ^{amel}mašmaš[ē] (16) imna u šumēla sa ^{amel}mašmaše II ^{amel}mu-ban-nu-ú ^{giš}gìr za-gìn-na gar-ra BU[1] erini (17) ina ^{karpat}ḫuluppak ina pa-ni-šu ušēṣū-nim-ma arki-šu me qātā a-na ^{d}Anum (18) ù An-tum inašši^{ši} šarru ù nišē ú-lap-pat ^{d}Pap-sukkal (19) ^{d}Nusku ù ^{d}Šá a-na ^{d}A-num ittarraṣu-ma šarru ma-aq-qu-ú ḫurāṣi (20) a-na pa-ni ^{d}A-num i-rid-di-e-ma ^{d}Pap-sukkal ^{d}Nusku ^{d}Šá ù šarru (21) qātā ^{d}A-num ultu parak šīmāti iṣabbal$^{bat\ pl.}$-ma ^{d}En-líl ina imitti-šu ù ^{d}[E-a] (22) ina šumēli-šu illak$^{ak\ pl.}$-ma šanū^{u}-ta a-na na-mis-su arki-šu ^{d}[An-tum ^{d}Ištar] (23) ù ^{d}Na-na-a arki-šu ^{d}Nin-sì-an-na ^{d}Šá-la ù [^{d}Mārāte ^{d}Anum] (24) arki-šu ^{d}A-a ^{d}Gula ^{d}Ba-ú ù ^{d}Nin-éš-[gal] (25) arki-šu ^{d}Ama-sig-nu-dŭ ^{d}E(?)-gašan-ku-^{lù}nun-na ^{d}Áš-rat [ù ^{d}Šar-rat šamē^{e}]

(der folgende Teil der Kolumne fehlt.)

Kol. IV (1) [....]kakku(?)ša ^{d}A-num(!) ina muḫ-ḫi a-ra-am (2) [...]..-ú ilāni gab-bi(?) a-na pa-ni-šu itaraṣ^{aṣ} (3) [...] ^{iṣ}qa-ru-ú ir-rak-kas-ma (4) [... ša]rru ma-aq-qu-ú ḫurāṣi a-na pa-ni ^{d}A-num (5) [i-rid-di-e-ma ^{d}]Pap-sukkal ù šarru a-na ^{d}A-num ittaraṣ$^{aṣ\ pl.}$-ma (6) [qātā] ^{d}Anim iṣabbatu-ma a-na dē bīt á-ki-tum errub-ma ina muḫ-ḫi (7) [bár]a-gal ina dē bīt á-ki-tum pa-ni-šu ana ṣīt-Šamši ištakan^{an}-ma ittašab^{ab} (8) [^{d}E]n-líl ù ^{d}E-a errubu-ma imna šumēla ittašab^{ab} An-tum ^{d}Ištar (9) ù ^{d}Na-na-a ina muḫ-ḫi šú-bat^{pl} arki ^{d}Anum ittašab^{ab} ^{d}Adad ina idi (10) ^{d}En-líl ana imitti ^{d}Anum ittašab^{ab} ilāni nap-ḫar-šu-nu errubu-ma ina dē bīt a-ki-tum (11) ina pa-ni-šu izzazi$^{zi\ pl.}$ mē qātā a-na ^{d}Anum ù An-tum inašši-ma šarra u nišē (12) ú-lap-pat šarru ma-aq-qu-ú ḫurāṣi a-na ^{d}Anum u An-tum i-red-di-e-ma (13) ^{d}Pap-sukkal ù šarru qātā ^{d}A(!)-num ištu bara-gal iṣabbat$^{bat\ pl.}$-ma errub-ma ina pa-pa-ḫa-šu (14) [ittašab]^{ab} arki-šu ^{d}En-líl ù ^{d}E-a errubu-ma imna u šumēla ittašab^{ab} (15) [An]-tum errub-ma ina

1) Nach LANDSBERGER vielleicht im Hinblick auf šid-di iṣi (falls so statt qitē zu lesen) Kol. I 17. 26 als šiddu zu fassen.

LÁL *und Nin*-SAR+GUD, *Maštabba, Tuma* . .[. .] (13) *Dahinter Ninurta, Bunene und Zagaga. Dahinter Šamaš und Ad*[*ad.*] (14) *Dahinter Papsukkal, Nusku, Girru, Spende- und Sühnepriester.* (15) *Dahinter Hochpriester, Il-Amurrū, Azagsud, Asilal und Beschwörer.* (16) *Rechts und links von den Beschwörern* 2 . . . . .*-Leute einen Fußschemel*(?) *mit Lasurstein eingefaßt, ein* . . . *aus Zedernholz* (17) *in einem* . . . . . .*-Gefäß bringen sie vor ihm heraus. Darnach Handwasser für Anu* (18) *und Antu bringt er, den König und das Volk berührt er* (*damit*). *Papsukkal,* (19) *Nusku und Šá richten sich Anu zu; alsdann der König*: *das goldene Spendegefäß* (20) *führt er vor Anu: darauf Papsukkal, Nusku, Šá und der König*: (21) *die Hände Anus aus dem Schicksalsgemach heraus ergreifen sie; alsdann Enlil zu seiner Rechten,* [*Ea*] (22) *zu seiner Linken gehen sie, indem er zum zweiten Male aufbricht. Dahinter* [*Antu, Ištar*] (23) *und Nanā; dahinter Ninsianna, Šala und* [*die Töchter Anus;*] (24) *dahinter A-a, Gula, Bau und Nineš*[*gal;*] (25) *dahinter Ama-sig-nu-du, E*(?)*-gašan-ku-*[lu]*nun-na, Ašrat* [*und Šarrat-šamē*]

(*der folgende Teil der Kolumne fehlt.*)

Kol. IV (1) [. . . .] *Waffe*(?) *Anus darauf* . . . . . (2) [. . . .] . . . *die Götter alle*(?) *vor sich richtet er* (3) [. . . .] *Mast*(?) *wird gebunden, darauf* (4) [. . . . *der Kö*]*nig*: *das goldene Spendegefäß vor Anu* (5) [*führt er, darauf*] *Papsukkal und der König zu Anu richten sie sich, darauf* (6) [*die Hände*] *Anus ergreifen sie, darauf in die Kammer des Festhauses tritt er ein, darauf auf* (7) *dem Prunk*[*sitze*] *in der Kammer des Festhauses richtet er sein Gesicht nach Sonnenaufgang und setzt sich alsdann.* (8) *Enlil und Ea treten ein und setzen sich alsdann zur Rechten und zur Linken. Antu, Ištar* (9) *und Nanā setzen sich auf die Sitze hinter Anu. Adad, zur Seite* (10) *Enlils zur Rechten Anus setzt er sich. Die Götter insgesamt treten ein, alsdann in der Kammer des Festhauses* (11) *stellen sie sich vor ihm auf. Handwasser für Anu und Antu bringt er, alsdann den König und das Volk* (12) *berührt er* (*damit*). *Der König*: *das goldene Spendegefäß zu Anu und Antu führt er, darauf* (13) *Papsukkal und der König*: *die Hände Anus von dem Prunksitze weg ergreifen sie, darauf tritt er ein und in seiner Kapelle* (14) *setzt er sich alsdann. Darnach treten Enlil und Ea ein und setzen sich alsdann zur Rechten und zur Linken.* (15) [*An*]*tu tritt ein und setzt sich*

muḫ-ḫi šub-ti-šu ittašab[ab] *[d]Ši-la ù [d]Marate-[d]Anum* (16) [*ana*] *imitti u šumēli ša An-tum ittašab*[ab] *[d]Ištar errub-ma ina muḫ-ḫi šub-ti-šu ittašab*[ab] (17) [*[d]*] *Na-na-a ù [d]Nin-sì-an-na imna ù šumēla ša [d]Ištar ittašab*[ab] (18) [*[d]*] *Adad errub-ma ina idi [d]En-lil a-na imitti [d]A-num ittašab*[ab] (19) [*[d]*] *Šamaš errub-ma ina idi [d]E-a a-na šumēli [d]A-num ittašab*[ab] (20) [*[d]*] *Pap-sukkal ina ku-bur-ru-ú bābi pa-pa-ḫa izzaz-za [iṣ]tal-lu ḫurāṣi ša*(?) *[d]A-num*(?) (21) *ú-še-el-lu-ú ša [d]En-lil [d]Ea An-tum [d]Ištar [d]Adad u [d]Šamaš ki-min-ma* (22) [*k*]*i ša [iṣ]tal-lu it-tal-du [d]Pap-sukkal illak*[ak]*-ma ina muḫ-ḫi šub-ti-šu ittašab*[ab] (23) [.]. *ina* [*i*]*di izzaz-za-ma* An gal-e šú-íl-lá-kan *a-na [d]Anum inašši*[si] (24) [. . *illak*[ak]] [pl.]*-ma ina šub-ti-šu-nu ša dē ittašab*[ab] *[d]I-šum illak*[ak]*-ma* (25) [. . . *i-z*]*a-*[*m*]*ar*(?) *šarru a-na imitti ittašab*[ab] *[d]Meš-sag-Unug*[ki] *illak*[ak]*-ma* (26) [. . . . *š*]*a [d]Anum a-na šumēli ittašab*[ab] (27) [. . . *š*]*a [d]Anum ina pa-ni-šu-nu i-sal-li-'* (28) [. . . . *šu*]*-nu it-*[*t*]*a-*[*š*]*ab* . . . .

(*der folgende Teil der Kolumne fehlt.*)

3. Die Hemerologie für das Neujahrsfest in Babylon.

Bereits ZbN 149ff. habe ich eingehend ein Stück aus den eng zusammengehörigen Texten DT 15 (IV R 40 Nr. 1), im folgenden = A, DT 114 (= IV R 40 Nr. 2) = B_1, und DT 109 (CRAIG, Rel. Texts I 1 f. und HEHN, BA V 398—400) = B_2 behandelt, die in Form einer Hemerologie ein ausführliches Ritual für die einzelnen Tage des Neujahrsfestes im Nisan enthalten. Dazu ist unterdessen als weiteres Stück dieser Tafelserie der äußerst wichtige Text MNB 1848 (DHORME, Rev. d'Ass. VIII 41ff., Autographie von THUREAU-DANGIN) = C getreten. Mit Hülfe dieses letzteren Textes läßt sich, wie auch DHORME selbst bis zu einem gewissen Grade schon gesehen hat, ein großer Teil speziell des Rituals für den 4ten und namentlich den 5ten Nisan jetzt gewinnen. Leider ist gerade für die folgenden Tage (6ter bis 11ter Nisan), die gewiß besonders interessant wären, weil in sie die Höhepunkte der Neujahrsfeier fielen, bis jetzt noch nichts von dieser

alsdann auf ihren Sitz. Šala und die Töchter-Anus (16) *setzen sich [zur] Rechten und Linken der Antu. Ištar tritt ein und setzt sich alsdann auf ihren Sitz.* (17) *Nanā und Ninsianna setzen sich rechts und links von Ištar.* (18) *Adad tritt ein und setzt sich alsdann zur Seite Enlils zur Rechten Anus.* (19) *Šamaš tritt ein und setzt sich alsdann zur Seite Eas zur Linken Anus.* (20) *Papsukkal stellt sich an den ..... des Tores der Kapelle. Den goldenen Türverschluß des Anu* (?) (21) *schließt man auf, den des Enlil, Ea, der Antu, Ištar, des Adad und Šamaš desgleichen.* (22) *[So]bald der Türverschluß (wieder) verriegelt(?) ist, geht Papsukkal hin und setzt sich auf seinen Sitz.* (23) *[Der . .] stellt sich zur Seite, darauf erhebt er „Großer Anu" als Handerhebungs(gebet) zu Anu.* (24) *[Die .... komm]en und setzen sich alsdann auf ihren Sitz im Göttergemach. Išum kommt und* (25) *[.... si]ngt* (?). *Der König setzt sich zur Rechten. Meš-sag-Unug kommt und* (26) *[. . . .] Anus zur Linken setzt er sich.* (27) *[. . . .] Anus vor ihnen sprengt(?) er* (28) *[. . . ih]nen setzt er sich ....*

(der folgende Teil der Kolumne fehlt.)

Textserie zum Vorschein gekommen. Den ganzen bis jetzt zu erreichenden Text dieses Rituals hier mitzuteilen, muß ich mir versagen. Einmal liegt er ja für den größten Teil bereits in Umschrift und Übersetzung vor.[1] Sodann aber möchte ich auch Landsberger nicht zu sehr vorgreifen, der bereits vor mehreren Jahren eine ausführliche Behandlung dieser Textserie für die Fortsetzung seines „Kultischen Kalenders" druckfertig ausgearbeitet hatte und nur durch seine Teilnahme am Feldzug seit dem zweiten Kriegsjahre bisher an der Veröffentlichung verhindert worden ist. Doch empfiehlt es sich als Ergänzung zu dem in den Texten von Nr. 1 und Nr. 2 dieser Arbeit Enthaltenen wenigstens die Aufeinanderfolge der einzelnen Kulthandlungen für diese Nisantage an

1) A I 1—32; IV 1—29; B_1 I 1—17, IV Schluß bei Jensen, KB VI 2, 1 S. 28f. — A I 1—32; B_1 I 1—17; II 1—8; B_2 Vs. 1—26, Rs. 1—2 bei Hehn a. a. O. 375ff. — A IV 1—27 bei mir a. a. O. 149f. — C bei Dhorme a. a. O., allerdings mehrfach sehr der Verbesserung bedürftig.

der Hand dieser Hemerologie hier kurz vorzulegen. Dabei nehme ich dankbar einige sehr scharfsinnige Beobachtungen LANDSBERGERS[1] zu diesen Texten schon jetzt im voraus auf.

2ter **Nisan.** A I 1—4: Noch zur Nachtzeit steht der *urigallu* („Großbruder"), der Oberpriester Marduks, auf, und spricht, in ein besonderes Leinengewand gekleidet, vor Bēl-Marduk ein Huldigungsgebet, das im Wortlaut, anfangs sumerisch und akkadisch, weiterhin bloß akkadisch, mitgeteilt wird (A I 5—32). Das Gebet enthält einen Lobpreis Bēls und läuft aus in eine Bitte um Erbarmen für Babel, Esagil und die Einwohnerschaft Babels. — A I 33—35 enthält wahrscheinlich die Anweisung, daß während dieses Gebetes des *urigallu*-Priesters vor Bēl niemand von der Priesterschaft außer ihm allein im Allerheiligsten weilen darf. — A I 36—40[2] enthält die Angabe, daß nach diesem Gebet des *urigallu*-Priesters die Türen geöffnet werden, die *ērib-bīti*[3]-Priester eintreten und ihren ständigen Dienst vor Bēl und Bēlit verrichten. In gleicher Weise auch die *kalū*-Priester und die Gesangspriester. — Schluß von Kol. I und Anfang von Kol. II abgebrochen. — Wo der Text in II 6 wieder einsetzt: A II 6—13 Anweisungen für Kulthandlungen am Morgen des 2ten Nisan, die sich u. a. auf die „Königsmütze Anus" beziehen (die sich nach C II 25 zusammen mit der des Enlil im Mardukheiligtum befand), sodann auf ein dreimal zu sprechendes Gebet an Bēl, das wieder im Wortlaut, diesmal ausschließlich akkadisch, mitgeteilt wird (A II 14—39). Das Gebet stellt sich dar als ein Beschwörungsgebet gegen die „bösen Widersacher" und läuft wieder aus in eine Bitte für Babel und Ē-ud-ul. Der Schluß des Gebets fehlt. — Es folgt nunmehr wahrscheinlich eine große Lücke von über zwei Kolumnen mit je über 40 Zeilen, im ganzen also wohl minde-

---

1) Dazu gehört u. a. auch die für die Erkenntnis des Zusammenhangs wichtige Feststellung LANDSBERGERS, daß B_1 und B_2 nur Teile ein und desselben Tontafelexemplars sind.

2) Es entprechen A III 33—35; B_1 II 12—14; C II 18—23; III 34—37.

3) Geschr. *amel*TU.Ē.

stens 100 Zeilen, die sich mit dem weiteren Ritual für den 2ten Nisan befaßt haben müssen.

3ter **Nisan.** Wo der Text in der V.(?) Kolumne wieder einsetzt, folgt, nach der nur noch durch 1 Zeichen vertretenen letzten Zeile (A III 3) des Rituals für den 2ten Nisan, für den mit A III 4 beginnenden 3ten Nisan in A III 4—6 zunächst wieder ein entsprechender Passus wie A I 1—4, der sich auf das Aufstehen des *urigallu*-Priesters zur Nachtzeit und sein Sprechen eines Gebetes vor Bēl bezieht. Dieses Gebet (A III 7—32) wird wieder im Wortlaut mitgeteilt, anfangs anscheinend bloß sumerisch, weiterhin bloß akkadisch. Es läuft am Schlusse wieder in eine Bitte um Huld für Babel und Esagil aus. — Es folgt A III 33—[36] wieder ein entsprechender Passus wie A I 36—40 mit der Angabe, daß nach diesem Gebet des *urigallu*-Priesters die Türen des Bēl-Heiligtums geöffnet werden, die *ērib-bīti*-Priester eintreten und ihren Dienst vor Bēl und Bēlit verrichten, [desgleichen die *kalū*-Priester und die Gesangspriester]. — Lücke von unbestimmt wieviel Zeilen bis zum Schluß der Kolumne. — A IV 1—11 und 12—27 bringt nun in zwei Abschnitten den bereits von mir ZbN 149 und auch von Jensen, KB VI 2, 1, 28f. im Wortlaut vorgelegten Passus, der für den Vormittag des 3ten Nisan als Vorbereitung für eine Sühnehandlung am 6ten Nisan die Anfertigung von zwei mit Gold überzogenen, mit Edelsteinen besetzten und mit Tuch bekleideten Holzfiguren durch einen Holzschnitzer, einen Goldschmied, einen Steinschneider und einen Weber anordnet. Dabei wird die Beköstigung dieser Kunsthandwerker aus der Priesterküche des Bēltempels für die mehrtägige Zeit ihrer Arbeit an diesen Figuren festgesetzt. Auch wird das Aussehen dieser Figuren und ihrer Beigaben im einzelnen näher beschrieben und dann, bereits vorwegnehmend für den 6ten Nisan, die magische Vornahme mit diesen Figuren zum Zwecke einer symbolischen Sühnezeremonie geschildert. — Damit schließen, verhältnismäßig nur wenig umfangreich, die Kultvorschriften für den 3ten Nisan.

4ter **Nisan.** In den unmittelbar sich anschließenden Vorschriften für den 4ten Nisan bringt zunächst wieder B_1 I 1—5, entsprechend wie zu Beginn des 2ten und 3ten Nisan, die Angabe, daß der *urigallu*-Priester zu einer bestimmten Stunde der Nacht aufstehen, sich in Flußwasser waschen, in ein Leinengewand kleiden, und zunächst vor Bēl ein Gebet sprechen soll. Es folgt dieses Gebet B_1 I 6—18 und weiter, nach nur wenigen fehlenden Zeilen, B_2 I 1—11. Der Text des Gebets ist wieder in der ersten Hälfte sumerisch und akkadisch, in der zweiten bloß akkadisch. Dem Inhalt nach stellt das Gebet einen Lobpreis auf Bēl-Marduk als Götterkönig und Weltenherr dar, und geht — im Munde des *urigallu* — dann zuletzt wieder über in die Bitte um Gnade für Babel, Esagil und die Bewohner von Babel. — B_2 I 12 folgt die Zwischenzeile: „Von Bēl geht er (nämlich der *urigallu*-Priester) heraus und spricht dann zu Bēltija sein Gebet.“ Dieses Gebet ist in seinem, diesmal durchweg akkadischen, Wortlaut vollständig erhalten in B_2 I 13—26 und dessen unmittelbarer Fortsetzung in B_1 II 1—8, sowie (von B_2 I 21 ab) nochmals in dem Duplikat dazu C II 1—14. Es enthält einen Lobpreis auf Bēltija-Ṣarpanītu und ihre über alle anderen Göttinnen erhabene Größe, preist sie als Helferin gegen Feinde und allerlei Not, und bittet alsdann um gute Schicksalsbestimmung für den König und um Huld für die Bewohner Babels durch Eintreten für sie bei Marduk. Es folgt noch die Bitte um Huld für den betenden Oberpriester selbst. — Darauf, vollständig erhalten durch die sich gegenseitig ergänzenden Duplikate B_1 II 9—14 und C II 15—20, die Angabe, daß der Oberpriester nach dem „hehren Gemach“ (*du(l)maḫḫu*) hinausgeḫt, sein Gesicht nach Norden richtet und dreimal ein Huldigungsgebet für Esagil spricht. Alsdann noch in demselben Abschnitt wieder der A I 36—40 usw. entsprechende Passus über Öffnung der Türen, Eintreten der *ērib-bīti*-Priester, Verrichtung des ständigen Dienstes; desgleichen der *kalū*-Priester und Gesangspriester. — C II 21—26, für die beiden letzten Zeilen auch etwas ergänzt durch das hier einsetzende Duplikat

B_2 II 1—2, enthält die Weisung, daß bis zum Tagesende der *urigallu*-Priester von E-KU-a von Anfang bis zu Ende *Enuma eliš* d. i. das bekannte Weltschöpfungsepos vortragen solle[1], und daß während dieses Vortrags die Königsmütze Anus und der Sitz Enlils bedeckt bleiben sollten. — Damit schließen die auch für den 4ten Nisan verhältnismäßig nur kurzen Kultvorschriften.

5ter Nisan. Zunächst bringt C II 27—31 (und Dupl. B_2 II 3—6) wieder die gleiche Weisung wie an den früheren Tagen (A I 1—4 usw.), daß der *urigallu*-Priester zu einer bestimmten Stunde der Nacht aufstehen, in Tigris- und Euphratwasser, wie es hier heißt, sich waschen, vor Bēl eintreten, sich vor Bēl und Bēltija in ein Leinengewand kleiden und zu Bēl ein Gebet sprechen solle. Das Gebet selbst folgt im Wortlaut C II 32—III 16 (in den ersten 17 Zeilen auch vertreten durch das Duplikat B_2 II 7—23, das alsdann abbricht). In diesem in der ersten Hälfte sumerisch, in der zweiten gemischt akkadisch und sumerisch gehaltenen Gebete wird Bēl-Marduk unter den verschiedensten Namen, darunter insbesondere zahlreichen Gestirnnamen, mit der Bitte um Beruhigung angerufen. — Nach der Zwischenzeile C III 17 „zu Bēltija spricht er dieses Gebet" folgt C III 18—33 auch dieses Gebet an Bēltija im Wortlaut, in Form und Aufbau ähnlich dem vorhergehenden an Bēl-Marduk. Auch hier wird Ṣarpanītu vorwiegend unter Sternnamen gepriesen. — C III 34—37 bringt wieder die Angabe (vgl. zu A I 36—40), daß nach diesem Gebete die Türen geöffnet werden, die *ērib-bīti*-Priester insgesamt eintreten und ihren ständigen Dienst verrichten, desgleichen die *kalū*- und die Gesangspriester. — Es folgt nun C III 38—43 und, in unmittelbarer Fortsetzung, C IV 1—40 für den Vormittag des 5ten Nisan, nachdem das Morgenopfer für Bēl und Bēlit vollzogen ist, eine ausführliche Anweisung für kultische Reinigung (insbesondere mittels

---

1) Auch hier ist also die Rezitation des Enuma-eliš-Epos als ein Bestandteil der Neujahrsfestliturgie direkt urkundlich bezeugt, wie in dem Texte von Nr. 1 oben Z. 34; vgl. auch ebenda Z. 54.

Besprengungen, Anzünden von Räucherwerk und Verwendung der kupfernen Kesselpauke) der Kapelle (*papaḫu*) des Bêl und der Bêlit und anschließend der Kapelle des Nabû durch den Beschwörungspriester (*mašmašu*) im Auftrag des *urigallu*. Es wird hierbei ausdrücklich wiederholt (IV 1 f. 21 f.) hervorgehoben, daß während dieses Reinigungsaktes der *urigallu*-Priester selbst (um sich nicht zu verunreinigen) sich im Heiligtum nicht aufhalten darf, sondern im Hofe, außerhalb desselben, weilen muß. Bei der Reinigung des Nabû-Heiligtums tritt noch der bemerkenswerte Kultakt[1] hinzu, daß durch einen herbeigerufenen „Schwertträger" (*naš paṭri*) einem Schafbock der Kopf abgehauen wird, und daß dann vom Beschwörungspriester mit dem Rumpf des Schafbocks unter dem Hersagen von Tempelreinigungsbeschwörungen der Tempel „bestrichen" (*kuppuru*)[2] wird. Der Rumpf des Schafbocks wird darauf vom Beschwörungspriester zum Flusse hinausgebracht und in diesen geworfen, worauf der Beschwörungspriester nach der Steppe hinausgehen muß. Dasselbe geschieht durch den „Schwertträger" mit dem Kopf des Schafbocks, worauf auch der Schwertträger ebenso wie der Beschwörer nach der Steppe hinausgehen muß. Solange Nabû während der Festzeit in Babel weilt, dürfen beide nicht nach Babel hineinkommen, sondern müssen sich vom 5ten bis zum 12ten Nisan in der Steppe aufhalten. Im Anschluß an diese „Reinigung" der beiden Kapellen Marduks und Nabûs, die $1^1/_3$ Stunde in Anspruch genommen hatte, läßt der *urigallu*-Priester noch durch Kunsthandwerker mit einem „goldenen Himmel", den er aus dem Tempelschatze des Marduk herausgegeben hatte, die Nabû-

1) Dieser erinnert auffällig an den „Sündenbock" beim israelitischen „Versöhnungs"fest, das ja schon mehrfach, und wohl mit Recht, mit dem babylonischen Neujahrsfest in Zusammenhang gebracht worden ist.

2) Also derselbe technische Ausdruck wie beim „Versöhnungs"tag (*jôm hak-kippûrîm*), der in Wirklichkeit, wenigstens seiner ursprünglichen Bedeutung nach, ja gleichfalls die äußerlich rituelle Reinigung des Heiligtums zu seinem Hauptzwecke hatte (vgl. Siegfried in Guthes Kurz. Bibelwörterb. 181).

kapelle Ezida überziehen und stimmt dann gemeinsam mit den Kunsthandwerkern einen kurzen, im Wortlaut mitgeteilten Beschwörungshymnus an, worin verschiedene Götter, darunter an erster Stelle Marduk, zur Reinigung des Tempels und Vertreibung von jeglichem Bösen daraus angerufen werden. — Darauf verlassen die Kunsthandwerker die Kapelle (C IV 41). — Es folgt unmittelbar ein langes, gegen 70 Zeilen umfassendes Ritual (C V 1—44, dann, nach wenigen fehlenden Zeilen, B_1 V 1—7 und unmittelbar darauf B_2 VI 1—12), das Kulthandlungen des *urigallu*-Priesters für Marduk und Nabū, immer noch im Verlauf dieses 5ten Nisan, zum Inhalt hat. Er hat zunächst vor Marduk ein Opfer, aus Fleisch, Broten, Salz, Honig, Räucherwerk und Wein bestehend, zuzurüsten und ein kurzes, im Wortlaut gegebenes, Gebet zu Marduk zu sprechen, das um Huld für den König bittet, der „die Hände des Gottes ergreift." Nach diesem Gebet und nach Wegräumen des Opfers läßt der *urigallu* Kunsthandwerker desgleichen für Nabū ein Opfer hinstellen, das dann später auch wieder weggeräumt wird. Unterdessen kommt Nabū auf seinem Schiffe (aus Borsippa) an und gleichzeitig wird der König nach Esagil hineingeleitet, während andererseits die Kunsthandwerker das Heiligtum nunmehr verlassen. Es folgt nun eine besonders eigenartige Szene, wobei der König die Stellung eines Büßers einzunehmen hat. Sobald nämlich der König zur Kapelle Marduks gelangt ist, tritt der *urigallu*-Priester aus dieser heraus, nimmt dem König Szepter, Krummstab(?), Waffe, desgleichen seine Königsmütze ab, bringt diese Königsinsignien vor Bēl hinein und legt sie vor Bēl auf einem Sitze nieder. Sobald er dann wieder herausgetreten ist, schlägt er den König auf die Backe, führt ihn zu Bēl hinein, zieht ihn an den Ohren und läßt ihn am Boden niederknien und ein Bußgebet sprechen, das im (akkadischen) Wortlaut mitgeteilt wird. Der Inhalt des Gebets stellt eine Unschuldsversicherung des Königs dar („nicht war ich lässig gegen Deine Gottheit, nicht habe ich Babel zerstört, Esagil nicht vernichtet" usw.). Das Ritual geht alsdann über in

eine Ermahnung des Oberpriesters an den König, allen kultischen Verpflichtungen richtig nachzukommen, die Bel-Stadt Babel, das Bēl-Heiligtum Esagil und die Bēl-Schützlinge, die Bewohner Babels, gebührend in Obhut zu nehmen, um sich dadurch die Huld Bēls zu sichern. Nach diesen Ermahnungsworten gibt der Oberpriester dem König Szepter, Krummstab(?), Waffe, Königsmütze wieder zurück. (In einer, wie es scheint, als nachträglicher Zusatz zu den Worten „er schlägt den König auf die Backe" zu betrachtenden Bemerkung heißt es noch: „Wenn beim auf die Backe schlagen seine Tränen fließen, so ist Bēl gnädig; wenn seine Tränen nicht fließen, so zürnt Bēl, ein Feind wird sich erheben und ihn zu Falle bringen.") — Darnach folgt noch B_2 VI 13—25 eine vom *urigallu*-Priester und dem König gemeinschaftlich vorzunehmende, als Sühneritus zu denkende Verbrennungszeremonie, zu der anscheinend 40 drei Ellen lange unversehrte Rohre benutzt werden. Während der Verbrennung sprechen der König und der *urigallu*-Priester zu dem Feuergotte ein wieder in akkadischem Wortlaut angeführtes Gebet. Nach nur wenigen fehlenden Zeilen, die eben den Schluß dieses Gebets an den Feuergott enthalten haben müssen, liegt mit B_1 VI auch der Schluß dieser das Ritual des 4ten und 5ten Nisan enthaltenden Tafeln B und C vor. Allerdings scheint nach der sowohl auf B als auf C angegebenen Stichzeile auch die bis jetzt noch fehlende folgende Tafel gleichfalls zunächst noch vom Ritual des 5ten Nisan gehandelt zu haben — falls hier nicht in beiden Fällen der 5te Nisan auf einem Versehen für den 6ten Nisan beruht.

4. Die sieben Namen Marduks bei der Neujahrsprozession.

Der eigenartige Text KTAR Nr. 142, der allerlei Siebenheiten unter Göttern[1], Sternen, Dämonen, Heiligtümern[2], Kult-

1) So auch II 25 ff.: „7 große Götter beim Um[hergehen] des Zugs im Monat Nisan, am Tage des (Neujahrs)f[estes]" (*VII ilāni rabūti ina*

stätten aufführt, bringt an erster Stelle, Vs. 1—8, laut Unterschrift Z. 9 auch „7 Namen Marduks bei (seinem) Gehen und Zurückkehren“ (*VII šumāti ša Marduk ina alāki u tāri*). Es handelt sich dabei, wie die einzelnen Namen, Handlungen und Örtlichkeiten klar zeigen, um die feierliche Prozession Marduks am Neujahrsfest. Als die einzelnen Namen, die hierbei Marduk zukommen, und die einzelnen aufeinander folgenden Akte und Orte der Feier werden folgende aufgeführt:

1. „Im Kapellengemach“ (*ina bīt papaḫi*) trägt Marduk den Namen „Anšar des Himmels“ (*Anšar šamū*). Mit dem Kapellengemach ist gewiß Ē-ku-a, die Kapelle Marduks in Esagil gemeint.

2. und 3. Für diese beiden Punkte sind die Handlungen, Örtlichkeiten und Namen nicht ganz klar, zumal auch gerade hier der Text etwas zerstört ist. Die erste dieser beiden Handlungen ist jedenfalls *ina birit šiddi* „zwischen den *šiddu*'s“, wobei aber die Bedeutung von *šiddu*, das jedenfalls eine Kulthandlung bezeichnet, noch nicht sicher ist[1]; die zweite wohl das unmittelbar folgende *ina šubti*[2] *pa-an* [*k*]*akkab* [. . . .] „auf dem Sitze vor dem Stern [. . . .]“. Es folgt darauf: „Der Sitz, der heilige Ort, der Wohnsitz des Gottes . [. . . .]; die Stätte[3](?), wo der Gott Enbilulu sich niederläßt und

sa[*ḫāri*] *tāluku ša araḫ Nis*[*anni*] *ūm a*[*kīti*]), nämlich Anu, Enlil, Ea, Maḫ (A[ruru]), Ninurta, Gula, Ištar (Ištar-Bābili).

2) So werden u. a. II 11 ff. auch „7 Schicksalsgemächer“ (*VII parakkē* *d**šīmāti*) aufgeführt, nämlich in Nippur, in Babylon, in Borsippa, in Dēr, in Uruk, in Akkad, in Ḫursagkalama.

1) Vgl. den häufigen kultischen Ausdruck *šiddu šadādu* und dazu meine Bemerkungen zu Rit. Taf. Nr. 56, 10. In dem daselbst auch bereits erwähnten Text 82-3-23, 3 (s. für einige Zeilen Bezold, Cat. p. 1814) ist, nachdem vorher der Ausdruck *šiddi tašadad* gebraucht war, weiterhin ebenfalls von *ina bi-rit šid-di* die Rede. Vgl. ferner noch *šiddi qitē* KTAR Nr. 132 I 17. 25 (oben Nr. 2).

2) Statt mit *šubtu* könnte ki.ku bzw. ki.dúr auch mit dem daraus entstandenen Lehnwort *kiturru* umschrieben werden. Vgl. KTAR Nr. 146 Vs. 15b: *šarru ina muḫḫi* *iṣ* *ki-tu-ri uššab*.

3) Es liegt wohl das Zeichen gišgal für *manzazu* bzw. *gišgallu* vor.

[. . . .]" Demnach lautet der dritte Mardukname Enbilulu[1], während der vorhergehende zweite abgebrochen ist.

4. „Im Schicksalsgemach" (*ina parak* ^{d}*šīmāte*^{te}[2]) trägt Marduk den Namen Lugal-dí[m-me-i]r-[an]-ki-a „König der Götter Himmels und der Erden". Dieser Name ist ja auch anderweit bekannt als Bezeichnung für den Gott, der am Neujahrsfeste im Schicksalsgemache die Geschicke bestimmt. Vgl. Neb. II 54ff. und dazu meine Bemerkungen KAT^{3} 402.

5. „Auf der Straße" (*ina sūqi*) trägt Marduk den Namen Asari-lù-dug. Es handelt sich bei der „Straße" jedenfalls um die bekannte Prozessionsstraße *Ai-ībur-šābūm*.

6. „Auf dem Schiffswagen" (*ina rukūbi*[3]) trägt Marduk den Namen [Š]ul-ba-ab[4], bezw. [Š]ul-ba-u. Mit dem Schiffswagen ist natürlich das Schiff KU.A bei der Neujahrsprozession Marduks gemeint.

7. „Im Festhause" (*ina bīt akīti*) trägt Marduk den Namen „Gott des Gebetshauses" (*il* Ē-zúr[5] bezw. *il bīt-ikribi.*[6]) Auch diese Bezeichnung des *bīt akītu* als *bīt ikribi* ist ja aus Neb. IV 7 usw. bekannt.

---

1) Im selben Texte III 19 wird Enbilulu, auch sonst ja ein bekannter Name Marduks, als erster der 7 Adad's als *Adad ša Bābili* bezeichnet.

2) *šīmtu* mit dem Gottesdeterminativ, ebenso in II 15, findet sich auch anderwärts so, s. THUREAU-DANGIN zu Sargon, Huit. camp. 2.

3) So ist ^{giš}MÀ.Û nach SAI 2380 wohl am besten zu umschreiben.

4) Möglicherweise ist dazu zu vergleichen der hinter [En]bilulu erscheinende, auf bab-e-šul endigende Marduknamen in der wohl zu Tafel II der Götterliste An = (ilu) Anum gehörigen Liste mit Marduknamen Sm. 78 usw. CT 25, 46.

5) Vgl. zur Lesung zúr DELITZSCH, Sum. Gloss. 227, und beachte die Schreibung Ē-zúr-ra bei REISNER, Sum.-bab. Hymn. Nr. VIII S. 145, Vs. 4.

6) Daß Ē-zúr als *bīt ikribi* „Gebetshaus" und nicht, wie vielfach geschieht, als *bīt niqē* „Opferhaus" zu fassen ist, zeigt klar die akkadische Übersetzung durch *bīt ikribi* Nabonid-Stele IX 8, ebenso in dem oben unter Nr. 3 besprochenen Texte MNB 1848 Rücks. II 18.

5. Spuren von Mysterien am Mardukfeste?

Wir wissen bisher noch recht wenig Tatsächliches von Mysterien in Babylonien im engeren Sinne des Wortes, d. h. nicht bloß von „Geheimwissen“ im allgemeinen, als welches wohl alle Priesterweisheit mehr oder weniger in Babylonien gegolten hat, sondern in dem engeren Sinne von Mysterien, d. h. der Anteilnahme des Verehrers der Gottheit an deren mythischen Erlebnissen (δρώμενα), die ihm zum Unterpfand seines eigenen Erlebens werden, so insbesondere des Mitleidens („Sterbens“) und Mittriumphierens („Auferstehens“) mit der Gottheit. Und doch weist insbesondere im Ištar- und Tamūzkulte mancherlei darauf hin, daß auch innerhalb der babylonischen Religion solches Mysterienwesen im engeren Sinne des Wortes nicht fehlte. Ohne hier auf weiteres in dieser Hinsicht einzugehen[1], möchte ich mich nur, weil vielleicht für Mysterien am babylonischen Neujahrsfeste in Betracht kommend, mit einem Texte, KTAR Nr. 10 nebst Duplikat Nr. 11, befassen, auf den Ebeling[2] mich hingewiesen hat.

Der Text gibt sich zwar im allgemeinen als Dankgebet im Munde eines durch Marduk aus schwerem Leiden Erlösten. Doch finden sich im einzelnen darin so eigenartige Ausdrucksweisen und so merkwürdige symbolische Handlungen und Bezugnahmen auf eine Prozession durch die verschiedenen heiligen Stätten im Marduktempel Esagil, daß man in der Tat auf den Gedanken kommen könnte, es handle sich

---

1) Für die große Ähnlichkeit mancher Erscheinungen in den babylonischen Sühnriten mit solchen in griechischen und altchristlichen Mysterien vgl. Schrank, Babyl. Sühnriten (s. Register s. v. Mysterien).

2) Im Anschluß an meinen Nachweis, daß KTAR Nr. 143 (oben Nr. 1) den dramatischen Neujahrstexten nahestehe, warf dieser in einer Zuschrift vom 12. April 1917 mir gegenüber die Frage auf, ob nicht vielleicht auch KTAR Nr. 10 in diesen Kreis gehöre, da dieser Text offenbar eine Auferstehungsszene enthielte, deren Schauspiel in Esagila vor sich ginge. [Korrekturzusatz: Wie Landsberger sah, bildet KTAR Nr. 10 u. 11 vielmehr den Schluß zu dem babyl. „Hiob“-Texte *Ludlul bēl nīmeqi*! Darnach nun auch im folgenden allerlei zu ändern.]

um ein Kultlied für Mysten, die bei einer Prozessionsfeier an der Stätte des Mardukheiligtums Esagil, dem „Hause des Lebens“, wie es anderwärts genannt wird, mit Hilfe des Gottes dessen teilhaftig werden sollen, was auch der Gott selbst an seinem Feste erlebt hat.

Der im Anfang lückenhafte Text beginnt damit, daß der Gerettete die einzelnen Rettungstaten Marduks an sich aufzählt, so Z. 2: „er hat mich ergriffen“, Z. 4: „er hat mich lebendig gemacht“, Z. 7f.: „[Da mich der Widersacher zum Flusse] Hubur[1] wegschleppte, faßte mich [Marduk] bei der Hand“, Z. 9f. „[Da der Feind] mich schlug, erhöhte [Marduk] mein Haupt“, Z. 11f.: „Er hat zerschlagen die Faust meines Widersachers, zerschmettert hat seine Waffe Marduk.“ Nach einer Lücke im Texte ist von einem „Schmaus der Bewohner Babels“ (*kirēti mār Bābili*) die Rede, dessen Zubereitung nach den noch erhaltenen Spuren im vorhergehenden geschildert gewesen sein muß. Um was für einen Schmaus es sich aber hierbei wahrscheinlich handelte, nämlich um den Leichenschmaus für den (symbolisch) Begrabenen, legen die unmittelbar folgenden Worte des Textes nahe:

Seine Begräbniskammer[2] *hatte man gemacht, beim Schmause [saßen sie.]*
Da sahen die Babylonier, wie er[3] *[ihn] lebendig machte,*
alle insgesamt priesen (seine) Größe:
„Wer[4] *sprach davon, daß er seine Gottheit*[5] *schauen sollte,*
„in wessen Sinn kam es, daß er auf seiner Straße wandeln[6] *sollte?*
„Wer wenn nicht Marduk hat ihn vom Tode (wieder) zum Leben gebracht[7]*,*
„was für eine Göttin außer Erua hat ihm (wieder) seinen Odem geschenkt?

1) Der auf dem Weg zur Unterwelt zu überschreiten war.
2) Doch wohl *bīt ki-bi-ri-šú* zu lesen. 3) D. h. Marduk.
4) D. h. welcher andere Gott außer Marduk.
5) Doch wohl irgendwie *amār ilūtišu* gemeint.
6) Gemeint ist die Prozessionsstraße des Gottes.
7) Wörtlich: sein Totsein (wieder) lebendig gemacht (*mītūtašu uballiṭ*).

„Marduk vermag es, aus dem Grabe aufzuerwecken[1],
„Sarpanītu ist darauf bedacht, aus der Vernichtung zu erretten.“

Unmittelbar hierauf[2] ist nun von der erstmaligen Lebensverleihung durch Marduk bei der Menschenschöpfung am Anfang der Welt die Rede, möglicherweise aber auch in dem Sinne, daß es sich um eine symbolische Kulthandlung als Nachbildung jener ersten Menschenschöpfung handelt:

Als die Erde hingestellt war, die Himmel sich ausgebreitet hatten,
die Sonne erglänzte, Feuer aufleuchtete,
Wasser dahinfloß, der Wind wehte,
Da kniffen die (Dienerinnen) der Aruru ihre Stücke[3] *ab,*
die Verwalterin (?) des Lebensodems, (ihre) Schritte waren geöffnet.

Hier wird der Text wieder lückenhaft, und es ist nur noch zu erkennen, daß weiterhin zunächst wohl noch von dem Lebendigmachen (*bul*[*luṭu*]) von Lebewesen ([*napš*]*ātum*) durch Marduk die Rede ist. Wo der Text von neuem einsetzt, handelt es sich wieder um den Geretteten, der unter Gebet, Niederwerfen und Seufzen in den Tempel Esagil [eintritt]. In einem neuen Abschnitt rühmt nun der Gerettete wieder mit eigenen Worten, wie er, durch die verschiedenen Tore des Esagiltempels dahinschreitend, aus dem „Tode“ wieder zum „Leben“ zurückgekehrt ist:

[*Der ich hi*]*nabgestiegen war ins Grab, bin ich wiedergekehrt zum Tor der Leb*[*enden*],
[*im Tor*] *der Lebensfülle wurde ich mit Lebensfülle besch*[*enkt*],
[*im T*]*or des großen Schutzgeistes kam* [*mir*] *mein Schutzgeist wieder nahe,*
[*im*] *Tor des Wohlbehaltenseins erblickte ich Wohlbehaltensein,*
im Tor des Lebens wurde mir Leben zuteil,
im Tor des Sonnenaufgangs wurde ich unter die Lebenden gerechnet,

1) Wörtlich: lebendig zu machen (*bulluṭa*).

2) Der Abteilungsstrich zwischen Z. 14 und 15 steht wohl an falscher Stelle, er sollte wohl eine Zeile früher stehen.

3) Nämlich Stücke aus Tonerde; Einleitung zur Menschenschöpfung aus Tonerde, wie sie ähnlich auch am Schlusse des Atraḫasīs-Mythus erzählt wird.

im Tor der hellen Vorzeichen wurden meine Vorzeichen hell,
im Tor der Sündenlösung wurde mein Bann gelöst,
im Tor der Mundbefragung befragte mein Mund,
im Tor der Seufzerlösung wurde mein Seufzen gelöst,
im Tor der Wasserreinigung wurde ich mit Reinigungswasser besprengt,
im Tor des Wohlbehaltenseins wurde ich zur Seite Marduks erblickt,
im Tor der Fülleausschüttung war ich zu Füßen der Sarpanitu niedergelegt.[1]
In Gebet und Flehen seufzte ich vor ihnen,
gutes Räucherwerk legte ich vor ihnen nieder.

Die folgenden Zeilen bis zum Schluß des Textes enthalten noch weiterhin die Schilderung der Darbringung von Speis-, Tier- und Trankopfern von Seiten des Erlösten für die Schutzgötter von Esagil, und es folgt endlich noch eine (am Anfang abgebrochene) Zeile mit mir nicht ganz klarer Unterschrift zum Ganzen.

Verschiedene Texte.

Hier möchte ich wieder, wie früher am Schluß meiner ersten Abhandlung zum babylonischen Neujahrsfest, in Kürze auf eine Anzahl weiterer, zumeist gleichfalls erst neuerdings veröffentlichter Texte hinweisen, die für das babylonische Neujahrsfest mehr oder weniger noch in Betracht kommen.

a) Das Bruchstück KTAR Nr. 106 ist, wenn auch nicht unmittelbar Duplikat, so doch nahe verwandt mit dem Gebet an Marduk bei seinem Einzug in den Tempel Esagil am Neujahrsfest (IV R 18 Nr. 2 und WEISSBACH, Misc. Nr. 13; in Umschrift und Übersetzung bei JENSEN, KB VI 2, 1 S. 37 ff.) Rs. 57 ff.

b) KTAR Nr. 104, in Umschrift[2] und Übersetzung bei EBELING, Quellen z. Kenntn. d. bab. Rel. I (MVAG 1918, 1)

1) Doch wohl so (*annašik*), nicht etwa „küsse ich die Füße" (*annašiq*).

2) In EBELINGS Umschrift ist u. a. Z. 17 statt *zikaru*(?) *pal-ki i-da-at* zu lesen: *uš-pal-ki-i da-ad-*[*me*]; Z. 27 statt *pi-lik-šú* vielmehr *pe-taš-šú* („ihm zu öffnen"); Z. 22 statt *i-.-ni* wohl *i-*[*s*]*in-ni*; Z. 11 statt *pal-ti* wohl *bal-ti*.

S. 73f., enthält einen Hymnus auf Nabû, der in seinem letzten Teile in eine Schilderung des festlichen Auszugs Marduks übergeht, der also anscheinend ein Kultlied aus der Neujahrsfeier darstellt.

c) KTAR Nr. 125, ein sehr eigenartiges Textfragment, worin eine große Schar von Vögeln, und zwar als Zugehörige bestimmter Götter, handelnd auftreten. Da Marduk als Götterkönig in dem Texte die Hauptrolle zu spielen scheint, auch Gaga (Vs. 16, Rs. 8), ferner Kingu (Vs. 10) und Tiâmat (Vs. 19, Rs. 16) darin vorkommen, könnte man daran denken, daß es sich um eine Art Festspiel am Neujahrsfest handelte, bei dem der Weltschöpfungsmythus zugrunde läge.

d) Eine deutliche Bezugnahme auf die Neujahrsfeier in Babylon liegt auch vor in dem von Pinches, Proc. Soc. Bibl. Arch. 30 (1908), 80ff. unter dem Titel „The Legend of Merodach“ veröffentlichten neubabylonischen Text. Es wird hier in Kol. D gesagt: „Die Götter insgesamt, die Götter von [. . . .], von Borsippa, von Kutha, von Kiš, und die Götter sämtlicher Kultstädte, um „zu fassen die Hände“ des großen Herrn Marduk, kommen nach Babylon und ziehen mit ihm zum Fest(haus) (*akîtu*). Der König bringt vor ihnen eine Spende (*sirqu*) dar. Am 6ten (?)[1] Tage bei Hellwerden kommen Anu und Enlil aus Uruk und Nippur, um „zu fassen die Hände“ Bēls, nach Babylon, und ziehen mit ihm in Prozession nach dem Gebetshaus (*bît ikribi* bezw. Ē-zúr). Gleich(?) ihnen kommen auch alle großen Götter nach Babylon. Die Götter alle, die mit Bēl nach dem Gebetshause ziehen: einem König, dessen Heer versammelt(?) ist, gleicht es.“ — Im selben Texte ist eingangs davon die Rede, daß Marduk dem „Gefängnis“ sich naht, worinnen die „gefangenen Götter“ sich befinden — es handelt sich um das Totenreich — und im Anschluß daran von einer durch Nergal verkündeten Drohung

1) AŠ vielleicht mit dem Lautwert *seš* zu lesen (vgl. ziz als sumerische Lesung von AŠ), falls nicht vielmehr in AŠ eine Verlesung für die Ziffer VI vorliegt. Oder ist doch bei der Lesung *aššu* stehen zu bleiben?

Marduks gegenüber Enmešara, daß dessen sieben Kinder alsbald vernichtet werden sollen, auf welche Nachricht hin Enmešara in laute Wehklage ausbricht. Auch weiterhin handelt der leider dann zum großen Teil nur ganz verstümmelt erhaltene Text noch von Marduk und Enmešara.

Da der Schluß des Textes, wie oben dargelegt, nun aber in eine Schilderung des Neujahrsfestes in Babylon übergeht, so liegt es nahe, auch diesen mit Enmešara und seinen Kindern verknüpften mythischen Vorgang kultisch im Jahreslauf festgelegt zu denken, wobei dann auch noch allerhand astronomisch-astrologische Ausdeutungen hineinspielen werden.[1] Und in der Tat begegnen wir ja auch einem „Weinen im Monat Tebet für Enmešara" (*bikītum ša Tebēt ana* ^{d}*Enmešara*) ZA 6, 243, 36; desgleichen REISNER, Sum.-bab. Hymn. S. 146, 35 ([*an*]*a* ^{d}*Enmešara išakkan bikītum*) und ebenda 42 ([^{d}*E*]*nmešara ikkamū* ^{d}*Gula iškun bikītum*). So wird darum auch der Brüsseler kultische Text aus Warka (Nr. 175), über den ich ZA 32, 63 ff. ausführlich handle, worin von Enmešaras sieben Kindern eingehend die Rede ist, für eine bestimmte Kultfeier im Jahre berechnet sein. Zu beachten ist dabei namentlich auch, daß in diesem Brüsseler Text neben Enmešara ebenso Lugal-dul-azag eine besondere Rolle spielt, wie auch an der genannten Stelle ZA 6, 243, 36 unmittelbar vor der Feier für Enmešara eine solche für Lugal-dul-azag aufgeführt wird.[2]

e) In KING, Chronicles conc. Early Babyl. Kings finden sich mehrfach, insbesondere in dem „Religious Chronicle" Nr. 35968, Bezugnahmen auf das babylonische Neujahrsfest. Siehe dazu KING, Vol. I 195 ff.; 227 ff.

---

1) Für die *Kaimānu*-Frage kommt übrigens — gegen PINCHES a. a. O. und LANGDON, Hist. and Rel. Texts 36 — dieser Text in keiner Weise in Betracht, da, wie LANDSBERGER richtig gesehen hat, das angebliche wiederholte *kaimānu* in diesem Texte durchweg nur auf einer Verlesung von PINCHES für *šá* beruht

2) Beachte ferner auch noch das oben S. 9 Anm. 5 zu der Enlilhymne mulu ná-a e-lum mu-lu ná-a in IV R 23 Nr. 1 Bemerkte.

f) Über das bei den Grabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 1906/07 in Assur gefundene „Neujahrsfesthaus" (*bīt akīti*) Sanheribs berichtet, unter Beigabe von Abbildungen, ANDRAE in MDOG Nr. 33 (1907) S. 24ff.; dazu DELITZSCH, ebenda S. 34ff. Vgl. auch die Abb. 141 auf Blatt 53 vor S. 93 bei ANDRAE, Festungsbauten von Assur, Textband, und ebenda im Tafelband die Stadtpläne von Assur auf Taf. I und III mit Einzeichnung des Festhauses.

g) Endlich möchte ich hier, ohne mich auf die schwierigen topographischen Fragen betreffs der örtlichen Festsetzung der einzelnen Heiligtümer beim babylonischen Neujahrsfest, der „Schicksalskammer" (*parak šīmāte*) im Dul-azag und dem „Gebetshaus" (Ē-zúr bezw. *bīt ikribi*), auch „Festhaus" (*bīt akīti*) genannt, hier einzulassen, nur auf eine urkundliche keilschriftliche Grundrißdarstellung zur Topographie Babylons hinweisen, die, seit langer Zeit vorliegend, jedoch, soviel ich sehe, bisher nicht die nötige Beachtung erfahren hat, die aber wegen des darin eingezeichneten Araḫtu-Kanals auch für das babylonische Neujahrsfest eine gewisse Bedeutung hat. Denn am Araḫtu-Kanal entlang, eventuell vielleicht auch geradezu auf diesem selbst, bewegte sich ja die feierliche Prozession mit dem „Schiffswagen" bezw. dem Schiffe Marduks am Neujahrsfeste.[1] Es handelt sich um die im Berliner Museum befindlichen Tontafelfragmente, die seinerzeit BORCHARDT unter dem Titel „Ein babylonisches Grundrißfragment" veröffentlicht hat (SBAW 1888 V S. 129ff.). Der Herausgeber mußte damals von einer näheren Bestimmung des Ortes, auf den sich dieses Grundrißfragment bezieht, ganz absehen, da ihm über die keilschriftlichen Beischriften, die sich außer den Ziffern der Maßangaben auf den Fragmenten noch finden, von WINCKLER damals kein sicherer Aufschluß gegeben werden konnte. Indessen sind die Beischriften des kleineren wahrscheinlich einst die linke obere

1) S. dafür insbesondere die Wâdi-Brîsā-Inschrift Nebukadnezars A V 19ff. = B IIIa, 1ff. (WEISSBACH, Wâdi Brîsā S. 18; LANGDON, Neubab. Königsinschr. S. 156).

Ecke bildenden Fragments bei näherem Zusehen ja ziemlich einfach zu lesen und zu deuten. Und zwar steht in der oberen „Mauer“ deutlich[1] *nar A-ra-a[ḫ]-tum* „Kanal Araḫtu“, so daß also keine Mauer, sondern vielmehr eben dieser Kanal[2] vorliegt. Es handelt sich demnach bei diesem Grundrißfragment jedenfalls um den Grundriß einer Gebäulichkeit in Babylon und zwar einer in der Nähe des Araḫtu-Kanals, d. h. also, da wir es bei der komplizierten Anlage doch wohl sicher mit einem Palast zu tun haben, wohl um einen Teil des großen Palastes Nebukadnezars bzw. des Palastes eines früheren Königs an derselben Stelle. Die Gruppe links, AN.ZA.KAR, ist natürlich nicht, wie Winckler damals wollte, als „Gott *Za-ḳar*“, sondern vielmehr als *dimtu* „Pfeiler“ aufzufassen. In der unteren „Mauer“ ist die darin stehende Gruppe E *šarri* doch wohl als *iqu šarri* „Wassergraben des Königs“ zu deuten, so daß es sich also auch hier nicht um eine Mauer, sondern um einen Kanal[3] handeln würde. Ferner ist der zwischen den beiden „Mauern“ oder Kanälen befindliche, sich nach links zu verbreiternde Raum keine „Straße“, wie Borchardt meinte, vielmehr gemäß der darin stehenden Beischrift *eqil bītā*[4]*-nu* „Feld des Palastes“ ein zu dem Palastkomplex gehörendes freies Stück Feld.

---

1) So namentlich auf dem Original selbst und auf der vom Berliner Museum ausgegebenen Photographie klar zu sehen, aber selbst in der Wiedergabe bei Borchardt noch ziemlich deutlich zu erkennen.

2) Ähnlich wird der Euphrat und ein Kanal gezeichnet auf dem Plan von Sippar CT 22, 49: 50644. Der ebenda veröffentlichte Plan 73319 bietet übrigens nicht, wie King in der Einleitung annimmt, einen Plan von Babylon, speziell von Esagil und von der Prozessionsstraße Ai-ībur-šābū, vielmehr, da ja *bīt* *d En-lil* beigeschrieben ist, eher einen solchen von Nippur und dessen Haupttempel.

3) Aber gewiß nicht um den bekannten „Königskanal“.

4) Das Zeichen als *bīt*, nicht als *ú*, aufzufassen, läßt sehr wohl der gemischt assyrische und babylonische Stil der Schrift in diesen Beischriften zu. Dieser Schrifttypus scheint übrigens in etwas ältere Zeit, als die neubabylonische, zu weisen, etwa in die Sargonidenzeit. So ja auch bereits Winckler a. a. O.

Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
70. Band. 1918. 6. Heft

Karl Brugmann

Verschiedenheiten der Satzgestaltung nach Maßgabe der seelischen Grundfunktionen in den indogermanischen Sprachen

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1918

Vorgetragen für die Berichte am 7. Dezember 1918.
Das Manuskript eingeliefert am 11. Dezember 1918.
Druckfertig erklärt am 28. Januar 1919.

I.

Die Frage, was Satzlehre sei und wie sie vom Standpunkt sprachgeschichtlicher Betrachtung aus am zweckmäßigsten darzustellen sei, ist seit einem halben Jahrhundert, namentlich seit W. SCHERER'S Aufsatz "Schriften zur deutschen Grammatik III", Ztschr. f. d. österr. Gymn. 29 (1878) S. 109 ff., nicht von der Tagesordnung verschwunden. Sie hier von neuem aufzurollen und zu den verschiedenen geäußerten Ansichten Stellung zu nehmen, ist nicht meine Absicht. Nur habe ich, damit die nachfolgenden Ausführungen nicht mißverstanden werden, das folgende dazu zu bemerken.

Die bis jetzt angestellten Erörterungen über die beste Art der Behandlung des Satzes gehen im wesentlichen von dem formalen und dem logischen Verhältnis der Teile des Gesprochenen aus, die Darstellung der Syntax, der Syntax éiner Sprache oder einer Sprachengruppe, soll, um einen Ausdruck von BEHAGHEL (Synt. des Heliand p. VIII) zu gebrauchen, die Glieder der Rede an der Arbeit zeigen, den Zusammenhang aufweisen, in welchen sie sich einfügen. Das betrifft alles die Form der Sätze. Nun verkennt aber niemand, daß die Form des Satzes sehr häufig nicht dem entspricht, nicht das widerspiegelt, was beim Sprechenden der Grundtrieb für seine sprachliche Äußerung gewesen ist. Ich will z. B., daß einer mit mir gehe, kleide meine Aufforderung an ihn aber in die Form des Fragens: *du kommst doch mit?* oder *kommst du nicht mit?*. Es ergibt sich somit die Frage an die wissenschaftliche Grammatik, speziell an die mit der Psychologie Hand in Hand gehende Satzlehre: welche Mittel der Satzgestaltung stehen oder standen einer Sprache zu Gebote, um die mannigfaltigen seelischen Grundfunktionen, die zum Sprechen drängen, zum Ausdruck zu bringen?

Das Seelenleben des Menschen in seinem schwer übersehbaren Reichtum an Empfindungen und Vorstellungen strebt ja in sehr verschiedenen, die Unterschiede der seelischen Antriebe so gut als möglich ausdrückenden Satzgestaltungen sich verständlich darzustellen. Durch die Sprache äußert der Mensch Lust- und Unlustempfindungen, Wünsche, Bitten, Befehle, Beschwerden, er weist Vorstellungen und Ansinnen ab, warnt, droht, verwünscht, bekundet Zweifel, tut Fragen und beantwortet Fragen, stellt Behauptungen auf, urteilt über Vorgänge, Gegenstände und Personen u. dgl. mehr, und das alles, jedes in seiner seelischen Eigenart, ringt nach möglichst unmißverständlicher Darstellung durch die Form des Satzes. Wie verhält sich da entwicklungsgeschichtlich die jeweilige Satzform zu der psychischen Grundstimmung, aus der sie hervorgegangen ist?

Rücksicht genommen wird in der wissenschaftlichen Grammatik auch auf diese Seite der Satzgeschichte, aber in unsern Satzlehren, wie sie nach äußeren, formalistischen Beziehungen der Teile der Rede aufgebaut sind, doch nur nebenher, bei gerade gegebener Gelegenheit, und nicht so, daß man alles, was zu einem Satz als dem üblich gewordenen Ausdrucksmittel einer bestimmten seelischen Grundfunktion gehört, beisammenhat und überschaut. Was z. B. einen Satz charakterisiert, der einer Wunschregung entspringt, findet sich zerstreut in der Moduslehre, der Lehre vom Verbum infinitum, der Lehre von den Partikeln, Interjektionen, Konjunktionen, der Lehre von der Wortstellung und noch sonstwo. Am häufigsten noch wird in unsern Grammatiken dafür gesorgt, daß man in éinem überschauen kann, was zum Ausdruck einer Frage gehört. Doch muß auch hier immer noch dieses oder jenes zur Vervollständigung aus andern Kapiteln der Syntax, z. B. bei uns Deutschen aus dem über die Wortstellung, herbeigeholt werden. Manches aber, was für die Bestimmung der zu Grunde liegenden Seelenstimmung wichtig ist, bleibt darum überhaupt unberührt, weil die Form, in der sich die betreffende seelische Stimmung ausdrückt, im allgemeinen

dieselbe ist, die auch für andere Seelenregungen gilt, und die etwaige Besonderheit der Satzbetonung nicht in Betracht gezogen wird, z. B. die energische Versicherung einer Tatsache im Kleid der Frage, wie *bin ich etwa dein sklave?*, *wer kann wissen, wann er sterben wird?*.

Die mannigfaltigen seelischen Grundmotive des Sprechens haben von allem Anfang an die Satzgestaltung nicht nur beeinflußt, sondern die Verschiedenartigkeit der Satzformen beruht letzten Endes ganz auf ihnen. Müßte man also nicht erwarten, daß die entwicklungsgeschichtlich vorgehenden Grammatiker das Haupteinteilungsprinzip für die Satzlehre gerade von hier genommen hätten und nähmen? Aber wer tut das?

In der Theorie ist selbstverständlich längst zugegeben, daß die Satzarten auch von dieser Seite her sich betrachten und darstellen lassen, wie auch öfters schon in der Sprachwissenschaft von ihren geschichtlichen Wechselbeziehungen die Rede gewesen ist. S. z. B. TH. IMME Die Fragesätze nach psychologischen Gesichtspunkten eingeteilt und erläutert I (Cleve 1879) S. 8f., W. WUNDT Völkerpsych. 1², 2, 254ff. (der 'Ausrufungs-', 'Aussage-' und 'Fragesätze' unterscheidet und S. 262f. auch den Wechselbeziehungen einen kurzen besonderen Abschnitt gewidmet hat) oder RICH. M. MEYER Germ.-roman. Monatsschr. 1913 S. 644 (der die Syntax einteilt in 1) die Lehre von den Satzformen, d. h. äußere Einteilung der Sätze, und 2) die Lehre von den Satzarten, d. h. innere Einteilung der Sätze, mit Unterscheidung von 'Aussagesätzen', 'Fragesätzen' und 'Heischesätzen'). In der Praxis dagegen, d. h. in der Darstellung der Geschichte einer bestimmten Sprache, merkt man, wie gesagt, von dieser Betrachtungsweise der Satzarten wenig. Die meisten Grammatiken geben überhaupt nichts Zusammenhängendes über diese entwicklungsgeschichtliche Seite des Satzes. Und wo sie etwas darüber bringen, bleibt es doch nur bei Andeutungen, wie z. B. bei SCHMALZ in seiner Lateinischen Syntax[4] S. 331f. 467 oder in BEHAGHEL's Heliandsyntax S. 237.

2.

Woher diese Vernachlässigung — so wird man es nennen dürfen — kommt, ist nicht schwer zu sehen. Der Ursachen sind mehrere. Insbesondere kommen zwei Schwierigkeiten in Betracht, die sich der Forschung, noch mehr aber der Darstellung auf Schritt und Tritt entgegenstellen.

1) Die seelischen Regungen, die Stimmungen und Gefühle, die zu sprachlichen Äußerungen treiben, sind so mannigfaltig und oft in sich so kompliziert, daß daraufhin eine sachgemäße und zweckentsprechende Einteilung der Satzarten, auch wenn man sich auf Berücksichtigung der in den Sprachen konventionell gewordenen Ausdrucksweisen beschränken will, sehr schwer zu erzielen ist. Ein Satz ist ja oft nicht Ausdruck eines einfachen Gefühls- oder Vorstellungsverlaufs, sondern Ergebnis eines mehr oder weniger verflochtenen psychischen Prozesses.

Hierauf hat von den Sprachforschern am nachdrücklichsten G. von der Gabelentz hingewiesen in dem Buch Die Sprachwissenschaft S. 315. Nachdem er eine Klassifizierung der Satzarten nach Maßgabe der psychischen Antriebe versucht hat, sagt er, man befinde sich hier mitten drinnen in dem üppigen Gewirre psychologischer Möglichkeiten. „Wir müssen darauf gefaßt sein, jetzt die eine oder andere mitteilende Redeweise in ausrufendem Sinne, jetzt diese oder jene Art des Ausrufes statt der Mitteilung, der Frage oder des Befehles angewandt zu sehen. Es ist denkbar, daß im Leben einer Sprache die ausrufenden Redeformen die mitteilenden geradezu verdrängen, ersetzen, und so mag in vielen Fällen die Kunst der Klassifikation überhaupt versagen, weil der seelische Tatbestand nicht festzustellen ist, vielleicht weil er an sich ein unsicherer, gemischter war“.

2) Die in Rede stehende Aufgabe kann am ehesten bei lebenden Sprachen gelöst werden. Am leichtesten natürlich so, daß der Forscher sein eigenes Sprechen beobachtet. Des Sprachgenossen Rede, die an sein Ohr kommt, muß er inbezug auf die ihr zu Grunde liegenden Impulse immer erst

interpretieren, und dabei muß er den Maßstab zum Verständnis von seinem eignen Empfinden nehmen. Er läuft aber häufig Gefahr, falsch zu interpretieren, weil so manche Satzgestaltung, die auf einer Umformung der dem Grundtrieb entsprechenden Satzgestaltung beruht, in dem Maß konventionell geworden ist, daß die wahre Seelenstimmung des Sprechenden nicht zu erkennen ist.

Ist man nun auf geschriebene Rede, also nicht auf die Sprache selbst, sondern ihr in so vielen Hinsichten so dürftiges Abbild angewiesen, so häufen sich die Schwierigkeiten. Man entbehrt hier der wichtigsten Hilfsmittel zu sicherer Interpretation, der Hilfsmittel, die dem lebende Sprache Vernehmenden in den meisten Fällen, die Zweifel aufkommen lassen können, das Richtige ohne weiteres an die Hand geben: es fehlt die Gesprächssituation, die lebendige Anschauung dessen, worüber gesprochen wird, es fehlen die die Rede begleitenden und sie erläuternden Gebärden, und in der Regel ist auch ganz unbekannt die Satzbetonung mit ihrer aus den Grundstimmungen fließenden und diese widerspiegelnden und erläuternden Mannigfaltigkeit. Wo der Erforscher des lebendigen Wortes auf Grund dieser Beihilfen den psychischen Hintergrund sofort klar erfaßt, steht ihm der auf das Schriftbild Angewiesene etwa ebenso benachteiligt gegenüber, wie jemand, der auf Grund von Bildern und Plänen den Verlauf einer Schlacht erzählen soll, zu dem steht, der den Kampf selbst aus der Nähe von einem den Überblick gut ermöglichenden Standort aus angeschaut hat.

3.

Sind nun die in § 2 angedeuteten Schwierigkeiten so groß, daß die entwicklungsgeschichtliche Sprachwissenschaft darauf verzichten muß, ein ins einzelne ausgeführtes Bild von der Geschichte der Satzarten nach Maßgabe der psychischen Grundfunktionen zu entwerfen?

Mit dieser Frage hat sich von der Gabelentz a. a. O. S. 308 ff. eingehend beschäftigt. Seinem theoretisch ange-

stellten Versuch, die Satzgestaltungen unter jenem Gesichtspunkt zu klassifizieren, spricht er selber die praktische Verwertbarkeit ab, er hält es nicht für angängig, hiernach die Satzlehre irgend einer Sprache darzustellen, und er schließt das ganze Kapitel mit der Bemerkung: „Fruchtlos aber war die Untersuchung, wenn anders sie gelungen, darum doch nicht. Sie hat zur Entwicklung einer Reihe von Begriffen geführt, mit denen die Sprachwissenschaft fort und fort hantieren muß".

Auch PAUL Prinz.[4] 133 Fußn. 1 lehnt es ausdrücklich ab, daß die psychischen Grundstimmungen einen Einteilungsgrund für die Satzarten abgeben könnten.

Ganz so ungünstig liegen nun meiner Ansicht nach die Verhältnisse doch nicht, daß gänzlicher Verzicht am Platz wäre. Man darf nur nicht die seelischen Grundfunktionen zunächst in abstracto ohne Rücksicht auf tatsächlich vorliegenden sprachlichen Ausdruck klassifizieren wollen, um dann nach einem so gewonnenen Schema die sprachlichen Erscheinungen einzuteilen und ihre geschichtliche Entwicklung zu verfolgen. Vielmehr hat man zuzusehen, was die Sprache selbst in der Vielheit ihrer Ausdrucksmittel an die Hand gibt für eine psychologische Einteilung der Satzarten, und dies als Anhaltspunkte zu benutzen, um zu einer Gliederung des ganzen Stoffs zu kommen. Für eine ganze Reihe von einfacheren und komplizierten seelischen Antrieben zum Sprechen, auch für feinere Nüancen, zeigen unsere idg. Sprachen teils von uridg. teils von jüngerer Zeit her bestimmte mehr oder weniger konventionell gewordene satzbildende Ausdrucksweisen, von denen wir annehmen dürfen, daß sie seit der Zeit, in der sie in unseren Gesichtskreis treten, gerade diesen und keinen andern grundfunktionellen Bedeutungsgehalt gehabt haben, z. B. die sogen. Imperativformen. Andere Formen zeigen seit ältester Zeit zwar psychologisch mehrseitigen Gebrauch, z. B. der Optativus als Wunschmodus und als sogen. Potentialis; aber wir vermögen dann solche Sinnesverschiedenheiten meistens doch auf weite Strecken hin mehr oder minder deutlich auseinanderzuhalten.

Berücksichtigen wir solche durch die Sprache selbst an die Hand gegebenen Tatsachen, so ist zwar zu keinem psychologisch in sich geschlossenen System zu kommen, zu keiner Gliederung des Sprachstoffs, die der Gliederung genau entspricht, welche der die Grundlagen des Vorstellens, Fühlens und Denkens untersuchende Psychologe für sich vornimmt. Es ist aber immerhin eine wissenschaftlich begründete Übersicht zu gewinnen, bei der das sachlich Zusammengehörige jedesmal zusammensteht. Und nur so ist dann auch zu erwarten, daß uns Aufklärung über mancherlei in der Sprachgeschichte zuteil wird, was bei dem üblichen nur gelegentlichen Hinschauen auf die Grundmotive übersehen oder, wenn es auch ins Auge fällt, doch nicht tief genug erfaßt wird.

4.

Die hauptsächlichsten Erkenntnismittel, die uns die idg. Sprachen für unsern Zweck bieten, habe ich bereits genannt: die grammatische Form des Einzelworts und des Satzes in Zusammenhang oder ohne Zusammenhang mit der Bedeutung des Einzelworts, die Satzbetonung, die Gesprächssituation und die die Rede begleitenden Gebärden. Aber nur für die Interpretation des gesprochenen und gehörten Satzes sind sie alle vier unmittelbar zu benutzen.

Im einzelnen mag dazu noch folgendes bemerkt sein.

1) In vielen Fällen kann uns mit größerer oder geringerer Sicherheit leiten die grammatische Form des Wortes oder des Satzes auch ohne die Beseelung, welche die Satzbetonung der Rede verleiht.

Eindeutig sind so gut wie immer z. B. die Imperativformen, mögen sie für sich allein oder im Zusammenhang mit andern Elementen einen Satz ausmachen. An sich selbst gewähren sie nur insofern keinen genaueren Einblick in die Seelenstimmung des Sprechenden, als sie von jeher in der ganzen Stufenleiter von der flehenden Bitte bis zum schroffen Befehl verwendet worden sind und noch heute verwendet

werden.[1]) Entsprechend weist eine indikativische Präteritalform in der Regel auf Mitteilung, Bericht, Erzählung, also auf Aussagesatzcharakter. Anderseits sind Sätze z. B. mit Formen des Pronomens *$q^{u}o$-, auch abgesehen von dem Gebrauch als Indefinitum, fast in allen idg. Sprachen durch das Pronomen selbst inbezug auf das Grundmotiv des Sprechens nicht genügend gekennzeichnet: z. B. *wie viel hast du verloren* kann ebenso gut als Ausruf wie als Frage gemeint sein. Der Indikativ des Präsens kann in Sätzen erscheinen, die die verschiedensten Grundstimmungen ausdrücken; vornehmlich kommt er vor in Aussage-, Ausruf-, Aufforderungs- und Fragesätzen. Ebenso kann ein Vokativ vielerlei sein: Anruf, Ausruf, Aufforderung, Warnung, Drohung u. dgl. mehr.

Die Wortstellung unterstützt oft das Verständnis. Z. B. *wie teuer das ist,* für sich allein gesagt, wird man nur als Ausruf verstehen (während *wie teuer ist das* sowohl Ausruf als auch Frage sein kann).

Viel häufiger noch ist es die ganze materielle Bedeutung eines Wortes oder einer Wortgruppe, die die Grundstimmung erkennen läßt. Viele Interjektionen sind in dieser Beziehung eindeutig, wie bei uns etwa *pfui, oweh.* Im älteren Griechisch konnte ein Satz mit *μή* nur so verstanden werden, daß der Sprechende sich gegen eine Vorstellung innerlich wehrt (§ 12).

Schließlich darf in diesem Zusammenhang auch noch die Wiederholung erwähnt werden, die durch gehobenes Gefühl des Sprechenden veranlaßt wird, wie *ei ei, ach ach, geh geh,* lat. *age age, arma arma*[2]), italien. *subito subito* usw. Vgl. Verf.

1) Das voluntative Bedeutungselement der Imperativform kann freilich auch ganz im Hintergrund bleiben, namentlich wenn man nur eine Bedingung für etwas ausdrücken will, wie *lass dich den teufel bei einem haare fassen, und du bist sein auf ewig*, ahd. Otfr. 3, 20, 155 *leset allo buah, ni findet ir* = 'wenn ihr (auch) alle Bücher lest, so findet ihr nicht' (§ 9).

2) Ovid. Met. 12, 241 *certatimque omnes uno ore arma arma loquuntur*, vgl. mhd. *wâfenâ wâfen*.

Grundr. 2², 1, 46f., K. STIEBELING Stilist. Untersuch. über Gottfried von Straßburg, Halle 1905, S. 17ff., J. AE. WARTENA De geminatione figura rhetorica omnibus exemplis illustrata, quae e fabulis Plautinis et Terentianis afferri possunt, Groningen 1915. —

In allen solchen Fällen vermag also auch schon das geschriebene Wort ohne Beigabe von Akzent- und sonstigen Lesezeichen die richtige Interpretation an die Hand zu geben oder wenigstens vor gröberen Mißverständnissen zu schützen.

2) Noch wichtiger ist die Satzbetonung. Diese beruht bekanntlich auf dem Zusammenwirken verschiedener Faktoren. Eine wesentliche Rolle spielt die Ordnung und Distance der musikalischen Töne, der Tonfall oder die Satzmelodie. Dazu kommt der Grad der Exspirationsstärke, der Nachdrucksakzent. Auch sind dabei für die Interpretation oft nicht gleichgültig Verschiedenheiten im Tempo des Sprechens, oder ob Artikulationssilben legato oder staccato gesprochen werden. Überdies die Stellung der Sprachwerkzeuge, wie sie von gewissen Reflexbewegungen und der ethischen Gegenwirkung gegen sie (z. B. Unterdrücken von Weinen oder Lachen, Beherrschung des Luftstroms beim Stöhnen) abhängig ist. Alles das nüanciert die Satzakzentuation ununterbrochen und bringt im Zusammenwirken die seelische Grundstimmung gewöhnlich ebenso deutlich zu Tage, als wenn sie der Sprechende eigens durch ein sie materiell bezeichnendes Wort kundgibt: man vergleiche etwa *ich wundere mich über ihre schönheit* mit *wie schön sie ist!*.

Das Bedeutsamste ist die Modulation. Sie ist nicht nur Mithilfe zur Unterscheidung, sondern oft auch das einzig Unterscheidende (sofern wir von den Hilfsmitteln der Gesprächssituation und der begleitenden Geste absehen), vgl. z. B. *wie teuer ist das* als Ausruf und als Frage, und sie läßt oft auch feinste Abschattungen der Stimmung genau hervortreten. Freilich schafft sie dem Satz nicht immer Eindeutigkeit. Z. B. *kommst du mit?* kann in gewissen Gesprächssituationen bei gleichem Tonfall sowohl als Ja-Nein-Frage wie auch als

Aufforderung gemeint sein. *Ich bekomme kaffe*, zum Kellner gesprochen, ist Aufforderung, und in gleicher Weise zu einem neben mir sitzenden Gast auf dessen Frage, was ich mir bestellt habe, geäußert, ist es einfacher Aussagesatz.

Die Exspirationsstärke, wenn sie sich auf den gesamten Satz, nicht bloß auf eine Einzelheit in ihm, erstreckt, gibt im ganzen genommen mehr von der Stärke des Impulses Kunde, der einen zu der Äußerung veranlaßt hat, als von seiner spezifischen Art. Man betont gewisse Aussagen (*das ist wahr*), Ausrufe (*wie gut!*), Wünsche (*käm' er doch noch!*), Aufforderungen (*laß das sein*) usw. das eine Mal mehr, das andere Mal weniger energisch.[1] Doch kann auch diese Verschiedenheit dem Verstehen der besonderen Art des Grundtriebs dienen. Z. B. bei *ob du hergehst?!* oder *gehst du her?!*, in erregter Stimmung gesprochen, kennzeichnet der größere Nachdruck den Satz leicht als aus Aufforderungsabsicht geboren gegenüber etwa von *ob er heute noch kommt?* oder *ist die zeitung schon da?*, was beides immer nur eine einfache Frage (Ja-Nein-Frage) sein wird. So zeigen auch die in Frageform gekleideten Ausrufe des Unwillens, der Entrüstung, etwa *weißt du das wirklich nicht?!*, *du begreifst das immer noch nicht?!*, eine stärkere Exspiration als die gewöhnliche Frage. Vgl. die hierauf bezügliche Skala, die Imme Die Fragesätze 2, 31 für die Fragesätze im Deutschen aufstellt, im allgemeinen aber über das Exspiratorische der Betonung auch W. Reichel Von der deutschen Betonung (Jena 1888).[2]

Wie blutwenig ist nun das, was wir in allen diesen Beziehungen von den nur zu lesenden, nicht mehr zu hörenden

1) Hervorhebung bloß einzelner Glieder eines Satzes deutet in der Regel nur darauf hin, daß der Sprechende dem betreffenden Begriff eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet wissen möchte, z. B. *kómm híerher, gib es mír, fáhr heim.*

2) Versuche, die traditionelle Satzbetonung des Neuhochdeutschen genauer graphisch darzustellen, sind schon mehrfach gemacht worden. Ich verweise auf Fr. Pompé Die Laut- u. Akzentverhältnisse der Schokauer Mundart, Leipzig 1907, S. 71 ff. und R. Blümel Einführung in die Syntax, Heidelberg 1914, S. 213 ff.

Sprachen der Vergangenheit wissen. Wie wenig ist von dem, was an exspiratorischen und rhythmisch-melodischen Eigenschaften dem lebendigen Wort anhaftet, in der Schrift symbolisiert! Man denkt da natürlich zunächst an die 'Interpunktionszeichen' genannten Lesezeichen, die ja nicht nur Kennzeichnung von Satzgrenzen sind oder von logischen Beziehungen, in denen zusammengehörige Sätze zueinander stehen, sondern auch Hinweise auf die psychische Grundfunktion des Satzes. Bei den Ausrufezeichen usw. sehen wir — hat einmal ein Witzbold gesagt — nur Glockenstricke von Kirchtürmen bammeln, von den Klängen der Glocken aber vernehmen wir nichts. Bei uns Deutschen sind *!* und *?* in Übung, auch *!!* und *??* sowie *?!* und *!?*. Aber im Gebrauch herrscht wenig Übereinstimmung, und wie wenig wird mit diesen Zeichen erreicht, wenn es auf feinere Unterschiede in den Grundstimmungen ankommt![1]) Was bei den anderen Indogermanen in

1) Das Ausrufezeichen setzen manche hinter beliebige Interjektionen, beliebige Vokative, beliebige Imperative, nur um deren Wortcharakter anzudeuten, wo er durch den Zusammenhang nicht klar genug hervortritt, aber auch ohne das. Allgemeiner üblich ist seine Anwendung hinter sogen. Satzfragmenten (vgl. § 5, 1), die zwar keine von jenen Wortarten enthalten, aber, ohne es durch sich selbst auszusagen, aus Willensregungen hervorgegangen sind und sie ausdrücken sollen, z. B. *hierher!* = *komm hierher*. Eingeschränkter ist der Gebrauch von *!*, um auf irgend etwas in der geschriebenen Rede die besondere Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken (wo auch Unterstreichung bezieh. Sperrdruck üblich ist), z. B. Gerh. Hauptmann Der Ketzer von Soana (Berlin 1918) S. 113 *Er hatte den Stolz des Priesters noch keineswegs abgestreift: es ist dies der wildeste und unbeugsamste! und dieser Stolz war aufs tiefste verletzt worden*, S. 135 *Der Sindaco hörte ihn ruhig an, Francesco hatte ihn glücklicherweise zu Hause getroffen! und nahm in der Sache den Standpunkt des Priesters ein.*

Größere Übereinstimmung herrscht in der Verwendung von *?*. Doch gibt es auch hier verschiedene Schwankungen, z. B. darin, daß in Ausrufen mit *wie, welcher* usw. manche *?* setzen, wo andere (angemessener) *!* gebrauchen. Die Kombinationen *?!* oder *!?* erscheinen teils bei Fragen, die in größerer Erregung getan werden, z. B. *wer von euch hat das getan?!*, teils bei Fragen, die im Grunde energische Aufforderungen sind, wie *kommt denn keiner zu hilfe?!, ob du hergehst?!, gehst*

dieser Beziehung heute in Übung ist, verdeutlicht nicht mehr als diese bei uns benutzten Zeichen, und je weiter man bei den einzelnen Völkern in der literarischen Überlieferung zurückgeht, um so mehr versagt die graphische Darstellung, um so mehr beschränkt man sich auf die 'logizistische' Verwendung von Interpunktionszeichen (vgl. z. B. R. KAISER De inscriptionum Graecarum interpunctione, Berlin 1887).

Nennenswert ist nur das Zeichen der Plutierung bei den alten Indern (*pluti* 'verschwimmende, gedehnte Aussprache eines Vokals'), da es nicht nur Darstellung des Fragetons, sondern auch allerhand anderer Affektbetonung war, bei Drohung, Versprechung, Lobeserhebung, beim Grüßen usw. An nicht wenigen Stellen, wo Pluti überliefert ist, bleibt freilich der Verwendungsgrund für uns ganz im dunkeln, und das Schematische der Anwendung für recht verschieden geartete Fälle gibt uns keine Möglichkeit, irgendwo den lebendigen Klang genau zu reproduzieren; vor allem fehlt bei der Pluti die Darstellung der Tonhöhenabstufungen. Ausgegangen ist diese Bezeichnungsweise vermutlich von gewissen Fällen, in denen die Grundstimmung des Sprechenden auch bei uns und bei andern heutigen Indogermanen Vokaldehnung in der Ausgangssilbe hervorrufen kann, z. B. im Zu- und Anruf mit dem Vokativ, wie ai. *ágnā̆3i, dēvadattā3a* für die gewöhnliche Schreibung *ágnē* (älter **ágnăi*, 'o Feuer'), *dēvadatta* ('o D.'); nhd. *Óttō̆* mit mehrmorigem *-ō* und Analoges anderswo (s. § 7, 2). Vgl. WACKERNAGEL Altind. Gramm. 1, 97 ff., BEZZENBERGER BB. 15, 296, DELBRÜCK Altind. Synt. 549 ff.,

---

du her?!. Die Verschiedenheit der Stellung der beiden verbundenen Zeichen zueinander finde ich bei Fedor von Zobeltitz in den Dienst einer Bedeutungsunterscheidung gestellt: Die papierne Macht (Stuttgart 1902) 1, 71 liest man *„Scherst dir raus!?“ schrie Nagel,* wo Aufforderungssinn dominiert, und gleich danach *„Was grinst du denn ewig?!“ schrie Dassel ihn an. „Kannst du denn nie ernst bleiben?!“,* wo mehr die Frage als solche hervortritt. Freilich ist das so nicht durch diesen ganzen Roman konsequent durchgeführt, vgl. 2, 79. 89. 118. 119. 136. 138.

Vergl. Synt. 3, 87, Kirste Wiener Sitzungsber. 160 (1908) 1, S. 5 ff.

Auf welchen andern Wegen man zu hinlänglich genauer Einsicht in die Satzbetonung, namentlich in die für uns in erster Linie in Betracht kommende Satzmelodie älterer Texte, z. B. altgriechischer oder lateinischer, gelangen könne, ist vorläufig nicht abzusehen. Ich begnüge mich mit einem Hinweis auf Thumb 'Satzrhythmus u. Satzmelodie in der altgriech. Prosa', in Marbe's Fortschr. der Psychol. 1, 3, 139 ff., 'Musikalische Formung des Satzes' in Brugmann-Thumb's Griech. Gramm.[4] 665 ff. Dort ist noch andere einschlägige Literatur genannt.

Man hat sich daher mit der allgemeinen Vermutung zu begnügen, daß, wie in den modernen, so im allgemeinen auch in den alten Sprachen den verschiedenartigen seelischen Grundstimmungen Verschiedenheiten der Satzbetonung entsprochen haben. Dabei läßt sich am sichersten weitgehende Übereinstimmung inbezug auf die Unterschiede der Exspirationsstärke annehmen. In dieser besonderen Hinsicht möchte ich nicht unterlassen, auf die ansprechenden Vermutungen von Loewe PBrB. 41, 304 ff. zu verweisen.

3) Ein weiteres Hilfsmittel für die Erkenntnis des dem gesprochenen Satz zu Grunde liegenden Motivs ist durch die Gesprächssituation gegeben, d. h. durch die Dinge, Personen, Verhältnisse, welche die Gesprächspersonen umgeben. Die gemeinsame Anschauung schafft bei diesen Personen Gleichheit der Vorstellungen, so daß z. B. am Fahrscheinschalter des Bahnhofs *Berlin zweite* genügen kann für *geben Sie mir eine fahrkarte zweiter klasse nach Berlin.* Dieses Situationsbewußtsein erspart dem Redenden, wenn er nicht gerade über räumlich und zeitlich Fernes zu sprechen hat, viele Worte und läßt namentlich in den 'Kurzsätzen' (vgl. § 5, 1) leicht erkennen, ob etwas so oder so, z. B. als Aufforderung oder als schlichte Aussage, gemeint ist.

Der Lesende dagegen ist stets nur auf den ganzen Zusammenhang, in dem der Satz steht, darauf, daß dieser Zu-

sammenhang es ihm ermögliche, sich die Situation zu vergegenwärtigen, angewiesen.

4) Eine Rolle spielen endlich auch die Gebärden, welche die Rede begleiten, die mimischen und die pantomimischen, die unwillkürlichen und die absichtlichen. Von den Vorstellungen, die sich im Bewußtsein des Sprechenden drängen, findet immer nur ein Teil lautsprachlichen Ausdruck. Das Gebärdenspiel geht ergänzend und erläuternd nebenher. Als Interpretationsbeihilfe waren die Gesten im Beginn der menschlichen Sprache überhaupt unentbehrlich, man muß annehmen, daß damals Laut- und Gebärdensprache noch völlig gleichwertige, aufs innigste verbundene und sich gegenseitig erfordernde Ausdrucksbewegungen gewesen sind. In vielen Einzelfällen ist das bis heute bei allen Völkern so geblieben. Man denke beispielsweise daran, wie schon dadurch oft Worte erspart werden oder das Gesagte sein Verständnis bekommt, daß das Auge des Sprechenden die Richtung auf eine Sache oder Person nimmt, die gemeint sind.

Hatte nun schon in schriftlosen Zeiten die Lautsprache allmählich das Übergewicht bekommen und die Gebärdensprache zu einer bloßen Gehilfin der Lautsprache herabsinken lassen, so wurde mit der Einführung der Schrift die Gebärde für die schriftliche Übermittlung der Gedanken geradezu ausgeschaltet. Glücklicherweise konnte jedoch fast alles, was die Gebärde bis dahin den Gesprächspersonen geleistet hatte und was sie ihnen noch heute leistet, in der geschriebenen Rede durch Worte, wenn auch in mehr oder weniger umständlicher Weise, ersetzt werden.[1])

---

1) Hinweisende Gebärden, die der Dramatiker bei der schriftlichen Abfassung eines Dramas im Auge hat, wie wenn es z. B. bei Terenz Ad. 163 heißt *tu quod te posterius purges, hanc iniuriam mihi nolle | factam esse, huius non faciam* oder in Körners Zriny 1. Akt, 1. Auftr. *Herr! diese Frage kann nur der dort lösen* (nämlich Gott), kommen hier natürlich nicht in Betracht. Denn der Dichter faßt von vornherein schon den das Drama in wirkliche Sprache umsetzenden Schauspieler ins Auge. In gleicher Weise stellt sich der erzählende

5.

Die Eigenart unseres Themas macht es notwendig, zuvor noch auf ein paar Tatsachen von allgemeinerem Belang den Blick zu lenken.

1) Wenn von Satzgestaltung und Satzarten gehandelt werden soll, muß man sich zunächst über den Begriff 'Satz' verständigt haben. Nun brauche ich mich hier nicht auf eine

---

Schriftsteller bei derartigem Gebrauch von deiktischen Pronomina in dramatischen Teilen seiner Erzählung die zugehörige pantomimische Geste vor, und er überläßt es dann dem Leser, sie auch seinerseits sich hinzuzudenken oder aber bei etwaigem Vorlesen sie leibhaftig anzubringen. Es sei erlaubt, hierfür aus unserer deutschen Erzählungsliteratur einige Belege herzusetzen. Gust. Freytag Soll und Haben 1 (Leipzig 1889) S. 106: *Fink sagte ... „Was meinen deutschen Adel betrifft, so viel darauf!“*, 1, 200: *„Herr Wohlfart, ein kleines Buch in rother Seide, so groß, ist hier im Saale von Theone Lara verloren“.* P. Heyse Novellen, Auswahl fürs Haus 2^5 (Berlin, W. Hertz) S. 270: *„Plötzlich fühl' ich einen kleinen Stich am Herzen — hier —, daß ich auf einmal still stehn und mich besinnen muß“.* Fr. Gerstäckers Ausgewählte Erzählungen u. Humoresken, 5. Bd. S. 6: *„Papperlapapp“, brummte der Förster, „auf das Geschwätz geb' ich nicht so viel und kenne meine Leute“.* Bei H. Hesse, Nachbarn[11] (Berlin 1909) S. 91, sagt zu einem verbummelten Studenten seine Mutter: *„Du hast doch meiner Seel' nicht so viel studiert“.* Korfiz Holm, Thomas Kerkhoven S. 188: *„Ich kann dir bloß sagen“, erwiderte sie, „daß ich so viel auf diesen Theatertratsch geb'!“.* C. Viebig, Das tägliche Brot (Berlin 1915) S. 369: *„Warum biste denn so? Du hätt'st ihr wohl reinlassen können. Kuckste, so stand se hier und so'ne Augen machte se und kloppte un lauerte“*, S. 148: *„Du hast keen Herz vor deine Kinder. Wenn der“ — sie wies mit dem Blick nach dem voranschreitenden Courmacher — „dir so'n Radau machen hört, schnappt er jleich ab“.* R. Stratz, Die Faust des Riesen (Stuttgart) 1, 23: *„Ich kann dir nur sagen: Papa hat die Geschichte jetzt dick bis dahin! Er hat erklärt ...“*, S. 135: *„Ich schwöre dir, ich könnte meinen Kopf und mein Herz durchstöbern — ich fände keinen Mann, der auch nur so viel Einfluß auf mich hätte. Bis jetzt wenigstens!“.* Vgl. auch Uhland, Siegfrieds Schwert: *Und von der letzten Eisenstang' Macht er ein Schwert so breit und lang.* Ob außerhalb des Dramas solcher Gebrauch von Demonstrativpronomina in der Literatur auch älterer idg. Sprachen vorkommt, ist mir nicht bekannt (vgl. Verf. Demonstrativpron. S. 7).

Erörterung der in den letzten Jahren immer von neuem unternommenen Versuche einzulassen, den Begriff Satz unzweideutig und nach allen Seiten hin einwandfrei zu definieren. Ich darf mich an die landläufige Auffassung halten, die ungefähr dahin bestimmt werden kann, daß ein Satz eine in artikulatorischer Rede erfolgende Äußerung sei, die ihrem Sinne nach dem Sprechenden und dem Hörenden als ein in sich zusammenhängendes und abgeschlossenes Ganzes erscheint. Danach sind für mich nicht nur z. B. *ich habe durst* oder *komm* Sätze, sondern auch *leider!* oder *herein!* oder *weh mir!* oder *guten tag* (als Grußformel) oder *du!* (drohend).

Bei der letzteren Gattung von Äußerungen wird oft von 'fragmentarischem' oder 'elliptischem Satz' gesprochen. Hierauf muß etwas näher eingegangen werden.

Von einem Satzfragment sollte, streng genommen, nur dann die Rede sein, wenn jemand in der Abwicklung einer beabsichtigten satzlichen Äußerung von außen her gestört und unterbrochen wird oder sich selber auf einen dazwischen gekommenen Impuls hin unterbricht.[1]) Denn was man gewöhnlich so nennt, ist in der Regel darum doch etwas Vollständiges und Abgeschlossenes, weil Betonungsart, Situation und Gebärde das volle Verständnis des Gesagten vonseiten des Hörenden bewirken. Es kommt für die Beurteilung nicht darauf an, daß bei Äußerungen wie *weh mir!*, *wie schön!*, *schon zurück von der reise?*, *daß du so spät heute kommst!* der Grammatiker etwas an Vollständigkeit vermißt, oder daß dem Sprechenden, sei er grammatisch geschult oder nicht, in dem Augenblick, wo er sagt *schon zurück von der reise?* zum Bewußtsein kommt, daß er auch hätte sagen können *du bist schon zurück von der reise?*. Sondern das ist das Wesentliche, ob auch die knappere Ausdrucksweise so aufgefaßt wird wie sie gemeint war, ob sie ebenso gut und sicher verstanden wird wie der sogenannte vollständige Satz.

1) Zu letzterem gehört großenteils das, was man Anakoluth nennt: gewöhnlich ist es Zerstreutheit oder Erregung des Sprechenden, die die Fort- und Zuendeführung des angefangenen Satzes hindern.

Letzterer ist jedoch in vielen Fällen doch nicht wirklich 'vollständig'. Denn könnte man nicht auch wieder z. B. *du bist schon zurück von der reise?* für fragmentarisch oder elliptisch erklären gegenüber *du bist schon zurückgekommen von der reise?* Man sollte also von der ἔλλειψις in der Satzbildung nicht so viel Wesens machen in der Grammatik, wie es seit alten Zeiten der Fall ist. Wenn man aber denn doch einen Terminus braucht, um vollere und kürzere Satzgestaltung auseinander zu halten, so rede man von Kurzsatz und Vollsatz in Anlehnung daran, daß man beim einzelnen Wort Kurzformen (Kurznamen) und Vollformen (Vollnamen) einander gegenüberstellt, z. B. *bock* und *bockbier, Frieda* und *Friderike.*

Beim Satz ist übrigens diese Unterscheidung in einer großen Anzahl von Fällen, z. B. bei *weh mir!*, mhd. *wol dir!* und *wol dich!*, lat. *me miserum!*, *vae mihi!*, *bene tibi!* und *bene te!*, agriech. ὤ-μοι (ᾤμοι), ngriech. ὠϊμένα, nur für die Zeit angebracht, in der neben diesen Kurzsätzen auch noch die entsprechenden volleren Sätze mit dem gleichen Kasus lebendig waren oder sind. Denn während man z. B. bei den Grüßen *guten tag, guten abend* u. dgl. wegen *ich wünsche dir einen vergnügten tag, ein fröhlichen abend* usw. noch eine Vorstellung davon haben kann, wie der Akkusativ als solcher zu nehmen ist, ist in den Fällen wie *weh mir!*, *wol dir!* ein Gefühl für die ursprüngliche Beziehung des Kasus kaum mehr vorhanden. Solche Wendungen sind in der Zeit, in der sie uns entgegentreten, schon in ähnlicher Weise starr geworden, wie gewöhnlich die aus lebendigen Kasus erwachsenen Adverbia.[1])

Nun kann kein Zweifel sein, daß die primitivsten Satzgebilde nur aus éinem 'Wort' oder ganz wenigen Wörtern bestanden haben, vor allem überall da, wo stärkere Affekt-

1) Den von Wegener neuerdings (IF. 39, 1 ff.) angewandten Ausdruck Wortsatz für das, was ich Kurzsatz genannt habe, halte ich für wenig angemessen. Denn 'Wortsätze' sind auch z. B. *komm!, kommt!, weh!, pfui!, Karl!*; diese bestehen nur aus éinem Wort, dabei lassen sie aber in grammatischer Hinsicht nichts vermissen.

regungen lautsprachliche Ausdrucksbewegungen veranlaßten. So möchte man denn gerade auch die Satzgestaltungen, die ich als Kurzsätze bezeichnet habe, wegen der Knappheit des Ausdrucks für besonders altertümlich halten. Und doch weisen sie durch die mit einer bestimmten Flexionsendung, z. B. mit einer bestimmten Kasusendung, versehenen Formen, die einen bestimmten syntaktischen Zusammenhang voraussetzen, auf ausgebautere Satzbildungen als Grundlage und Vorläufer hin. Wie ist das zu beurteilen? Sicher ist jeder einzelne Fall von besonderer Art und daher zunächst für sich ins Auge zu fassen. Im großen Ganzen aber dürfte der Entwicklungsweg der folgende gewesen sein. Die Wörter, die nominalen, pronominalen und verbalen, hatten einmal in uridg. Zeiten nicht diejenige Art von Flexionsendungen, die in den historischen Sprachperioden erscheinen, und die wir ihnen auch schon für die letzten Zeiten der Urgemeinschaft zusprechen müssen. Was diese Endungen für das Verständnis des Satzes von uridg. Zeit her leisten, wurde in noch älterer Zeit hauptsächlich durch Gebärde, Situationsbewußtsein der Sprechenden, Betonungsweise u. dgl. geleistet. Nachdem man aber, bei fortschreitender Entwicklung des syntaktischen Denkens, immer mehr verschiedene Wortformen mit einer bestimmten syntaktischen Rolle im Satzbau dazubekommen hatte, wurden die bis dahin allein üblich gewesenen Formen in den Kurzsätzen nunmehr denen der dem Sinne nach entsprechenden Vollsätze angepaßt. Man ist also aus dem uralten Zustand des Sprechens in Kurzsätzen niemals ganz herausgekommen, hat nur in der Gestaltung des Kurzsatzes selbst vielfach feinere Differenzierungen der Wortformen vorgenommen, bei denen man sich von den im Bewußtsein daneben vorhandenen Gestaltungen von Vollsätzen leiten ließ.

Dadurch wurden die Kurzsätze oft unmißverständlicher. Z. B. *deinen stock!*, die akkusativische Gestaltung in Aufforderungstonart, wird als Aufforderung, den Stock zu geben, leichter verstanden als bei gleicher Gelegenheit das nominativische *dein stock!*. Die richtige Interpretation des letzteren

wäre nur durch eine begleitende deiktische Gebärde zu erreichen.

2) Wenn man sagt *wie spät du kommst!*, *wie spät kommst du!* oder *kommst du spät!*, so drückt man damit dieselbe Empfindung aus, wie wenn man sagt *ich wundere mich über dein spätes kommen* oder *ich wundere mich, daß du so spät kommst.* So läßt sich der Antrieb, der eine sprachliche Äußerung zur Folge hat, jedesmal durch ein besonderes diese seelische Grundstimmung bezeichnendes Wort ausdrücken: *hilf mir* neben *ich fordere hilfe von dir, fordere dich auf mir zu helfen; wäre ich gesund!* neben *ich wünschte gesund zu sein; wenn er sich nur nicht verspätet!* neben *ich fürchte, er verspätet sich; das ist wahr* neben *ich behaupte, daß das wahr ist; wie heißt der?* neben *ich frage, wie der heißt* usw.

In jeder von diesen der psychischen Grundlage nach verschiedenen Satzgattungen können natürlich auch feinere Schattierungen in dieser Grundlage zugleich auf die eine oder andre Weise zur Darstellung kommen, in der ersteren Art der Satzgestaltung etwa durch die verschiedenen Grade des Nachdrucksakzents, oder durch Zusatz von Partikeln u. dgl. Mit Flexionsformen, die durch sich selbst deutlich dem Ausdruck einer bestimmten psychischen Grundfunktion dienen, wie z. B. mit den Imperativformen, sind oft Partikeln, die einer solchen feineren Nüancierung dienten, fest verwachsen und haben großenteils dann mit der Zeit durch Mechanisierung des Gebrauchs diese besondere Bedeutsamkeit wieder eingebüßt, z. B. lit. *dů́-k(i)* 'gib' (so vielleicht auch uridg. **i-dhí* 'geh' ai. *ihí*, neben **ei* 'geh' lat. *ī*).

Eine ganz gewöhnliche Erscheinung ist es nun, daß ein Nebensatz[1]) oder ein ihm gleichwertiges Redeglied für sich allein in derselben Bedeutung gebraucht wird wie der die

1) Über A. DITTMAR's Bekämpfung der Unterscheidung von Haupt- und Nebensatz und dessen, was damit zusammenhängt (Syntakt. Grundfragen, Progr. Grimma 1911), denke ich wie E. HERMANN Griech. Forsch. I (1912) S. 1 f. 328 f. und R. BLÜMEL Die Haupttypen der heutigen nhd. Wortstellung (1914) S. 69 ff.

Grundstimmung durch ein besonderes Wort, z. B. *ich wundre mich, ich wünsche* usw., ausdrückende Hauptsatz in Verbindung mit diesem abhängigen Satz oder Satzglied. Doch handelt es sich dann nicht etwa bloß um Herstellung eines einfachen Kurzsatzes durch Beschränkung der Rede auf Grund von einer Beihilfe, die dem Verständnis durch eine Gebärde, durch die Gesprächssituation oder dgl. zuteil wird. Denn während Äußerungen wie *ich bin darüber verwundert, daß . . ., ich flehe dich an, daß du . . .* immer nur einfache Aussagesätze sind, die freilich oft auch (wie alle einfachen Aussagen) mit besonderer Nachdrucksbetonung gesprochen werden, haben die entsprechenden gleichbedeutenden Kurzsätze — wenn man diesen Ausdruck auch hier anwenden will — den Tonfall des Ausrufungssatzes, z. B. *wie spät du kommst!, wie kalt es heute ist!, daß du so spät kommst!*, ebenso z. B. lat. *tantam esse inscitiam!* (woneben *miror tantam esse inscitiam*); ferner haben Sätze wie *daß du gleich wiederkommst!* (neben *ich will, ich wünsche, daß du . . .*), *still stehn!* (neben *ich wünsche, daß du still stehst*) den Tonfall des Aufforderungssatzes, *ob er heute noch kommt?* (neben *ich weiß nicht, ob er . . .*) den Tonfall des Fragesatzes usw.

Neben diesen beiden Ausdrucksformen gibt es nun noch eine altüberkommene Ausdrucksweise, die eine Zwischenstufe darstellt. Ganz gewöhnlich ist nämlich in den verschiedensten idg. Sprachen die Erscheinung, daß sich die jeweilige Grundstimmung der Seele zunächst in einer Interjektion (dies Wort im weitesten Sinne genommen) äußert und dieser sich dann das, worauf die Stimmung sich bezieht, wie ein abhängiger Satz ebenso anschließt wie den Sätzen *ich wundere mich, ich will* usw., z. B. mhd. Nib. 2260 *owē, daȥ vor leide nieman wol sterben mac!*, Nib. 22 *hei, waȥ er guoter degene ze dirre werlde gewan!*, griech. α 32 *ὢ πόποι, οἷον δή νυ θεοὺς βροτοὶ αἰτιόωνται*, lat. Ter. Eun. 730 *vah, quanto nunc formosior | videre mihi quam dudum!*. Die besondere affektische Satzbetonung setzt sofort bei der Interjektion ein und zieht auch das, was sich der Interjektion anschließt, in ihren Bereich. Dabei haben die Interjektionen, so lange sie nicht einem Satz so einver-

leibt sind, daß sie mit Aufgabe ihrer Eigenbetonung nur als einfache Satzglieder empfunden werden, selbst Satzcharakter. Und wenn man nun bei den Ausdrücken *daß er immer noch nicht kommt!*, *wie schön sie ist!*, *daß er doch bald käme!*, *ob er bald kommt?*, griech. Plato Euthyphr. 15 e *οἷα ποιεῖς, ὦ ἑταῖρε* von verselbständigten Nebensätzen oder zum Hauptsatz erstarrten Nebensätzen (SÜTTERLIN Die deutsche Spr. der Gegenw.[4] 421 f.) sprechen darf, so liegt es wegen der Betonungsart jedenfalls näher, diese Satzgestaltung aus dem Typus mit der die Äußerung einleitenden Interjektion hervorgegangen sein zu lassen als (mit SÜTTERLIN) aus der Ausdrucksform wie z. B. *ich wundere mich, daß* . . . Eine Parallele hierzu bildet übrigens die Entstehung von vielen sogen. sekundären Interjektionen. Gebilde nämlich, die aus Wörtern wie *gott*, *himmel*, *teufel* mit vorausgehender primärer Interjektion zusammengesetzt sind, wie z. B. *ach gott!*, *o himmel!*, *pfui teufel!*, sind entstanden aus zwei ursprünglich bis zu einem gewissen Grad selbständigen Teilen: *ach! gott!*, *o! himmel!*, *pfui! teufel!* In vielen Fällen aber darf für sich allein gesprochenes interjektionales *gott!*, *himmel!*, *teufel!* so zu sagen als Kurzform zur zweigliedrigen Ausdrucksweise angesehen werden.

Von den Satzformen, die man als verselbständigte Nebensätze bezeichnet, wird unten, bei der Erörterung der einzelnen Satzarten nach ihrer Grundstimmung, noch zu handeln sein. Jetzt haben wir uns noch der Wortklasse der Interjektionen zuzuwenden, die in den Affektsätzen aller Art eine hervorragende Rolle spielt.

3) Man ist heutzutage in bezug auf die sogen. Interjektionen im allgemeinen wohl über den Standpunkt hinaus, daß man sie mit den stimmlichen Äußerungen des Schreiens, Schluchzens, Jauchzens u. dgl. in einen Topf wirft und sagt, sie gingen, wie diese, den Erforscher der menschlichen Sprache nichts an.[1])

---

1) Bei KÜHNER-BLASS Ausführl. Gramm. d. griech. Sprache 1[3], 2, 252 heißt es: „Die Interjektionen sind bloße Empfindungslaute und sind daher für die Grammatik bedeutungslos“.

Wer so urteilt, macht sich nicht klar, daß fast alle Sprachentwicklung von jeher auf fortschreitender, sich verfeinernder Organisation zum Zweck der Verständigung zwischen Menschen beruht. Das Interjektionale stellt das primitivste Mittel in diesem Vervollkommnungsgang dar. Da es aber noch am Leben ist und den gleichen Zwecken dient wie in den Anfängen menschlicher Sprache, hat die Sprachwissenschaft ihm dieselbe Aufmerksamkeit zuzuwenden wie allen andern Teilen des Sprachstoffs.

Man begegnet aber mitunter auch der Auffassung, eine Interjektion werde erst dann zu einem Bestandteil der Sprache, wenn sie die Stufe einer unwillkürlichen, ohne einen Mitteilungszweck erfolgenden stimmlichen Äußerung überschritten habe, wenn sie also zum Ausdruck eines Wunsches, einer Warnung, einer Drohung u. dgl. an eine andre Person, eventuell auch an ein Tier (vgl. z. B. *huss* als Hetzruf, *schu schu* als Scheuchruf) gerichtet werde. Auch diese Auffassung ist zu eng. Gegen sie macht O. Dittrich Die Probleme der Sprachspych. 1913 S. 76f. mit Recht geltend, wenn z. B. beim Anblick einer bunten Glaskugel ein Kind im Gefühl der Freude darüber *ei!* ausrufe, sei das darum Sprache und Satz, weil es dasselbe sei wie wenn ein Erwachsener *welch schöne kugel!* rufe, der sprachliche Charakter dieses letzteren Ausrufs stehe aber ja außer Frage. *Ei!*, *hē!*, *aha!*, *ui!* und überhaupt alle die Interjektionen, die von Anfang an reine Naturlaute gewesen zu sein scheinen, dürfen aber, ebenso wie die aus grammatisch sinnvollen Wortformen erwachsenen, wie *holla!*, *hurra!*, schon darum nicht vom echt Sprachlichen ausgeschlossen werden, weil sie, im Gegensatz zu den Äußerungen des Schreiens, jammernden Weinens, Winselns u. dgl., artikulatorisch dem Lautmaterial der echten Sprache angeglichen worden sind und zusammen mit allem andern, was zur Sprache gehört, vom Kind seiner sprechenden Umgebung abgelernt und so traditionell weitergegeben werden. Die Grenze gegenüber den unsprachlichen stimmlichen Ausdrucksbewegungen ist freilich überall eine fließende, wie ja auch

bei den mit den Interjektionen wesensverwandten Vokativ- und Imperativformen sich in erregterer Rede oft nebenher stimmliche Elemente geltend machen, die, weil mit den gewöhnlichen Sprachlauten nicht in Übereinstimmung, sich schriftlich nicht fixieren lassen, und die demnach in den Augen des Grammatikers den Formen wie etwas außerhalb der eigentlichen Sprache Stehendes anhaften.[1])

Daß ein irgendwiegroßer Teil von den primären Interjektionen, die in der geschichtlichen Zeit der idg. Sprachen begegnen, schon in der uridg. Periode vorhanden gewesen ist, kann nicht bezweifelt werden. Nur ist es bei dem größeren artikulatorischen Spielraum, den sie, wie die onomatopoietischen Gebilde, gegenüber dem sonstigen Material der Sprache überall haben, schwer, ja unmöglich, in derselben Weise wie bei den andern Bestandteilen der Sprache idg. Grundformen in der üblichen graphischen Darstellung anzusetzen.[2]) Es ist auf Grund der Überlieferung auch gar nicht festzustellen, ob

---

1) Die menschliche Sprache hat sich ohne Zweifel nur sehr allmählich aus der Gesamtheit derjenigen Ausdrucksbewegungen, die als Merkmal psychischer Vorgänge das animalische Leben kennzeichnen, herausentwickelt und ist, wie nicht oft genug betont werden kann, bis auf den heutigen Tag noch nicht in allen Einzelheiten etwas grundsätzlich anderes als die Tiersprache.

2) Folgende Interjektionen dürfen unter der Voraussetzung, daß sie von jeher reine Gefühlslautungen gewesen sind, als 'urverwandt' gelten. a) Griech. *ὦ*, *ὤ*. Lat. *ō*. Ir. *a* (auch *á* geschrieben), mkymr. corn. *a*. Got. *o* (das nicht nur *ὦ*, sondern auch *οὐᾶ* übersetzt, also wohl nicht zu den Gräzismen zu rechnen ist), mhd. nhd. *ō* (S. 32), mhd. *-ā* in *nein-ā nein, bliuw-ā bliu, vāh-ā vāch* u. dgl. (vgl. Eur. Kykl. *ὕπαγ' ὦ ὕπαγ' ὦ κεράστα*, Ov. Metam. 14, 842 *duc o duc*). Wohl auch *ā* in av. *ā-vōya* 'wehe!' neben *voya-* 'Wehruf', *vayōi* 'wehe!'. Zweifelhafter bleibt Zugehörigkeit von ai. *ā* (Ausruf eines sich auf etwas Besinnenden) und lit. *á*, *ã*, lett. *a*. b) Ai. *uvḗ*, av. *vayōi avōi āvōya* npers. *vāi*. Arm. *vay*. Griech. *οὐαί* (spät), ngriech. *βάϊ*. Lat. *vae*. Ir. *fē*, kymr. *gwae*. Got. *wai*, ahd. mhd. nhd. *wē* (*ō-wē*) ags. *wá*. Lett. *wai*. Vielleicht Zusammenhang mit lat. *au*, mhd. *ou* nhd. *au*. c) Griech. *αἴ*, *αἶ*, *αἰαῖ*, *οἴ*, *οἰοῖ*, ngriech. *ἄϊ*, *ὤϊ*. Lat. *ei*, *hei* (wozu das Verbum *eiulāre*). Mhd. nhd. *ei*. Lit. *aĩ, eĩ*, lett. *ai, ei*. d) Griech. *φεῦ*, ngriech. *φτοῦ*. Lat. *fu*, *fue*. Nhd. *pfui*. Hierzu lit. *biau-rùs* 'häßlich, greuelhaft, unrein'??

in den Volkssprachen seit uridg. Zeit die Zahl der allgemein gebrauchten Interjektionen ab- oder zugenommen hat, wenngleich a priori zu vermuten ist, daß die primären Interjektionen gegen die sekundären seit jener Zeit an Zahl zurückgetreten sind, und daß im ganzen eine Abnahme interjektionaler Ausdrucksweise stattgefunden hat.[1])

Es ist klar, daß von allen stimmlischen Ausdrucksbewegungen in der menschlichen Sprache die interjektionalen der primitivste Bestandteil ist. Wie viele aber von den Interjektionen, die in den historischen Zeitläufen der idg. Sprachen erscheinen, und von denjenigen, die man mit einiger Wahr-

1) Wundt Völkerpsych. 1[2], 1, 308f. glaubt auf Grund der erhaltenen Literatur zeigen zu können, daß die alten Griechen und Römer noch eine größere Anzahl von eigentlichen Interjektionen besessen hätten als die neueren Völker. Nachweisbar ist aber vielleicht nur, daß jene Völker häufiger als die neueren Völker den Interjektionen in der Literatur, im Drama und in dramatischen Bestandteilen von Erzählungen und Reden, Zutritt gewährt haben. Ob dieser Beweis zu führen ist, möcht' ich jedoch im Hinblick z. B. auf Weinhold Mhd. Gramm.[2] S. 345 ff. bezweifeln. Allerdings dürfte Anpassung vielsilbiger interjektionaler Gebilde an das Metrum in der Art, daß sie einen ganzen längeren Vers füllen, wie bei Sophokles Philokt. 745:

ἀπόλωλα, τέκνον· βρύκομαι, τέκνον· παπαῖ,
ἀπαππαπαῖ, παπάππαπαππαπαππαπαῖ,

in neuerer ernsthafter Literatur unerhört sein und würde jetzt jedenfalls als Geschmacklosigkeit empfunden werden. Doch hierauf kommt wenig an. Die Hauptfrage ist die, wie es mit den Interjektionen im Volksmund heute steht und bei den Alten gestanden hat. Aus der großen Masse von Interjektionen in der Literatur der alten Griechen und Römer (auch der alten Inder, s. Benfey Vollständ. Gramm. 1852 S. 346, Kurze Sanskrit-Gramm. 1855 S. 348f.) ist natürlich auf eine mindestens gleichgroße Masse in der Alltagssprache des Volkes zu schließen. Aber neuere Volksmundarten stehen hiergegen schwerlich zurück: ich verweise auf O. Böttger Der Satzbau der erzgebirgischen Mundart, Leipzig 1904, Anhang I Die Gefühlsausdrücke S. 157 ff. und K. Ehrlicher Zur Syntax der Sonneberger Mundart: Gebrauch der Interjektion, des Substantivs und des Adjektivs, Leipzig 1906, S. 12 ff. — Wie ich nachträglich bemerke, spricht sich auch schon Sütterlin Das Wesen der sprachl. Gebilde, Heidelberg 1902, S. 25 gegen Wundt aus.

scheinlichkeit zu dem Bestand der schon in uridg. Zeit gebrauchten zählen kann, von jeher wirklich nichts anderes als 'Naturlaute' gewesen sind, d. h. durch einen natürlichen Drang nach lautlicher Reaktion hervorgerufene Stimmlaute, wie sie schon der Vorstufe der menschlichen Sprache angehört und als Überlebnisse eines vorsprachlichen Zustands in die sprachliche Zeit hinein sich erhalten haben, wird nie ermittelt werden können. Wir sehen, wie überall in der geschichtlichen Zeit sinnvolle Wortformen bei Affektbetonung in den Bereich der Interjektionen hineingezogen worden sind[1]) und dabei oft von ihrer ursprünglichen Lautung so viel eingebüßt haben, daß das Gefühl für Identität mit der Wortform, der sie entstammen, ganz abhanden gekommen ist. Bei *jesses!* mag man vielleicht noch an *Jesus*, bei *leider!* an *leid* erinnert werden, vielleicht auch der Italiener bei *tie!* und *te!* noch an *tene*, bei *guar!* an *guarda*, der Grieche bei *σπολλάτη!* (etwa 'du kannst mir was!', ironisch) an *εἰς πολλὰ ἔτη* ('auf viele Jahre!', Gratulationsformel), der Lette bei *a pass!* an *a paskat* ('ei sieh doch'), und so mag auch dem Römer z. B. bei *pol!* noch *Pollux* ins Gedächtnis gekommen sein. Aber die Fäden sind abgerissen z. B. bei *holla!*, das ursprünglich Zuruf an den Fergen gewesen ist (*hol-a hol-a, ferg, hol*), bei *hurra!*, das ebenfalls Imperativ war, zu mhd. *hurren* 'sich schnell bewegen, wild losrennen' — beide mit dem verstärkenden *-ā* wie in mhd. *bliuw-ā*, s. S. 23 Fußn. 2 —, bei *ŏjē!*, *ŏjēmine!*, *ŏjērum* u. a. dgl., die *Jēsus* enthalten, bei *hēdā̆!*, worin das Adverbium *da* steckt, bei ngriech. *μπρέ!* ('heda!') aus *μωρέ*, und so war es auch vielfach bei Interjektionen alter Sprachen, z. B. bei lat. *em!*, aus dem Imper. *eme* ('nimm, da hast du'). Wer kann also wissen, ob nicht auch unter Interjektionen wie

---

1) Bekannte Beispiele sind u. a. griech. *ἄγε*, *φέρε*, lat. *age*, nhd. *halt, geh*, ai. *ēhi* (Verf. Grundr. 2², 3, 822 f.). — Ist nicht das ρρ von homer. ἔρρε 'pack dich! geh zum Henker!' (vgl. WACKERNAGEL Sprachl. Unters. zu Homer S. 1) affektische Gemination gewesen? Zuverlässigen etymologischen Anschluß an Außergriechisches hat ἔρρε noch nicht gefunden.

etwa ai. *uvé* arm. *vay* usw., griech. *φεῦ* lat. *fu* usw. (S. 23 Fußn. 2) diese oder jene aus einer wirklichen Wortform umgestaltet worden war? Mit den 'Lautgesetzen', wie wir sie auf die Formen anderer Wortklassen anzuwenden pflegen, ist hier ja eine Kontrolle nicht zu üben.[1])

Das Hauptgebiet der Interjektionen sind naturgemäß von jeher die Satzarten gewesen, deren Grundlage Gefühle und Empfindungen waren. Sie treten hier noch vielfach als selbständige Sätze auf, und sie stehen oft auch noch dann, wenn sie durch Einverleibung in einen andern Satz zum Satzglied herabgesunken sind, im Dienste des Ausdrucks der besonderen seelischen Grundstimmung.

1) Gewissermaßen das Gegenspiel dazu, daß echte Wortformen zu reinen Gefühlslautungen werden, bildet die Erscheinung, daß aus Interjektionen Wortformen referierender Bedeutung, rein aussagenden Inhalts geschaffen werden. Der Empfindungston, der vorhanden ist, wenn der Sprechende selbst der Träger und das Subjekt der Empfindung ist, wird dabei von dem, der aus dem Gefühlslaut ein Wort macht, zunächst vielleicht noch bis zu einem gewissen Grad, so zu sagen, onomatopoietisch beibehalten, verliert sich aber mit der Zeit. So mhd. *achzen echzen* nhd. *ächzen* zu *ach!*, mhd. *jūwen jūwezen* zu *jū!*, *juchezen* nhd. *juchzen* zu *juch!*, nhd. *juchēen jucheien* zu *juchē! juchei!*, griech. *φεύζω* 'wehklage' zu *φεῦ*, lat. *eiulo* zu *ei!*, ai. RV. *akhkhalī-kṛtya* 'jauchzend', 'den Ruf *akhkhala* ausstoßend', ferner die Substantiva wie nhd. *das weh* zu *weh!*, av. *avaētāt-*, gewissermaßen 'das Wehtum' (wie es Bartholomae übersetzt), zu *avōi* (vgl. S. 23 Fußn. 2), lett. *waimana* 'Wehklage' (mit dem Verbum *waimanāt* 'wehklagen') zu *wai man!* 'weh mir!'. Solche Wortbildungen kommen okkasionell immer noch neu auf: z. B. bei R. Presber Das Mädchen vom Nil[3] S. 159 ruft einer „*Aha!*"; darauf sagt ein andrer „*Gar nichts aha! Du ahast immer viel zu früh.*" Man mag auch vergleichen die Bildung von Personennamen auf Grund von gefühlsbetonten Wunschausdrücken, z. B. *Gotthelf, Waltsgott, Leberecht, Turecht, der Gottseibeiuns*, spätlat. *Vincemalus* (zu *vince malos*), oder appellativische Nomina wie russ. *sudibogi* 'Klagen, in denen oft *sudi bog!* gesagt wird', ai. *kāndiś-* 'ein Flüchtiger', zu *kā diśam* 'nach welcher Richtung [soll ich mich wenden]?', ferner die Benennungen von Sachen und Lebewesen auf Grund von gehörten Schällen und Geräuschen, wie *die ticktack* 'Uhr', *kuckuck guckguck* griech. *κόκκυξ* usw., ai. *kiki-ḥ (kiki-dīviḥ)* griech. *κίσσα κίττα* (aus **κικι̯α*) ahd. *hehara* ags. *hiʒera* 'Häher'.

6.

S. 6 ist darauf hingewiesen, daß für unsere Betrachtung der Satzarten diese nicht wohl eingeteilt werden könnten nach Maßgabe einer solchen Einteilung der psychischen Gebilde, namentlich der Affekte und Willensvorgänge, wie sie von der Psychologie ohne spezielle Berücksichtigung der sprachlichen Ausdrucksbewegungen vorgenommen wird. Die psychischen Vorgänge selbst sind fast immer reicher und komplexer als ihre verschiedenen Ausdrucksformen, und es fehlen besondere Namen für alle unterscheidbaren Schattierungen. Bei der Gruppierung des Stoffes hat man daher sofort die von der Sprache selbst gebotenen konventionellen Ausdrucksformen als Anhaltspunkte und Leitfäden zu benutzen.

So gehen wir denn jetzt der Reihe nach die Satzarten durch, wie sie in unsern idg. Sprachen in den Dienst des Ausrufs, des Wunsches, der Aufforderung, der Einräumung, der Drohung, der Abwehr und Abweisung, der Aussage über eine vorgestellte Wirklichkeit und der Frage getreten sind. In diesen Fällen sind für den Sprachforscher die Grundmotive des Sprechens am leichtesten erfaßbar. Dabei ist dann im einzelnen zu untersuchen, wie die vorhandenen Ausdrucksmittel dadurch abgeändert worden sind, daß Satzformen zu ihrer ursprünglichen Bedeutung noch neue Bedeutungen hinzubekommen haben, und wie sie sich dabei den neuen Verhältnissen angepaßt haben.

Daß es inbezug auf die Grundstimmung Mischformen gibt, Satzgattungen, die genau genommen in zwei von den angesetzten Kategorien zugleich gehören, darf kein Hindernis für unsere Einteilung bilden. So gibt es z. B. Sätze, die man zugleich als Ausrufungs- und Fragesätze zu bezeichnen hat, wie z. B. (staunend) *du schweigst?!*, lat. *taces?!*, und daß etwas unter verschiedene Gesichtspunkte zugleich fällt, begegnet auch sonst in allen Teilen der Grammatik.

Es soll aber hier nur eine einigermaßen orientierende Umschau geboten werden, nicht eine vollständige Vorführung

des überall in üppigster Fülle entgegentretenden Materials. Kürze ist umsomehr möglich und geboten, als es sich im wesentlichen ja um nicht Unbekanntes handelt. Das Neue liegt daher allermeistens nur in der Zusammenstellung und Gruppierung des sachlich Zusammengehörigen; eingehendere Behandlung, die vermutlich mancherlei Neues, auch grundsätzlich Neues, wird hinzubringen können, überlasse ich andern. Zum Beispiel hoffe ich, daß tiefer schürfende Einzeluntersuchung, wenn sie in den von uns angedeuteten Richtungen vorgeht, uns eine klarere Einsicht bringen werde in das entwicklungsgeschichtliche Verhältnis, in dem die verschiedenen von uridg. Zeit nebeneinander hergehenden Gebrauchsweisen des Konjunktivs und des Optativs zueinander gestanden haben.

Ich habe besonders solche Erscheinungen berücksichtigt, die in mehreren idg. Sprachen in gleicher Weise entgegentreten, dabei aber durchaus nicht Wert darauf gelegt, jedesmal alle diejenigen Sprachen namhaft zu machen, in denen sich die gleiche Erscheinung vorfindet.

7.

Satzbildung im Dienste des Ausrufs. Unwillkürliche Ausrufe sind das Primitivste im Sprachleben. Sie sind reflexartige Ausdrucksbewegungen mit dem Vorstellungsinhalt, der den jeweiligen Affekt begleitet. Da sie absichtslos und mehr oder minder unbewußt hervorbrechen, sind sie zunächst 'monologischer' Art. Von dieser Art sind aber nicht etwa bloß solche interjektionale Gebilde wie *ach!*, *ei!*, *au!*, sondern auch ausgebautere Sätze sind in den Dienst des unwillkürlichen Ausrufs geraten, nachdem der Mensch im Verkehr mit seinesgleichen bereits zu einer höheren Stufe im sprachlichen Ausdruck der Gefühle und Gedanken gekommen war: so z. B. wenn einer im einsamen Zimmer für sich ausruft *donnerwetter, hab ich mich geschnitten!*[1]) Ausrufe erfolgen aber nicht

1) So sicher es ist, daß jeder Fortschritt, den die menschliche Lautsprache gemacht hat, durch das soziale Zusammenleben der Men-

nur rein mechanisch ohne Rücksicht auf Mitmenschen. Sie richten sich auch an einen andern Menschen, in welchem Falle sie Reaktionen eines Willens, Willenshandlungen (das Wort Wille in seinem landläufigen Sinne genommen) sind. Sie sind dann zugleich Zurufe. Wenn der andere dadurch zu einer Tätigkeit veranlaßt werden soll, werden sie zu Aufforderungen. Diesen letzten Fall besprechen wir besonders (§ 9).

Der Ausrufsatz ist diejenige Satzart, die am wenigsten von den andern Satzarten, wie wir sie in § 6 unterschieden haben, abgesondert werden kann. Es rührt das daher, daß man es auf diesem Gebiet am häufigsten mit Kompliziertheit der seelischen Regungen zu tun hat und bei der Interpretation des Gesprochenen so oft nicht einmal das herauszuhören ist, welches von den in einander verflochtenen Motiven der redenden Persönlichkeit das dominierende gewesen ist.

---

schen bedingt gewesen ist, so ist es doch nicht richtig, das monologische Sprechen, wie zuweilen geschieht, darum, weil es nicht als Verkehrsmittel erscheint, wie etwas anzusehen, das ganz außerhalb der eigentlichen Sprache und ihrer Geschichte steht. Zunächst haben schon bei der ersten Entstehung der Sprache zwecklose automatische Lautäußerungen dann, wenn sie von andern Menschen gehört und von ihnen so oder so verstanden wurden, deren stimmliche Äußerungen ebenso beeinflussen und sie ebenso zur Nachahmung anregen können wie die aus Mitteilungsabsicht hervorgegangenen Äußerungen. Ferner ist für das Sprechen des sprechenlernenden Kindes im Spiel mit Puppen oder im Verkehr mit Haustieren, mag man da auch von anomaler oder illusionistischer Störung des Situationsbewußtseins reden dürfen, zu beachten, daß solches Sprechen mit zu den Übungen gehört, wie sie das Kind nötig hat, um in den Vollbesitz der Sprache zu gelangen. Weiter aber wird niemand es als etwas Abnormes, Wesenswidriges im Gebrauch der Sprache brandmarken wollen, wenn sich einer Aufzeichnungen macht in der Absicht, sie nur für sich späterhin zu verwenden, wobei also dieselbe Person Sprachgeber und Sprachempfänger ist. Was im Verkehr von Mensch zu Mensch entwickelt worden ist, verliert durch Verwendung außerhalb dieses Verkehrs sein Wesen ebenso wenig wie etwa ein Messer, das zum Schneiden fabriziert worden ist, aufhört Messer zu sein, wenn man es auch einmal zum Einschlagen eines Nagels benutzt. Vgl. hierzu O. Dittrich Zeitschr. für roman. Phil. 30 (1906) S. 480.

Die primitivste, ursprünglichste Gattung der Ausrufsätze sind

1) die Interjektionen (Gefühlslautungen). Sie haben uns oben S. 21 ff. schon so weit beschäftigt, daß hier nur weniges hinzugefügt zu werden braucht.

Sie lassen sich nach verschiedenen Gesichtspunkten in Gruppen sondern, z. B. danach, ob sie unwillkürlich herauskommen, wie gewöhnlich z. B. *ach!*, *au!*, oder auf Grund eines Willensvorgangs, wie z. B. *pfui!*, oder danach, ob in ihnen eine Lust oder eine Unlustempfindung hervorbricht, vgl. etwa das S. 22 genannte *ei!* des Kindes, das etwas ihm Wohlgefälliges erblickt, und anderseits *hū!* oder *pfui!*.

Ihren Satzcharakter zeigen die Interjektionen nicht bloß in ihrem Auftreten für sich allein, als in sich geschlossene verständliche Äußerungen, sondern auch dadurch, daß sie, wie die andern Satzarten, satzverbindende Partikeln zu sich nehmen können, z. B. Goethe Ged. (Hemp.) 1, 59 *Aber ach!*, griech. Plat. Phaedr. p. 263a *ἦ γάρ?*, etwa 'nicht wahr?' (in Frageform umgesetztes versicherndes *ἦ γάρ*).

Überaus häufig bildet in allen Sprachen eine Interjektion in der Weise eine Art Einleitungssatz zu einem nachfolgenden Satz, daß sie zunächst einer Affektregung für sich Ausdruck gibt und ein sich anschließender Satz dann die Vorstellung ausdrückt, welche den Affekt begleitet, z. B. *ach! das ist schön!*, bezieh. (in einheitlicherer Aussprache) *ach das ist schön!*. Öfters aber folgt die Interjektion auch nach, oder sie wird eingeschoben, in welchen Fällen sie ihre Selbständigkeit, ihren Charakter als Satz aufgegeben hat und nur noch als Glied eines Satzes oder gar nur als Anhängsel an eine einzelne Wortform erscheint, z. B. mhd. *bliuw-ā bliu* (S. 23).

Von den mannigfachen Arten von An- und Eingliederung des aus der Interjektion bestehenden Satzes an und in andere Sätze sei hier noch genannt die Gattung der Kurzsatzformen, wie *weh mir!*, mhd. *ōwē mir!*, *ach mīnes lībes!*, lat. *vae mihi!*, *o me miserum!*. griech. *ὤ-μοι*. Die Herstellung des Kurz-

satzes (S. 17) ist hier durch die vorausgehende Interjektion wesentlich begünstigt worden: je klarer die Interjektion schon für sich die seelische Grundstimmung kundgibt, um so leichter verträgt der auf denselben Ton gestimmte Gedanke, der sich anschließt, eine die Meinung des Redenden nur andeutende sprachliche Gestaltung.

2) Der Vokativ. In welcher besonderen Seelenlage diese nominale Form, ursprünglich nur die Stammgestalt des Nomens, als Satz zu allererst angewendet worden ist, wird nicht zu ermitteln sein. DELBRÜCK Grundfragen S. 144 sagt, als Äußerung habe der Vokativ die Aufgabe, durch Nennung des Namens im Rufe die Aufmerksamkeit zu erregen. Ebenso OTTMAR DITTRICH Wundt's Philos. Stud. 19, 104, der 'gewünschte Aufmerksamkeit des Angeredeten' als die eigentliche syntaktische Bedeutung des Vokativs bezeichnet. Vielleicht ist es richtiger, nur die sprachliche Hinwendung an eine vor Augen stehende Person (oder auch Sache) im allgemeinen als 'Grundbedeutung' hinzustellen und das Zweckmotiv, als ein zwar häufig vorhandenes, aber nicht notwendig mit zu Grunde liegendes Element, beiseite zu lassen. Vom Nominativ unterschiede sich dann ursprünglich der Vokativ nur dadurch, daß er den Nominalbegriff nicht in einen syntaktischen Zusammenhang hineinzog, sondern als eine in sich abgeschlossene Äußerung frei und selbständig ließ.

Ausrufcharakter hat der Vokativ (und die so oft an seine Stelle getretene Nominativform) vor allem dann, wenn der Sprechende an das Wesen, die Eigenschaften, die Stellung der Person denkt und diese Vorstellung ihn seelisch erregt: z. B. *vater!*, etwa wenn der Sohn den Angeredeten an seine Vaterpflichten erinnern will, ferner auch entweder ein bloßes *du!* in Fällen wie bei A. Meinhardt Ein Regentag (Reclam n. 5312) S. 28 *O du!, schluchzt sie, wie oft hast du nicht sonst gesagt, du würdest alles tun für die Mutter*, oder in Verbindungen wie *du guter!, du liebes mädchen!, du schuft!*. Oder als Gefühlsausbruch *gott!, herrgott!, herrjesus!, himmel!*, lat. *pol!* usw., was alles, teils für sich allein, teils im Zusammenhang mit

Interjektionen, z. B. *ach gott!*, *o gott!*, selber geradezu interjektionale Geltung bekommen hat, so daß also der Vokativ als eine an eine konkrete Vorstellung gebundene Interjektion erscheint.

Minder groß ist die seelische Erregung im allgemeinen, wenn der Vokativ als An- und Zuruf dient. Meistens bildet er dann die Einleitung zu allerlei Arten von Äußerungen, zu Aufforderungen, Mitteilungen, Fragen u. dgl. So steht er denn zunächst voran, dann auch eingeschoben oder nachgestellt.[1]) Auch so kann er sich mit einer Interjektion verbinden. Verbreitet war so besonders die Vorausstellung von **ō*, im Griechischen (ὦ), Lateinischen (*ō*) und Keltischen (ir. *ā* und *a* geschrieben). Im Griechischen ὦ namentlich in vertraulicher Anrede, wie ὦ *φίλε*, ὦ *φίλοι*, ὦ *πέπον*. Im Lateinischen *ō* bei stärkerer Emphase, wie Cic. Arch. 10, 24 *o fortunate adulescens, qui tuae virtutis Homerum praeconem inveneris!*. Am festesten war die Verbindung, am engsten auch in lautlicher Beziehung im Irischen, z. B. *ā-fir* 'Mann!', *a-phopul* 'Volk!', *a-chossa* 'Füße!' (mit Lenierung des Anlauts des Nomens).[2]) Konventionelle Anreden, wie sie bei Ansprachen beliebt sind, z. B. *meine herrn*, griech. (ὦ) *ἄνδρες Ἀθηναῖοι*, werden bei längerer Rede gern wiederholt, sei es um die Aufmerksamkeit auf den Sprecher überhaupt wach zu halten, sei es um für eine Einzelheit der Rede die besondere Aufmerksamkeit zu erbitten.

Der Vokativ als Ausruf, Anruf, Zuruf ist der verschiedensten Tonmodulation fähig, wie natürlich auch der verschiedensten Grade der Exspirationsstärke. Dadurch tritt für den Hörenden die Grundstimmung des Sprechenden

1) Für das Altindische s. besonders Thommen Die Wortstellung im nachved. Altindischen (Gütersloh 1903) S. 7.

2) Unser hd. seit dem 13. Jahrh. auftretendes *ō* als Begleiter des Vokativs gilt als Latinismus. Vielleicht hat aber der Latinismus nur darin bestanden, daß ein schon von älterer Zeit her vorhandener echt germanischer Gebrauch der Interjektion vor Vokativen durch das Lateinische größere Verbreitung gewonnen hat.

meistens weit klarer hervor als sie sich dem Lesenden zu enthüllen vermag. Mit der Tonart verbinden sich, worauf schon S. 12 f. hingewiesen ist, oft Dehnungen des sonantischen Elements der Schlußsilbe. Bei uns wird in Namen wie *Otto*, *Emma* der Schlußvokal namentlich dann stark gedehnt[1]), wenn der Angeredete weitab ist, oder auch wenn er auf ein erstes Anrufen nicht reagiert hat und nun erneut angerufen wird. Im Altindischen wurde nach den Angaben der Nationalgrammatiker im Vokativ 'Pluti' angewandt beim Ruf aus der Ferne, bei Androhung und im ersten von zwei gleichlautenden Vokativen im Satzanfang, wenn Neid, Lob, Ärger oder Tadel ausgesprochen werde — was lauter Gelegenheiten sind, in denen solcher Quantitätszuwachs auch bei uns oft statthat; bei den in der älteren Literatur handschriftlich überlieferten vokativischen Plutierungen ist freilich der besondere Anlaß nicht immer erkennbar, z. B. ŚB. 14, 9, 1, 1 *tám udī́kṣyābhy ùvāda kúmārā́3 íti sá bhṓ3 íti práti śuśrāva* 'nachdem er ihn erblickt hatte, redete er ihn an: „Knabe!“, der antwortete: „Herr!“' Im Kleinrussischen wird, wie Hanusz Über die Betonung der Substantiva im Kleinruss., Leipzig 1883, S. 36 bemerkt, im Vokativ beim lauten Nachrufen gewöhnlich die letzte Silbe gedehnt, so daß sie betont zu sein scheine, z. B. *paníčū* (Hanusz vergleicht damit lit. *ponè*, *dëvè*, *akẽ*, *sūnaũ* u. dgl.). Die Plutierung des Vokativs — wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck auch für andere Sprachen als das Altindische anzuwenden — ist bei uns oft mit Ansteigen der Stimme in der letzten Silbe verbunden. Das ist das Kennzeichen der Spannung, mit der der Redende Reaktion vonseiten des Angerufenen erwartet.

Die verschiedenen Akzentuierungsarten des alten Vokativs sind überall auf die nominativischen Formen übergegangen, so weit diese für die Vokativform eingetreten sind. Daher z. B. im Altindischen *dyaùḥ* d. i. *díyauḥ* 'o Himmel' neben *dyaúḥ* 'der Himmel'. Ob der Nominativ im Plural und Dual

1) Ich las diese Dehnung in einer humoristischen Erzählung durch die Schreibung *Ottoooo!* dargestellt.

von Anfang an nur nominativische Funktion gehabt hat und erst sekundär auch vokativisch benutzt worden ist, ist nicht zu wissen. Vermutlich enthalten aber die betreffenden Formen überhaupt kein Kasus-, sondern nur ein Numeruszeichen, wie auch z. B. die singularischen Nominative griech. *θεά*, ai. *dēvī* ohne Nominativendung sind. Betonungsunterschiede zwischen Nominativ und Vokativ im Plural und Dual sind, so weit wir rückwärts zu schauen vermögen, ebenso alt wie die Betonungsunterschiede im Singular, vgl. z. B. ai. Nom. Plur. *dēvā́ḥ* ('Götter'), Vok. Plur. *dḗvāḥ*.

In die Tonlage des Vokativs, sei es des alleinstehenden oder des mit vorausgehender Interjektion verbundenen, werden gewöhnlich Genitive, Adjektive und was sonst etwa sich dem vokativischen Substantiv enger anschließt mit hineingezogen, z. B. *du lieber himmel!* Im Ai. bekundet sich das in der Schreibung wenigstens hinsichtlich der Exspirationsstärke: der Vokativ mit seinem Zusatz zusammen steht im Satzanfang unter éinem Akzent auf der ersten Silbe des ersten Wortes, z. B. *rā́jan sōma, sṓma rājan, páñca janāḥ*, während in andrer Stellung die ganze Gruppe gleich dem alleinstehenden Vokativ unakzentuiert ist, z. B. RV. 1, 11, 2 *sakhyḗ ta indra vājíno mā́ bhēma śavasas patē* 'in deiner, des kräftigen, Freundschaft, o Indra, sollen wir uns nicht fürchten, Herr der Stärke'.

3) Der Ausruf kleidet sich in die Form des einfachen Aussagesatzes, namentlich bei Verwunderung. So nhd. *der ist groß!*, *der kann schreien!*, Rosegger Das lichte Land (Leipzig 1917) S. 248 *Meister Lucian Fluribus war der musterschuster in Trumbach. Das gab stiefel!* Oft auch mit vorausgeschickter Interjektion, wie *ei, das ist schön!* So überall in unsern idg. Sprachen.[1])

---

1) Beiläufig eine Bemerkung über die altertümliche Wortstellung in nhd. Ausrufungssätzen wie Mos. 1, 26, 27 (Luther) *hasset ihr mich doch!* oder *ist der dumm!*, *bist du groß geworden!*, *wurde der mensch zornig!* (vgl. Erdmann Grundz. 1, 187). Gegenüber der im schlichten Aussagesatz üblich gewordenen Wortstellung *(der mensch wurde zornig)* und der Satzformung mit *es* vor dem Verbum *(es wurde der mensch*

Dazu überall auch Kurzsätze, wo denn je nach der Situation die Betonung verschieden ist. Nhd. *ein hase!*, *dieser dummkopf!*, *sieg!*, *ich armer!*, lat. Ter. Ad. 304 *hocine saeculum!*, griech. δ 292 *ἄλγιον· οὐ γάρ οἵ τι τά γ' ἤρκεσε λυγρὸν ὄλεθρον* 'recht schlimm!, denn dies hat ihm in keiner Weise das böse Verhängnis abgewehrt'. Auch mit einleitender Interjektion, wie *ei, ein hase!*, mhd. Parz. 326, 28 *ach ich arm unsaelec man!*

Solche Kurzsätze haben vielfach den Charakter von Interjektionen bekommen. So nhd. *leider!*, ursprünglich Komparativ des Adjektivs *leid*. Lat. *malum*, besonders oft in Fragesätze eingeschoben, bei zorniger Erregung, etwa wie bei uns *zum donnerwetter!* (*wo zumdonnerwetter bleibst du denn?*), *zum kuckuck!* u. dgl.: Plaut. Amph. 403 *quid — malum — non sum ego servos Amphitruonis Sosia?*, Cic. off. 2, 15, 53 *quae te — malum — ratio in istam spem induxit?* Ai. *kaṣṭam*, etwa 'weh!', Neutr. zu *kaṣṭáḥ* 'schlimm, arg', auch *dhikkaṣṭam* mit der Interjektion *dhik* (P. W. 2, 191). Lett. *te pa galam!* bei getäuschter Erwartung, 'jetzt ist's am Ende!, da haben wir's!' —

Eine Grenzlinie, von der an man einer in lebhafterer Stimmung geäußerten Aussage den Charakter des Ausrufungssatzes zuzusprechen habe, ist naturgemäß nicht zu ziehen. Daher das starke Schwanken, das man im Gebrauch des Ausrufezeichens in diesem Fall beobachtet.

4) Daraus, daß Staunen und Verwunderung Unsicherheit, Zweifel, Verlegenheit in sich schließt, erklären sich die Ausrufungen in Form des Fragesatzes. Besonders oft erscheint diese Ausdrucksweise, wenn Unwille, Mißbilligung, Entrüstung sich zugesellt. Nhd. *du bist schon wieder zurück?!*, *so früh*

zornig) hat hier der Ausrufcharakter ebenso isolierend und konservierend gewirkt, eine in alter Zeit weiter verbreitet gewesene Wortstellung ebenso geschützt, wie es in der lebhaften Erzählung deren psychischer Grundcharakter getan hat, z. B. Joh. 4, 9 (Luther) *spricht zu ihm das weib*. Vgl. Sütterlin Die d. Spr. der Gegenw.[4] 290f., Verf. Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1917, 5. Heft, S. 44 f.

schon auf?!, ich ein lügner?!, ha! bist du's, verräter?! Lat. Plaut. Mil. 829 L. *Non prompsi.* P. *Negas?!*, Curc. 41 *etiam taces?!*, Pers. 275 *scelerate, etiam respicis?!*, Amph. 813 *vir ego tuos sim?!* 'ich soll dein Mann sein?!', besonders auch, wenn eine Zumutung, etwas zu tun, zurückgewiesen wird, wie Bacch. 627 P. *non taces insipiens?* M. *taceam?!* 'ich soll schweigen?!', Mil. 496 S. *vicine, ausculta, quaeso.* P. *ego auscultem tibi?!* (A. R. Anderson Repudiate Questions in Greek Drama and in Plautus and Terence, Transact. of the Amer. Philol. Ass. 44 (1913) S. 43 ff., Kühner-Stegmann Ausf. Gramm. 2, 501 f., Bennett Synt. of early Lat. 1, 25, Schmalz Lat. Synt.[4] 472). Vgl. Imme Die Fragesätze 2 (Progr. von Cleve 1881) S. 11 f., Paul Prinz.[4] 137.

5) Die $q^{u}o$- und die *i̯o*-Sätze als Ausrufe. Es handelt sich hier um Sätze, die mit Formen der Pronominalstämme *$q^{u}o$- (bezieh. *$q^{u}i$-, *$q^{u}u$-) und **i̯o*- eingeleitet sind, die mit $q^{u}o$-Formen sind von Haus aus teils unabhängige teils abhängige Sätze, die mit **i̯o*-Formen, da dieses Pronomen in diesem Fall nur älteres Relativum gewesen sein kann, zunächst immer abhängige Sätze gewesen. Gemeinsam ist allen diesen Satzgestaltungen die Grundstimmung, aus der sie fließen, im wesentlichen freudige oder unfreudige Verwunderung, und gemeinsam deshalb auch die Betonungsart; für vergangene Zeiten läßt sich das letztere freilich nur vermuten.

Bezüglich der Entwicklung dieser Ausrufungssätze erheben sich mehrere Schwierigkeiten, die uns nötigen, auf sie etwas ausführlicher einzugehen.

Klar ist zunächst die Entstehungsgeschichte der *i̯o*-Ausrufsätze, wie sie im Altgriechischen und im Slavischen vorliegen.

Griech. Beispiele: α 410 *οἷον ἀναΐξας ἄφαρ οἴχεται* 'wie er aufgesprungen und hurtig davongegangen ist!', Plat. Euthyphr. p. 15e *οἷα ποιεῖς, ὦ ἑταῖρε.* Meist im Anschluß an an einen Vokativ, eine Interjektion u. dgl.: Φ 441 *νηπύτι', ὡς ἄνοον κραδίην ἔχες*, Soph. Ant. 572 *ὦ φίλταθ' Αἷμον, ὥς σ' ἀτιμάζει πατήρ*, Ai. 923 *ὦ δύσμορ' Αἴας, οἷος ὢν οἵως ἔχεις*, α 32 *ὢ πόποι, οἷον δή νυ θεοὺς βροτοὶ αἰτιόωνται.*

Dieselbe Gattung von Relativsätzen findet sich auch im Anschluß an Worte, die selbst Verwunderung bezeichnen, wie *α* 382 *Τηλέμαχον θαύμαζον, ὃ θαρσαλέως ἀγόρευεν* 'sie bewunderten den T., was er kühn redete', Plat. Civ. p. 350d *μετὰ ἱδρῶτος θαυμαστοῦ ὅσου*, vgl. auch Herodot 3, 113 *ἀπόζει δὲ τῆς χώρης τῆς Ἀραβίης θεσπέσιον ὡς ἡδύ* 'es duftet von Arabien her, unaussprechlich wie lieblich', Plat. Charm. p. 155c *ἐνέβλεψέ μοι τοῖς ὀφθαλμοῖς ἀμήχανόν τι οἷον*. Noch weiter als in den letztgenannten Fällen ist die Einverleibung gegangen in solchen Sätzen wie Plat. Phaed. p. 63a *ἄνδρες σοφοὶ ὡς ἀληθῶς* (vgl. KÜHNER-GERTH Ausf. Gramm. 2, 415 f.). Über die besondere Art der Satzbetonung in den verselbständigten Sätzen mit *ὡς*, *οἷος* usw. ist nichts überliefert; sicherlich war aber die Tonmodulation, wo keine Einverleibung stattgefunden hat, nicht wesentlich verschieden von der in nhd. *wie kalt es heut ist!* Und mit dieser nhd. Satzart mit Nebensatzstellung des Verbums ist die griechische innerlich auch insofern enger verwandt, als auch im Griechischen der Charakter als untergeordneter Satz noch lange muß empfunden worden sein. Übrigens kommt es nicht darauf an, ob man diese *i̯o*-Sätze zu den Relativsätzen oder zu den indirekten Fragesätzen rechnet. Denn zwischen beiden ist in der historischen Gräzität ebenso wenig mehr scharf zu scheiden wie im Altindischen (vgl. z. B. RV. 1, 170, 3 *vidmā́ hí tē yáthā mánaḥ* 'wir wissen ja, wie deine Gesinnung ist', DELBRÜCK Vergl. Synt. 3, 431 f.).

Von dem in alexandrinischer Zeit im staunenden Ausruf für *ὅς* eingetretenen *τίς* wird unten zu sprechen sein.

Im Slavischen treten Relativ- und *q^{u}o*-Pronomen im Ausruf beide schon in aksl. Zeit auf. Mit *je-* z. B. aksl. Psalt. Sin. 8, 2 *gospodi našь, jako čjudьno imę tvoje po vьseji zemli* 'unser Herr, wie herrlich dein Name über die ganze Erde hin ist!', 103, 24 *jako vьzveličišję sję děla tvoja, gospodi!* 'wie erhaben deine Werke sind, Herr!'; poln. *jak wielki jest Bog!* S. VONDRÁK Vergl. Slav. Gramm. 2, 294 f. Über die *ko*-Sätze unten.

Im Griechischen und Slavischen handelt es sich also um selbständig gewordene Relativsätze.[1] Wo nun q^uo- für *io*-Formen erscheinen, fragt es sich, ob und wie weit man es mit alten Hauptsätzen zu tun hat oder mit alten Nebensätzen und weiter im letzteren Fall, ob und wie weit mit indirekten Fragesätzen oder, wenn das q^uo-Pronomen zugleich die Bedeutung als Relativum bekommen hatte, mit Relativsätzen.

Wie im Nhd. heute die Hauptsätze *wie teuer ist das!* und *wie teuer ist das?* oder *wie viel hast du verloren!* und *wie viel hast du verloren?* in der Bedeutung verschieden sind, so muß das auch schon in uridg. Zeit gewesen sein. Denn diese Gegensätzlichkeit findet sich außer im German. seit ältester Zeit im Arischen, Italischen, Baltisch-Slavischen und wohl auch im Griechischen. Daß auch die Satzbetonung überall von Anfang an verschieden war, wie sie es überall in denjenigen modernen Sprachen ist, die diese Satzdoppelheit noch aufweisen, läßt sich zwar historisch nicht nachweisen, ist aber durchaus wahrscheinlich. Nun leiten WEGENER Grundfr. 64f., PAUL Prinz.⁴ 138, v. d. GABELENTZ Die Sprachwissenschaft 310 u. andre die Ausrufbedeutung aus der Fragebedeutung her, und zwar soll die sogen. rhetorische Frage (vgl. § 13, 4) die nächste Grundlage für den Ausruf gewesen sein. Psychologisch ist das aber wenig wahrscheinlich. Der Interrogativgebrauch der q^u-Pronomina stammt sicher aus uridg. Zeit (§ 14), aber aus dieser stammt auch der exklamative Gebrauch dieser Pronomina, und da fragt es sich doch, ob nicht die exklamative Anwendung, der Gebrauch mit Verwunderungston, an der Spitze der ganzen Gebrauchsentwicklung gestanden hat. Daß dies der Fall war, ist die Ansicht von TH. IMME a. a. O. 1, S. 19ff.: er führt hier die sämtlichen Formen der q^u-Pronomina auf eine uridg. Interjektion der Verwunderung „**ka!*“ (heute würde man hierfür eher **q^ua!*, bezieh. **q^ue!* oder **q^uo!* schreiben) zurück und vergleicht sie mit unserm nhd.

1) An dieser Auffassung macht mich nicht irre, was A. DITTMAR Syntakt. Grundfr. 63ff. gegen sie vorbringt. Vgl. E. HERMANN Griech. Forsch. 1, 1f. 328.

bei Staunen hervorbrechenden *ha!*[1]) Daß eine mit *q*ᵘ- beginnende Interjektion zu Grunde gelegen hat, ist auch mir wahrscheinlich. Doch will ich auf diese Vermutung kein Gewicht legen. Jedenfalls ist es von psychologischer Seite her weit wahrscheinlicher, daß die Anwendung in Sätzen verwunderten Ausrufs, wenn man in Verlegenheit und Unsicherheit etwas, das einem gegenübertritt, bestaunt, die Grundlage für die Anwendung in einfachen Fragen (und damit zugleich für den Gebrauch als Indefinitum) gewesen ist als das Umgekehrte. Man lese die eingehenden Betrachtungen von IMME hierüber, die mich wenigstens überzeugt haben (wenn man sich auch in manchem Punkt heute etwas anders auszudrücken hätte als IMME). Wegen der sogen. indefiniten Bedeutung begnüge ich mich mit Hinweis auf DELBRÜCK Vergl. Synt. 1, 510 ff., WEGENER a. a. O. 76 und CAUER Grammatica militans[3] 214.

Beispiele für den exklamativen Gebrauch sind folgende. Für das Indische kommen Sätze in Betracht wie Śāk. 117, 3 Burkh. *kį nu khalu gītārtham ākarṇyēṣṭajanavirahād ṛtē 'pi balavad utkaṇḍitō 'smi* 'wie bin ich doch, nachdem ich des Gesanges Inhalt vernommen, auch ohne Trennung von der Geliebten höchst sehnsuchtsvoll!', 20, 20 prākr. *kāō vaą parittādu̧ (kē āvą paritrātum)* 'wer sind wir, um beschützen zu können!'. Ferner die Komposita mit *kim-*, *ku-*, *kō-*, *kavā-*, *kad-*, *kā-*, wie *kim-puruṣá-* 'Mißgeschöpf, Kobold', *ku-cará-* 'gewaltig schreitend', *ku-varṣa-* 'Platzregen', *kat-payá-* 'schrecklich anschwellend', *ka-pūya-* 'sehr, arg stinkend', wozu aus dem Avestischen *kū-nā̊ⁱrī-* 'schlechtes Weib, Hurenweib'. Ursprünglich waren das Ausrufe des Staunens: 'was für ein Geschöpf!' usw., die mit der Zeit, ähnlich wie im Griechischen die einstens exklamativen ὡς ἀληθῶς, ὡς ἑτέρως u. dgl., andern Sätzen einverleibt worden waren. S. WACKERNAGEL Altind. Gramm. 2, 1, 82 ff. Psychologisch begreift sich leicht, daß sich die Auffassung gewöhnlich in malam partem wandte,

1) IMME denkt an etymologische Identität seines **ka!* mit diesem *ha!*. Das ist sicher unrichtig.

Verwunderung eine größere Rolle spielte als Bewunderung. Zur Verbindung dieser pronominalen Präfixe mit Substantiva vgl. nhd. *unmensch, unmasse*, griech. *Δύσ-παρις* u. dgl. Wie W. Schulze KZ. 33, 243 f. erkannt hat, hatte auch das Griechische diese Kompositionsart in böot. *πού-λῑμος* 'Heißhunger' (woran sich der Personenname *Πυλιμιάδας* angeschlossen hat). In IF. 39 habe ich aus dem Griechischen weiter noch dazugestellt *σα-φής σα-φηνής*, ursprünglich 'wie klar!', dann 'sehr klar', das mit *Τί-τυρος* gleichbedeutende und mit *τύλος* 'Penis' (zu *tū-* 'schwellen, strotzen') zu verbindende *Σά-τυρος*, ursprünglich 'was für einen Penis habend!'[1]), *σά-βυττος* 'weibliches Schamglied' neben gleichbedeutendem *βύττος βύσσος* (zu *βυσσός* 'Tiefe'); *σα-* = meg. *σά* ion. *σσά* att. *ττά*, Plural zu *τί*, identisch mit lat. *quia* (*quianam?* 'weswegen? warum?'), dem Plural zu *quid*. Weiterer Einzelheiten wegen verweise ich auf den genannten Aufsatz in den IF.

Das Griechische verwandte also ebenfalls einmal die q^{u}-Pronomina im Ausrufsatz. Seit Homer erscheint dafür der verselbständigte relativische Nebensatz mit **i̯o-*. Und wenn im hellenistischen Griechisch (in gewissen Dialekten wohl auch schon früher) für *ὅς* auch *τίς* in Ausrufungssätzen neu aufgekommen ist, wie es dann bis ins Neugriechische in dieser Anwendung verblieben ist (z. B. *τί ζωὴ χαρούμενη*! 'was für ein frohes Leben!', *τί καλά*! 'wie schön!'), so ist das in syntaktischer Hinsicht keine Rückkehr zu jener urgriechischen Weise von *πού-λῑμος, σα-φής* usw. Vielmehr beruht es auf Verselbständigung von Nebensätzen und zwar auf der bekannten Vermischung der Relativ- mit den indirekten 'Fragesätzen' (Brugmann-Thumb Griech. Gramm.[4] 646).

Als unmittelbare Fortsetzung der uridg. q^{u}-Sätze dürfen auch angesehen werden die germanischen Ausrufsätze mit Formen von *$^{*}q^{u}o$-* (got.) *ƕa-*. Z. B. Matth. 7, 14 *ƕan aggwu þata daur jah þraihans wigs sa brigganda in libainai!* 'ὅτι

---

1) Vgl. ved. *ká-pr̥th-* und *ka-pr̥thá-* 'Penis', ursprünglich 'wie sich ausdehnend!', 'sich sehr ausdehnend', zu *prath-* (Johansson IF. 14, 312).

(v. l. *τί*) *στενὴ ἡ πύλη καὶ τεθλιμμένη ἡ ὁδὸς ἡ ἀπάγουσα εἰς τὴν ζωήν*' (Vulg. *quam angusta* etc.), ahd. Otfr. 2, 6, 39 *waȝ er, lēwes, wunni!* 'was hätte er doch, ach, erreichen können!', Notk. Boeth. 1, 1 *ah ze sēre, wio ubilo er die wēnegen gehōret!*, mhd. Nib. 19 *wie sēre si daȝ rach!* Im Nhd. begegnet ebensowohl die Wortstellung der unabhängigen Sätze, z. B. *wie kalt ist's heute!*, *was hat er schon durchgemacht!*, wie die der abhängigen Sätze, z. B. *wie kalt es heute ist!*, *was er schon durchgemacht hat!*, eine Doppelheit, die bei den zeitwortlosen Kurzsätzen wie *wie kalt!*, *welche zähigkeit!* natürlich nicht hervortreten kann. Da fragt es sich denn, wie lange das Germanische den ursprünglichen unabhängigen Ausrufsatz mit *q^{u}o-* festgehalten hat und wo und wann man bei dieser Art Ausruf zur Nebensatzform gekommen ist. Die Untersuchung dieser Frage muß ich andern überlassen. Nur folgendes sei dazu bemerkt. Nach dem, was S. 19 f. dargelegt wurde, ist mir wahrscheinlich, daß Empfindung für abhängigen Satz sich zunächst da eingestellt hat, wo dem Ausrufsatz eine gleicher Stimmung entsprungene Interjektion vorausging, wie Nib. 22 *hei, waȝ er sneller degene ze den Burgonden vant!*, Heinr. v. Freiberg 1604 *hiu, waȝ man ritterschefte pflac in dem tan!*, Ulrich von Türheim 540, 13 *ahī, wie wol si kunden küssen mit den munden!*. Hierbei wirkten assoziativ ein die Nebensätze mit dem *q^{u}*-Pronomen, welche von Verba des Sichwunderns, Hörens usw. als sogen. indirekte Fragesätze abhingen: so schon im Gotischen Luk. 1, 21 *jah sildaleikidedun, ƕa latidedi ina in þizai alh* 'und sie wunderten sich, was ihn in dem Tempel aufhalte', Mark. 3, 8 *gahausjandans, ƕan filu is tawida* 'welche hörten, wie viel er verrichtete'. Vollends gewann der Nebensatzcharakter dann noch eine Stütze da, wo die *q^{u}*-Formen auch noch die Geltung als Relativpronomina bekamen.

Im Slav. erscheinen gleichzeitig *ko*-Formen mit *i̯o*-Formen im Ausruf: aksl. Matth. 7, 14 *kolь ǫzъka vrata i těsnъ pǫtь vъvodęjь vъ životъ!* '*ὅτι* (v. l. *τί*) *στενὴ ἡ πύλη καὶ τεθλιμμένη ἡ ὁδὸς ἡ ἀπάγουσα εἰς τὴν ζωήν*', Psalt. Sin. 30, 20 *kolь* (Cod.

Bucur. *jako) mъnogo množьstvo blagosti tvojeję, gospodi!*'; nbulg. *kakvi čudesa ne stavatъ na světa!*, aruss. *koliká ti radostь!* (vgl. Vondrák Vergl. Slav. Gramm. 2, 294 f.). Daß sich auch hier Nebensatzcharakter eingestellt hat, ist wegen der Verselbständigung der *i̯o*-Satzform im Ausruf wahrscheinlich. Doch vermag ich über den Umfang dieser Erscheinung nichts zu sagen.[1])

Im Lateinischen herrschen die q^{u}-Pronomina schon seit Beginn der Überlieferung gleichmäßig in unabhängigen Ausrufsätzen, in Ausrufsätzen hinter interjektionalen Ausdrücken, in direkten und indirekten Fragesätzen und im Relativsatz. Daher ist der Entwicklungsgang, den die Ausrufungssätze genommen haben, nicht mehr zu enthüllen. Ter. Ad. 555 *quae haec est miseria!*, Phorm. 511 *quam indignum facinus!*, Eun. 730 *vah, quanto nunc formosior ! videre mihi quam dudum!*, was ebenso wohl mit 'ach, wie viel schöner erscheinst du mir jetzt als vorher' wie mit 'ach, wie viel schöner du mir jetzt als vorher erscheinst!' übersetzt werden darf, H. T. 250 *vae misero mihi, quanta de spe decidi!*, Eun. 472 *en eunuchum tibi, quam liberali facie, quam aetate integra!* Daneben z. B. Ter. Hec. 90 *non dici potest, quam cupida eram huc redeundi* und das den griech. *θαυμαστόν, θαυμάσιον* entsprechende *mirum* in Sätzen wie Liv. 2, 1, 11 *id mirum quantum profuit ad concordiam civitatis*, Cic. Att. 13, 40, 2 *mirum quam inimicus ibat* (Kühner-Stegmann Ausf. Gramm. 1, 13 f.). Der Charakter als abhängiger Satz tritt deutlich erst seit Einführung des Konjunktivs für den Indikativ in die Erscheinung, z. B. Liv. 1, 16, 8 *mirum, quantum illi viro nuntianti haec fides fuerit.* Vgl. Kroll Glotta 3, 5.

Im Baltischen liegen die Verhältnisse wie im Lateinischen, da **i̯o*- im Ausrufsatz fehlt. Alte unabhängige Ausrufungssätze können noch sein solche wie lit. *kẽk menkaĩ tù iszléi-*

1) Über das chronologische Verhältnis der *i̯o*- und der *ko*-Formen im allgemeinen im Baltisch-Slavischen s. E. Hermann Über die Entwickl. der litau. Konjunktionalsätze, Jena 1912, S. 84 ff.

dai! ʻwie wenig hast du verausgabt!' (oder ʻwie w. du verausgabt hast!'), *kõks, ãklas àsz buvaũ!* ʻwie blind war ich!' (oder ʻwie bl. ich war!').

6) Wie im Ausruf abhängige Sätze sich verselbständigen, so sind im Griechischen und Lateinischen auch Infinitivkonstruktionen selbständig geworden. In sie kleiden sich Äußerungen von Unwillen, Ärger, Betrübnis u. dgl., weshalb dieser Infinitiv auch Infinitivus indignantis genannt wird.

Solche Infinitive hingen zunächst von verbalen Ausdrücken ab, die die betreffende Gemütsstimmung bezeichneten, z. B. Plaut. Capt. 600 *crucior lapidem non habere me, ut illi mastigiae cerebrum excutiam* (vgl. Lindsay Syntax of Plautus 75).

Brauchte hiermit nun noch keine Affektbetonung der Infinitivkonstruktion verbunden zu sein, so wurde dagegen der Infinitiv in diese Betonungsart sicher hineingezogen, wenn mit dem Infinitiv ein selbst schon interjektionaler oder überhaupt affektischer Ausdruck, gewöhnlich ihm unmittelbar vorausgehend, verbunden war. Menand. K. 402, 10 *οἴμοι, Κρωβύλην λαβεῖν ἐμέ*, Soph. Ai. 410 *ὦ δυστάλαινα, τοιάδ' ἄνδρα χρήσιμον φωνεῖν*, Aeschyl. Eum. 837 *ἐμὲ παθεῖν τάδε, φεῦ, ἐμὲ παλαιόφρονα κατά τε γᾶς οἰκεῖν ἀτίετον*, ohne interjektionale Einleitung Demosth. 21, 209 *τοῦτον δὲ ὑβρίζειν, ἀναπνεῖν δέ* (Kühner-Gerth a. a. O. 2, 23, Stahl Krit.-hist. Synt. 660f.). Plaut. Epid. 521 *ei, sic data esse verba!*, Capt. 945 *vae misero mihi, propter meum caput labores homini evenisse!*, ohne interjektionale Einleitung Cas. 89 *non mihi licere meam rem me solum ut volo | loqui atque cogitare sine ted arbitro!*, Bacch. 66 *penetrare huius modi in palaestram!* (Kühner-Stegmann Ausf. Gramm. 1, 719f., Schmalz Lat. Synt.[4] 434f., Bennett Synt. 1, 423ff.).

Entwicklungsgeschichtlich lassen sich mit diesen infinitivischen Ausrufsätzen unsere nhd. Sätze mit *daß* vergleichen, wie *daß mir das passiert ist!* neben *ei (ach), daß mir d. p. i.!* und neben *ich ärgere mich, d. m. d. p. i.*

Im Griechischen tritt vor die Infinitivkonstruktion häufig *τό*, z. B. Soph. Phil. 234 *ὦ φίλτατον φώνημα· φεῦ τὸ καὶ λα-*

βεῖν | πρόσφθεγμα τοιοῦδ' ἀνδρὸς ἐν χρόνῳ μακρῷ 'o willkommner Laut! ach, daß man nach so langer Zeit auch nur die Anrede eines solchen Mannes (eines Griechen) erhält!', Eur. Alk. 832 *ἀλλὰ σοῦ, τὸ μὴ φράσαι* 'o über dich, daß du mir nichts gesagt hast!', Aristoph. Nub. 819 *τῆς μωρίας, τὸ Δία νομίζειν τηλικουτονί* 'die Torheit, daß einer in solchem Alter an Zeus glaubt!' (Kühner-Gerth a. a. O. 2, 46). Durch *τό* erscheint hier, wie sonst, der in der Infinitivkonstruktion liegende Gedanke einheitlich substantivisch zusammengefaßt, und die Form des Ausrufungssatzes ist der unter 3) S. 35 genannten Kurzsatzform angenähert.

Im Lateinischen zeigt die Infinitivkonstruktion oft *-ne*, wie Plaut. Curc. 695 *hocine pacto me abripi!*, Ter. Andr. 253 *tantamne rem tam neclegenter agere!*, Eun. 225 *adeon homines immutarier!* Dieses *-ne* ist dasselbe Element, das in *ego-ne, tū-ne, hici-ne* u. dgl. in beliebigen Satzgattungen auftritt, wo es affirmativen Sinn hatte, z. B. Plaut. Curc. 139 *tibine ego, si fidem servas mecum, vineam pro aurea statua statuam* (Warren Am. Journ. of Phil. 2, 50f., Persson IF. 2, 217f., Verf. Grundr. 2^2, 3, 996).

8.

Satzbildung im Dienste des Wunsches. Reflektiert man bei einem Wollen und Begehren einfach auf Verwirklichung des Vorstellungsinhalts, der sich mit dieser seelischen Regung verbindet, so redet man von Wunsch. Dem Wunschsatz steht der Aufforderungssatz nahe. Sie unterscheiden sich dadurch, daß bei der Aufforderung über das einfache Wünschen der Verwirklichung hinaus diese durch einen Angeredeten oder andern Anwesenden oder wenigstens durch deren Beihilfe erwartet wird. Die Grenze zwischen Wunsch und Aufforderung ist für den Hörer naturgemäß häufig fließend und die Interpretation des Gesprochenen im Hinblick auf die Grundstimmung des Sprechenden daher oft zweifelhaft.

Auch hier sehen wir uns zunächst nach den Mitteln um, die seit alter Zeit in unsern idg. Sprachen zum Ausdruck der

hier in Rede stehenden besonderen Grundstimmung zur Verfügung gestanden haben. Als ältestes formales Ausdrucksmittel ist

1) die sogen. Optativform von der Gattung der griech. *φέροι* und *εἴη* zu nennen.

Diese Formation zeigt seit uridg. Zeit neben der Wunschbedeutung zugleich potentiale Bedeutung (*εἴη* etwa 'das mag sein'). Es ist möglich, daß der letztere Gebrauch der ursprünglichere war und aus ihm die Wunschbedeutung hervorgegangen ist. Das könnte u. a. so geschehen sein, daß interjektionale Ausdrücke des Wünschens sich der potentialen Verbalform bedient und so ihr ihre besondere Art mitgeteilt haben. Aber auch der umgekehrte Entwicklungsgang ist wohl denkbar, und er wird von der Mehrzahl der Sprachforscher, mit größerer oder geringerer Bestimmtheit, angenommen. (Wenn man hierfür sich entscheidet, darf man fragen, ob nicht das Bildungselement dieses Modus *-iē-* : *-ī-* ursprünglich eine Wunschinterjektion gewesen ist.) Endlich ist aber auch zu erwägen, ob weder der potentiale noch der wünschende Sinn an der Spitze der Gebrauchsentwicklung gestanden hat, sondern eine dritte Gebrauchsweise, aus der diese beiden Bedeutungen abgeleitet wurden und die in der historischen Zeit unserer Sprachen verloren gegangen ist.

Jedenfalls ist man zu der Annahme voll berechtigt, daß der Wunschgebrauch des Optativus aus uridg. Zeit mitgebracht war, ferner, daß die so gestalteten Wunschsätze in uridg. Zeit auch schon eine eigene Tonmodulation hatten. Sicher konnte der Wunschsatz damals auch schon von Interjektionen und mit ihnen verwandten Ausdrücken begleitet sein, namentlich so, daß diese vorangingen, nach Art von nhd. *ach, wär' ich gesund!*

Beispiele. Ai. RV. 7, 59, 12 *mr̥tyṓr mukṣīya* 'ich möchte vom Tode frei werden' oder 'möcht' ich vom Tode frei werden!', TS. 1, 7, 1, 3 *yá kāmáyētāpaśúḥ syād íti* 'derjenige, von dem er wünscht: möcht' er ohne Herde sein!', RV. 8, 18, 22 *yḗ cid dhí mr̥tyubándhava ā́dityā mánavaḥ smási prá sū́ na*

āyur jīvásē tirētana 'möchtet ihr, A., das Leben von uns Menschen, die wir dem Tode verwandt sind, verlängern!'. Σ 98 *αὐτίκα τεθναίην* 'ich möchte sofort tot sein', 'wäre ich sofort tot!'. Soph. Ai. 550 *ὦ παῖ, γένοιο πατρὸς εὐτυχέστερος* 'Kind, möchtest du glücklicher werden als dein Vater!' Got. Röm. 15, 5 *iþ guþ þulainais jah þrafsteinais gibai izwis þata samo fraþjan* 'ὁ δὲ θεὸς τῆς ὑπομονῆς καὶ τῆς παρακλήσεως δῴη ὑμῖν τὸ αὐτὸ φρονεῖν', Luk. 20, 16 *nis-sijai* 'μὴ γένοιτο', ahd. Otfr. Lud. 5 *themo sī iamer heili* 'ihm sei immer Heil!', mhd. Iw. 5997 *got grüeȥe iuch!*, Walth. 75, 8 *ōwē, gesæhe ichs* (= *ich si*) *under krone!*, Nib. 983 *ei, wolde got der wāre!*, nhd. *hätt' ich doch einen totenschein!*, *lang lebe der könig!*. Im Lat. erscheinen infolge des Synkretismus zwischen Konjunktiv und Optativ auch alte Konjunktivformen: Plaut. Aul. 182 *salnos atque fortunatus, Euclio, semper sies*, Cic. Mil. 34, 93 *valeant cives mei, valeant, sint incolumes, sint florentes.*

Im Griech. und im Lat. trifft man als Einleitung des Wunschsatzes sehr häufig *εἰ, εἰ γάρ, εἴθε, αἰ, αἰ γάρ, αἴθε* und *ut, uti-nam*. So z. B. γ 205 *αἰ γὰρ ἐμοὶ τοσσήνδε θεοὶ δύναμιν περιθεῖεν, | τείσασθαι μνηστῆρας*, Λ 670 *εἴθ' ὣς ἡβώοιμι βίη τέ μοι ἔμπεδος εἴη, ὡς ὁπότ' κτλ.*, Soph. O. R. 863 *εἴ μοι ξυνείη φέροντι μοῖρα τὰν ἁγνείαν λόγων*, Ter. Ad. 713 *ut, Syre, te cum tua | monstratione magnus perdat Juppiter!*, Plaut. Amph. 632 *utinam di faxint!*. Diese Partikeln hatten wahrscheinlich von Haus aus keine interjektionale Natur, hatten dem Satz auch nicht einen Nebensatzcharakter gegeben, sondern dienten, ähnlich wie unser *so* in *so möcht' ich doch, daß ...!*, *so gib doch!*, ursprünglich dazu, den Wunsch an die Situation, aus der er entsprungen ist, anzuknüpfen. Mit diesem *εἰ* ist wohl nächstverwandt das auf demselben Pronominalstamm beruhende ai. *ayā́* 'so' beim Optativ, wie RV. 6, 17, 15 *ayā́ vā́ja devā́hita sanēma* 'so möchten wir den von den Göttern bestimmten Wohlstand erlangen', und lat. *ut* scheint sich mit av. *uiti* 'so' zu decken. S. Verf. Grundr. 2², 3, 982 f. 990. Anders über *ut, utinam* Schmalz Lat. Synt.⁴ 479. 569. Vgl. auch unten § 9, 9.

Eine besondere Schattierung der Wunschstimmung ist die, daß sich mit dem Begehren die Vorstellung der Nichtverwirklichung, der Unerfüllbarkeit verbindet. Hierfür hat es, wie es scheint, in uridg. Zeit noch keine besondere Gestaltung der Verbalform gegeben, es kann jedoch sein, daß dieses Sinneselement in der Betonungsart gegeben war.

Nichtverwirklichung versteht sich von selbst, wenn der Wunsch auf etwas Vergangenes geht, wie z. B. in *wäre er nicht so früh gestorben!*. Die hierfür vorhandene Ausdrucksweise, die das Zeitstufenmoment der Vergangenheit mit zum Ausdruck brachte, hat sich in einigen Sprachen auch da eingestellt, wo der Wunsch einem gegenwärtigen Zustand gilt und dabei den Wunsch die Vorstellung der Unerfüllbarkeit begleitet. So hat im Griech. diese Nebenvorstellung für die Gegenwart ihren Ausdruck bekommen durch die Wahl eines Indik. Prät., wie Eur. El. 1061 *εἴθ' εἶχες, ὦ τεκοῦσα, βελτίους φρένας*, im Germanischen durch die Wahl des Opt. Prät., wie got. 1. Kor. 4, 8 *inu uns þiudanodeduþ; jah wainei þiudanodedeiþ, ei jah weis izwis miþþiudanoma* ʻχωρὶς ἡμῶν ἐβασιλεύσατε· καὶ ὄφελόν γε ἐβασιλεύσατε, ἵνα καὶ ἡμεῖς ὑμῖν συμβασιλεύσωμεν', im Lateinischen durch die Wahl des sogen. Konj. Imperf., wie Plaut. Rud. 533 *utinam fortuna nunc hic anatina uterer!* S. Verf. Grundr. 2², 3, 863f. 869f. 885.

Wie im Griechischen hier, im Zusammenhang mit vorausgehender Wunschpartikel *εἰ* (*εἴθε, εἰ γάρ*), der Indikativ von Präterita in Wunschsätze zu stehen gekommen ist, so wurde in dieser Sprache auch auf andere Weise der Indik. Prät. zum Träger von Wunschbedeutung. Die Präterita *ὤφελον, ὤφελλον* bedeuteten von Haus aus ʻdebebam' und bildeten mit zugehörigem Infinitiv einen Aussagesatz. So läßt sich diesem ursprünglichen Sinne nach noch z. B. Xen. An. 2, 1, 4 *ἀλλ' ὤφελε μὲν Κῦρος ζῆν* interpretieren, wenn man es sich in der Betonung des gewöhnlichen Aussagesatzes gesprochen vorstellt. Aber schon seit Homer ist *ὤφελον* mit Inf. Aor. oder Präs. auch bereits unter die Affektbetonung des Wünschens gekommen. Das bekundet sich durch zweierlei. Erstens

durch den Anschluß dieses Präteritums an die Wunschpartikeln *εἴθε*, *εἰ γάρ*, *ὡς*, z. B. *Γ* 428 *ἤλυθες ἐκ πολέμου· ὡς ὤφελες αὐτόθ' ὀλέσθαι | ἀνδρὶ δαμεὶς κρατερῷ* 'wärst du doch daselbst zu Grunde gegangen!', Soph. El. 1021 *εἴθ' ὤφελες τοιάδε τὴν γνώμην πατρὸς | θνήσκοντος εἶναι* 'hättest du doch schon beim Tod des Vaters so hohen Sinn gehabt!'. Zweitens durch *μή* für *οὐ* (vgl. § 12), z. B. *I* 698 *μηδ' ὄφελες λίσσεσθαι ἀμύμονα Πηλεΐωνα* 'hättest du doch den Peliden nicht gebeten!', Demosth. 25, 44 *ὤφελε γὰρ μηδεὶς ἄλλος Ἀριστογείτονι χαίρειν.*[1])

2) Der Wunsch kleidet sich überall oft in die Form einer Frage. So nhd. *hilft mir einer von euch?*, *wer von euch hilft mir?* = *möge mir einer von euch helfen!* Soph. O. R. 1391 *τί μ' οὐ λαβὼν | ἔκτεινας εὐθύς, ὡς ἔδειξα μήποτε | ἐμαυτὸν ἀνθρώποισιν ἔνθεν ἦ γεγώς?* 'was gabst du mir, nachdem du mich aufgenommen, nicht gleich den Tod, damit ich der Welt niemals meine Abkunft kund getan hätte?'; hier weist das *ὡς ἔδειξα* deutlich darauf hin, daß die Frage *τί μ' οὐκ ἔκτεινας* im Grunde ein Wunsch ist.

In andrer Weise fand im Griechischen der Wunsch Ausdruck durch Pronominalfragen mit dem Optativus potentialis: der Wünschende fragt, wie das, was er wünscht, sich erfüllen könne, oder wer es erfüllen könne. So schon bei Homer *ο* 195 *Νεστορίδη, πῶς κέν μοι ὑποσχόμενος τελέσειας | μῦθον ἐμόν?* 'wie könntest du wohl vollenden?' d. i. 'könntest du wohl irgendwie vollenden?', *K* 303 *τίς κέν μοι τόδε ἔργον ὑποσχόμενος τελέσειε | δώρῳ ἔπι μεγάλῳ?* 'wer könnte wohl vollenden?' d. i. 'könnte wohl einer vollenden?' Dieses *πῶς ἄν* erscheint dann weiterhin ganz formelhaft, so daß eine Übersetzung mit 'wie' nicht mehr möglich ist, bei den Tragikern, wie Soph. Phil. 531 *πῶς ἂν ὑμὶν ἐμφανὴς | ἔργῳ γενοίμην, ὥς μ' ἔθεσθε προσφιλῆ?* d. i. 'könnt' ich durch eine Tat es irgendwie euch zeigen, welchen Freund ihr euch in

1) Über die Form *ὄφελον* im Wunschsatz vgl. Wackernagel Sprachliche Untersuch. zu Homer, 1916, S. 199f.

mir gemacht habt!', Eur. Med. 97 *ἰώ μοί μοι, πῶς ἂν ὀλοίμαν?* d. i. 'könnt' ich doch irgendwie zu Grunde gehen!'. Ähnlich mit *τίς ἂν* z. B. Aesch. Ag. 1450 *φεῦ, τίς ἂν ἐν τάχει μόλοι?* Vgl. Kühner-Gerth Ausf. Gramm. 1, 235.

Vielleicht mit Recht wird diesem *πῶς* das lat. Adverbium *quī* ('wie') verglichen in Wunschsätzen wie Plaut. Cas. 279 *qui illum di perdant!*. Nach Lucilius erscheint dieses *quī* nur noch vereinzelt. S. Schmalz Synt.[4] 479, Bennett Synt. 1, 193. Man kann in *quī* aber auch eine Art 'relativischer Anknüpfung' an vorher Gesprochenes oder an die dem Sprechenden vor Augen stehende Situation sehen, eine Deutung, die zugleich für *ὡς* in Wunschsätzen wie Σ 107 *ὡς ἔρις ἔκ τε θεῶν ἔκ τ' ἀνθρώπων ἀπόλοιτο* annehmbar wäre. In beiden Fällen, bei *quī* und *ὡς*, hätte sich das Gefühl für ursprüngliche Bedeutung der Wunschpartikel mit der Zeit verloren.

3) Verselbständigte abhängige Sätze kommen zum Ausdruck von Wünschen wohl noch häufiger denn als Ausrufungssätze vor (S. 36 ff.). Die Wunschstimmung war oft schon gegeben durch vorausgehende auch ihrerseits schon wunschbekundende interjektionale Elemente: deren Tonart erstreckte sich mit auf den Wunschsatz.

a) 'Daß'-Sätze. Besonders in neueren idg. Sprachen. Es ist dieselbe Satzart, die nach 'ich wünsche' u. dgl. üblich ist. Nhd. Offenb. Joh. 3, 15 *ach, daß du kalt oder warm wärest!*, ahd. Otfr. 4, 26, 37 *thaȝ sālīg sī in giwissī thiu kindes umbera sī!*, mhd. Klage 1508 *daȝ ich erstorben wære!* Vgl. Erdmann Unters. 2, 65, Grundz. 1, 126, Paul Mhd. Gramm.[8] 187. Lit. *àk, kàd tù beñ sãvo iszganýtojui vḕrnas pasilìktumbei!* 'ach, daß du doch deinem Heiland treu bliebest!', Märch. *kàd jē važiũ'tu sù tũ kė̃tvertu arkliũ namõ õ mùmėm palìktu szìtą kumelìką!* 'daß sie doch mit ihrem Viergespann heimführen und uns die kleine Stute ließen!', Dain. *kàd àsz turė́czau nórs motinė̃lę!* 'daß ich doch wenigstens ein Mütterchen hätte!'; lett. mit *ka*, z. B. *ka wînsch iſputētu!* 'daß er verstäuben möchte!' (Verwünschung), vgl. Bielenstein D. lett. Spr. 2, 354. 356. Franz. *que*, italien. *che*, span. *que*: franz. *que dieu*

veille sur vous!, italien. *che dio vi benedica!*, span. *que dios te guarde de mal!* Neugr. ὁ ϑεὸς νὰ σᾶς δώσῃ καλὴν ὑγείαν! 'Gott gebe dir gute Gesundheit!'.

b) 'Wenn'-Sätze. Man kann diese Ausdrucksform in der Weise als Kurzsatz ansehen, daß bei ihrer ersten Entstehung ein Nachsatz des Sinnes '(dann) wäre es gut (gewesen)' oder 'wie gut wäre das (gewesen)!' u. dgl. vorgeschwebt habe. Nhd. z. B. *wenn das gelänge!*, *wenn er nur bald käme!*, *wenn er doch rechtzeitig gekommen wäre!* Aus dem Lat. stellt sich der im Altlat. nur vereinzelt auftretende, mit *si*, *o si* eingeleitete Wunschsatz hierher: Attius 53 *tum autem Aegistus si med eodem lecto comitasset patri!*, Verg. Aen. 8, 560 *o mihi praeteritos referat si Juppiter annos!* (BLASE Histor. Gramm. 3, 1, 134, KÜHNER-STEGMANN Ausf. Gramm. 1, 184). Weitere Verbreitung fand dieses *si* im Roman.: franz. *oh si je pouvais le voir!*, italien. *o se potessi dormire!*, span. *oh si supiera quien es!*.

Dem nhd. *wenn das gelänge!* stehen nahe Wunschsätze wie *wer mir bürge wäre!* 'wenn einer mir bürge wäre!', *eilende wolken, segler der lüfte, wer mit euch wanderte! wer mit euch schiffte!* Vgl. ERDMANN Grundz. 1, 126, Paul D. Wtb.[2] 650.

4) Kurzsatzformen sind häufig. Als Wunschsätze sind sie, abgesehen vom Wortsinn, vor allem durch den Satzton gekennzeichnet.

Ai. *svastí* 'Heil! Glückauf!' (P. W. 7, 1460f.), z. B. Śāk. 52, 18 Burkh. *svasti bhavatē* 'Heil dem Herrn!' (Begrüßung des Königs). Got. Mark. 15, 18 *hails, þiudan Iudaie!* 'χαῖρε βασιλεῦ τῶν Ἰουδαίων', mhd. *sō* (*sam, sem*) *mir got!* 'so möge mir Gott helfen!'. Cic. Att. 4, 7, 1 *qui di illi irati!* (vgl. *qui illum di perdant!* S. 49).

Eine Art Gegenstück zu denjenigen Satzgestaltungen, die verselbständigte Nebensätze waren (S. 19ff.), bildet im Lateinischen der Wunschsatz *ita me di ament!*, z. B. Ter. H. T. 383 *minimeque — ita me di ament — miror*, Plaut. Stich. 685 *ita me di ament, lepide accipiamur, quoniam hoc recipiamur in loco.* Ursprünglich hatte man etwa gesagt *ita me di ament,*

ut verum dico oder *ut iusiurandum servabo* oder dgl., vgl. Plaut. Curc. 208 *ita me Venus amet, ut ego te ... nunquam sinam in domo esse.* S. Wünsch Rhein. Mus. 69, 123ff., Kühner-Stegmann Ausf. Gramm. 1, 190f. Wahrscheinlich ist auch nach Aufgabe des *ut*-Satzes die ursprüngliche Betonung des *ita*-Satzes wenigstens eine Zeitlang noch festgehalten worden, ähnlich wie bei uns jetzt auch nach Wegfall des nachfolgenden abhängigen Satzes der verbliebene Hauptsatz noch mit nach dem Schluß zu ansteigender Stimme gesprochen wird z. B. in *es war eine hitze heute ...!*, *er redete so auf mich ein ...!*[1]) (ebenso franz. *il s'est mis dans une fureur ...!*).

9.

Satzbildung im Dienste der Aufforderung. Der Grundtrieb für den Aufforderungssatz ist das Streben des Sprechenden nach Verwirklichung einer Vorstellung in der Art, daß die Verwirklichung durch einen Angeredeten oder andern Anwesenden oder wenigstens durch deren Beihilfe erwartet wird. Daß die Grenzen zwischen Wunsch und Aufforderung fließend sind und deshalb die Interpretation des Gesprochenen mit Rücksicht auf die Grundstimmung des Sprechenden oft zweifelhaft ist, sei auch hier (vgl. S. 44) betont.

Für den Aufforderungssatz stand seit uridg. Zeit als geläufigstes Ausdrucksmittel zu Gebote

1) der sogen. Imperativus. Die unter diesem Namen zusammengefaßten Formen stellen für keine Sprache und für keine Sprachperiode seit uridg. Zeit ein bezüglich der Grundbedeutung der verschiedenen Formen einheitliches System dar. Sie gehörten, welchen Zeitpunkt der Sprachentwicklung man auch ins Auge fassen mag, jedesmal von älterer Zeit her verschiedenen 'Modi' an, waren dabei aber in der Weise bedeutungsgleich oder sind es mit der Zeit geworden, daß dadurch

1) Korfiz Holm, Thomas Kerkhoven S. 234 „*Die liebe Familie hat sich gegen mich so benommen ...!*“.

der Umfang und die Art der uridg. Imperativbedeutung gewahrt geblieben ist. S. Verf. Grundr. 2², 3, 563 ff.

Teils schon in uridg. Zeit teils im Einzelleben der idg. Sprachen sind gewisse interjektionale Gebilde oder Partikeln mit einzelnen Imperativformen univerbiert worden und haben dann ihre ursprüngliche Eigenbedeutung, die dem Imperativsinn anfangs eine besondere Schattierung zugebracht haben muß, aufgegeben. So ist das wohl schon in uridg. Zeit geschehen mit dem der 2. Sing. angehängten **dhi*: nirgends mehr bedeuten Formen wie **i-dhí* = ai. *ihí* griech. ἴϑι etwas anderes als Formen ohne dieses angefügte Element wie **ei* = griech. (ἔξ-)ει, lat. *ei ī* (a. a. O. 2², 3, 569). Im vorgeschichtlichen Litauisch ist der Partikel **ki* in *eĩ-k(i)* 'geh', *dû-k(i)* 'gib' u. a. ihre noch konstatierbare ursprüngliche Sonderbedeutung abhanden gekommen (a. a. O. 2², 3, 566 f. 811. 1001).

Andere ursprünglich selbständige Elemente dagegen, die sich einzelnen Imperativformen zugesellten und die Bedeutung dieser Verbalformen so oder so modifiziert haben, lassen diese Sinnesmodifikation in der historischen Zeit noch durcherkennen. Dahin gehören die in uridg. Zeit zustande gekommenen Formen auf **-tōd*, wie lat. *vehi-to(d)* ai. *vaha-tāt*: sie unterscheiden sich noch in historischer Zeit von den Formen wie *vehe, vaha* dadurch, daß sie eine Aufforderung bezeichneten, der erst in einem gewissen Zeitpunkt oder in verschiedenen Zeitpunkten der Zukunft nachgekommen werden soll, was durch den Sinn des Adv. **tōd* an die Hand gegeben war (a. a. O. 2², 3, 571 ff. 817 ff.). Aus späterer Zeit sei genannt die mhd. Imperativformation auf *-ā*, wie *vāh-ā*, die, neben und gewöhnlich in unmittelbarer Verbindung mit der einfachen Imperativform gebraucht (*vāhā vāch*), die Aufforderung dringender gemacht hat (S. 23 Fußn. 2).

Sehen wir von solchen sekundären Gebrauchsschattierungen ab, so zeigt die Übereinstimmung in der Verwendung der Imperativformen in allen idg. Sprachen, daß diese Formen von der Zeit der idg. Urgemeinschaft her allen Arten des Verlangens vom schroffsten Geheiß bis zur flehentlichsten

Bitte herab Ausdruck geben konnten; von jeher sind also auch Ermahnung, Ratschlag, Erlaubniserteilung, Aufmunterung u. dgl. eingeschlossen gewesen.

Oft wird die Ausführung einer Aufforderung als Voraussetzung für ein anderes Geschehen hingestellt auch dann, wenn der Sprechende gar nicht an wirkliche Ausführung denkt. So ist in unsern Sprachen der Imperativ auch eine dem Bedingungssatz nahe verwandte Ausdrucksform geworden. Z. B. ahd. Otfr. 4, 30, 28 *stīg nidar hera in wār, wir gilouben thir sār* d. i. 'wenn du herniedersteigst, werden wir dir glauben', mhd. Marner 1, 1, 18 *du sitz, du stant, du wat, du swim: du solt dich sīner* (d. i. *gotes*) *helfe niemer entānen*, nhd. Goethe *nehmt die freunde zu euch, laßt sie weg — alles ist einerlei*, Lessing *laß dich den teufel bei einem haare fassen, und du bist sein auf ewig*, lit. (Sprichwort) *iszeĩk neválgęs, parẽisi iszálkęs* 'geh ohne gegessen zu haben aus, so kommst du hungrig nach Haus', griech. Plat. Theaet. 154 c *σμικρὸν λαβὲ παράδειγμα, καὶ πάντα εἴσει, ἃ βούλομαι*, Dem. 18, 112 *δειξάτω, κἀγὼ στέρξω καὶ σιωπήσομαι*, lat. Plaut. Bacch. 1024 *em specta, tum scies*, Cic. Tusc. 1, 30 *tolle hanc opinionem, luctum sustuleris*. Hierüber und über gewisse Erweiterungen, die dieser Imperativgebrauch erfahren hat, s. Erdmann Unters. 1, 105f., Grundz. 1, 120, Kühner-Gerth Ausf. Gramm. 1, 237, Kühner-Stegmann Ausf. Gramm. 2, 165, Verf. Grundr. 2[2], 3, 810.

Der weite Umfang und die Mannigfaltigkeit des Gebrauchs des Imperativs bekundet sich in den lebenden Sprachen durch die große Verschiedenheit der Betonungsart des Imperativsatzes in Hinsicht der Exspirationsstärke und der Tonmodulation. Ohne Zweifel hat man es hier mit bereits uridg. Betonungsverschiedenheiten zu tun. Mit diesen Unterschieden mögen dann in den einzelnen Sprachen noch diese und jene andern Unterschiede an den Imperativformen zusammengehangen haben, vermutlich z. B. die altlateinische Doppelheit *dīce* und *dīc*, *dūce* und *dūc*. Im Altindischen zeigt sich Plutierung in einem kleinen Teile der Imperativsätze, wie

TS. 7, 1, 6, 1 *ástu mé 'trāpity ástu hi3 ity abrutam* 'es sei auch mir ein Anteil davon. „Gut, es sei!" sprachen sie'.

2) Injunktiv- und Konjunktivformen der 2. und 3. Person. Die beiden Modi mögen hier zusammengenommen werden wegen der semantischen Vermischung, die sie in den meisten Sprachen schon in vorhistorischer Zeit erfahren haben.

Injunktivische Formen. Ai. RV. 10, 69, 3 *sá rēvác choca sá gírō juṣasva sá vája darṣi sá ihá śrávo dhaḥ* 'du leuchte Reichtum herbei, nimm unsere Lieder an, eröffne uns Besitz, gib uns hier Reichtum', RV. 7, 15, 6 *sémą vētu váṣaṭkr̥tim agnír jušata me gíraḥ* 'er komme zu diesem vašat-Ruf, Agni nehme meine Lieder an'. Griech. φέρεο 'trage dir', φάο 'sag', ἐπί-σχες 'halt an', lat. *ēs* 'iß' aus **ed-s,* ir. *at-re* 'erheb dich' aus **-reks-s,* lit. *te ei* preuss. *ei-lai* 'er gehe' aus **ei-t.* Hierher gehört auch die ital.-kelt. Konjunktivbildung mit *-ā-* (wie lat. *ad-venat,* ir. *-cria*), weil sie von Anfang an durchweg sekundäre Personalendungen hatte; daher sind hier auch Stellen wie Plaut. Poen. 1349 *leno, in ius eas* zu nennen. Aus dem Litauischen ist ferner hierher zu ziehen der Gebrauch des sogen. Permissivus in Sätzen wie Genesis 1, 3 *ir Dëvas tārė: te-si-rañda szvësà* 'es werde Licht!'.

Daß die Injunktivformen von idg. Urzeit her zugleich 'indikativische' Bedeutung aufweisen, ist nicht im geringsten auffallend. Voluntativer (konjunktivischer, imperativischer) Sinn wurde ihnen im Zusammenhang mit der voluntativen Satzbetonung zugebracht, und in weiterem Zusammenhang mit Geberde und Situationsbewußtsein wurde die richtige Interpretation stets ebenso sicher ermöglicht, wie *du schweigst, du bist still* durch eine bestimmte Tonart eindeutig imperativischen Sinn bekommen (s. unten 4).

Konjunktivische Formen, z. B. ai. RV. 4, 31, 3 *abhī ṣú ṇaḥ sákhīnām avitā́ jaritr̥̄ṇā́m | śatám bhavāsy ūtíbhiḥ* 'komm herbei als Helfer unsrer lobsingenden Freunde mit hundert Hilfsleistungen', RV. 5, 40, 4 *yuktvā́ háribhyām úpa yāsad arvā́ṅ mā́dhyadinē sávanē matsad índraḥ* 'nachdem er angeschirrt hat, komme er mit den Falben herwärts, an dem

Mittagsopfer erfreue sich Indra', el. Inschr. SGDI. 1172, 32 *τὸ δὲ ψάφισμα ... ἀνατεθᾷ ἐν τὸ ἰαρόν* 'der Beschluß soll in dem Heiligtum aufgestellt werden'. Auch bei den Konjunktivformen muß, namentlich wegen der Identität des konjunktivischen *-e-*: *-o-* mit dem sogen. thematischen Vokal des Indikativs, durchaus mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß der imperativische Sinn nur im Zusammenhang mit der besonderen Satzbetonung zustande gekommen ist. S. Verf. Grundr. 2², 3, 837.

Für die Beurteilung des Verhältnisses der Meinung der Imperativformen zu der Meinung der Injunktiv- und Konjunktivformen ist wichtig, daß, wenn auf einen Imperativ oder eine imperativische Interjektion noch eine weitere, sachlich zugehörige Aufforderung folgt, diese sich in eine Injunktiv- oder Konjunktivform kleiden kann. So ai. RV. 1, 139, 7 *ó ṣū ṇō agnē śṛṇuhi tvám īḷitō dēvébhyō bravasi yajñíyēbhyaḥ* 'hör auch du, o Agni, auf uns, nachdem du angefleht bist, sprich zu den verehrungswürdigen Göttern' (ŚB. 1, 2, 5, 2 *hántēmą̄ pṛthivī̜ vibhájāmahai* 'auf, laßt uns diese Erde unter uns teilen!'), Soph. Phil. 309 *φέρ', ὦ τέκνον, νῦν καὶ τὸ τῆς νήσου μάθῃς*. S. DELBRÜCK Altind. Synt. 43f. 309ff., Verf. Grundr. 2², 3, 839ff. Die Rolle des Injunktivs und Konjunktivs hat in diesem Fall (wie auch sonst vielfach) im Gotischen die Optativform übernommen, wie Luk. 17, 3 *jabai frawaurkjai broþar þeins, gasak imma, jah þan jabai idreigo sik, fraletais imma* 'ἐὰν ἁμάρτῃ ὁ ἀδελφός σου, ἐπιτίμησον αὐτῷ, καὶ ἐὰν μετανοήσῃ, ἄφες αὐτῷ', Mark. 7, 14 *hauseiþ mis allai jah fraþjaiþ* 'ἀκούετέ μου πάντες καὶ συνίετε'. S. STREITBERG Got. Elem.³ 204. Dies Verlassen der Imperativform bei der an die erste Aufforderung angeschlossenen zweiten Aufforderung hat ihre Parallele in dem Übergang vom Injunktiv zum Optativ bei der 1. Plur. in der deliberativen Frage, wie Matth. 6, 31 *ni maurnaiþ nu qiþandans: ƕa matjam aiþþau ƕa drigkam aiþþau ƕe wasjaima?* 'τί φάγωμεν ἢ τί πίωμεν ἢ τί περιβαλώμεθα?' (§ 14, 6). Wahrscheinlich hing dieser Wechsel mit dem sonstigen reichlichen

Gebrauch des Injunktivs und Konjunktivs und ihrer got. Fortsetzung, des Optativs, in abhängigen Sätzen voluntativer Färbung zusammen. Die häufige Verselbständigung aber von Nebensätzen der Aufforderung (unten 9) hat Anteil daran gehabt, daß auch ohne vorausgegangene imperativische Form so oft injunktivische und konjunktivische Formen auftreten, wo man imperativische erwarten könnte.

3) In den Sprachgebieten, wo der Konjunktiv-Injunktiv und der Optativ im Beginn der Überlieferung noch geschieden geblieben sind, begegnet man nicht selten der Optativform da, wo man nach 2) eine Imperativ- oder eine Konj.-Inj.-Form erwarten könnte. Man hat für diesen Optativgebrauch den Namen 'präskriptiver Optativ' aufgebracht. Z. B. ai. ŚB. 11, 6, 1, 2 *prā̃n putraka vrajatāt. tátra yát páśēs tán ma á cakṣīthāḥ* 'Geh nach Osten, mein Sohn; was du dort sehen wirst, teile mir mit', *Ω* 149 *κῆρύξ τίς οἱ ἕποιτο γεραίτερος* 'ein älterer Herold folge ihm', kypr. SGDI. n. 60, 6 *ἢ δυϝάνοι νυ ἀ(ν)τὶ τῶ ἀργύρων* (oder *ἄργυρον*?) *τῶδε* 'oder er gebe anstatt dieses Geldes . . .'. S. Verf. Grundr. 2², 3, 863. An sich kann dieser Optativgebrauch, da bei ihm, so weit ich ihn überschaue, eine besondere Schattierung im Gebiet des Sinnes der 'Aufforderung' nicht hervortritt, ebensowohl an die alte Wunschbedeutung als an die alte potentiale Bedeutung dieses Modus (S. 45) angeknüpft werden, zumal da wir die Tonmodulation, in der solche optativische Aufforderungen in den ältesten Zeiten des historischen Arischen und Griechischen gesprochen worden sind, nicht kennen. Immerhin ist aber wahrscheinlich, daß im Griechischen der Gebrauch zum Teil auf dem alten Potentialis beruht. Dafür sprechen die nur als potential deutbaren Stellen mit dem Optativ wie el. SGDI. n. 1149, 2 *συνμαχία κ' ἔα ἑκατὸν ϝέτεα* 'das Bündnis gelte hundert Jahre', *B* 250 (zu Thersites gesagt) *τῷ οὐκ ἂν βασιλῆας ἀνὰ στόμ' ἔχων ἀγορεύοις* 'drum führe du nicht die Fürsten laut im Munde'. Mag hier im Anfang, beim Aufkommen dieser Ausdrucksweise, eine gewisse Zurückhaltung des Sprechenden in der Aufforderung das

Motiv gewesen sein, ähnlich wie wenn wir *du kannst (könntest) jetzt gehn* für *geh jetzt* sagen, so muß sich dieser Modusgebrauch doch mit der Zeit so stark mechanisiert haben, daß man sich auch bei energischerer Aufforderung dieser Ausdrucksweise bedienen konnte. Das muß sich auch in der Änderung der Betonungsart dargestellt haben. Vgl. Verf. Grundr. 2^2, 3, 857. 863f., CAUER Gramm. mil.[3] 144f.

In weitem Umfang sind im Germanischen und im Slavischen Optativformen in das Gebrauchsgebiet der imperativischen und konjunktivisch-injunktivischen Formen eingerückt. Sie haben sämtliche Funktionen dieser Formen übernommen, z. B. ahd. *sīt* got. *sijaiþ* 'seid!', aksl. *veděte* 'führt!'. S. DELBRÜCK Vgl. Synt. 2, 396, Verf. Grundr. 2^2, 3, 814ff. Wie sich diese Entwicklung im einzelnen abgespielt hat, ist nicht mehr zu erkennen.

4) Ist bei einer Aufforderung die seelische Grundstimmung vorwiegend die, daß man die Ausführung einer Handlung vom Angeredeten ganz sicher erwartet, so stellt sich der Indikativus Futuri oder der futurische Indikativus Präsentis als nächstliegende Ausdrucksform ein. Die Tonart, der Aufforderungston, gibt dann dem Angeredeten die richtige Interpretation leicht an die Hand. So nhd. *du kommst mit!, ihr kommt mit!* oder *du wirst mitkommen!, ihr werdet mitkommen!* (ERDMANN-MENSING Grundz. 1, 96). Griech. Plat. Prot. p. 338 a *ὡς οὖν ποιήσετε*, Lykurg. 67 *κολαστέον ἐστὶ τοῦτον, εἰ μέλλετε τοὺς ἄλλους πολίτας βελτίους ποιήσειν, καὶ οὐ τοῦτο λογιεῖσθε, εἰ εἷς ἐστι μόνος ὁ ἄνθρωπος, ἀλλ' εἰς τὸ πρᾶγμα.* Im letztgenannten Satz läßt *οὐ* die Einkleidung der Aufforderung in die Form eines Aussagesatzes deutlich erkennen. Doch kam neben *οὐ* im Attischen auch *μή* auf, herübergeholt aus anderen Bezeichnungsweisen des Verbots, z. B. Lys. 29, 13 *καὶ μηδεμίαν αὐτοῖς ἄδειαν δώσετε.* S. KÜHNER-GERTH Ausf. Gramm. 1, 176. Lat. Plaut. Curc. 728 *tu, miles, apud me cenabis*, Asin. 373 *tu cavebis, ne me attingas, si sapis*, Cic. Att. 12, 28, 1 *si igitur illum conveneris, scribes ad me, si id videtur;* mit *non*, entsprechend dem *οὐ*,

z. B. Cic. Fam. 5, 12, 10 *tu interea non cessabis et ea, quae habes instituta, perpolies* (Kühner-Stegmann Ausf. Gramm. 1, 144).

5) Eine besondere Stellung nehmen die Ausdrücke ein, die in verschiedenen Grammatiken verschiedener Sprachen als erste Personen des Duals und des Plurals des Imperativs bezeichnet und mit den oben unter 1 bis 4 behandelten zweiten und dritten Personen im Formensystem verbunden werden. Sie besagen, daß der Sprechende zu etwas, was er tun will, zugleich einen Anwesenden oder mehrere Anwesende auffordert, wie lat. *eamus* 'gehen wir!, laß(t) uns gehen!'[1]) Die Verbalformen, um die es sich hier handelt, werden von den systematisierenden Grammatikern teils zum Imperativsystem gerechnet (so im Altind., Kelt., German., Balt.-Slav.), teils zum Konjunktiv (so in den klassischen Sprachen).

Ai. RV. 1, 25, 17 *są nú vōcāvahai púnar yátō mē mádhv ábhr̥tam* 'laß uns nun wiederum miteinander uns besprechen, nachdem mein süßer Trank herbeigebracht ist', AB. 2, 25, 1 *tē 'bruvan: hantājim ayāma* 'sie sprachen: wohlan, laßt uns einen Wettlauf anstellen'. S. Delbrück Altind. Synt. 306ff.

Griech. ϑ 133 *δεῦτε, φίλοι, τὸν ξεῖνον ἐρώμεϑα* 'hierher, Freunde, laßt uns den Fremdling befragen', Δ 418 *ἀλλ' ἄγε δὴ καὶ νῶι μεδώμεϑα ϑούριδος ἀλκῆς* 'wohlan, laß auch uns beide stürmischer Abwehr gedenken'. S. Kühner-Gerth Ausf. Gramm. 1, 219f.

Lat. Plaut. Stich. 147 *abeamus intro*, Cic. Off. 1, 41 *meminerimus etiam adversus infimos iustitiam esse servandam.* S. Kühner-Stegmann Ausf. Gramm. 1, 180.

Dem Sprachgefühl der Litauer waren diese Aufforderungen 'Imperative', wie man daran sieht, daß sie z. B. *eĩkime*

1) Daß man, wie es oft geschieht, auch bei der 1. Sing. Konj. oder Inj., z. B. ai. *bravā, vōcam* 'ich will sprechen', griech. *δῶ* 'ich will geben', alat. *adeam* 'ich will herantreten', von Aufforderung, nämlich des Sprechenden an sich selbst, redet, entspricht nicht der wahren Meinung dieser Formen. Diese Sinnesbestimmung ist nur durch den Gebrauch der 1. Du. und 1. Plur. veranlaßt worden.

'laßt uns gehen' und *eĩkiva* 'laß uns gehen', ebenso wie die 2. Plur. *eĩkite* und die 2. Du. *eĩkita*, auf Grund der 2. Sing. *eĩ-k(i)* (S. 52) geschaffen haben. Daneben sind aber auch noch die Injunktivformen *eimè* und *eivà* in demselben Sinn erhalten geblieben. Sie sind vermutlich aus stoßtonigen **eimẽ*, **eivṓ* hervorgegangen, und diese hatten im Zusammenhang mit der Affektbetonung eine Vokaldehnung nach der Art der Plutierung des Altindischen erfahren. S. Verf. Grundr. 2^2, 3, 621. 815. Im Slavischen, wo größtenteils der Optativ die Funktion des Imperativs übernommen hat (S. 57), haben sich unsere 1. Plur. und 1. Du. hiermit in Übereinstimmung gesetzt, z. B. *veděmъ* 'laßt uns führen', *veděvě* 'laß uns führen', wie 2. Plur. *veděte*, 2. Du. *veděta*. Über *vidimъ*, *vidivě* s. Verf. Grundr. 2^2, 3, 561. 812.

Am schwierigsten ist die Beurteilung der Verhältnisse im Germanischen. Über sie ist oft gehandelt worden, zuletzt von Behaghel „Der got. Adhortativus" PBrB. 43, 325 und in unmittelbarem Anschluß an diesen Aufsatz von W. Braune „Der german. Adhortativus" S. 327 ff.

Im Got. und Nord. nämlich erscheint als 1. Plur. (die 1. Dual. kommt nicht in Betracht, weil sie in diesem Sprachzweig schon in vorhistorischer Zeit der 1. Plur. gewichen ist) eine Form, die, äußerlich betrachtet, mit der Indikativform identisch ist: got. *bindam* aisl. *bindom* 'laß(t) uns binden'. Ich erklärte die Form für alten Injunktiv (Grundr. 2^2, 3, 521). Wenn Braune, der darin alten echten Indikativ sieht, gleichwie Behaghel, betont, daß im Got. diese Indikativform ganz besonders bei perfektiven Verben adhortativ auftrete, und die auf die Zukunft weisende Bedeutung der Perfektiva die 1. Plur. leicht habe als adhortativ, nicht als Aussage über etwas Wirkliches verstehen lassen, so ist das an sich richtig. Nur hätte der Hinweis auf den Unterschied der Satzbetonung (vgl. *du kommst mit!* S. 57) nicht fehlen dürfen: diese Tonverschiedenheit trennte auch ein duratives *gaggam* als Adhortativus von vornherein von einem nicht adhortativen *gaggam* 'wir gehen'.

Im Got. erscheint nun in gleichem Sinn oft die Optativform, z. B. Röm. 13, 13, *garedaba gaggaima* 'εὐσχημόνως περιπατήσωμεν', 'lasset uns ehrbarlich wandeln', und im Westgermanischen mit Ausnahme des Hd. herrscht dieser Modus durchaus. Die 1. Plur. Opt. hat sich im Zusammenhang mit dem imperativischen Gebrauch in der 2. Person (vgl. 3 S. 57) eingestellt und war die jüngere Ausdrucksweise.

Das Hochdeutsche zeigt die dem got. *bindam* aisl. *bindom* entsprechende Stammform mit der viel erörterten Endung *-mēs* und zwar sowohl in adhortativer wie in indikativischer Bedeutung: *bintumēs*, *gamēs* usw. Braune a. a. O. S. 329 Fußn. 1 lehnt alle bisherigen Erklärungen des *-mēs* ab und bemerkt, er könne in der *-mēs*-Frage über ein Non liquet nicht hinauskommen. Ich halte mich an die Tatsache, daß „im Imper. das *-mēs* viel fester haftet als im Indikativ, bei Otfr. geradezu für den Imp. charakteristisch ist" (Braune S. 331), und bleibe bei meinem Deutungsversuch in Grundr. 2^2, 3, 621 (der, wie es scheint, Braune nicht bekannt geworden ist, jedenfalls von ihm nicht erwähnt wird). Hiernach war *-mēs*, gleichwie lit. **eimē*, woraus historisch *eimè* (S. 59), in der adhortativen Verwendung aufgekommen im Zusammenhang mit der adhortativen Affektbetonung. Diese hatte, ebenso wie bei der ai. Plutierung, der Schlußsilbe mit der Vokaldehnung noch einen stärkeren Nachdruckston zugebracht, aus dem sich das Verbleiben des *-s* erklärt (*-mēs* = dor. *-μες*). Später hat sich dieser Nachdruckston verloren, wodurch bewirkt wurde, daß man die Formation nunmehr auch indikativisch gebrauchte[1]), ferner daß das *ē* von *-mēs* blieb, nicht zu *ā* geworden ist.

Die ahd. Formen auf *-mēs* waren hiernach von Beginn an Indikativformen gewesen, nicht Injunktive, da *-mēs* wegen des *-s* nur als primäre Personalendung verständlich ist. Ob dagegen auch got. *bindam*, aisl. *bindom* als Adhortative alte In-

1) Im Ahd. treten auch optativische Ausgänge im Indikativ auf, s. Braune Ahd. Gramm.[3] 254

dikativformen gewesen sind, muß dahin gestellt bleiben.[1]) Übrigens hat unter allen Umständen — was nicht genügend beachtet worden ist — die adhortative Affektbetonung von Anfang an im Gebrauch eine schärfere Abgrenzung gegen den Indikativgebrauch ermöglicht.

6) Die Absicht, etwas zu fordern, verbindet sich leicht mit dem Zweifel, ob der Aufforderung auch Folge geleistet werde. Daher häufig die Form des Fragesatzes: *kommst du mit?*, *würdest du mitkommen?*. Faßt man dabei die Eventualität der Nichterfüllung des Verlangens ins Auge, so ergibt sich Zusatz der Negativpartikel: *kommst du nicht mit?*, *würdest du nicht mitkommen?*.

Im allgemeinen kamen diese Arten der Aufforderung da auf, wo man dem Geheiß einen milderen Ausdruck geben wollte: mit der Frageform ordnet man ja den eignen Willen dem des Angeredeten bis zu einem gewissen Grad unter. Doch bediente man sich dieser Form der Aufforderung mit der Zeit wohl überall auch bei schärferer Mahnung, was dann zu schärferer Tonart führte: *gehst du bengel gleich her?!*, *willst du gleich herkommen?!*

Ob auf dieser selben Grundlage auch die kurzen Aufforderungen mit nachgestelltem Personalpronomen, bei denen heute wenigstens nichts von der Fragebetonung zu spüren ist, wie nhd. *gehste! (gehst du)*, *gehmer! (gehen wir)*, mhd. *den volgen wir!* 'diesen laßt uns folgen' (vgl. BAESECKE Einführung in das Ahd. S. 199f., BRAUNE a. a. O. S. 329f.), beruhen, lasse ich unentschieden.

Ai. Śāk. 172, 9 Burkh. *ēvą bhō na mē śāsanē tiṣṭhasi* 'he, wirst du nicht so meinem Befehl gehorchen?', RV. 8, 7, 30 *kadā́ gachātha maruta itthā́ víprą hávamānam* 'wann, o Maruts, werdet ihr zum rufenden Sänger hierher kommen?' d. i. 'kommt bald'. Griech. η 22 *ὦ τέκος, οὐκ ἄν μοι δόμον*

---

1) Zugunsten alten Indikativcharakters darf nicht (mit BRAUNE S. 331) die adhortative 2. Du. *bindats* mit ihrer Primärendung geltend gemacht werden. Denn dieses *-ts* erscheint auch in *bindaits* und *bunduts*, Formen, die ja ursprünglich Sekundärendung gehabt haben müssen.

ἀνέρος ἡγήσαιο, Ἀλκινόου? 'Kind, würdest du mir nicht den Weg weisen zum Haus eines Mannes, des A.?'. Lat. Plaut. Amph. 516 *abin e conspectu meo?*, Curc. 189 *etiam dispertimini?*, Ter. Andr. 743 *non mihi respondes?*, Ser. Sulp. bei Cic. Fam. 4, 5, 4 *visne tu te cohibere?*

Solche Fragen werden auch mit 'was (warum) nicht?' gebildet: man erwartet mit Ungeduld von jemand den Vollzug einer verlangten Handlung und kleidet so die Aufforderung zur Ausführung in diese Art Frage. Nhd. *was (warum) kommst du nicht?*. Griech. mit *τί* (*οὖν*) *οὐ*: Aristoph. Ach. 359 *τί οὖν οὐ λέγεις?*, Xen. Kyr. 2, 1, 4 *τί οὖν, ἔφη ὁ Κῦρος, οὐ καὶ τὴν δύναμιν ἔλεξάς μοι?* (Kühner-Gerth Ausf. Gramm. 1, 165 f., Stahl Krit.-hist. Synt. 135. 353). Im Lat. so *quīn*, aus *quī-ne* 'wie nicht?, warum nicht?', wie Plaut. Capt. 592 *quin fugis?*, Men. 1000 *quin me mittitis?*.

Durch Mechanisierung dieser Aufforderungsform ist es im Lateinischen schon zu Plautus' Zeit dahin gekommen, daß *quin* auch vor Imperative gesetzt wurde, offenbar mit gänzlichem Verlust des Fragetons: z. B. Plaut. Bacch. 276 *quin audi*, was man sich als *quin audis?* + *audi* denken mag[1]), Men. 416 *quin tu tace modo*, Cic. Rosc. com. 25 *quin tu hoc crimen aut obice aut* . . . S. Schmalz Lat. Synt.[4] 594 f., Bennett Synt. 1, 24 f. 350, Wegener IF. 39,8 f.

7) Mancherlei Interjektionen bilden durch sich selbst Aufforderungssätze. Als solche darf man alle die ansehen, die den Angeredeten auffordern, dem Sprechenden seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie werden teils für sich allein gesprochen, teils bilden sie die Einleitung zu Aufforderungssätzen, die den Willen des Sprechenden inhaltlich genauer angeben, zu Sätzen also mit Imperativen usw. Z. B. nhd. *hē*, lat. *heus*, *eho (ehodum)*, ai. *hánta*, *ē*, *ai*; ferner lat. und hd. *st*, Schweigen gebietend, griech. *τῆ* lit. *tè* 'da!, nimm!' u. dgl. Mannigfaltig sind die an Tiere gerichteten interjektionalen Aufforderungen, z. B. nhd. *hü!*, *hott!*.

1) Vgl. Plaut. Most. 815 *quin tu is intro atque otiose perspecta.*

Manche interjektionale Gebilde, die Aufforderungssinn haben, sind selbst ursprünglich Imperativformen gewesen und kommen zum Teil daneben auch noch mit ihrem ursprünglichen Gedankeninhalt vor. Die Erstarrung zur Interjektion kann sich an verschiedenem kundtun, z. B. daran, daß die 2. Sing. auch im Zuruf an mehrere gebraucht wird. So z. B. nhd. *halt!*, *holla!*, griech. *ἄγε*, *φέρε*, lat. *age (agedum)*, ai. *éhi*. Vgl. S. 21 ff.

8) Ferner läßt sich auch hier wieder der Vokativ nennen, insofern er, wie die Interjektion, dazu dient, die Aufmerksamkeit des Angeredeten für den Sprechenden überhaupt oder für etwas besonderes, was er sagen will, zu fordern. Vgl. S. 31.

9) Verselbständigte abhängige Sätze kommen ungefähr ebenso häufig vor wie bei den Wünschen (S. 49 f.). Seltner aber als beim Wunschsatz wird dann beim Aufforderungssatz eine Interjektion vorausgeschickt, z. B. *he, daß du mir gleich wiederkommst!*.

a) Sätze mit finalem 'daß', wie sie auch in Abhängigkeit von den Verba des Forderns u. dgl. üblich sind, z. B. nhd. *daß du mir gleich wiederkommst!*, *daß er sich beeile!*. Naturgemäß ist es für den Hörer oft zweifelhaft, ob er es mit einem bloßen Wunsch oder einer Aufforderung zu tun habe: vgl. Goethe Tasso 1, 2 *o daß er sein gemüt an deinen lehren bilde!*, mhd. Nib. 1423 *daz ir des âne zwîvel sît!*, Iw. 4214 *daz es got erbarme!* (Konj. Prät. erscheint nur im Wunsch: *daß du mir wiederkämst!*).

Im Griech. *ὅπως*, in jüngerer Zeit auch *ἵνα*. Aristoph. Plut. 326 *ὅπως δέ μοι καὶ τἄλλα συμπαραστάται ἔσεσθε καὶ σωτῆρες* 'daß ihr mir Gehilfen seid!', Xen. An. 1, 7, 3 *ὅπως οὖν ἔσεσθε ἄνδρες ἄξιοι τῆς ἐλευθερίας*, vgl. *ποίει, ὅπως* . . ., *ἐπιμελοῦ, ὅπως* . . . NT. Eph. 5, 33 *ἡ δὲ γυνὴ ἵνα φοβῆται τὸν ἄνδρα*, vgl. Mark. 6, 25 *θέλω ἵνα δῷς μοι*. S. Kühner-Gerth Ausf. Gramm. 2, 376, Brugmann-Thumb Griech. Gramm.[4] 639.

Im Slav. *da* mit Indik.: aksl. *da věsi* 'wisse', vgl. *choštą, da dasi mi*. In den 3. Personen ist diese Ausdrucksweise für

Aufforderung die einzig vorhandene (gleichwie im Französischen *que* bei den 3. Personen unentbehrlich geworden ist: *qu'il entre!*, *qu'il le fasse!*). Z. B. aksl. Matth. 6, 9 *da svętitъ sę imę tvoje* 'ἁγιασθήτω τὸ ὄνομά σου', Matth. 5, 16 *tako da prosvętitъ sę světъ vašь* 'οὕτως λαμψάτω τὸ φῶς ὑμῶν', russ. *da zdravstvujet Rossija!* 'es lebe Russland!'. Vgl. Delbrück Vergl. Synt. 2, 396, Vondrák Vergl. Slav. Gramm. 2, 281.

Im Altlat. kommen Aufforderungssätze mit *ut* vor, wie Plaut. Bacch. 739 *nunc, pater mi, proin tu ab eo ut caveas tibi,* Ter. Ad. 280 *at ut omne reddat* (Blase Hist. Gramm. 3, 1, 129). Wie sich dieses *ut* entwicklungsgeschichtlich zu dem *ut* (*utinam*) im Wunschsatz (S. 46) verhält, ist unklar.

b) Wenig verbreitet ist der indirekte Fragesatz neben dem direkten (oben 6 S. 61): *ob du mitkommst?*. Im Nhd. ist diese Äußerungsform geläufiger bei energischer Aufforderung: *ob du gleich hergehst?!*

10) Verselbständigte Infinitivkonstruktionen, ursprünglich von einem Verbum voluntativen Sinnes abhängig, erscheinen im Germanischen, Griechischen, Italischen, Arischen (vgl. das nämliche Selbständigwerden des Infinitivs im Ausruf, S. 43).

Nhd. *langsam gehn!, den Fuß vorsetzen!* (J. Grimm D. Gr. 4, 92 ff. Neudr.). Griech. *E* 124 *θαρσῶν νῦν, Διόμηδες, ἐπὶ Τρώεσσι μάχεσθαι* 'mutig kämpfe jetzt, D., gegen die Troer'. Lat. Val. Flacc. 3, 412 *ergo ubi puniceas oriens ascenderit undas, | tu socios adhibere sacris.* Ai. RV. 6, 15, 6 *agním-agnį vaḥ samídhā duvasyata priyą́-priyą vō átithį gr̥ṇīṣáṇi* 'verehrt euren Agni mit Holz, euren lieben Gast preiset'. S. Verf. Grundr. 2², 3, 339 ff.

Ursprüngliche Abhängigkeit von einem Verbum tritt im Griechischen darin deutlich zutage, daß bei 3. Personen der Accusativus cum inf. erscheint: *Γ* 285 *εἰ δέ κ' Ἀλέξανδρον κτείνῃ ξανθὸς Μενέλαος, | Τρῶας ἔπειθ' Ἑλένην καὶ κτήματα πάντ' ἀποδοῦναι* 'dann sollen die Troer die H. und alle Schätze zurückgeben', kret. SGDI. n. 4991, 10 *τῶ δὲ χρόνω τὸν δικαστὰν ὀμνύντα κρίνεν* 'wegen der Zeit aber soll der

Richter unter Schwur entscheiden'. S. BRUGMANN-THUMB Griech. Gramm.[4] 597, Verf. Grundr. 2[2], 3, 941 f.

11) Kurzsätze begegnen in der verschiedensten Art. So z. B. vielfach Adverbia der Bedeutung 'hierher' u. ähnl. im Sinn einer Aufforderung, an eine gewiesene Stelle zu kommen: nhd. *herein!*, *heran!*, griech. *N* 481 *δεῦτε, φίλοι, καί μ' οἴῳ ἀμύνετε*, prakr. Śāk. 51, 10 Burkh. *ido ido bhavantā* (skr. *ita itō bhavantāu*) 'hierher, hierher, ihr Herrn!'. Vgl. PAUL Prinz.[4] 134 f., WEGENER Grundfr. 144 f., IF. 39, 4 ff.

10.

Satzbildung im Dienste der Einräumung. Die seelische Grundstimmung ist: man wünscht oder fordert ein Geschehen, eine Handlung, doch entspringt dabei die Willensregung nicht der freien, unvermittelten Initiative des Sprechenden, sondern dieser fühlt sich einem gewissen Widerstand gegenüber, der entweder in seiner eigenen Seele liegt, oder an ihn von außen herangetreten ist. Eine besondere modale Verbalform als Ausdruck dieses Grundstimmungskomplexes hat es in den idg. Sprachen von der Zeit der Urgemeinschaft her nicht gegeben. Die besondere seelische Verfassung kann jedoch, wo nicht die Situation oder der Zusammenhang ohne weiteres das Verständnis sichern, ebenso im Tonfall und in begleitender Gebärde, namentlich in mimischer Gebärde, Ausdruck finden wie durch Zusätze zum Verbum wie *immerhin*, *meinetwegen*, lat. *sane* u. ähnl.

Für gewöhnlich erscheinen der wünschende Optativ und der Imperativ, die in diesem Falle auch als Concessivus und Permissivus bezeichnet werden. Dabei ist der Bedeutungsunterschied zwischen den beiden Modusformen derselbe wie in dem Fall, daß Wunsch und Aufforderung aus der freien Initiative des Subjekts hervorgegangen sind.

1) Optativus. Nhd. *koste es, was es wolle; möge er zürnen, ich tu' es doch*, mhd. Nib. *nu sī swie starc si welle, ine lāȝe der reise niht.* Got. Luk. 1, 38 *qaþ þan Mariam: sai,*

þiwi fraujins, wairþai mis bi waurda þeinamma 'Ἰδοὺ ἡ δούλη κυρίου, γένοιτό μοι κατὰ τὸ ῥῆμά σου' (vgl. Luk. 2, 29). Griech. Ω 226 *αὐτίκα γάρ με κατακτείνειεν Ἀχιλλεὺς | ἀγκὰς ἑλόντ' ἐμὸν υἱόν* 'meinetwegen mag mich Achilles sofort töten', Φ 274 *ἔπειτα δὲ καί τι πάθοιμι* 'dann mag mich meinetwegen das Schicksal treffen', Ω 139 *τῇδ' εἴη· ὃς ἄποινα φέροι, καὶ νεκρὸν ἄγοιτο*, α 402 *κτήματα δ' αὐτὸς ἔχοις καὶ δώμασιν οἷσιν ἀνάσσοις* (Kühner-Gerth Ausf. Gramm. 1, 228). Lat. Plaut. Trin. 979 *sis mea causa quilubet*, Att. trag. 203 *oderint, dum metuant*, Cato bei Gell. 6, 3, 50 *sint sane superbi, quid id ad nos attinet?*, Cic. Verr. 5, 4 *sit fur, sit sacrilegus, sit flagitiorum omnium vitiorumque princeps: at est bonus imperator* (Kühner-Stegmann Ausf. Gramm. 1, 189 f.).

Im Litauischen hat die alte Optativform der 3. Personen so vorwiegend diese Bedeutung, daß sie hiernach in der Grammatik überhaupt den Namen 'Permissivus' bekommen hat, z. B. *te-ateinē̃* 'er mag (meinetwegen) kommen', *tesē̃* 'er (es) mag sein'.

2) Imperativus. Nhd. *geh meinetwegen, geht meinetwegen*. RV. 10, 108, 6 *aniṣavyā́s tanvàḥ santu pāpī́ḥ | ádhr̥ṣṭō va ētavā́ astu pánthā b̥hráspátir va ubhayā́ ná mr̥ḷāt* 'mögen eure bösen Leiber schußfest sein, mag undurchdringlich der Weg zu euch hin sein, B. wird euch in keinem von beiden Fällen gnädig sein', Mhbh. 14, 6, 8 *gaccha vā mā vā* 'du magst gehen oder bleiben'. Δ 29 *ἔρδ'· ἀτὰρ οὔ τοι πάντες ἐπαινέομεν θεοὶ ἄλλοι* 'tu es (immerhin), aber nicht sind wir andern Götter alle damit einverstanden', Soph. Ai. 961 *οἱ δ' οὖν γελώντων κἀπιχαιρόντων κακοῖς | τοῖς τοῦδ'· ἴσως τοι ... | θανόντ' ἂν οἰμώξειαν ἐν χρείᾳ δορός* 'mögen sie lachen und sich freuen über die Leiden dieses Mannes: vermutlich werden sie noch, wenn er tot ist, in der Not des Kampfes ihn beklagen', Plat. Symp. p. 201 c *οὕτως ἐχέτω, ὡς σὺ λέγεις* 'es mag so sein, wie du sagst', kret. SGDI. 4991, 6, 6 *ἅ τι δέ κ' αὐτὸς πάσεται ..., ἀποδιδόθθω, αἴ κα λῇ* 'was er selbst erworben hat, mag er verkaufen, wenn er will' (Kühner-Gerth Ausf. Gramm. 1, 236 f.). Lat. Plaut. Pers. 500 *cedo sane*, Trin.

384 *tibi permitto, posce, duce,* Men. 727 *mea quidem hercle causa vidua vivito* 'meinetwegen magst du als Witwe leben', Men. 1029 *mea quidem hercle causa liber esto atque ito, quo voles,* XII Taf. 3, 3f. *vincito . . ., aut si volet maiore vincito; si volet suo vivito.* Oft *esto* so wie *sit sane.* S. Kühner-Stegmann Ausf. Gramm. 1, 199, 202. Aus dem Litauischen sind hier zu nennen die mit den alten optativischen Formen (s. 1) gleichbedeutenden injunktivischen Bestandteile des Permissivus, z. B. *tè-suka* 'er drehe (immerhin)', vgl. Verf. Grundr. 2², 3, 522.

11.

Satzbildung im Dienste der Drohung. Die seelische Verfassung des Sprechenden bekundet sich außer durch begleitende mimische und pantomimische Geberden namentlich durch die Art der Satzbetonung.

Ich erwähne diese seelische Grundstimmung darum besonders, weil bei ihr in mehreren Sprachen übereinstimmend verselbständigte Nebensätze mit 'wenn' auftreten.. Dabei hat im Nhd. die Stimme eine bis zum Schluß ansteigende Bewegung. So *wenn du das noch einmal tust!,* lat. Ter. *verbum si addideris!, quem quidem si ego sensero!.*

Dazu den Nebensatz verkürzende Satzformen, wie nhd. *wenn du noch éin wort!,* Ter. *verbum si mihi unum praeter quam quod te rogo!*

12.

Satzbildung im Dienste der Abwehr und Abweisung. Was hier vorzubringen ist, gruppiert sich im wesentlichen um die Geschichte der uridg. 'Prohibitivpartikel' **mē,* die sich erhalten hat im Arischen als *mā,* im Armenischen als *mi,* im Griechischen als *μή,* im Albanesischen in *mos,* das aus uridg. *mē* + *s* 'nicht'[1]) besteht.

In den meisten andern Sprachzweigen ist das einfach negierende uridg. **nĕ *nē* an die Stelle von **mē* getreten, wobei

1) *s* aus lat. *dis-* ist zunächst an zusammengesetzten Verben erwachsen (G. Meyer Et. Wtb. der alb. Spr. 376).

im Lat. die Bedeutungsschattierung von *$m\bar{e}$ speziell auf *$n\bar{e}$ übergegangen ist. Diese Vermischung mit *$n\bar{e}$, die meist mit der Zeit zur völligen Verdrängung von *$m\bar{e}$ geführt hat, ist dadurch angebahnt worden, daß im Gebiet der voluntativen Sätze zumteil von uridg. Zeit her neben *$m\bar{e}$ schon *$n\bar{e}$ im Gebrauch war. Bei dem Übergang zu *$n\bar{e}$ ist wahrscheinlich überall auch die besondere Betonungsart der *$m\bar{e}$-Sätze mit übernommen worden. Vgl. Verf. Grundr. 2², 3, 827f., 974f.

Ohne Zweifel aus uridg. Zeit ererbt war die Verbindung von *$m\bar{e}$ mit dem Injunkt. Aor., bzw. dem frühzeitig an dessen Stelle getretenen Konjunkt. Aor. Diese Verbindung diente dem Verbot, sowie der Bitte, daß etwas nicht geschehe. So ai. RV. 1, 104, 8 *mā́ nō vadhīr indra mā́ párā dā mā́ naḥ priyā́ bhṓjanāni prá mōṣīḥ* 'töte uns nicht, Indra, gib uns nicht preis, entziehe uns nicht die liebe Nahrung', ŚB. 11, 5, 1, 1 *akāmā̆ sma mā́ ní padyāsai* 'der nicht danach Begehrenden sollst du nicht nahen', *E* 684 *Πριαμίδη, μὴ δή με ἕλωρ Δαναοῖσιν ἐάσῃς* | *κεῖσθαι* 'Pr., laß mich nicht als Beute für die Danaer daliegen', arm. Matth. 16, 18 *drunkʿ džoxoç zna mi yaltʿaharesçen* 'die Pforten der Hölle sollen sie (die Gemeine) nicht überwältigen', lat. Ter. Andr. 789 *ne me attigas*. Wie der Injunktiv im Gebot nicht von Haus aus den voluntativen Sinn hervorgebracht hat, sondern ihm dieser Sinn erst im Zusammenhang mit der Satzbetonung zugebracht wurde (S. 54), so hat er diese Bedeutung auch im Verbot durch die Tonart erhalten, hier aber zugleich durch den ursprünglichen Sinn von *$m\bar{e}$. (Beim Injunktiv erscheint im Ved. *ná*, wenn keine voluntative Bedeutung vorliegt, z. B. RV. 7, 20, 6 *nū́ cit sá bhrēṣatē jánō ná rēṣat* 'nicht wankt das Volk, noch wird es zu Schaden kommen'.) S. Delbrück Vergl. Synt. 2, 355f. 519, Verf. Grundr. 2², 3, 808. 974f.

Weniger sicher, aber nicht unwahrscheinlich ist, daß $m\bar{e}$* in der Zeit der idg. Urgemeinschaft auch schon im Wunschsatz gebraucht worden ist. Im RV. erscheint hier zwar gewöhnlich *ná*, doch kommt auch mehrfach vor *mā́ bhujēma*

'möchten wir nicht zu fühlen (auszukosten) bekommen!'. Im jüngeren Av., im Apers., im Armen. und im Griech. ist diese Ausdrucksweise bei Wunschäußerung geläufig: av. V. 4, 46 *mā gəuš mā vāstrahe hatō aδāitīm vaočōit̰* 'man möge nicht von Verweigerung eines wirklich vorhandenen Fleischstücks oder Kleides reden', apers. D. 4, 3 *abiy imām dahyāum mā ājamiyāh mā hainā mā dušiyāram mā draugah* 'zu diesem Land möge nicht ein Heer, nicht Mißwachs, nicht Lug kommen', armen. Matth. 16, 22 *mi ełici kʿez aid* 'dies möge dir nicht widerfahren', griech. *I* 601 *μηδέ σε δαίμων | ἐνταῦθα τρέψειε, φίλος* 'und möge dich nicht ein Dämon dahin vertreiben, Freund'. Entsprechende Sätze im Lat. mit *nē*, neben dem hier aber auch *nōn* vorkommt (Schmalz Lat. Synt.⁴ 478).

Auch beim Imperativ erscheint **mē* übereinstimmend im jüngeren Avesta, im Armenischen und im Griechischen, wofür wieder *nē* im Lateinischen.

Ich vermute in **mē* eine alte Interjektion, mit der man sich von einer einem unangenehmen Vorstellung abwandte, etwa gleichwertig mit 'bewahre! behüte! das sei ferne!'. Interjektionen desselben oder ähnlichen Sinnes im Bereich der historischen idg. Sprachphasen sind u. a. nhd. *pă!* (mit jähem Decrescendo vom Silbengipfel ab), lat. *a, ah* (Ter. *ah, ne saevi tanto opere*), *ohe* (Ter. *ohe, desiste*), ai. *hum*. Isoliert, als Satz für sich, kommt **mē* in historischer Zeit nirgends mehr vor; denn Sätze wie ai. *mā maivam* (Śāk. 18, 18. 185, 19 Burkh.), griech. *μὴ τοῦτο* (Eur. Ion 1331), arm. *mi* (Matth. 13, 29 *kamis zi erťicukʿ kʿałescukʿ zain i bac. ev na asē cnosa: mi* 'willst du, daß wir hingehen und es [das Unkraut] beseitigen? Und er spricht zu ihnen: Nein', d. i. 'tut es nicht') sind natürlich Kurzsätze gewesen. Das Wort ist demnach in Sätzen, an deren Spitze es auftritt, schon in uridg. Zeit ebenso in diese Sätze einverleibt gewesen, wie das mit vielen andern 'Partikeln' in einzelsprachlicher Zeit geschehen ist.[1]) Dabei

1) Eine Anzahl solcher Fälle bespricht Wackernagel Verm. Beitr. 21 ff. Vielleicht gehört dazu auch das dem *μή* semantisch nahestehende lat. *haud*, s. Thurneysen IF. 21, 179, Walde Lat. et. Wtb.² 361.

wurde die Tonart, in der *me gesprochen wurde, für den ganzen Satz maßgebend.

Im Vedischen erscheint so *má* nur erst in unabhängigen Sätzen, noch nicht als nebensatzeinleitende Konjunktion. Ebenso ist hierfür im Altiranischen kein sicherer Beleg. Wo die Partikel zur Konjunktion geworden ist, geschah das hauptsächlich infolge davon, daß man häufig auf einen Aufforderungssatz, um die Aufforderung zu motivieren, einen Prohibitivsatz folgen ließ: z. B. Ind. Spr.[2] 4844 *ma vaną chinddhi savyāghrą ma vyāghrā nīnaśan vanat* 'haue nicht einen von Tigern bewohnten Wald nieder, damit nicht die Tiger aus dem Walde verschwinden', Plaut. Pseud. 942 *vide, ne titubes.*

Im Griech. und Lat. spielen *μή* und *nē* in Äußerungen von Befürchtung eine größere Rolle. Sie wurden hier hinter Verba des Fürchtens die ständigen nebensatzeinleitenden Konjunktionen. Z. B. *E* 488 *μή πως . . . ἀνδράσι δυσμενέεσσι ἕλωρ καὶ κύρμα γένησθε* 'daß ihr nur nicht für feindselige Männer Raub und Beute werdet!', *ε* 473 *δείδια, μὴ θήρεσσιν ἕλωρ καὶ κύρμα γένωμαι*, Plaut. Pseud. 284 *nam id hic metuit, ne illam vendas.* Im Arischen usw. erscheinen hier andere Ausdrucksweisen, wie TS. 2, 1, 4, 3 *yádi bibhīyā́d duścármā bhaviṣyāmī́ti* 'wenn er fürchten sollte: ich werde hautkrank werden' (Delbrück Altind. Synt. 292, Vergl. Synt. 2, 521. 3, 290f.).

Auch für Warnung war der *mē-Satz geeignet, z. B. *B* 195 *μή τι χολωσάμενος ῥέξῃ κακὸν υἷας Ἀχαιῶν* 'daß er nur nicht im Zorn Leid den Söhnen der Achäer zufügt!', *A* 26 *μή σε, γέρον, κοίλῃσιν ἐγὼ παρὰ νηυσὶ κιχήω* 'daß ich dich, Alter, nicht bei den hohlen Schiffen antreffe!'.

Der Bedeutungsunterschied zwischen *mē und *nĕ, wie er aus der Zeit der idg. Urgemeinschaft ererbt war, hat in keinem Sprachzweig für den Sprechenden die Möglichkeit so feiner Sinnesabschattung geschaffen wie im Griechischen. Ich setze, um das zur Anschauung zu bringen, eine Stelle aus Cauer's Grammatica militans[3] her. S. 56 heißt es: „Daß ein griechischer Fragesatz entgegengesetzten Sinn bekommt, je nachdem ob er mit *οὐκ* oder *μή* eingeleitet wird, hat seinen

Grund in der Stimmung des Redenden, die sich in Worten nicht äußert [sicher aber doch in der Satzbetonung zutage trat!]; wer *μή* sagt oder hört, empfindet dabei etwas wie einen negativen Wunsch, eine Abwehr: *ἦ μή τίς σευ μῆλα βροτῶν ἀέκοντος ἐλαύνει;* (ι 405) 'es treibt dir doch nicht einer dein Vieh weg?' Die begleitende Empfindung kann sich sogar, obgleich das nicht häufig ist, in Aussagesätzen äußern. *Μὴ μὲν ἐγὼ κούρῃ Βρισηΐδι χεῖρ' ἐπένεικα:* so schwört Agamemnon (*T* 261); er gebraucht *μή*, weil er den Wunsch hat, die Möglichkeit, daß es doch geschehen wäre, weit von sich abzuweisen. *'Ες μὲν ἀκρόασιν ἴσως τὸ μὴ μυθῶδες αὐτῶν ἀτερπέστερον φανεῖται,* schreibt Thukydides I 22, 4, und meint: die Ablehnung des Sagenhaften. Ähnlich bei Demosthenes I. Phil. 15, *οἶμαι ἐγὼ ταῦτα λέγειν ἔχειν, μὴ κωλύων εἴ τις ἄλλος ἐπαγγέλλεταί τι:* 'Ich meine dies sagen zu können; doch fern sei von mir, einen andern zu hindern, der sich zu etwas erbietet'. Auch hier wäre *οὐ* logisch richtig und dem Gebrauche gemäß, aber *μή* ist psychologisch verständlich und lebendig wirkend." Daß in der späteren Gräzität *μή* dem *οὐ* ein gut Teil Terrain abgewann, rührt nicht etwa daher, daß man gegen den Bedeutungsunterschied der beiden Negationen unempfindlich geworden wäre, sondern daher, daß man in gewissen Fällen, wo *οὐ* und *μή* an sich gleich angemessen erscheinen konnten, bestimmte Wendungen mit *μή*, die schon in älterer Zeit vorhanden waren, mehr und mehr gegenüber solchen Wendungen bevorzugte, in denen von älterer Zeit her *οὐ* seinen Platz hatte. S. Brugmann-Thumb Gr. Gr.[4] 572. 611.

13.

Satzbildung im Dienste der Aussage über eine vorgestellte Wirklichkeit. Diese vorgestellte Wirklichkeit kann der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft angehören, und es stellen sich hierher Behauptungen, Erklärungen, Urteile, Berichte, Erzählungen u. dgl.

In unsern idg. Sprachen kann man zwei Hauptformen dieser Satzart unterscheiden, den nominalen Typus, der vor-

zugsweise der Erklärung und Beschreibung dient, wie *omnia praeclara rara*, und den verbalen Typus, in dem man namentlich berichtet, erzählt, schildert, wie *mater abiit*.

Der Aussagesatz ist von allen Satzgattungen die syntaktisch am mannigfaltigsten und reichsten entwickelte. Während die Satzarten, die auf dem Boden des rein Gefühlsmäßigen erwachsen sind, in der Alltagssprache von jeher kurz und wenig gegliedert waren und hier überdies die Form des 'Kurzsatzes' immer besonders beliebt war, hat der Aussagesatz sowie der auf ihm beruhende Fragesatz mit der wachsenden sprachlichen Gliederung komplizierterer Gesamtvorstellungen überall die Periodenbildung gefördert.

Diese sprachliche Ausbildung des Aussagesatzes hat aber mit der Zeit auf die Gefühlssätze in der Art hinübergewirkt, daß auch diese sich syntaktisch in sich mehr und mehr bereicherten. Diese Wirkung macht sich ganz besonders in der geschriebenen Rede geltend. Denn so ließ sich vielfach eine Art Ersatz schaffen für die dem Verständnis dienenden Hilfsmittel, die dem geschriebenen Wort abgehen, die Satzbetonung, die Gebärde und die Situationsanschauung.

Im gewöhnlichen Aussagesatz spielt die Tonart für das Verständnis eine weniger wichtige Rolle als anderwärts. Gemeinsam hat er mit allen andern Satzgattungen, daß eine Äußerung gegenüber einem andern ausgesprochenen oder nur vorgestellten Gedanken, sei es, daß zwei Gesamtvorstellungen oder nur zwei Einzelbegriffe, eventuell zwei Sätze oder zwei Worte einander entgegengestellt werden, dadurch gehoben werden kann, daß ein Nachdrucksakzent darauf gelegt wird. Hierdurch erfährt also die Natur des Aussagesatzes an und für sich keine Änderung. Und wie in den Gefühlssätzen die Wirkung, die durch die besondere Art der Satzbetonung erzielt wird, zumteil auch durch besondere Wörter, Interjektionen und Partikeln, erreicht werden kann, so haben auch die Aussagesätze als solche ihre der Exspirationsverstärkung ungefähr gleichwertigen Zusatzwörter interjektionalen Charakters,

wie lat. *nae nē* griech. *ναί νή*; av. *bā* arm. *ba* lit. *bà*; nhd. *ja, fürwahr;* lat. *profecto, sane;* griech. *ἦ, μήν, ὄντως*; ai. *tvī́, aṅga, addhā*.

Am schwierigsten sind Grenzlinien zwischen Aussagesatz und Ausrufsatz zu ziehen. Man wird darauf Gewicht legen müssen, ob stärkere Betonung nur aus dem Bestreben, das Verständnis des Gesagten beim Hörer zu sichern, hervorgeht oder aus stärkerer Gefühlsteilnahme. Im letzteren Fall wird man den Satz zu den Ausrufungssätzen rechnen, z. B. *der ist groß!, das ist herrlich!* (S. 34). Entsprechend sind Sätze in Aussageform, die aus der Absicht hervorgegangen sind, jemanden zu einer Handlung zu veranlassen, z. B. *du kommst mit!*, als Aufforderungssätze zu bezeichnen (S. 57). Für den Hörenden können in allen solchen Fällen kaum je Zweifel entstehen: für ihn sind die Tonmodulation, die Situation und die begleitenden Gebärden wegweisend.

Die Tonart der Aussagesätze ist mit der Zeit von mancherlei angenommen worden, was ursprünglich andern Satzarten angehört hat, manches hat konventionell, durch Mechanisierung in dem Maß die Natur seiner ursprünglichen Satzart aufgegeben, daß es mit der Bedeutungsmodifikation ganz den Tonfall des echten Aussagesatzes bekam, z. B. *er verschwand hast du nicht gesehn um die ecke* (ursprünglich *er verschwand — hast du nicht gesehn? — um die ecke*) mit derselben Satzbetonung wie etwa *er verschwand eilenden schrittes um die ecke*, oder *er läßt sich wer weiß was aufbinden* etwa wie *er läßt sich alles mögliche aufbinden*, oder griech. *ὡς ἀληθῶς*, ursprünglich 'wie wahr!', z. B. in *ἄνδρες σοφοὶ ὡς ἀληθῶς* etwa wie *ἄνδρες ὄντως σοφοὶ ὄντες* (S. 37. 39).

Elemente, die ursprünglich nicht der schlichten Aussage angehört haben und in sie erst herübergenommen worden sind, finden sich am häufigsten in der Erzählung. Hier machen sie sich als die Erzählung belebende dramatische Bestandteile geltend. Beispiele hiervon werden unten noch vorzuführen sein.

Im einzelnen bemerke ich noch folgendes.

1) Die geläufigste Form des ruhigen, rein verstandesmäßigen verbalen Aussagesatzes zeigt, wenn die Aussage vom Gefühl der Gewißheit des Mitzuteilenden getragen wird, seit uridg. Zeit diejenigen Verbalformen, die in der Grammatik Indikative heißen.

Dazu sind von vorn herein auch die sogen. Injunktivformen zu rechnen, soweit sie nicht, im Zusammenhang mit der aus der Willensstimmung entspringenden besonderen Betonungsart, in den Dienst voluntativer Äußerungen gestellt worden sind (S. 54). Der Injunktiv erscheint in dieser indikativischen Geltung vor allem in den augmentierten Verbalformen, d. h. in denen, die mit dem auf die Vergangenheit weisenden Sprachelement **e* versehen sind, z. B. griech. *ἔ-φερε* ai. *á-bharat* arm. *e-ber* (Verf. Grundr. 2^2, 3, 10ff.).

2) Für Aussagen, die nicht von dem Gefühl völliger Gewißheit bezüglich der Wirklichkeit des Vorgestellten begleitet sind, hatte man seit uridg. Zeit die Optativformen, die in diesem Fall als Potentialis bezeichnet werden, z. B. lat. *dixerit quispiam*[1]), griech. *γ* 231 *ῥεῖα θεός γ' ἐθέλων καὶ τηλόθεν ἄνδρα σαώσαι* 'leicht errettet wohl ein Gott, wenn er will, einen Mann auch aus der Ferne', ai. RV. 10, 117, 7 *pṛṇánn āpír ápṛṇantam abhí ṣyāt* 'ein Freund, der schenkt, übertrifft wohl einen, der nicht schenkt'. Im Griechischen bekam dieser Sinn der Optativform noch einen besonderen Exponenten durch den Zusatz der Partikeln *κὲν* und *ἄν*, die ungefähr das bedeuteten, was wir mit *allenfalls, eventuell, unter umständen* bezeichnen (Brugmann-Thumb Gr. Gr.[4] 572. 621. 626f.). Vgl. Verf. Grundr. 2^2, 3, 856ff.

Auf demselben Motiv der Unsicherheit des Urteils beruht der Gebrauch des futurischen Indikativs, wo von etwas Gegenwärtigem oder Vergangenem die Rede ist. Z. B. *das wird so sein, das wird so gewesen sein* etwa so viel als *das dürfte so sein, gewesen sein,* lat. Plaut. Pseud. 677 *profecto hoc*

1) Die von Kroll Glotta 7, 117ff. über den Ursprung des potentialen Konjunktivs im Lateinischen entwickelte Ansicht ist m. E. unhaltbar. Vgl. Stegmann Jahresber. des philol. Vereins 44, S. 66ff.

sic erit 'dürfte wohl so sein', Plaut. Pers. 645 *haec erit bono genere nata: nil scit nisi verum loqui*, Herenn. 1, 11 *de exordio satis erit dictum* (vgl. Cic. Ac. 2, 29 *satis dictum sit*, Inv. 1, 30 *satis dictum videtur*). Die Wahl des Futurums beruht auf der Erwartung des Sprechenden, daß sich seine Aussage als richtig erweisen werde, vgl. Lessing Juden 1, 2 *ich werde Martin Krumm heißen* = *ich heiße, wie man sehen wird, M. K.*, Ter. H. T. *nisi me animus fallit, haud multum a me aberit infortunium*. Vgl. Verf. Grundr. 2², 3, 791 f.

Diesem Gebrauch des Futurums steht nahe der bei Vorführung allgemeiner Wahrheiten. Man will ausdrücken, daß nach den bisherigen Erfahrungen das Eintreten eines Vorgangs oder Zustands erwartet werden kann, z. B. Herodot 5, 56 *οὐδεὶς ἀνθρώπων ἀδικῶν τίσιν οὐκ ἀποτείσει* 'kein Übeltäter wird der Strafe entgehen', Ter. Ad. 55 *nam qui mentiri aut fallere insuerit patrem, fraudare tanto magis audebit ceteros*, lit. Sprichw. *kàs võks, nepralõps* 'wer stehlen wird (stiehlt), wird nicht reich werden'.

3) Bei der Unsicherheit, in der man sich dem Künftigen gegenüber hinsichtlich seiner Wirklichkeit oder Verwirklichung oft fühlt, ist es begreiflich, daß sich mit Ausdrücken, die die Zukunft eines Seienden oder Geschehenden bezeichnen, wie *er wird kommen*, Ausdruckweisen gemischt haben, die ein 'modales' Bedeutungselement in sich enthalten.

Die sogen. Konjunktivformen des Arischen und Griechischen werden seit vorhistorischer Zeit auch rein futurisch ('prospektiv', was Voraussicht ohne gemütliche Erregung besagen will) gebraucht, z. B. RV. 1, 48, 3 *uvā́sōṣā́ uchā́c ca nú* 'die Morgenröte ist vordem erschienen und wird auch jetzt erscheinen', *A* 262 *οὐ γάρ πω τοίους ἴδον ἀνέρας οὐδὲ ἴδωμαι* 'ich habe noch nicht solche Männer zu sehen bekommen und werde sie nicht zu sehen bekommen'. In diesem griechischen Satz ist *οὐ* zu beachten (gegenüber *μή* mit Konjunktiv z. B. in *X* 123 *μή μιν ἐγὼ μὲν ἵκωμαι* 'ich will ihm nicht nahen'). Ferner kommt in Betracht, daß bei diesem futurischen Gebrauch *ἄν* und *κὲν* ebenso hinzutreten wie zum Indik. Fut.,

z. B. *Λ* 387 *οὐκ ἄν τοι χραίσμῃσι βιὸς καὶ ταρφέες ἰοί* 'nichts wird dir helfen der Bogen und die dichten Pfeile'.

Eine Anzahl von kurzvokalischen Konjunktiven im Griechischen und Italischen erscheinen ganz vorzugsweise in der rein zeitlichen Bedeutung, weshalb sie in der einzelsprachlichen Grammatik geradezu als Indicativi futuri bezeichnet werden, wie z. B. griech. *ἔδομαι*, *κρεμάω*, lat. *ero*, *faxo* (Verf. Grundr. 2², 3, 836).

Was ist nun bei den Konjunktivbildungen das Ursprünglichere gewesen, die rein zeitliche oder die (den Zeitbegriff eo ipso einschließende) voluntative Bedeutung? Hierüber gehen die Ansichten auseinander. Was nicht zu verwundern ist. Denn sieht man sich in den Gebrauchsveränderungen um, die verbale Formensysteme in den im Lichte der Geschichte stehenden Sprachphasen erfahren haben, so lassen sich Analoga sowohl für die Entwicklung vom Futurischen zum Voluntativen als auch für den umgekehrten Weg vorbringen. Vgl. Cauer Gramm. mil.³ 145 f., Verf. Grundr. 2², 3, 748 ff. 834 ff. Jedenfalls haben bei der Gebrauchsdifferenzierung auch hier wieder Verschiedenheiten der Betonungsart als unmittelbarster Ausfluß der Seelenstimmung eine Rolle gespielt.

4) Versicherung und Behauptung kleiden sich oft, namentlich wenn sie nachdrücklich auftreten, in die Form des Fragesatzes. Es sind das die sogen. rhetorischen Fragen, Fragen, die selbst ihre Beantwortung in sich tragen. Nhd. *hab ich nicht recht gehabt?*, *bin ich etwa dein sklave?*, *wer gibt mir hierfür auch nur einen dreier?*, *wer kann wissen, wann er sterben wird?*, mhd. Ulrich v. Türheim 587, 6 *wer vernam sō jæmerlīchen tōt an zwein gelieben ie mē?*. Ai. Śāk. 59, 6 Burkh. *kā kathā bāṇasaṃdhanē* 'welche Rede kann von Pfeilauflegung sein?' so viel als 'keine Rede kann von Pf. sein', 76, 14 *bhadrē, kiṃ bahunā* 'Beste, was bedarf es vieler Worte?', eigentlich 'wozu mit vielem?'. Griech. *Α* 123 *πῶς γάρ τοι δώσουσι γέρας μεγάθυμοι Ἀχαιοί?* 'wie wird es den A. einfallen, dir

ein Ehrengeschenk zu geben?', Xen. Oik. 12, 1 *ἀλλὰ γάρ, ἔφην ἐγώ, μή σε καταλύω ἀπιέναι ἤδη βουλόμενον?*. Lat. Plaut. Amph. 403 *non sum ego servos Amphitruonis Sosia?*, Tac. Ann. 13, 21 *vivere ego Britannico potiente rerum poteram?*; oft *quid multa?*.

Diese Aussageform kam in dem Fall auf, daß der Sprechende sich in engstem seelischen Kontakt mit dem Angeredeten fühlt. Man will etwas einem als richtig zu Gemüte führen und sucht das dadurch zu erreichen, daß man sich stellt, als wisse man das nicht, was man weiß; der Angeredete soll sich selbst befragen, und der Fragende erwartet Zustimmung zu seiner Ansicht. Diese Form der Versicherung, die G. v. d. GABELENTZ Die Sprachwiss. 241 f. passend mit allerlei sprachlichen Ironisierungen und Euphemismen vergleicht, ist vielfach so konventionell geworden, daß sie gegenüber dem gewöhnlichen Aussagesatz nur als eine etwas lebhaftere Form der Äußerung erscheint.

Auf die nahe Berührung, die zwischen den rhetorischen Fragen mit *q*^u̯*o-* und den Ausrufungssätzen der Verwunderung mit *q*^u̯*o-* besteht, ist S. 38 hingewiesen worden. Wir haben dort aber die übliche Herleitung des Ausrufsatzes mit *q*^u̯*o-* aus der rhetorischen Frage abgelehnt.

In den rhetorischen Satzfragen wird oft 'nicht' angewandt, indem der Redende die Negation eines Gedankens in Frage stellt, um dadurch die Zuversicht in die Richtigkeit des Gedankens anzudeuten, z. B. *hab ich nicht recht?*. Zu einer völligen Mechanisierung dieser fragenden Ausdrucksweise hat dies geführt bei griech. *οὐκ-οῦν* und ai. *ná-nu*. Die mit *οὐκοῦν* ('nonne igitur') eingeleiteten Fragesätze waren ursprünglich immer Fragen mit Erwartung bejahender Antwort, wie Xen. An. 1, 6, 7 *πάλιν ὁ Κῦρος ἠρώτα· Οὐκοῦν ὕστερον, ὡς αὐτὸς σὺ ὁμολογεῖς, οὐδὲν ὑπ' ἐμοῦ ἀδικούμενος ... κακῶς ἐποίεις τὴν ἐμὴν χώραν?* 'hast du also nicht später, wie du selbst eingestehst, obwohl ich dir kein Unrecht zufügte, mein Land geschädigt?'. Indem nun so eingeleitete Fragen geradezu zu Behauptungen umgedeutet wurden, verblieb dem *οὐκοῦν*

nur noch die Funktion des Folgerns. Der Frageton verlor sich dabei, und die als Einheit empfundene Partikel *οὐκοῦν* leitete nunmehr auch beliebige andere Satzarten ein, z. B. Soph. Ant. 91 *οὐκοῦν, ὅταν δὴ μὴ σθένω, πεπαύσομαι* 'so werde ich denn, wenn ich nicht mehr kann, davon abstehen', Plato Phaedr. p. 278 b *οὐκοῦν ἤδη πεπαίσθω μετρίως ἡμῖν τὰ περὶ λόγων* (Kühner Gerth a. a. O. 2, 163 ff.). In ähnlicher Weise wurde ai. *ná-nu* zunächst, in vorklassischer Zeit, nur im Sinn einer Negation angewendet, wie AB. 5, 14, 6 *tą pitabravīn nanu tē putrakādūšr iti* 'zu ihm sprach sein Vater: haben sie es dir, Sohn, denn nicht gegeben?'. Dann aber kommt es auch, ohne Frageton, in Aufforderungen vor, z. B. *nanūcyatām* 'es soll doch gesagt werden'. Vgl. Brugmann-Thumb Gr. Gr.[4] 632 f.

Auf eine andre Art und Weise erscheint die Frageform in der Erzählung, wenn ich z. B. sage: *ich ging gestern in die stadt; wer begegnete mir da?, mein alter freund N. N.* Man spricht so, als ob man mit Neugierde des Zuhörers rechnete.

5) Im Verlauf der Erzählung von Geschehnissen geht man von einem Tempus der Erzählung zum Imperativ über.

Der Erzählende redet eine Person, von der er etwas erzählen will, so an, als wenn sie gegenwärtig sei. Besonders bekannt ist diese '*ἀποστροφή*' aus dem griechischen Epos, wie *Δ* 127 *οὐδὲ σέθεν, Μενέλαε, θεοὶ μάκαρες λελάθοντο*, *ξ* 55 *τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προσέφης, Εὔμαιε συβῶτα.*[1]) Irgendwie wird diese Darstellungsform bei den Griechen an echt Volkstümliches sich angeschlossen haben.[2])

---

1) Äußerliche, kaum zugleich an solches, was in der deutschen Erzählungsweise von früher her üblich war, anknüpfende Nachahmung ist es, wenn Voss in der Luise sagt: *Drauf antwortetest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau,* und Goethe in Herm. u. Doroth.: *Doch du lächeltest drauf, verständiger Pfarrer, und sagtest.*

2) Die zuweilen, z. B. bei H. Düntzer zu *Δ* 127, begegnende Auffassung, diese Form der Anrede sei aus metrischem Bedürfnis hervorgegangen, ist sicher verfehlt.

Von andrer Art ist das Folgende. Wenn der Berichterstatter, zu Ereignissen übergehend, bei denen es lebhaft hergegangen ist, sich selbst besonders lebhaft in den Gang des Geschehenen versetzt, kommt er dazu, den Handelnden, von dem er erzählt, aufzufordern, das, was er getan hat, zu tun. So in Scheffel's Trompeter: *Dort bei Prag am weißen berge | wird um Böhmens kron gewürfelt. | Pfalzgraf, 's war kein kurzer winter, | pfalzgraf, hast die schlacht verloren, | sporn den gaul und such das weite.* Die Aufforderung hat aber oft weniger den Anstrich, daß sie für den in Rede stehenden Einzelfall erteilt wird, als den eines für derartige Situationen allgemeingültigen Ratschlags: Heinrich v. Freiberg 1804 *islicher von dem andern sluoc | da mangen stehelinen rinc. | nu slaha slah, nu clinga cling,* in dem Gedicht auf den Tod Adolf's von Nassau V. 472 *koninck Adolf voyr den sīnen nā: | stich, slach, vaa va*; Plaut. Trin. 288 f. *quod manu non queunt tangere, tantum fas habent quo manus apstineant: | cetera rape, trahe, fuge, late: lacrumas haec mihi, quom video, eliciunt,* russ. *izdali uvidit lešča da i chvat' jego zubami* 'aus der Ferne sieht er einen Brassen und nun pack ihn (= packt er ihn) mit den Zähnen'. Derartige Imperative nehmen leicht die Natur einer interjektionalen Partikel an, wie nhd. *husch: er sprang auf und husch in den wald hinein,* russ. *davaj,* eigentlich 'gib, begib dich an...', dann 'vorwärts, nun los': *baba brosilas' v chvatku, uviděla čto děvočka ušla i davaj bit' kota* 'die Alte stürzte in die Hütte, sah, daß das Mädchen fort war, und nun vorwärts schlug sie auf die Katze los'. Am verbreitetsten ist dieser Imperativ für das erzählende Präteritum im Slavischen. S. Delbrück Vergl. Synt. 2, 396 f., Verf. Grundr. 2², 3, 826 f., Vondrák Vergl. Slav. Gramm. 2, 281.

Zumteil hat man wohl den slav. 'Infinitivus historicus' hier anzureihen, nicht mit dem Infinitivus historicus andrer Sprachen (s. unten 6) auf gleiche Stufe zu stellen. Namentlich gilt das für den Fall, daß die auffordernde Partikel *nu* (*nutko*) hinzugefügt ist, wie russ. Märchen *gvoje vylězli i nu kumu bit'* 'zwei schlüpften heraus und nun los mit Hieben

auf den Gevatter'. S. Delbrück Vgl. Synt. 2, 458f., Vondrák a. a. O. 2, 415.

6) Der sogenannte 'Infinitivus historicus' begegnet im Lateinischen und Baltisch-Slavischen. Z. B. Plaut. Amph. 1107 *postquam in cunas conditust, devolant angues . . . ego cunas recessim rursum vorsum trahere et ducere*, Sall. Cat. 60, 4 *maxima vi certatur. interea Catilina cum expeditis acie versari, laborantibus succurrere, integros pro sauciis arcessere, omnia providere, multum ipse pugnare, saepe hostem ferire.* Lit. Märch. *paskuĩ jisaĩ pàszaukė: „aĩkim, visì mãno brólei, výkim katrą̃ àsz atsìvedżau". taĩ jẽ visì ję̃ výt* 'drauf rief er: auf, alle meine Brüder, daß wir der, die ich hergebracht habe, nachsetzen; und sie setzten ihr alle nach', *kálvis parė̃ję̨s tů̃jaũs į̃ visùs kampùs jëszkót* 'als der Schmied nach Hause kam, suchte er sogleich in allen Ecken', russ. Märch.: es wird erzählt, daß einer seine Tochter zur Heirat zwingen will, dann folgt *Alënuka plakat', ničego ne pomogajet* 'Al. weint, es hilft nichts'.

Wahrscheinlich ist hier nicht vom imperativischen Gebrauch des Infinitivs anzugehen, wonach diese Erzählungsform mit 5) zu verbinden wäre, sondern mit Kretschmer Glotta 2, 270ff. davon, daß der Infinitiv oft die Rolle eines als Subjekt oder Objekt fungierenden Nomens bekommen hat. Wie Schilderungen mittels freier, absoluter Substantiva geschehen können — z. B. D. v. Liliencron *Flatternde fahnen | und frohes gedränge, | fliegende kränze | und siegesgesänge* —, so können Infinitive, aus Satzzusammenhängen herausgelöst, zum Zweck des Schilderns für sich selbständig angewandt werden. Ehe solche Darstellungsart habituell wurde, schwebte etwas wie 'das geschah', 'das tat er' vor, wonach der Infinitivus historicus seiner Entstehung nach zu den Sätzen gehörte, die ich oben Kurzsätze genannt habe. Vgl. Verf. Grundr. 2^2, 3, 944ff.

7) Hat man etwas, was von andern oder auch von einem selber früher gesagt oder gedacht war, zu berichten, so war von Haus aus Wiedergabe in der originalen Satzgestaltung das übliche: *er sagte: ich bin krank.* So ist es

nicht nur im Altindischen bis in die historische Periode hinein geblieben, sondern hat sich vielfach auch bei andern Völkern in der lebendigen Rede, wenigstens in der Sprache des gemeinen Mannes, als die übliche Art der Wiedergabe erhalten. In der Regel ging nun dieser Reproduktion etwas wie 'er sagte', 'er meinte' voraus, und so ergab sich das Gefühl für eine 'Abhängigkeit' des als fremde Rede oder Meinung Wiedergegebenen. Dieses Gefühl für 'Oratio obliqua' hat auf die Satzgestaltung in mannigfacher Weise eingewirkt.

Eine von den dabei vorgekommenen Neuerungen mag wegen ihres besonderen Interesses für die Satzgestaltung hier genannt sein. Es heißt z. B. bei Thuk. 2, 12, 3 *τοσόνδε εἰπών, ὅτι ἥδε ἡ ἡμέρα τοῖς Ἕλλησι μεγάλων κακῶν ἄρξει*, 1, 137, 4 *ἐδήλου δ' ἡ γραφή, ὅτι Θεμιστοκλῆς ἥκω παρὰ σέ*, vgl. auch Plat. Phaed. p. 50 c *ἴσως ἂν εἴποιεν, ὅτι μὴ θαύμαζε τὰ λεγόμενα*; für *ὅτι* auch *ὡς*. S. STAHL Krit.-hist. Synt. 564f., BRUGMANN-THUMB Griech. Gramm.[4] 648. Entsprechendes im Ai.: LASSEN's Anth. Sanscr.[3] 38 *hē śata tvam mamāgra iti jalpasi yat tvą vinā mamānyā vallabhā nāsti* 'he du Lügner, bei mir redest du so: außer dir habe ich kein anderes Liebchen' (BÖHTLINGK Kāl. Śak. S. 157f., JOLLY Ein Kap. vergleich. Synt. 110, SPEYER Sanskr. Synt. 382 f.). Zur Erklärung dieses 'daß' darf man nicht in die Zeiten zurückgehen, wo die Nebensatzkonjunktion noch demonstrativen Sinn gehabt hat, wo also z. B. *er sagt, daß es regnet* noch so viel als *er sagt das: es regnet* war. Vielmehr hat, nachdem durch eine Verschiebung der syntaktischen Gliederung *ὅτι* und *yat* längst zu Nebensatzkonjunktionen geworden waren, eine neue Gliederungsverschiebung in entgegengesetzter Richtung stattgefunden: die Konjunktion wurde in der Auffassung der Satzgestaltung wiederum zum Satz mit dem Verbum des Sagens geschlagen.[1])

1) Dies geschah nicht, wenn das Verbum des abhängigen Satzes in den Modus obliquus (Optativ) übergeführt wurde. Aber auch nicht, wenn zwar das Verbum in dem Modus der direkten Rede verblieb, aber Personenverschiebung eintrat, wie z. B. Lys. 24, 15 *λέγει, ὡς ὑβρι-*

Ähnliches bei *οἶδ' ὅτι* ('sicherlich'), *δῆλον ὅτι, δηλονότι* ('offenbar'), *ἔσθ' ὅτε* ('bisweilen'), lat. *forsan forsitan = fors sit an*, got. *wait-ei* ('vielleicht, etwa'), nur daß in diesen Fällen diese Entwicklung bis zur völligen Wortverschmelzung vorgeschritten ist.

Wenn im Litauischen Märchen im lebendigen Vortrag mit *kàd* ('daß') beginnen, z. B. *kàd bùvo karãlius* 'es war (einmal) ein König' (Leskien-Brugmann Lit. Volksl. u. Märch. 160. 326), so geschah das wohl in der Absicht, kundzutun, daß man von andern Gehörtes vortrage. Es schwebte also etwas wie *sãko, kàd* ..., 'man erzählt, daß ...' vor, wovon dann in der Aussprache nur das 'daß' übrig geblieben ist. Wie weit sich dieses einleitende *kàd* in den Gegenden, wo es begegnet, mechanisiert hat, ist mir unbekannt.

8) Kurzsatzformen sind hier verhältnismäßig selten. Am seltensten jedenfalls in der Vorführung vergangener und künftiger Geschehnisse, und zwar aus dem Grunde, weil hier am wenigsten durch Gebärden und Situationsbewußtsein Worte ersetzt werden können.

Die meisten 'Ellipsen' beruhen hier darauf, daß ein anderes Wort oder andere Wörter desselben Satzes, also der Wortzusammenhang, oder auch der Zusammenhang von Sätzen die richtige Interpretation des Gesprochenen an die Hand geben, z. B. nhd. *er auf und davon* (vgl. die Beispiele von abgekürzten Aussagesätzen bei Delbrück Vergl. Synt. 5, 122 ff.).

14.

Satzbildung im Dienste des Fragens.[1]) Der sprachliche Verkehr bewegt sich zu einem großen Teil in Frage

---

στής εἰμι καὶ βίαιος, wo ein Angeklagter sich über einen Vorwurf des Gegners beschwert und nun *ὡς εἰμί* in erster Person von seinem eignen Standpunkt aus sagt, den Indikativ aber noch aus dem Sinne des Gegners gebraucht, über dessen Vorwurf er berichtet.

1) In mancher Hinsicht grundlegend für die wissenschaftliche Behandlung der Fragesätze ist die oben wiederholt genannte Abhandlung von Th. Imme Die Fragesätze nach psychologischen Gesichtspunkten

und Antwort. Beim Fragen muß eine, wenn auch sehr unvollständige, Kenntnis von der Sache schon vorhanden sein; wo jedes Wissen fehlt, ist eine Frage unmöglich.

Es entsteht im Verlauf der Gedanken eine Stockung, die als Spannung empfunden wird. Um diese zu beseitigen, wendet man sich an eine anwesende Person. Nun kann das Fragen in der Form des gewöhnlichen Aussagesatzes vor sich gehen, wenn man nämlich die Grundstimmung selber durch ein besonderes sie bezeichnendes Wort kundgibt, z. B. *ich wünsche über das und das etwas von dir zu hören*. Auch kann sich die Grundstimmung in die Form einer Aufforderung kleiden: *sage mir dein alter*. Gewöhnlich aber baut sich der Fragesatz auf dem Grund der Mittel, die auch für anderes, namentlich für die Aussage, zu Gebote stehen, in der Weise auf, daß nur der Frageton die Absicht des Fragens erkennen läßt: *du bist gestern abend angekommen?*.

In allen idg. Sprachen unterscheidet man Ja-Nein-Fragen (alias: Bestätigungsfragen, Satzfragen, Entscheidungsfragen, Totalfragen), z. B. *er ist gekommen?*, *ist er gekommen?*, und Pronominalfragen (alias: Ergänzungsfragen, Bestimmungsfragen, Wortfragen, Partialfragen), z. B. *wer ist gekommen?*. In den lebenden Sprachen steigt bei der ersteren Klasse die Stimme in der Regel gegen den Schluß hin zu größerer Tonhöhe an und hat sie in der zweiten Klasse am Schluß eine steigend-fallende Kadenz. Vermutlich ist das im wesentlichen so auch in den älteren Perioden gewesen. Bei der Ja-Nein-Frage kommt oft noch eine — die Erwartung des Redenden bekundende — Verlangsamung des Tempos hinzu. Diese fand bei den Indern in Plutierung ihre Bezeichnung: z. B. Ś́B. 14, 8, 2, 4 *vy àjñāsiṣṭā3* 'habt ihr's verstanden?' (Antwort *vy àjñāsiṣma*), AB. 7, 28, 2 *vēttha brāhmaṇa tvą tą bhakṣā3m* 'kennst du, o B., diese Speise?' (Antwort *vēda hi*), TS. 6, 5, 9, 1 *tą́*

eingeteilt und erläutert, 2 Teile, Cleve 1879. 1881. Daneben hebe ich hervor DELBRÜCK Der Gebrauch des Conj. u. Optat. im Sanskr. u. Griech., Halle 1871, S. 74ff., Vergl. Synt. 3, 259ff.

vy àcikitsaj juhávānī3 má hauṣá3m íti 'mit Bezug auf den überlegte er: soll ich opfern? soll ich nicht opfern?'.

Eine andere Doppelheit, die alle Sprachen kennen, ist folgende. Entweder bezieht sich der Fragesatz auf einen Tatbestand, z. B. *er kommt?, kommt er?, wer kommt?*, oder aber man will wissen, was oder ob etwas zu tun ist (sogen. Deliberativus), wofür man seit uridg. Zeit den Konjunktivus verwandt hat, z. B. lat. *quid faciam?* (vgl. unten 6).

Daß die Wortstellung im Fragesatz in uridg. Zeit eine besondere Rolle gespielt habe, eine wesentlich andere als in den übrigen Satzarten, ist nicht ersichtlich.

Entspringt eine Frage meist nur dem reinen Wissenstrieb, so drängen sich bei ihr doch oft diese und jene Affekte dazwischen, Unlustgefühle des Zweifels und der Verlegenheit, Staunen, Entrüstung, Unwille usw. Das gibt sich alles in der Satzbetonung kund. Am häufigsten grenzt die Frage so an den Ausruf, s. § 7, 4 S. 35.

Die sogen. rhetorischen Fragen sind ihrem Wesen nach überhaupt nicht eigentliche Fragen, Erkundigungen, sondern Versicherungen, Behauptungen. Sie sind demgemäß schon in § 13, 4 S. 76ff. zur Sprache gebracht worden. In ähnlicher Weise läßt oft die Absicht, einen zu etwas aufzufordern, die Form des Fragesatzes wählen, worüber § 9, 6 S. 61.

1) Die auf einen Tatbestand gehenden Ja-Nein-Fragen. Beantwortung wird entweder für den ganzen Inhalt der Frage gewünscht, z. B. *regnet es?*, oder, indem ein Teil der Frage von vornherein als bereits bekannte Tatsache angesehen wird, nur für den übrigen Teil, z. B. *er ist gestern gekommen?, ist er gestern gekommen?*.

Die letztere Klasse steht mit den Pronominalfragen insofern auf gleicher Stufe, als auch hier die zu behebende Ungewißheit sich nur auf einen einzelnen Begriff innerhalb der Gesamtvorstellung bezieht. Wie das pronominale Wort hier seit uridg. Zeit an der Spitze des Fragesatzes steht als das wichtigste Satzglied: *wer hat das getan?, wo warst du?*, so heißt es, dieser Spitzenstellung entsprechend, im Nhd. z. B.

gestern ist er gekommen?, *ihn hast du getroffen?*. Vgl. Erdmann-Mensing Grundz. 1, 186.

Die Ja-Nein-Fragen werden meistens gestellt, weil der Fragende Bescheid über etwas haben will, über das er selbst noch völlig im unklaren ist, z. B. *kommt er morgen zurück?*. In diesem Fall erscheint in unsern idg. Sprachen oft neben der einfachen Frage die disjunktive Form, z. B. *kommst du oder kommst du nicht?*, *kommt er schon morgen an oder erst übermorgen?* Hierüber unten unter 8.

Oft aber legt man in den Fragesatz selbst schon hinein, ob man mit der Wahrscheinlichkeit rechnet, ein Ja, oder mit der, ein Nein als Antwort zu bekommen.

Erwartet man die Antwort Ja, so wird dem Verbum 'nicht' beigegeben: indem das Nicht-sein in Frage gestellt wird, legt man den Gedanken an das Sein nahe, z. B. *heißt du nicht Emil?*, got. Luk. 4, 22 *ni-u sa ist sunus Josefis?* 'οὐχ οὗτός ἐστιν ὁ υἱὸς Ἰωσήφ?', ai. AB. 5, 14, 6 *nanu tē putrakā-dū3r iti* 'haben sie es dir denn nicht gegeben?', griech. Θ 352 *οὐκέτι νῶι | ὀλλυμένων Δαναῶν κεκαδησόμεθ' ὑστάτιόν περ?* 'werden wir uns nicht, wenn auch so spät, um die im Untergang begriffenen Danaer kümmern?', Ο 18 *ἦ οὐ μέμνῃ?* 'erinnerst du dich denn nicht?', lat. Ter. Eun. 334 *eho, nonne hoc monstri similest?*, lit. *aȓ tù jį̃ ne-mateĩ?* 'hast du ihn nicht gesehn?', aksl. Matth. 13, 55 *ne sъ li jestъ tektonovъ synъ, ne mati li jego naricajetъ sę Marija?* 'οὐχ οὗτός ἐστιν ὁ τοῦ τέκτονος υἱός, οὐχὶ ἡ μήτηρ αὐτοῦ λέγεται Μαριάμ?'.

Dagegen geht die Ausdrucksweise in den idg. Sprachen in dem Fall ganz auseinander, daß man Nein als Antwort erwartet. Das Hauptunterscheidungsmittel wird ursprünglich die Art der Satzbetonung gewesen sein. Ai. RV. 10, 146, 1 *ná tvā bhīr iva vindatī3n̆* 'dich ergreift doch nicht etwa eine Art Furcht?'. Lat. *num* in solchen Fragen (z. B. Plaut. Trin. 69 *num quis hic alius praeter me atque te?*) war ursprünglich, auch noch im Beginn der Überlieferung, Fragepartikel überhaupt (s. 3), und wie man dazu kam, ihren Gebrauch gerade nach der Seite hin einzuschränken, daß als Antwort Nein

vorschwebt, ist unklar (vgl. DELBRÜCK Vergl. Synt. 3, 264). Durchsichtig sind dagegen griech. *μή* und got. *ibai*: ihre Anwendung beruht, da sie auch sonst als 'Prohibitivpartikeln' fungieren, auf der Abwehr eines vorschwebenden Gedankens, z. B. ι 405 *ἦ μή τίς σευ μῆλα βροτῶν ἀέκοντος ἐλαύνει?* 'es treibt doch wohl nicht einer von den Menschen gegen deinen Willen dir die Herden weg?', Luk. 6, 39 *ibai mag blinds blindana tiuhan?* '*μήτι δύναται τυφλὸς τυφλὸν ὁδηγεῖν?*'.

2) Die auf einen Tatbestand gehenden pronominalen Fragen, z. B. *wer hat das getan?*. S. 38 sahen wir, daß der Interrogativsinn der Pronominalstämme *q^uo-*, *q^ui-*, *q^uu-* zwar sicher aus der Zeit der idg. Urgemeinschaft ererbt war, daß aber der andere, ebenfalls uridg. Gebrauch dieser Pronomina im staunenden Ausruf wahrscheinlich nicht so, wie man meistens glaubt, eine Weiterentwicklung der Anwendung beim Fragen gewesen ist. In der Pronominalfrage werden dem Gefragten die Elemente des Urteils in fertiger Gestalt geboten, und es ist nur eine Lücke auszufüllen: es fehlt im Ganzen nur ein Baustein, auf den das Pronomen mit einer man könnte sagen interjektionalen Kraft hinweist, und den nun der Angeredete herbeischaffen soll. Bei diesem Charakter des Interrogativpronomens ist es sofort verständlich, daß es an die Spitze des Satzes tritt als das Element der Rede, das in der Gesamtvorstellung des Satzes sich am stärksten herandrängt.

Eine Art von Zwitterding zwischen Frage und Aussage ist es, wenn das Fragepronomen im Innern des Satzes bei einer Wortfolge erscheint, wie sie dem Aussagesatz eigen ist, z. B. *Karl der große ist wann? geboren.*

3) In keiner Satzgattung spielen Partikeln als Charakterisierung der Satzart eine so große Rolle wie im Fragesatz.

Die Ja-Nein-Fragen waren ursprünglich nur durch die besondere Art der Satzbetonung gekennzeichnet. So auch vielfach in historischen Sprachphasen, z. B. RV. 10, 34, 6 *pṛcchámānō jēṣyā́míti* 'indem er sich fragt: werde ich siegen?', *A* 291 *τούνεκά οἱ προθέουσιν ὀνείδεα μυθήσασθαι?* 'stellen

sie ihm darum frei, Schmähungen auszurufen?', Plaut. Amph. 962 *aetatem meam scis?*, got. Luk. 7, 44 *gasaihvis þo qinon?* '*βλέπεις ταύτην τὴν γυναῖκα?*', russ. Tolstoj Čěm ljudi živy 6 *idti možešʼ?* 'kannst du gehn?'.

Hier, zumteil aber auch in den Pronominalfragen, fanden sich nun schon in uridg. Zeit häufig adverbiale Wörter ein, die verschiedene, durch die Fragesituation nahe gelegte Begriffe zum Ausdruck brachten, und deren Gebrauch sich dann in dem Grade mechanisiert hat, daß sie im Zusammenhang des Satzes schließlich nur noch die Fragestimmung des Sprechenden mit zu charakterisieren hatten.

Am weitesten verbreitet als Fragepartikel ist **nŭ̄* 'nun, jetzt': ai. *nú nū́*, griech. *νὺ νῦν*, got. *nu nu-h*, lat. *num*. Seine ursprüngliche Bedeutung war der Hinweis auf die gegenwärtige Lage, deren Betrachtung den Sprechenden zu seiner Frage veranlaßt. Diese zeitliche Bedeutung läßt sich oft auch noch in der historischen Zeit unterlegen: z. B. ŚB. 14, 6, 1, 4 *sá hainą papracha tvą́ nú khálu nō yājñavalkya bráhmiṣṭhō 'sī3 íti* 'er fragte ihn (nachdem Yājnavalkya sich des für den Weisesten ausgesetzten Preises bemächtigt hatte): bist du denn nun, o Y., der weiseste von uns?'.[1]) Im lat. *num* ist diese Funktion in der historischen Zeit schon erloschen (in der zeitlichen Bedeutung hatte sich die Erweiterung *nun-c* an die Stelle von *num* geschoben), und *num* ist nur als Fragepartikel verblieben. S. Verf. Grundr. 2^2, 3, 993 f.

Andre Fragepartikeln sind von ähnlichen Vorstellungen ausgegangen, z. B. griech. *ἄρα* (in *ἆρα* lesb. dor. *ἦρα* aus *ἦ ἄρα*) und lit. *ar̃* (älter auch *er*) davon, daß sich die Frage inhaltlich an die dem Sprechenden vorliegende Situation anschließt. In mehreren Sprachzweigen zugleich erscheinende Partikeln dieser Art sind noch ai. *ha* lit. *-gi -gu* slav. *že*, gthav. *-nā* lat. *-ne* (GLÖCKNER Wölfflin's Arch. 11, 491 ff.,

---

1) Man vergleiche auch die Kurzsatzfrage nhd. *nŭ?* oder *nūn?*, z. B. wenn einer lange auf sich hat warten lassen und ich rede ihn bei seinem Erscheinen an: *nu? kommst du endlich?*.

Delbrück Vergl. Synt. 3, 263, Verf. Grundr. 2², 3, 995), lat. *an* got. *an* (Verf. Grundr. 2², 3, 985).

Im allgemeinen vgl. noch Delbrück a. a. O. S. 260ff., Verf. a. a. O. S. 979ff.

4) Verselbständigte abhängige Fragesätze.

Im Deutschen bilden sie gewöhnlich die Aufnahme und Wiederholung einer schon getanen Frage, z. B. *ob er kommen wird?* nach: *wird er kommen?*, oder *wann er kommt?* nach: *wann kommt er?*. Doch erscheinen sie auch ohne das, indem dem Sprechenden ein 'ich weiß nicht' oder dgl. nur vorschwebt: *ob er noch kommen wird?*. So schon im Mhd. und zwar mit dem Konjunktiv, z. B. Wolfr. Parz. 36, 22 *wie er gezimieret sî?*, Walth. 25, 26 *ob ieman spreche?* 'ob wohl jemand sagen mag?'. S. Erdmann-Mensing Grundz. 1, 124.

Aus dem Altindischen sind zu nennen die mit *kuvíd* 'ob' eingeleiteten Sätze, die sich dadurch, daß das Verbum in ihnen betont ist, formal als Nebensätze bekunden. Z. B. RV. 4, 51, 4 *kuvít sá dēvīḥ sanáyō návō vā yā́mō babhūyā́t* 'ob das wohl, o Göttinnen, eurer alter oder neuer Wagen sein mag?', 8, 91, 4 *kuvíc chákat kuvít kárat* 'ob er wohl helfen, ob er wohl tun wird?'. Die Grundlage waren also Perioden wie 8, 26, 10 *aśvínā sv ṝṣē stuhi kuvít tē śrávatō hávam* 'die Aśvin, o Sänger, lobe, ob sie etwa den Ruf hören'. S. Delbrück Altind. Synt. 315. 550, Vergl. Synt. 3, 261. 273f.

5) Aus Stimmungen des Unwillens, der Mißbilligung, Entrüstung gehen Fragesätze hervor mit der ihnen eignen, auf der Mischung des interrogativen mit dem exklamativen Element beruhenden Tonart, z. B. *was?! ich ein lügner?!*. Sie können ebenso gut hier als auch beim Ausruf untergebracht werden. S. § 7 S. 35f.

6) Die 'deliberative' ('dubitative') Frage. Tritt bei der Geltendmachung eines Willens eine Stockung ein, die zu der Frage Anlaß gibt, was oder ob etwas geschehen soll, so war in diesem Fall seit uridg. Zeit der Konjunktiv im Gebrauch. Das voluntative, nicht einfach futurische Bedeutungs-

element des Konjunktivs in diesem Fall erhellt u. a. aus der Negation *μή* im Griech., wie Xen. Mem. 1, 2, 45 *πότερον βίαν φῶμεν ἢ μὴ φῶμεν εἶναι?*. Meistens handelt es sich um 1. Personen, wobei man sich entweder von dem Willen eines andern abhängig zeigt (vgl. *vis, vocem huc ad te?* Plaut. Capt. 360) oder von der eignen Überlegung (vgl. *nescio: quid dicam?* Plaut. Merc. 723).

Maßgebend für die Bestimmung des Ursinnes des Modus sind auch hier das Indische und das Griechische, da diese Sprachen den Konjunktiv rein erhalten haben.

RV. 10, 95, 2 *kím ētā́ vācā́ kr̥ṇavā* 'was soll ich mit dieser deiner Rede machen?', ŚB. 1, 6, 1, 6 *kvā̀há bhavāni* 'wo soll ich bleiben?', RV. 5, 41, 11 *kathā́ mahē̃ rudríyāya bravāma* 'wie sollen wir zu der großen Marutschar sprechen?', 1, 65, 6 *ká ī varātē* 'wer soll ihm wehren?', TS. 6, 5, 9, 1 *tą́ vy àcikitsaj: juhávānī3 mā́ hauṣā́3m* 'inbezug auf den überlegte er: soll ich opfern, soll ich nicht opfern?'. Griech. ο 509 *πῇ γὰρ ἐγώ, φίλε τέκνον, ἴω, τεῦ δώμαθ' ἵκωμαι?* 'wohin soll ich, liebes Kind, gehen, zu wessen Haus mich begeben?', Eur. Ion 758 *εἴπωμεν ἢ σιγῶμεν?* 'sollen wir reden oder schweigen?', Soph. Ai. 404 *ποῖ τις οὖν φύγῃ?* 'wohin soll man fliehen?'.

Lat. Enn. tr. 231 *quo nunc me vortam? quod iter incipiam ingredi?*, Plaut. Capt. 208 *quo fugiamus?*, Ov. Met. 3, 204 *quid faciat? repetatne domum et regalia tecta | an lateat silvis?*. Daß die 1. Personen bei dieser Grundstimmung auch im 'Indikativ. Präs.' erscheinen, z. B. Plaut. Most. 774 T. *eon? voco huc hominem?* S. *i, voca*, beruht wahrscheinlich darauf, daß die 1. Sing. formal zugleich Indik. und Konjunkt. gewesen ist, z. B. *eo* = ai. Konj. *ayā* (Verf. Grundr. 2², 3, 528f. 849).

Im Gotischen erscheint bei der 1. Sing. die sogen. Optativform auf *-au*, die aber tatsächlich der Konjunktiv auf *-ō* mit angehängter Partikel *u* gewesen ist (Grundr. 2², 3, 536): Joh. 12, 27 *ƕa qiþau?* '*τί εἴπω?*', vgl. Phil. 1, 22 *ƕaþar waljau, ni kann* 'was von beidem ich wählen soll, weiß ich nicht'. In der 1. Plur. tritt die Injunktivform auf: Matth. 6, 31 *ƕa*

matjam aiþþau hva drigkam aiþþau hve wasjaima? 'τί φάγωμεν ἢ τί πίωμεν ἢ τί περιβαλώμεθα?'; über den Übergang zum Optativ *wasjaima* s. S. 55.

7) Kurzsatzform ist auch hier nicht selten. Am häufigsten erscheint sie in der Pronominalfrage, wie *wie?*, *woher*, *wohin?*, *wohin des wegs?*, griech. ποῖ δὴ καὶ πόθεν?; *was weiter?*, lat. *quid praeterea?*.

8) Der Zweifel, der zum Fragen drängt, bringt es mit sich, daß der Fragende oft nicht nur eine Vorstellung, die ihm gekommen ist, ausspricht, sondern zwei oder auch mehr Vorstellungen, zwischen denen er schwankt und bezüglich deren er eine Entscheidung anstrebt. Es sind das die sogen. disjunktiven Fragen. Diese Fragen scheinen, wie die einfachen, in uridg. Zeit nur erst durch die Fragetonart gekennzeichnet worden zu sein. Diese einfachste Gestaltung findet sich am häufigsten noch im Altind., wo entweder in jedem Glied oder wenigstens in einem Plutierung erscheint. Z. B. RV. 10, 129, 5 *adháḥ svid āsī3d upári svid āsī3t* 'war es unten, (oder) war es oben?', TS. 6, 5, 9, 1 *tá̜ vy àcikitsaj juhávānī́3 mā́ hauṣā́3m íti* 'mit Bezug auf den (den Soma) überlegte er hin und her: soll ich ihn opfern, (oder) soll ich ihn nicht opfern?', TS. 1, 7, 2, 1 *chinátti sā́ ná chinattī́3 iti hōvāca* 'er sagte: schlägt sie, (oder) schlägt sie nicht?'.

Die Alternative als solche wurde im Av. und im Griech. durch die Partikel **u̯e* bezeichnet, die sowohl einzelne Satzteile als auch ganze Sätze in Gegensatz zueinander stellte (av. *vā*, griech. ἦ-Ϝε ἠ-Ϝέ). Y. 31, 17 *katārə̄m ašavā vā drəgvå̄ vā vər³nvaⁱtē mazyō* 'was ist das Größere, was der Anhänger des Aša oder was der der Drug glaubt?', *N* 251 ἠέ τι βέβληαι, βέλεος δέ σε τείρει ἀκωκή, | ἠέ τευ ἀγγελίης μετ' ἔμ' ἤλυθες? 'bist du irgend getroffen und quält dich des Geschosses Spitze, oder kamst du einer Botschaft wegen zu mir?'. Vgl. Delbrück Vergl. Synt. 3, 268f., Verf. Grundr. 2², 3, 987f., Brugmann-Thumb Griech. Gramm.⁴ 618. 624.

Im Av. konnte *katārəm*, im nachhomer. Griech. πότερον oder πότερα, im Lat. *utrum*, im Aisl. *huárt* 'welches von

beiden?' der Doppelfrage vorausgeschickt werden als ein zunächst für sich stehender Satz. Es folgten dann im Av. *vā* ... *vā*, im Griech. im zweiten Glied *ἠὲ*, im Lat. ebenda *an*, im Aisl. ebenda *eda* 'oder'. Durch Verschiebung der ursprünglichen Gliederung wurde aber mit der Zeit das 'welches von beiden?' nur noch als eine überhaupt fragesatzeinleitende Partikel empfunden. Für das Av. vgl. außer der schon genannten Stelle Y. 31, 17 noch N. 3 *katārəm āϑrava aϑaᵘrunəm vā parayat̰ gaēϑanąm vā aspərᵊnō avat̰* 'soll ein Priester auf Priesterdienst (aus dem Haus) ausgehn, oder soll er für die Unversehrtheit seines Hausstands sorgen?'. Herodot 1, 88 *ὦ βασιλεῦ, κότερον λέγειν πρὸς σέ, τὰ νοέων τυγχάνω, ἢ σιγᾶν ἐν τῷ παρεόντι χρή?*. Plaut. Pers. 341 *utrum pro ancilla me habes an pro filia?*. Aisl. Skírnism. 12, 1 *huárt estu feigr eda estu framgenginn?* 'bist du ein Todgeweihter oder ein Toter?'. Veränderung des ursprünglichen Sinnes von *πότερον* und *utrum* ergibt sich auch daraus, daß sie vor mehr als zweigliedrigen Fragen auftreten: *πότερον* ... *ἤ* ... *ἤ* ..., *utrum* ... *an* ... *an*.

Im Got. erscheint meist im ersten Glied die Fragepartikel *-u*, im zweiten Glied *þau*, hinter dem *-u* wiederholt wird, im Lit. in beiden Gliedern *ar̃*, wie in der einfachen Frage, oder vor dem zweiten Glied überdies noch *arbà* 'oder', im Slav. *li* in beiden Gliedern, dafür auch *li — li*, *ili — ili*. S. Delbrück Vergl. Synt. 3, 270f., Streitberg Got. Element.[3] 221f., Vondrák Vergl. Slav. Synt. 2, 292f.

Nachtrag zu S. 23 Zeile 8ff.

Eine gewisse Breite des Schwankens der Lautung besteht natürlich überall von jeher auch außerhalb des Gebietes der interjektionalen und onomatopoietischen Sprachäußerungen. Das ist von der idg. Sprachforschung immer angenommen worden, auch seit das Axiom von der sogen. Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze oder Regelmäßigkeit (Konsequenz) der mechanischen Lautbewegung auftauchte und Anerkennung

fand. Ich möchte das hier ausdrücklich feststellen mit Rücksicht auf die neuerlichen, mir während des Druckes dieser Abhandlung zu Gesicht gekommenen Bemerkungen über die Lautgesetzfrage von Leo Spitzer im Literaturblatt für germ. und rom. Phil. 1918 S. 5 ff. Was dieser wie einen grundsätzlichen Unterschied im Verfahren der jetzigen 'Sprachvergleicher' und 'Romanisten' hinstellt, halte ich für unangebracht. Daß man, wie Spitzer sagt, um Ordnung in die Objekte einer Wissenschaft zu bringen, zuerst die vereinheitlichende, meist grobschlächtig verfahrende Klassifikation der Erscheinungen vornehmen und dieser dann die 'Feinsortierung' und Individualisierung folgen lassen müsse, ist sicher richtig. Die Indogermanistik sei aber, fährt Spitzer fort, heute noch im allgemeinen bei der Anschauung von der 'Gleichförmigkeit der Welt' stehen geblieben, ihr fehle die differenzierende Betrachtung, wie sie bei den Romanisten heute vorherrsche, und — wie man nach dem Zusammenhang doch wohl annehmen muß — fehle auch die Einsicht in die Notwendigkeit dieses Verfahrens. Ich denke, das Verständnis dafür, daß von jeher überall nicht nur zwischen den verschiedenen Angehörigen derselben Sprachgenossenschaft, sondern auch bei demselben Individuum bei aller Gleichmäßigkeit auch allerlei Unregelmäßigkeiten und Schwankungen in der Lauthervorbringung eines Wortes an der Tagesordnung gewesen sind, ist in beiden Wissenschaftszweigen gleichmäßig vorhanden. Der Romanist hat freilich weit mehr Gelegenheit als der Indogermanist, jene feineren Differenzen zu bemerken und ihnen nachgehen zu können, und das macht den Unterschied. Denn der Romanist hat es in weit höherem Maße mit lebenden Sprachen oder der Gegenwart näher stehenden Sprachphasen zu tun, und wo er nur auf Grund schriftlicher Überlieferung aus vergangenen Zeiten arbeitet, ist die älteste Handschrift, in der Regel wenigstens, nicht durch die Hände so sehr vieler Abschreiber gegangen. Wo zwischen der Urschrift und der ältesten auf uns gekommenen Fassung eines Literaturwerks eine längere Reihe von Jahrhunderten liegt, sind die

ursprünglichen Ungleichmäßigkeiten gewöhnlich stark zerstört, sei es durch die Untugenden der Abschreiber, sei es durch nivellierendes Eingreifen schulmeisterlicher Grammatiker, sei es durch noch andere Umstände. Daß die 'Sprachvergleicher' auch für das Sinn haben, was Spitzer bei ihnen allzusehr vermißt, zeigen u. a. zahlreiche Bemerkungen über die Sprache inschriftlicher Urkunden, alter Papyri, Fluchtafeln u. dgl., die sich in ihren Arbeiten finden. Wo sie ins Vorhistorische hineinsteuern, mangelt es bei ihnen allerdings an der 'Feinsortierung', aber doch nur aus denselben Gründen wie etwa bei dem Paläontologen, der mit Tier- und Pflanzenresten aus ferner und fernster Vergangenheit zu tun hat.

SITZUNG AM 2. FEBRUAR 1918.

Herr HEINZE spricht über die Art der Erzählung in Ovids Fasten und ihre Vorläufer in der hellenistischen und römischen Dichtung. Wird später in den Berichten erscheinen.

Eine von Herrn Dr. BUCHWALD geplante Sammlung von Leipziger Universitätsreden aus dem 15. Jahrhundert wird für die Abhandlungen angenommen.

Für das Arabische Wörterbuch des Herrn FISCHER werden 6000 M. bewilligt für den Fall, daß diese Summe nicht vom Kartell übernommen wird. Herrn KÖTZSCHKE werden weitere 800 M. ausgeworfen zur Durchführung seiner Studien auf dem Gebiete des Agrar- und Siedlungswesens in Belgien.

SITZUNG AM 4. MAI 1918.

Herr BETHE spricht über Medeaprobleme. Gedruckt in den Berichten Bd. 70, Heft 1.

Der stellvertretende Sekretär Herr HEINZE legt eine Abhandlung von Herrn ROSCHER über den Omphalosgedanken vor und eine weitere von Herrn HIRZEL hinterlassene und von Herrn GOETZ herauszugebende über den Namen. Erstere ist in den Berichten als Bd. 70, Heft 2 erschienen, letztere als 2. Heft des 36. Bandes der Abhandlungen.

Für das Corpus Inscriptionum Etruscarum werden 1500 M. bewilligt.

An Stelle des verstorbenen Sekretärs Herrn HAUCK wird Herr SIEVERS für den Rest der laufenden Amtsperiode als Sekretär gewählt.

ÖFFENTLICHE GESAMTSITZUNG AM 29. MAI 1918

zur Feier von Königsgeburtstag
s. Berichte der mathematisch-physischen Klasse.

SITZUNG AM 6. JULI 1918.

Herr STIEDA trägt vor über das deutsche Element an der früheren Universität Wilna. Wird in den Berichten erscheinen.

GESAMTSITZUNG AM 15. JULI 1918.

Die Herren MURKO und KÖRTE werden zu Mitgliedern der philologisch-historischen Klasse gewählt.

Gesamtsitzung am 21. Oktober 1918.

Frau Dr. Avenarius-Heidelberg hat testamentarisch eine Avenarius-Stiftung zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten errichtet, welche die Theorie und Geschichte des menschlichen Erkennens von psychologischen Gesichtspunkten aus behandeln, und hat die Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften an erster Stelle in den Genuß der Stiftung eingesetzt. Die Stiftung wird angenommen.

In der an die Gesamtsitzung angeschlossenen Sitzung der philologisch-historischen Klasse legt Herr Köster Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms vor, die inzwischen in den Berichten als Bd. 70, Heft 3 erschienen sind, und Herr Schmarsow eine Abhandlung über Kompositionsgesetze frühgotischer Glasgemälde, die sich als 3. Heft des 36. Bandes der Abhandlungen im Druck befindet.

Gesamtsitzung am 14. November 1918

s. die Berichte der mathematisch-physischen Klasse.

Die Gedächtnisreden auf die in diesem Jahre verstorbenen Mitglieder der philologisch-historischen Klasse, die Herren Hirzel und Hauck, werden von den Herren Körte und Seeliger gehalten. Gedruckt S. 3* ff.

In der anschließenden Klassensitzung wird das Springerstipendium Herrn Dr. J. Jahn-Orlandshof verliehen, aus dem Ertrag des Härtelschen Legats die Summe von je 2000 M. den Herren Dr. E. F. Weidner-Perleberg und Dr. Th. O. H. Achelis-Hadersleben.

Sitzung am 7. Dezember 1918.

Der Sekretär legt eine Untersuchung des Herrn Brugmann vor über Verschiedenheiten der Satzgestaltung nach Maßgabe der seelischen Grundfunktionen in den indogermanischen Sprachen. Sie ist in den Berichten als 6. Heft von Bd. 70 erschienen.

Für die Jahre 1919 und 1920 wird Herr Sievers als Sekretär, Herr Heinze als stellvertretender Sekretär gewählt.

Für die Muhamedanische Enzyklopädie wird für das Jahr 1919 eine Unterstützung von 500 M. bewilligt.

Worte zum Gedächtnis an Rudolf Hirzel
(1846—1917).

Gesprochen am 14. November 1918

von

Alfred Körte.

Wenn ich es auf Wunsch des Herrn Sekretärs unternehme, das Leben und Schaffen des am 30. Dezember 1917 verstorbenen Rudolf Hirzel rückschauend zu würdigen, so empfinde ich lebhaft, wie wenig ich für diese Aufgabe befähigt bin. Es ist mir leider nicht vergönnt gewesen, Hirzel persönlich kennen zu lernen, auch in brieflichem Verkehr habe ich nicht mit ihm gestanden, die Fühlung mit dem Menschen Hirzel fehlt mir also durchaus, und doch wird jeder, der seine Werke liest, die lebhafte Empfindung haben, daß hinter ihnen eine reiche, feine Persönlichkeit steht, die vielleicht das Höchste und Eigenste mehr noch in persönlichem Verkehr als in Büchern zu geben vermochte. Schwerer wiegt noch, daß ich mir nur über einen Teil seiner überaus fruchtbaren wissenschaftlichen Arbeit ein fachmännisches Urteil zutrauen darf. Aber mit beiden Schwierigkeiten würden auch wohl die anderen Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft in unserer Gesellschaft zu kämpfen haben. Hirzel war eben eine Persönlichkeit, die sich nicht leicht und nur wenigen erschloß, und er ging in der Wissenschaft so sehr seine eigenen Wege, daß die Zahl der klassischen Philologen, die ihm mühelos überall zu folgen vermögen, nur klein ist. —

Hirzel ist ein Sohn unserer Stadt und hat die größere Hälfte seines Lebens in ihr zugebracht. Sein Vater Salomon Hirzel, aus einer alten Züricher Patrizierfamilie stammend,

war der Schwager THEODOR MOMMSENS, der Verleger und Freund HEINRICH V. TREITSCHKES und GUSTAV FREYTAGS. In den Erinnerungen aus seinem Leben hat FREYTAG ihm ein schönes Denkmal gesetzt.[1]) Am 20. März 1846 geboren, wuchs RUDOLF HIRZEL in einem Hause auf, in dem feinste Geisteskultur selbstverständliche Lebensluft war, durfte doch sein Vater für einen der besten Goethekenner und erfolgreichsten Goethesammler seiner Zeit gelten. Der Einfluß des Elternhauses, besonders des Vaters auf RUDOLF HIRZEL war, wie mir Freunde bestätigen, ein sehr starker und nachhaltiger. Auf der Thomasschule erwarb er die gediegene humanistische Bildung, die das schöne Erbe der alten sächsischen Gelehrtenschulen ist; von seinen Lehrern gedenkt er in der Vita seiner Dissertation mit besonderer Wärme ECKSTEINS. Im Frühjahr 1864 bezog er die Universität Heidelberg. Über das dort verbrachte Jahr berichtet seine von der üblichen Schablone stark abweichende Vita freimütig „Koechlyum, Zellerum, Haeusserum, Holtzmannum ita audivi, ut regionis summae amoenitati simul vacarem“. Für seine wissenschaftliche Ausbildung fruchtbarer waren zweifellos die vier in Göttingen verbrachten Semester, wo ihn vor allen HERMANN SAUPPE fesselte, dem auch zusammen mit dem Vater seine Dissertation gewidmet ist. Aber ihren Abschluß fanden seine Studien nicht in Göttingen, sondern in Berlin, der Stadt „quae nunc ut futura Germanorum imperii sedes nemini praetereunda est“. Hier hat vor allem MORITZ HAUPT auf ihn gewirkt. In Berlin wurde er am 29. Juli 1868 auf Grund einer Dissertation De bonis in fine Philebi enumeratis zum Doktor promoviert. Auffallend ist, daß er während seiner ganzen Studienzeit der Universität seiner Vaterstadt fern blieb, obwohl doch gerade damals hier die philologischen Studien unter RITSCHLS Leitung eine vielgefeierte Blüte erlebten. Der Gedanke liegt nahe, daß schon der Student HIRZEL eine innere Abneigung gegen die RITSCHLsche Schule verspürte, die seiner

1) Ges. Werke I 185 ff.

späteren Richtung diametral entgegengesetzt war; ausschlaggebend für die Wahl der Hochschulen waren aber doch wohl die Freundschaft, die sein Elternhaus mit KOECHLY, SAUPPE und HAUPT verband, und die verwandtschaftlichen Beziehungen zu MOMMSEN. Auf das Studium folgte das Dienstjahr, und bald darauf der Krieg 1870. Als Unteroffizier der Reserve rückte er aus, nahm an der Schlacht von Sedan teil, lag dann lange vor Paris und wurde, inzwischen zum Leutnant befördert, am 2. Dezember durch einen Arm- und Brustschuß verwundet. Mit dem Eisernen Kreuz geschmückt kehrte er als Verwundeter in die Heimat zurück. Die ohne sein Wissen als Manuskript gedruckten Feldbriefe[1]) gewähren einen fesselnden Einblick in sein Kriegsleben; besonders charakteristisch ist der Eifer, mit dem er sich den eintönigen Vorpostendienst vor Paris durch die eifrige Lektüre französischer Klassiker, VOLTAIRES, MONTESQUIEUS, CHATEAUBRIANDS, verkürzte. Noch im Herbst 1871 habilitierte er sich mit einer Schrift „Über das Rhetorische und seine Bedeutung bei Plato" in Leipzig, aber der Beginn der akademischen Lehrtätigkeit wurde durch eine lange Studienreise nach Italien und Sizilien bis zum Herbst 1872 hinausgeschoben. Die folgenden Leipziger Dozentenjahre waren reich an fruchtbarer Arbeit, aber nicht reich an äußeren Erfolgen. Die Art seiner Studien stand dem damaligen philologischen Betrieb in Leipzig so fern, daß man ihn kaum als Philologen gelten ließ und ihm die Umhabilitierung für Philosophie nahelegte. Er wurde zwar 1877 zum außerordentlichen Professor ernannt, übernahm auch 1885 zusammen mit OTTO CRUSIUS die Leitung der Proseminarübungen, aber die Berufung auf einen selbständigen Lehrstuhl ließ bis 1886 auf sich warten, und die Zahl seiner Hörer war gering. Einen weiteren Wirkungskreis erschloß ihm erst der Ruf nach Jena, wo er zunächst als außerordentlicher, vom

1) Briefe von R. H. während des Feldzuges 1870, vor gänzlichem Vergilben gerettet und zu bleibender Erinnerung für die Familie ohne Wissen des Verfassers in Druck gegeben durch H. H. Leipzig, Weihnachten 1881.

5. Mai 1888 an als ordentlicher Professor gelehrt hat. Bald nach der Jenenser Berufung holte er sich aus der Vaterstadt die Gattin, DOROTHEA SPRINGER, ANTON SPRINGERS Tochter, die ihm bis zum Tode als treueste, verständnisvollste Gefährtin zur Seite stand. Der Kindersegen blieb diesem Bunde versagt. Der schönen, kleinen Thüringer Hochschule treu zu bleiben, wurde ihm von den deutschen Universitäten nicht eben schwer gemacht, nur einmal (1897) erhielt er einen Ruf nach Gießen, den er ausschlug, große Universitäten haben sich nie ernstlich um ihn bemüht, und im Grunde hätte wohl auch das Leben an einer großen Universität mit der starken Belastung durch äußere Berufsarbeiten für seine stille, feine Gelehrtennatur wenig Verlockendes gehabt. Daß gleichwohl seine Forschertätigkeit in immer steigendem Maße im Kreise der Fachgenossen und darüber hinaus Anerkennung fand, lehren die Wahl zum Mitglied unserer Gesellschaft (13. 1. 1896), zum Mitglied der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften (18. 11. 1911) und die Ernennung zum Ehrendoktor der Leipziger juristischen Fakultät (5. 2. 1913). Von äußeren Erlebnissen seiner späteren Jahre nenne ich nur noch zwei längere Studienreisen nach Griechenland und Kleinasien, 1898 und 1908, deren zweite auch seinem Plutarchbuch zugute kam. Im Herbst 1912 befiel ihn, der sich bis dahin bei den alljährlichen Schweizerreisen noch große Bergbesteigungen zumuten durfte, eine schwere, nicht ganz aufgeklärte Krankheit, die ihn 1914 zur Einreichung seines Abschiedsgesuches veranlaßte. Wider sein eigenes Erwarten besserte sich aber sein Befinden allmählich, er konnte von dem vorbehaltenen Recht, Vorlesungen anzukündigen, Gebrauch machen, aber zu einer wirklichen Aufnahme der akademischen Tätigkeit ist es dann im Kriege nicht mehr gekommen. Wohl aber gewann er wieder Kraft und Stimmung zu wissenschaftlicher Tätigkeit, eine größere Arbeit über den Namen, die demnächst in den Abhandlungen unserer Gesellschaft erscheinen wird, war fast abgeschlossen, als ihm am 30. Dezember 1917 der Tod die Augen schloß.

So ist sein äußeres Leben, wenn man von dem heroischen Zwischenspiel des Krieges 1870 absieht, in stillen, glatten Bahnen, ohne Stürme und fast ohne Klippen verflossen, ein typisches deutsches Gelehrtenleben. Um so eigenartiger, vom Herkömmlichen abweichender ist das Bild des Forschers Hirzel. Es hat in den letzten 50 Jahren wohl kaum einen klassischen Philologen gegeben, der so ganz unbeirrt von herrschenden Strömungen seinen eigenen Weg gegangen ist, dessen Lebensarbeit so ganz ohne äußere Anstöße und fremde Einflüsse aus der Tiefe der eigenen Natur organisch herausgewachsen ist. „Ich habe die Probleme nicht gesucht, sie sind mir zugewachsen," sagt er selbst in einem Dankbrief für die Glückwünsche seiner Fakultät zum 70. Geburtstag[1]), das trifft den Nagel auf den Kopf. In der Zeit seiner Entwicklung zum Forscher galt die recensio, die Herstellung und Säuberung der antiken Texte, durchaus als die wichtigste, manchem sogar als die einzige Aufgabe der klassischen Philologie, Hirzel aber hat niemals einen antiken Text herausgegeben, ja er hat niemals eine Arbeit veröffentlicht, die ganz oder vorwiegend der Textkritik gewidmet war. Schon seine Dissertation dient der anderen philologischen Hauptaufgabe, der interpretatio, und dieser Aufgabe ist er sein Leben lang treu geblieben; den Gedankeninhalt der antiken Literatur zu verstehen und zu erklären, sein Fortleben durch die Jahrhunderte bis auf unsere Zeit zu verfolgen, ist stets sein Hauptziel gewesen. Aber auch seine Exegese beschränkt sich scheinbar auf ein kleines Gebiet. Keine seiner Arbeiten behandelt die antike Poesie, von einem mißglückten Versuch, eine hellenistische Philosophenkomödie zu rekonstruieren[2]) und einer 2 Seiten langen Miszelle zu Aristophanes' Wolken[3]) abgesehen, fast niemals hat er sich zu den attischen Rednern,

---

1) Die Kenntnis dieses Schreibens und andere wertvolle Mitteilungen verdanke ich Herrn Geheimrat Goetz in Jena.

2) S. Schriftenverzeichnis Nr. 15.

3) S. Schriftenverzeichnis Nr. 6.

nur einmal zu einem griechischen Historiker[1]) geäußert, niemals eine griechische oder lateinische Inschrift erklärt. Diese Einseitigkeit ist aber nur eine scheinbare, denn seine Werke zeigen immer wieder, daß er mit der griechischen und römischen Poesie im weitesten Umfang innig vertraut war[2]), Redner und Historiker genau kannte, auch Inschriften für seine Zwecke sehr wohl zu benutzen wußte. Er fühlte nur nicht das Bedürfnis, sich zu diesen Gebieten in besonderen Arbeiten zu äußern, da ihn die Probleme ganz in Anspruch nahmen, die ihm von innen heraus immer neu zuflossen. Charakteristisch ist auch, daß er niemals eine fremde Arbeit rezensiert hat, auch das schien ihm wohl eine Ablenkung von den eigenen Aufgaben.

Bei fast allen seinen Arbeiten sind die Fäden noch deutlich zu erkennen, die sie ideell mit seiner Dissertation über die Güterliste am Schluß von Platons Philebos verbinden. Auf diese Erstlingsschrift, die mit jugendlichem Wagemut eine sehr schwierige Frage der Platonischen Philosophie aufzuhellen suchte, folgte die Habilitationsschrift über das Rhetorische und seine Bedeutung bei Plato, und an diese schlossen sich eine ganze Reihe von Aufsätzen verschiedenen Umfangs an, die entweder Einzelfragen der Platonischen Lehre behandelten, ich nenne Über den Unterschied der *δικαιοσύνη* und der *σωφροσύνη* in der Platonischen Republik[3]) und Pythagoreisches in Platons Gorgias[4]), oder sich mit der Philosophie von Platons Vorgängern und Nachfolgern beschäftigten; dahin gehören z. B. Demokrits Schrift *περὶ εὐθυμίης*[5]), über den Protreptikos des Aristoteles[6]), über Entelechie und En-

1) S. Schriftenverzeichnis Nr. 24.

2) Für das Werk seines Freundes Gardthausen über Augustus und seine Zeit hat er Übersetzungsproben beigesteuert (s. Schriftenverzeichnis Nr. 30).

3) S. Schriftenverzeichnis Nr. 3.

4) S. Schriftenverzeichnis Nr. 8.

5) S. Schriftenverzeichnis Nr. 10.

6) S. Schriftenverzeichnis Nr. 4

delechie[1]), de logica stoicorum.[2]) Die Hauptfrucht der Leipziger Jahre aber waren die umfassenden Untersuchungen zu Ciceros philosophischen Schriften, die von 1877—1883 in drei Teilen erschienen.[3]) Ciceros philosophische Schriften sind eine unserer Hauptquellen für die Kenntnis der nacharistotelischen griechischen Philosophie, und die Untersuchung ihrer Quellen daher eine für die Kenntnis der jüngeren griechischen Philosophenschulen außerordentlich wichtige Aufgabe. Wenn sich auch natürlich bei weitem nicht alle seine Ergebnisse dauernd in der Wissenschaft behauptet haben, so haben doch seine Untersuchungen die weitere Forschung nachhaltig angeregt, und seine Grundanschauung, daß Cicero in der Regel nur eine Quelle, auch diese oft nur in Auszügen benutzt, ist jetzt wohl die herrschende. Besonders wichtig aber ist sein Nachweis der Wandlungen, die im Laufe der Zeit die nacharistotelischen Schulen, vor allem die Stoa, durchmachten.

HIRZELS Antrittsrede als ordentlicher Professor in Jena (5. Mai 1888) gab ihm Gelegenheit, seine Auffassung vom Wesen seiner Wissenschaft vor einem weiteren Kreise zu entwickeln.[4]) Er tritt hier in verschiedenen Punkten einer berühmten Rektoratsrede HERMANN USENERS, Philologie und Geschichtswissenschaft, entgegen, die er freilich teilweise mißverstanden hat.[5]) Hatte USENER der Philologie den Rang einer eigenen Wissenschaft abgesprochen und sie für eine Methode der Geschichtswissenschaft, und zwar die grundlegende, maßgebende erklärt, so verficht HIRZEL entschieden die Ansicht, daß die klassische Philologie eine selbständige Wissenschaft mit eigenem Leben und eigenen Zielen sei. Ihr

---

1) S. Schriftenverzeichnis Nr. 16.

2) S Schriftenverzeichnis Nr. 11.

3) S. Schriftenverzeichnis Nr. 9, 12 und 14.

4) S. Schriftenverzeichnis Nr. 20.

5) Es ist USENER nicht eingefallen, die Konjektur für die Blüte der philologischen Tätigkeit zu erklären, „zu der alles Übrige, der ganze ungeheure Apparat, sich nur wie das Mittel zum Zweck verhält.“

Gedeihen ist ihm von dem Zustrom neuen Materials, auf den er nicht mehr hofft, genau so unabhängig wie z. B. das der Mathematik, denn jede Zeit richtet an das gleiche Material neue Fragen, und die Wissenschaft ist so lange lebendig, als sie sich neue Probleme stellt. Wenn er am Schluß die Sünden der zeitgenössischen Philologie freimütig zugesteht und sagt: „Die Zeit hat sich von den Philologen abgewandt, weil die Philologen sich von der Zeit abgewandt haben. Sie stehen in der Regel nicht auf der Höhe der modernen Bildung ... sie haben vergessen, daß der erste, der sich einen Philologen nannte, Eratosthenes, einer der universalsten Geister des Altertums war“ — so hatte er ein besonderes Recht zu diesem Vorwurf, denn seine eigene Bildung war von staunenswerter Weite und Tiefe. Eine bis in das Alter festgehaltene peinlich genaue Zeiteinteilung ermöglichte es ihm, den Weg „des ewigen Lernens und Lesens“ immer weiter zu verfolgen, den er in dem erwähnten Brief an die Fakultät als den ihm gemäßen bezeichnet. Weit über die Grenzen der eigenen Wissenschaft hinaus führte ihn der unermüdliche Bildungsdrang. Die klassische Literatur aller Kulturvölker, vor allem die französische, italienische, spanische, englische von der Renaissancezeit bis ins 19. Jahrhundert war ihm wohl vertraut[1]); mit besonderer Vorliebe versenkte er sich in die Schriftwerke der englischen und französischen Aufklärungszeit.

Der Reichtum seiner Bildung tritt schon eindrucksvoll zutage in dem ersten Hauptwerk seiner Jenenser Zeit, dem 1895 in zwei Bänden erschienenen Dialog.[2]) Von den ersten Anfängen an wird die Kunstform des Dialogs ausführlich durch das ganze griechisch-römische Altertum und dann skizzenhaft durch Mittelalter, Renaissance, Aufklärung, Romantik bis auf STRAUSZ und SCHOPENHAUER verfolgt. Eine besonders günstige Kunstform für eine so weit gespannte Monographie war der Dialog im Grunde nicht. Denn wenn HIRZEL

1) Freilich nicht die moderne Forschung über die Literatur, was ihm Vorwürfe eingetragen hat.

2) S. Schriftenverzeichnis Nr. 25.

im Eingang mit Recht betont, Dialog sei nicht Gespräch, sondern Erörterung, so zeigt sich, daß der echte Dialog, die Erörterung, die in gemeinsamem Suchen und Forschen neue wissenschaftliche Ergebnisse hervorbringt, nur in einer kurzen Spanne Zeit bei den Sokratikern wirklich lebendig gewesen ist. Schon Aristoteles setzt den lehrmäßigen Vortrag eines Hauptredners, neben dem die übrigen Mitunterredner keine selbständige Bedeutung haben, an Stelle der gemeinsamen schöpferischen Erörterung, und damit ist der Dialog im Grunde getötet. Weitaus der größte Teil von HIRZELs Werk beschäftigt sich also mit dem künstlichen Scheinleben einer in Wahrheit abgestorbenen Gattung. Die Wirkung des ebenso gelehrten wie gedankenreichen Buchs wurde durch gewisse schriftstellerische Schwächen beeinträchtigt, die HIRZEL nie ganz überwunden hat. Es wurde ihm schwer, die Hauptlinien einer Entwicklung klar und scharf herauszuarbeiten, die Darstellung fließt in einer stets geschmackvollen, von jeder falschen Rhetorik freien, aber auch der fortreißenden Höhepunkte entbehrenden Sprache dahin, ungern versagt er sich, auf Nebendinge, die ihn gerade interessieren, ausführlich einzugehen, und vor allem fröhnt auch er der alten stilistischen Untugend deutscher Gelehrter, zu viel Stoff in Anmerkungen unterzubringen; Seiten, die bis auf wenige Zeilen ganz von Anmerkungen gefüllt sind, finden sich nicht selten.

Um die Jahrhundertwende begann HIRZEL ein neues, man darf sagen sein eigenstes Gebiet zu pflegen, die philosophisch-historische Würdigung der antiken Rechtsgedanken. Der *Ἄγραφος νόμος*, 1900 in den Abhandlungen unserer Gesellschaft erschienen, war die erste Frucht dieser Studien[1]), die im letzten Grunde auch wieder mit seinen platonischen Forschungen zusammenhängen; es folgten der Eid (1902), Themis, Dike und Verwandtes, wohl sein tiefstes Werk (1907), der Selbstmord (1908), die Strafe der Steinigung (1909), die Talion (1911), *Οὐσία* (1913), die Person (1914). Allen diesen

1) S. das Nähere im Schriftenverzeichnis.

Arbeiten ist die Verbindung von Philosophischem, Juristischem, Volkskundlichem und Religiösem gemeinsam, mag auch das Mischungsverhältnis dieser Bestandteile in den einzelnen Werken sehr wechseln. Alle zeichnen sich aus durch eine erstaunliche Beherrschung des bei den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Zeiten gesammelten Materials, das seinen Schwerpunkt stets im griechisch-römischen Altertum findet. Weiter ist ihnen allen ein ungemein feines Gefühl für die leisen Schattierungen eigen, die in den verschiedenen Bezeichnungen für ähnliche Rechtsbegriffe beschlossen sind. Überall fesseln HIRZEL nicht so sehr die Bestimmungen des formalen Rechts als die Gedanken, die in den Rechtsnormen zum Ausdruck kommen, und die in den Untersuchungen der Philosophen sogut wie im Sprachgebrauch des Volkes nach Verkörperung ringen.

Die umfassendste und am tiefsten schürfende Untersuchung der Grundgedanken des griechischen Rechts und ihres Wandels im Laufe des Jahrhunderts bietet das Werk Themis, Dike und Verwandtes. Scharf geschieden werden zunächst die Begriffe Themis, der gute Rat, der zum Gegenstand ein Künftiges, erst zu Verwirklichendes hat, und Dike, die richterliche Entscheidung, die auf ein Vorhandenes geht, das nicht verwirklicht, sondern nur gefunden zu werden braucht, die Wahrheit. Auch wer HIRZELS Etymologie des Wortes Dike von *δικεῖν* werfen und seine Erklärung, es bezeichne ursprünglich den Schlag des Richterstabs, der zwischen die Streitenden fährt und die Entscheidung fällt, nicht gutzuheißen vermag[1]), kann ihm darin zustimmen, daß Dike zunächst nur die richterliche Entscheidung ist, die von den Parteien angerufen wird. Aber die Macht der Dike, die ursprünglich nur im privatrechtlichen Streit um Mein und Dein die Wahrheit findet, wächst weit über diese begrenzte Aufgabe hinaus. Der Richterspruch fordert Vollziehung, und so

1) Ich vermisse durchaus den Nachweis, daß ein solcher Schlag oder Wurf des Richterstabs im griechischen Recht je eine Rolle gespielt hat.

wird Dike zur Vergeltung, die das als wahr und recht Erkannte im Leben des Einzelnen wie des Volkes durchsetzt, zur ernsten, erhabenen Göttin, die zu ihrem Werke selbst des Zornes bedarf. Die von ihr abgeleiteten Worte *δίκαιος* und *δικαιοσύνη* verkörpern in einer immer stärker von Rechtsgedanken erfüllten Zeit die Summe aller Pflichten, die der Mensch gegenüber der Gesamtheit hat, *δικαιοσύνη* wird der Inbegriff aller bürgerlichen Tugend. Alle Verhältnisse des Staates werden der Macht der Dike unterworfen, über den Kreis menschlichen Lebens hinaus sieht man ihr Walten so gut im Leben der Tiere wie in der Ordnung des Weltganzen. Einen ähnlichen Aufstieg von beschränkter privatrechtlicher Geltung zur beherrschenden Stellung in der Weltauffassung zeigt dann Hirzel in dem *νόμος*, der vom Brauch des Gewohnheitsrechtes zum unbedingt Staat und Einzelmenschen bindenden Gesetz und schließlich zum Begriff des Naturgesetzes wird. „Aus wie verschiedenen Quellen auch Recht und Gesetz bei den Hellenen in ihren Haupterscheinungen als *θέμις*, *δίκη*, *θεσμός* und *νόμος* geflossen sind, ihren letzten und einzigen Ursprung haben sie doch alle im menschlichen Leben und seinen Bedürfnissen" ist der Schlußsatz des gedankenschweren Buchs.

Jeder Altertumsforscher wird aus Hirzels rechtsgeschichtlichen Werken eine Fülle von Belehrung schöpfen, lange noch werden die in ihnen angeschlagenen Töne in der Wissenschaft fortklingen. An Widerspruch kann und darf es freilich auch hier nicht fehlen, denn in der Behandlung der Einzelheiten ist Hirzel oft nicht glücklich, und stärker noch als im Dialog macht sich hier vielfach der ihm eigene Mangel an tektonischem Sinn bemerkbar. Wie er selbst es nicht selten unterläßt, das Ergebnis seiner Forschungen in knappen, klaren Sätzen zusammenzufassen, so ist es auch für den Leser mitunter schwer, den Hauptinhalt der Arbeit in scharf umrissenem Bilde bei sich festzuhalten.

Eine eigene Stellung nimmt unter Hirzels Altersschriften die für die Sammlung das Erbe der Alten verfaßte über Plutarch

ein (1912). Eine warme Zuneigung, ja mehr noch, eine innere Seelenverwandtschaft, verbindet Hirzel mit dem gewiß nicht genialen, aber durch und durch gesunden und ehrenwerten Philosophen von Chaironeia, auf dessen Leben und Schriften ein letzter Abglanz der strahlenden Sonne Platons liegt, deshalb war er in besonderem Sinne geeignet, die Persönlichkeit Plutarchs und ihre überraschend starke Nachwirkung durch die Jahrhunderte hindurch zu schildern. Was Plutarch für die Weltliteratur bedeutet, wird auch vielen Philologen erst durch Hirzels Buch klar geworden sein, und wenn ihm nicht mit Unrecht zum Vorwurf gemacht worden ist, daß er die moderne neuphilologische Literatur über Plutarchs Einfluß auf die Dichter der Renaissancezeit nicht genügend benutzt hat[1]), so wiegt das nicht schwer gegenüber der Tatsache, daß ihn seine wunderbare Belesenheit befähigte, unmittelbar die tausend Fäden zu überschauen, die Plutarch mit den englischen, französischen, deutschen Schriftstellern des 16. bis 19. Jahrhunderts verbinden.

Ein an Arbeit und Gedanken reiches Forscherleben, in sich geschlossen und vollendet wie es wenigen Gelehrten beschieden ist, war Rudolf Hirzel zu führen vergönnt, und der Segen dieses Lebens wird unserer Wissenschaft unverloren sein.

Schriften von Rudolf Hirzel.

1) 1868. De bonis in fine Philebi enumeratis, Berliner Dissertation, Leipzig 1868, 79 S.
2) 1871. Über das Rhetorische und seine Bedeutung bei Plato, Habilitationsschrift, Leipzig, 75 S.
3) 1874. Über den Unterschied der δικαιοσύνη und der σωφροσύνη in der Platonischen Republik, Hermes VIII, 379—411.
4) 1876. Über den Protreptikos des Aristoteles, Hermes X, 61—100.
5) — Ein Rhetor Protarchos, Hermes X, 254—259.
6) — Zu Aristophanes' Wolken, Hermes XI, 121—122.
7) — Zur Philosophie des Alkmaion, Hermes XI, 240—246.

---

1) S. Max Foerster, Jahrb. der deutsch. Shakespeare-Ges. XXIX, 1913, 254.

8) 1877. Pythagoreisches in Platons Gorgias, Comm. in honorem Mommseni 11—22.
9) — Untersuchungen zu Ciceros philosophischen Schriften I. Teil. De natura deorum, Leipzig, 244 S.
10) 1879. Demokrits Schrift περὶ εὐθυμίης, Hermes XIV, 354—407.
11) 1880. De logica stoicorum, Satura philol. Herm. Sauppio obtulit amic. coll. decas, 61—78.
12) 1882. Untersuchungen zu Ciceros philos Schriften II. Teil, De finibus, de officiis, 2 Abteil., Leipzig, 913 S.
13) — Der Demokriteer Diotimos, Hermes XVII, 326—328.
14) 1883. Untersuchungen zu Ciceros philos. Schriften III. Teil, Academica priora, Tusculanae disputationes, Leipzig, 576 S.
15) — Ein unbeachtetes Komikerfragment, Hermes XVIII, 1—16.
16) 1884. Über Entelechie und Endelechie, Rhein. Mus. XXXIX, 169—208.
17) 1885. Über Rundzahlen, Ber. der Sächs. Ges. d. Wiss. I, 2 S. 1—74.
18) 1886. Zur Bedeutung von liber, Rhein. Mus. XLI, 153—155.
19) 1887. Polykrates' Anklage und Lysias' Verteidigung des Sokrates, Rhein. Mus. XLII, 239—250.
20) 1888. Über die Stellung der klassischen Philologie in der Gegenwart, Akademische Antrittsrede in Jena, 35 S.
21) — Ein Symposion des Asconius, Rhein. Mus. XLIII, 314—317.
22) — Die Eupatriden, Rhein. Mus. XLIII, 631—635.
23) 1890. Aristoxenos und Platons erster Alkibiades, Rhein. Mus. XLV, 419—435.
24) 1892. Zur Charakteristik Theopomps, Rhein. Mus. XLVII, 359—389.
25) 1895. Der Dialog, 2 Bde, Leipzig, XIV 565 und 473 S.
26) 1896. Die Homonymie der griechischen Götter nach der Lehre antiker Theologen, Ber. der Sächs. Ges. der Wiss., 277—337.
27) — Rede zur Feier der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches.
28) 1900. Ἄγραφος νόμος, Abh. der Sächs. Ges. der Wiss. philol.-hist. Kl. XX. Bd, 100 S.
29) 1902. Der Eid. Ein Beitrag zu seiner Geschichte, Leipzig 1902, 225 S.
30) 1904. Philosophie im Zeitalter des Augustus, bei GARDTHAUSEN, Augustus und seine Zeit I, 3 S. 2256—1317. (Im selben Werk sind zahlreiche metrische Übersetzungen von HIRZEL, vgl. I Vorrede VIII.)
31) 1905. Was war die Wahrheit für die Griechen? Rede, gehalten zur Feier der akad. Preisverteilung (24. 5.), 30 S.
32) 1907. Themis, Dike und Verwandtes. Ein Beitrag zur Geschichte des Rechts bei den Griechen, Leipzig, 445 S.
33) 1908. Der Selbstmord, Arch. f. Religionswiss. XI, 75—104, 243—284, 417—476.

34) 1909. Die Strafe der Steinigung, Abh. der Sächs. Ges. der Wiss. philol.-hist. Kl. XXVII 7, 44 S.

35) 1911. Die Talion, Philol. Suppl. Bd. XI, 401—482.

36) 1912. Plutarch, Das Erbe der Alten, Leipzig, VIII 211 S.

37) 1913. *Οὐσία*, Philol. 72 (N. F. 26), 42—64.

38) 1914. Die Person. Begriff und Name derselben im Altertum, Ber. der Bayr. Akad. der Wiss. philos.-philol. und hist. Kl. 54 S.

39) 1918. Der Name. Ein Beitrag zu seiner Geschichte im Altertum und besonders bei den Griechen, Abh. der Sächs. Ges. der Wiss. philol.-hist. Kl. XXXVI, 2

Druckfertig erklärt 16. II. 1919.]

Albert Hauck.

Von

GERHARD SEELIGER.

Eine erstaunliche Jugendlichkeit hatte sich ALBERT HAUCK noch in hohen Lebensjahren bewahrt. Wer die schlanke aufrechte Gestalt mit raschen elastischen Schritten voranschreiten sah, der hätte nicht ahnen dürfen, daß er einen Zweiundsiebzigjährigen vor sich habe. Das Haupthaar hatte die Farbe und die Fülle der Jugend bewahrt, das Gesicht die gesunde Frische des reifen Mannes. Nur die treue Sorge der Gattin bemerkte in den letzten Monaten die ersten Zeichen einer Ermüdung, die Folge von leichten Herzbeschwerden, die der Gatte den Seinen liebevoll verschwieg und nur heimlich dem Hausarzt anvertraute. Ein flüchtiger Ohnmachtsanfall im Kolleg Ende Januar schien rasch überwunden zu sein. Aber am 29. März zwangen ihn asthmatische Beschwerden, das Krankenlager aufzusuchen. Noch schien Genesung zu winken. Am Sonntag den 7. April durfte er das Bett verlassen, um es indessen bald wieder aufsuchen zu müssen. Nach kurzem Todeskampf verschied er. Auf seinen Wunsch hin fand die Beerdigung am 11. April nur in Gegenwart der Familienmitglieder und des Kollegen statt, der das geistliche Geleit gab. Erst nach der Beisetzung durfte nach dem Willen des Verewigten die öffentliche Anzeige erscheinen.

Hauck hat glücklich gelebt, er ist glücklich gestorben. Der Weltkrieg hatte ihn tief ergriffen und an seiner Lebenskraft gezehrt. Den Tod eines Sohnes auf dem Schlachtfeld konnte er innerlich nicht überwinden. Er sah tief traurig hinaus in die Zukunft unseres Volkes. „Uns Alten leuchtet

das Licht am Abend nicht", so schrieb er schon 1917 an einen Freund. Noch hat er den furchtbaren Zusammenbruch nicht erleben müssen. Er ist glücklich zu preisen.

Albert Hauck entstammt einer alten Familie von Beamten und Juristen, die im hohenzollernschen Franken wirkten, vornehmlich in Ansbach. Er hat immer diese Stadt als seine eigentliche Heimat angesehen, obschon er am 9. Dezember 1845 in Wassertrüdingen als Sohn eines Rechtsanwalts geboren war. Früh starb der Vater, die Familie zog nach Ansbach, hier wuchs der Knabe im Kreise der Geschwister heran unter dem bestimmenden Einfluß seiner Mutter, in deren „stillen, sanften Weise", wie Hauck später schrieb, „ein ungewöhnlich großes Maß von Energie und Konsequenz, von Bestimmtheit des Willens und Klarheit des Denkens verborgen" war. In Ansbach besuchte er bis 1864 das von strengem protestantischem Geist geleitete humanistische Gymnasium. Dann studierte er 1864—1868 in Erlangen, zwischendurch in Berlin. Nach Abschluß der Universitätsstudien ward er 1868 Mitglied des Münchener Predigerseminars, fand bald als Vikar Verwendung, ward 1871 als ständiger Vikar nach Feldkirchen bei München versetzt und kam 1874 als Pfarrer in seine geliebte fränkische Heimat nach Frankenheim. Hier gründete er 1876 eine eigene Familie, die ihm Freude und Licht im ernsten arbeitsreichen Leben des Pfarrers und des Universitätslehrers war.

Auch die hingebende Tätigkeit des Seelsorgers hat ihn nicht gehindert, wissenschaftliche Forschung zu pflegen. Ihm selbst galt seit seinen Kinderjahren der Beruf des Pfarrers als Ziel des Strebens, er hat die in diesem Beruf liegende praktische Tätigkeit, den sittlichen Einfluß und zugleich die allgemein liebende Fürsorge, die von Mensch zu Menschen geht, als sein höchstes Ideal angesehen, er hat sein ganzes Leben lang die Wirksamkeit des protestantischen Pfarrers hoch eingeschätzt und noch in späteren Lebensjahren seine stille Sehnsucht jenem Streben der Jugend zugewendet. Aber er war doch im Grunde stets der geborene Forscher

und Mann der Wissenschaft. Schon beim Studenten in Erlangen hatte man diesen wahrsten Beruf in der Persönlichkeit des stillen Jünglings wahrgenommen und seine Habilitation vergebens gewünscht. Nachdem der Pfarrer des kleinen Ortes sein erstes wissenschaftliches Werk veröffentlicht hatte: Tertullians Leben und Schriften (1877), ward er 1878 als a. o. Professor nach Erlangen berufen und vier Jahre später mit dem Ordinariat für Kirchengeschichte und Enzyklopädie der Theologie ausgestattet. 1889 folgte er einem Ruf nach Leipzig. Unserer Leipziger Universität und der theologischen Fakultät blieb er treu, obschon ihm 1902 der verlockende Antrag gemacht wurde, den Lehrstuhl Rankes in der philosophischen Fakultät der Berliner Universität zu übernehmen. Wiederholt verwaltete er das Dekanat, 1898/99 leitete er als Rektor magnificus die Geschäfte der gesamten Universität, oft hat ihm das volle Vertrauen der Kollegen im Senat und in Kommissionen eine besondere Wirksamkeit übertragen. Sein weiser Rat, seine ruhige Überlegenheit, sein klares Urteil, das sich mit entschlossener Festigkeit verband, machten ihn zu einem hochgeachteten Mitglied der Universität und der weiten Kollegenschaft.

Alle Ehrungen, die dem Gelehrten großen Stils zuzukommen pflegen, hat er erfahren. Er wurde Mitglied aller deutschen wissenschaftlichen Akademien: unsere Gesellschaft der Wissenschaften wählte ihn am 23. Januar 1891 zu ihrem ordentlichen Mitgliede in der historisch-philosophischen Klasse, die ihn Ende 1914 zu ihrem ersten Sekretär bestimmte; der Berliner, Göttinger und Münchener Akademie der Wissenschaften gehörte er als korrespondierendes Mitglied an. Den Titel eines Ehrendoktors der Theologie erteilte ihm 1882 Dorpat, den der Philosophie 1897 Leipzig, der Jurisprudenz 1902 Freiburg i. Br. Der Preis, für den alle fünf Jahre eine preußische Kommission von neun Historikern das beste Geschichtswerk über deutsche Geschichte vorzuschlagen hat, der zur Erinnerung an den Vertrag von Verdun 843 sogenannte Verdunpreis, wurde ihm verliehen.

Seine gewissenhafte Tätigkeit im Kolleg und im Seminar, seine sorgfältig ausgearbeiteten Vorlesungen, die die kleinsten Fortschritte der Forschung berücksichtigten, und seine Übungen, in denen er mit methodischer Schärfe und durchdringender Klarheit Probleme der Wissenschaft besprach, haben nicht so den Anfänger und Liebhaber zu fesseln vermocht, als vielmehr den schon Vorgebildeten und mit wahrem wissenschaftlichen Streben Erfüllten in den wissenschaftlichen Betrieb einzudringen veranlaßt.

Nach der einen Seite besaß Hauck offenbar ein starkes Bedürfnis, unmittelbar und rein persönlich zu wirken, er hat als Prediger und Seelsorger, als theologischer und historischer Lehrer manch tiefen Einfluß auszuüben vermocht, aber nach der anderen Seite mußte der breite sichtbare Erfolg auf diesem Gebiet ausbleiben. Denn nicht nur das dünne Organ stand dem entgegen, sondern eine Zurückhaltung und eine heimliche Scheu, sich vor den andern zu erschließen und in den eigenen Quell an Gedanken und Gefühlen hineinblicken zu lassen. Eine Persönlichkeit von Schlichtheit und Einfachheit, festgefügt in ihrer durchsichtigen Lauterkeit des innersten Wesens wohlwollend, ja gütig, aber trotzdem nicht leicht zugänglich, für den Fremden fast unnahbar — so zeigte er eine eigentümliche Verschlossenheit, die nicht auf dem Mangel an Liebe zum Nächsten, sondern auf einer gewissen Keuschheit der Seele beruht, die das eigene Innenleben streng verhüllt und das leichte Geben von Person zu Person verhindert. Haucks wahres Gebiet, wo sich der ganze Reichtum seines Innern entfalten konnte, war daher die Studierstube, sein eigentlichstes Mittel, mächtig zu wirken, war das geschriebene Wort. Hauck war durch und durch Gelehrter. Gewiß nahm er lebhaften Anteil an dem gewaltig vorwärtsdringenden, überall Neues suchenden Leben der Gegenwart, er nahm verständnisvoll Anteil als protestantischer Theologe, als Mann des deutschen Volkes und Staates. Aber in die Kampfarena hinabzusteigen, wünschte er nicht, daran hinderte ihn seine scheue Gelehrtennatur. Selbst wenn er in Wort und Schrift sich zu

einer die Gegenwart bewegenden politischen Frage äußerte, wie zur Frage der Trennung von Staat und Kirche, so geschah das von einer dem Parteieifer entrückten hohen Warte aus, ganz überlegen, leidenschaftslos, getragen vom Verständnis für die Notwendigkeit einer stets fließenden Entwicklung.

Hauck war in allererster Linie Historiker. Wohl hat ihn innerste Neigung zur Theologie geführt, und wohl fühlte er sich stets als Theologe. Er stand auf positivem Boden. Er wollte als echter „Erlanger" gelten, er hat diese Richtung nie verleugnet, er hat sie als Grundlage seines Lebens festgehalten. Aber obschon er ein festes Bekennen und eine unerschütterliche Einordnung in das Kirchentum, eine unwandelbare Unterordnung unter das ein für allemal feststehende Dogma begehrte, so blieb doch bei ihm stets der in den reformatorischen Ideen schlummernde Subjektivismus und der Freiheitsgedanke wirksam. Konnte auch ihm, dem dogmenfesten Theologen, nicht alles, das Dogmatische und Offenbarungsmäßige, als historisch Menschliches gelten, konnte für ihn jene Duldung nicht walten, die vom Menschlich-Beschränkten und Relativen aller, auch der eigenen religiösen Wahrheiten und Glaubenssachen ausgeht, so stellte er gleichwohl alle historischen Erscheinungen ganz unter den Gesichtspunkt des Wandelbaren. Sein Geist steht so vollständig unter dem Bann der Entwicklung, daß seine Geschichtsauffassung nie oder fast nie eine bestimmte konfessionelle Bindung zeigt. Er war und blieb in seiner geschichtlichen Forschung frei.

Zwei Werke bilden sein großes wissenschaftliches Vermächtnis: die Enzyklopädie und die Kirchengeschichte Deutschlands.

Als jungen Erlanger Professor haben ihn Herzog und Plitt für die Mitherausgabe der 2. Auflage des Sammelwerkes „Realenzyklopädie der theologischen Wissenschaften" gewonnen. Zuerst wirkte er neben den beiden, nach deren Tod, seit 1883, als alleiniger Herausgeber. Die 3. Auflage, deren 1. Band 1896 und deren letzter, der 24., 1913 erschien, hat er allein besorgt und ihr vielfach ein neues Gepräge verliehen. Von

ihm selbst rühren etwa vierhundert Beiträge her: unerwartet drohende Lücken wurden von ihm ausgefüllt und unumgänglich neue Bearbeitungen rasch vorgenommen. Während der Begründer der Enzyklopädie Herzog das Ebenmaß des Ganzen vornehmlich in der Gleichartigkeit des theologischen Standpunktes der Verfasser sah, hat Hauck sich von diesem noch in der 2. Auflage wesentlich herrschenden Gesichtspunkt gelöst und von Band zu Band die Einheit ausschließlich in dem wissenschaftlichen Wert der Einzelartikel gesucht. Er befürchtete für die Kirche von der freien Forschung keine Einbuße. Er glaubte trotz seines eigenen strengen lutherischen Standpunktes auf dem Gebiet der Wissenschaft allen die Wahrheit Suchenden das Tor öffnen zu sollen. Denn, so erklärte er, „die echte Wissenschaft zerstört nicht, sondern sie erbaut". In der Enzyklopädie aber ist nicht nur das theologische, sondern ein reiches historisches Material gesammelt, sie ist ein grundlegendes, wegweisendes Nachschlagewerk auch für die weite historische Forschung.

Zur vollen Höhe des produktiven Gelehrten, zur Meisterschaft als Geschichtsforscher und Geschichtsdarsteller ist Hauck erst emporgestiegen durch seine Kirchengeschichte Deutschlands. Geplant war eine Kirchengeschichte, auf weiter selbständiger Forschung aufgebaut, eine Kirchengeschichte, die dem tiefer gebildeten Nichtfachmann Aufklärung und zugleich dem gelehrten Historiker neue Richtlinien und Anregungen bieten sollte. Das tiefgründige Werk Rettbergs, das Schätze von Gelehrsamkeit und Scharfsinn barg, aber durch die ausgedehnte Einzelkritik die Geschlossenheit und Übersicht des Ganzen verloren hatte und im Material erstickt war, sollte erneuert und fortgesetzt werden. Hauck hat von vornherein mit klarer Bestimmtheit die festen Richtlinien gezogen und sie stets streng eingehalten. So schuf er ein Werk, das die gesamte Entwicklung in großen Linien führte, das aber zugleich das Charakteristische der Einzelerscheinung beachtete und wirklich geschichtliches Leben zeichnete, ein Werk, das auf sorgsamster Einzelforschung beruhte und dem

wissenschaftlichen Historiker die quellenmäßige Begründung darbot, das aber dabei die Bildung des Ganzen und den künstlerischen Aufbau der Darstellung niemals vermissen ließ.

Der Kirchengeschichte Deutschlands hat Hauck sein arbeitsfreudiges Leben bis ans Ende gewidmet. Ihr war die Erlanger Antrittsvorlesung vorausgegangen: Die Bischofswahlen unter den Merowingern (1883), die den Übergang von der engeren theologisch gerichteten Historie zur Kirchengeschichte mit ihren weiten Verbindungen der politischen und Kulturgeschichte eröffnete, die zugleich den ersten Vorläufer des großen Lebenswerkes bildete. Mit eisernem Eifer und mit einer erstaunlichen, nie erlahmenden Zusammenfassung aller Kräfte widmete sich Hauck der einen großen Aufgabe. Wohl beschäftigte ihn, den weitschauenden Geist, auch anderes. Hatte er doch von Jugend auf starke künstlerische Neigungen: er zeichnete und malte, er übte diese Kunst in häuslichen Mußestunden aus. Er hatte tiefes Kunstverständnis und ausgebreitete Kenntnisse auf dem Gebiet der älteren kirchlichen Kunstgeschichte. Er las über diese Gegenstände und führte mit besonderer Liebe die Studierenden in diese Sonderdisziplinen ein. Die kirchlich-archäologische Sammlung der Universität hat er zu einer eigenartigen Musteranstalt erhoben, die nicht nur dem Unterricht, sondern auch der Forschung dient. Und er selbst hat das Ergebnis seiner Studien wohl auch in verschiedenen Einzelabhandlungen niedergelegt. Aber zu einer größeren zusammenfassenden kunsthistorischen Veröffentlichung kam er nicht. Dazu ließ ihm die Kirchengeschichte keine Zeit.

Unter den Monographien, die regelmäßig einem neuen Band der Kirchengeschichte vorangingen, haben manche ihren selbständigen Wert auch nach dem Erscheinen der zusammenfassenden Darstellung bewahrt und werden ihre Wichtigkeit behalten. Denn alle förderten wesentlich die Forschung, alle sind ungemein feinsinnig, elegant und scharf geführt, im Stile der vollausgebildeten kritischen Geschichtsforschung. Manche, wie die über den Gedanken der päpstlichen Weltherrschaft bis auf Bonifaz VIII. oder „Deutschland und die päpstliche

Weltherrschaft" verfolgen in großen Zusammenhängen weite ideengeschichtliche und politische Entwicklungen, andere, wie die Aufsätze über „Die Rezeption und Umbildung der allgemeinen Synode im Mittelalter" oder „Studien zu Johann Huß" sind mehr kritisch gerichtet. In der einen werden die allgemeinen Konzile durch die Jahrhunderte verfolgt und das Erwachen jener allgemeinen Konzilsidee, die eine Teilnahme der Laien fordert, auf die Vertiefung und Verallgemeinerung des Kirchenbegriffs im 12. Jahrhundert zurückgeführt. Die andere schließt sich LOSERTHS überraschendem Ergebnis an, daß die neue tschechische Kirchenlehre in allem Wesentlichen wörtlich den Schriften Wiclifs entnommen ist, sie bietet eine ungemein feine Analyse von Hussens kirchlich-dogmatischen und kirchlich-politischen Ansichten in ihrer merkwürdig schwankenden Entwicklung, sie zeichnet das Bild des Gottesstreiters und tschechischen Volksmannes, der unerschrockenen Mut und unwiderstehliche Kraft besaß, aber bei seinem überstarken Selbstgefühl und einem hervorstechenden, agitatorischen, alles überwuchernden nationalen Streben nicht zur reinen Größe des unbestechlichen Kämpfers für Wahrheit und Christentum gelangen konnte. Diese Abhandlung war der letzte literarische Niederschlag von Haucks emsiger historischer Forscherarbeit.

Inzwischen war die Kirchengeschichte fortgesetzt, gefördert und dem Abschluß näher gebracht worden.

1887 war der 1. Band erschienen, der mit dem Tode Bonifaz' schloß, schon 1889 der 2., der die karolingische Zeit umfaßt, 1893 und 96 die beiden Hälften des 3. Bandes mit ihrer Darstellung des Ottonischen und Salischen Zeitalters, 1902 und 1903 die beiden Hälften des 4. Bandes, der die Entwicklung bis zum Tode Friedrichs II. betrachtet und endlich 1911 die erste Hälfte des 5. Bandes, die das spätere Mittelalter zu behandeln beginnt und bis 1347 reicht. Die zweite Hälfte des Bandes liegt im Manuskript fast völlig druckfertig vor und wird alsbald von pietätvoller Hand veröffentlicht werden. Sie wird das äußere und innere Leben der Kirche bis gegen Mitte des 15. Jahrhunderts beleuchten, bis

zu dem Punkt, wo die alten Grundlagen des Mittelalters zu wanken, wo der vordringende Humanismus und die neuen Volkswünsche den alten Bau des katholischen Kirchentums in Deutschland zu erschüttern und eine andere kirchliche Grundlage zu fördern beginnen Ein wirklicher Abschluß ist leider nicht gewonnen.

So ist auch dieses monumentale Werk ein Torso geblieben. Wir stehen vor einem herrlichen Bau, an dem die vollendenden Schlußgiebel fehlen. Und niemand vermöchte den 6. Band, der die Darstellung bis zur Reformation führen sollte, an Haucks Stelle zu schreiben. Denn diese Kirchengeschichte trägt ein einzigartiges, ihr allein eigentümliches Gepräge. Sie ist einerseits die absolut objektive Arbeit des ruhig abwägenden Historikers, sie ist anderseits das Subjektivste, das man sich denken kann. Sie ist streng objektiv, denn die gesamte Forschung beruht auf der klaren, scharfsinnigen und nüchternen Verwertung der Quellen. Hauck ist frei von jeder Tendenz, er forscht und schreibt nie als Parteimann, er läßt sich von keinem bestimmten konfessionellen oder politischen Gesichtspunkt leiten, er ist in seiner Forschung weder Protestant noch deutsch-national, er ist Historiker.

Aber der Historiker muß über das, was schlechthin der Interpretation der Quellen zu entnehmen ist, weit hinausgehen. Er muß das Wachsen und Wogen der kämpfenden Kräfte aus den Grundvoraussetzungen der geistigen und wirtschaftlichen Mächte, der Personen und der allgemeinen Faktoren erklären, charakterisieren, bewerten. Und dabei wird naturgemäß leicht ein persönliches Moment des Verfassers wirksam sein. Auch wenn ein bestimmter nationaler oder kirchlicher und politischer Standpunkt vermieden bleibt. Das subjektive Moment der wissenschaftlichen Persönlichkeit waltet immer. Gewiß kennt auch hier die Wissenschaft nur ein „richtig“ oder „unrichtig“. Es gibt nur ein Ergebnis der Wahrheit. Diese sucht der Historiker zu erringen und selbst unter dem ausdrücklichen Verzicht auf Klarheit und Bestimmtheit in manchen Fällen zu gewinnen.

Schwierig ist bei dieser letzten und höchsten Arbeit des Forschers und Darstellers die Überwindung des eigenen Individuellen, das den Weg zur Wahrheit verlegen kann. Sie muß versucht werden. Gerade der Historiker aber, der die besten geistigen Voraussetzungen für die höchsten Aufgaben besitzt, wird zugleich den größten Gefahren der wissenschaftlichen Subjektivität entgegengehen — nicht im Sinne einer bestimmten Tendenz, sondern in dem Sinn, daß er das Erkennen auch da für sicher hält, wo keine Sicherheit zu gewinnen ist. Wird überall volle Klarheit und Bestimmtheit verlangt, ist zugleich die Fähigkeit gegeben, das Lebensvoll-Wirkliche der Vergangenheit voll zu erfassen und zu zeichnen, dann, gerade dann tritt diese Gefahr der wissenschaftlichen Subjektivität auf. Das war bei Hauck der Fall. Besaß er doch eine glänzende Gabe, entschwundene Zeiten und führende Persönlichkeiten lebensvoll zu erkennen und darzustellen, war er doch von einer Schärfe der Auffassung, die sich nur auf Selbsterkanntes stützte, von einer Selbständigkeit des Urteils, das sich nie an Herkömmliches anschmiegte, wollte er doch eine fest umrissene Charakteristik von Personen und Zuständen entwerfen, die nichts Schwankendes und Nebelhaftes duldete. Nichts aber ist verkehrter, als deshalb die Zuverlässigkeit seiner Forschung zu bezweifeln. Hauck, dieser Mann der peinlichsten Ordnung im Kleinsten, dieser gewissenhafte Sucher der Wahrheit, bleibt immer der sorgsamste, die Quellen befragende Historiker, unbestechlich, wahrhaftig, im ganzen Denken echt historisch. Aber sein Bedürfnis nach Klarheit und Geschlossenheit und dazu die Wirksamkeit einer schöpferischen Phantasie ließen ihn manches bestimmt sagen, was anfechtbar oder zweifelhaft ist. Die starke wissenschaftliche Persönlichkeit schuf einen starken, über das Künstlerische der Darstellung hinausgehenden Subjektivismus.

Zwei Vorzüge der Hauckschen Darstellung wurden seit dem Erscheinen des ersten Bandes mit Recht als bedeutsam empfunden: die Schilderungen der Persönlichkeiten und die Schilderungen der allgemeinen, vielfach das Volk selbst er-

greifenden Zeitströmungen. In seiner ungemein schlichten, äußeren Glanz und Schwung verschmähenden, knappen, rein sachlichen, dabei von allgemeinen Gedanken durchleuchteten und eigentümlich sentenzreichen Sprache entwirft Hauck Charakterbilder der einzelnen Persönlichkeiten, besonders der Kaiser und Päpste, Charakterbilder von packender Lebendigkeit, durchaus eigenartig und immer fesselnd, obschon in ihrer mitunter überraschenden Neuheit nicht immer schlechthin überzeugend. Und die Bilder, die er von der Entwicklung der Religiosität und Sittlichkeit, von kirchlichen Ideen, von der theologischen Gedankenwelt bietet, zeichnen sich durch eine bisher ungeahnte Feinheit und Tiefe aus, sie sind vielleicht die ersten wissenschaftlich begründeten Darstellungen dieser Art auf dem Gebiet des Mittelalters und als grundlegende Beiträge zur Entwicklung der deutschen Volkspsyche anzusehen.

Überall greift Hauck weit über das eigentlich Kirchliche hinaus und berührt nach allen Seiten hin die Geschichte der politischen Entwicklung, der gesellschaftlichen Organisation mannigfacher Art, der materiellen und besonders der geistigen Kultur überhaupt. Wahrlich, der theologische Verfasser der Kirchengeschichte hat sich als ein „Doctor philosophiae" und als ein „Doctor juris utriusque" bewährt: ihm kamen diese Ehrentitel mit vollem Recht zu.

Haucks Kirchengeschichte ist ein Werk von bleibendem Wert. Es gehört zu den klassischen Geschichtswerken unserer Literatur. Hauck ist nicht Bahnbrecher, er ist Wahrer und Vollender. Er will nicht neue Methoden der Forschung anwenden, sondern nur die bewährten handhaben. Er blendete nicht, er verkündete seine Ansichten nicht als erstaunliche Neuheit. Aber er verbreitete neues Licht und neue Wärme. Er wollte nur die Wege RANKES wandeln, seines Berliner Lehrers, den er unbegrenzt verehrte, den er als den größten Mann zu bezeichnen pflegte, der ihm im Leben begegnet sei. Sein höchstes Ziel war, ein Werk im Sinne Rankes zu schreiben: über seiner Kirchengeschichte schwebt in der Tat Rankes

abgeklärter historischer Geist. Aber er geht über Ranke hinaus.

In einem Zeitalter, da die Geschichtswissenschaft alte Richtungen zu verwerfen strebte, da Neuerer auf neuen Bahnen in Unrast einherjagten, ihren eigenen Ruhm verkündeten, das Alte vielfach entstellten und schmähten, ging Hauck, unbekümmert um den Lärm, ruhig seinen Weg weiter: forschte und schrieb. Er erhob nie den Anspruch, ein Neuerer zu sein, er ging überhaupt nicht darauf aus, Neues zu bieten, aber er entdeckte auf seinem stillen Forscherweg viel, sehr viel des Neuen. Und er faßte die Aufgabe der Geschichtschreibung in einer Weite und Tiefe, die das Herkömmliche hinter sich ließ. Er nahm nie teil an den stürmischen Rufen nach einer allgemeinen Reform der Geschichtswissenschaft, nach einem Hinausgehen über Personen- und politische Geschichte, nach einem Zusammenfassen zur allgemeinen Kulturgeschichte, er stand scheinbar ganz abseits, ein Vertreter des Alten. Und doch hat er einen entscheidenden Schritt nach vorwärts getan. Er hat das Widerspiel individueller und kollektiver Kräfte in der historischen Entwicklung, er hat die Einheit und den Zusammenhang der mannigfachen historischen Bildungen zu erfassen gesucht, er hat von der Geschichte der Kirche aus, die ja im Mittelalter den Mittelpunkt des geschichtlichen Lebens überhaupt bildete, tiefsinnig Kulturgeschichte im wahren Sinne geschrieben und das erfolgreich getan, was manche bewußte Reformer nicht zu erreichen vermochten.

Der stille Gelehrte, der nie nach dem Erfolg fragte, hat Unvergängliches geschaffen. Ein Mann von großer Schlichtheit und zugleich von schlichter Größe.

Anhang.

Haucks Schriften.

Tertullians Leben und Schriften. Erlangen 1877.

Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst. Heidelberg 1880 (Sammlung von Vorträgen III, 2).

Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, in zweiter durchgängig verbesserter und vermehrter Auflage herausgegeben von J. J. Herzog, G. L. Plitt und A. Hauck. Bd. 8 ff. Leipzig 1881 ff., von Bd. 12, 1883, an bis Bd. 18, 1888, allein fortgeführt von A. Hauck.

Vittoria Colonna. Heidelb. 1882 (Sammlung von Vorträgen VII, 2).

Die Bischofswahlen unter den Merowingern. Erlangen 1883.

Prof. Dr. H. Schmid, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 4. Aufl. neubearbeitet von Hauck. Nördlingen 1887.

Zur Missionsgeschichte Oberfrankens (Blätter für bayerische Kirchengeschichte 1888).

Kirchengeschichte Deutschlands. Bd. 1—5ª. 1—4. Aufl. Leipzig 1887 bis 1910.

Die Entstehung der bischöflichen Fürstenmacht (Leipziger Universitätsprogramm zur Feier des Reformationsfestes) 1891.

Die Erklärung von Ekkehards casus S. Galli c. 87 (Festschrift zum deutschen Historikertage in Leipzig. Ostern 1894).

Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 3. Aufl. herausgeg. von A. Hauck. 22 Bände und 2 Ergänzungsb. Leipzig 1896—1913.

Der Kampf um die Gewissensfreiheit. (Hochschulvorträge für Jedermann. Heft 6.) Leipzig 1898.

Friedrich Barbarossa als Kirchenpolitiker. (Leipziger Rektoratsrede.) Leipzig 1898.

Über die Exkommunikation Philipps v. Schwaben (Berichte über die Verhandlungen der Sächs. Gesellsch. d. Wissenschaften 56/3). Leipzig 1904.

Der Gedanke der päpstlichen Weltherrschaft bis auf Bonifaz VIII. (Universitätsprogramm zur Feier des Reformationsfestes). Leipzig 1904.

Worte zum Gedächtnis an Oskar von Gebhardt. Gesprochen am 14. Nov. 1906 (Berichte der Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1906). Leipzig.

Die Rezeption und Umbildung der allgemeinen Synode im Mittelalter (Historische Vierteljahrschrift Bd. 10). Leipzig 1907.

Die angeblichen Mainzer Statuten von 1261 und die Mainzer Synoden des 12. und 13. Jahrhunderts. (Theolog. Studien, Th. Zahn zum 10. Okt. 1908 dargebracht.) Leipzig 1908.

Die Entstehung der geistlichen Territorien (Abhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 27). Leipzig 1909.

Deutschland und die päpstliche Weltherrschaft (Universitätsprogramm zur Feier des Reformationsfestes). Leipzig 1910.

Kleinigkeiten I: Zu Mechthild von Magdeburg (Th. Briegers Zeitschrift für Kirchengeschichte 32). Leipzig 1911.

Die Trennung von Staat und Kirche. Ein Vortrag. Leipzig 1912.

Gedächtnisrede am Sarge des Professor DDr. Theodor Brieger, geh. am 11. Juni 1915. o. O. u. J. (Leipzig 1915).

Studien zu Johann Huss (Universitätsprogramm zur Feier des Reformationsfestes). Leipzig 1916.

Evangelische Mission und deutsches Christentum (Flugschriften der deutschen evangelischen Missionshilfe. Heft 4). Gütersloh 1916.

Deutschland und England in ihren kirchlichen Beziehungen. Acht Vorlesungen im Oktober 1916 an der Universität Upsala gehalten. Leipzig 1917.

Apologetik der alten Kirche. Leipzig 1918.

Die Reformation in ihrer Wirkung auf das Leben. Sechs Volkshochschulvorträge. Leipzig 1918.

[Druckfertig erklärt 16. II. 1919.]

Ordentliche einheimische Mitglieder der philologisch-historischen Klasse.

Geheimer Hofrat *Eduard Sievers* in Leipzig, Sekretär der philol.-histor. Klasse bis Ende des Jahres 1920.

Geheimer Hofrat *Richard Heinze* in Leipzig, stellvertretender Sekretär der philol.-histor. Klasse bis Ende des Jahres 1920.

Geheimer Hofrat *Erich Bethe* in Leipzig.

Geheimer Hofrat *Erich Brandenburg* in Leipzig.

Geheimer Rat *Friedrich Karl Brugmann* in Leipzig.

Geheimer Hofrat *Karl Bücher* in Leipzig.

Professor *August Conrady* in Leipzig.

Professor *Berthold Delbrück* in Jena.

Geheimer Hofrat *August Fischer* in Leipzig.

Geheimer Hofrat *Max Förster* in Leipzig.

Geheimer Rat *Georg Götz* in Jena.

Geheimer Hofrat *Alfred Körte* in Leipzig.

Geheimer Hofrat *Albert Köster* in Leipzig.

Professor *Paul Koschaker* in Leipzig.

Geheimer Hofrat *Johannes Kromayer* in Leipzig.

Geheimer Rat *Hermann Lipsius* in Leipzig.

Geheimer Rat *Ludwig Mitteis* in Leipzig.

Studienrat *Eugen Mogk* in Leipzig.

Professor *Matthias Murko* in Leipzig.

Geheimer Regierungsrat *Joseph Partsch* in Leipzig.

Geheimer Hofrat *Wilhelm Roscher* in Dresden.

Geheimer Hofrat *August Schmarsow* in Leipzig.

Geheimer Hofrat *Richard Schmidt* in Leipzig.

Geheimer Hofrat *Gerhard Seeliger* in Leipzig.

Geheimer Rat *Woldemar von Seidlitz* in Dresden.

Geheimer Hofrat *Georg Steindorff* in Leipzig.

Geheimer Hofrat *Wilhelm Stieda* in Leipzig.

Geheimer Rat *Franz Studniczka* in Leipzig.

Professor *Hans Stumme* in Leipzig.

Geheimer Rat *Georg Treu* in Dresden.
Geheimer Hofrat *Johannes Volkelt* in Leipzig.
Geheimer Rat *Karl Woermann* in Dresden.
Geheimer Hofrat *Heinrich Zimmern* in Leipzig.

Frühere ordentliche einheimische, gegenwärtig auswärtige Mitglieder der philologisch-historischen Klasse.

Geheimer Hofrat *Lujo Brentano* in München.
Geheimer Regierungsrat *Friedrich Delitzsch* in Berlin.
Geheimer Hofrat *Friedrich Kluge* in Freiburg i. B.
Geheimer Regierungsrat *Friedrich Marx* in Bonn.
Geheimer Rat *Erich Marcks* in München.
Professor *Ulrich Wilcken* in Berlin.

Ordentliche einheimische Mitglieder der mathematisch-physischen Klasse.

Geheimer Hofrat *Otto Hölder* in Leipzig, Sekretär der mathem.-phys. Klasse bis Ende des Jahres 1919.
Geheimer Regierungsrat *Fritz Rinne* in Leipzig, stellvertretender Sekretär der mathem.-phys. Klasse bis Ende des Jahres 1919.
Geheimer Bergrat *Richard Beck* in Freiberg i. Sa.
Geheimer Hofrat *Wilhelm Biedermann* in Jena.
Geheimer Medizinalrat *Rudolf Böhm* in Leipzig.
Geheimer Hofrat *Heinrich Bruns* in Leipzig.
Geheimer Hofrat *Theodor Des Coudres* in Leipzig.
Geheimer Rat *Oskar Drude* in Dresden.
Geheimer Rat *Wilhelm Ellenberger* in Dresden.
Geheimer Rat *Paul Flechsig* in Leipzig.
Geheimer Hofrat *Fritz Foerster* in Dresden.
Professor *Siegfried Garten* in Leipzig.
Geheimer Hofrat *Wilhelm Hallwachs* in Dresden
Geheimer Hofrat *Arthur Hantzsch* in Leipzig.
Professor *Hans Held* in Leipzig.
Professor *Gustav Herglotz* in Leipzig.
Geheimer Hofrat *Ludwig Knorr* in Jena.
Geheimer Bergrat *Franz Kossmat* in Leipzig.

Geheimer Rat *Martin Krause* in Dresden.
Geheimer Hofrat *Max Le Blanc* in Leipzig.
Professor *Robert Luther* in Dresden.
Geheimer Rat *Felix Marchand* in Leipzig.
Professor *Johannes Meisenheimer* in Leipzig.
Geheimer Rat *Carl Neumann* in Leipzig.
Professor *Arthur v. Oettingen* in Leipzig.
Geheimer Hofrat *Wilhelm Ostwald* in Groß-Bothen.
Geheimer Hofrat *Karl Paal* in Leipzig.
Geheimer Rat *Wilhelm Pfeffer* in Leipzig.
Geheimer Hofrat *Karl Rohn* in Leipzig.
Professor *Max Siegfried* in Leipzig.
Professor *Ernst Stahl* in Jena.
Geheimer Rat *Johannes Thomae* in Jena.
Geheimer Hofrat *Otto Wiener* in Leipzig.
Wirklicher Geheimer Rat Exzellenz *Wilhelm Wundt* in Leipzig.

Außerordentliche Mitglieder der mathematisch-physischen Klasse.

Professor *Johannes Felix* in Leipzig.
Professor *Hans Stobbe* in Leipzig.

Frühere ordentliche einheimische, gegenwärtig auswärtige Mitglieder der mathematisch-physischen Klasse.

Geheimer Hofrat *Ernst Beckmann* in Berlin.
Geheimer Hofrat *Vilhelm Bjerknes* in Christiania.
Professor *Friedrich Engel* in Gießen.
Geheimer Regierungsrat *Felix Klein* in Göttingen.

Archivar:

Julius Erich Schröter in Leipzig.

Verstorbene Mitglieder.

Ehrenmitglieder.

Falkenstein, Johann Paul von, 1882.
Gerber, Carl Friedrich von, 1891.
Seydewitz, Kurt Damm Paul von, 1910.
Wietersheim, Karl August Wilhelm Eduard von, 1865.

Philologisch-historische Klasse.

Albrecht, Eduard, 1876.
Ammon, Christoph Friedrich von, 1850.
Becker, Wilhelm Adolf, 1846.
Berger, Hugo, 1904.
Birch-Hirschfeld, Adolf, 1917.
Böhtlingk, Otto, 1904.
Brockhaus, Hermann, 1877.
Bursian, Conrad, 1883.
Curtius, Georg, 1885.
Droysen, Johann Gustav, 1884.
Ebers, Georg, 1898.
Ebert, Adolf, 1890.
Fleckeisen, Alfred, 1899.
Fleischer, Heinr. Leberecht, 1888.
Flügel, Gustav, 1870.
Franke, Friedrich, 1871.
Gabelentz, Hans Conon von der, 1874.
Gabelentz, Hans Georg Conon von der, 1893.
Gebhardt, Oscar von, 1906.
Gelzer, Heinrich, 1906.
Gersdorf, Ernst Gotthelf, 1874.
Göttling, Carl, 1869.
Gutschmid, Hermann Alfred von, 1887.
Hänel, Gustav, 1878.
Hand, Ferdinand, 1851.
Hartenstein, Gustav, 1890.
Hasse, Friedrich Christian August, 1848.
Hauck, Albert, 1918.
Haupt, Moritz, 1874.
Heinrici, Georg, 1915.
Heinze, Max, 1909.
Hermann, Gottfried, 1848.
Hirzel, Rudolf, 1917.
Hultsch, Friedrich, 1906.
Jacobs, Friedrich, 1847.
Jahn, Otto, 1869.
Janitschek, Hubert, 1893.
Keil, Bruno, 1916.
Köhler, Reinhold, 1892.
Krehl, Ludolf, 1901.
Lamprecht, Karl, 1915.
Lange, Ludwig, 1885.
Leskien, August, 1916.
Marquardt, Carl Joachim, 1882.
Maurenbrecher, Wilhelm, 1892.
Meister, Richard, 1912.
Miaskowski, August von, 1899.
Michelsen, Andreas Ludwig Jacob, 1881.
Mommsen, Theodor, 1903.
Nipperdey, Carl, 1875.
Noorden, Carl von, 1883.
Overbeck, Johannes Adolf, 1895.
Pertsch, Wilhelm, 1899.
Peschel, Oscar Ferdinand, 1875.

Peter, Hermann, 1914.
Preller, Ludwig, 1861.
Ratzel, Friedrich, 1904.
Ribbeck, Otto, 1898.
Ritschl, Friedrich Wilhelm, 1876.
Rohde, Erwin, 1898.
Roscher, Wilhelm, 1894.
Ruge, Sophus, 1903.
Sauppe, Hermann, 1893.
Schleicher, August, 1868.
Schrader, Eberhard, 1908.
Schreiber, Theodor, 1912.
Seidler, August, 1851.
Seyffarth, Gustav, 1885.
Socin, Albert, 1899.
Sohm, Rudolph, 1917.
Springer, Anton, 1891.
Stark, Carl Bernhard, 1879.
Stobbe, Johann Ernst Otto, 1887.
Tuch, Friedrich, 1867.
Ukert, Friedrich August, 1851.
Voigt, Georg, 1891.
Voigt, Moritz, 1905.
Wachsmuth, Curt, 1905.
Wachsmuth, Wilhelm, 1866.
Wächter, Carl Georg von, 1880.
Westermann, Anton, 1869.
Windisch, Ernst, 1918.
Wülker, Richard Paul, 1910.
Zarncke, Friedrich, 1891.

Mathematisch-physische Klasse.

Abbe, Ernst, 1905.
Arrest, Heinrich d', 1875.
Baltzer, Heinrich Richard, 1887.
Bezold, Ludwig Albert Wilhelm von, 1868.
Braune, Christian Wilhelm, 1892.
Bruhns, Carl, 1881.
Carus, Carl Gustav, 1869.
Carus, Julius Victor, 1903.
Chun, Karl, 1914.
Cohnheim, Julius, 1884.
Credner, Hermann, 1912.
Döbereiner, Johann Wolfgang, 1849.
Drobisch, Moritz Wilhelm, 1896.
Erdmann, Otto Linné, 1869.
Fechner, Gustav Theodor, 1887.
Feddersen, Wilhelm, 1918.
Fischer, Otto, 1916.
Funke, Otto, 1879.
Gegenbaur, Carl, 1903.
Geinitz, Hans Bruno, 1900.
Hankel, Wilhelm Gottlieb, 1899.
Hansen, Peter Andreas, 1874.
Harnack, Axel, 1888.
Hempel, Walter, 1916.
Hering, Ewald, 1918.
His, Wilhelm, 1904.
Hofmeister, Wilhelm, 1877.
Huschke, Emil, 1858.
Knop, Johann August Ludwig Wilhelm, 1891.
Kolbe, Hermann, 1884.
Krüger, Adalbert, 1896.
Kunze, Gustav, 1851.
Lehmann, Carl Gotthelf, 1863.
Leuckart, Rudolph, 1898.
Lie, Sophus, 1899.
Lindenau, Bernhard August von, 1854.
Ludwig, Carl, 1895.
Marchand, Richard Felix, 1850.
Mayer, Adolf, 1908.
Mettenius, Georg, 1866.

Meyer, Ernst von, 1916.
Möbius, August Ferdinand, 1868.
Müller, Wilhelm, 1909.
Naumann, Carl Friedrich, 1873.
Pöppig, Eduard, 1868.
Rabl, Karl, 1917.
Reich, Ferdinand, 1882.
Richthofen, Ferdinand v., 1905.
Scheerer, Theodor, 1875.
Scheibner, Wilhelm, 1908.
Schenk, August, 1891.
Schleiden, Matthias Jacob, 1881.
Schlömilch, Oscar, 1901.
Schmitt, Rudolf Wilhelm, 1898.
Schumann, Victor, 1912.
Schwägrichen, Christian Friedrich, 1853.
Seebeck, Ludwig Friedrich Wilhelm August, 1849.
Stein, Samuel Friedrich Nathanael von, 1885.
Stohmann, Friedrich, 1897.
Töpler, August, 1912.
Volkmann, Alfred Wilhelm, 1877.
Weber, Eduard Friedrich, 1871.
Weber, Ernst Heinrich, 1878.
Weber, Wilhelm, 1891.
Wiedemann, Gustav, 1899.
Winkler, Clemens, 1904.
Wislicenus, Johannes, 1902.
Zeuner, Gustav Anton, 1907.
Zirkel, Ferdinand, 1912.
Zöllner, Johann Carl Friedrich, 1882.

Leipzig, am 31. Dezember 1918.

Verzeichnis

der bei der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften im Jahre 1918 eingegangenen Schriften.

1. Von gelehrten Gesellschaften, Universitäten und öffentlichen Behörden herausgegebene und periodische Schriften.

Deutschland.

Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Philos.-histor. Klasse. 1917, Nr. 7. 8. 1918, Nr. 1—14. *Hintze, O.*, Gedächtnisrede auf Gust. v. Schmoller. Physikal.-math. Klasse. 1918, Nr. 1—4. *Waldeyer-Hartz, W. v.*, Gedächtnisrede auf Aug. Brauer. Berlin.

Sitzungsberichte der K. Preuß. Akad. der Wissensch. zu Berlin. 1917, Stück 39—53. 1918, Stück 1—38. ebd.

Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft zu Berlin. Jahrg. 51, No. 1—12. 14—16. Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis. Januar 1918. ebd. 1918.

Wissenschaftl. Abhandlungen der Physikal.-techn. Reichsanstalt. Bd. 4, H. 3. Berlin 1918.

Die Tätigkeit der Physikal.-techn. Reichsanstalt i. J. 1917. (S.-Abdr. aus: Zeitschrift f. Instrumentenkunde. 38.)

Jahrbuch der K. Preuß. geolog. Landesanstalt und Bergakademie. Bd. 36, T. 2, H. 1. 2. Bd. 37, T. 1, H. 1. 2. Berlin 1915—17.

Beiträge zur geolog. Erforschung der Deutschen Schutzgebiete. H. 13. 14. Berlin 1916.

Ergebnisse von Bohrungen. Mitteilungen aus dem Bohrarchiv der K. Geolog. Landesanstalt. H. 7. Berlin 1915.

Bericht über die Tätigkeit des Zentralbureaus der internationalen Erdmessung i. J. 1917. Berlin 1918.

Beiträge zur kommunalen Kriegswirtschaft. Bd. 2. Nr. 11—39. Bd. 3. Nr. 1—6. Berlin o. J.

Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. Bd. 37. Berlin 1918.

Bonner Jahrbücher. Heft 124. Bonn 1917.

Berichte über die Tätigkeit der Provinzialkommission f. d. Denkmalpflege i. d. Rheinprovinz (zuvor: Berichte der Provinzialkomm. f. Denkmalpfl. . . . innerhalb der Rheinprov.). 1. 4. 1914—31. 3. 1916. — Beilage zu Heft 124 der Bonner Jahrbücher.

Verhandlungen der deutschen physikalischen Gesellschaft i. Jahre 1917. Jahrg. 19, Nr. 21—24. 20, Nr. 1—20. Braunschweig 1917.

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1916. Jahrg. 72. Dargestellt von der deutschen physikalischen Gesellschaft. Abt. 1—3. Braunschweig 1917.

Bericht des westpreußischen botanisch-zoologischen Vereins. 40. Danzig 1918.

Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. Bd. 14, H. 4. ebd. 1918.

Statistisches Jahrbuch f. d. Königr. Sachsen. Hersg. v. K. Sächs. Statist. Landesamte. Ausgabe 43. 1916/17. Dresden [1918].

Jahresbericht der K. öffentlichen Bibliothek zu Dresden auf das Jahr 1917. Nebst einer Beilage. Dresden 1918.

Jahresbericht der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden 1916/17. München 1918.

Sitzungsberichte und Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden. Jahrg. 1917. Dresden 1918.

Verzeichnis der Vorlesungen und Übungen an der K. Sächs. Technischen Hochschule f. d. Sommersem. 1918. Wintersem. 1918/19. — Personalverzeichnis. Nr. 57. Sommersem. 1918. Dresden 1918.

Zeitschrift des K. Sächs. Statist. Landesamtes. Jahrg. 62. 1916. — 63. 1917. Dresden.

Mitteilungen der Pollichia, eines naturwissenschaftl. Vereins der Rheinpfalz zu Bad Dürkheim. No. 30. Jahrg. 71/72. 1916/17. Bad Dürkheim 1917.

Düsseldorfer Jahrbuch. Beiträge zur Geschichte des Niederrheins. 1917. Bd. 29. Düsseldorf 1918.

Jahrbuch f. d. Berg- u. Hüttenwesen im Königr. Sachsen. Jahrg. 1917. 91. Jahrg. Freiberg i. S.

Programm der K. Sächs. Bergakademie zu Freiberg f. d. 153. Studienjahr 1918/19. Freiberg 1918.

Verzeichnis der Vorlesungen auf der Großherzogl. Hessischen Ludwigs-Univers. zu Gießen. W.-S. 1917/18. S.-S. 1918. W.-S. 1918/19. Personenbestand. W.-S. 1917/18. S.-S. 1918. — *Schian*, *M.*, Volk, Religion, Kirche. Akad. Rede zur Jahresfeier . . . 1. 7. 1917. — Weihnachtsgruß der Univ. Gießen. 1917. — 1 Habilitationsschrift. — 42 Dissertationen a. d. J. 1917/18.

Abhandlungen der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse. N. F. Bd. 16. No. 6. Berlin 1917.

Nachrichten von der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Math.-phys. Kl. 1917, H. 2. 3. Beiheft. — Philol.-hist. Kl. 1917. H. 3—5. 1918. H. 1. 2. Berlin d. J.

Abhandlungen der Naturforschenden Gesellsch. zu Halle a. S. Neue Folge. No. 1—6. Halle a. S. 1912—18.

Leopoldina. Amtl. Organ d. Kais. Leopoldinisch-Carolinisch deutschen Akad. der Naturforscher. H. 54. Halle 1918.

Nova Acta Academiae Caes. Leopoldino-Carolinae germanicae naturae curiosorum. Tom. 103. ebd. 1918.

Jahresbericht der Hamburger Sternwarte in Bergedorf f. d. J. 1917. Hamburg 1918.

Abhandlungen der Heidelberger Akad. der Wissensch. Philos.-hist. Kl. Abh. 4. Heidelberg 1917.

Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Mathem.-naturw. Kl. A. Bd. 8. Jahrg. 1917. Abh. 1—17. B. Bd. 8. Jahrg. 1917. Abh. 4—7. — Philos.-histor. Kl. Bd. 8. Jahrg. 1917. Abh. 2—13. — Jahresheft 1917. ebd. 1917. 18.

Neue Heidelberger Jahrbücher. Bd. 20, H. 2. ebd. 1918.

Verhandlungen des Naturhistorisch-Medizinischen Vereins zu Heidelberg. N. F. Bd. 13. H. 3. ebd. 1917.

Fridericiana. Großherzogl. Badische Technische Hochschule zu Karlsruhe. Jahresbericht über das Studienjahr 1916/17. — Vorlesungsverzeichnis f. d. S.-S. 1918. Studienj. 1918/19. — 2 Dissertationen a. d. J. 1918/19.

Verzeichnis d. Vorlesungen a. d. Universität zu Kiel. S.-S. 1917. W.-S. 1917/18. — 91 Dissertationen a. d. J. 1917.

Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Jahrg. 54 (1913) — 58 (1917). Leipzig u. Berlin 1914—18.

Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes. Bd. 14. 15, No. 1. Leipzig 1918.

Jahresbericht der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft. Leipzig, im Mai 1918.

Encyclopädie der Mathematischen Wissenschaften. Bd. 3, 1. Heft 6. 3, 2. Heft 7. 6, 1 B. Heft 4. Leipzig 1918.

Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Heft 13. Nr. 5—10. Lübeck 1917 f.

Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Bd. 19. H. 2. Lübeck 1918.

Mainzer Zeitschrift. Zeitschrift des Römisch-Germ. Central-Museums. Jahrg. 12/13, 1917. 18. Mainz 1918.

Jahresbericht der Fürsten- u. Landesschule St. Afra in Meißen. 1916/18. Meißen 1918.

Abhandlungen der K. Bayer. Akad. d. Wiss. Mathem.-phys. Kl. Bd. 28, Abh. 9. 10. München 1918.

Abhandlungen der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften. Philos.-philolog. u. histor. Klasse. Bd. 30, Abh. 1. ebd. 1918.

Jahrbuch der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften. 1917. ebd. 1917.

Sitzungsberichte der mathem.-phys. Kl. der K. Bayer. Akad. der Wiss. zu München. 1917. H. 3. ebd.

Sitzungsberichte der philos.-philol. u. der histor. Kl. der K. Bayer. Akad. d. Wiss. zu München. 1917, Abh. 5—10. 1918, Abh. 1. ebd.

Mitgliederverzeichnis April 1917 (für beide Klassen).

Finsterwalder, Sebastian, Alte u. neue Hilfsmittel der Landesvermessung. (Festrede geh. i. d. öffentl. Sitzung der K. Akad. d. Wiss. München 15. 11. 1916.) ebd. 1917.

Bericht über die 58. Vollversammlung der historischen Kommission bei der K. Bayer. Akad. d. Wiss. ebd. 1918.

Verwaltungsbericht über das 14. Geschäftsjahr 1916—1917 ... des ... Deutschen Museums. München 1917.

Neue Annalen der K. Sternwarte in München. Auf Kosten der K. Bayer. Akad. der Wissensch. hersg. Bd. 5, Heft 1. ebd. 1917.

Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz. Bd. 1. München 1918.

45. Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst. Münster 1917.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Jahrg. 1917. H. 1—4. Nürnberg 1917.

Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg. Bd. 21, H. 2. Nürnberg 1917.

Jahresbericht der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg über das Jahr 1917. Nürnberg.

Mitteilungen des Vereins für vogtländ. Geschichte u. Altertumskunde zu Plauen i. V. 28. Jahresschrift auf d. J. 1918. Plauen d. J.

Historische Monatsblätter. Beilage zu der Zeitschr. der Histor. Gesellsch. f. d. Provinz Posen u. der Histor. Gesellsch. f. den Netzedistrikt. Jahrg. 17 (1916). 18 (1917). Posen 1916. 17.

Veröffentlichung des K. Preuß. Geodätischen Institutes. (Potsdam) N. F. No. 75. Berlin 1918. — *Meissner, O.*, Tabellen zur isostatischen Reduktion der Schwerkraft. Abdr. aus den Astron. Nachr. Nr. 4924—25. (Bd. 206. — Febr. 1918.) Kiel 1918.

Indogermanisches Jahrbuch. Im Auftr. der Indogerm. Gesellsch. hersg. Bd. 5. Jahrg. 1917. Straßburg 1918.

Schriften der wissenschaftlichen Gesellschaft in Straßburg. H. 32—36. Straßburg 1918.

Württembergische Vierteljahrsschrift für Landesgeschichte. Herausg. von der Württembergischen Kommission f. Landesgeschichte. N. F. Jahrg. 26. (1917). H. 3 u. 4. Stuttgart 1918.

Tharander forstliches Jahrbuch. Bd. 69 u. Sonderheft. Berlin 1918.

Ulm. Oberschwaben. Mitteilungen des Vereins für Kunst u. Altertum in Ulm u. Oberschwaben. H. 21. Stuttgart 1918.

Jahrbücher des Nassauischen Vereins für Naturkunde. Jahrg. 70. Wiesbaden 1918.

Österreich-Ungarn.

Rad jugoslavenske akademije znanosti i umjetnosti. Knjiga 216 = Razreda hist.-filol. 94. — 217 = Mat.-prirodosl. razred 62. Zagreb (Agram) 1917.

Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika. Na svijet izdaje jugoslav. akad. znan. i umjetn. Svezak 35. Zagreb (Agram) 1918.

Vjesnik kr. hrvatsko-slavonsko-dalmatinskog zemaljskog arkiva. God. 19. Sveska 1/2. Zagreb (Agram) 1917.

Zbornik za narodni život i običaje južnih slavena. Na svijet izdaje jugoslav. akad. znan. i umjetn. Kńiga 22. Zagreb (Agram) 1917.

Magyar Tudományos Akadémia Almanach. 1918-ra. [Budapest] 1918.

Zeitschrift des historischen Vereins für Steiermark. Jahrg. 16. Graz 1918.

Mitteilungen des naturwissenschaftlichen Vereines für Steiermark. Bd. 53 (1916). 54 (1918). ebd. 1917f.

Carniolia. Izvestja Muzejskega društva za Kranjsko. N. F. Letn. 9, 1. 2. V Ljubljani (Laibach) 1918.

Kwartalnik etnograficzny Lud. Organ towarzystwa ludoznawczego założony przez Antoniego Kalinę. T. 20. Zeszyt 1. 2. We Lwowie (Lemberg) 1918.

Sitzungsbericht der K. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Mathem.-naturw. Kl. Jahrg. 1917. — Kl. f. Philos., Geschichte u. Philol. Jahrg. 1917. Prag 1918.

Jahresbericht der K. Böhm. Gesellschaft der Wissensch. f. d. Jahr 1917. ebd. 1918.

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrg. 55 (1917). 56 (1918). ebd. 1917. 18.

Lotos. Naturwiss. Zeitschrift. Hrg. vom deutschen naturw.-mediz. Verein für Böhmen „Lotos" in Prag. Bd. 65. ebd. 1917.

Almanach České Akademie Císaře Františka Josefa pro vědy . . . 1914. Ročník 24 — 1917. Ročník 27. V Praze 1914—17.

Historický Archiv. Vydává 1. Třída České Ak. Cís. Frant. Jos. . . . 1915. Číslo 39. 40. 1916. Číslo 41. 42. V Praze 1915. 16.

Bibliotéka klassiků řeckých a římských, vydávaná 3. Třídou České Ak. Cís. Frant. Jos. . . . Číslo 22—29. V Praze 1913—17.

Bulletin international. Résumés des travaux présentés. Classe des sciences mathémat., natur. et de la médecine. (Acad. des sc. de l'emp. Franç. Jos.). 1913. Année 18—1916. Année 20. Prague 1913—16.

Novočeská Knihovna. Číslo 1 (1917)—3 (1918). V Praze 1917. 18.

Staročeská Knihovna. Číslo 1 (1917). 2. (1918). V Praze 1917. 18.

Rozpravy České Ak. Cís. Frant. Jos. . . . Třída 1. 1913. Číslo 49. 50.—1916. Číslo 55—58. — Třída 2. 1913. Ročník 22—1916. Ročník 25. — Třída 3. 1913. Číslo 37—1917. Číslo 44—46. V Praze 1913—17.

Sbírka pramenův ku poznání literárního života v čechách na moravě a v slezsku. Skupina 1. 1913. Číslo 10. 1914. Číslo 10, Řada 2. — Skupina 2. 1913. Číslo 18—1915. Číslo 22. V Praze 1913—15.

Sborník filologický. Vydávaná 3. Třída České Ak. Cís. Frant. Jos. . . . 1912. Ročník 3—1917. Ročník 6. V Praze 1912—17.

Soupis rukopisů, knihoven a archivů zemí českých, jakož i rukopisných bohemik mimočeských, vydávaná 1. a 3. Třídou České Ak. Cís. Frant. Jos. . . . 1910. Číslo 2. 1915. Číslo 3. V Praze 1910. 15.

Věstník České Ak. Cís. Frant. Jos. . . . 1913. Ročník 22—1916. Ročník 25. V Praze 1913—16.

[Einzelschriften der Böhmischen Kaiser Franz Josef-Akademie f. Wissenschaften, Literatur u. Kunst.] — *Šimák, J. V.*, Die Handschriften der Graf Nostitz'schen Majoratsbibliothek in Prag. Prag 1910. — *Salač, Ant.*, Isis, Sarapis a božstva sdružená. . . . V Praze 1915. — ***Kadleč, Kar.***, Valašia valašské právo . . . V Praze 1916. — ***Wenig, Kar.***, Dějiny řečnictví řeckého. Díl. 1. V Praze 1916. — ***Randa, Ant.*** Rytíř, Právo vlastnické dle rakouského práva . . . Šesté vydaní. V Praze 1917. — *Rizner, L'ud. V.*, Bibliografie písemnictví slovens-

kého . . . 1, 1. V Praze 1917. — *Šusta, Jos.*, Dvě knihy českých dějin. Kniha první. V Praze 1917. — *Truhlář, Ant.*, Rukověť k písemnictví humanistickému, zvláště básnickému v Čechách a na Moravě ve století 16. Díl 1. V Praze 1918.

Zur Kunde der Balkanhalbinsel. 1. Reisen u. Beobachtungen. Heft 19. 20. — 2. Quellen u. Forschungen. Heft 6. Sarajevo 1917. 18.

Almanach der Kais. Akademie der Wissenschaften. Jahrg. 67. Wien 1917.

Anzeiger der Kais. Akademie d. Wissensch. Math.-phys. Kl. Jahrg. 54. ebd. 1917.

Denkschriften der Kais. Akademie d. Wissensch. Math.-naturw. Kl. Bd. 93. — Philos.-histor. Kl. Bd. 56, Abh. 2. 3. 60, Abh. 1. 3. 62, Abh. 1. ebd. 1912. 17. 18.

Sitzungsberichte der Kais. Akad. d. Wissensch. Math.-naturw. Kl. Bd. 126 (1917) I, Heft 1—9. II^a, Heft 1—9. II^b, Heft 1—10. — Bd. 127 (1918) II^b, Heft 1/2. — Philos.-histor. Kl. Bd. 180, Abh. 1. 181, Abh. 1. 5. 6. 182, Abh. 1. 4. 183, Abh. 4. 184, Abh. 4. 5. 185, Abh. 3. 4. 5. 186, Abh. 1. 2. 3. 187, Abh. 1. 2. 188, Abh. 4. ebd.

Fontes rerum austriacarum. Österreichische Geschichtsquellen. (Kais. Ak. der Wiss. in Wien. Philos.-hist. Kl. Histor. Kommission). 2. Abt. Diplomataria et acta. Bd. 68. III. 1. ebd. 1918.

Mitteilungen der Erdbeben-Kommission (Kais. Ak. der Wiss. Math.-naturw. Kl.). N. F. Nr. 49. 50. ebd. 1916. 17.

Abhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Bd. 9. H. 4. ebd. 1917.

Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Bd. 67, H. 7—10. 68, H. 1—5. ebd. 1917. 18.

Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Bd. 31. ebd. 1917.

Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt. Bd. 66 (1916), H. 2. 3/4. 67 (1917), H. 1. ebd.

Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt. Jahrg. 1917, Nr. 9—18. ebd. 1917.

Verhandlungen der Österreich. Kommission f. d. Internation. Erdmessung. Protokolle über die Sitzungen 1916. 1917. ebd. 1917. 18.

Mitteilungen der Sektion für Naturkunde des Österreichischen Touristen-Klub. Jahrg. 29. ebd. 1917.

Berichte des Forschungsinstituts für Osten u. Orient in Wien. Folge 1. März—Juli 1916. 3. Nov. 1916—Dez. 1917. ebd. 1916ff.

Polen. Wochenschrift für polnische Interessen. No. 157—208. ebd. 1918.

Dänemark.

Det Kong. Danske Videnskabernes Selskabs Skrifter. Hist. og filos. Afd. 7. Række. Bd. 3. No. 3. — Naturv. og math. Afd. 7. Række. Bd. 7, No. 2. — 8. Række Bd. 2, No. 6. Bd. 3, No. 1. Kjøbenhavn 1917. 18.

Oversigt over det Kong. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger. Juni 1917—Maj 1918. ebd. 1918.

Det Kong. Danske Videnskabernes Selskab. Biologiske Meddelelser. 1, 3. 4. — Historisk-filologiske Meddelelser. 1, 2. 3. 5—7. 2, 1. 2. — Mathemat.-fysiske Meddelelser. 1, 3—8. ebd.

Conseil permanent international pour l'exploration de la mer. Publications de circonstance. No. 71. Copenhague 1918.

Holland.

Verhandelingen d. Kon. Akad. v. Wetenschappen. Afdeel. Letterkunde. Nieuwe Reeks. Deel 18. No. 1. Amsterdam 1917.

Programma certaminis poetici ab Acad. Reg. discipl. Nederlandica ex legato Hoeufftiano indicti in annum 1919. Amstelodami 1918.

Revue semestrielle des publications mathématiques. T. 25. (Deux. partie: 1916, Oct. — 1917, Avril.) — 26. (Prem. partie: 1917, Avril — Oct.) ebd. 1917. 18.

Nieuw Archief vor wiskunde. 2. Reeks. Deel 12, St. 3. — Wiskundige opgaven met de oplossingen. Deel 12, St. 5. ebd. 1918.

Archives du Musée Teyler. (Fondation de P. Teyler van der Hulst.) Sér. 3. Vol. 3. Haarlem 1917.

Archives néerlandaises des sciences exactes et naturelles, publiées par la Société Hollandaise des sciences à Harlem. Sér. III. A. T. 4, Liv. 2. 5, Liv. 1. Harlem 1918.

Nederlandsch kruidkundig Archief. Verslagen en Mededeelingen der Nederlandsche Botanische Vereeniging over het jaar 1917. Groningen 1917.

Communications from the Physical Laboratory of the University of Leiden. Vol. 13. No. 140—144. — Suppl. No. 37. — Vol. 14. No. 145—151. — Suppl. No. 38—40. Leiden 1913—14ff.

Enzyklopaedie des Islām. Geograph., ethnograph. u. biograph. Wörterbuch der muhammedan. Völker. Lief. 24. Leiden u. Leipzig 1918.

Handelingen en Mededeelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden over het jaar 1916/17. Leiden 1917.

Mnemosyne. Bibliotheca philologica Batava. N. S. Vol. 46. Lugd. Batav. 1918.

Museum. Maandblad voor Philologie en Geschiedenis. Jaarg. 25, No. 4—12. 26, No. 1. 2. Leiden 1917. 18.

Recueil des Travaux Botaniques Néerlandais p. p. la Société Botanique Néerlandaise. Vol. 14, livr. 3/4. Groningue 1917.

Tijdschrift voor Nederlandsche Taal- en Letterkunde. Uitgeg. vanwege de Maatschappij der Nederl. Letterk. te Leiden. Deel 36 (= N. R. Deel 28). Aflev. 1—4. Leiden 1917.

Bijdragen en Mededeelingen van het Historisch Genootschap, gevestigd te Utrecht. Deel 38. Amsterdam 1917.

Onderzoekingen gedaan in het Physiologisch Laboratorium der Utrechtsche Hoogeschool. 5. Reeks. 18. 19. Utrecht 1918.

Recherches astronomiques de l'observatoire d'Utrecht. 7. ebd. 1917.

Werken uitgegeven door het Historisch Genootschap, gevestigd te Utrecht. Ser. III. No. 38. ebd. 1917.

Verslag van de algemeene vergadering der leden van het Historisch Genootschap, gehouden te Utrecht op 20. Mei 1917. Amsterdam 1917.

Italien.

Mitteilungen des Kais. Deutsch. Archaeol. Instituts. Römische Abteilung. Bd. 32, 1917, 1—2. Rom.

Luxemburg

Institut Grand-Ducal de Luxembourg. Section des Sciences naturelles, physiques et mathématiques. Archives trimestrielles. Nouv. Sér. Année 1912 à 1917. T. 7. Luxembourg 1917.

Norwegen.

Bergens Museums Aarbok. Histor.-antikvar. Række. 1916—1917. H. 3 — Naturvidenskabel. Række. 1916—1917. H. 1. Bergen 1917.

Bergens Museum. Aarsberetning for 1916—1917. 17—18. ebd. 1917. 18.

Sars, G. O., An account of the Crustacea of Norway. Vol. 6, 13/14. ebd. 1918.

Bergens Museums Skrifter. Ny række. Bd. 3. No. 1. Kristiania 1917.

Det K. Norske Videnskabers Selskabs Aarsberetning for 1916. Trondhjem 1917.

Det K. Norske Videnskabers Selskabs Skrifter. 1916. Hefte 1. Trondhjem 1918. — Johan Ernst Gunnerus. 1718 — 26. Febr. — 1918. Mindeblade utgit av det K. Norske Vidensk. Selsk. Trondhjem 1918.

Schweden.

Eranos. Acta philologica Suecana. Vol. 16 (1916). Gotoborgi 1917.

Festskrift tillegnad Anders Donner på hans sextioårsdag den 5. Nov. 1914 af forne elever. Helsingfors 1915.

Acta mathematica. Hsg. v. *G. Mittag-Leffler*. 41, 3. 4. Stockholm 1918.

Arkiv för Botanik. Utgifvet af K. Svenska Vetenskapsakademien. Bd. 14. Stockholm 1915—17.

Arkiv för Kemi, Mineralogi och Geologi. Utg. af K. Sv. Vetenskapsak. Bd. 6. Stockholm 1916. 17.

Arkiv för Matematik, Astronomi och Fysik. Utg. af K. Sv. Vetenkapsak. Bd. 11. H. 4. 12. H. 1/3. Stockholm 1916. 17.

Arkiv för Zoologi. Utg. af K. Sv. Vetenskapsak. Bd. 10. H. 4. 11. H. 1/2. Stockholm 1916—18.

K. Svenska Vetenskapsakademiens *Årsbok* för år 1917. Stockholm, Uppsala 1917.

K. Svenska Vetenskapsakademiens *Handlingar*. Ny Följd. Bd. 56. Stockholm 1916. 17.

Colliander, Elof, K. Svenska Vetenskapsakademiens Skrifter. 1826—1917. Register. Stockh., Upps. 1917.

Astronomiska Iakttagelser och undersökningar å Stockholms observatorium. Bd. 10. Nr. 5. 6. Stockholm 1917.

Meteorologiska Iakttagelser i Sverige. Utg. av Meteorolog. Centralanstalten. Bd. 58 (Ser. 2. Bd. 44). 1916. Stockh., Upps. 1918.

Entomologisk Tidskrift. Utg. av Entomologiska Föreningen i Stockholm. Årg. 38 (1917). Uppsala 1917.

Nordiska Museet. Fataburen. Kulturhistorisk Tidskrift. 1917. H. 1—4. Stockholm 1918.

Stockholmer *Hochschulschriften*. (Austausch mit Stockholms Högskolas Bibliotek). 2 Dissertationen aus dem Jahre 1918.

Arbeten utgifna med understöd af Vilhelm Ekmans Universitetsfond, Uppsala. 20: A B. 21—23. Uppsala 1917. 18.

Zoologiska Bidrag från Uppsala. Bd. 5. 6. Uppsala 1916—18.

Bulletin mensuel de l'Observatoire météorologique de l'Université d'Upsala. Vol. 49 (année 1917). Upsala 1917—18.

Uppsala Universitets *Matrikel*. Höstterminen 1916. Uppsala 1917.

Schweiz.

Helvetica Chimica Acta. (Hersg. v. der Schweizer. Chemischen Gesellschaft.) Vol. 1. Fasc. 1—5. Basileae et Genevae 1918.

Jahresverzeichnis der Schweizerischen Hochschulschriften. 1916—1917. Basel 1918.

Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel. Bd. 28 (= Festschr. z. 100jähr. Jubil.). Basel 1917.

Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens. N. F. Bd. 58 (1917/18). Chur 1918.

Compte rendu des séances de la Société de physique et d'histoire naturelle de Genève. 34. 1917. 35. 1918. No. 1. 2. Genève 1918.

Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. Hrsg. v. d. Direktion des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. N. F. Bd. 19, 1917. Heft 4. 20, 1918. Heft 1. 2. Zürich 1918.

Schweizerisches Landesmuseum in Zürich. 26. Jahresbericht (1917). ebd. 1918.

Jahrbuch für Schweizerische Geschichte. Bd. 43. ebd. 1918.

Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Jahrg. 62. 1917. Heft 3/4. 63. 1918. Heft 1/2. ebd. 1917. 18.

Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz. Text. Neue Folge. Lieferg. 20, 4 (50). 46, 3 (76). Bern 1917.

2. Einzelne Schriften.

Bechhold, H., Das Institut für Kolloidforschung der „Neubürgerstiftung“. S.-A. aus der Kolloid-Zeitschrift. 22. 1918, Heft 1.

Bericht über die Sammlung soldatischer Volkskunde, erstattet vom Verband deutscher Vereine f. Volkskunde. Freiburg i. Br. 1918.

Chelm und Podlachien. Wien 1918.

Heinrici, C. F., Die Hermes-Mystik u. das Neue Testament. Hersg. v. Ernst v. Dobschütz. Leipzig 1918 (= Arbeiten zur Religionsgeschichte des Urchristentums. 1, 1).

Jahresbericht 1917 der Gewerbeschule Zwickau. M. Beilage: Das gerade Zweiblatt u. seine Begleiter.

Lenz, Max, Für die Hamburgische Universität. Zugleich eine Kritik ihrer Gegner. Hamburg 1918.

Meissner, O., Tabellen zur isostatischen Reduktion der Schwerkraft. Abdr. aus den Astron. Nachr. Nr. 4924—25. (Bd. 206. — Febr. 1918). Kiel 1918.

Meyrich, O., Blutuntersuchungen an Jugendlichen. Leipzig 1918. = Veröffentlichungen des Inst. f. experimentelle Pädag. u. Psychol. des Leipz. Lehrervereins. 8, 1.

Morávek, G., Allgemeine Beweise der Gültigkeit des letzten Fermat'schen Satzes über die unbestimmte Gleichung $z^n = x^n + y^n$. Prag 1917 f.

Ukrainische Phantasien. Kultur-politische Streiflichter. Von einem österreichischen Polen. Wien 1918.

Posse, Otto, Die Siegel des Adels der Wettiner Lande bis zum Jahre 1500. Bd. 5. Dresden 1917.

Reininghaus, Fritz, Neue Theorie der Biegungs-Spannungen. Zürich [1918].

Stähly, Albert, Gemeindeutsche Sprachpflege, gemeindeutsche Sprachpflicht. Brief an alle deutschsprachigen Volksstämme. Basel 1917.

Die Ukraina. Ein Problem oder ein Phantom? Von einem österreichischen Polen. Wien 1918.

Walte, Wilh., Eine neue Erklärung der osmotischen u. elektrischen Erscheinungen. Hamburg 1916.

Ders., Beiträge zur Energielehre. Hamburg 1917.

Zwiers, H. J., Untersuchungen über die Deklinationen u. Eigenbewegungen v. 163 Sternen . . . (Veröffentlichung der Niederländ. Geodät. Kommission). Delft 1918.

BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER SÄCHSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE

EINUNDSIEBZIGSTER BAND

1919

MIT 2 TAFELN UND 3 FIGUREN IM TEXT

LEIPZIG

BEI B. G. TEUBNER

INHALT.

Heft		Seite
I	E. Bethe, Die Ichneutai des Sophokles	1— 29
II	J. Partsch, Die Stromgabelungen der Argonautensage	1— 17
III	A. Schmarsow, Das Franciscusfenster in Königsfelden und der Freskenzyklus in Assisi	1— 38
IV	M. Förster, Die Beowulf-Handschrift. Mit 2 Tafeln	1— 89
V	W. H. Roscher, Die hippokratische Schrift von der Siebenzahl und ihr Verhältnis zum Altpythagoreismus. Mit 3 Figuren	1—114
VI	A. Körte, Zu neueren Komödienfunden	1— 40
VII	R. Heinze, Ovids elegische Erzählung	1—130
VIII	B. Keil, Beiträge zur Geschichte des Areopags	1—100
IX	J. H. Lipsius, Lysias' Rede gegen Hippotherses und das attische Metoikenrecht	1— 12
X	Verzeichnis der Mitglieder der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Verzeichnis der eingegangenen Schriften	I–XVI
	Sitzungsprotokolle	1— 2

Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
71. Band. 1919. 1. Heft

E. Bethe

Die Ichneutai des Sophokles

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1919

Vorgetragen für die Berichte am 1. Februar 1919.
Das Manuskript eingeliefert am 14. Februar 1919.
Druckfertig erklärt am 30. März 1919.

Die Ichneutai des Sophokles sind nach der ersten Ausgabe nur durch Wilamowitz N. Jahrb. XXIX (1912) 453 und von Robert Hermes XLVII (1912) 536 von verschiedenen Seiten beleuchtet, besonders haben sie sich bemüht, das lustige Stück lebendig zu machen und zu inszenieren. Mancher Widerspruch, der sich sogleich bei mir regte, hat sich, als ich nach langer Pause wieder an sie ging, zu festen Ergebnissen verdichtet, die wesentlich von diesen grundlegenden Arbeiten in der Auffassung des Ganzen wie einzelner Szenen, der Inszenierung und Datierung abweichen. Das einzigartige Stück verdient und lohnt eindringende Beschäftigung. Der Krieg hat sie wohl verhindert. Nur Ergänzungsversuche sind mehrfach noch und nicht ohne Glück gemacht, obgleich der Rahm natürlich gleich abgeschöpft war. H. Schenkls hübsche Entdeckung (Hermes XLVIII (1913) 154) des von Pollux X 34 zitierten Bruchstücks in Vers 309 des Papyros wird noch evidenter durch die Lesung der beiden einzigen Handschriften Falkenburgianus-Paris. Bibl. Nat. 2646 und Salmanticensis I 2. 3, die diese Stelle überliefern: *Σοφοκλῆς δ᾽ ἐν Ἰχνευταῖς σατύροις ἔφη· ‘ἐνήλατα ξύλα τρίγομφα διατοροςερειται δε’*. Das einst übergeschriebene *δε* war nur vom Schreiber der gemeinsamen Vorlage falsch gesetzt, der Papyrus hat . . *όρως ἐρείδεται*. So muß der Widerspruch von Ludovica Koettgen (Diss. Bonn 1914. 68) gegen die scharfsinnige Einfügung an dieser Stelle verstummen.

1. Der fehlende Anfang.

Der Papyrus beginnt mit der Verkündung eines Preises auf das Ergreifen eines Diebes, der dem Paion (37) seine Kuhherde gestohlen hat. Vergeblich hat der Bestohlene die Länder bis zur Kyllene durchirrt. Nun ruft er's hier aus ob ihn ein Hirt, Bauer, Köhler höre oder *τῶν ὀρ]είων νυμφογεννή[του γένους | θηρῶ]ν τις*, was man nach dem Satyr-

spielrest Oxyrh. Pap. 1083. 7 mit Recht auf Satyrn deutet. Herzu läuft (43) der alte Silen, erbötig 'das Ding zu erjagen'. Die folgenden Verse sind arg zerstört. Er hat noch erwähnt 47 *παῖδας δ' ἐμοὺς ὅσσοισι* und vom Preis gesprochen (48) *εἴπερ ἐκτελεῖς ἅπερ λέγεις*, über den dann in kleiner Stichomythie von 9 Versen Apoll mit ihm verhandelt (49 f.), um ihm schließlich die Freiheit zu versprechen 57: *ἐλεύθερος σὺ [πᾶν τε γένος ἔσται τέκν]ων.* Dann ist Apoll verschwunden, bis er im zweiten zerstörten Teil des Dramas (Col. XVII) auf Ruf des Chores wieder erscheint. Die Satyrn treten 58 auf. Trotz der Zerstörung ist sicher, daß sie sogleich wissen, es handle sich um einen Diebstahl (62 *ἔπιθι κλωπ* . . 67 *κλέμματα*), um Gold und Freiheit, die der Gott als Belohnung für sie und Vater Silen versprochen (69 *πατρί τ' ἐλεύθερον* . . *θεὸς ὁ φίλος ἀνέτω πόνους προφήνας ἀρίζηλα χρυσοῦ παραδείγματα*).

Dieser Anfang enthält des Verwunderlichen viel. Und doch hat sich noch niemand so recht darüber verwundert. Der Chor weiß alles, was die Zuschauer eben erfahren haben. War er denn schon vorher zugegen? Aber Silen kam doch allein herbeigesprungen auf Apolls Ruf: 39 *ἐπέκλυον*, 42 *σοί, Φοῖβ' Ἄπολλον προσφιλὴς εὐε[ργέτης] θέλων γενέσθαι τῶιδ' ἐπεσσύθην δρόμωι, ἄν πως τὸ χρῆμα τοῦτό σοι κυνηγέσω.* Von sich allein spricht er auch weiter 45 *μοὶ κείμενον*. Das besagt freilich nicht viel, denn auch nachher in Gegenwart des Chors betet er 74 *τυχεῖν με πράγους οὗ δράμημ' ἐπείγεται.* Die ersten Worte des Chores aber 57 *ἴθ' ἄγε* verlangen wenigstens in diesem Zusammenhange die Deutung, daß der Chor jetzt erst herbeikommt. So hat die für 48 vorgeschlagene Ergänzung etwas für sich *παῖδας δ' ἐμοὺς ὅσσοισι* . . . *[πέμποιμ]' [ἅ]ν.* Wenn nun der Chor 65 *πατρικὰν γῆρ[υν* erwähnt, so ist man versucht, dort ein 'hören' zu ergänzen. Aber Silen hat nicht gerufen. Man müßte da schon hinter Apolls Abgang 57 den Ausfall einer Parepigraphe annehmen, etwa ⟨*σύρισμα*⟩. Aber da der Chor schon vorher *ἔπιθι κλωπ* . . *ὑπόνομα* (mir unverständlich) . . und *διανύτων* . .

gesungen hat und im Verse nach *πατρικὰν γῆρ[υν* ein neuer Satz beginnt *πῶς παῖ τὰ λάθρια . . κλέμματα ποσσί*, so liegt es wohl näher, *διανύτων* mit *γῆρυν* verbunden zu denken. Doch kommt man damit in neue Schwierigkeiten; denn Silen hat zu den Satyrn noch nichts gesagt.

So bleibt nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: entweder ist zwischen 58 und dem Auftreten des Chors ein größeres Stück ausgefallen, oder der Chor war schon während des Gesprächs, ja schon während der Rede Apolls, die er ja auch gehört haben muß, also von Anfang an zugegen. Im ersten Falle müßte recht viel ergänzt werden: das Herbeirufen des Chors und Darlegung des Sachverhalts durch Silen. Dann wäre 58 *ἴθ' ἄγε* als Aufforderung zu verstehen, sogleich das Suchen der Spur aufzunehmen. Und noch wär's nicht genug. Nach aller Analogie würde man, wird einmal eine Lücke hier angesetzt, eine ordentliche Parodos annehmen müssen. So würde man auch bei geringer Bemessung des ersten Gesanges auf einige Dutzend Verse kommen.

Nur an Ausfall könnte man denken. Und da käme nur Nachlässigkeit oder Versehen in Betracht. Denn solche Beschädigung des Originals hätte doch auch die ersten 58 Verse mitgerissen. Ein Regisseur aber hätte das Stück nicht zur Unverständlichkeit verschnitten für eine spätere Aufführung, die Verkürzung der Chorpartien forderte: an Euripides Herakliden sehen wir solch Verfahren.[1])

Ein derartig großer Ausfall ist nun doch recht unwahrscheinlich und ohne Beispiel. Und nähme man ihn an, so würde man den Silen ja noch einmal erzählen lassen müssen, was die Zuschauer schon gehört: das Stück würde verschlechtert.

So bleibt nur das andere: der Chor war von Anfang an da. Aber Apoll spricht nicht zu ihm, sieht überhaupt niemanden, wie 32 ff. beweisen, und Silen, der von seinen Satyrn nicht zu trennen ist, kommt ja erst herbeigesprungen (43 *ἐπεσσύθην δρόμῳ*). Da gibt es nur eine Lösung: Silen

1) v. Wilamowitz, Hermes XVII (1882) 337.

war mit den Satyrn schon vor Apollon aufgetreten und sie hatten sich bei seinem Nahen zurückgezogen, versteckt. Begreiflich sind sie doch feige und Apoll kommt im Zorn daher; ihm zu begegnen könnte gefährlich werden. Daß es Apoll ist, werden sie von weitem erkannt und ihn den Zuschauern angekündigt haben. So dürfte er mit dem ersten erhaltenen Verse aufgetreten sein. Im Versteck nun hören sie alles mit an, was er sagt, und kommen, vom Lohn gelockt, hervor, zuerst Silen, dann die Satyrn.[1]) Bei dieser Annahme fallen die aufgezeigten Unverständlichkeiten fort. Hat der Zuschauer sie schon am Ort gesehen und gehört, sieht er sie vielleicht auch während Apolls Rede lauschend und gestikulierend, dann versteht er, daß sie alles wissen, Diebstahl der Herde, Goldlohn und Freiheit, auch daß sie sich sogleich an's Suchen machen, ohne von Silen aufgefordert und angeleitet zu werden. Der Dichter hätte auf solche Weise geschickt und munter seinen Chor eingeführt und die Exposition ohne lästige Wiederholung gegeben.

Dieser Schluß ist, meine ich, zwingend. Noch andere Erwägungen führen auf dieselbe Folgerung. Silen und seine Satyrn sind Knechte. Silen hat das nicht gesagt, Apoll auch nicht. In den zerstörten Versen 52—5 kann's kaum gestanden haben. Aber 57 stellt Apoll die Freiheit ihnen in Aussicht, der Chor nimmt das 69 auf, er redet, als wüßten wir längst, daß sie Sklaven sind. Und als Kyllene 215 sie schilt und ihren Herrn erwähnt, nennt auch sie ihn nicht, aber spricht, als wisse jeder, wer es ist:

τίς μετάστασις πόνων,
οὓς πρόσθεν εἶχες δεσπότηι χάριν φέρων,
ὑμῖν ὃς αἰεὶ νεβρίνηι καθημμένος
δορᾶι χεροῖν τε θύρσον εὐπαλῆ φέρων
ὄπισθεν εὐιάζετ' ἀμφὶ τὸν θεόν
σὺν ἐγγόνοις νύμφαισι καὶ π⟨αί⟩δων ὄχλωι.[2])

1) So hat Odysseus im Philoktet gelauscht und tritt 974 plötzlich hervor.

2) So v. Wilamowitz, πόδων Pap.

Wir raten vergeblich. Ob die Athener die Nuß schnell geknackt hätten, darf man fragen. Aber was sollte hier überhaupt ein Rätsel? Und wie kann man glauben, daß Sophokles erst hier von ihrem Herrn und gar noch dunkel gesprochen, von vornherein aber stillschweigend vorausgesetzt habe, das Publikum wisse von Knechtschaft und vom Herrn der Satyrn? Man täusche sich doch nicht mit der ad hoc erfundenen Hypothese, im Satyrspiel sei die Knechtschaft üblich gewesen. So kecke Erfindungen das Satyrspiel liebte, so ist doch für manche Titel die Annahme einer Knechtschaft kaum denkbar, z. B. Aischylos Prometheus (fg. 207). Auch im hübschen Bruchstück Oxyrhynchos Pap. 1083 führt nichts darauf — *Βακχίου ὑπηρέται* sind sie auch in Freiheit. Im einzigen erhaltenen Kyklops sind sie freilich Sklaven, aber Euripides hat ihre Sklaverei breit erklärt und sogleich nennt er ihren Herrn Polyphem (25). So gehört sich's. Und so muß es in jedem Stücke gewesen sein; es gibt kein Drama, das sich nicht aus sich selbst erklärt. Wenn Euripides noch am Ende seiner Laufbahn — denn dahin gehört der Kyklops, wie R. Marquart, Leipzig. Diss. 1912 gezeigt hat — die Knechtschaft des Satyrnchors sorgfältig motiviert, dann ist es unwahrscheinlich, daß Sophokles dies Verhältnis stillschweigend vorausgesetzt haben sollte. Er muß es erläutert und muß ihren Herrn genannt haben. Im erhaltenen Stück ist dafür kein Platz: folglich fehlt der Anfang.

Weiter. Der Papyrus beginnt mit einer Rede, aber man ahnt nicht, wer redet. Rinder können jedem gestohlen werden. Endlich 37 nennt der Sprecher seinen Namen: *τὸν φῶρα τῶν Παιῶνος*. Das ist wieder ohne Beispiel. Alle Tragiker, ob sie Chor, Gott oder Mensch beginnen lassen, stets stellen sie die Person sogleich vor: Athene im Aias sogut wie Hephaist im Prometheus, wie Aphrodite im Hippolyt, obgleich sie doch wohl, sollte man meinen, kenntlich hätten gemacht sein können. Ja sogar Silen spricht trotz seines typischen Kostüms, das jeden Zweifel ausschließt, im Anfang des Kyklops so, daß auch der Blinde sofort weiß, das

ist Silen: *ὦ Βρόμιε, διὰ σὲ μυρίους ἔχω πονούς | νῦν χὤτ' ἐν ἥβη τοὐμὸν ηὐθένει δέμας.* Es ist falsch, Apoll in der Alkestis als Beispiel anzuführen. Er nennt freilich seinen Namen nicht, aber soviel wie ein normaler Tertianer haben
438 die Athener doch auch von der Mythologie gewußt, daß sie spätestens nach dem dritten Verse wußten, das ist Apoll:

> *ὦ δώματ' Ἀδμήτει', ἐν οἷς ἔτλην ἐγὼ*
> *θῆσσαν τράπεζαν αἰνέσαι θεός περ ὤν.*
> *Ζεὺς γὰρ κατακτὰς παῖδα τὸν ἐμὸν αἴτιος*
> *Ἀσκληπιόν, στέρνοισιν ἐμβαλὼν φλόγα.*

Folglich fehlt der Anfang der Spürhunde.

Was war voraufgegangen? Die Parodos und wahrscheinlich auch ein Prolog des Silen, ähnlich wie im Kyklops. Da war erzählt, daß er im Waldgebirge der Kyllene mit seinen Kindern haust und daß sie dort einem Dionysgenossen (220) — wir ahnen nicht wem — zu Dienst verpflichtet sind. Und die Satyrn haben sich hereingetummelt und eine rechte Parodos mit drolligen Sprüngen getanzt. Denn wo gäb's ein Drama ohne Parodos? Und was wäre ein Satyrspiel ohne Satyrtanz? Wir besitzen nur den ersten Teil der Spürhunde. Das Suchen der Spur ist dramatisch gestaltet mit sparsamer Verwendung von Gesang, und die Unterhaltung mit Kyllene ist auch nur durch wenige ganz kurze lyrische Stücke belebt. Wo bleibt der Chorgesang in diesen 450 Versen? Das Entscheidende aber ist: die Unmöglichkeit genügender Erklärung erzwingt die Annahme, daß der Anfang der Spürhunde verloren ist.

Die Verszählung in unserem Papyrus beweist dagegen nichts. Freilich stimmt sie, so gut und schlecht wie das üblich ist, mit den erhaltenen Versen überein. Wer sie anbrachte, hat aber nicht mehr gelesen als wir. Der Schreiber unseres Papyrus hat sie natürlich mit abgeschrieben. Sie geht zurück auf alexandrinische Zeit. Die Bibliothekare stellten durch sie den Umfang ihrer Texte fest. Die Verszahl einiger heroischer Epen hat das kleine Bruchstück einer 'Bilderchronik' K bei Jahn-Michaelis S. 77, Tfl. VI erhalten *καὶ*

Δαναΐδας σφ' ἐπῶν καὶ τὸν .. τὴν Οἰδιπόδειαν τὴν ὑπὸ Κιναί-θωνος τοῦ .. | .. τες ἐπῶν οὖσαν σχ' ὑποθήσομεν Θηβαΐδα .. Sogar in den Prosaschriften war Zeilenzählung durchgeführt, wie die in Photios Bibliothek cd. 176 p. 120 B 40 erhaltene Notiz zeigt, Theopomp habe nicht weniger als 20 000 *ἔπη* epideiktischer Reden und mehr als 150 000 sonstiges geschrieben.

In die alexandrinische Bibliothek sind die Ichneutai nur in einem verstümmelten Exemplar gelangt. Hesiods Gedichte, die Homerischen Hymnen, Aischylos Sieben mit dem unechten Schluß, Euripides Iphigenie in Aulis mit dem doppelten Anfang, seine Herakliden mit den verkürzten Chören, der Rhesos mit drei Prologen geben Analoga, wenn ich auch ein am Anfang verstümmeltes Stück nicht anführen kann.

Satyrspiele haben sich schlecht erhalten. Der eine Kyklops 32 Tragödien gegenüber stellt ein schlimmes Verhältnis dar. Der Grund ist klar. Die Didaskalien des IV. Jahrhunderts CIA II 973 = Wilhelm, Urkunden dram. Auff. S. 40 zeigen, daß das Interesse für das Satyrspiel im Erlöschen war. Auf 6, ja 9 neue Tragödien und eine klassische fiel ein einziges Satyrspiel und zwar ein neues. Daß 'alte' Satyrspiele wie 'alte' Tragödien damals aufgeführt sind, dafür fehlt jedes Zeugnis.[1]) So ist es nur zu begreiflich, daß die Texte zugrunde gingen, man las sie auch nicht mehr. Als sich die Alexandriner wieder für diese Raritäten interessierten (AP VII 37, 707), war es für viele zu spät. *Οὐ σῴζεται* steht zum Satyrspiel in der Medeahypothesis. Auch nur in Titeln, geschweige denn Bruchstücken können wir nicht viele mehr nachweisen. Sie nahmen natürlich was sich bot, auch wenn es unvollständig war.

1) Meinen Widerspruch Prolegomena 245 f. gegen die Ergänzung der angeblich rhodischen vielmehr, wie Wilhelm wahrscheinlich machte, römischen Inschrift IG. XII 1. 125 = Wilhelm S. 205 durch Kaibel muß ich auch gegen Hiller aufrecht erhalten, wie auch Wilhelm zweifelt.

2. Die Leierklänge und das Heraustrommeln.

Apoll verkündet im Kyllenegebirge den Diebstahl seiner Rinder und verheißt dem Finder reichen Lohn. Silen hüpft herbei, verspricht, sie zurückzuliefern und macht sich sogleich an die Arbeit — mit einem Gebet an Tyche und den 'Lenker'. Man verkennt den Spaß, wenn man ihn seinen Aufruf 'hat's einer gesehen oder gehört, der sag's' (77), an die Zuschauer richten läßt. Nein, der faule Alte will sich nicht unnütz Mühe machen. Er versucht erst, andere vorzuspannen. So wiederholt er, was eben Apoll verkündet, nur ohne Belohnung in Aussicht zu stellen. Und der Chor brüllt nach. Das wäre ja zwecklos, hätte er sich an die Zuschauer gewandt, desto mehr Sinn hat das Ausschreien in den Bergwald hinein. In der Komödie, die zu dieser Auslegung verführte, werden die Herren Zuschauer bei solchen Gelegenheiten angeredet. Hier nichts davon. Die Faulheit und Dummverschmitztheit wird so drollig charakterisiert. Erst als sich wirklich niemand meldet — es sind Pausen des Lauschens und Wartens hinter 81 und 84 zu denken — macht sich der Alte selbst an's Werk — 86 ist hübsch in diesem Sinne ergänzt *ἔοικεν ἤδη κ|αὶ πρὸς ἔργ' ὁρμᾶν με | δεῖν|* — und stellt nun die Satyrn an.

Sie finden rasch die Spuren der Rinder. Nie gehörte Klänge von der Leier des verborgenen Hermesbuben erschrecken sie so, daß sie davon ablassen (125). Die Strafpredigt des Silen und sein energisches Drängen treibt sie, die Fährte wieder aufzunehmen. Ein zweiter Klang erregt sie noch mehr, sie vergessen die Rinder und drängen, den geheimnisvollen Ton zu enträtseln (205 vgl. 252 ff.), brüllen und trampeln, bis Kyllene erscheint und ihnen das Geheimnis enthüllt. Als sie gehört, daß Hermes zur Konstruktion seiner Lyra etwas vom Rinde verwendet habe, kombinieren sie schlau (326): er ist der Rinderdieb. Apoll wird herbeigerufen (435) — da bricht der Papyrus ab. Es muß dann Hermes selbst aufgetreten sein. Mit seiner Lyra wird er

Apoll so entzückt haben, daß er wie im Homerischen Hymnus mit ihm zu friedlichem Ausgleich kam.

Man sieht, wie geschickt Sophokles das Rinder- und Lyramotiv ineinander gesponnen hat. Auf die Wirkung der Musik hat er sein Stück angelegt. Wie gut ihm das gelungen ist, zeigt die schöne Beobachtung, daß Euripides in seiner Antiope das nachgeahmt hat. Wie dort Amphion (Frg. 1023), so wird Hermes im zweiten Teil der Ichneutai zur Lyra gesungen haben. Um das vorzubereiten, hat er klug schon in der ersten erhaltenen Hälfte des Stückes die Lyra ertönen lassen, in drolliger Übertreibung ihren Effekt auf die 'Thiere' vorgeführt, daß sie Rinderspuren, Lohn und Freiheit vergessen, und dann, sobald dies Motiv erschöpft ist, es mit plötzlichem Ruck zur Entdeckung des Rinderdiebes benutzt.

Nun wollen wir prüfen, wie Sophokles das hübsche Motiv im einzelnen durchgeführt hat. Kaum haben sich die Satyrn an's Schnüffeln gemacht, so finden sie gruppenweise die Rinderfährte — daß sie hier schon in drei Teile auseinandergehen, ist eine nicht berechtigte Vorwegnahme der zweiten Suche 168; gerade die Abwechslung ist doch erwünscht —, prüfen und bestätigen sie (95—104). Da sagt einer 105 'komm mal einer schnell her, ob er das Gebrumm der Kühe höre'. Ein anderer antwortet 108 'ich höre die Stimme noch nicht deutlich, aber die Fußtapfen selbst und der Pfad der Kühe, die sind deutlich, das kann man merken.' Und weiter geht die Prüfung der Fährten bis 117, ohne daß von einem Ton weiter die Rede ist. Da plötzlich ist Silen wieder da 118: 'Was hast du da für eine neue Kunst erfunden, so an die Erde geschmiegt zu jagen? Du liegst ja hingefallen wie ein Igel im Dickicht. Ich versteh das nicht.' Der Chor macht nur 'Hu hu'. Und wieder fragt Silen 126 'wovor fürchtest du dich? Was bist du außer dir?' Der Chor verlangt Schweigen und Horchen. Silen fragt 133 *καὶ πῶς ἀκούσ*[ω *μηδεν*]ὸς *φωνὴν κλύων*; und wieder mahnt der Chor 'horch nur eine Weile, ein nie gehörter Ton hat uns so erschreckt'.

Die Wirkung des ersten Leierklanges, den die Welt gehört, ist hier dargestellt. Der wunderbare geheimnisvoll aus der Einsamkeit schallende Ton hat die Satyrn heftig erschreckt. Wann ist er erklungen? Vor den ersten Fragen Silens 118 'was ist das für eine neue Manier, was liegt ihr da?' oder nach ihnen erst 124? Für dies hat sich Wilamowitz entschieden: er denkt sich die Satyrn mit der Nase eifrig schnüffelnd auf der wirren Rinderfährte. Das verbietet aber die ganze Silenrede. Sie zeigt ja, daß die Satyrn gerade nicht suchen, daß sie das Gegenteil tun, wie könnte er sich sonst über diese neue Manier wundern? Wie könnte er, wenn sie hin und her suchten und tappten, sie mit einem Igel im Gebüsch vergleichen? Der liegt zusammengekugelt, unbeweglich. So liegt auch der Satyrnchor: *κεῖσαι πεσών* (121). Regungslos liegt der Chor. Das ist die 'neue Art zu jagen', das ist's, was Silen in Erstaunen setzt und aufbringt. Haben die Satyrn natürlich wie die Hunde auf allen Vieren die Nase voran gefährtet, so waren sie doch in lebhaftester Bewegung und ganz besonders lebhaft von 111 an, wo sie entdecken, daß die Spuren durch- und gegeneinander laufen. Jeder Hundefreund sieht doch bei dieser Schilderung des Sophokles die Jagdhunde vor sich wie sie die gerade Fährte aufnehmen, verfolgen und nun plötzlich, wo der Hase Haken geschlagen hat, umkehren, hin und wider rennen. Kein Gedanke daran, daß sie auch nur einen Augenblick verweilen, daß sie sich legen. Unmöglich, sie mit dem Igel im Busch zu vergleichen. Nein, es muß plötzlich etwas Unerwartetes zwischen die Satyrn gefahren sein: hingeschlagen sind sie und liegen reglos da. Kein Zweifel: der erste Leierklang hat sie umgeworfen. Also vor Silens Scheltrede 117/8 ist er erklungen: da müßte eine Parepigraphe stehen, wie Robert 547 richtig gesehen hat. Wie hübsch hat Sophokles den Effekt herausgearbeitet. Die Spur wird gesucht, gefunden, geprüft. Da gehen die Gruppen schnüffelnd den Fährten nach. Nun verwirren sie sich, kehren um. Mit ihnen die Satyrn. Lebhafter springen sie. Es gibt ein wildes Durch-

einander. Auf einmal klingt der helle Leierton — und wie auf einen Schlag fällt das ganze Rudel auf die Nase, rollt sich jeder wie ein Igel zusammen und bleibt regungslos erstarrt.[1])

Nun aber wird diese wirkungsvolle Steigerung der allerliebsten Szene unterbrochen nach dem Papyrus durch einen *ῥοῖβδος*. Dies Wort gibt er in besonderer Zeile mitten in der Verfolgung der Fährten 107. Man nimmt es für eine Parepigraphe. *ῥοῖβδος* kann nur vom Gebrüll von Rindern verstanden werden, wie denn Robert auch tut. Vers 107 *ῥοίβδημ' ἐάν τις τῶν [βοῶν δ]ι' οὖς* . . stellt das sicher.[2]) Aber unmöglich kann hier ein 'Muh' ertönt sein. Es hätte ja elektrisierend auf die Satyrn wirken müssen. Man stelle sich das doch lebendig vor. Sie suchen eine gestohlene Rinderherde, finden die Spuren. Da hören sie sie brüllen. Was nun? Selbstverständlich Triumphgeschrei: 'hurrah, da sind sie! hin und holt sie!' Aber nichts von alledem. Sie suchen ruhig die Fährten weiter ab. Das soll man glauben? So blöde und stumpf sollen die eifrigen Spürhunde, die lohngierigen Satyrn sein, dieselben, die 325 wie ein schlauer Detektiv sofort kombinieren: 'der Junge, der die Lyra erbaut hat, ist der Rinderdieb'? Er sollte nicht nur den Effekt des unerwartet erschallenden Tones vorweg nehmen und abstumpfen, und dann sollte er ihn nicht einmal ausnutzen? Diese Überlegung schließt auch die andere Erklärung aus: Wilamowitz 455. 2 meinte, *ῥοῖβδος* sei keine echte Parepigraphe, stamme nicht vom Dichter selbst, das Wort sei falsch gewählt und solle den ersten, aber noch undeutlichen Leierklang andeuten. Es wird ja im schärfsten Gegensatz zur Wirkung des Tons auf die Satyrn 118 ff. in den auf *ῥοῖβδος* folgenden Versen 108—117 überhaupt nicht von einem Ton mehr gesprochen, nachdem in größter Ruhe 108 einer gesagt hat 'ich höre noch nichts'. Vielmehr wird, als wäre nichts

1) Parallelen für die Wirkung plötzlicher Töne unten S. 19.

2) Weiter kann ich ihm darin nicht folgen. Nichts im Text führt hier auf unterirdischen Ton. Richtig hat Wilamowitz 94 *θεός* als Ruf gedeutet und 97 *ἀποικία* auf die suchenden Satyrn.

Absonderliches geschehen, die Prüfung der Fährte eifrig fortgesetzt.

Ohne die vermeintliche Parepigraphe ῥοιβδος hätte niemand auf den Gedanken kommen können, daß hier schon ein Ton erklungen sei. Sie ist falsch, ist keine 'echte Parepigraphe'; ist sie denn überhaupt eine? Lassen wir diese irreführende, unerklärliche Notiz bei Seite und prüfen die allein zuverlässigen Verse. Ist auch 105 unsicher und 106 ganz zerstört, so ist doch 107 genug: 'Komm einer schnell her und . . ob er Gebrumm der [Rinder] höre'.

107 ῥοίβδημ' ἐάν τις τῶν [βοῶν δ]ί' οὖς . . . .

und ganz sicher ist die Antwort

108 οὐκ εἰσακούω πω [τορῶ?]ς τοῦ φθέγματος,
ἀλλ' αὐτὰ μὴν ἴχνη τε χὠ στίβος τάδε.

Dafür gibt es keine andere Erklärung als diese: die Fährte ist gespürt und verfolgt, nun kommt einer angesichts der frischen Tapfen auf die naheliegende Vermutung, die Rinder könnten in der Nähe sein und fragt, ob jemand sie brummen höre? Man spitzt die Ohren — Nichts, 'ich höre noch nicht ihre Stimme, aber dies sind hier ihre Spuren'. Die Vermutung ist also erledigt, und die Satyrn halten sich an das, was sie sehen. Mithin ist ῥοῖβδος in jedem Sinne falsch. Es ist zu streichen. Es ist keine Parepigraphe. Vermutlich ist es nur durch Schreiberversehen so groß in eine Zeile gemalt, während es in seiner Vorlage als Variante zu ῥοίβδημα notiert war, das ja im Text wunderlich verschrieben ist ῥοιβδ.ει und erst vom Korrektor die Besserung ημ über der Zeile und am Rande erhalten hat.

Zum erstenmal ertönt also ein Klang und zwar ein heller Leierklang mitten im lebhaften Durcheinander 117 und wirft die Satyrn in Erstarrung. Silen hat nichts gehört. Das stellt Vers 133 sicher

καὶ πῶς ἀκούσ[ω μηδεν]ὸς φωνὴν κλύων;

Die Ergänzung ist doch sicher. Folglich muß die Herstellung von 128

ἀ[γχοῦ τις ἦχε]ι κέρχνος . ἱμείρει[ς] μαθεῖν τ[ίς ἦν;

oder jedenfalls die Erklärung von Wilamowitz 458. 5, der den Lyraklang unter *κέρχνος* versteht, unrichtig sein. Ist doch *κέρχνος = ἡ τραχύτης τῆς φάρυγγος, ὁ ἐν τῶι πνεύμονι ψόφος* ein Wort, das auf jedes andere Geräusch besser paßt. Robert dachte deshalb an den Habicht, der sonst *κέρχνη* heißt. Man wird es besser, wie schon Vollgraff (Mnemosyne XLII 181) vorschlug, als Frage nehmen: 'tönte in der Nähe ein Krächzen?' oder besser 'schrie ein Habicht nahe?' Da Silen nichts gehört hat, liegt es nahe, mit Wilamowitz 456 anzunehmen, daß Silen nach 93 abgetreten ist und erst 117 wieder erscheint.[1]) Das findet Bestätigung 163 ff. Da bittet ihn der Chor *παρών με συμποδηγέτει* und das gewährt der großschnauzige Silen 166 *ἐγὼ παρὼν αὐτός σε προσβιβῶ* und 169 *ἐγὼ δ' ἐν ἔργοις παρμένων σ' ἀπευθυνῶ* Bei der ersten Suche 94 ff. hatte er sich also zurückgezogen, faul wie er ist Bei der zweiten übernimmt er großspurig die Führung: nun kann's nicht fehlen! Sein Abgang 93 ist so wenig angedeutet oder motiviert wie der Apolls 57. Sein Wiederauftreten 117 wird veranlaßt durch das plötzliche Verstummen und Erstarren der Satyrn, die sich eben noch so lebhaft getummelt und geschrien hatten. Da will er sehen, was es gibt. Nach seiner renommistischen Strafpredigt hetzt er nun die Spürhunde wieder an und beteiligt sich als Kommandeur, bis 196 wieder der wunderbare Ton erklingt. Auch hier fehlt die Parepigraphe.

Wieder erstarrt der Chor in Entsetzen. Nach langer Pause fragt er den Silen 197 'Vater was schweigst du? hörst du oder bist du taub?' Dann gibt es ein kurzes Hin und Her. Einer will weglaufen, ein andrer widersetzt sich. Endlich ermannt man sich, der Sache auf den Grund zu gehen, man ruft, man trampelt. Schließlich erscheint Kyllene.

In diesen Versen 197—214 ist die Personenverteilung des Papyrus von den Herausgebern geändert, von Pearson,

1) Doch hört auch Neoptolemos 201 nicht den ersten Schmerzensschrei des Philoktet, den der Chor vernimmt, der freilich zur Höhle hinaufgegangen ist, während N. unten blieb (145).

Vollgraff, A. Koerte (Archiv f. Papyrusforsch. V (1913) 560) verteidigt. Die endgültige Lösung der Frage ist für die Auffassung des Stückes und für weitere Folgerungen von Wichtigkeit.

Kyllenes erste Worte sind diese:

215 *θῆρες, τί τόνδε χλοερὸν ὑλώδη πάγον*
ἔνθηρον ὡρμήθητε σὺν πολλῆι βοῆι;

Die unmittelbar vorhergehende Aufforderung zum Heraustrommeln der Göttin gaben die Herausgeber und Erklärer entgegen dem Papyrus dem Silen. Und doch hätte schon Vers 216 davon abhalten sollen, an das Trampeln eines einzelnen zu denken: Wie könnte er wohl mit seinen Beinen ein stärkeres Geräusch als die Kehlen des Chors hervorbringen? An einer Holztür kann man ja wohl mit kräftigen Tritten, besser freilich mit Schlägen ein tüchtiges Krachen hervorbringen, aber von einer Tür will man nichts wissen. Mit Recht lehnt sie Robert ab: sie paßt nicht in den Bergwald und längst hätte der Chor sie bemerkt haben müssen. In der einzigen analogen Szene, in Aristophanes Vögeln 54 wird die Aufforderung des Peithetairos *τῷ σκέλει θένε τὴν πέτραν* von Euelpides mit dem Vorschlag beantwortet *σὺ δὲ τῇ κεφαλῇ,* und sie schlagen dann als praktische Leute lieber mit einem Stein gegen den Fels und rufen dazu.

Kyllene redet eine Vielheit an *θῆρες,* wendet sich also nicht an Silen. Von ihm verlautet überhaupt nichts mehr in der ganzen folgenden Szene, und auch in den letzten erhaltenen Versresten 433 ist er vor dem ersten Ruf nach Apollon ohne jede Gewähr ergänzt. Also kann nicht Silen allein getrampelt haben, sondern Kyllenes Rede muß eine stürmische Bewegung des ganzen Chors vorangegangen sein.[1]) Mithin muß, nachdem 206—210 vergeblich gerufen

1) v. Wilamowitz 459 läßt 'den Chor beim Anblick der Kyllene entsetzt auseinander stieben'. Auf manchen Vasenbildern sehen wir das allerdings, aber im Text steht nichts davon. Im Gegenteil. Kyllene schilt sie ja wegen ihrer Frechheit, mit vollem Recht nach ihrer Trampelei. Und wie sollen sie sich vor Kyllene entsetzen, die ihnen so

war, die Aufforderung 211 zu stärkerem Lärmen an den ganzen Chor gerichtet sein. Diese notwendige Auffassung darf nicht durch den Singular der Ankündigung ins Schwanken kommen 211

ἀλλ' ἐγὼ τάχα
φ[ωρ]ῶν κτύπον πέδορτον ἐξαναγκάσω
πηδήμασιν κραιπνοῖσι καὶ λακτίσμασιν,
ὥστ' εἰσακοῦσαι κεὶ λίαν κωφός τις ᾖι.

Das ἀλλ' ἐγώ 211 ist nicht als Gegensatz zu dem vergeblichen Rufen zu fassen, sondern zu dem negativen Versanfang ὁ δ' οὐ φανεῖται τοῖσιν: 'dennoch werd' ich's erzwingen.' Der Führer setzt sich unwillkürlich mit seiner Gefolgschaft gleich; sie bilden zusammen ein Wesen. 'Ich greife an' meldet der Oberst und schickt seine ersten Schützenlinien vor. 'Ich werde ihn heraustrommeln' sagt der Chorführer und gibt das Zeichen zum Tanz. Daß der Chor im Singular so gut wie im Plural von sich singt und spricht, so auch zum Chor gesprochen wird, ist aus Tragödie und Komödie ganz geläufig. Dem entspricht die ausgeschriebene Aufforderung in den Spürhunden: Nicht ihr Sprecher allein, der ganze Chor soll πηδήμασι κραιπνοῖσι κεἰ λακτίσμασι einen Lärm aufführen, den auch ein Stocktauber hören müßte. Also folgte nun ein toller Chortanz ohne Gesang.[1]) Das ist mehr als Vermutung, denn die Interpretation erzwingt diese Folgerung. Aus der Komödie kennen wir dergleichen. Am Schluß der Wespen rühmt sich Aristophanes, zum erstenmal den Abgang mit Tanz geschmückt zu haben: 'da war ein Solotanz von ein Paar Knaben eingelegt, die er schon vorher verwandt hatte' erläutert v. Wilamowitz, Berl. Akd. Sitz-Ber. 1903. 455. So kann ein stummer Tanz der Satyrn

---

wohl bekannt ist (237) wie sie ihr. Sie erwarteten ja doch, daß schließlich jemand erscheine.

1) Die Zahl der gesanglosen, nur von der Flöte begleiteten Tänze ist nicht klein gewesen. Platon teilt in den Gesetzen VII 795 E die Gymnastik in ὄρχησις und πάλη und redet dann besonders von Pyrriche und Emmeleia Näheres über solche bei Lukian περὶ ὀρχήσεως 8 ff.

nicht befremden, zumal er eigentlich gar nicht stumm ist, sondern einen mächtigen Lärm mit wildem Stampfen ausführte, durch den Worte doch nicht durchgedrungen wären. Ob man ihn Sikinnis nennen darf, scheint nicht sicher, da die Parodos im Kyklops nach 37 als solche gelten muß, zu der der Chor sang. Aber die Hauptstelle über Sikinnis bei Athenaios XIV 630 C lehrt, daß sie ein Tanz im schnellsten Tempo war. Nachdem der Name von einem Kreter Sikinnos abgeleitet und versichert ist, daß die Kreter als Jäger die Schnelligkeit der Füße besonders ausgebildet hätten, fährt er fort: *εἰσὶ δέ τινες οἵ φασι τὴν σίκιννιν ποιητικῶς ὠνομάσθαι ἀπὸ τῆς κινήσεως, ἣν καὶ οἱ σάτυροι ὀρχοῦνται ταχυτάτην οὖσαν. οὐ γὰρ ἔχει ἦθος αὕτη ἡ ὄρχησις διὸ οὐδὲ βραδύνει. συνέστηκεν δὲ καὶ σατυρικὴ πᾶσα ποίησις τὸ παλαιὸν ἐκ χορῶν ὡς καὶ ἡ τότε τραγῳδία.* Im Presto Prestissimo kann man schlecht zugleich tanzen und singen. Hier hätten wir zum erstenmal den echtest satyrmäßigen Tanz festgestellt. Doch wie man diese tolle Hopserei auch nennen mag, die Interpretation der Stelle erzwingt die Annahme eines solchen Poltertanzes.

Auch für den Aufbau des Stückes ist diese Feststellung von Bedeutung. Die Sikinnis trennte hier die bewegte Spürszene wirkungsvoll von dem ruhigen Dialog mit Kyllene. Die im Kyklops und in den Tragödien vom Chorgesang ausgeübte Funktion übernahm hier der gesanglose Tanz des Chors.

Wenn nun einer von den Satyrn zur Sikinnis 211—14 auffordert, so ergibt sich die im Papyrus überlieferte Personenverteilung nach 198 von selbst. Auch 204—6 muß ein Choreut sprechen: 'wir wollen jetzt wissen, was dahinter steckt', worauf der Chor 207—210 ruft. Den 204 abgewehrten Fluchtversuch machte also Silen, dem 200—203 gehören und vorher 199 das *σίγα* und *οὐ μενῶ*.

3. Die Inszenierung.

Eins kann ganz sicher gesagt werden: vom Auftauchen der Kyllene aus der Erde, von einem unterirdischen Gang oder von Hohlräumen unter dem Schauplatz kann jedenfalls bei den Ichneutai nicht die Rede sein. Die Interpretation verbietet das. Trotzdem hatte Wilamowitz so gut wie Robert es fast als selbstverständlich, eines Beweises kaum bedürftig hingestellt. A. Kœrte (Archiv f. Papyrforsch. V 563) Ludovica Koettgen (Diss. Bonn 1914. 78) und Vollgraff (Mnemosyne XLII (1914) haben widersprochen. Robert 539 läßt Kyllene in der Mitte der Orchestra aus dem unterirdischen Gang auftreten, während Wilamowitz 457. 1 das für eine 'bare Erfindung' erklärt. Dafür kämpfe ich seit mehr als 20 Jahren und hoffte es in den Gött. Gel. Anz. 1897 · 715 endgültig und überzeugend dargelegt zu haben. Hat doch Dörpfeld festgestellt, daß es im Dionystheater zu Athen solchen Gang nicht gibt; folglich kann er auch in allen anderen Theatern, die doch sämtlich Ableger des attischen sind, kein notwendiges Inszenierungsmittel gewesen sein. Wer den einzigen aufgedeckten im Theater zu Eretria durchschritten hat und aus ihm in der Orchestramitte herausgeklettert ist, der weiß, daß nie ein Schauspieler sich aus dieser Kajütenluckenenge mit einiger Würde herausdrängen konnte. Wilamowitz denkt sich die Orchestra mit einem nach hinten zu ansteigenden Holzboden überbaut und rügt, daß man viel zu wenig damit rechne, daß zu jedem Feste besondere Holzbauten errichtet wurden. Das wäre aber nicht nur für jedes Fest, sondern für jedes einzelne der 3 × 4 Stücke nötig gewesen, um für jedes, wie er das wünscht, einen individuellen Schauplatz zu schaffen. Ich fürchte wie Vollgraff, er hat sich doch nicht recht deutlich gemacht, was dazu an Material, Zeit und Arbeit gehört, um einen Raum von fast 200 qm mit ansteigendem Holzboden zu überbauen, und wie widerwärtig die Lauferei und Schlepperei und Hämmerei die Feierlichkeit der Spiele und die Stimmung stören mußte. Und wie

würde solch hölzerner Hohlraum unter jedem Schritt und dem Tanz des Chors nun gar von Satyrn gedröhnt haben! Wozu bereitet man denn einen weiten, ebenen, runden Tanzplatz mit Mühe und Kosten — und die waren im attischen Dionystheater nicht gering — wenn man ihn nicht zum Tanzen benutzte sondern überbaute? Die Thymelehypothese des seligen Wieseler steht mutatis mutandis wieder auf: er überbaute die halbe Orchestra oder mehr, um eine Verbindung zwischen dem auf ihr agierenden Chor und den Schauspielern auf der hohen hellenistischen Bühne zu schaffen. Jetzt wird sie überbaut, um einen Hohlraum zu schaffen für Kyllene, die bei Sophokles sicher nicht aus der Tiefe auftauchte. Doch auf die Entwicklung des dramatischen Schauplatzes muß ich noch einmal im größeren Zusammenhange zurückkommen und zu den in letzten Jahren lebhaft erörterten Fragen Stellung nehmen. Hier beschränke ich mich auf die Ichneutai und befrage ihren Text, ob und was er für ihre Inszenierung ausgibt. Das ist das Erste und Wichtigste, und das muß bei jedem Drama einzeln geschehen. Dabei muß zunächst das Objekt streng isoliert und ohne jede Rücksicht auf andere Dramen untersucht werden oder gar auf allgemeine Vorstellungen, mag man sie auch noch so gut begründen zu können glauben. Wilamowitz 456 geht von einer allgemeinen Betrachtung aus: 'Hinten ist nichts einem Gebäude, einem Eingang Ähnliches; der ganze Spaß beruht darauf, daß die Anwesenheit eines Wesens, das Musik macht, unbegreiflich ist; die Höhle ist also unterirdisch und aus der Tiefe erscheint dann Kyllene ganz überraschend'. Überraschend? Doch höchstens insofern, als die Satyrn einen andern als die Nymphe erwartet haben könnten. Wer schreit und trampelt, um über einen Ton Auskunft zu erhalten, der kann doch nicht überrascht werden, wenn sich endlich jemand zeigt. Es findet sich auch davon nicht die leiseste Spur im Text, daß der Chor beim Anblick der Göttin entsetzt auseinanderstiebe, wie Wilamowitz das 459 nach Analogie von bekannten Vasenbildern annimmt. Daß jemand erscheint und

zwar gerade da, wo sie erscheint, hat der Chor erwartet, wie 215/6 beweist, er kann also unmöglich überrascht und erschreckt werden.

Ich kann auch nicht zugeben, der ganze Spaß beruhe darauf, daß die Anwesenheit eines Musikanten unbegreiflich sei. Der erste Leierklang wirkt auf sie so überwältigend, daß sie in Angst erstarren (115 ff., vgl. oben S. 11), weil er nie gehört wurde (138) und seine Entstehung rätselhaft ist. Im „Unheimlichen Gast“ schildert der Gespensterseher Th. Amadeus Hoffmann die lähmende Wirkung eines unerhörten unbegreiflichen Lautes auf ein ganzes Heer in einem spanischen Lager. Mir ist unvergeßlich der überwältigende Eindruck einer Streichmusik, die unversehens hoch über uns durch den Bergwald ertönte, als wir vom Vierwaldstättersee an einem Sommermorgen den steilen Hang zum Bürglenstock hinaufklommen: wir blieben alle wie gebannt stehen und lauschten atemlos der zunächst uns unerklärlichen *θέσπις αὐδά*. Sie kam von einem Streichquartett der Kurhausterrasse. Daß der Ton aus dem Waldgebirge, dem *χλοερὸς ὑλώδης πάγος* (215) komme, das ist den Satyrn klar, und gewiß haben sie durch Gebärden Vater Silen dahin gewiesen; wie könnte er sich ihnen sonst als Beispiel vorstellen, der *ψόφοισι τῶν ὀρειτρόφων βοτῶν* niemals erschrocken sei? Nein, das Unheimliche ist ihnen die Neuheit, das Überirdische dieses Götterklanges, der zwischen Fels und Busch nicht paßt. Nach dem zweiten Leierklange gehen sie ihm ja tapfer nach, heran an den *ὑλώδης πάγος*, aus dessen Busch heraus er tönte. Kyllenes erste Worte machen es aber ebenso sicher, daß dieser dargestellt war, wie daß der Chor sich unmittelbar an ihn herangemacht hatte:

> *θῆρες τί τόνδε χλοερὸν ὑλώδη πάγον*
> *ἔνθηρον ὡρμήθητε σὺν πολλῆι βοῆι;*

Dies ist der unverrückbar feste Punkt, von dem die Untersuchung über die Inszenierung auszugehen hat. Dargestellt war, darüber kann kein Zweifel sein, ein waldiger Hügel, eine Kuppe des *δύσβατον Κυλλήνης χῶρον* (31). Da

wohnt natürlich die Ortsnymphe Kyllene. Da hegt sie in Verborgenheit das Wunderkind Hermes (276 f.), *ὃς ἔνδον ἐστὶν ἐγκεκλῃμένος* (390). Das liegt in der Wiege (269), trotz seiner sechs Tage schon ein ausgewachsener Bengel (274) und erfreut sich am Spiel seiner selbsterfundenen Lyra (280, 310 *ἀθύρων* mit Bucherer). Ihr noch nie gehörter Ton ist's, der die Satyrn erschreckt zugleich und angezogen hat. Seinen Ursprung zu erfahren, haben sie die Kyllene herausgetrommelt.

Für den Vorurteilslosen ist damit die Frage entschieden: Kyllene tritt aus dieser Dekoration des *ὑλώδης πάγος* heraus, die über der Orchestra aufgeragt haben muß. Und doch soll Hermes unter der Erde seine Leier spielen und aus den Tiefen der Erde soll Kyllene auftauchen? Das 276 für Hermes' Aufenthaltsort gebrauchte Wort *θησαυρός* führt nicht darauf: den *θησαυρός* des Rhampsinit denkt sich Herodot II 121 als ein *οἴκημα λίθινον* über, nicht unter der Erde und das so bezeichnete mykenische Kuppelgrab liegt in einem anstehenden Hügel mit seiner Grundfläche auf derselben Horizontale wie der Boden vor dem Hügel. Das ist genau das, was die Interpretation des Textes für den *θησαυρός* im *πάγος* der Kyllene ergibt, wo Hermes von der Nymphe gepflegt in der Wiege liegt.

Alle anderen Stellen, die unterirdische Höhle beweisen sollen, sind ergänzt und so ergänzt, daß die eingesetzten Worte entweder schon an sich nicht befriedigen oder nur dem gefallen können, dem Kyllenens Auftauchen aus der Tiefe schon Überzeugung war. Kyllene schließt ihre Erzählung von Hermes' Erfindung

> 282 *τοιόνδε θηρὸς ἐκ θανόντος ἡδονῆς*
> *ἔμμεστον ἄ[γγος εὗρε κ]αὶ κατωδ . . .*

Ist schon *ἄγγος* sehr bedenklich, so ist die Ergänzung des Schlusses zu *καὶ κάτω δονεῖ* = 'er spielt sie unten' entschieden falsch. Kann doch niemand erwarten, daß der Ort angegeben wird, wo Hermes sie spielt, und wenn's geschähe, würde es Sophokles sicherlich anders ausgedrückt haben.

Aber er kann es hier gar nicht gesagt haben; denn er hatte ja Kyllene schon längst erzählen lassen, daß Hermes im Berge versteckt in der Wiege liegt:

> κἄδεσμ]α καὶ ποτῆτα καὶ κοιμήματα
> πρὸς σπαργάνοις μένουσα λικνῖτιν τροφήν
> 270 ἐξευθετίζω νύκτα καὶ καθ' ἡμέραν.

So hat denn auch Kœrte in 283 κατῳδ[ικόν für das unmögliche κάτω δ[ονεῖ vorgeschlagen. Aber die Zugehörigkeit der Versschlüsse zu diesen Zeilen ist nach Hunt sogar zweifelhaft.

Ganz grundlos ist die Ergänzung des Chorverses 243: 'sag uns

> ἐν τόποις τοῖσ[δε τίς νέρθε γᾶς ὧδ' ἀγα-]
> στῶς ἐγάρυσε θέσπιν αὐδάν.

Die zerstörte Antistrophe gibt keinen Anhalt zur Bestimmung der Zeilenlänge. Da aber bis auf 325, der 4 Kretiker hat, sonst stets nur 3 in der Zeile stehen, ist an sich wahrscheinlicher, auch 243 so zu ergänzen, und das ergibt sich sehr leicht

> ἐν τόποις τοῖσ[δε τίς δῆτ' ἀγα-]
> στῶς ἐγάρυσε θέσπιν αὐδάν.

Eine Stelle beweist aber sogar, daß der Leierklang sicher nicht von unten kam. Der Chor singt

> 321 ὀρθοψάλακτός τις ὀμφὴ κατοι-
> χνεῖ τόπον.

Soll auch nicht das 'von oben her' gepreßt werden, 'von unten herauf' kann κατοιχνεῖ nimmermehr heißen.

Hermes liegt und spielt also nicht unter der Erde und seine Wärterin taucht nicht aus ihrer Tiefe, auch nicht überraschend auf. Dem 'göttlichen Laute' nachgehend sind die Satyrn dicht an den dargestellten ὑλώδης πάγος herangekommen, und haben ihn bestürmt (ὡρμήθη τε 216): Aus ihm nur kann Kyllene hervorgetreten sein, wie man das von der Bergnymphe erwarten muß.

Nun gibt es zwei Möglichkeiten: entweder trat Kyllene aus der senkrechten Felswand hervor, die hinter ihr hoch

anstand, oder sie tauchte oben auf der Felskuppe auf, so daß ihre Füße auf ihrer höchsten Erhebung zu stehen kamen. So läßt Aischylos das Eidolon des Dareios auf der Höhe seines Grabmals erscheinen. Dann hätten wir für die Ichneutai aischyleische Bühnenverhältnisse anzunehmen, sie würden also vor 458 anzusetzen sein, was zu Wilamowitz' Ansicht gut stimmen würde, daß sie ein Jugendwerk des Sophokles seien. Leider hält sie näherer Prüfung nicht stand, wie sich sogleich zeigen wird. Es führen aber einige Andeutungen auf die andere Möglichkeit, daß Kyllene aus der senkrechten Felswand vorn herausgetreten ist. In der Stichomythie zwischen Kyllene und Chor, der den Hermesbuben des Rinderdiebstahls bezichtigt, heißt es

390 Χ. *ὁ παῖς ὃς ἔνδον ἐστὶν ἐγκεκλημένος.*
Κ. *τὸν παῖδα παῦσαι τὸν Διὸς [κακῶς λέγων.*
Χ. *παύοιμ' ἂν εἰ τὰς βοῦς τις ἐ[ξελᾶν θέλοι.*
Κ. *ἤδη με πνίγεις καὶ σὺ χα[ἰ βόες σέθεν.*
Χ. . . . *λεισεπρ* . . . *υ* .[*ἐ*]*ξελαυν* . .

Die Ergänzung von 392 ergibt sich mit Sicherheit aus dem überlieferten *ἐξελαυν* 394. Wie können die Rinder herausgetrieben werden, wenn die Felshöhle, in der der Dieb sitzt, keinen Eingang hätte? Die Rinderfährte haben die Satyrn ja bis unmittelbar an die Felswand verfolgt (216, 232). Da erst verwirrten sie sich, kehrten sich um und wiesen wieder zurück, weil der Schlingel die Kühe an den Schwänzen in die Höhle gezogen hatte. Das paßt vortrefflich zusammen und stützt sich gegenseitig. Dazu kommt der Chorgesang, der das letzte Spüren begleitet: da heißt es

185 *ἔνι βοῦς ἔνι πόνο* . .
μὴ μεθῆι κροκίας . . *ἐφέπου* . .
195 *ἔπιθι ἔπεχ' εἴσιθι ἴθι* . .

Und wenn die Satyrn unmittelbar vor dem Felsen stehend mit Rufen, Stampfen und Trampeln Kyllene herauszwingen, so liegt Hunts Ergänzung des einleitenden Verses doch sehr nahe:

πρὶν γ' ἂν σα]φῶς
206 *εἴδωμεν ὅν[τιν'] ἔ[νδον ἥδ' ἔχει στέγη*

und entsprechend die des Kylleneverses

231 καὶ ταῦτ' ἀφεῖσα σὺν ποδῶν λακτίσμασι
κληδὼν ὁμοῦ πάμφυρτ' ἐγειτν[ία στέγη.

Da könnte man freilich ebenso gut πέτρα schreiben, aber 261, wo erzählt wird, daß Zeus heimlich zur Maia gekommen sei, die ihm dann in diesem Verstecke den Hermes geboren habe, dieselbe Höhle also gemeint ist, kann kaum ein anderes Wort als στέγη gefunden werden.

Ζεὺς γὰρ κρυφ[αίαν ἐς στέ]γην Ἀτλαντίδος . . .

So heißt Philoktets Höhle bald πέτρα 16, bald στέγη 286. Wir kommen nicht herum: der dargestellte ὑλώδης πάγος hatte einen sichtbaren Eingang nach der Orchestra hin. Die Dekoration war also in den Ichneutai dieselbe, was schon Vollgraff und Kœrte befürworteten, wie im Kyklops und in den Vögeln. Hatten dann nicht aber die Satyrn schon längst auf den Verdacht kommen müssen, die gestohlenen Rinder seien da hineingetrieben? Nein, die Spuren kehrten ja vor der Höhle um (115). Bei der letzten Suche nehmen sie aber auch diesen Verdacht auf: 185 ἔνι βοῦς und wollen eindringen 195 ἔπιθι ἔπεχ' εἴσιθι ἴθι.

Schluß: wir haben für die Ichneutai die normale Bühneneinrichtung anzuerkennen. Hinter der Orchestra erhebt sich die Szene, die als waldige Felskuppe dekoriert war und vorn einen Eingang hatte, aus dem die Bergnymphe und später der Hermesbube selbst heraustreten.

4. Die Zeit.

Dies Ergebnis, daß die Ichneutai aufgeführt sind vor einer Dekoration, die eine waldige Felskuppe mit einem Höhleneingang darstellte, verbietet das Stück zu den ältesten des Sophokles zu zählen. Hat doch sicher bis 467 die Szene niemals einen Eingang von der Orchestra her gehabt, seit 458 aber gibt es kein Stück, das nicht Schauspieler vor Augen des Zuschauers in Haus, Höhle, Wald hinein- oder aus ihnen heraustreten läßt. Wald, Fels und Höhle können wir erst in den Vögeln von 415, im kaum älteren Kyklops

und im Philoktet von 409 nachweisen, nur der zweite Teil des Aias spielt noch in einem einsamen buschigen Tal. So große Vorsicht beim Mangel an Dramen für die drei Dezennien vor dem peloponnesschen Kriege geboten ist, so darf man doch fragen, ob Euripides 431 schon die Möglichkeit gehabt habe, eine Höhle darzustellen, da er seinen Philoktet vor einer Hütte spielen ließ.

So werde ich in meinen anfänglichen Zweifeln bestärkt, ob wirklich die Ichneutai ein Jugendwerk des Dichters seien. Wilamowitz, der mit dieser Behauptung wie es scheint allgemeinen Beifall gefunden hat, begründet sie zunächst mit der Vermutung, Sophokles habe selbst den Hermes gespielt, könne das nur in früher Jugend gewagt haben; ernstlicher mit Beobachtungen über die dramatische und metrische Technik. Jene Hypothese, so anmutig sie sich gibt, hat doch kaum Wahrscheinlichkeit. Gewiß hatte Hermes im zweiten Teil des Stückes eine größere Rolle, wohl die Hauptrolle, um sich mit Apoll wegen der gestohlenen Rinder auseinanderzusetzen und als Erfinder der Lyra bewundert zu werden: das erhaltene Stück ist ja nur die Vorbereitung darauf. Die Hauptleistung des Hermes aber war Leierspiel und Gesang: denn Kyllenes Erzählung 318, daß er in der Wiege zur Lyra singe, bereitet darauf vor, und wo gäbe es damals Lyraspiel ohne Gesang? Das muß nun notwendig eine Soloarie gewesen sein: unmöglich konnte seine göttliche Musik (244) von den tierischen Lauten des Satyrnchores begleitet werden. Die erste Soloarie aber, die wir kennen, ist das Klagelied des Sohnes um Alkestis 438. Da hatte Euripides offenbar einen guten Sängerjungen, wie sie die Kyklischen Knabenchöre ausbildeten, an der Hand und benutzte ihn zu dem was er konnte: zu sprechen hat er kein Wort.[1]) Da ist es doch sehr mißlich eine Schauspielerarie früher anzusetzen.

Doch auch die Technik weist die Ichneutai vielmehr aus der Frühzeit heraus. Freilich ist richtig, daß hier nie-

1) Vgl. N. Jahrb. XIX (1907) 87.

mals drei Spieler zugleich das Gespräch führen. Aber wo sollen drei herkommen in dem erhaltenen Teil? Zu Apoll tritt Silen, zu Silen der Chor, zum Chor Kyllene. Sollte etwa der Silen in Gegensatz zum Chor treten? Im zweiten Teil wäre die Möglichkeit gegeben, Kyllene, Apoll und Chor (Silen) und nachher Hermes zugleich auftreten und streiten zu lassen, aber der ist verloren. Dies Argument gegen spätere Zeit fällt also fort. Zweifellose Anzeichen aber weisen sie dahin.

Auffallend häufig sind jambische Monometer und Dimeter, zwischen die Trimeter des Dialogs in den Ichneutai gestreut sind: 101, 103, 111, 130, 132, 134, lauter kleine Sätze wie *ἄϑρει μάλα*, *σίγα μὲν οὖν*. Unartikulierte Ausrufe wie *ὒ ὖ ὒ ὖ* 125 sind nicht in Betracht gezogen. Das ist eine Besonderheit des Sophokles.[1]) Aber auch er verwendet sie keineswegs gleichmäßig. Sie finden sich nur in Trach (2) OR (3), El (2), Phil (4), OC (2), fehlen aber ganz in Antigone und Aias. Ihre Häufigkeit hängt von der Erregtheit der Handelnden ab, so haben Philoktet und das Satyrspiel am meisten. Aber Antigone und gar Aias haben wahrlich nicht weniger lebhafte Handlung und Bewegung wie Trachinierinnen oder Elektra. So weist diese Beobachtung die Ichneutai in die späteren Jahre des Sophokles.

Denselben Ansatz erfordern die Brechungen des Trimeters. Die Ichneutai haben auf 200 Verse zwei

99 *τί; τοῖσι ταύτῃ πῶς δοκεῖ; — δοκεῖ πάνυ.*

199 *σίγα. — τί ἔστιν; — οὐ μενῶ. — μέν' εἰ δύναι.*

So ist dieser Vers im Papyrus in vier Zeilen abgesetzt und diese überlieferte Teilung habe ich oben S. 13 gerechtfertigt. Wie Aischylos hat auch Sophokles in Antigone noch keine Antilabai. Aias bricht einige Trimeter doch nur in Halb-

1) v. Wilamowitz, Hermes XVIII (1883) 246. Die einzigen zwei Stellen bei Aischylos stehen in der Kassandraszene: 1214 *ἰοὺ ἰοὺ ὢ ὢ κακά* und 1315 *ἰὼ ξενοί* sind Ausrufe und der erste leitet den Wahnsinnsanfall ein. Sie sind jenen sophokleischen Stellen nicht durchaus vergleichbar.

verse nach der Penthemimeres (591—4, 981—4), einmal 986 nach der Hephthemimeres. Die beiden Antilabai der Ichneutai aber scheiden das letzte Metron ab und 199 den ersten Fuß. Beides findet sich erst in OR, Trach, Phil, OC. Dreiteilung des gesprochenen Trimeters kennen wir bei ihm nur aus Elektra 1502, Phil 810, 814 und OC 832. Eine Vierteilung aber, wie sie 199 der Ichneutai zeigt, gibt es nur einmal noch im Phil 753 vom Jahre 409.

Die Häufigkeit der Auflösungen im Trimeter ist nicht ohne weiteres für den Zeitansatz zu verwerten. So gewiß sie im allgemeinen zunimmt, so ist doch bei Sophokles wenigstens mir so viel sicher, daß sie auch vom Ethos der Reden abhängt. Das springt deutlich in die Augen in der Szene OR 934 ff., wo der Bote aus Korinth der Iokaste und ihrem Gemahl den Tod des Polybos meldet und sie erleichtert aufjauchzen: da häufen sich 934—942 und 955—967 die Auflösungen im starken Gegensatz zur Anfangsszene, 967 hat sogar drei Auflösungen. Noch deutlicher wird die bewußte Verwendung von Auflösungen zur Charakteristik aufgeregten Sprechens in den leidenschaftlichsten Szenen zwischen Neoptolemos und Philoktet 740 ff., 914 ff., 1314 ff., wo sich 927, 1327 je zwei, 932 drei Auflösungen in demselben Verse finden. Für die herbe Strenge der Elektra schien das dem Dichter nicht passend: dies Stück hat von der Antigone abgesehen am wenigsten Auflösungen. Ihr am nächsten, wenn auch im großen Abstande, steht das postume Werk OC, offenbar auch, weil die Unruhe der vielen Kürzen der würdevollen Hoheit nicht angemessen schien. Trotzdem ist anzuerkennen, daß Häufigkeit der Auflösungen ein Stück nicht gerade für die Frühzeit empfiehlt, angesichts der Tatsache, daß Aischylos gegen sie strenger ist als Sophokles und dieser strenger als Euripides, und daß Antigone sich in dieser Hinsicht von den übrigen sophokleischen Stücken absondert. Da nun der Kyklops durch verschiedenste Anzeichen einstimmig der Altersperiode zugewiesen wird und auch nach der Zahl der Auflösungen sich zu ihnen stellt, ohne jedoch

dieselbe Häufigkeit wie Orest, Bakchen, IA zu erreichen, so ist der Schluß berechtigt, daß auch die Ichneutai zu den späteren Werken des Sophokles gehören: haben sie doch verhältnismäßig die größte Zahl von Auflösungen.[1])

Für die Zeitbestimmung verwendbar scheint mir auch die bisher noch nicht beobachtete Wiederholung desselben Wortes in derselben Form unmittelbar hintereinander. Aischylos wendet das nur in den äußersten Steigerungen des Schlußkommos der Perser und der Ägypterszene der Hiketiden an.[2]) Euripides hat dies pathetische Mittel aufgegriffen, verwendet es in den Klagegesängen schon der Alkestis reichlich (222, 232, 259, 266, 270f., 400, 872, 888), später bringt er es besonders in seinen Soloarien übertrieben und nicht immer bloß an den Stellen höchsten Effektes an, so daß die Wiederholung oft leer erscheint und den Spott des Aristophanes mit Recht erfahren hat (Frösche 1337,

1) Die Ichneutai haben auf etwa 200 Trimeter 16 überlieferte, 9 mit Sicherheit ergänzte Auflösungen, dazu eine 112 (*ναὶ μὰ Δία*) mit Eigennamen, die ich grundsätzlich ausgeschlossen habe, das macht auf etwa 7—8 Trimeter eine Auflösung oder rund 13 %. Nach meiner Zählung — ich habe je 4—500 Verse aus den verschiedenen Teilen jeder Tragödie gezählt, die Eigennamen fortgelassen, Philoktet ganz durchgezählt — ergibt sich die Reihe

Antigone	mit 1 Auflösung auf je	33	Trimeter	= 3,5 %
Elektra	„	26,5	„	= 3,75 %
OC	„	17	„	= 6 %
Aias	„	15	„	= 6,5 %
OR	„	11,5	„	= 8,5 %
Philoktet	„	10	„	= 10 %

Rumpel, Philolg. XXV (1867) 54, der die Eigennamen mitrechnete, erhielt aus der Gesamtzählung Elektra (1 Auflösung auf 21,5 Trimeter), Antigone (20,9), OC (15), OR (14,2), Aias (13,5), Trach. (12), Phil. (8,4).

2) Für Prometheus 688 *οὔποτ' οὔποτ' ηὔχουν*, 691 *πήματα λύματα δείματα* (was Wilamowitz mit S. Hermann tilgt), 694 *ἰὼ μοῖρα μοῖρα*, 887 *ἦ σοφὸς ἦ σοφὸς*, 894 *μήποτε μήποτε* wüßte ich aus Aischylos wie für manche andere Sonderbarkeit keine Parallele zu erbringen, aus späteren Tragödien, besonders des Euripides desto mehr. Meine Überzeugung, daß Prometheus nicht in echter aischyleischer Form vorliege, ist nicht erschüttert.

1352 ff.). Sophokles ist auch hierin zurückhaltender. Wendet er das Mittel in der Antigone überhaupt noch nicht an, im OR, Elektra, Aias spärlich, so hat er davon in den Trachinierinnen und noch mehr im Philoktet und OC ausgiebig Gebrauch gemacht. Und wieder stellten sich die Ichneutai zu der späten Gruppe mit den auffallend vielen Wortwiederholungen im Spürliede (174 *ἐλήλυθεν, ἐλήλυθεν*, 178 *οὐρίας οὐρίας*, 183 *στράτιος στράτιος*, 109 *ἐφέπου ἐφέπου*, dazu noch 177 *ὁ δράκις ὁ γράπις*, vgl. 185, 195).

Berücksichtigt man, wie ich es getan, die Eigenart des Satyrspiels und billigt man ihm auch größere Freiheit gegenüber der Tragödie zu, so kann doch das alles nicht die von verschiedenen Seiten her gemachten und alle auf spätere Zeit weisenden Beobachtungen aufheben: die Ichneutai sind kein Jugendwerk, sie werden nicht älter sein, als die zwanziger Jahre. Dazu stimmen auch die winzigen Chorpartien wie im Philoktet, z. T. ohne Responsion wie im Kyklops. Die Reden Apolls und der Kyllene, die einzigen langen Reden des Bruchstücks, geben den Ichneutai einen feierlicheren Charakter als dem Kyklops, aber das gehört sich so für Götter. Der archaische Eindruck, den es leicht macht, beruht zum großen Teil auf der fremdartigen Steifheit der akatalektischen jambischen Tetrameter, zum anderen auf der als unrichtig erwiesenen Vorstellung, daß keine Dekoration, wenigstens kein Eingang vorhanden gewesen sei, und schließlich auf der starken Beteiligung des Chors an der Handlung. Aber da ist doch sehr zu betonen, daß sich der Chor dabei nicht als solcher mit Tanz und Gesang gibt, sondern mehr in Schauspielerart: er löst sich auf und die einzelnen Choreuten reden in Trimetern. Im zweiten Teil des Stückes war er sicherlich in bescheidene Rolle zurückgedrängt: da brachte Apoll seine Sache mit Hermes ins Reine, da gab es Schauspielerszenen, bei denen der Chor nicht viel mehr als Zuschauer gewesen sein kann. Nur seine Belohnungen zu erhalten, wird er sich gemeldet und weiter seiner Freude über sie wie über die schöne Musik Ausdruck gegeben haben.

Ich fasse zusammen: Die Ichneutai sind ein Werk aus Sophokles' späterer Zeit, etwa den zwanziger Jahren. Sie waren zu Anfang verstümmelt, als sie in philologische Behandlung kamen: Prolog und Parodos sind verloren. Die Szene stellte eine waldige Bergwand dar, in der sich eine Höhle öffnete. In ihrem Busch hatten sich Silen und Chor bei Herannahen Apolls versteckt, aus ihm belauschen sie seine Ankündigung und hüpfen alsbald heraus. Die Suche nach den Rinderspuren führen sie über die Orchestra hin in einzelnen Haufen, nachher zu drei Teilen (168) aus. Unterbrochen wurde sie, als sie sie schon dicht an die Höhle geführt, dann aber den verkehrten Spuren folgend wieder abgedreht hatten, durch den ersten Leierklang, der die Feigen so erschreckt, daß sie wie Igel zusammengerollt erstarren. Silen, der sich faul zurückgezogen hatte, hetzt sie wieder an, wird dann aber, als sie wieder vor der Höhle angelangt sind, durch neuen Leierklang am meisten erschreckt. Nun aber drängt der Chor auf Entscheidung, und trampelt in mächtig lärmendem Tanz die Bergnymphe heraus. Sie tritt aus der Höhle hervor, verrät durch ihre harmlose Erzählung von der Erfindung der Lyra den Rinderdieb. Den holt der herbeigerufene Apoll nun selbst heraus, nach frechen Lügen und Schelmenlisten überwältigt Hermes mit einem Sololiede zur Leier den erzürnten Bruder und tauscht die Rinder gegen das köstliche Musikinstrument ein.

Leipzig, Januar 1919.

Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Akademie der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
71. Band. 1919. 2. Heft

J. Partsch

Die Stromgabelungen der Argonautensage

Ein Blatt aus der Entdeckungsgeschichte Mitteleuropas

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1919

Vorgetragen für die Berichte am 3. Mai 1919
Das Manuskript eingeliefert am 10. Mai 1919.
Druckfertig erklärt am 14. Juli 1919.

Hugo Berger hinterließ unvollendet ein feinsinniges originelles Werk, das kein andrer fortzusetzen vermochte: den Anfang einer mythischen Kosmographie. Darin sind auch erhebliche Elemente einer mythischen Geographie enthalten. Schon in seinem Hauptwerk war er — wie viele vor ihm — dem Gedanken nachgegangen, aus der noch erkennbaren Fortentwicklung antiker Mythen Anhaltspunkte zu gewinnen für die ältesten Stufen der Anschauungen des griechischen Volkes über die Verteilung von Wasser und Land an den fernsten Grenzen geographischer Kenntnis. Dafür ist besonders bezeichnend die allmähliche Umgestaltung der Argonautensage, namentlich der Wechsel der Vorstellungen von der Heimkehr der Helden aus dem Pontos.

Eine Zeit, die von der Geschlossenheit der Landmassen um dies Becken noch keine sichere Vorstellung besaß, fand keine Schwierigkeit, die Rückfahrt der Helden an den Außenrand der Erdscheibe zu verlegen.[1]) Pindar erhielt uns die kyrenäische Sagenform, in der die Argonauten vom südlichen Okeanos aus zwölf Tagereisen weit ihr Fahrzeug ins Syrtenmeer herübertrugen.[2]) Aber die zu seiner Zeit längst gewonnene Sicherheit über die Festigkeit des Landrahmens, der den Pontos umgab und ein Entweichen aus ihm ins äußere Meer unmöglich machte, bestimmte Sophokles und Herodor die Rückfahrt der Argonauten in die Bahn der Ausfahrt, in die Meerengen an der Propontis zu lenken. Nur vereinzelt wird noch später für die Ausfahrt in den Ozean eine Anknüpfung an einen pontischen Strom versucht, nicht mehr an den Phasis, wie einst bei Hekataios, sondern an den Tanais, von dessen Oberlauf ein Tragplatz die Verbindung mit dem wenig

1) H. Berger, Geschichte der wissensch. Erdkunde der Griechen. 2 A. 1903, 44 ff.
2) Pind. Pyth. IV.

entfernt gedachten nördlichen Ozean vermitteln mochte.[1]) Erst spät, in lichter historischer Zeit, die schon erfolgreich nach einem klaren Gesamtbild des antiken Länderkreises rang, kommt eine neue Wendung der Sage auf, die den Heimweg der Argonauten in das Binnenwassernetz Europas verlegt und die Rückkehr aus den Flüssen des Kontinents ins Mittelmeer durch die Annahme großer Stromteilungen, weit divergierender Bifurkationen der europäischen Ströme ermöglicht. Bei diesen uns überaus fremdartig berührenden Vorstellungen etwas zu verweilen, empfiehlt ihre Bedeutung für den Entwicklungsgang des geographischen Wissenshorizontes.

Zuerst tritt die Vorstellung einer großen Stromteilung auf bei der Donau um die Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. Skylax kennt auf der Halbinsel im Hintergrunde der Adria die Istrer und einen Fluß Istros, anscheinend in einem der tiefen Küsteneinschnitte, die für diese Halbinsel bezeichnend sind.[2]) Die Namensübereinstimmung rückte das Mißverständnis, es sei ein abgeirrter Arm des Donaustroms, um so näher, wenn man — wie Theopomp — der Balkanhalbinsel keinen breiten Zusammenhang mit der europäischen Festlandsmasse zuschrieb, sondern statt dessen eine isthmische Verjüngung, die sogar von einer unterirdischen Verbindung zwischen Pontos und Adria durchbohrt sein sollte.[3]) Selbst Aristoteles, der im allgemeinen das von Herodot entworfene einfache Bild eines vom pyrenäischen Westen lang durch Europa ostwärts ziehenden Donaulaufes festhielt[4]), hatte sich mit dem Glauben an einen die Adria erreichenden Donauarm befreundet und nahm ihn zu Hilfe bei der Deutung tiergeographischer Beobachtungen.[5]) Die alexandrinische Geo-

1) Diodor IV 56, 3.

2) Skylax 20. Zur Erklärung Plin. n. h. III 127.

3) Theopomp b. Scymn. 371 *Ἀδριανὴ θάλαττα . . . συνισθμίζουσα πρὸς τὴν Ποντικήν*. 381. Strabo VII p. 317.

4) Aristot. Meteor. I 13, 19. Vgl. Her. IV 48. 49.

5) Aristot. hist. anim. VIII 13 p. 598b, 15.

graphie, selbst Eratosthenes[1]) und sein großer Kritiker Hipparch[2]), waren von der Lehre der Bifurkation des Donaustroms völlig beherrscht, die erst im Lichte der Eroberungen Roms dahinschwand.[3])

Kein Wunder, daß der alexandrinische Epiker der Argonautensage, Apollonios, dem seine zweite Heimat den Namen des Rhodiers eintrug, nach dem Beispiel des Timagetos[4]), aber auch seines Lehrers Kallimachos[5]) auf diesem Wege die Argonauten von der pontischen zur adriatischen Istermündung führte. Eine nähere Anschauung dieses Weges vermögen die eingestreuten Namen einzelner Örtlichkeiten kaum zu bieten. In der Reihenfolge der Fahrt werden erwähnt

IV 306—313 die dreieckige Insel Peuke des Isterdeltas zwischen zwei divergierenden Mündungen, dem nördlichen *Καλὸν στόμα* und dem *στόμα Νάρηκος*, ganz entsprechend der Schilderung des Eratosthenes (Schol. IV 310).

IV 313—314 das Angurongebirge, vielleicht die Berge des Eisernen Tores. Der Name erinnert allerdings an den Angrosfluß Herodots (IV 19), der aus illyrischem Gebiet der Ebene der Triballer zustrebend den Brongos, einen Nebenfluß der Donau, verstärkt. RICH. KIEPERT vermutet mit feinerem Urteil als frühere Erklärer, die in ihm einen der obersten Savezuflüsse sahen, die westliche Morava. Weit abseits von dem Angurongebirge folgt dann

IV 315 die Gabelung des Ister, auf der Scheitelhöhe des Querprofils von Meer zu Meer, auf dem „Nacken des Lan-

1) STRABO I p. 57, VII p. 317. HUGO BERGER, der 1880 in den Geogr. Fragmenten des Eratosthenes 347—350 die beste kondensierte Darstellung der ganzen Frage gab, konnte sich nicht entschließen, Eratosthenes den Glauben an die Bifurkation des Istros zuzutrauen.

2) Strabo I p. 57.

3) Diod. IV 56, 8. Strabo a. a. O. Plin. n. h. III 127.

4) Schol. App. Rhod. p. 498, 26, 499, 29.

5) O. SCHNEIDER, Callimachea II p. 80—83.

des" (IV 307 ὑπὲρ αὐχένα γαίης), an der Grenze zwischen Skythen und Thrakern (IV 288), am Südrand der weiten Gefilde (IV 285), durch die der mächtige Ister weit aus Norden vom Ripäengebirge (IV 286. 287) heranzieht. Es ist das offenbar dieselbe Steppe (ἐρημαῖον πεδίον μέγα), welche (IV 321. 326) Laurion (πεδίον τε τὸ Λαύριον) genannt wird. Wenn der Dichter dort die Sinder wohnen läßt (IV 312), so möchte ich darin nur ein Zeichen sehen, daß er etwas unvorsichtig seine ethnographischen Bedürfnisse aus Herodot (IV 28) bestreitet, ohne zu bemerken, daß dessen Sindike (IV 86) nicht im Westen, sondern im Osten der skythischen Völkerwelt am asiatischen Ufer des Kimmerischen Bosporus liegt. Dagegen hat er in treffendem Anschluß an Herodot die Sigynnoi (IV 320), ein Steppenvolk mit kleinen, struppigen Rossen vor den leichten Wagen, in dies ungarische Tiefland versetzt, wo der Vater der Geschichte ihre Sitze bis nahe an den Hintergrund der Adria reichen läßt (V 9).[1] Das dritte von ihm her ausgegriffene Volk, die Graukenioi, sind nicht bekannt. Stellt man sich das Kartenbild, in der Einfachheit, wie es dem Dichter vorschwebte, vor, so wird man am ehesten geneigt sein, die vermeintliche Bifurkation an die Savemündung zu legen, wo der lange, vom Donauknie bis zur Draumündung ohne Aufnahme von Nebenflüssen (εἷς οἶος IV 286) südwärts ziehende Strom übertritt in die von Save und unterer Donau gebildete östlich gerichtete Sammelrinne der Gewässer des ganzen Nordens der Balkanhalbinsel. Am ehesten war in dem Sumpfgelände

1) Herodot ist als Quelle für den Dichter hier daran sicher erkennbar, daß andere Schriftsteller, namentlich Strabo XI p. 520, mit genau übereinstimmender Charakteristik, aber auch Orph. Argon. 756 die Siginner auf den kaukasischen Isthmus verlegen.

der unteren Save die Gelegenheit geboten, das einheitliche Gefälle dieser Rinne für die Westhälfte umzukehren und gegen die Adria geneigt zu denken. Leider bleibt uns die Möglichkeit versagt, eine bestätigende Probe auf diese Erwägung zu machen.

IV 325 verlegt der Dichter die Stromteilung an den Felsen des Kauliakos (σκόπελον παρὰ Καυλιακοῖο). Das müßte eine Höhe bei Belgrad sein. Dafür fehlt ein Beweis. Vielmehr wohnen des Hekataios Kauliker am Ionischen Golf, also an der Adria; PATSCH in seiner schönen Monographie: Die Lika in Römischer Zeit (Wien 1900, 26b) möchte sie an den istrischen Meereseinschnitt von Fianona, also gerade in eine geeignete Gegend für die vermeintliche adriatische Donaumündung versetzen. Aber die von ihm versuchte Gleichstellung mit den Flamonienses Culici des Plinius (III 130) scheitert nicht nur an der Unsicherheit der Lesart, sondern an der Zugehörigkeit des „sinus Flanaticus“ zu Liburnien, nicht zur regio X Italiae, auf welche die Stelle des Plinius sich bezieht.

Eine individuelle Charakteristik der angenommenen adriatischen Istermündung versucht der Dichter nicht. Wir müssen uns begnügen mit der Feststellung, daß nach dem Zerrinnen des Phantasiebildes vom Auseinanderstreben zweier Unterläufe der Donau nach Pontos und Adria der tatsächliche Kern dieses geographischen Mythos, der nun durch einen Landtransport der Argo über den Isthmus zwischen Emona (Laibach) und dem Timavus umgestaltet wurde, in der Einheit des Stromzuges der nicht fern von der Adria wurzelnden Save und der unteren Donau und in dem früh mit bescheidenen Schiffsgefäßen ausgenutzten Verkehrswert beider Flüsse in den ersten

Beschreibungen des entschleierten Stromsystems klar zum Ausdruck kommt.[1])

In der Adria bewegt sich die Argofahrt dann an wohlbekannten Ufern entlang, von denen schon Hekataios keineswegs ärmliche Kunde gehabt und die dann das vom älteren Dionys eröffnete Zeitalter der Kolonisation voller geklärt hatte. Vom Keraunischen Gebirge warf ein Sturm die Helden zurück ins Nordbecken der Adria. An der Mündung des Po, des Eridanos der Sage, beginnt eine neue abenteuerliche Fahrt, bei deren Deutung die Scholien eine Strecke weit völlig versagen, der Leser auf scharfe eigene Deutung angewiesen bleibt. Der Dichter verweilt erst bei der Sage vom Untergang des verwegen auf des Vaters Sonnenwagen emporgefahrenen Phaëthon, den des Zeus Blitzstrahl zur Erde niederschmetterte, wo die Schwestern, in Schwarzpappeln verwandelt, ihn beweinen; ihre Tränen sind das kostbare Harz des Bernsteins, der vom Norden der Adria zu den Griechen kam. Hören wir den Dichter selbst:

IV 595 Vorwärts stürmte das Schiff mit vollen Segeln; sie liefen
In den Eridanos ein, in des Stromes geborgene Mündung.
Dort fiel Phaëthon einst, vom flammenden Blitze getroffen,
Aus dem Sonnengefährt, verkohlt halb, in die Lagune.
Heut noch schwelt über ihr des Branddunsts drükkende Luftschicht.
Nimmer vermag ein Aar, die leichten Fittiche spannend,
Drüber zu schweben; im Fluge verfällt er dem sengenden Gluthauch.

---

1) Strabo VII 5, 2 p. 314. Plin. n. h. III 128. Justin. 32, 3, 14. Zosimos V 29, 2, dazu L. Mendelssohn p. 252. Sozomenos, Eccles. hist. ed. Rob. Hussey I, Oxonii 1860 p. 32. 33. I 6, 4. 5. Für diese späteren Stadien der Entwicklung der Argonautensage ist wichtig E. Pais, I due Istri e il monte Apeninno delle Alpe Carniche secondo Strabone. Studi Storici I, Pisa 1892, 314—344.

Ringsum weinen verhärmt die trauernden Helios-Töchter
Im Schwarzpappelgeäst; in Tropfen schimmernder Bernstein
Rinnt von den Wimpern herab; im Sande dörrt ihn die Sonne.
Wallt im rauschenden Wind das Wasser der dunklen Lagune
Über den Strand, dann rollt die Woge unzählige Perlen
In des Eridanos Bett. 610.
619 Die Helden aber beschlich hier
Keine Begier nach Speise und Trank; nie nahte der Frohsinn.
Tagsüber lähmte die Kraft der Druck der verderblichen Dünste,
Die seit Phaëthons Brand den Fluten des Stromes entsteigen.
Nachts aber schlug an das Ohr der Wehruf der Helios-Töchter;
Öl gleich schwammen die Tränen der Klagenden auf dem Gewässer.

In dieser Beschreibung ist mit der Charakteristik des von Lagunen durchwirkten Schwemmlandes des Po eine davon bestimmt zu trennende Naturerscheinung zusammengeflossen: ein Thermalvorkommen. Die Vorlage, nach der der Dichter arbeitete, liegt uns in dem pseudoaristotelischen Wunderbuch vor Augen, nach Geffcken eine Partie aus Timaios.[1]) Der See

1) De mirab. ausc. 81. Von den Ἠλεκτρίδες νῆσοι, αἳ κεῖνται ἐν τῷ μυχῷ τοῦ Ἀδρία, heißt es hier, sie seien eine Aufschüttung des Eridanos. Ἔστι δὲ καὶ λίμνη, ὡς ἔοικε, πλησίον τοῦ ποταμοῦ, ὕδωρ ἔχουσα θερμόν. ὀσμὴ δ' ἀπ' αὐτῆς βαρεῖα καὶ χαλεπὸς ἀποπνεῖ, καὶ οὔτε ζῷον οὐδὲν πίνει ἐξ αὐτῆς, οὔτ' ὄρνεον ὑπερπίπτεται, ἀλλὰ πίπτει καὶ ἀποθνήσκει. Ἔχει δὲ τὸν μὲν κύκλον σταδίων διακοσίων, τὸ δ' εὖρος ὡς δέκα. μυθεύουσι δ' οἱ ἐγχώριοι Φαέθοντα κεραυνωθέντα πεσεῖν ἐς ταύτην τὴν λίμνην, εἶναι δ' ἐν αὐτῇ αἰγείρους πολλάς, ἐξ ὧν ἐκπίπτειν τὸ καλὸν κείνον ἤλεκτρον. Vgl. Tzetzes zu Lykophron 704.

heißen Wassers, dessen Luft drückend empfunden wird, soll 200 Stadien (38 km) Umfang haben und 10 Stadien (2 km) Breite. Das ist nicht gut möglich. Es kann sich nur handeln um die heißen Quellen (84°) von Abano an den Euganeischen Bergen bei Padua, die das Altertum als Aquae Patavinae oder als fons Aponi kannte.[1]) Wie heute war damals hier ein heilkräftiges Bad in dem Thermalwasser, das in geräumigen Becken sich abkühlte. Die anmutigen Schilderungen Claudians und Cassiodors geben ein unvergleichlich freundlicheres, aber doch keineswegs völlig unvereinbares Bild des heißen Pfuhls, den eine frühere Zeit mit Scheu betrachten mochte.

Das war eine merkwürdige, landschaftlich gegensätzliche Beigabe zu dem Strome der Adria, auf welchen die meisten Stimmen des Altertums seit Pherekydes den ursprünglich unsicher über dem Westen der griechichen Welt schwebenden Namen des Eridanos bezogen. K. MÜLLENHOFF hat die Geschichte dieses Begriffs besonders eindringend verfolgt[2]), der — wie Strabo deutlich empfand[3]) — nirgends eine feste Heimat hatte. Herodot (III 115) wehrte sich gegen eine ältere Vorstellung, die den Eridanos an eine Bernstein sendende ozeanische Küste, anscheinend ins Nordseegebiet versetzte. Und Aeschylus sah in ihm den Rhonestrom, den Rhodanos, den schon der Gleichklang des Namens als Verkörperung des

---

1) Luc. VII 192. Sil. It. XII 218. Martial VI 42, 4. Anthol. lat. 36. Auson. XIX 161. Claudian c. min. 26. Cassiod. Var. II 39. Plin. II 227. XXXI 61. Nissen II 221. Claudian schildert vortrefflich den sanft sich aufwölbenden Tuffhügel der Therme:

Alto colle minor, planis erectior arvis
  Conspicuo clivus molliter orbe tumet,
Ardentis fecundus aquae; quacumque cavernas
  Perforat, offenso truditur igne latex.

Den Quelltopf beschreibt anschaulich Cassiodor: Caeruleum fontem vidimus in formam dolii concavis hiatibus aestuantem.

2) Deutsche Altertumskunde I 1890, 217—222.

3) Strabo V p. 215 *περὶ τὸν Ἠριδανόν, τὸν μηδαμοῦ γῆς ὄντα.*

mythischen Begriffs Eridanos empfahl. Unverkennbar lag in dieser Dreispaltigkeit der Namensdeutung eine Verlockung, zu einer Dreieinigkeit des für die griechische Welt noch ganz ungeklärten Flußnetzes des Westens von Europa zu gelangen, zu einer Verknüpfung der Quelladern weit auseinandergehender Ströme. Die hat der Dichter der Argonautika — nicht ohne Anregung durch ältere Versuche[1]) — vollzogen, in naivster Einfachheit für die beiden Mittelmeerströme. An die bereits mitgeteilten Verse schließen sich unmittelbar die folgenden:

627 Von da drang das Schiff in den tiefen Stromzug der Rhone,
Die den Eridanos stärkt; zusammen treffen die Wasser
Brausend. Sie aber kommt von dem innersten Kerne des Festlands,
Wo die Tore der Nacht und ihre Sitze gelegen.
Dorther dringt ein Arm des Stroms zu des Ozeans Küsten,
In das Ionische Meer ein andrer, aber ein dritter
Ins Sardonische Meer, in sieben Adern gespalten.
Aus der Rhone fuhren sie ein in stürmische Seen,
Die unsäglich weit im Keltischen Lande sich auftun.
Da droht ihnen Gefahr. Ein Zweig des Wassers entweicht dort
Gegen des Ozeans Bucht. Dahin schon wollten sie lenken.

1) Schol. z. Apoll. Rhod. IV 259 p. 493, 25 ed. H. Keil: *Τιμάγητος ἐν α´ περὶ λιμένων Ἴστρον μέν φησιν* (so richtig Frgm. hist. Gr. IV 519, die Handschrift *τὸν μὲν Φᾶσιν*) *καταφέρεσθαι ἐκ τῶν Κελτικῶν ὀρῶν, ἅ ἐστι τῆς Κελτικῆς, εἶτα ἐκδιδόναι εἰς Κελτῶν λίμνην, μετὰ δὲ ταῦτα εἰς δύο σχίζεσθαι τὸ ὕδωρ, καὶ τὸν μὲν εἰς τὸν Εὔξεινον πόντον εἰσβάλλειν, τὸν δὲ εἰς τὴν Κελτικὴν θάλασσαν, διὰ δὲ τούτου τοῦ στόματος πλεῦσαι τοὺς Ἀργοναύτας καὶ ἐλθεῖν εἰς Τυρρηνίαν. κατακολουθεῖ δὲ αὐτῷ καὶ Ἀπολλώνιος.* Die Stelle ist schlecht überliefert. Man darf zweifeln, ob T. wirklich einen Zusammenhang von Donau und Rhone vertrat.

Nicht wohl wäre von dort die rettende Heimkehr gelungen.
Aber Hera erhob, vom Himmel niedergesprungen,
Laut den warnenden Ruf von der Höh' des Herkynischen Felsens.
Schrecken erfaßte die Helden; so furchtbar dröhnte das Luftmeer.
Rückwärts wendeten sie, der Göttin Winke gehorchend,
Fanden glücklich den Weg, wo Heimkehr ihnen verheißen.
Endlich kamen sie nun zu meerumbrandeten Küsten,
Ohne Gefahr der Kelten und Ligurer Stämme durchfahrend;
Denn um sie wob Hera am Tag den Schleier der Nebel.
Aus dem mittelsten Arm der Mündung fuhren hinaus sie,
Von Dioskuren bewacht, zum Kranz Stoechadischer Inseln.

Mit Überraschung liest man die glatte Fahrt aus dem Eridanus-Po in die Rhone. Der Dichter ahnt nichts von dem trennenden Alpenwall. Vielleicht war dem Ägypter der Gedanke an ein großes Scheidegebirge fern gerückt durch die nationale Einheit des cisalpinen und transalpinen Keltenlandes.

Erst wo wir den Rhonestrom erreichen, beginnen greifbare Angaben, hinter denen eine positive Kenntnis sich bergen kann. Über seine Herkunft erfahren wir allerdings nichts Brauchbares, nur den dunklen Satz

αὐτὰρ ὁ γαίης
ἐκ μυχάτης, ἵνα τ' εἰσὶ πύλαι καὶ ἐδέθλια Νυκτός.

Das würde in den äußersten Westen oder Norden weisen. Beides ist nach den sogleich folgenden Vorstellungen von des Stromes Schicksalen nicht denkbar. Aus der Rhone treten wir über in ein großes Seengebiet, das nach mehreren Seiten, zum Teil auch nach dem Ozean sich entwässert. Diesem zu-

zustreben, davor bewahrt Heras Eingreifen die Argonauten. Ihr Warnungsruf erschallt vom Herkynischen Felsen.

Was ist das? Müllenhoff (I 432, II 240) erklärt mit Bestimmtheit, das könne nur die Bezeichnung der Alpen sein. Auch Brandis in dem gehaltvollen Artikel Danuvius in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie vertritt diese Ansicht. Die vermag ich ebensowenig zu teilen wie R. Much.[1]) Es gibt allerdings scheinbar ein Zeugnis dafür aus der späten Lexikographie[2]), aber das beruht ausschließlich auf einer voreiligen Auslegung der uns beschäftigenden Stelle des Apollonios Rhodios, auf der hemmungslosen Argofahrt vom Eridanos-Po bis zum Herkynischen Felsen, die für die Elementarbegriffe dieser Zeit aus dem Bergrahmen Italiens unmöglich herausführen konnte. Wollen wir den Dichter richtig verstehen, so müssen wir uns in seinen geistigen Horizont versetzen. In ihm hatte der Herkynische Wald einen klar bestimmten Platz, die Alpen aber keinen sicher erkennbaren. Ihr Name tritt weder bei Aristoteles noch in den erhaltenen Bruchstücken alexandrinischer Geographie auf, ein unsicheres Schattenbild ihres Wesens nur in „des Nordens Säule“ (*στήλη βόρειος*) des Keltenlandes, das den Westen der Wohnwelt des Ephoros einnahm. Auf ihn werden wir am wahrscheinlichsten diesen Begriff zurückführen dürfen, in dem die Hochgebirge Westeuropas (Pyrenäen und Alpen) vom Ozean bis zur Adria zusammenflossen. Er paßt in seiner Unbestimmtheit recht wohl in die letzten Jahre griechischer Selbständigkeit, war aber längst überwunden, als — hauptsächlich aus Ephoros schöpfend — ein pädagogischer Verseschmied Bithyniens um 90 v. Chr. ihn einfügte in die Merkverse seiner Länderkunde.[3]) In des Eratosthenes

1) R. Much, Hercynia, Zeitschrift für Deutsches Altertum XXXII, Berlin 1888, 454—462.

2) Etym. Magn.: *Ἑρκύνιος δρυμός, ὁ τῆς Ἰταλίας ἐνδοτάτω, ὥς φησιν Ἀπολλώνιος ἐν δ´ Ἀργοναυτικῶν*. Stephan. Byz. 227, 11: *Ἑρκύνιον, ὄρος Ἰταλίας, ἀφ οὗ Ἑρκυνίς ἡ χώρα.*

3) Anonymi (vulgo Scymni Chii) orbis descriptio. Geogr. Gr. min. ed. C. Müller I p. 202. 203 v. 188—195:

Weltkarte spüren wir nichts von den Alpen. Für den Dichter der Argonautika existieren sie nicht, — ein charakteristisches Merkmal seiner zeitlichen Stellung! Sie fällt früher als Hannibals Alpenübergang, der wie ein Scheinwerfer grell die Wildheit des Bergriegels zwischen Rhone und Po beleuchtete, der nun auch für die Höflinge der Ptolemäerresidenz nicht mehr als bedeutungslos verschwinden konnte in der ethnischen Einheit des keltischen Abendlandes. Polybios hatte, so unvollkommen sein Grundriß der Alpen ausfiel, ein Recht, auch hier mit Selbstgefühl sich als Träger eines Fortschritts der Erdkunde zu betrachten.[1]) So merkwürdig dies späte Eintreten der Alpen in den Gesichtskreis der Griechen ist, bleibt es doch erklärlich durch die von der neueren Forschung ins volle Licht gestellte Tatsache, daß das Eindringen der griechischen Forschung ins Innere des Kontinents nicht über die Alpenpässe sich vollzog, sondern mit beiderseitiger Umgehung der Alpen von Massalia und den pontischen Kolonien aus.[2])

Sauber zu trennen von dem Wenigen, was vor Hannibal über die Alpen im östlichen Kulturkreis des Mittelmeers bekannt war, nicht unvorsichtig damit zusammenzukneten ist die Kunde der östlichen Mittelmeerwelt vom Herkynischen Gebirge[3]). Auszugehen ist zweifellos von der ältesten Erwähnung.

> *Τούτων* (i. e. *Κελτῶν*) *δὲ κεῖται λεγομένη τις ἐσχάτη*
> *στήλη βόρειος· ἔστι δ' ὑψηλὴ πάνυ*
> *εἰς κυματῶδες πέλαγος ἀνατείνουσ' ἄκραν.*
> *Οἰκοῦσι τῆς στήλης δὲ τοὺς ἐγγὺς τόπους*
> *Κελτῶν ὅσοι λήγουσιν ὄντες ἔσχατοι*
> *Ἔνετοί τε καὶ τῶν ἐντὸς εἰς τὸν Ἀδρίαν*
> *Ἴστρων καθηκόντων. λέγουσι δ' αὐτόθεν*
> *τὸν Ἴστρον ἀρχὴν λαμβάνειν τοῦ ῥεύματος.*

Dazu v. 773—784.

1) Polyb. III 48, 12.

2) F. v. Duhn, Die Benutzung der Alpenpässe im Altertum, Neue Heidelberger Jahrbücher, II 1892, 60—64.

3) In handlicher, zeitlich geordneter Übersicht zusammengedruckt sind die antiken Quellen in Holders Alt-Celtischem Sprachschatz, Artikel Ercunion.

Aristoteles (Met. I 13, 20) fährt nach Aufführung der Tartessos und des Ister, der Europa von den Pyrenäen bis zum Pontos der Länge nach durchfließen soll, fort: „Von den anderen Strömen [fließen] die meisten nordwärts aus den Arkynischen Bergen. Diese sind nach Höhe und Zahl die größten jener Gegend. Unter dem Bärengestirn selbst aber liegen jenseits des Skythenlandes die sogen. Rhipen, über deren Größe recht fabelhafte Berichte im Umlauf sind. Von ihnen sollen die meisten und nächst der Donau größten der anderen Flüsse kommen.“ Der Fortschritt der Darstellung von Südwest nach Nordost und ihr logischer Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß die Arkynien nördlich der Donau liegen als Wasserscheide zwischen ihr und nördlich gerichteten Strömen. Daran kann auch die Bemerkung über ihre überragende Höhe und Ausdehnung den Leser nicht irre machen.

Im Bereich der hellenistischen Gelehrsamkeit, im Horizont des Dichters der Argonautika, fällt auf die Lage des Herkynischen Gebirges Licht von drei Seiten her:

1. aus Nordwest. Der Historiker Timaios setzt die Britischen Inseln vor Galliens ozeanische Küste, gegenüber von den Herkynischen Wäldern[1]);

2. aus Südost von der Donau her. Deren Ursprung verlegte Timaios in die Herkynischen Wälder.[2]) Die kannte auch Eratosthenes — vielleicht nicht allein aus Aristoteles und Timaios —, und er muß darunter offenbar dasselbe verstanden haben wie unser Gewährsmann Caesar (b. Gall. VI 24). Das gleiche dürfen wir annehmen von den Quellen, aus denen Suidas (s. v.) und Eustathios (zu Dionys. Perieg. 298) die Schiffbarkeit des Stromes bis in das Quellgebiet ersahen.[3]) Wir haben keinen

1) Diod. V 21, 1 (Geffcken, Timaios' Geographie des Westens. Berlin 1892. 159, 17. 18) *κατ' ἀντικρὺ τῶν Ἑρκυνίων ὀνομαζομένων δρυμῶν, μεγίστους γὰρ ὑπάρχειν παρειλήφαμεν τῶν κατὰ τὴν Εὐρώπην.*

2) Pseudo-Aristot. *περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων* 105 (Geffcken 130, 33).

3) Suidas s. v. *Ἑρκύνιος δρυμὸς, ὅθεν ὁ Ἴστρος ναυσίπορος ἐκ πηγῶν αἴρεται.* Eustath. zu Dionys. Perieg. 298 (Geogr. Gr. min. II

Grund, daran zu zweifeln, daß die Donauquellen im wesentlichen richtig bezeichnet waren, lange bevor Tiberius ihre Lage genau feststellte.[1])

3. aber ist das Rhonegebiet als der Weg zu würdigen, auf dem der Name des Herkynischen Waldes zu den Griechen überhaupt gedrungen sein dürfte. Der Name ist keltisch, von Much ganz überzeugend gedeutet. Die im Keltenlande aufgeblühte Kolonie Massalia wird ihn den Griechen überantwortet haben. Wohl wissen wir von ihrer Geschichte nicht allzuviel.[2]) Aber wie die Forschung der Griechen von hier binnenwärts drang, das läßt sich noch erkennen. Aristoteles kannte die Flußschwinde des Rhodanos (la perte du Rhone).[3]) Der nächste Schritt durch die Engen des Jura führte die Griechen an den Genfer See. Das war nur der erste der großen Seen, die dem Jurarande entlang weiter reichen bis zum Bodensee. Auch in dies Gebiet der Schweizer Hochebene geleiten uns die zahlreichen Funde massaliotischer Münzen.[4]) Hier sind wir in dem Lande der „unsagbar weitgespannten Seespiegel“, von denen Apollonios redet. Und wenn wir uns fragen, welchen Eindruck

---

p. 269) *Ἴστρος ὁ τοὺς Παίονας παραμείβων ἐκ τῶν Ἑρκυνίων ὀρῶν ναυσίπορος ἐκ πηγῆς αἴρεται καὶ σχιζόμενος τῇ μὲν εἰς τὸν Πόντον ῥέει, τῇ δὲ εἰς τὸν Ἀδρίαν.* Nicht damit zu vermengen sind die Quellen, welche des Isters Ursprung auf die Ostseite der Alpen verlegen: Skymnos 195. Strabo IV p. 207. Aelian n. a. XIV 23. Die bilden ebenso bestimmt eine besondere Gruppe wie diejenigen, die den Ister von Norden oder vom äußersten Westen kommen lassen.

1) Strabo VII p. 292.

2) Sonny, De Massiliensium rebus quaestiones. Petropoli 1887.

3) Aristot. Met. I 13, 30: *καὶ περὶ τὴν Λιγυστικὴν οὐκ ἐλάττων τοῦ Ῥοδανοῦ καταπίνεταί τις ποταμὸς καὶ πάλιν ἀναδίδωσι κατ᾽ ἄλλον τόπον. ὁ δὲ Ῥοδανὸς ποταμὸς ναυσιπέρατός ἐστιν.* Merkwürdig ist wohl die Fassung, namentlich das Wörtchen *τις*, das sich ausnimmt, als sei von einem anderen Fluß die Rede. Aber es kann sich füglich nur um den großen Strom handeln.

4) F. v. Duhn a. a. O. 63. 64. 85. 86.

dies Land machen mußte zu der Zeit, da „man vor Wäldern nicht sehen konnte, wie schön es war“[1]), so wird nichts den ersten Entdeckern schwerer geworden sein als die Entwirrung des Zusammenhanges der Gewässer, — die Aufteilung unter die sich hier berührenden Wassergebiete. Es war ein Problem, wie es die Mitte des 19. Jahrhunderts in der Erforschung des zentralafrikanischen Seensystems erlebte.

Der Punkt, wo klar die ozeanische Richtung eines Wasserlaufs sich geltend machte, war die Gegend von Waldshut oder Basel. Dort war es Zeit zu dem Warnungsruf der Hera, der die Argonauten zurückscheuchte. Der Schwarzwald ist der Teil des Herkynios drymos, auf dem die Donau entspringt. Von seinem Felsenrande konnte Hera ihren Ruf erheben.

Darf man so in dem Seenland, in das Apollonios die Wendung der Argofahrt verlegte, das Spiegelbild einer von massaliotischen Händlern erworbenen Kunde erblicken, — eine Staffel griechischer Erkundungen, ehe Roms Griff von diesem Gebiet den Schleier hob, so ist es vielleicht erlaubt, noch einen Schritt weiterzugehen, darauf hinzuweisen, daß die merkwürdige — wie wir heute wissen — relativ seltene Erscheinung einer Flußbifurkation, mit der Apollonios so verschwenderisch operiert, hier wirklich zwischen Genfer und Neuenburger See vorhanden ist. Der von der Dent de Vaulion kommende Nozon teilt sich in zwei Bäche, von denen einer die zum Genfer See gehende Venoge verstärkt, während der andere durch den Talent dem Neuenburger See, also dem Rheingebiete zugeführt wird. Ob irgendeine Kenntnis solch einer kleinen Flußgabelung im

---

1) Eine wirkungsvolle Skizze des Landschaftsbildes, das die Seen des Schweizer Alpenvorlands darboten, ehe die Kultur ihre Reize entwickelte, ist die Schilderung des Bodensees bei Ammianus Marc. XV 4, 3: (Rhenus) absolutus altaque divortia riparum adradens lacum invadit rotundum et vastum, quem Brigantiam accola Raetus appellat ... horrore silvarum squalentem, inaccessum — nisi qua vetus illa Romana virtus et sobria iter conposuit latum —, barbaris et natura locorum et caeli inclementia refragante.

Spiele war bei des Dichters Umgestaltung der Sage — wer möchte das entscheiden?

Sicher war das große Seengebiet des Jurarandes vom Genfer bis zum Bodensee der geeignete Boden für das Ausspinnen von Phantasien über Stromzusammenhänge, und der in den Ozean sich wendende, bei Apollonios namenlose Stromzweig (ἀπορρώξ) ist die erste Andeutung des Rheins in der antiken Literatur. Genannt hat diesen Strom von den erhaltenen Schriftstellern keiner vor Caesar.

So unbedeutend das Ergebnis der Lektüre des Apollonios in diesem Falle ist, mag doch daraus ein Lichtstreif fallen auf eine bemerkenswerte Epoche im Entwicklungsgange der alten Geographie. Man hat oft die glückliche Lage Alexandriens als Herd geographischer Wissenschaft gepriesen. Es ist nicht überflüssig, auch der Beschränkung zu gedenken, die der dortige Horizont den Forschern auferlegte. Fragen wir uns: welches sind die Bedingungen einer Bifurkation? so können wir sie generell für gegeben erachten, wenn einem Fluße in mehr als einer Richtung die Möglichkeit einer Fortsetzung seines Laufes geboten ist. Das kann schon auf stark geneigtem Boden zutreffen. Auf einem Kegelmantel, z. B. dem Hange eines Schuttkegels oder eines Schwemmkegels, genügt ein kleiner Anstoß, die Richtung eines Baches zu ändern. Mit Leichtigkeit leiten Dörfer am Fuße der Tatra von solch einem Schwemmkegel einen ihnen zu fernen Bach zu unmittelbarer Dienstbarkeit an ihre Häuser heran. Aber am häufigsten treten Bifurkationen ein, wenn die Neigung der Landoberfläche minimal wird. Dahin gehört schon der Fall der Seebildung. Ein Wasserspiegel kann wenigstens zeitweise nach mehreren Seiten sich entwässern. Von Dauer ist indes dieser Zustand nicht leicht; denn selten werden die Bedingungen für das Einschneiden der austretenden Bäche genau gleich sein; in der Regel wird einer rascher erodieren, seine Abflußrinne vertiefen, den Seespiegel tiefer legen und damit andere Abzüge außer Wirksamkeit setzen. Diese Überlegung stand älteren Zeiten nicht aus weiter Er-

fahrung fertig zu Gebote. Deshalb waren sie leicht geneigt, an mehrseitige Entwässerung eines Sees zu glauben.[1]) Die auf portugiesischen Erkundigungen beruhenden Karten Innerafrikas zeigen solche zentrale Seen mit zentrifugaler mehrseitiger Entwässerung. Auch das Altertum hat diesen Zustand für möglich gehalten. Am häufigsten aber sind Stromteilungen in ebener Niederung. Die Deltabildungen der Ströme bieten unzählige Beispiele. Sie führen uns wirklich zu Fällen, wo — wie beim Hwangho — ganze Provinzen und große Gebirgsinseln zwischen die divergierenden Mündungsarme von Strömen zu liegen kommen.

Aber kein Strom war in dieser Beziehung verführerischer als der Nil. Eine Verzweigung seines Flußsystems nach aufwärts gegen das Quellgebiet fehlte in Ägypten und Nubien völlig. Eine Verzweigung des Stromes fand nur nach abwärts statt, nicht nur im Nildelta, sondern schon in Oberägypten bei dem Nilarm, der das Fayum tränkte. Das war der Anschauungskreis der Alexandriner. Kein Wunder, daß sie seine Erfahrungen auf die übrige Welt rasch zu übertragen geneigt waren. So erscheint die Verirrung, die Länder mit Flußbifurkationen verschwenderisch auszustatten, im Grunde nur als eine Erinnerung an die Natur des Bodens, auf dem die wissenschaftliche Blüte der antiken Erdkunde erwuchs. Auch Eratosthenes blieb nicht frei von dem Banne der Natur, die ihn umgab.

1) Eine Zusammenstellung der vom Altertum angenommenen Bifurkationen versuchte H. Berger, Die geographischen Fragmente des Eratosthenes 347.

Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Akademie der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
71. Band. 1919. 3. Heft

August Schmarsow

Das Franciscusfenster in Königsfelden und der Freskenzyklus in Assisi

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1919

Vorgetragen für die Berichte am 3. Mai 1919.
Das Manuskript eingeliefert am 3. Mai 1919.
Druckfertig erklärt am 15. Juli 1919.

Auf Königsfelde bei Brugg im Aargau, wo Albrecht I. von Habsburg am 1. Mai 1308 durch seinen Bruderssohn Johannes ermordet ward, errichtete 1310 die Königinwitwe Elisabeth von Görz-Tirol eine Abtei, in der Mönche und Nonnen des Franziskanerordens zusammen angesiedelt wurden und in gemeinsamer Kirche ihren Gottesdienst halten sollten. Im Chor dieser Klosterkirche befinden sich noch heute die berühmten Glasgemälde, die von den Angehörigen des Habsburgischen Hauses gestiftet wurden, und unter ihnen ein Fenster mit der Legende des hl. Franz von Assisi selbst und eins zu Ehren der hl. Clara. Diese Verherrlichungen der beiden Ordensstifter dürfen wohl den Anspruch erheben, zu den selbstverständlichen Hauptstücken des farbigen Schmuckes zu gehören, die neben den evangelischen Darstellungen aus der Jugendgeschichte Jesu, aus der Passion des Erlösers und aus den Erscheinungen des Auferstandenen einen ersten Platz angewiesen erhielten. Nach Hans Lehmanns genauen Untersuchungen zur Chronologie dieser Glasmalereien ist anzunehmen, daß die ganze Reihenfolge nach einem bestimmten Plan angelegt worden und bis gegen 1340 vollendet war.[1]) Diese Zeitbestimmung gilt, auch wenn die drei genannten im dreiseitigen Chorhaupt, andrerseits aber auch, wie wir annehmen, die beiden der Ordensheiligen zunächst allein feststanden. Die Gesamtheit, wie sie noch heute dasteht oder aus Überresten nachweisbar ist, muß seit 1310 in Aussicht genommen und all-

1) Zur Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz (in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. XXVI). I. Teil 1906, S. 192—203. Vgl. dazu noch Th. v. Liebenau und W. Lübke, Die Denkmäler des Hauses Habsburg in der Schweiz. III. Kloster Königsfelden. Zürich 1867 mit Bilderatlas.

mählich bis 1337 etwa fertiggestellt worden sein. Am bestimmtesten läßt sich vorerst das Clarenfenster datieren, weil es unten die Stifterbildnisse des Herzogs Leopold, der die Verwaltung der westlichen Hälfte der habsburgischen Länder übernahm, und seiner Gemahlin Katharina von Savoyen enthält, mit der Beischrift: „Domina Katherina Ducissa Austrie“ und gegenüber bei der knienden Gestalt des Fürsten, der das unterste Medaillon mit beiden Händen erfaßt und so als Weihgeschenk erhebt: „Pro Leopoldo Duce“, d. h. also nach seinem 1326 erfolgten Tode, in Ausführung seines Willens oder bereits erteilten Auftrags, so daß wir kaum noch des andern Termins bedürfen, der im Todesjahre seiner Witwe 1337 gegeben wäre. Zu möglichst früher Ansetzung nötigt doch auch die altertümliche Gesamtdisposition dieses Fensters, das die Legende der frommen Jungfrau von Assisi in fünf großen Kreisrunden erzählt, die das senkrecht durch zwei Steinpfosten geteilte Ganze, auch der Gesamtbreite nach, erfüllen, so daß seitlich nicht einmal für die Einfassung der Bilderreihe durch eine Kante Platz übrig bleibt, während die Zwickel zwischen den Runden durch Engelgestalten gefüllt sind. Dazu nötigt ferner die Zugehörigkeit zu dem Franciscusfenster, das noch eine breite Zierleiste aufweist.

Dieses wurde anscheinend von dem jüngeren Bruder Herzog Otto gestiftet, der 1301 geboren, seit 1324 mit Elisabeth, Herzogin von Niederbayern, vermählt war und nach deren Tode 1330 sich erst 1334 mit Anna von Böhmen wieder verheiratete, aber schon 1339 starb. Das Bildnis der zugehörigen Gattin ist verloren gegangen, aber es war kein zweites vorhanden, und so kommt nur die Zeit der ersten Ehe 1324—1330 in Betracht. Die Legende des Franz steigt in fünf frühgotischen Vierpässen auf, in denen noch das, auch als liegend auffaßbare, Quadrat — nicht die immer stehende Raute — die Grundform bildet[1]), deren Seiten sich zu Kreissegmenten er-

1) Vgl. Kompositionsgesetze romanischer Glasgemälde in frühgotischen Kirchenfenstern von A. Schmarsow, Abh. d. Sächs. Ges. d. Wiss. XXXIII, II (1916) S. 25 ff.: Das Weihnachtsfenster in Chartres.

weitern. Je zwei solcher Vierpässe sind durch kleine kreisrunde Ringe miteinander verkettet, so daß die ganze Reihe der Rahmen von oben herab zu hangen schiene, wäre nicht auch in den Zwischenräumen zwischen den Quadratecken je ein Paar kleiner Medaillons, mit einfachem Paß aus vier Kreisteilen und weißer sechsblättriger Sternblume darin, angebracht, das so die Hauptrahmen unterstützt und zusammenhält, zugleich aber deren Breitenlage nochmals betont und durch solche Wiederholung der Horizontale verstärkt. Die zwischen der Peripherie dieser Rosetten und den seitlichen Kreissegmenten der großen Vierpässe übrigbleibenden Zwickel enthalten auf himmelblauem Grunde das Habsburgische Wappentier, in beträchtlicher Größe, einen goldgelben Löwen in aufrecht steigender Haltung mit seitwärts gedrehtem Kopf, von hüben und drüben symmetrisch nach innen gewandt.

So viel entschiedener gotisch die Gesamtdisposition dieses Fensters angelegt ist als die des vorgenannten, so gehören die beiden doch nicht nur gegenständlich nah zusammen, sondern haben auch eine künstlerische Eigentümlichkeit gemeinsam, die hier in deutschen Gauen ganz besonders auffallen muß: das ist die Einfügung einer wagrechten Fußbodenplatte, die auf einer Konsolenreihe ruht, als müßte sie von solchen aus der Wand vorspringenden Baugliedern getragen werden. Und diese Basis der Figuren wird beidemal in schräger Richtung, dem von links nach rechts entlanggleitenden Blick des Betrachters entgegengekehrt, in perspektivischer Ansicht gezeigt, und dazu auch zwischen den Konsolen die Unterseite der Platte wie eine kassettierte Decke in Untersicht gegeben. Deshalb hat schon JOSEPH LUDWIG FISCHER in seinem Handbuch der Glasmalerei 1914, S. 90, ganz richtig gesehen, wenn er von einem „unüberbrückbaren Gegensatz“ der plastisch gedachten Fenster zu den übrigen flächenhaft gehaltenen spricht, als Kennzeichen eines Zusammenhangs mit der „giottistischen Körper- und Kompositionslehre“. Aber ein solcher allgemeiner Hinweis auf die italienische Trecentomalerei ist in diesem Falle noch nicht ausreichend. Die bezeichnete Behandlungs-

weise in der Art der Giottoschule könnte durch tirolische Künstler über die Alpen gekommen sein und etwa von Padua herstammen, wie so viele Denkmäler der Wandmalerei in Südtirol und weiter hinauf an der Brennerstraße begegnen. Oder es wäre noch einfacher, an die Vermittlung durch Miniaturen zu denken. Hier aber liegt unzweifelhaft sowohl in ikonographischer wie in stilistischer Hinsicht ein unmittelbarer Zusammenhang mit Assisi vor, der uns, einzig in seiner Art, bestimmt und scharf auf die Heimat der beiden Ordensheiligen selbst weist. Unter diesem Gesichtspunkt beansprucht das Franciscusfenster ohne Zweifel den Vortritt vor dem Angebinde für die Clarissen, das Herzog Leopold erst um sein Todesjahr 1326 dargebracht haben soll. In der Oberkirche von Assisi befinden sich unter jedem Gewölbejoch je drei Bilder aus der Franzlegende hüben und drüben nebeneinander; sie sind unter sich durch gemalte Säulchen mit spiralisch gewundenem Schaft getrennt, auf deren Kapitellen eine gemeinsame Deckplatte ruht. Über dieser Zusammenfassung wie unter der Basis der Scheinarchitektur laufen Konsolenfriese hin, die, ebenfalls nur gemalt, perspektivisch so gezeichnet sind, daß sie von der Zentrallinie des Mittelbildes aus sich nach links dem vorbeischreitenden Beschauer entgegenkehren, nach rechts hin dagegen, in identischer Richtung mit ihm, weiterweisen. So gibt nur das Mittelstück einer solchen dreigliedrigen Bilderreihe Gelegenheit oder Anreiz zu ruhigem Stillstand, während die Flügelstücke, von welcher Seite der Besucher grade kommen mag, auch dem Auge das Hineingehen unter das Gewölbejoch und andrerseits das Hinausschreiten aus dem Bann der Zentralstelle zu Gefühl bringen und damit die Einheit unter dem Schnittpunkt der Diagonalrippen jedes Kreuzgewölbes vermitteln. Damit so das rhythmische Erlebnis beim Ablesen der Geschichten von links nach rechts, wie sie einander folgen, noch stärker zum Bewußtsein komme, als dies etwa vor einem Altartriptychon von geringerer Breite mit seiner Überschaubarkeit von dem festen Standpunkt vor seiner Mitte zu geschehen pflegt, ist die nämliche

perspektivische Divergenz auch an der Deckplatte über den einrahmenden Säulen durchgeführt, die dem Blick des unten entlangwandelnden Betrachters in entsprechender Untersicht gezeigt wird. Diese Deckplatte unter der oberen Konsolenreihe trägt an ihrer Stirnfläche ein feingemustertes Cosmatenmosaik und an ihrer Unterseite eine zweireihige Kassettenteilung, deren Orthogonalen die nämliche radiale Ausstrahlung von der Zentralachse her wiederholen, die wir an den Konsolen so unten wie oben darüber finden, und dem Auge dadurch eine vertiefte Raumschicht vortäuschen, schon ehe die Bühne des Einzelbildes sich etwa einladend auftun mag.[1]) Diese durchgehende Eigentümlichkeit des ganzen Freskenzyklus in der Basilika zu Assisi konnte man nur an Ort und Stelle selbst kennen lernen, und eben diese finden wir, soweit es überhaupt möglich war, in das Glasfenster zu Ehren desselben Heiligen in Königsfelden herübergenommen, — und zwar in sinnvoller Auswahl, im Einklang mit der französisch-gotischen Vorschrift des Ablesens von links nach rechts, auch nur für diese Ansicht, nicht aber in der Frontalschau der Mittelbilder dort mit der trennenden Zentralachse zwischen beiden Hälften, die den Standpunkt des Betrachters schon fester anzuweisen vermöchte. Die wagrechte Fußplatte ist auch nicht sklavisch kopiert, so daß man die Wiederholung diesseits der Alpen einfach durch gemalte oder gezeichnete Vorlagen nach den inzwischen zu kanonischem Ansehen gelangten Fresken des Wallfahrtsortes vermittelt denken könnte. Das Motiv ist als Entlehnung nach dem Urbild in Umbrien unverkennbar, sein Zusammenhang mit der Ursprungsstätte, wo es, auf Grund der alten Tradition perspektivischer Zierstücke, allein erwachsen konnte[2]), ganz unzweifelhaft. Aber es

1) Vgl. Schmarsow, Kompositionsgesetze der Franzlegende in der Oberkirche zu Assisi (Publikation des Forschungs-Instituts für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig). 1918, Kommissionsverlag von Karl W. Hirsemann. S. 7f. u. Tafel.

2) Vgl. Repertorium für Kunstwissenschaft XXVIII (1905) S. 391 meinen Bericht über S. Pietro bei Ferentillo.

ist hier in die Formensprache der Gotik, ja der vereinfachenden Sondergotik der südwestdeutschen Gegenden in der Nähe des Oberrheins und der burgundischen Lande jenseits des Jura übertragen. Im Franciscusfenster wird die starkvorspringende Deckplatte der Figurenbasis mit ihrem Fugenschnitt zwischen den einzelnen Quadern, statt von antiken Marmorkonsolen mit ihren römischen Ziergliedern, von schlichten Kragsteinen getragen, die nichts als die scharfkantige Werkform des Steinmetzen zeigen. Die untere Fläche, gegen die wir hinaufblicken, ist glatt belassen, nur durch den dunkleren Farbton als beschattete Decke der kleinen Schalträume gekennzeichnet, wie die sichtbare rechte Seite der tragenden Glieder selbst, im Gegensatz zu der quadratischen Stirn in hellstem Weiß, unter welcher der Ablauf wieder beschattet erscheint bis zum seitlich von links her beleuchteten Fußpunkt, unter dem abermals eine wagrechte Reihe von weißen Hausteinen hinläuft. Zwischen je zweien solcher schlicht behauenen Kragsteine sehen wir durch ausgetiefte Rahmen in ganz niedrige, aber die verfügbare Breite ganz ausnützende Öffnungen hinein, die mit der schwarzen Farbe im Ausschnitt nur dunkle Kellerluken bedeuten können, durch die mehr Luft als Licht in den Innenraum unter dem Fußboden eingelassen wird.

Ganz ähnlich finden wir den Schauplatz für die Szenen des Clarenfensters; nur gleichen die Konsolen noch mehr hervorstehenden, ganz unprofiliert belassenen Balkenköpfen, sind jedoch an der Unterseite mit einem krausgezackten Blatte vorgerückter Gotik belegt. Und an der Unterseite der Deckplatte kehrt die schräg von rechts nach links ausladende Quadrierung von der Kapitellzone der Säulchen in Assisi wieder: nicht genug mit den zwei Reihen von Kassetten, sind hier deren vier hintereinander gezeichnet, doch nur in schematischer Weise durch schwarze Linien, deren Durchkreuzung indes ebenso, ja erstrecht stark in die Richtung der Steinbalken selbst nach links hinausweist, so daß unser entlanggleitendes Auge nicht umhin kann, die ganze Breitenausdehnung des Bildes an der Hand dieser auffallenden Glieder durchzu-

taktieren und Abschnitt für Abschnitt auf grund ihres Widerstands durchzukosten.[1])

Die nämlichen perspektivischen Reizmittel in Untersichten jedweder vorkragenden Decke begegnen uns dann in den Darstellungen selbst, ebenso wie in den Wandgemälden der Franzlegende zu Assisi, wo sie sich bekanntlich mit charakteristischen Elementen der Cosmatenarchitektur des Dugento verbinden. Der Hochsitz des Bischofs auf dem ersten Bilde, mit der Flucht des Jünglings vor dem erzürnten Vater, ist ein in deutsche Gotik derbster Art übertragener Aufbau jenes mittelitalienischen Sonderstils und trägt auf seiner Deckplatte die gleich vergnügliche Übersetzung einer Pergola, wie sie dort auf dem flachen Dach der Paläste vorkommen oder auf dem Vorbau des Ritterschlosses, das dem Franz im Traum von Christus selber gezeigt wird. Sie wird, sogar mit aufgeklappter Fensterluke am Ausguck zur Seite ausgestattet, aber auch mit gotischer Haustein- oder Holzprofilierung an Kopf- und Fußstücken der gedrungenen Säulenstämme, dem heimischen Schreinergeschmack entsprechend, eingedeutscht. Am Thron des Papstes, der die Ordensregel bestätigt, erscheint abermals derselbe Steinschnitt an plumpen Konsolen der Sitzplatte, läßt aber vollends an der Fußbank mit ihrem perspektivisch schräg gesehenen Rundbogenfries keinen Zweifel übrig, daß der zweistufige Schemel vom Urbild der nämlichen Szene zu Assisi dabei vorschwebt, oder daß gar die flüchtige Skizze, die hier dem Glasmaler vorgelegen haben könnte, doch durch Reminiszenzen an die tonnengewölbten Rundbogennischen der schwerfälligen Deckenträger des päpstlichen Audienzsaales abgewandelt wurde. Und endlich ist das ganze Fenster auf beiden Seiten mit einer goldgelben Kante auf schwarzem Grunde eingefaßt, in der wieder durch den Gegensatz stark beleuchteter Flächen gegen halbbeschattete und durch deren Schrägstellung gegeneinander der täuschende Eindruck

1) Beachtenswert ist der Unterschied der rein frontalen Stellung der fünf Konsolen unter der Basis der Figuren im Vierpaß auf den Reliefs der Bronzetür des Andrea Pisano am Baptisterium zu Florenz 1330.

erzielt wird, als reihten sich helle Steinwürfel wie eine schmal aufsteigende Treppe aneinander, die unter grellem Licht überraschend aus dem dunklen Grunde hervorspringt, — ein Kunststück, das noch an illusionistische Bestrebungen in Fußbodenmosaiken der römischen Kaiserzeit erinnert, und zwar zu stark und unmittelbar, um nicht die frische Anleihe beim italienischen Geschmack römischer Mosaikmaler des dreizehnten Jahrhunderts und der schon genannten Cosmatenkunst, die mit ihrer eingelegten Steinarbeit auch in Assisi herrscht, zu verraten. Schon angesichts der inneren Rahmenformen, die sich mit weißen und goldgelben Rändern von dem himmelblauen Grunde abheben, kann ja kein Zweifel bestehen, daß hier in Königsfelden sich fremdher zugetragene Dekorationsmotive dem diesseits der Alpen herrschenden Stil der Gotik einordnen müssen, wenngleich der Horizontalismus, mit dem sie notwendig zusammenhängen, der bereits erreichten Entwicklungsstufe dieses Baustiles widerspricht.

Ein figürliches Motiv aber, das dem perspektivischen Konsolengesims unmittelbar gesellt ist, offenbart vollends überzeugend, wie unbefangen der erfindende Glasmaler als echter Gotiker sich in seiner Denkweise gar nicht beirren läßt. Gerade da, wo das italienische Vorbild rein tektonisch gemeint ist, und die wagrechte Grundlinie, auf der die Konsolen fußen, als letzte befriedigende Unterlage des weiteren Aufbaues anerkennt, empfindet der heimische Meister die breitgelagerten Steinformen als zu schwer für den Gesamtaufstieg seiner Vierpaßrahmen, auch nachdem er diesen durch die Wahl des ruhenden Quadrates, statt der steigenden Raute, und durch die Erweiterung der Bühne mittels der Kreissegmente nach beiden Seiten schon zugunsten der zweiten Dimension ein starkes Zugeständnis gemacht, ja durch die symmetrische Lage der Rosenmedaillons zwischen den Vierpässen sich fast für die ausschließliche Vorherrschaft der Breite im ganzen Aufbau entschieden hat. Gerade da bringt er jedoch auf eigene Hand zur Ausfüllung des unteren Kreissegments eine menschliche Gestalt hinein, die weit ausschreitend von links nach rechts, beide Füße fest auf

die innere Peripherie setzt, ja den linken Arm noch als dritte Stütze verwendet, indem sie die Hand gegen Schienbein und Knie zur Rechten preßt, um so die Last des Fußbodens auf tiefgebeugtem Rücken tragen zu können; mit der rechten Hand greift sie noch an die Steinplatte und läßt den mühsam emporgewendeten Kopf zur Seite drücken, um vorsorglich mit den Augen das Gleichgewicht zu kontrollieren und jeder leisen Schwankung mit dem eignen Körper Widerhalt zu leisten. Das ist eine rechte Steinmetzenerfindung aus der gotischen Bauhütte, diese Menschengestalt, die das Bewegungsmotiv des Lastträgers so realistisch wie möglich ausbeutet, um das Grundprinzip des Strebesystems lebendig ad oculos zu demonstrieren. Und es ist doch eine dekorative Idealfigur, die unmöglich im Ernstfall fungieren könnte, wohl aber von französischen Bildhauern mit Vorliebe verwandt wurde, um, unter Kragsteinen für Standbilder oder gar hochsteigenden Diensten der Gewölberippen angebracht, die staunende Bewunderung des unten wandelnden Laien herauszufordern. Daß sie sich in Profilstellung von links nach rechts entfaltet, ist nur auf die gewohnte Blickrichtung beim Ablesen der erzählenden Bilder berechnet, entspricht also auch dem Gebrauche französischer Glasgemälde, in denen sich der gotische Stil so maßgebend ausgebildet hat. Und in dem Umkreis dieser Kunstüberlieferung nordfranzösischer Kathedralen suchen wir auch die Gestaltenbildung und das ausgreifende Motiv im Zusammenhang mit der begrenzenden Kreisperipherie: es genügt ein Hinweis auf die ganz verwandten Erfindungen im Skizzenbuch des Villard de Honnecourt, der ja selbst auf seinen Reisen bis nach Lausanne, ja weiter ostwärts bis nach Ungarn gelangte.[1])

Damit haben wir aber auch, wenn wir diese gewaltsam niedergedrückte und doch so elastisch bewegliche Trägerfigur, sei es auch nur in Gedanken, aufrichten zu ihrer frei aufragenden Haltung, den Normaltypus für die Menschengestalt vor Augen, wie er hier in der Legende des hl. Franz selber auftritt. Im

1) Lassus et Darcel, Album de Villard de Honnecourt 1858.

selbstverständlichen Gegensatz gegen den vorherrschend untersetzten Bau des italienischen Bilderzyklus schließt er sich in Königsfelden dem nordfranzösischen Stil der Frühgotik an. Hier sind es durchgehends schlanke, geschmeidige Körper mit schmalen Schultern, aber großen Köpfen, voll dramatischen Ausdrucks in lebendiger Aktion und sprechender Gebärde. Besonders der seitlich gerichtete Blick verrät überall das Bestreben, den geistigen Zusammenhang des Auftritts auch für den Beschauer sichtbar herzustellen. Demgemäß werden auch die Kompositionen des italienischen Originals im Sinne der französischen Glasmalerei und ihrer Ausläufer auf deutschem Boden umgewandelt. Aus der volkstümlichen Erzählung der Franzlegende von Assisi wird hier ein feierliches Wesen, für andächtige Betrachter im Gottesdienst, herausgeläutert und verklärt. Das ergibt sich zunächt schon dadurch, daß die wenigen Momente, die hier im Fenster Platz finden konnten, aus dem zusammenhängenden Verlauf herausgehoben und, jeden für sich isolierend, verselbständigt wurden. Wo die überleitenden Glieder fehlen, muß der Einzelauftritt bleibendere Bedeutung gewinnen, wie dies schon bei Giotto in der Franzkapelle von Sta Croce zu Florenz geschah, weil die verfügbare Wandbreite nur ein Bild aufnimmt, so daß kein Weiterlesen in der Horizontalrichtung stattfindet, und weil die Reihenfolge dort von oben nach unten in drei Stockwerken so herabsteigt, daß je zwei zeitlich zusammengehörige Darstellungen einander im Kapellenraume auf gleicher Höhe gegenüberstehen, also völlige Abkehr vom ersten verlangen, sowie der Betrachter sich dem zweiten zuwendet. Ähnliche und doch wieder andersartige Bedingungen walten hier, wo in einem Fenster die Reihenfolge der Szenen von unten nach oben aufsteigt, und jedesmal der Vollzug der Einstellung des Augenpaares auf das höhere Niveau fühlbarer, weil mühsamer erreichbar wird, oder gar Erweiterung des Abstandes erheischt. Das alles wirkt mit der Absicht auf kirchliche Andacht zusammen und erklärt die vorliegende Metamorphose als notwendiges Erfordernis.

So schon die besonders auffallende Umstellung der Haupt-

person in dem untersten Bilde, der Lossagung vom Vater. In der Glaswand, die durch zwei Steinpfosten in drei Abschnitte geteilt ist, wird die Komposition vollständig symmetrisch zu einem dreigliedrigen Aufbau mit überhöhter Mitte umgewandelt. Unter dem oberen Kreissegment des Vierpasses erhebt sich der Kirchenstuhl des Bischofs von Assisi, von dessen Bekrönung mit einer Pergola, die hier als reines Schaustück fast nur wie eine Puppenstube wirken kann, schon vorhin gesprochen worden ist. Wie beim Hochamt im Chor des Domes thront der geistliche Oberhirte in der Mitra und empfängt den nackten Jüngling, der ihm flehend von linksher naht; schleunigst bedeckt er mit seinem blauen Mantel die Blöße des Flüchtlings, der seine Kleider abgeworfen hat, um auf alles irdische Gut zu verzichten. Hinter dem Bekenner freiwilliger Armut erscheint der erzürnte Vater, der mit geballter Faust zum Schlage ausholen will, und wird von einem Mitbürger genau ebenso am rechten Arm gepackt wie auf dem Fresko in Assisi. Aber aus den glattrasierten Italienern sind bärtige Nordländer geworden, doch sind sie nach der Zeitmode sorgsam gelockt unter dem vorgeschriebenen Haarschnitt um die Stirn. Das Motiv der habgierig aufgepackten Kleider im Arm ist verschmäht; aber um den heftigen Alten vom Ziel zurückzureißen, bedarf es auch der Linken des Gefährten, die von hinten vorgreifend gerade noch die vordringliche Bewegung abfängt, dabei aber auch eine Vorbeugung des eigenen Oberkörpers veranlaßt, die beide Köpfe einander näher bringt. So entsteht die paarige Gruppe, die sich im Rahmenausschnitt links zur einheitlichen Kurve zusammenschließt, durchaus nach den Regeln des französischen Stils.[1]) Ihr entspricht gegenüber, auf der anderen Seite rechts, ein Paar von Geistlichen, wie sie auch in Assisi das Gefolge des Bischofs bilden, der auf der Straße gerade daherkam. Aber der erste wird hier, als Träger des Krummstabes mit seinem reichen hochgotischen Blattwerk droben und des

1) Vgl. „Kompositionsgesetze frühgotischer Glasgemälde“ in den Abhandlungen der Sächs. Ges. d. Wiss. XXXVI, III. (1919).

Sakramentars in der linken Hand, auch im kirchlichen Ornat, Chormantel und Mitra, gezeigt, und der jüngere Kleriker folgt ihm, in gemessener Zurückhaltung, doch durch die Neugier zum Spähen nach dem unerwarteten Zwischenfall getrieben und so fast wider Willen angenähert. Dazu sind dann die großen Überschriften hinzugetreten. Über den beiden Laien links, die nun wie Eindringlinge ins Heiligtum erscheinen, steht P(ate)R · FRAN · CISCI. — über dem nackten Knaben mit seinem Nimbus ums blondlockige Haupt: S. FRANCISCUS im Aufschwung eines schwarzen Streifens bis zum flachen Dach des Thrones hinauf. Aber trotz allen Abweichungen bleibt die unmittelbare Herkunft von dem bestimmten Urbild in Assisi ebenso zweifellos klar wie die Freiheit der Umgestaltung und deren Abhängigkeit von Stil und Tonart frühgotischer Kirchenfenster in Frankreich.

Die Obedienzleistung vor dem Papst läßt uns im Vergleich mit der Vorlage des Freskenzyklus die Ursachen der Veränderung besonders deutlich in den Erfordernissen der Glasmalerei erkennen. Die paarige Mittelgruppe mit dem knieenden Franz vor dem thronenden Oberhirten der Kirche wird dadurch der vorigen fast zu ähnlich: Zwischen den beiden Steinpfosten und der ersten Querstange der Armatur eingespannt, sind die beiden Personen einander ganz nahe gerückt, wenn auch der niedrige Steinsitz, mit seinem Schemeluntersatz von einer Stufe, frontal ganz nach vorn genommen, noch immer hinreichend dafür sorgt, daß der sitzende Bischof von Rom mit purpurroter Mitra auf dem Haupt, mit goldgelbem Chormantel um die abfallenden Schultern und über den fast nur einseitig angedeuteten Knien, den demütigen Empfänger der Ordensregel gebührend überragt. Diese ist hier, aus einem entrollten Pergamentstreifen im Orginal, ein gebundenes Buch geworden, das in dem Augenblick, wo beide Beteiligten es am selben Außenrand unten berühren, geöffnet in der Luft steht, da die Linke des Ordensstifters fast ebenso untätig gegen den Rücken des Einbands gestellt wird. Mit hingebender Devotion aufblickend, ist der fromme Mönch hier vollends nur

Gehorsam, wie er mit beiden Knien am Boden liegt und sonst überhaupt mit keinem Gliede weiter in das Bild hineinragt. Desto augenfälliger steht sein Name auf geschwungenem Schriftband über Heiligenschein und Codex, wie auch die große leergebliebene Fläche des Bogenfeldes über dem Windeisen in drei Zeilen verkündet, welcher gewaltige Herr diese Bestätigung gegeben: INNOCENCIV' · PAPA · TERCIUS · — Auch hier begleitet den Kirchenfürsten sein Weihbischof mit dem hochragenden Pedum, dessen Übereinstimmung mit dem des ersten Bildes wohl vermuten läßt, daß in beiden das gotische Original der Abtei Königsfelden selber konterfeit worden ist, um noch eine köstliche Gabe der Habsburger zu zeigen: es kommt auch im Clarenfenster noch einmal vor. Und neben dem Krummstabträger in weißer Mitra erscheint ein barhäuptiger Priester ebenfalls im Pluviale, sogar von der gelben Farbe wie des Papstes, in Profilansicht; er bereichert das konventionelle Motiv geistlicher Statisten, ein schweres Gebetbuch zu tragen, durch ein wundervoll groß und scharf geschnittenes Antlitz und so durchdringenden Blick der weitgeöffneten dunklen Augen, daß Joseph Ludwig Fischer meint: „Einen so lebenswahren Charakterkopf konnte nur ein Künstler entwerfen, der sich im Treiben italienischer Prälaten genau umgesehen hatte". Wir mögen gern annehmen, daß schon die reiche Auswahl so sprechender Persönlichkeiten auf den Wandgemälden der Oberkirche von Assisi das Ihrige dazu beigetragen habe, sehen aber trotzdem kein Bildnis nach Art des italienischen Meisters darin, sondern gerade hier auch unverkennbar die verklärende Idealität, die im durchscheinenden Glasfenster der Gotik zu walten pflegt. Daß aber auch diese Gesinnung, wenigstens in Toskana, nicht fehlte, mag durch den Hinweis auf die marmorne Priestergestalt bekräftigt werden, die Giovanni Pisano am Eckpfosten seiner Kanzel in St. Andrea zu Pistoja gerade um die Wende ins Trecento angebracht hatte. Sie ist auch im Schnitt des Profils diesem Kopf hier verwandt, so weit sonst die tektonische Begrenzung des Körpers

von der fortgeschrittenen Beweglichkeit des Gotikers im Norden noch abweicht, denn sie sollte ja an ihrer Stelle gesondert für sich bestehen und jedem Geistlichen, der zur Predigt hinaufstieg, als Vorbild seines Amtes vor Augen treten. Hier fügt sich der Kardinal in die Reihe dienend ein, so lebhaft er auch hervorblickt, und die letzte, vom Rahmen fast völlig überschnittene Figur des Akoluthen ist gewiß nur deshalb noch hineingenommen, weil das Fresko eine dichtgedrängte Aufstellung von Kurialen zeigte, die der Majestät des Papstes in der geschlossenen Ecke des Gemachs erst den imposanten Rückhalt gaben, auf die es eben im Wandgemälde bei solcher Einordnung der Hauptperson in ihre zugehörige Umgebung notwendig ankam. Für den Glasmaler gilt dagegen die Vereinzelung der Gestalten auch innerhalb einer Mehrzahl als technische Regel. Aus ihr ergab sich die Aufreihung im Übereinander an der linken Seite, wo die Genossen des Franz hinter ihm eingetreten sind und niederknien. Drei Brüder in verschiedenfarbiger Kutte beten vorn dicht nebeneinander, zwei in Dreiviertelsicht des Kopfes, der letzte nur in scharfem Profil; drei andere überragen die Glatzen dieser vorderen, hier auch zwei bärtige dazwischen und der letzte wieder mit so energisch geschnittenen Formen, so mandelförmig geschlitzten großen Augen, so schwarzer Iris- und Bartfarbe, daß man seinen südländischen Typus nicht verkennen kann. Alle diese ausgeprägten Erscheinungen fallen um so mehr auf, als der weichbewegte Papst, der den mächtigen Innocenz darstellen soll, so jugendliches, fast jünglingshaftes Antlitz trägt, als gehörte er zum Hause der Luxemburger, wie sie uns im Balduineum zu Koblenz gezeigt werden. Auch hier tritt wohl ein Kennzeichen des milder werdenden Zeitgeschmacks hervor, der die französische Gotik selber abgewandelt hat und bei ihrer Verbreitung in deutschen Gauen vollends zu knabenhafter Weltfremdheit oder jüngferlicher Blütenfrische werden läßt.

An mittelrheinische Gefühligkeit und minnigliche Verzückung, wie diese Märchenabenteuer, die den Römerzug

Heinrichs VII. verherrlichen sollen, streift auch, freilich mit besserem Rechte, die Vogelpredigt des heiligen Lyrikers von Assisi. Schon die Tatsache, daß unter fünf Hauptstücken aus seiner Laufbahn, die hier ausgewählt werden durften, gerade diese liebenswürdige Anekdote mit auftreten darf, ist bezeichnend. Aber auch sie bestätigt nur die Abhängigkeit von den Eindrücken der Wandgemälde in Assisi, wo das unkirchliche Thema, so recht für das Laienpublikum, dicht an den Ausgang der Basilika mit dem Blick ins Freie verlegt worden war. Wie es dort an der Portalwand des Langhauses populär geworden, mit seinem poetischen Reiz und seiner Beziehung zum blauen Himmel draußen, so hat auch in deutschen Landen wohl immer das menschliche Verhältnis zur landschaftlichen Natur und zur Tierwelt unter den Bäumen die Herzen gewonnen und die Innigkeit des Gemütes hineinzusehen verlockt. Die Gestalt des freundlichen Predigers ist auf dem Glasgemälde nichts anderes als eine folgerichtige Übertragung des untersetzten umbrischen Urbildes in die gestreckten Proportionen, die schlanken Glieder und das rhythmisch bewegte Gebaren der französischen Gotik, in der auch dieser deutsche Meister geschult war. Aber es ist auch bewußte Abwandlung sonst im Spiel: bei dem Italiener sitzen die Vögel versammelt auf dem Erdboden zu Füßen ihres Freundes, wie die andächtige Schar menschlicher Hörer ihm voll Hingebung und Verständnis zu lauschen pflegte, und demgemäß beugt sich der Prediger zu ihnen gerichtet, nach abwärts blickend und gestikulierend, wie von der Kanzel herab. Dadurch wird sozusagen der kirchliche Charakter der Seelsorge, der Erbauung bewahrt. Hier in Königsfelden sitzt die Mehrzahl der Vögel auf den Zweigen, ja auf den kugeligen Baumkronen über seinem Haupte; so bleibt sein Antlitz in aufrechter Haltung geradeaus in mittlerer Höhe, nach rechts gewandt, wie seine seitlich blickenden Augen. Seine Hörer kommen ihm näher, ja er scheint fast in persönlicher Wendung sich soeben mit dem Haushahn zu beschäftigen, der ganz goldgelb auch dem Betrachter besonders ins Auge fallen

muß, wenn auch unten der Storch auf der Wiese, oder die Gans sich neugierig vorgedrängt haben, oder wenn selbst das Käuzchen sich herauswagt ins Tageslicht und auf niedrigem Stämmchen, aber wie federleicht, hoch oben auf der Spitze eines Blätterbüschels hockt. Kommt doch ein dicker großer Schmetterling als Luftbewohner herangeflogen, und gesellt sich zu allem Geflügel des Waldes sogar das Eichhörnchen, das seinen Nageeifer unterbricht, um, mit der Nuß zwischen den Pfötchen, zu erspähen, was es gibt, ohne dort droben in sicherem Abstande die Flucht zu ergreifen. Ein großer Baum teilt mit dem Heiligen das Mittelfeld des Vierpaßrahmens, wächst ihm in zwei geteilten Kronen über den Kopf, ins Bogenfeld hinauf; aber wie anders ist er durchstilisiert als das mächtige Prachtexemplar, das im Wandgemälde die rechte Seite füllt! Auch dort ist freilich die mittelalterliche Schablone, bei allem Zuwachs an Naturbeobachtung und Körperfülle, noch unverkennbar zugrundegelegt: das beweist schon die kleine Abzweigung vom Stamme rechts unten mit der Kugelform der Laubmasse daran. Doch welche Wucht des Gesamteindrucks ist bereits gewollt und erreicht, fast als gälte es eine Veranschaulichung des Gleichnisses vom Samenkorn, das zum Baum erwachsen die Vögel des Himmels unter seinen Zweigen beherbergt und mit seinem breiten Schirmdach den Boden ringsum überschattet. Hier dagegen, im gotischen Glasgemälde, bleibt das Hauptexemplar nicht allein, es wird auch das rechte Drittel im Rahmen noch drei kleineren eingeräumt, die ebenso vereinzelt in Reih und Glied aufmarschieren dürfen, aber an Größe sich abstufen müssen, wie das umschließende Kreissegment es fordert. Sie wiederholen das nämliche, aus der romanischen Kunst ererbte Schema, ja sogar die Variante in voller Aufsicht auf den kreisförmigen Wipfel, mit seiner Rosette in der Mitte und seinem Kranz von abstehenden Blättern, die ihn dem Kelch der Sonnenblume vergleichbar machen, obwohl er in einheitlichem Grün auf Schwarzlotzeichnung verharrt. Ein verwandtes junges Frühlingsbäumchen streckt auch links seine

beiden Blätterbüschel, gerade aufwärts und wagrecht zur Seite hin, über die Köpfe der beiden sitzenden Klosterbrüder. Zwei Zeugen des Erlebnisses sind an die Stelle des einen stehenden, doch desto wuchtiger gebauten Beschützers im Bilde von Assisi getreten. Indes auch so bleibt der äußerste, in violetter Kapuze, durch eben diese Hülle noch als Abkömmling des bildnismäßigen Einzelexemplars kenntlich. Und hat sich das Individuelle verflüchtigt, so ist doch der Ausdruck gespannten Lauschens im Antlitz und in der mimetischen Geste der Hand als wertvoller Ersatz im Sinne der nordischen Kunst hinzugetreten. Der weißgekleidete Frate vorn, der barhaupt seine Wange in die Hand des aufgestützten Armes schmiegt und die herabhangende Rechte im Ärmel verbirgt, findet sein Musterstück auf beiden Predigten, wenig Schritte weiter an der Nachbarwand, erst vor dem Papst in Rom, dann bei der des Antonius von Padua zu Arles; nur muß ja daran erinnert werden, daß diese „geschlossene Haltung", wie ich sie im Gegensatz zur „offenen" Entfaltung der Extremitäten bezeichne, aus der Beschreibung bei Walter von der Vogelweide wohl bekannt, auch der französischen Gotik schon im XIII. Jahrhundert geläufig war, also schon ohne die Anregung eines packenden Eindrucks in Assisi, aus eigenem Erbteil des Glasmalers hätte erwachsen können. Durchaus verschieden von dem Fresko dort, mit seinem leeren blauen Luftraum über Menschen und Tierwelt, wirkt hingegen das Glasbild hier als Ganzes: wie die Grundfläche im Vierpaßrahmen durchgehends mit dem Vierblattmuster bedeckt ist und durch seine rote Farbe sich über jeden Anspruch an dreidimensionale Raumwirklichkeit hinaus hebt, so ist doch die vollrunde Körperlichkeit der Bäume, der Vögel und des sonstigen Getiers außer den Menschen ebensowenig verleugnet, wie die plastische Gestaltung durch das italienische Beispiel gesteigert ward. Die Hauptsache bleibt indes immer die Durchgliederung des umschlossenen Ausschnittes aus der Glaswand und die rhythmische Bewegung nach ihren beiden Dimensionen vermittels der durchleuchteten Erscheinungen, die kraft der Einstrahlung des Sonnenlichts aus dem

Teppichgrunde hervortreten und vor den Augen des Betrachters in den Innenraum des Kirchenchores leise hereinschweben: In regelmäßiger Reihung und wechselndem Auf und Ab der Gruppierung vollführen sie alle wie in einem einheitlichen Idealreich diesseits der wirklichen Raumgrenze ihr ausdrucksvolles Gebaren, wie in einem pantomimischen Spiel die stumme und doch so beredte Sprache der Innenwelt.

Haben sie so einmal bei voller Einstrahlung vom entwölkten Himmel die ätherische Leichtigkeit gewonnen, die sie den Wirkungen farbiger Graphik nähert, so befremdet es wohl, darüber nun doch wieder den Erdboden mit seinem Aufbau des Gesteins, ja die Konsolenreihe als Träger eines solchen Schauplatzes zu gewahren, wie die Stigmatisation ihn erfordert hat, über der sodann noch ein fünfter Vierpaß folgen soll. Wer mit dem Gedanken an das Wandgemälde von Assisi hinaufschaut, findet zunächst eine vollständige Verwandlung vor. Das Fresko mußte bei der Breitenausdehnung seiner gegebenen Maße auf den Eindruck luftiger Weite droben am Gebirge des Apennin angelegt werden. In langhin verlaufender Woge senkt sich die eine Diagonale vom Felsen links oben nach rechts unten, wo das Kirchlein wieder aufspringend abschließt, und trennt die irdische Stätte des Wunders von dem freien Ätherblau der Höhe zur Rechten. Hier am Himmel ist der Erscheinung des apokalyptischen Flügelwesens eine weithin sichtbare Stelle eingeräumt, begreiflicherweise im gleichen Maßstab mit dem Menschen, mit dessen Extremitäten die Strahlenwirkung es verbinden soll. In diagonaler Richtung, von rechts oben nach links unten, wo der Heilige vor dem Felshang kniet, vollzieht sich die Übertragung der Wundmale, so daß sie jene erste Anlage der gegebenen Örtlichkeit durchkreuzt. Nur so kann der von links nach rechts entlang schreitende Betrachter im Langhaus der Kirche den Vollzug des Ereignisses, gleichsam am eigenen Leibe, miterleben. Ganz anders muß der Glasmaler verfahren, dessen Vierpaß sich in der Höhe über uns erhebt und selbst noch wieder durch die Fensterpfosten geteilt ist. In dem engen Ausschnitt unter dem oberen Bogen-

feld der Mitte müssen der knieende Franz und der geflügelte Crucifixus zusammengebracht werden, und nur die Höhendimension bleibt als Richtungsachse der Wirksamkeit übrig, wie es ohnehin dem Vertikalismus des gotischen Stiles und zugleich dem innern Aufschwung in der Seele des Heiligen entsprach. Doch ist auch so die Herkunft der Komposition von jener in Assisi selber deutlich und erklärbar geblieben. Die Gestalt des Heiligen am Boden mußte schmäler zusammengenommen werden; aber sie hebt sich auch hier noch von dem Felsblock ab, von dem dunkleren Grund seiner Höhlung umschlossen, und die Struktur des kahlen Gesteins wie die Besetzung mit einzelnen Bäumchen verharrt durchaus bei dem italienischen Schema: es ist die Pappkulisse der Trecentisten, deren Herstellung noch Cennino Cennini überliefert. Statt des nackten Erlösers aber mit seinen sechs Flügeln, deren unteres Paar die Schenkel bedeckt, deren obere das freie Schweben in der Luft wie auf Adlerfittichen erlauben, ist nun das hölzerne Kreuz selber getreten, mit dem Sühnopfer daran, auf der Felsplatte, wie einst auf Golgatha, aufgerichtet, und trotzdem die Flügel nach der Vision auf dem Fresko in Assisi beibehalten. Seltsamer Widerspruch — aus Unverstand, könnte man sagen. Der Deutsche denkt aber, wie es zunächst scheint, realistischer, ja verstandesmäßiger als der Italiener, obwohl dieser, der Philippus Ruxuti hieß, vielleicht gar aus Apulien oder Kalabrien stammte und aus Neapel nach Rom gekommen war. Aber es muß wohl daran erinnert werden, daß auch in der umbrischen Heiligenlegende schon die Zwiesprach mit dem Kruzifix in der verfallenen Kapelle vorangeht, d. h. mit einem holzgeschnitzten Salvator Mundi am Kreuzesstamm, oder einem auf Holz gemalten, genug noch in der Passion gedachten Gottessohn. Auch die Büßerandacht des hl. Hieronymus vollzieht sich immer vor dem aufgerichteten Kruzifix, so daß die Vorstellung der Künstler wie der Gläubigen, im Abendlande wenigstens, mehr daran gewöhnt war, als an die himmlische Erscheinung des Erlösers im ewigen Opfertode, noch dazu in Verkleidung der Seraphim nach byzantinischem Vorbild. Was in Assisi noch um 1300

durch die griechisch-orientalische Kunsttradition oder die erneuerte Kraft aus Cimabues Schöpfungen lebendige Vorstellung geblieben, ja zum anschaulichen Erbteil des Franziskanerheiligtums geworden war, das blieb dem fremden Pilger von der anderen Seite der Alpen vielleicht ein seltsames Rätsel, das er geflissentlich wiederzugeben meint und doch nicht in seinem eigentlichen Sinn für die Erklärung des geheimnisvollen Wunders erfaßt hat. So steht hier der geflügelte Crucifixus auf dem Felsgestein von Alvernia, wie in der Legende des Jägers Eustachius oder Hubertus auf dem Schädel des Damhirsches zwischen dem Geweih.[1]) — In den Ausschnitt des Vierpasses zur Linken des Betrachters ist der obligate Zeuge gebracht, von rechts herübergenommen, mehr aufgerichtet hingesetzt, aber ebenso eifrig und ungestört mit seinem Gebetbuch beschäftigt wie dort. Die Zelle dieses gleichgültigen Gefährten neben der Verzückung in mystischer Vision, erhebt sich noch auf der nämlichen Seite rechts wie auf dem Fresko, erwächst hier jedoch zur Höhe eines dreischiffigen Kirchenbaues, dessen Dachreiter, mit schuppenförmigen Holzschindeln bekleidet, seinen spitzen Helm bis zum obersten Rande des Rahmens emporsteigen läßt. Und dieses Gotteshaus, in dem J. L. Fischer irrigerweise die Basilica di San Francesco vertreten sehen will, wie etwa bei Holbein in Augsburg die Hauptkirchen Roms, könnte höchstens das Kirchlein delle Stimmate bei Alvernia bedeuten; aber es ist ja kein Werk italienischer, sondern deutscher Sondergotik, wie wir sie im Anschluß an die soeben erbaute Klosterkirche von Königsfelden oder im Umkreis der Glasmalerwerkstatt, die das Fenster geliefert hat, erwarten dürfen, also zweifellos ein Zeugnis für die Entstehungszeit, soweit die Abbreviatur dies zulassen kann. Nur eine Eigentümlichkeit, die vorn ins Auge fällt, weist wieder auf italienischen Ursprung zurück: die großen Schwibbogen der Strebepfeiler, am geschichteten Quaderwerk der Außenseite rechts, können wohl nichts anderes sein als eine Wiedergabe des unüberseh-

1) Vgl. das Eustachiusfenster der Kathedrale von Chartres bei Lassus-Durand.

baren Merkmals der Klosterkirche Sta Chiara zu Assisi, wenn schon in die gewohnte Formensprache süddeutscher Gotik übertragen; je sinnloser und struktiv unverständlich sie hier auftreten, desto sicherer schließen wir auf persönliche Reminiszenz, sei es des erfindenden Zeichners der Komposition, sei es für die Clarissen des Klosters, deren erste Schar noch 1312, ein Jahr vor dem Tode der Königinwitwe Elisabeth, in Königsfelden eingezogen war. Hier im Chorfenster der Minoritenabtei, unter dem Schutz der Habsburger im Aargau, will der hochstrebende Bau doch wohl am ehesten die Verherrlichung des wachsenden und gedeihenden Ordens bedeuten, selbst wenn er das hohe breite Hauptfenster der Westfassade, ein wohlbekanntes Motiv der wirklichen Bauwerke dieser Gauen, getreulich wiedergibt, oder gar dazu noch den Dachreiter, mit Schindelbekleidung und durchbrochenem Stockwerk unter der Helmspitze.

Im obersten Vierpaß schließen sich die Exequien des Franz wieder genauer an die Wandgemälde von Assisi an, wenngleich die Aufnahme einer dichtgedrängten Versammlung in die Komposition eines Glasbildes von vornherein unmöglich war. Auch hier mußte, wie schon bei Giotto in Sta Croce zu Florenz, die Zusammenziehung der beiden im Original getrennt geschilderten Vorgänge vorgenommen werden, weil nur ein Platz dafür zur Verfügung stand; denn man wollte weder auf den Aufstieg der Seele, über dem Sterbelager, noch auf die Bestätigung der Seitenwunde durch den zweifelnden Hieronymus, bei Gelegenheit der Totenfeier in der Kirche, verzichten. Aber die Redaktion dieser neuen Einheit ist nicht etwa eine Wiederholung derjenigen Giottos in Florenz, sondern eine eigene, die unmittelbar aus den Fresken von Assisi geschöpft ward. Der Glasmaler mußte sich auf die vorderste Reihe der Nächstbeteiligten beschränken. Zum Kennzeichen, daß es sich um die Aussegnung der Leiche handelt, die von da zu Grabe getragen werden soll, erscheint im ersten Abschnitt links das große Vortragekreuz, hier zu Häupten, wie bei Giotto zu Füßen, des Toten also. Dem Träger erzählt jedoch flüsternd soeben ein bärtiger Klosterbruder

in weißer Kutte, der zum Himmel weist, vom Entschweben der Seele, die wir in einem hellen Stern unter dem breit gedrückten Bogen des Mittelfeldes erblicken. Die Leiche selbst ist hier nicht feierlich aufgebahrt, auf teppichbehängtem Katafalk, wie bei den Exequien in Assisi, sondern auf der geflochtenen Strohmatte belassen, die dem Lebenden in seiner Zelle als Lager diente, und damit erhalten wir eine authentischere Darstellung, die mit den überlieferten Nachrichten übereinstimmt, bei dem heutigen Zustand der Wandgemälde jedoch nicht mehr erkennbar geblieben oder mißverständlich durch eine hölzerne Pritsche ersetzt worden ist. Hier im Glasbilde wird nicht einmal ein Gestell untergeschoben, auf dem die Strohmatte so weit über dem Boden erhoben stehen hönnte, wie sie erscheint. Der entseelte Körper liegt in seinem Mönchsgewand da, wie er entschlafen war, und nicht einmal die nackten Füße sind zugedeckt, weil auch an ihnen die Wundmale leuchten. Am Kopfende kniet ganz vorn, aber in ganz kindlich kleinem Maßstab, der neugierige Hieronymus, so bescheiden, wie sonst wohl Stifterbildnisse sich unter ihre Schutzpatrone schmiegen, und tastet, wie der ungläubige Thomas nach der Seitenwunde des Herrn, hier mit den Fingern nach dem Wahrzeichen der Stigmatisation. Dabei wendet er sich nicht, wie im Urbild und 'auch bei Giotto zu Florenz noch, in der Mitte des Vordergrundes gegen das Antlitz des Toten hinauf, sondern in Profil nach rechts, als sei er wirklich nur dazu bestimmt, dem frommen Betrachter unten auch diese Bestätigung zu vermitteln. Jenseits des Lagers steht, zu Häupten des geliebten Meisters, ein weinender Bruder, aus der Sterbeszene herübergenommen; dann folgt der Offiziant mit dem Formelbuch der Kirche und der Stola über dem schlichten Kleid, auch er noch ergriffen vom Weh, und neben ihm sein Helfer mit Weihkessel und Sprengwedel; alle drei aufgereiht neben einander, die weißgekleidete Hauptperson in der Mitte, und allesamt in jugendlichem Alter und eben damit in typische Ausdrucksträger verwandelt, bei denen das Interesse an dem Individuum noch durchaus fern bleibt. Und

selbst die beiden Kerzenträger am Fußende sind nicht als teilnahmlose Statisten belassen, sondern können nicht umhin, ihren kirchlichen Dienst auch mit schmerzvollem Blick, hier auf den Toten, dort auf die entfliehende Seele droben, zu begleiten. Die durchgehende Tonart ist eben wieder die weicher Lyrik, die das kindliche Gemüt vor allem bevorzugende der Deutschen, gleichwie in den Handschriften der Minnesänger oder im Balduineum der Luxemburger; — aber die Formensprache stammt aus der sicheren Schulung nordfranzösischer Glasmalerei, ebenso wie die Regel der Komposition. In strenger Symmetrie der paarigen Glieder um die dreifigurige Mitte, die sich unter dem Höhepunkt des neuen Sterns am Himmel zur Gruppe zusammenfaßt, also in wohlabgewogener Korresponsion der Flügel des Triptychons, aber noch in durchgehendem Vollzug der rhythmischen Bewegung von links nach rechts, — so schließt der aufsteigende Zyklus der fünf Vierpaßbilder des Franciscusfensters ab.

Angesichts eines solchen Breitbildes in der Höhe gewinnt der Eindruck wieder die Oberhand, den wir bei der Gesamtdisposition bereits ausgesprochen: es könnte vom endgültigen Sieg der Horizontale und damit von einem entscheidenden Erfolg des italienischen Geschmacks die Rede sein. Indessen, das Schlußglied der Erzählung ist ja noch nicht die letzte Instanz des ganzen Fensters. Der niedrige sogenannte Eselsrücken in der Mitte bleibt freilich auch an Höhe hinter den beiden seitlichen zurück; aber er wird überstiegen durch einen Wimperg, in dessen Spitzbogenfeld eine aufgerichtete Dreiblattscheibe sitzt, mit weißen fünfblättrigen Zweigen auf grünem Grunde, die so hell durchscheinend weiter nach oben weist. Gegen die Ränder dieses Mittelgiebels, der das schwere Maßwerk einschließt, legen sich links und rechts zwei mächtige, wieder durch farbige Scheiben durchbrochene Kreise, und über ihnen erst erhebt sich, als letzte Füllung des Spitzbogenfeldes, ein in Kreuzform aufrechtstehender Vierblattrahmen mit großer blauer Blume in seiner Mitte, so daß auch hier, mögen die Profile der Steinmetzarbeit auch schon

recht weich verlaufen, der letzte Triumph dem Vertikalismus gehört.

Bei der Überschau des Ganzen regt sich indessen ein anderes Befremden: auf der letzten Darstellung zu oberst, den Exequien des Heiligen, greift die steinerne Umrahmung durch das Maßwerk des Fensters in die Figurenkomposition etwas bedrückend hinein, besonders in der Mitte, wo allerdings der Stern, mit der Halbfigur als Symbol der Seele, außerordentlich geschickt und wie abgepaßt genau in die Bogenspitze gebracht ist. Der obere Teil des Vierpaßrahmens ist aber doch verloren gegangen, — und das war ein Entschluß, der für den Gotiker, der seine Kompositionen für diese Rahmenform zu schaffen pflegte, der sie dem inneren Bildungsgesetz dieser spezifisch gotischen Erfindung gemäß erdachte, ein schweres Opfer bedeutet. Genug, es gibt zu denken, daß die Bilderreihe von fünf solchen Vierpässen, die innerhalb der gegebenen Fensteröffnung bequem Platz finden konnte und ihn offenbar ganz ausfüllen sollte, bis ans Bogenfeld, nun so hoch hinauf geschoben worden ist, daß ein Teil des letzten Rahmens oben wegfallen mußte. Wir fragen uns: wie mag das zugegangen sein? Und wenn wir beachten, daß auch das Clarenfenster ähnliches Befremden auslöst, so kommen wir auf eine gemeinsame Antwort zu, die wohl noch weitergreifen könnte. Unter den großen Rundmedaillons der Legende für die Clarissen ist die goldgelbe Fassung der Peripherie gleichsam wie ein Bandstreifen, der gerade in der Mitte des untersten Kreises sich ablöst und senkrecht auf den Boden niederrollt, eine seltsame Zutat. Tektonisch hat dies Motiv gar keinen Sinn: die aufrechte Leiste kann unmöglich als Trägerin gedacht sein, noch als aufsteigender Stamm eines fabelhaften Gewächses, wie etwa bei der Wurzel Jesse, gedeutet werden; sie ist nur ein recht äußerliches Auskunftsmittel, wenigstens einen Schein von Statik zu erzeugen, und dies geschieht nicht den beiden musizierenden Engeln zuliebe, die allzu klein schon, mit ihren Instrumenten zu beiden Seiten daneben hocken, sondern zugunsten der Stifterbildnisse, die

von links und rechts her einander zugewendet am Boden knien und über sich eines beruhigenden Haltes bedurften, damit die großen Kreise, mit ihren Bildern und Konsolenbänken darin, nicht allzu bedrückend, wohl gar der eigenen Schwere folgend, zu sinken scheinen, den Betern auf den Kopf. Der gemusterte blaue Teppichgrund, der diesen Figuren gegeben ist, trägt das Seinige dazu bei, solche störenden Gedanken an die Schwere der Kreismedaillons fernzuhalten; aber das ist eine nachträgliche Maßregel, gleichwie die Einfügung des abrollenden Bandstreifens selbst, und die Struktur des Bildraumes in den Runden steht mit solcher Besorgnis im Widerspruch: sie war ohne Zweifel vorhanden, ehe der Einfall hinzutrat, unter ihnen noch Stifterbildnisse anzubringen. Und sollte das nicht ebenso, wie bei Herzog Leopold, der das Clarenfenster darbringt und für den nach seinem Tode 1326 dann seine Gemahlin Katharina von Savoyen eintrat, auch etwa bei Herzog Otto, dem jüngeren Bruder, der Fall gewesen sein, der mit seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin von Niederbayern, unter dem Franciscusfenster erschien, dessen Bildnis uns aber allein, ohne die Verbindung mit der gegenüber knieenden Gestalt erhalten ist? Auch hier liegt eine nachträgliche Veränderung vor: der unterste Vierpaß ist beschnitten und der oberste zu weit hinaufgeschoben, so daß er durch das Maßwerk den eigenen Abschluß verlor. Geschah dies, um für die Bildnisse Platz zu schaffen, so wären wir nicht an die sonst so selbstverständliche Annahme gebunden, daß der Stifter auch der Besteller der Franzlegende gewesen, und könnten diesen Auftrag, der mit der Gründung einer Franziskanerabtei beinahe notwendig schon gefordert war, sowie es sich um Glasgemälde zum Schmuck des Kirchenchors handelte, auch demgemäß zurückdatieren, wie den für das ebenso von vornherein erforderte Clarenfenster, die uns beide schon aus stilistischen Gründen sie voranzustellen veranlaßt haben. Das heißt: die Entstehungszeit wäre nicht einerseits an die Eheschließung Ottos 1324 (oder gar ans Todesjahr seiner ersten Frau 1330) geknüpft, noch andrerseits an das

Sterbejahr des Herzogs Leopold 1326, der die Verwaltung dieser westlichen Länder des Gesamthauses Habsburg führte, während Friedrich dem Schönen als dem damals ältesten Sohne die der östlichen Hälfte mit dem Herzogtum Österreich selbst zugefallen war. Beide zeugen für den Bund der Habsburger mit dem Minoritenorden.

Vergleichen wir unter diesem Gesichtspunkt noch einmal die Figurenkompositionen des Clarenfensters, so erweist sich auch in ihnen einiges als zugehörig zu den Bodenplatten mit den schräg gestellten Konsolenreihen und den perspektivisch behandelten Kassettendecken in Untersicht. In dem linken Ausschnitt erscheint wiederholt ein würfelförmiger Altartisch, mit rundbogiger Aedicula dahinter, unter deren flachem Dach wir, von außen hineinschauend, ebenfalls solche perspektivische Zeichnung der Kassettenreihen zu sehen bekommen. Auf den italienischen Ursprung weisen auch andere Einzelheiten zurück; aber, wo es gilt, das auf Claras Fürbitte von eingedrungenen Sarazenen befreite Assisi zu zeigen, da erscheint hinter Mauern mit Zinnenkranz und gotischem Torbogen ein Stadtbild, das aus deutschen Bauwerken der Zeit und Umgebung des Glasmalers zusammengeschoben ist, nur wieder mit dem ausgesprochenen Bestreben, es freilich mehr von oben gesehen, doch einer perspektivischen Regel zu unterwerfen. Solche Einzelheiten fortgeschrittener Raumbildung und südländischer Kirchenaustattung, wie sie auch durch Miniaturmalereien nach Norden gelangten, können uns nicht darüber täuschen, daß die Gestaltenbildung im wesentlichen dem gotischen Stil angehört, der von Nordfrankreich nach dem Elsaß wie nach den mittelrheinischen Gegenden und nach Köln gelangt war, wenn auch nicht mehr der gleichen Hand wie das Franciscusfenster beizumessen. So gut wie die neuesten Architekturmotive beim Neubau von St. Denis nach Straßburg gebracht waren, oder die Durchbrechung der Fensterregion nach dem Vorbild der Kapellen in der Champagne weiter vordrang, so geschah es auch mit den schlanken Proportionen und der geschmeidigen Bewegung der Figuren, den

Gewandmotiven oder dem Kleiderschnitt französischer Mode. Nur gibt es für die Malerei, wie uns Georg Vitzthum an der Hand der Miniaturen nachgewiesen hat, noch einen anderen Weg der Verbreitung, auf dem die nordfranzösisch-belgische Kunst von der Maas her gegen den Rhein und die Mosel vordrang und neben ihrem eigenen Stil nicht unbeträchtliche Elemente der englischen Kunst bis weit rheinaufwärts mit sich brachte.[1]) Die zarten Jungfräulein der Clarenlegende streifen mit manchen ihrer Eigenschaften an die Erscheinungen der lothringischen Buchmalerei zwischen den Zentren Metz und Mainz, und das wäre bei den verwandtschaftlichen Beziehungen der Habsburger zum Fürstenhause von Lothringen gar nicht zu verwundern: eine Tochter Albrechts, Elisabeth, war seit 1304 mit Ferry IV., Herzog von Lothringen, vermählt, und deren junger Sohn erscheint (nach dem Tode seines Vaters 1328) auch als Donator eines Glasfensters in Königsfelden. Die Komposition dieser Clarenlegende beschränkt sich fast immer auf schlichte Gegeneinanderführung der Reihen vereinzelter Gestalten, selbst wo zu einer Gruppenbildung Anlaß war, d. h. nicht nur bei der Überreichung des Abzeichens geheiligter Jungfräulichkeit durch den Bischof an die schon bräutlich gekrönte Heilige mit ihren Gesinnungsgenossinnen, sondern auch bei der Ergreifung der eingekleideten Klosterfrau durch den Vater, an der Schwelle des Altars selber. Die Abschneidung der prachtvollen blonden Zöpfe durch die Schere des Franz wird zur feierlichen Zeremonie, ja zur symbolischen Andeutung und bleibt bei dem „So-Tun, Als-Ob", so lehrhaft auch das Gespräch der beiden Mönche auf der einen Seite, so geschwätzig das der beiden Gevatterinnen rechts gegeben wird. Die Erregung ist zur verhaltenen Gebärdensprache gemildert, selbst die Inbrunst des Gebetes der kranken Äbtissin mit ihren Begleiterinnen, wo es sich um höchste Not

1) Georg Graf Vitzthum, Die Pariser Miniaturmalerei von der Zeit des hl. Ludwig bis zu Philipp von Valois, 4. Kapitel: Die rheinische Malerei zu Anfang des 14. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zu Paris und zu England-Belgien. Leipzig 1907.

handelt, um Errettung der Stadt aus der Gewalt schon eingedrungener Barbaren. Und doch tritt überall die Freude an der ausdrucksvollen Bewegung noch in fein empfundener Mäßigung zutage, das Verständnis „für leichtgeneigte Köpfe, gebeugte Leiber, leise gehobene oder schlaff niederhängende Hände, mit gesuchter Differenzierung des Fingerspiels“ an den länglichen, schmalgeschnittenen Extremitäten. Das ist etwas gänzlich anderes als die drastische und pathetisch ausgreifende Gebärdung des Meisters der Franzlegende von Assisi. Ja, noch eine Maßregel ist bezeichnend: nicht allein die Halbfigur des tragenden Engels mit symmetrisch ausgespanntem Flügelpaar, im abgeschnittenem Kreissegment unten, betont in solcher Frontalansicht die Mittelachse, deren Aufstieg durch das Ganze geht, sondern auch im Bilde selbst kommt noch ein Engel mit großer Krone in beiden Händen herabgeschwebt und legt so die haltgebietende Teilungslinie mitten in den Vollzug der rhythmischen Reihung hinein.

Fragen wir nach dieser Anerkennung der Verschiedenheiten neben dem gemeinsamen Italienischen in den Fenstern zu Ehren der beiden Ordensheiligen, die hier zunächst in Betracht kamen, nun weiter nach dem Verhältnis zu den übrigen Bestandteilen des Chorschmuckes, so verdient freilich Lehmanns Hinweis auf die Erkennbarkeit einer vorbestimmten Verteilung volle Rücksichtnahme, soweit sich seine Gründe mit den unsrigen irgend vertragen. „Schon äußerlich gibt sie sich in dem Farbenwechsel von roten und blauen Hintergründen und der verwandten Komposition von zwei gegenüberliegenden Fenstern kund, mehr aber noch in der Gruppierung des Inhalts.“ Wie weit reichen diese Übereinstimmungen, und wie weit doch nicht? „Im Mittelfenster des dreiseitigen Chorschlusses tritt uns die Darstellung der Passion entgegen“, obgleich eine Verordnung der Franziskaner vom Jahre 1260 dies nicht als notwendig aufrechterhielt (vgl. S. 43). „Daran reiht sich beidseitig je ein Fenster mit den Ereignissen aus dem Leben Christi“, von der Verkündigung bis zur Taufe in dem einen, von der Auferstehung bis zur Herabsendung des hl. Geistes

in dem andern. „Dann folgen in dem einen Fenster je zwei Episoden aus dem Leben der hl. Katharina und des hl. Johannes d. T. in Verbindung mit dem Bilde der hl. Elisabeth von Thüringen zwischen einem betenden Fürstenpaare“, nämlich der Johanna von Pfirt, seit 1320 vermählt mit Albrecht von Habsburg (geb. 1289). Und dieses Stifterpaar erklärt nur die Wahl des einen Namensheiligen, Johannes des Täufers, aber nicht die Katharinens von Alexandrien, bei der wir jedoch an eine Beteiligung der Schwester des Herzogs Albrecht, Katharina, denken dürfen, die 1297 geboren, seit 1313 mit Karl von Kalabrien vermählt, aber seit 1324 verwitwet war. „Im gegenüberliegenden Fenster sind Ereignisse aus dem Leben des Apostels Paulus mit solchen aus dem späteren Leben der Maria ausgewählt worden“; aber es fehlt ebenso an einer sachlichen Erklärung für so befremdliche Zusammenstellung, so daß bei diesem Fensterpaar eben nur die dekorative Korresponsion übrig bleibt, die auf gleichzeitige Entstehung zurückzuschließen erlaubt. „Das anschließende Fensterpaar enthielt je sechs monumentale Apostelgestalten“, bei denen die erhaltenen Reste doch einen ganz andersartigen Zuschnitt aufweisen als die übrigen Fenster, und zwar durch ihre Aufreihung statuarischer Einzelgestalten, die durch Medaillons, mit Halbfiguren von Propheten darin, unterbrochen werden. „Der jugendliche Stifter wird uns auf einem Spruchbande als Heinricus Dux Austrie (geb. 1299) bezeichnet, der seit 1314 mit Elisabeth von Firneburg vermählt war, doch schon 1327 starb“, — so daß sich die Zeit der Entstehung auf das Jahrzehnt zwischen diesen Daten beschränken läßt.

„Für die vier noch übrigbleibenden Fenster wählte man Darstellungen in Medaillons“, wie sie auch das Passionsfenster zeigt. Aber das nächstfolgende Franciscusfenster enthält ja Vierpaßrahmen, das Clarenfenster Kreisrunde. Das Gegenstück des ersteren, fast gänzlich zerstört, gab „vermutlich einst Darstellungen aus dem Leben des hl. Antonius Eremita“, mit dem knabenhaften Stifterbildnis des Rudolf von Lothringen, der wohl mit seiner 1328 verwitweten Mutter Elisabeth von Habs-

burg als Donatrix erschien, gleichwie gegenüber unter der Franzlegende ihr Bruder Otto mit seiner ersten Gemahlin Elisabeth, Herzogin von Bayern (gest. 1330). Das Clarenfenster führt uns, wie gesagt, den älteren Bruder Leopold (gest. 1326) mit seiner Gemahlin Katharina von Savoyen vor, mit der er seit 1315 vermählt war, so daß die Bestellung in die Zeit ihrer Ehe zurückreichen würde, wäre nicht hier eine nachträgliche Einfügung der Bildnisse unter den Bilderzyklus ebenso wahrscheinlich, wie es angesichts der Stileigenschaften des Franciscusfensters behauptet werden darf. Das Gegenstück der Clarenlegende mit den Geschichten der heiligen Anna „enthielt in seiner untersten Partie von jeher an Stelle der Stifter den Stammvater Jesse zwischen zwei kleinen Darstellungen mit der Erschaffung der Eva und dem betrunkenen Noah mit seinen beiden Söhnen“. Das aber ist doch ein starker Beleg für die ursprüngliche Abwesenheit aller Stifterbildnisse, besonders bei den Fenstern, deren Inhalt schon ursprünglich als Darstellungsstoff für solche Marienkirche eines Franziskaner- und Clarissenklosters gegeben war. „Es gehörte demnach entweder als Doppelstiftung zu dem Clarafenster (schließt LEHMANN), oder war vielleicht von Agnes geschenkt worden als Erinnerung an ihre 1326 verstorbene Schwester Anna“. Indessen, es liegt ja gar kein Grund vor, nicht an eine Stiftung der Anna von Habsburg selbst zu denken, die seit 1310 in zweiter Ehe mit Heinrich, Herzog von Breslau, verheiratet war, also hier von Anfang an beteiligt sein konnte, nur etwa noch vor der Zeit, wo die weltlichere Gesinnung der heranwachsenden Generation dazu überging, das Werk der frommen Sühne des Königsmords in eine willkommene Gelegenheit zur Verherrlichung ihrer eigenen Personen zu verwandeln. Die Herzogin Anna, der wir in erster Linie die Stiftung des Annenfensters beimessen dürfen, war die Erstgeborene der kinderreichen Gründerin des Klosters, kam also vor allen Söhnen in Betracht, unter denen wir Friedrich, seit 1314 römischer König, ebenfalls nicht im Bildnis vertreten sehen, während der älteste, Rudolf VI., schon 1307 dem Vater im Tode vorangegangen war. Erst drei Jahre nach ihrem Hin-

scheiden (gest. 28. Okt. 1313) fand die Witwe Albrechts, dessen Brustbild droben am Schlußstein über dem Hochaltar angebracht war, ihre letzte Ruhestätte in der Kirche, eine Tatsache, die doch wohl für die bis dahin verzögerte Fertigstellung des Chores selbst in Ansatz gebracht werden muß. „Inzwischen hatte ihre Tochter Agnes, die (seit 1301) verwitwete Gemahlin des Königs Andreas III. von Ungarn, das Werk weitergeführt, und der Taufname des letzteren nach dem eines Apostels, gibt wohl einen Wink, wem der Gedanke, hier Apostelfenster anzubringen, am nächsten lag. Auch das Bildnis ihres Gatten hat sich wie das ihres Bruders Rudolf, Königs von Böhmen, erhalten. Nun aber erleidet Lehmanns Annahme einer einheitlichen Vorausbestimmtheit der ganzen Fensterreihe für den Chor doch eine wichtige Einschränkung: sie erstreckt sich außer auf die paarige Zusammengehörigkeit der Grundfarben schon nicht durchgehends auf die formalen Eigenschaften, weder der Gesamtdisposition je zweier einander gegenüberstehender Glaswände, noch auf die Rahmenbildung der Darstellungen. Die beiden Apostelfenster räumen der Bekrönung mit durchbrochenen Turmhelmen und Fialenrisen eine ungleiche Höhe ein; sie bezeugen damit die fortschreitende Steigerung dieser Liebhaberei für gotische Architekturphantasie, die schon die Einteilung der beiden Evangelienfenster zu den Seiten der Passion, mehrmals im Widerspruch mit dem erzählenden Inhalt einschlägt, dessen geringe Figurenzahl die drei Tabernakel nebeneinander nicht erfüllen konnte. Sichtlich aber ist das Annenfenster mit der Wahl großer Rundmedaillons, gleich dem Mittelstück hinter dem Altar, dem Clarenfenster angepaßt worden, dem gegenüber es Platz finden sollte, während es doch zu unterst noch keine Stifterbildnisse enthält, wie dieses, mit seinen offenbar älteren Legendenbildern. Dem Franciscusfenster, das sachlich mit dem zu Ehren Claras zusammengehörte, wurde ein Antoniusfenster als Gegenstück gegeben, und zwar nicht für den Franziskanerheiligen von Padua, sondern für den Eremiten Antonius Abbas, dessen Aufnahme hier wohl mit Rücksichten auf ein vorhandenes Heiligtum in der ländlichen Waldumgebung des neuen

Klosters zusammenhing. Doch ist es zerstört, also kein Urteil, wie weit die Übereinstimmung ging, mehr möglich. Genug, gerade an der Stelle, wo sich die Sockelbilder des Annafensters mit der Erschaffung Evas und Noah den Stifterbildnissen des Clarenfensters gegenüberstellten, liegt ein Einschnitt, der die nachträgliche Anpassung zur Korresponsion anheimgibt. Und diese Stelle ist auch für die Chronologie der Arbeiten von aufklärender Bedeutung.

Wenn also Lehmann auf die systematische Einordnung des Passionsfensters im Chorhaupt hinter dem Altar die Annahme begründet, auch seine Entstehungszeit müsse kurz vor oder kurz nach dem Tode der ersten Gründerin (1313) angesetzt werden, so dürfen wir uns nicht mit der Kombination historischer Daten und daraus abgeleiteter Vermutungen zufrieden geben, es sei denn, daß auch die andre Aussage sich bewährt: „In diese Zeit paßt auch sein Stil". Und dazu hat schon Josef Ludwig Fischer mit Recht bemerkt, daß die Darstellung des Grabes im obersten Rund des Fensters mit der plastisch perspektivischen Wiedergabe dreidimensionaler Körper zusammenhängt, die wir in einem Teil dieser Chorfenster noch vollständiger vertreten sehen. Auf der andern Seite zwingt die Einschaltung des Bodenstreifens für die Figuren in Form eines flächenhaft behandelten Sockels mit gotischen Vierpässen in kleinen Kreisrunden dazu, das Passionsfenster mit dem zu Ehren der heiligen Anna zusammenzunehmen.

Meinte Fischer deshalb, von dem historisch sicher datierbaren Fenster mit Leopold und seiner Witwe müßte bei der stilistischen Zeitbestimmung ausgegangen werden, indem auch er sich gleich Lehmann noch an das Todesjahr dieses Stifters 1326 gebunden hielt, so haben wir mit dem Hinweis auf den Freskenzyklus von Assisi, der zum großen Jubiläumsjahr 1300, das Bonifaz VIII. in Rom feierte, vollendet gewesen sein muß[1]), einen ganz neuen Anhalt für die Chronologie der

1) Die ausführliche Begründung für dies gleiche Datum ist in der oben angeführten Schrift über die „Kompositionsgesetze der Franzlegende in der Oberkirche zu Assisi" (Leipzig 1918) gegeben worden.

italienischen Stilbestandteile gewonnen und deshalb das Franciscusfenster, mit der Clarenlegende daneben, vorangestellt.

Folgen wir diesem Wegweiser unbeirrt weiter, so kommen wir zunächst zu dem Fenster mit je zwei Bildern aus dem Leben des Täufers und der Katharina von Alexandrien, dessen Einstellung in die kirchlich vorher bestimmte Reihe der übrigen nur durch die Beziehung zu Johanna von Pfirt als Stifterin, gegenüber ihrem Gemahl, Albrecht VII. (nach 1320) erklärt wird. Auch hier treten im Altartabernakel bei der Verkündigung an Zacharias und bei der Enthauptung des Johannes als Kerkertür solche Architekturstücke in körperlicher Rundung und perspektivisch gezeichneter Schrägansicht auf; aber sie sind bereits augenfällig genug aus dem Cosmatenstil von Assisi und Rom in die rohere Auffassung deutschen Steinmetzengeschmacks übertragen, gleich gut, ob wir es mit Sondergotik im Altargehäuse des Tempels oder mit italienischem Palastbau, mit luftigem Obergeschoß und Säulenloggia über dem Tor, mit flachem Dach darüber zu tun haben. Dort Spitzbogen und Rippengewölbe, hier zugespitzte Fensterhöhlen und ausgetiefte Dachluken oder dreieckige Ausschnitte mit zusammenfliehenden Seiten der Leibung, beidemal der Angabe des Materials zuliebe auch plumpe Schwerfälligkeit des leibhaftigen Bauwerks, statt der Leichtigkeit einer Kulisse, die solche Abbreviatur im durchsichtigen Fenster nur sein kann, während ihr Darstellungsprinzip von der monumentalen Wandmalerei auf breiten Kirchenwänden Italiens entlehnt war. So auffallend und unverkennbar die Mache solcher auf die Bühne gestellten Versatzstücke noch mit den Architekturen der Franzlegende von Assisi übereinstimmt, so braucht hier doch keine ebenso unmittelbare Herübernahme gerade von dorther vorzuliegen, wie auf dem Franciscusfenster hier in Königsfelden. Italienische Miniaturmaler oder norditalienische bzw. südtirolische Dekorationsmaler könnten die Vermittler gewesen sein, je nachdem man den Grad der Derbheit beim Empfänger auf deutschem Boden bemessen mag. Dahin gehört auch das Rad der Katharina

und die Handhabung des Schwertes bei den Henkern in beiden Enthauptungen. Dahin gehört ebenso die Abwandlung der Fußleiste mit perspektivischen Vorsprüngen und eingetieften Kassetten in Weiß, Gelb und Grün, nach den Abstufungen der Helligkeit. Sie unterscheidet sich hier prinzipiell von der Konsolenreihe des Franzfensters wie der Clarenlegende dadurch, daß sie frontal, nicht mehr seitwärts von rechts gesehen wird, und statt von unten hinauf vielmehr von oben nach abwärts gerichtet, d. h. zum sicheren Kennzeichen der unverstandenen Perspektive, ja des optischen Maßstabes für Glasgemälde in der Höhe gotischer Fenster. Die Rahmenform, die für die beiden Paare von Darstellungen gewählt ward, bezeugt dagegen einen zeitlichen Fortschritt; es ist nicht mehr das zum Vierpaß erweiterte Quadrat des Franzfensters, sondern die stehende Raute, in deren Achsensystem die eingelegte Horizontale des Fußbodens einen viel stärkeren Gegensatz gegen das innere Bildungsgesetz bedeutet. Dies Verfahren finden wir jedoch ebenso in Verbindung mit der Frontalansicht, wie es der Höhepunkt in der Mitte oben und die Spitze unter dem Querstrich anheimgeben, sowohl in Frankreich, z. B. an den Chorfenstern von Saint-Urbain de Troyes, die wohl nicht schon 1295 (mit Viollet-le-Duc, IX, 430), sondern erst in dem ersten Jahrzehnt des XIV. Jahrhunderts entstanden sind, als auch in Italien, an den Bronzereliefs des Andrea Pisano, für die Tür des Baptisteriums zu Florenz, die mit 1330 bezeichnet sind.

Mit diesem Stadium der Verarbeitung italienischer Vorbilder stimmt aber auch das Annenfenster noch so weit überein, daß wir ihm etwa den Einblick in den nächsten Schritt abgewinnen können. Darin kommen noch italienische Bauwerke, sogar mit Untersicht der quadrierten Decken vor, als Haus des Joachim in der Verkündigung, als Treppenaufgang zum Tempel für die kleine Maria, hier schon mit gotischen Bogen- und Paßformen untermischt, — während die goldene Pforte, unter der sich Joachim und Anna wiederfinden, — mit Antonius von Padua und Ludwig von Toulouse als Zeugen, — ebenso der

Baldachin über dem Bett der Wöchnerin, zu der die hl. Verena mit Kamm und Kessel zu Besuch kommt, und endlich der Thronaufbau, unter dem S. Anna selbdritt verherrlicht wird, — zwischen Laurentius und Christophorus zu den Seiten, — durchaus in nordische Gotik übersetzt sind, auch wenn sie allesamt das flache Dach und die perspektivische Wiedergabe ihrer Polygonseiten mit der Plattengliederung an der Decke drinnen bewahren. Schon die Wahl der großen Kreisrunde haben diese Bilder mit dem Clarenfenster, die schwarzgelbe Kante aus abgetreppten Würfelstufen oder gegeneinander gestellten Kartenblättern andererseits mit dem Franciscusfenster gemein, wie die Halbfiguren der Engel unterhalb und droben in der Höhe sie wieder mit dem ersteren verbinden, dessen begleitenden Engeln in den Zwickeln auch die Einzelfiguren von weiblichen Heiligen verwandt bleiben, die hier auf Konsolen, wie Statuetten am Pfeiler, aufgestellt sind. Den Friesstreifen aus neun kleinen aneinandergereihten Kreisöffnungen, die mit Vierpaßnasen ausgelegt sind, teilt das Fenster zu Ehren der hl. Anna, wie gesagt, mit dem Passionsfenster im Chorhaupt.

In diesem vorwiegend für die franziskanischen Andachtsübungen geschaffenen Hauptstück kehrt nicht allein am Fuß der Martersäule bei der Geißelung die perspektivische Zeichnung der vertieften Ausschnitte oder Öffnungen des polygonen Sockels wieder, wie in jenen gröberen Arbeiten aus der Jugendgeschichte Christi (Krippe, Thronsitz bei der Anbetung, Stuhl Josephs) oder der Enthauptung des Täufers, sondern es kommt hoch oben in der Grablegung noch einmal ein auffallendes Belegstück für die Fortwirkung der italienischen Beispiele vor: statt des Sarkophags wird ein Altaruntersatz oder ein hohler Sockel, wie für ein freistehendes Stiftermonument in Kirchenchören, aufgebaut, dessen Vorderseite sich in drei tiefen Rundbogennischen öffnet, und ebenso ist wohl die Schrägansicht der Schmalseite zu Häupten gemeint, die alle die gleiche perspektivische Wiedergabe von links nach rechts anstreben. Über diese Tumba nach Art des romanischen Stils, in Oberitalien etwa, sind sechs ebenso schrägverlaufende Holzbalken gelegt,

als sollten sie einen Hohlraum überbrücken, und darauf erst ruht die gemeißelte Steinplatte, die wir als Mensa ansprechen dürften, auf die der starre Leichnam soeben hingestreckt wurde, um ihn nun als „Corpus Domini“ der letzten Liebkosung der Mutter und der schmerzvollen Klage des Lieblingsjüngers und der liebenden Magdalena zu überantworten. Als Sinnbild solcher Andacht schwebt auch ein Engel im Bogenfeld daher; die symbolische Bedeutung der Zeremonie hat also auch hier noch die Vorherrschaft über das realistische Geschehnis behauptet, zu dem mit den schräggestellten Leitern für die Kreuzabnahme bereits ein Anlauf genommen war, während der gewählte Augenblick am Fuß des Stammes doch bei der Klage, um die Mater dolorosa mit dem Leichnam des Sohnes auf ihren Knien, beharrt. Diese Schrägansicht des heiligen Grabes, an dem noch einmal die vorspringenden Balkenköpfe wiederkehren, wie an der Fußbodenplatte des Clarenfensters und der sicher vorangegangenen Konsolenreihe der Franzlegende, die beide den unabweislichen Zusammenhang mit dem Freskenzyklus in Assisi bezeugen, kann nicht wohl ein früheres, sondern nur ein späteres Beispiel des hier eingedrungenen italienischen Geschmacks, auf grund antiker Kunstüberlieferung sein; denn es ist plumper und schwerfälliger, gleichwie die gotischen Nachbildungen der Architektur auf dem Annenfenster, oder in den Rautenvierpässen mit Geschichten des Täufers, es beruht nicht mehr auf wohlverstandener Autopsie der authentischen Vorbilder, es entspricht nicht dem Urbild, das wir in solchem Fall erwarten müßten, einem Cosmatengrabmal, wie es in S. Francesco zu Assisi, in der Fronleichnamskapelle etwa zu sehen gewesen. Es ist bereits eingedeutschte Arbeit, deren norditalienische Bestandteile durch Miniaturen vermittelt sein könnten, bis auf das eine Motiv, der schrägverlaufenden Balkenreihe, das auf die besonderen Gegebenheiten des rhythmischen Verlaufs im Freskenzyklus der Oberkirche zu Assisi selbst zurückweisen würde, wäre es hier in Königsfelden eben nicht schon durch die Glasgemälde des Franciscus- und des Clarenfensters vorbereitet gewesen, die es durch verständnisvollere Sicherheit übertreffen

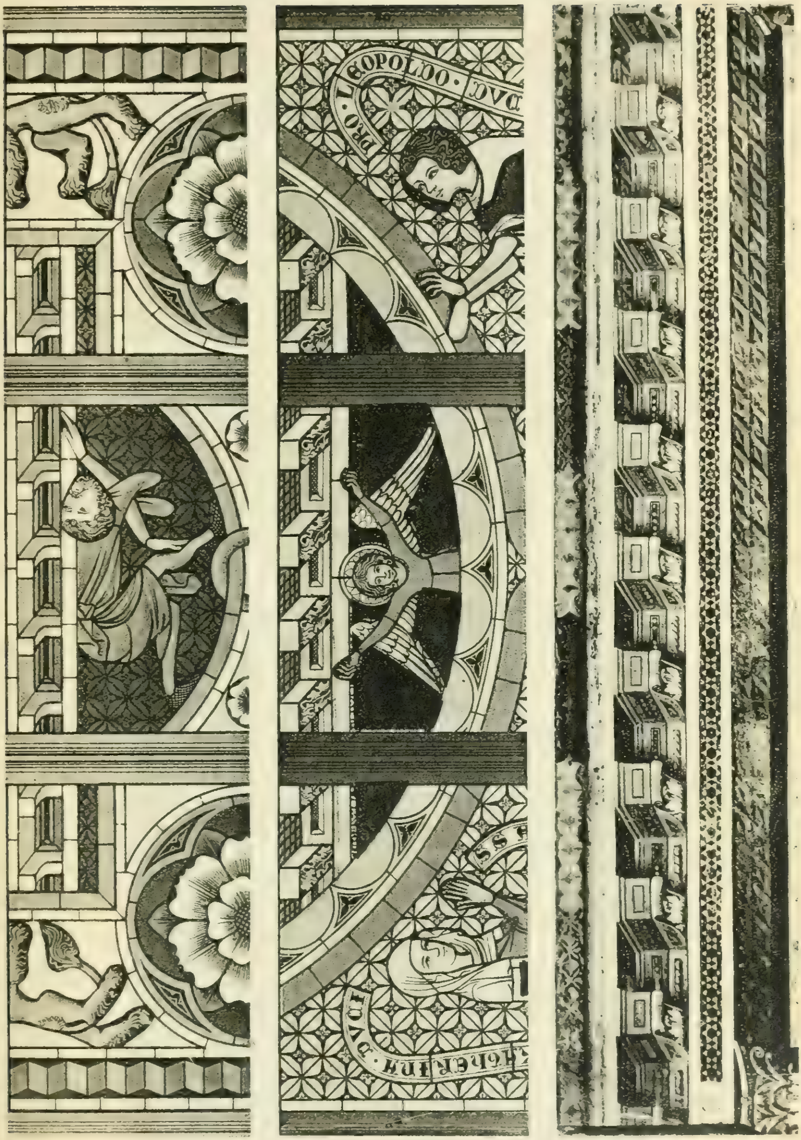
Wer mit Hans Lehmann, unter Berufung auf verwandte Leistungen in der Schweiz, das Passionsfenster von Königsfelden um 1315 entstanden glaubt, der müßte nun einen zweiten Anfang von der anderen Seite des Chores her zugeben, wo unter direktem Einfluß italienischer Wandgemälde im Hauptheiligtum der Franziskaner das Claren- und das Franciscusfenster entstanden, und müßte den Auftrag für die Verherrlichung der beiden Ordensheiligen der hier angesiedelten Minoriten bis auf das Gründungsjahr der Abtei oder bis zum Eintreffen der ersten Insassen des Klosters, um 1312 zurückdatieren. Da die Neigung des XIV. Jahrhunderts zu systematischer Gleichstellung korrespondierender Teile während der ersten Jahrzehnte noch nicht so stark war, könnten die Fenster für Franciscus und Clara ursprünglich als Gegenstücke bestimmt gewesen sein — am Eingang des Chores zu stehen. Und dennoch würde die Durchdringung beider Richtungen, die sich in der Grablegung des Altarfensters offenbart, noch allzufrüh erreicht scheinen, und im Widerspruch zu der Vermittlung stehen bleiben, von der uns doch die Annenlegende, die Verkündigung an Zacharias und die Enthauptung des Johannes so bestimmtes Zeugnis geben, ja selbst die Geburt Christi, die Anbetung der Könige und die Darbringung im Tempel auf der einen Seite, die Auferstehung aus dem Grabe mit schräggesehenen Konsolen und perspektivisch gezeichneter Steinplatte, über die der Besieger des Todes hinwegsteigt, auf der anderen Seite des zugehörigen Mittelstücks. Kann die Stiftung des Herzogs Albrecht und seiner Gemahlin Johanna von Pfirt, wie wir nach den entwickelten Vierpaßrahmen schon sicher annehmen müssen, nur nach 1320 entstanden sein, und die Stiftung Heinrichs nur zwischen dem Jahr seiner Verheiratung 1314 und seinem Tode 1327, so haben wir bestimmte Fingerzeige genug über den Zeitraum, in dem sich die Annäherung und Verquickung beider Schulen oder beider Meisterateliers auf deutschem Boden vollzogen haben muß.

Den Meister des Franciscusfensters können wir bestimmter charakterisieren; denn die persönlich aus Assisi mitgebrachten Kunsteindrücke und perspektivischen Kenntnisse, die man da-

mals in solcher Verbindung nur an Ort und Stelle empfangen konnte, gesellt er dem besten Erbteil der nordfranzösischen Glasmalerei, deren Gestaltenbildung und Figurenkomposition er mit voller Sicherheit handhabt, als wäre er aus der Schule der Kathedrale von Chartres oder einer ihrer glücklichsten Pflanzstätten hervorgegangen. Überlegen wir uns noch einmal, wie er die Errungenschaften aus S. Francesco zu Assisi sich angeeignet, wie er sie im Zusammenhang mit der Rhythmik der dortigen Oberkirche verstanden und als fruchtbare Motive doch in freiem Schaffen nach seiner Art unter ganz anderen Erfordernissen verwertet, so bleibt kaum eine andere Annahme übrig, als daß er selbst, eben als Glasmaler, in der Basilica tätig gewesen, oder daß er zu den kunstgeübten Franziskanern gehörte, der im Mutterkloster am Monte Subasio einen Teil seiner Ausbildung empfangen hatte, und dann etwa mit den ersten Sendlingen von dort nach Königsfelden gelangt sei. Das ist für die Geschichte der Beziehungen der deutschen Kunst zu dem italienischen Trecento jedenfalls ein beachtenswerter Beitrag, der deshalb so entscheidend auf die Forschung wirken muß, weil er sich so exakt beweisen läßt, und weil er so vorurteilsfrei, über alle Anwandlungen nationaler Eifersucht hinweg, dargetan, sich auch unabweisbar behaupten wird.

Leipzig, 29. April 1919. Schmarsow.

39



Assisi

Assisi

Franciscusfenster

Franciscusfenster

Franciscusfenster.

Franciscusfenster

Franciscusfenster

Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Akademie der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
71. Band. 1919. 4. Heft

Max Förster

Die Beowulf-Handschrift

Mit 2 Tafeln

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1919

Vorgetragen für die Berichte am 3. Mai 1919.
Das Manuskript eingeliefert am 8. Juli 1919.
Druckfertig erklärt am 19. September 1919.

Meinem lieben Freunde

Joseph Schick

zum

sechzigsten Geburtstage

§ 1. Foliierung. — § 2. Bogensignaturen und Lagenverteilung. — § 3. Die Schreiberhände. — § 4. Das Alter der Schreiberhände. — § 5. Die Herkunft der Handschriftenteile. — § 6. Die Geschichte des Kodex. — § 7. Der Inhalt des Kodex.

Die Handschrift, welche uns in dem Beowulf-Epos den kostbarsten Schatz altenglischer und altgermanischer Poesie erhalten hat, befindet sich heutzutage im Besitz des Britischen Museums zu London unter der Signatur Cotton Vitellius A. XV. So oft diese Handschrift verwertet worden ist und so zahlreich Inhaltsangaben[1]) derselben vorliegen, so fehlt es doch immer noch an einer irgendwie eingehenderen Beschreibung und paläographischen Untersuchung[2]) dieses Kodex, so daß die folgenden Angaben, die einen Anfang damit machen wollen, manchem nicht unwillkommen sein dürften.[3]) Wenn

1) Siehe weiter unten § 7.

2) E. Kölbing, Zur Beóvulf-Handschrift (Archiv für neuere Sprachen 56 [1876] S. 91—118) bietet nur eine Kollation des Beowulf-Textes.

3) Auch sonst haben altenglische Handschriften meines Wissens keine ausführlicheren Untersuchungen erfahren, mit Ausnahme des 'Textus Roffensis' in der Kathedralbibliothek zu Rochester, den F. Liebermann in der Archaeologia Cantiana 1898 behandelt hat, und des Vercelli-Kodex CXVII, den ich selbst beschrieben habe ('Der Vercelli-Codex CXVII nebst Abdruck einiger altenglischer Homilien der Handschrift', Halle 1913, sowie 'Il Codice Vercellese con omelie e poesie in lingua Anglosassone la prima volta interamente riprodotto in fototipia a cura della Biblioteca Vaticana con introduzione del prof. dott. M. Foerster', Roma 1913). Eine ausführliche Inhaltsangabe von Cotton Tiberius A. III. bot ich im 'Archiv für das Studium der neueren Sprachen' 121

es Befremden erregen sollte, daß diese Aufgabe nicht dem Paläographen überlassen bleibt, dem sie von Rechts wegen zu-

(1908), 30—46; dazu Fehrs Ergänzung ebenda 129, 219 f. Das Cotton MS. Vespasianus D. XIV werde ich genauer beschreiben in meiner Ausgabe der 'Ælfricschen Homilien aus Vespasianus D. XIV'. — Für die s. g. Cædmon-Hs., Junius IX, hat einige der hergehörigen Fragen (Einband, Lagenverteilung, Fitteneinteilung) behandelt F. H. Stoddard, The Cædmon Poems in MS. Junius XI (Anglia 10, 157—167). Doch bedürfen seine Ausführungen stark der Nachprüfung (Einiges schon bei Lawrence, On Codex Junius XI in 'Anglia' 12, 598—600). Vor allem leiden sie unter der irrigen Voraussetzung, daß überall, wo sich ein Falz zeigt, ein Blatt herausgeschnitten sein müsse, so daß ganz falsche Angaben über die Lücken in der Handschrift herauskommen, die leider auch von Wülker übernommen sind. Bei dem sehr großen Format der Handschrift war der Schreiber offenbar häufig genötigt, sich mit einem kleineren Pergamentblatte zu begnügen und dieses mittels eines Falzes der Lage einzufügen. Daher liegt ein zwingender Grund zur Annahme eines Blattverlustes nur da vor, wo sich eine Lücke im Texte am Blattschlusse zeigt. Von diesem Gesichtspunkte aus würden 9 von den 17 Lagen der Cædmon-Handschrift ohne nachweisbaren Blätterverlust uns erhalten sein: nämlich die aus je 4 Bogen bestehenden Lagen IV (= fol. 14—21), V (= fol. 22—29), VI (= fol. 30—37) und XVI (= fol. 99—106), die aus 4 Bogen und 2 Falzblättern (fol. 110. 113) bestehende Lage XVII (= fol. 107—116), die aus 4 Bogen und einem Falzblatt (fol. 45) bestehende Lage VII (= fol. 38—46), die aus je 3 Bogen und je einem Falzblatt (fol. 51. 93) bestehenden Lagen VIII (= fol. 47—53) und XV (= fol. 92—98) sowie die aus einem Bogen und 3 Falzblättern (fol. 3. 4. 5) bestehende Lage I (= fol. 1—5); — die für paläographische Zwecke unbrauchbare, erst mit fol. 2a einsetzende Seitenzählung der Handschrift ist bei diesen Angaben durch eine Zählung aller vorhandenen Blätter ersetzt. Dagegen werden wir doch wohl den Verlust eines Blattes annehmen müssen, wo das Auftreten eines Falzes mit einer Textlücke zusammenfällt. Aber auch hier wird nicht immer sicher zu entscheiden sein, ob das fehlende Blatt von dem sichtbaren Falze abgeschnitten worden ist, oder ob ein ursprünglich für sich eingefalzter besonderer Halbbogen verloren gegangen ist. Ein einziges Blatt fehlt in der Lage XI (eventuell zum Falz von fol. 69 gehörend), in der Lage XIV (zu fol. 87?) und, wenn wirklich nach Exodus 445 eine Textlücke vorliegt, was keineswegs ganz sicher ist, in der Lage XIII (zu fol. 81?). Zwei Einzelblätter fehlen in Lage IX (eventuell zu fol. 56 und 57 gehörend) und in Lage X (zu fol. 62 und 65?). In Lage III treffen

falle, so sei darauf verwiesen, daß Paläographen nur in den seltensten Fällen die hiezu nötige Kenntnis des Altenglischen besitzen und daß für die Beurteilung volkssprachlicher Handschriften auch spezifisch philologisches, nämlich lautgeschichtliches Wissen erforderlich ist. Und zudem sind es gerade die Philologen, die die Lösung der hier aufgeworfenen Fragen für ihre sprachlichen und literarhistorischen Zwecke interessiert.

Leider ist die Beschäftigung mit den Handschriften unter der jüngeren Generation der deutschen Anglisten eine Seltenheit geworden und wird es bei der traurigen internationalen

---

an der Textlücke nach fol. 12 zwei Falze (von fol. 9 und 10) zusammen, aber es kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob hier ein oder zwei Einzelblätter fortgefallen sind. Ein ganzer Bogen, und zwar der mittelste der Lage, fehlt in Lage XII (= fol. 73—78); die zwei (oder drei) äußersten Bogen fehlen in Lage II, dessen beide einzig erhaltenen Blätter zwei Einfalzblätter (fol. 6 und 7) sind. Im ganzen dürften also nur 13—15 Blätter verloren gegangen sein, nicht, wie STODDARD meint, 27. — Auch was STODDARD über die Bedeutung des mehrfach vorkommenden *x* oder *xb* vermutet, ist unhaltbar. Jenes "*xb*" findet sich z. B. auch im Vercelli-Kodex (fol. 119ª, 121ª, 123ª, 126ª), sowie im Barlow MS., in Digby 63 und Caius Coll. Cambr. 144 (nach NAPIER, Academy 23. März 1889, I 205). Es bedeutet offenbar so etwas wie *Christe, benedic* (LINDSAY) oder *Christus benedictus* (NEUBAUER, Academy 16. März 1889, I 186). Es entspricht der von den frommen irischen Mönchen übernommenen Sitte, die Tagesarbeit des Schreibens mit einer kurzen Gebetsformel am oberen Seitenrande zu beginnen. Als solche Gebetsformeln finden wir z. B. auch *Χρη βωηϑησον, adiuva nos, Christe* (REICHENAUER Hs. 25. D 86; Ztschr. f. celt. Phil. 6, 546), *Christe, fave votis* (Paris, B. N. 10837 fol. 21); oder die höchst interessanten Schreiberbemerkungen im Sangallensis 904 (Thesaurus Palaeohibernicus II S. XX ff.), wie z. B. *faue, Brigita;* sancta *Brigita* intercedat pro *me; Chris*te, *faue;* Patricie, *adiuua;* Patricie, benedic; *faue,* Patricie; sancta *Brigita oret* pro *nobis;* sancta *Brigita, adiuua scriptorem istius artis; faue, Jesu; in nomine almi* Patricii; sanctus *Diormitius oret* pro *nobis; faue, Christe; adiuua, Chri*ste und die irische Notiz (nach STOKES Übersetzung)" : : : : *of Patrick and Brigit on Mael Brigte, that he may not be angry with me for the writing that has been written this time*". S. W. M. LINDSAY, Early Irish Minuscule Script (Oxford 1910) S. 47.

Lage und dem durch wahnsinnigen Siegerübermut verewigten Völkerhaß in Zukunft noch mehr werden. Aber wozu die Nichtbeachtung einer so elementaren Sache, wie die Festlegung der oberen Zeitgrenze für die Abfassung eines Literaturdenkmales durch das Datum seiner handschriftlichen Aufzeichnung führt, lehrt der kürzlich gemachte Versuch, die gut als „Klage eines Vertriebenen“ zu bezeichnende Elegie des Exeterbuches „ins spätere 10. Jahrhundert“, d. h. doch wohl das Ende oder die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts, zu versetzen[1]), während doch die Niederschrift des uns vorliegenden Textes, der bei seiner starken Verderbtheit schon durch mehrere Hände gegangen sein muß, von einer Autorität wie E. M. THOMPSON[2]) „um 950“ angesetzt ist und sicherlich nicht später als das dritte Viertel des 10. Jahrhunderts entstanden ist. Ein anderes Beispiel dafür, wie stark die literarhistorische Einreihung eines Werkes von der Datierung seiner handschriftlichen Überlieferung abhängt, werde ich im folgenden (§ 4) in Bezug auf die altenglischen Versionen des Alexanderbriefes an Aristoteles und der s. g. Wunder des Ostens erbringen.

§ 1. Foliierung.

Der umfangreiche Sammelband Vitellius A. XV der Cottonischen Sammlung des Britischen Museums, welcher gegenwärtig aus 211 Blättern (ca. 19×12 cm) — darunter 209 alten Pergamentblättern — besteht, weist heutzutage drei verschiedene Foliierungssysteme auf: eine alte Blätterzählung, welche wohl aus dem Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts stammt, und zwei moderne, welche erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts eingetragen sind.

---

1) L. L. SCHÜCKING, Kleines angelsächsisches Dichterbuch (Cöthen 1919) S. 22.

2) THOMPSON, An Introduction to Greek and Latin Palaeography (Oxford 1912) S. 394f. Vgl. auch W. KELLER, Angelsächsische Palaeographie (Berlin 1906) S. 33f. und 40f.

(a) Die alte Paginierung erscheint in dreifacher Weise angegeben. Die ältesten Blattzahlen, welche eine verhältnismäßig altertümliche Hand aufweisen und noch aus dem Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts herrühren werden, sind nur noch auf wenigen Blättern in der oberen rechten Ecke erhalten, da die Handschrift bekanntlich durch den Brand der Cottonianischen Bibliothek am 23. Oktober des Jahres 1731 stark gelitten hat, so daß schließlich im 19. Jahrhundert die einzelnen Blätter in einen modernen Papierrahmen mittels durchsichtigen Glaspapieres eingesetzt werden mußten. Erhalten sind diese ältesten Zahlen nur noch in folgenden Fällen: eine 3 auf der heutigen fol. 6, ebenso eine 6 (auf 9), 7 (10), 8 (11), 12 (15), 13 (16), 14 (17), 15 (18), 23 (26), 24 (27), 26 (29), 27 (30), 28 (31), 29 (32), 31 (34), 32 (35), 33 (36), 37 (40), 38 (41), 39 (42), 40 (43), 41 (44), 47 (50), 50 (53), 5[2] (55), 54 (57), 56 (59), 67 (71), 73 (76) und 77 (81). Nach fol. 81 scheint[1]) kein Rest der ältesten Zahlen mehr erhalten zu sein. Wenn man in Betracht zieht, daß, wie wir später sehen werden, mit fol. 96 ein ursprünglich selbständiger Kodex beginnt, so könnte man die Vermutung hegen, daß diese zweite Handschrift überhaupt keine alte Blattzählung gehabt habe. Indes zeigt sich, daß auch die letzten 15 Blätter der ersten Handschrift keine Spur der alten Zahlen bewahrt haben. Und so mag sich das Fehlen von alten Zahlen in der zweiten Hälfte des Kodex daraus erklären, daß die Blätter von fol. 82 ab stärker beschädigt und in Sonderheit die Blattecken sämtlich abgebröckelt sind.

Man könnte die Vermutung aufstellen, daß diese Foliierung von Richard James[2]) (1592—1638) herrührte, der

1) Allerdings scheint auf fol. 100ᵃ noch so etwas wie eine 9 sichtbar zu sein, so daß also 9[6] die alte Blattzahl gewesen sein könnte. Indessen ist diese Spur doch höchst zweifelhaft.

2) Näheres über diesen gelehrten Bibliothekar, der auch wegen seines handschriftlichen *Dictionarius Anglo-Saxonicus* (Bodl. MS. James 41) und *Dictionarius Saxonico-Latinus* (Bodl. MS. James 42) einen Platz

seit etwa 1625 als Bibliothekar Sir ROBERT COTTONS (1571 bis 1631) fungierte und dessen Hand uns aus den 43 Handschriften seines dichterischen und wissenschaftlichen Nachlasses auf der Bodleiana und mehreren Inhaltsangaben zu den Cottonischen Manuskripten gut bekannt ist. Indessen stimmen die Formen der Ziffern kaum zu den sicher von JAMES geschriebenen Zahlen auf fol. 2a (vgl. darüber weiter unten § 7). Und überdies muß JAMES jene alte Foliierung schon vorgefunden haben, da er sich in seiner Inhaltsangabe, die er dem Gesamtkodex voraufgeschickt hat (jetzt fol. 2), mit „*pag. 56*“ nachweislich auf jene älteste Blätterzählung bezieht.

Überall da, wo diese Zahlen mit dem Blattrande infolge des Brandschadens abgebröckelt sind, ist diese selbe Zählung noch im 18. Jahrhundert, wohl bald nach dem Brande von 1731, dadurch erneuert worden, daß die zerstörten Zahlen auf dem stehengebliebenen Teile der Blattecke mit Tinte wiederholt sind. Oft konnte das nur in der Weise geschehen, daß die Zahlen in den altenglischen Text, und zwar zwischen die 1. und 2. oder auch 2. und 3. Zeile, hineingeschrieben wurden. Auch diese Zahlen sind infolge der fortschreitenden Zerstörung der Blattecken heutzutage nicht mehr alle vorhanden.

Wichtig ist, daß diese Zählung des 18. Jahrhunderts den ganzen Sammelband, einschließlich der Epen von Beowulf und Judith, umfaßt und uns also angibt, in welchem Zustande, was Lücken und Reihenfolge der Blätter angeht, sich der Kodex seit seinem Zusammenbinden zu Beginn des 17. Jahrhunderts bis zu seinem Neubinden um die Mitte des 19. Jahrhunderts befand.

Endlich ist diese alte Zählung noch ein drittes Mal mit Bleistift in die äußersten rechten Ecken des modernen Papierrahmens, in den alle Blätter nach dem Brande eingesetzt sind, wiederholt worden. Diese Bleistiftfoliierung wird wohl

---

in der Geschichte der englischen Philologie verdient, bietet C. L. KINGSFORD im 'Dictionary of National Biography' ²X, 655—657.

gleichzeitig mit dem Einsetzen in den Papierrahmen gemacht sein, was erst im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts — zwischen 1861 und 1871 (siehe § 2) — erfolgt ist.

Nach dieser ältesten Blätterzählung werden bisher in den Ausgaben zumeist die Zitate geboten. Auch das ZUPITZAsche Faksimile des Beowulf (1882) sowie die Beowulf-Ausgabe HOLTHAUSENS (4. A. 1914) und die der Judith von COOK (2. A. 1904) u. a. m. kennen nur diese älteste Zählung.

Diese Paginierung zählt im ganzen 206 Blätter.

Was lehrt uns nun diese älteste Blätterzählung über den Zustand des Kodex zu Beginn des 17. Jahrhunderts, als er in die Bibliothek Sir ROBERT COTTONS gelangte und dort — wohl unter JAMES' Leitung[1]), also zwischen 1625—1638 — die heutige Zusammenstellung erhielt? Zunächst zeigt uns die alte Paginierung, daß all die Blätter, welche heutzutage fehlen, bereits um 1625 nicht mehr vorhanden waren. Dies gilt sowohl von dem Blatt, welches zu Anfang des Nicodemus nach fol. 56^b (ältester Zählung) vermißt wird, wie von der fehlenden Lage der Quintinus-Legende nach fol. 90^b und den drei Lagen zu Beginn der Judith vor fol. 199^a.

Weiter lehrt uns die alte Foliierung, daß an vier Orten des Manuskriptes ein oder mehrere Blätter sich an falscher Stelle befanden, die erst bei dem Neueinbinden im 19. Jahrhundert in die richtige Reihenfolge gebracht sind. Es handelt sich zunächst um die Blätter 96—105 (= fol. 91—100 der ältesten Zählung), die ursprünglich so angeordnet waren, daß fol. 98—99 (= fol. 91—92 ältester Zählung) sich vor fol. 96—97 (= 93—94) befanden und ebenso fol. 104—105 (= 95—96) vor fol. 100—103 (= 97—100). So kommt es, daß die alte Foliierung heutzutage nach der Richtigstellung der Anordnung in folgender Reihenfolge erscheint: 93. 94 | 91. 92 | 97. 98. 99. 100 | 95. 96. Diese falsche Blätterzählung

1) Weil RICHARD JAMES dem Bande ein Inhaltsverzeichnis (fol. 2^a) vorsetzte, welches den ganzen Kodex in seiner heutigen Gestalt umfaßt (vgl. § 7).

erklärt sich am einfachsten so, wenn wir annehmen, daß die ebengenannten 10 Blätter (= fol. 96—105 neuester Zählung) eine Lage zu 5 Bogen bildeten, deren 4 erste Bogen zur Zeit der Renaissance-Paginierung in falscher Reihenfolge lagen, nämlich als *c. d. a. b.*, und deren 5. Bogen *e*, statt in der Mitte, zwischen die beiden letzten Blätter der Lage geraten war.[1])

Ferner standen nach Ausweis der alten Foliierung die Blätter 112—119 (= 115—122 ältester Zählung) hinter (statt vor) den Blättern 120—127 (=107—114 ältester Zählung); und diese Anordnung fand noch 1861 T. O. Cockayne[2]) bei der Herstellung seiner Ausgabe des altenglischen Alexanderbriefes so vor, während A. Holder im September 1876, als er Cockaynes Text mit der Handschrift kollationierte[3]), die heutige richtige Anordnung vor sich hatte. Da sowohl die Blätter 112—119 wie 120—127 genau 8 Blätter, also je eine Lage zu 4 Bogen, ausmachen, erklärt sich die alte, falsche Foliierung ganz einfach daraus, daß der Renaissance-Buchbinder die beiden Lagen miteinander vertauscht hat oder vertauscht vorfand.

Endlich standen noch zwei Blätter des Beowulf an falscher Stelle: fol. 194 (= 197 ältester Zählung) befand sich

---

1) Eine andere Erklärungsmöglichkeit wäre, zu vermuten, daß nur die 8 Blätter fol. 98—105 (neuester Zählung) eine Lage bildeten und die Blätter 96—97 einen davorstehenden selbständigen Bogen ausmachten. Dann wäre aber zur Erklärung der falschen Renaissance-Zählung ein noch stärkeres Durcheinanderwerfen der Bogen anzunehmen: die Bogen *c* und *d* (= fol. 100—103) müßten aus ihrer Lage herausgenommen und als besondere Lage für sich dahinter gestellt sein, und an ihrer Stelle müßte der davorstehende Sonderbogen fol. 96—97 in die Mitte der Lage hineingelegt sein. Und zudem müßte der Schreiber der Handschrift einen einzelnen Bogen als besondere Lage verwendet haben, was meines Wissens, außer am Ende einer Handschrift, nicht vorkommt. Also werden wir an der oben im Text geäußerten Vermutung festhalten dürfen.

2) Narratiunculæ Anglice conscriptæ, ed. Cockayne (London 1861) S. 5ff.

3) Anglia I (1877), 507—512

hinter fol. 202 (= 196 ältester Zählung); und fol. 151 (= 131 ältester Zählung) war schon vor fol. 136 (= 132 ältester Zählung) gesetzt.[1]) Ich vermag mir dies, wie in § 2 ausgeführt werden wird, nicht anders zu erklären, als daß es sich hier um einzelne Falzblätter (nicht Bogen) handelt, die an falscher Stelle eingefügt waren.

(b) Eine zweite Blätterzählung ist ebenfalls rechts oben in die Ecken des Papierrahmens unter die erstere mit Bleistift gesetzt. Sie weicht von der ältesten Zählung darin ab, daß sie nicht erst mit dem altenglischen Texte beginnt, sondern auch die erst beim Einbinden zu Anfang des 17. Jahrhunderts vorgesetzten drei Pergamentblätter mitrechnet. Sie eilt dadurch der ersteren stets um 3 Blätter voraus und zählt dementsprechend im ganzen 209 Blätter. Außerdem zählt sie an den vier Stellen, wo Blätter versetzt waren, dieselben in der richtigen Reihenfolge, so daß hier beide Zählungen in anderem Zahlenverhältnis zueinander stehen. Diese zweite Paginierung ist erst im 19. Jahrhundert vorgenommen. Man könnte glauben, daß dies im "Juni 1884" geschehen sei, weil unter diesem Datum G. Fr. Warner auf dem nicht mitgezählten hinteren Schutzblatte die Zahl der Blätter des Manuskriptes mit "209 Fols." angibt. Indes wissen wir, daß schon im "September 1876", als A. Holder die 'Wunder des Ostens' und den 'Alexanderbrief' unserer Handschrift mit Cockaynes Ausgabe kollationierte (s. Anglia I, 331—337; 507—512), er nicht nur die umgestellten Blätter "jetzt in richtiger Ordnung"

1) Die falsche Stellung dieses Blattes 150 (= Vers 740—782, Grendels Auftreten) war es, was Sharon Turner bei seiner Inhaltsangabe des Beowulf in seiner 'History of England' (1805) zu der irrigen Darstellung verleitete, daß Beowulf als Kind des Hroðgar auftrete. Die richtige Anordnung dieses Blattes (sowie von fol. 194) gab zuerst der Isländer Thorkelin (1815), so daß Turner in der 3. Auflage (1820) seiner Geschichte diesen Fehler verbessern konnte. — Vermutlich gehört hierher ein Aufsatz von Chambers, The "Shifted Leaf" in Beowulf, der in dem mir unzugänglichen X. Bande (1915) der Modern Language Review stehen soll.

vorfand, sondern bereits auch nach der "neuen Foliierung" oder "neuen Zählung" zitieren konnte. Also wird diese zweite Blätterzählung anläßlich des Neueinbindens[1]) zwischen 1861 und 1871 gemacht sein.

Diese zweite Zählung berücksichtigt nur die Pergamentblätter, nicht die vorn und hinten sowie an zwei Stellen des Inneren nach fol. 59 und 94 (neuester Zählung) eingefügten leeren Papierblätter.

(c) Eine dritte Blätterzählung, die auf der unteren rechten Ecke des Papierrahmens angebracht ist, wurde erst nach 1884 eingeführt. Sie unterscheidet sich von der zweiten nur dadurch, daß sie jene beiden eben erwähnten leeren Papierblätter (= fol. 60 und 95), die eingefügt sind, um fehlende Blätter zu markieren, mitrechnet. Demzufolge differiert sie von fol. 61 an um 4, von fol. 96 an um 5 Ziffern von der ältesten Zählung.

Nach dieser Zählung enthält die Handschrift im ganzen 211 Blätter.

Im folgenden ist diese dritte Zählung stets an erster Stelle angegeben. Wo nur eine Zahl steht, ist stets diese Foliierung gemeint.

§ 2. Bogensignaturen und Lagenverteilung.

Wie die Bogen zu Lagen zusammengelegt waren, läßt sich heute direkt nicht mehr ersehen, weil die Handschrift jetzt nur noch aus lauter Einzelblättern besteht, die ringsum mittels Glaspapier in einen Papierrahmen eingeklebt sind. Wann letzteres geschehen ist, scheint sich nicht mehr genau bestimmen zu lassen, falls nicht die Akten der Handschriftenverwaltung des Britischen Museums darüber Auskunft ergeben. Jedenfalls war 1871, als E. SIEVERS die Handschrift kollationierte, der Papierrahmen bereits vorhanden[2]) und „die ganze Handschrift jüngst durch neuen sorgfältigen Einband

1) S. § 2.

2) Nach freundlicher Mitteilung von E. SIEVERS.

vor allen weitern Beschädigungen geschützt".[1]) Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß das Einsetzen in die Papierrahmen anläßlich des eben erwähnten Neueinbandes erfolgt ist, welcher in dem Jahrzehnt von 1860—70 vorgenommen ist.[2]) Denn wir wissen, daß eine gründliche Reparatur der durch den Brand von 1731 beschädigten Handschriften erst von dem Bibliothekar Sir Frederic Madden in die Wege geleitet ist, welcher 1837—1873 die Handschriftenabteilung des Britischen Museums unter sich hatte.

Da der Rücken des Vitellius-Kodex von dem Brande von 1731 nicht berührt worden ist, werden vermutlich also die Bogen und Lagen der Handschrift bis in die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts in dem ursprünglichen Zusammenhange, in dem sie in die Cottonsche Bibliothek gelangt waren, erhalten geblieben sein.

Bei der heutigen Auflösung des Kodex in Einzelblätter ist die ursprüngliche Bogen- und Lagenverteilung nicht mehr direkt zu ersehen. Wir können sie aber mit einiger Sicherheit auf indirektem Wege erschließen.

Für den ersten Teil des Kodex ist dies möglich mit Hilfe der alten Bogensignaturen, welche ein Teil der Blätter noch heute aufweist. Auf den Blättern 12—94 ist nämlich auf der ersten Seite jedes einzelnen Bogens, und zwar auf dem unteren Seitenrande links, angegeben, zu welcher Lage jedes Doppelblatt gehörte und welchen Platz innerhalb der Lage es einnahm. Die Nummer der Lage ist dabei mit ara-

---

1) So in Zeitschr. für deutsches Altertum 15 (1872), 457.

2) Daß der Neueinband nach 1860 erfolgte, schließe ich aus der Tatsache, daß Cockayne, als er den Alexanderbrief und die Wunder des Orients für seine Narratiunculæ Anglice Conscriptæ (Vorrede vom Aug. 1861) abschrieb, die beiden oben S. 8 erwähnten verstellten Lagen noch in der falschen Reihenfolge vorfand, während sie 1876 bei Holders Kollation richtig gestellt waren. Die Umstellung der Lagen ist doch sicherlich anläßlich des von Sievers erwähnten und vor 1871 anzusetzenden Neueinbandes erfolgt. Danach ist R. W. Chambers' Angabe in seinem 'Beowulf' (1914) S. X A. 2 zu berichtigen.

bischen Ziffern angegeben. Die Reihenfolge der Bogen innerhalb der Lage ist durch die Buchstaben *a*, *b*, *c*, *d* bezeichnet, welche links vor die Lagenziffer gestellt sind. Um ein Beispiel zu geben, tragen die Bogen der Lage II also die Signaturen: *a2*, *b2*, *c2* und *d2*. Wir haben hier eine ähnliche Art der Bogensignatur, wie wir sie bei den Drucken des 16. Jahrhunderts finden, nur daß dort, wenigstens in England, umgekehrt die Druckbogen mit Kapitalbuchstaben, die Reihenfolge der Doppelblätter innerhalb des Bogens mit arabischen Ziffern bezeichnet werden. Leider sind diese Bogensignaturen in unserer Handschrift mit so wässeriger Tinte geschrieben, daß sie vielfach auch da, wo der Seitenrand nicht abgebröckelt ist, jetzt völlig verblaßt sind.

Neben der eben geschilderten Methode der Bogensignierung, die nicht von den ursprünglichen Schreibern des Textes herrührt (s. weiter unten S. 19), finden sich noch Spuren einer älteren, einfacheren Lagensignierung, die möglicherweise zugleich mit der Textkopie gemacht war. Nach älterer Weise versah man nur den ersten Bogen jeder Lage mit einer römischen Zahl, welche die Reihenfolge der Lage innerhalb der Handschrift angab.[1]) Spuren dieser römischen Zahlen finden wir in unserm Manuskripte nur noch auf dem untern Rande von fol. 20ª, welches richtig eine *III* trägt, auf fol. 28ª (*IIII*) fol. 52ª (*VII*) und fol. 61ª (*VIII*). Diese römischen Zahlen waren, wie namentlich die *VIII* auf fol. 61ª, noch deutlich lehrt, ziemlich tief auf den unteren Seitenrand und zwar in die Mitte desselben gesetzt. Daher sind sie zumeist mit der

1) Bei dem Textus Roffensis sind die (römischen) Bogenzahlen jedesmal auf den unteren Rand der l e t z t e n Seite jeder Lage gesetzt. Vgl. F. LIEBERMANN, Notes on the Textus Roffensis [Reprinted from 'Archæologia Cantiana' 1898] S. 11. — Eine dritte Art der Lagensignierung finden wir in dem Vercelli-Kodex CXVII: dort sind die Lagen so gezählt, daß an den Kopf der ersten Seite einer jeden Lage eine römische Zahl und dann wieder auf dem Fuß der Schlußseite jeder Lage ein Kapitalbuchstabe des lateinischen Alphabetes gesetzt ist; vgl. FÖRSTER, Vercelli-Codex S. 23 und Il codice Vercellese S. 9.

Zerstörung des Seitenrandes geschwunden. Die alte und die jüngere Methode zusammen finden wir nur noch bei der sechsten und achten Lage erhalten: denn auf fol. 61^a haben wir zunächst tief unten in der Mitte eine römische *VIII* und darüber mehr nach links oben ein *a 8*; ebenso auf fol. 44^a tief unten eine römische *VI* und links darüber nochmals ein *a 6*. Bei der 4. Lage hat der jüngere Signierer die ältere sich zunutze gemacht, indem er auf fol. 28^a seinen Bogenbuchstaben *a* neben die alte Bogensignatur *IIII* setzte, die verhältnismäßig hoch geraten war.

Aus welcher Zeit diese Bogensignaturen stammen, läßt sich aus der Form der verwendeten arabischen Ziffern entnehmen. Ziehen wir die Ziffernformen zum Vergleich heran, welche Adriano Cappelli, Dizionario di abbreviature latine ed italiane (Milano 1899) S. 380—385 und vor allem G. F. Hill, On the Early Use of Arabic Numerals in Europe (Archæologia LXII, 1910, S. 137—190) bieten[1]), so ergibt sich, daß unsere Bogensignaturen die charakteristischen Formen der arabischen Ziffern des 12. Jahrhunderts aufweisen. Bisher unbekannt scheint allerdings die hier auf fol. 36^a verwendete Form der 5, ebenso die sehr sonderbare Form für 11, falls das Zeichen ⊣| auf fol. 87^a wirklich eine Ziffer meint.

Die jüngeren Bogensignaturen sind völlig intakt erhalten in dem zweiten Bogen (= fol. 12—19). Denn wir finden hier unten links auf fol. 12^a ein *a 2*, — die Ziffer 2 in der auch sonst im 12. Jahrhundert nachweisbaren Form, die der heutigen Ziffer 7 sehr ähnelt; weiter auf fol. 13^a ein *b 2*, auf fol. 14^a ein *c 2*, auf fol. 15^a ein *d 2*. Auf dem folgenden Blatt 16^a scheint dann noch ein *e* erkennbar, doch ohne hinzugefügte Zahl. Man könnte daraus folgern, daß die Lage aus *a—e*, also 5 Bogen bestand. Das ist indes unmöglich, weil fol. 20^a die Signatur des 3. Bogens aufweist und also für die

---

1) L. Jordan, Materialien zur Geschichte der arabischen Zahlzeichen in Frankreich (Archiv für Kulturgeschichte 3 [1905], 155—195) bietet nichts für unseren Zweck.

2. Lage nur die Blätter 12—19, d. h. 4 Bogen, zur Verfügung standen. Also muß jenes *e* irrtümlich vom Signierer auf die 3. Seite des innersten (4.) Bogens gesetzt sein.

Aus den Bogensignaturen der zweiten Lage ist weiter zu folgern, daß die vorherstehenden Blätter 4—11, bei denen Bogensignaturen nicht mehr zu erkennen sind, die erste Lage zu 4 Bogen bildeten. Die Blätter 1—3 gehörten ursprünglich nicht zur Handschrift, sondern sind erst von Cottons Bibliothekar R. James beim Einbindenlassen hinzugefügt (s. weiter unten § 7).

Die Lage III bildeten die Blätter 20—27, da fol. 20^a eine *III* (in römischer Ziffer, aber ohne Bogenbuchstaben — also die alte Signierung) und fol. 21^a, 22^a, 23^a nacheinander die Signaturen *b 3*, *c 3* und *d 3* aufweisen. Die hierbei verwendete arabische *3* zeigt jene alte Form mit weit heruntergezogenem Haken.

Die Lage IV bestand aus Blatt 28—35, da fol. 28^a ein *a IIII*, fol. 29^a ein *b* (ohne erkennbare Zahl) und fol. 30^a und 31^a ein *c 4* bzw. *d 4* aufweisen; — die arabische Ziffer *4* beidemal in jener bekannten eckigen mittelalterlichen Form ꝝ, wie sie bis ans Ende des 15. Jahrhunderts üblich geblieben ist.

Blatt 36^a trägt links unten ein merkwürdiges Zeichen ʌ, das aber nichts anderes als eine arabische *5* sein kann. Die folgenden Blätter 37^a und 38^a enthalten nur noch die Bogenbuchstaben, *b* und *c*. Dagegen weist fol. 39^a rechts von seinem Bogenbuchstaben *d* noch Spuren eines abgerissenen Zeichens, wohl einer *5*, auf. Die Lage V hat also aus den vier Blättern 36—43 bestanden.

Auf der ersten Seite der 6. Lage (fol. 44—51) finden wir, wie oben erwähnt, die Doppelsignatur *a 6* und rechts darunter die römische *VI*. Wie zu erwarten, tragen fol. 45^a, 46^a und 47^a die Signaturen *b 6*, *c 6* und *d 6*. Die arabische Ziffer 6 zeigt hier jedesmal jene sigmaförmige Form mit langausgezogenem Haken, wie sie Hills Tafel II Nr. 1—4 und Tafel III Nr. 1—14 auch sonst fürs 12. und 13. Jahrhundert belegen.

Die 7. Lage bestand aus Blatt 52—59, da fol. 52[a] ganz unten eine römische *VII* und außerdem höher, dicht am rechten Rande, ein *a* (vielleicht mit dahinter abgerissener arabischer Ziffer *7*) aufweist. Auf fol. 53[a] sind noch undeutliche Spuren eines abgerissenen Bogenbuchstabens (sicherlich *b*) vorhanden; aber auf fol. 54 ist der ganze untere Rand und damit jede Spur einer Bogensignatur abgeschnitten. Aber fol. 55[a] zeigt deutlich den Bogenbuchstaben *d*.

Übergehen wir zunächst das eingefügte moderne Papierblatt 60, so haben wir auf fol. 61[a] ganz unten in der Mitte die römische Zahl *VIII*; also muß Blatt 61 die 8. Lage der Handschrift beginnen. Dies ist wichtig, weil mit Blatt 61 eine neue Schreiberhand einsetzt und man daher annehmen könnte, daß die vorhergehenden Blätter 4—59, die von einer Hand geschrieben sind und aus 7 Lagen zu je 4 Bogen bestehen, ursprünglich eine Handschrift für sich gebildet hätten und daß die mit fol. 61 beginnenden Lagen erst später mit den vorhergehenden vereinigt worden seien. Die Bogensignatur *VIII* lehrt, daß der alte Signierer, der bis fol. 94 die Lagen fortlaufend zählt, die Blätter 4—94 trotz der zwei Schreiberhände schon zu einem Kodex verbunden vorfand. Nun treffen sich die beiden Striche der *V* in der obengenannten römischen *VIII* auf fol. 61[a] zwar nicht genau in einem Punkte, sondern schneiden sich unten, so daß man meinen könnte, hier vielmehr eine *X* vor sich zu haben, so daß die ganze Zahl eine *XIII* bedeutete. Dem widersprechen aber die arabischen Ziffern auf demselben Blatte weiter links oben sowie auf den folgenden fol. 62[a], 63[a] und 64[a], die trotz ihrer nicht ganz üblichen Formen nur eine arabische *8* sein können. Auf fol. 61[a] und 62[a] ist nämlich eine mir sonst unbekannte Form der arabischen *8* gebraucht, die so aussieht, als ob eine *6* und eine *9* übereinandergestellt wären oder vielleicht noch richtiger ein regelrechtes griechisches *σ* über ein auf den Kopf gestelltes zweites *σ*. Diese Form der *8* ist jedenfalls so entstanden, daß man das obere und das untere Rund der Zahl für sich getrennt herstellte und die aus-

laufenden Striche etwas zu weit nach rechts und links auszog, wozu sich Ansätze in einer Form der arabischen *8* auf Hills Tafel I Nr. 6 fürs 11. Jahrhundert finden. Auf fol. 63ª und 64ª kommt die Zahl *8* der modernen Form näher, ist jedoch mit anderem Duktus ausgeführt, demselben, der auch in einer Form des frühen 12. Jahrhunderts auf Hills Tafel II Nr. 1 erscheint, wenn die Zahl selbst auch hier anders geformt ist. Bei keiner andern Lage ist die Signierung so gut erhalten wie hier; denn wir haben sowohl auf fol. 61ª die ältere Lagenbezeichnung mit der römischen *VIII* unten auf der Mitte des Randes wie die wohl jüngere Bezeichnung mit *a 8*, *b 8*, *c 8* und *d 8* auf den Blättern 61ª, 62ª, 63ª und 64ª. Danach umfaßt die Lage *VIII* die Blätter 61—68. Davor ist, wie eben erwähnt, als fol. 60 ein modernes Papierblatt eingefügt worden, weil der Text der Nicodemus-Version auf fol. 61ª oben mitten im Satz beginnt und nach Ausweis der älteren Cambridger Handschrift der etwa zwei Manuskriptseiten füllende Anfang des Textes verloren gegangen ist. Es würde sich also die Frage ergeben, wie das verlorene Einzelblatt sich zu der Lagenverteilung verhält. Die eben besprochenen Bogensignierungen bei der 7. und bei der 8. Lage lehren, daß es sich nicht um einen verlorenen ganzen Bogen handeln kann, sondern nur um ein einzelnes angefalztes Blatt, wie solche oft in den altenglischen Handschriften begegnen.[1]) Ob es an den vorhergehenden 7. oder den folgenden 8. Bogen angefalzt gewesen ist, dafür lassen sich Anhaltspunkte nicht finden.

In der nun folgenden 9. Lage ist von den Bogensignaturen nichts mehr zu erkennen. Da die nächste Lage erst mit fol. 79 beginnt, stehen für die 9. Lage 10 Blätter zur Verfügung. Ausnahmsweise muß also die 9. Lage (= fol. 69—78) aus 5 Bogen bestanden haben, während alle anderen Lagen nur 4 Bogen aufweisen.

---

1) Solche eingefalzte Einzelblätter finden sich z. B. im Vercelli-Kodex CXVII fol. 35, 38, 45, 50, 53 u. a. m.; in Vespasianus D. XIV fol. 6, 15, 86, 103 (vgl. demnächst meine Ausgabe der 'Ælfricschen Homilien aus Vespasianus D. XIV').

Die folgende Lage (= fol. 79—86) weist auf ihrem ersten Bogen keinerlei Reste der Bogensignatur mehr auf. Doch haben die Blätter 80ª, 81ª und 82ª der Reihe nach ihre Bogenbuchstaben *b*, *c*, *d* sowie dahinter ein Zifferzeichen, das ich als durchstrichene arabische *0* auffassen möchte. Solche durchstrichene *0*-Zeichen stehen aber im 10.—16. Jahrhundert für die Ziffer *10* (vgl. bes. Hills Tafel II Nr. 1, auch I Nr. 2 und 13), so daß also zwar nicht für den äußersten, aber für die inneren Bogen 2—4 die regelrechten Signaturen *b 10*, *c10*, *d 10* vorliegen.

Schwierig liegt die Sache für die nächsten 8 Blätter (= fol. 87—94), die nur auf dem ersten Blatt (fol. 87ª) eine Bogensignatur aufweisen: nämlich den Bogenbuchstaben *a* und dahinter ein sonderbares Zeichen ⫞, das ich als eine arabische *11* deuten möchte. Andere Beispiele für eine solche Form der Ziffer *11* vermag ich allerdings nicht nachzuweisen, da Hill überhaupt nur die Ziffern bis 10 behandelt und Cappelli keinen Beleg fürs 12. Jahrhundert beibringt.

Hinter Blatt 94 muß etwas fortgefallen sein, weil die Schlußseite der Lage mitten im Satz mit der Übersetzung der 'Passio Quintini' abbricht und das nächste alte Pergament mit einem ganz anderen Texte, einer 'Passio S. Christophori', und noch dazu in ganz anderer Schreiberhand, einsetzt. Man hat deshalb gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein modernes leeres Papierblatt als fol. 95 eingefügt. Wenn man aber die lateinische Quelle herbeizieht, worüber bei der Inhaltsangabe (§ 7) näher gehandelt werden wird, so ergibt sich, daß ein einzelnes Blatt nicht ausgereicht hätte, um die Quintinus-Legende mit der gleichen Stilbreite des Anfanges zu Ende zu erzählen. Dazu wären wohl noch mindestens 8 Handschriftenblätter erforderlich gewesen. Also wird eine ganze Lage hier verloren gegangen sein. Da, wie in § 3 gezeigt werden wird, mit fol. 96 eine ursprünglich selbständige, fast 150 Jahre ältere Handschrift beginnt, so ist also der ersteren Handschrift (fol. 4—94) außer dem eingefalzten Halbbogen fol. 60 die ganze letzte Lage von wohl 4 Bogen ver-

loren gegangen. Diese Schlußlage war um 1600 schon nicht mehr vorhanden, da die älteste Renaissance-Foliierung diesen Verlust nicht berücksichtigt. Wer freilich jetzt die Handschrift daraufhin anschaut, findet, daß die alte Paginierung gerade an der Stelle der Lücke von 'fol. 90' (= fol. 94) auf fol. 93 (= fol. 96) überspringt. Aber dies erklärt sich, wie wir oben in § 1 sahen, daraus, daß zur Zeit der Renaissance-Foliierung die Bogen der Lagen in der falschen Reihenfolge lagen und später richtig geordnet sind, so daß die scheinbar übersprungenen Blätter 91 und 92 ältester Zählung heute hinter der alten fol. 94 stehen. Es bleibt also dabei, daß der Renaissance-Paginierer die obige Lücke nicht beachtet hat und den Lagenverlust mithin nicht erkannt haben kann.

Mit fol. 96 beginnt ein ganz neuer Kodex, der nirgendwo Spuren von Bogensignaturen aufweist und wahrscheinlich auch nie solche gehabt hat.

Die Lagenverteilung in der ersten Handschrift läßt sich zusammenfassend folgendermaßen darstellen:

Lage I = fol. 4—11 (4 Bogen)
„ II = „ 12—19 „ „
„ III = „ 20—27 „ „
„ IV = „ 28—35 „ „
„ V = „ 36—43 „ „
„ VI = „ 44—51 „ „
„ VII = „ 52—59 „ „
„ VIII = „ 61—68 (4 Bogen, mit verlorenem angefalzten Blatt 60)
„ IX = „ 69—78 (5 Bogen)
„ X = „ 79—86 (4 Bogen)
„ XI = „ 87—94 (4 Bogen; dahinter eine Lage ausgefallen)

Wir haben dann eine Handschrift vor uns, aus 11 Lagen bestehend zu je 4 (einmal 5) Bogen, der die Schlußlage sowie ein angefalztes Blatt verloren gegangen ist. Nach der ursprünglichen Zählung würde das Manuskript dann etwa

99 Pergamentblätter enthalten haben, von denen 90 noch vorhanden sind.

Über das Alter der Bogensignaturen läßt sich folgendes sagen. Wie im vorhergehenden betont, zeigen die anbei verwendeten arabischen Ziffern die charakteristischen Formen des 12. Jahrhunderts: dies gilt namentlich von der 2, 6, 8 und 10. Auf die gleiche Zeit verweist die Form der zur Bogenzählung verwendeten Buchstaben: auch sie gehören in das 12. Jahrhundert. Vergleicht man die Bogenbuchstaben mit der Schrift im Text selbst, so ergibt sich, daß alle Bogenbuchstaben von ein und derselben Schreiberhand herrühren, daß diese aber kaum identisch ist mit einer der zwei Hände, die den Text von fol. 4—94 geschrieben haben. Die Bogenbuchstaben machen eher einen etwas jüngeren Eindruck und mögen erst im dritten Viertel des 12. Jahrhunderts eingetragen sein, während die Textschrift selbst in das zweite Viertel des Jahrhunderts gehört (§ 4). Dagegen ist es natürlich möglich und sogar wahrscheinlich, daß die älteren Bogensignaturen mit römischen Ziffern, von denen nur noch ein paar Reste vorhanden sind, von den ursprünglichen Schreibern des Textes angebracht waren.

Wichtig ist aber, daß die Bogenbuchstaben in fol. 4—94 alle von ein und demselben Schreiber eingetragen sind. Denn dadurch erhalten wir den Beweis, daß die genannten 90 Blätter, obschon sie von zwei verschiedenen Schreibern geschrieben sind, die gerade mit dem Schluß der 7. Lage wechseln, schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts zu einem Kodex vereinigt waren. Sollte die Annahme zutreffen, daß die römischen Bogenzahlen auf Bl. 20^a, 28^a, 44^a, 52^a und 61^a von den ursprünglichen Schreibern des Textes herrührten, so würde vollends von Anfang an von einem Manuskript zu sprechen sein. Wir dürfen daher jedenfalls die genannten Blätter 4—94 zu einer Handschrift gehörend betrachten, der gegenüber die ganzen übrigen Blätter (fol. 95—211) des Sammelbandes wieder ihrerseits eine zweite, ursprünglich selbständige Handschrift darstellen.

Die zweite Handschrift weist, wie schon oben bemerkt, keinerlei Spuren von Bogensignaturen auf, und so kann man bei dem gegenwärtigen, in Einzelblätter aufgelösten Zustande der Handschrift etwas Sicheres über ihre Lagenverteilung nicht mehr aussagen. Indes lassen sich darüber doch Vermutungen aufstellen, die einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen können. Zunächst ist es nämlich möglich, mit einiger Sicherheit den Umfang der letzten Lage festzustellen durch Ausbeutung der Textlücke, welche sich zwischen fol. 203[b] und fol. 204[a] findet. Das letzte Gedicht der Handschrift, ein Epos über die althebräische Judith, welches jetzt die Blätter 204[a]—211[b] umfaßt, ist am Anfang verstümmelt. Dies ergibt sich nicht nur aus dem Inhalt, welcher mit der Situation unmittelbar vor der Tötung des Olofernes, also mit dem 13. Kapitel des biblischen Buches einsetzt, sondern auch aus der Fitten-Einteilung des altenglischen Gedichtes, welche mit dem Schluß der 9. Fitte anhebt. Die fortgefallenen 9 Fitten lassen sich aber, wie weiter unten (§ 7 Nr. 13) gezeigt werden soll, auf drei achtblättrige Lagen berechnen. Sind aber vor fol. 204 drei Lagen verloren gegangen, so spricht die allergrößte Wahrscheinlichkeit dafür, daß mit fol. 204 eine neue Lage begann. Daß dieses wirklich der Fall, wird bestätigt durch die Tatsache, daß die verbleibenden Blätter der Handschrift, nämlich fol. 204—211, genau 16 Seiten, also eine Lage zu vier Bogen ausmachen, so daß wir auch hier die Normalzahl der gewöhnlich zu einer Lage zusammengelegten Bogen hätten. In diesem Zusammentreffen liegt gewiß eine hohe Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit unserer Vermutung.

Zweitens läßt sich mit ziemlicher Sicherheit die Lagenverteilung der ersten 4 Lagen (= fol. 96—127) feststellen. Wie schon oben bemerkt (S. 8), standen nach Ausweis der ältesten Foliierung die 8 Blätter 120—127 hinter den 8 Blättern 112—119, was sich am einfachsten erklärt, wenn beide Blättergruppen in sich je eine Lage bildeten und die beiden Lagen — es handelt sich, wie wir gleich sehen werden,

um die III. und IV. Lage — miteinander vertauscht waren. Damit wäre der Umfang zweier Lagen der Handschrift festgestellt. Wenn mit fol. 112 eine neue Lage begann, müssen die vorherstehenden Blätter 96—111 ebenfalls eine oder zwei Lagen gebildet haben: da diese Blätter 32 Seiten = 8 Bogen umfassen, werden sie kaum zu einer einzigen Lage ineinander gelegt sein, sondern zwei Lagen zu je 4 Bogen, wie es dem häufigsten Gebrauch entspricht, gebildet haben. Sonach hätten wir dann vier Lagen mit dem Normalumfang von 4 Bogen: Lage I = fol. 96—103, Lage II = fol. 104—111, Lage III = fol. 112—119 und Lage IV = fol. 120—127. Dazu die Schlußlage (= fol. 204—211) mit ebenfalls 4 Bogen.

Die dazwischenliegenden 76 Blätter (= fol. 128—203) wäre man naturgemäß versucht, ebenfalls in Lagen zu je 4 Bogen zu verteilen: 76 Blätter = 38 Bogen würden aber 9 Lagen zu je 4 Bogen und zwei übrig bleibende Bogen ergeben. Diese letzteren könnte man füglich so unterbringen, daß man entweder zwei von den Lagen zu je 5 Bogen nähme oder auch einen Bogen in zwei Einfalzblätter auflöste. Daß letzteres wenigstens in zwei Fällen zutraf, läßt sich durch folgende Erwägungen wahrscheinlich machen. Wie oben erwähnt, war fol. 151 (= 131 ältester Zählung) zur Zeit Robert Cottons vor fol. 136 (= 132 ältester Zählung) verstellt, also um 15 Blätter vorgerückt. Bei dieser ungeraden Blätterzahl läßt sich nun aber keinerlei Bogenkombination herstellen, ohne daß nicht irgendwie ein Einzelblatt übrigbliebe. Und da ist es, sofern man nicht mit der kaum bei Pergament vorkommenden Lagenstärke von 7 Bogen rechnen will, am einfachsten, das verschobene Blatt 151 selbst sich als Einfalzblatt zu denken, das aus seiner Lage (= fol. 146—154 oder 144—152) herausgerutscht und vor die voraufgehende Lage (= fol. 136—145 oder 136—143) geraten war.

Da wir oben die Lage IV mit fol. 127 endigen sahen und also mit fol. 128 eine neue Lage beginnen muß, wäre dadurch auch die V. Lage festgelegt, die die 4 Bogen von

fol. 128—135 umfassen wird.[1]) Lage VI wäre dann fol. 136—143 (4 Bogen) oder, da irgendwo eine Lage mit 5 Bogen untergebracht werden muß, fol. 136—145; Lage VII = fol. 144—152 (4½ Bogen) oder 146—154 (4½ Bogen); Lage VIII = fol. 153—160 (4 Bogen) oder 155—162 (4 Bogen) oder 153—162 (5 Bogen).

Wenn es richtig ist, daß die Lage VII ein angefalztes Einzelblatt enthielt, so folgt schon allein hieraus, daß, um die Paarzahl von 76 Blättern unterzubringen, noch an irgendeiner anderen Stelle des Manuskriptes ein eingefalzter Halbbogen anzunehmen ist. Erinnern wir uns, daß wir gegen den Schluß des Manuskripts noch ein zweites verstelltes Einzelblatt fanden, nämlich fol. 194, das hinter fol. 202 geraten war, so ist es das natürlichste, in fol. 194 dieses zweite angefalzte Einzelblatt zu vermuten, welches von seiner richtigen Stelle zwischen den beiden letzten Blättern der Lage XII (= fol. 187—195) zwischen die beiden letzten Blätter der nächsten Lage XIII (= fol. 196—203), beide zu je 4 Bogen gerechnet, geraten war.

Wie wir in § 7 Nr. 10 sehen werden, ist aus inhaltlichen Gründen vor Blatt 96, also zu Anfang unseres Manuskriptes, noch eine Lage zu 5 Bogen fortgefallen.

Danach würde es möglich sein, wenn wir von allen denkbaren Kombinationen uns jedesmal die natürlichsten und einfachsten heraussuchen, folgendes Schema der Lagenverteilung für das II. Manuskript (fol. 96—211) anzunehmen:

Lage I = fol. 96—103 (4 Bogen; davor eine Lage zu 5 Bogen ausgefallen)
„ II = „ 104—111 (4 Bogen)
„ III = „ 112—119 „ „
„ IV = „ 120—127 „ „

1) Man beachte, daß, wenn man nicht mit der abnormen Zahl von Lagen zu nur 3 Bogen rechnen will, das Ende des Alexanderbriefes (fol. 133[b]) und der Anfang des Beowulf (fol. 134[a]) in das Innere einer Lage fallen, so daß schwerlich irgendein Stück des einen oder des anderen Textes hier verloren gegangen sein kann.

Lage V =	„ 128—135	„	„
„ VI =	„ 136—143	„	„
„ VII =	„ 144—152	(4 Bogen mit angefalztem Bl. 150)	
„ VIII =	„ 153—162	(5 Bogen[1])	
„ IX =	„ 163—170	(4 Bogen)	
„ X =	„ 171—178	„	„
„ XI =	„ 179—186	„	„
„ XII =	„ 187—195	(4 Bogen mit angefalztem Bl. 194)	
„ XIII =	„ 196—203	(4 Bogen)	
„ XIV =	„ 204—211	(4 Bogen; davor 3 Lagen ausgefallen).	

Wir würden also zusammenfassend sagen dürfen: die II. Handschrift bestand vermutlich aus 18 Lagen zu meist 4 Bogen; zwei Lagen wiesen ein 9. eingefalztes Blatt auf; zwei Lagen bestanden aus 5 Bogen. Vier Lagen sind heutzutage verloren gegangen: eine am Anfange und drei vor der letzten Lage.

§ 3. Die Schreiberhände.

Beim Durchblättern des ganzen Kodex fällt sofort ins Auge, daß mit Blatt 96 eine neue, mindestens 100 Jahre ältere Handschrift einsetzt. Bei diesem zeitlichen Verhältnis des hinteren zum vorderen Teile des Bandes ist es natürlich unmöglich, daß der ganze Kodex ursprünglich eine Handschrift gebildet hat. Vielmehr muß der ältere zweite Teil von Blatt 96 ab ein Manuskript für sich gewesen sein, das erst von dem späteren Renaissance-Sammler, nämlich Sir Robert Cotton, mit der jüngeren Handschrift zusammengebunden

---

1) Statt der Lage VIII einen 5. Bogen beizulegen, könnte dies auch bei Lage V, VI, IX, X oder XI geschehen, wobei sich jedesmal die Blätterzahlen entsprechend verschieben würden. Bei Lage V ist es mir nicht sehr wahrscheinlich, weil das aus Lage VII herausgerutschte Einfalzblatt 151 wohl leichter vor eine Lage, als in eine solche hineingeraten sein möchte.

ist. Danach zerfällt also der uns heute vorliegende Band in zwei völlig verschiedene, erst im 17. Jahrhundert (ca. 1620 bis 1638) vereinigte Handschriften: die spätaltenglische Handschrift I, welche die Blätter 4—94 umfaßt, und die ältere Handschrift II, welche aus den Blättern 96—211 besteht. Moderne Zutaten sind die Blätter 1—3, die vom Renaissance-Einbinder hinzugefügt sind, und die beiden modernen Papierblätter 60 und 95, welche zur Andeutung von Lücken erst im 19. Jahrhundert eingesetzt sind.

a) Schreiber der Handschrift I (fol. 4—94).

Betrachten wir das I. Manuskript, so macht dieses, trotz einiger Schwankungen in der Engigkeit der Schrift, einen so einheitlichen Eindruck im Schriftduktus und in den Buchstabenformen, daß man zunächst nur einen Schreiber annehmen möchte. Bei näherem Zusehen ergibt sich jedoch, daß der Anfang, und zwar die ersten 56 Blätter (= fol. 4^{a}—59^{b}) doch sicher von einem anderen Kopisten geschrieben sind als der Schluß (= fol. 61^{a}—94^{b}). Wir wollen die beiden Schreiber als *A* und *B* unterscheiden. Die Form der Buchstaben ist allerdings so stark übereinstimmend, daß beide wohl aus derselben Schreiberschule stammen müssen. Deutlich verschieden ist eigentlich nur die Form des insularen *r*, welches bei *B* noch die ausgesprochen *p*-ähnliche Form hat, bei *A* aber den rechten Schenkel schon stark verkürzt aufweist, so daß es sich der fränkischen Form nähert. Auch läßt *A* die fränkischen Formen für *s* und *f* manchmal auf der Zeile aufsitzen, wenn daneben auch die weiter heruntergezogenen Formen vorkommen, während bei *B* ausschließlich die letzteren erscheinen. Weiter ist die Federhaltung etwas verschieden: *A* hält die Feder etwas schräger als *B*, so daß die Druckstellen etwas anders verteilt sind und die langen Buchstaben spitzer auslaufen, während sie bei *B* stumpf endigen. Endlich zeigt *B* einen etwas runderen Schriftcharakter als *A*. Auf der Spitzheit und Schmalheit der Buchstaben beruht es wohl hauptsächlich, daß die Schrift von *A*

einen etwas älteren Eindruck macht als die von *B*, obgleich die beiden Kopisten ungefähr zur selben Zeit geschrieben haben werden. Es erklärt sich dies am einfachsten wohl so, daß *A* ein älterer Mann war, der in manchem noch früheren Schreibergewohnheiten folgte. Hierzu stimmt auch die Beobachtung, daß die Schrift von *A* gleichmäßiger und einheitlicher ist, wie das bei einem geübten Kopisten zu erwarten steht, während der jüngere Schreiber *B* mehrfach seine Buchstabenformen variiert, weil sie ihm noch nicht so fest in der Feder sitzen. Gelegentlich hat es sogar den Anschein, besonders bei Eigennamen, als ob *B* die Buchstaben seiner Vorlage nachmalte und dadurch Formen verwendete, die ihm sonst nicht geläufig sind.

Mit dieser Verschiedenheit des Lebensalters steht scheinbar in Widerspruch die von A. SCHMITT[1]) betonte Tatsache, daß die Sprache von *A*, den wir doch an Lebensjahren für den älteren hielten, manche jüngere Züge aufweist als der an Lebensjahren jüngere Schreiber *B*. So hat *A* schon ein paarmal das verdumpfte me. *ǭ* für ae. *ā* (HULME S. 48f.), nämlich in *ȝelōcnian* 'heilen' 48^3, *wōh* 'Wand' 45^8, *wōt* 'weiß' (26×, s. HARGROVES Glossar) und *wōst* 'du weißt' (10×), während *B* ausschließlich *ā* aufweist. Das ae. *æ* ist bei *A* schon ein paarmal gesenkt zu me. *a*, so in *ȝestadþines* 'Beständigkeit' 22^{16}, *after* 'nach' 25^{10}, 48^5, *hwat* 'was' 25^2, *þat* 'das' (33×, HULME S. 14), *ðas* 'des' 24^5 25^9, 69^9, um von anderen Fällen, wo analogische Einwirkung möglich ist, zu schweigen — eine Erscheinung, die allerdings einmal auch beim Schreiber *B* (*maȝenðrim* Nicodemus ed. HULME 497^5) vorkommt. Die Diphthongentwicklung vor Palatalen ist bereits graphisch zum Ausdruck gebracht in *weiȝ* 'Weg' (8×; s. HARGROVES Glossar), *seiȝe* 'sage' (Imp.) 14^{12}, *bēiȝra* 'beider' 25^{11}, *smēiȝan* 'erforschen' 53^{10}, *meihte* 'mochte' 1^5, 1^7 und *ȝereihte* 'erklärt' 66^{12}. Der stimmhafte labiodentale Reibelaut ist schon zweimal nach mittelenglischer Art mit *u* (statt mit

1) AUGUST SCHMITT, Die Sprache der altenglischen Bearbeitung des Evangeliums Nicodemi Münchener Diss. 1905) S. 127f.

ae. *f*) geschrieben: in *luue* 'Liebe' 7[7] und *siluum* 'selbst' 32[21], 60[22]. Alle diese Schreibweisen repräsentieren fortschrittliche Lautformen, die sicherlich in der damaligen Sprechsprache schon üblich waren, aber in der gleichzeitigen Orthographie, die noch ganz in den Banden der altenglischen Schultradition lag, nur selten zum Ausdruck gelangten. Wenn daher der Schreiber *A* sich gelegentlich solch fortschrittliche phonetische Schreibungen gestattete, so beweist das nur, daß er als geübter Kopist nicht sklavisch an seiner Vorlage haftete. Umgekehrt beweist für den Schreiber *B* das Meiden solch fortschrittlicher Orthographien, obschon sie sicherlich auch seiner Lautgebung entsprachen, nur, daß er als jüngerer, ungeübterer Kopist sich enger an die Vorlage hielt und ängstlicher Wort für Wort in der für ihn stark archaischen Schreibung nachmalte. Wir dürfen daher nicht mit Hulme und Schmitt (S. 126ff.) aus der etwas altertümlicheren Orthographie von *B* folgern wollen, daß *B* etwa ein bis zwei Menschenalter vor *A* geschrieben habe, was ja auch nur möglich wäre, wenn die in Frage kommenden Teile der Handschrift ursprünglich selbständig gewesen wären — eine Annahme, die, wie wir oben sahen (§ 2), durch die alten, vielleicht von den Kopisten selbst herrührenden Bogensignaturen widerlegt wird.

Die genannten sprachlichen und orthographischen Unterschiede sind nicht die einzigen, die beide Schreiber deutlich voneinander trennen. *B* hält sich strenger ans Westsächsische, während *A* z. B. ein paar Fälle von ostsächsisch-kentischem *e* als *i*-Umlaut von *u* aufweist (*ȝeberað* 'es gebührt' 46[14], *meniȝe* 'beabsichtigt' 1[9], *smelte* 'ruhig' 30[2], *lest* 'gelüstet' 37[2]). Doppelschreibungen zur Bezeichnung von Vokallänge, wie sie *A* liebt (*ȝood* 'gut' 36><, *fuul* 44[9]) fehlen bei *B* gänzlich.

Endlich zeigt sich auch ein Unterschied in der Tinte: *A* bediente sich einer wesentlich blasseren Tinte als *B*; wenigstens sind bei *B* mehrfach die Seiten, sowohl im Pergament wie in der Schrift, jetzt stark gedunkelt.

Wir dürfen also zusammenfassend sagen, daß sich die beiden Schreiberhände *A* (= fol. 4^a—59^b) und *B* (fol. 61^a—94^b) trotz aller Ähnlichkeit und Gleichzeitigkeit deutlich voneinander abheben sowohl in paläographischer wie sprachlicher und orthographischer Beziehung und durch die verwendete Tinte. Der erstere hat nur die altenglische Soliloquien-Version geschrieben; dem zweiten gehören die drei altenglischen Texte über 'Nicodemus', 'Salomon und Saturn' und 'Quintinus' an.

Beiden Schreibern sind die alten insularen Formen von *s* und *f* nicht mehr geläufig; und ebenso kennen sie nicht mehr den Unterschied in der Druckverteilung bei dem Bauche von *þ* und insularem *w*. Hieraus erklärt sich, daß ihnen zahlreiche Buchstabenvertauschungen passieren.[1]) Daß der Schreiber *A* darum ein Franzose gewesen sein müsse und nach Diktat[2]) geschrieben habe, wie H. L. HARGROVE[3]) behauptet, entbehrt jeglichen Beweises, ja auch nur der geringsten Wahrscheinlichkeit. Vielmehr läßt sich gerade aus seinen Schreibfehlern nachweisen, daß er nach einer schriftlichen Vorlage gearbeitet hat. Und was für die französische Nationalität des Schreibers von HARGROVE vorgebracht wird, findet sich auch

---

1) Für den Schreiber *A* vergleiche die Zusammenstellungen solcher Buchstabenverwechslungen bei W. H. HULME, Die Sprache der altenglischen Bearbeitung der Soliloquien Augustins (Freiburger Diss. 1894) S. 7 f.; für den Schreiber *B* bei A. SCHMITT, Die Sprache der altenglischen Bearbeitung des Evangeliums Nicodemi (Münchener Diss. 1905) S. 4 f.

2) Nach Diktat wird überhaupt nur geschrieben sein, wo es sich um die Massenherstellung eines Textes handelte. Daß dies bei Texten in der altenglischen Volkssprache je vorgekommen sei, möchte ich stark bezweifeln. Aus dem gleichen Grunde ist es auch abzulehnen, wenn B. THORPE in seiner Beowulf-Ausgabe S. XI für die II. Handschrift das Schreiben nach Diktat annimmt, um die zahlreichen Fehler des Schreibers zu erklären. Vgl. auch W. WATTENBACH, Das Schriftwesen des Mittelalters (^{3} 1896) S. 437.

3) King Alfred's Old English Version of St. Augustine's Soliloquies, edited, with introduction, notes, and glossary, by HENRY LEE HARGROVE. [Yale Studies in English XIII.] New York 1902. S. XX ff.

bei englischen Kopisten. Vor allem aber ist zu fragen, wie ein Franzose um 1120 dazu kommen sollte, eine in der Sprache der Besiegten abgefaßte, alte theologische Schrift, die kein aktuelles Interesse bot und nichts von dem neuen Zeitgeiste spüren ließ, abzuschreiben oder, richtiger gesagt, zum Teil in die jüngere Sprachform des 12. Jahrhunderts umzuschreiben? Auch würde ein Franzose in französischer Kanzleischrift, nicht aber in stark insularer Hand geschrieben haben (vgl. § 4). Endlich hätte ein nach Diktat schreibender Franzose sicherlich eine viel phonetischere Schreibweise angewandt — etwa eine so fortschrittliche Orthographie wie die der englischen Orts- und Personennamen in dem sicher von Franzosen um 1086 geschriebenen 'Domesday Book', die wir in M. STOLZES Dissertation 'Zur Lautlehre der altenglischen Ortsnamen im Domesday Book' (Berlin 1902) gut überschauen können.[1]) Für den Schreiber *B* ist die Frage der französischen Nationalität von AUGUST SCHMITT[2]) aufgeworfen worden, aber zugleich von ihm mit guten Gründen verneint.

Bis Blatt 24ª hat ein Rubrikator die Anfänge der Sätze und Satzteile rot markiert. Von hier an eine neue Schreiberhand einsetzen zu lassen, wie HULME[3]) befürwortet, finde ich keinerlei Anlaß. Auch W. DE GRAY BIRCH widerspricht dieser Ansicht, indem er (bei HULME a. a. O.) schreibt: *"Nor can I clearly determine if there is any change of hand. I rather think not."* Wer sich selbst ein Urteil über diese Frage bilden will, vergleiche sorgfältig die beiden Proben von der Hand des Schreibers *A*, welche HARGROVE seiner Ausgabe der altenglischen Soliloquien beigegeben hat: dort sind fol. 4ª

1) Vgl. auch R. E. ZACHRISSON, A Contribution to the Study of Anglo-Norman Influence on English Place-Names (Lund 1909) und Two Instances of French Influence on English Place-Names (Lund 1914).

2) A. SCHMITT, Die Sprache der ae. Bearbeitung des Evangeliums Nicodemi (1905) S. 128f.

3) W. HULME, Die Sprache der ae. Bearbeitung der Soliloquien Augustins (1894) S. 2.

und fol. 29ᵃ in leider verkleinertem[1]) und technisch wenig gut geratenem Faksimile einander gegenübergestellt. Von der Hand *B* ist ein Faksimile noch nicht veröffentlicht.

b) Schreiber der Handschrift II (fol. 96—211).

Beim Durchblättern der II. Handschrift ergibt sich alsbald, daß auch hier wenigstens zwei verschiedene Hände zu unterscheiden sind, die auf Blatt 177ᵇ (= fol. 172ᵇ der ältesten Zählung) mit dem Schluß der dritten Zeile, also mitten im Texte des Beowulf (v. 1939), wechseln. Hiervon kann sich jeder überzeugen durch Betrachten des photographischen Faksimiles, welches JULIUS ZUPITZA 1882 von dem den Beowulf-Text enthaltenden Teile, d. h. von zwei Dritteln der Handschrift (fol. 134ᵃ—203ᵇ) geliefert hat. Noch deutlicher kommt der Unterschied der beiden Schreiber heraus durch die Gegenüberstellung der beiden Seiten fol. 134ᵇ und 200ᵃ, welche FERD. HOLTHAUSEN seiner Ausgabe des Beowulf-Epos am Schlusse des ersten Bandes in allerdings verkleinerter Reproduktion seit der 2. Auflage (1908) beigegeben hat.

Der Gesamtcharakter der Schrift ist bei beiden deutlich verschieden, obschon beide mit gleich senkrechter Haltung der Feder schreiben und daher die Tiefstriche stumpf absetzen. Der erste Schreiber — nennen wir ihn mit Rücksicht auf die angebundene Handschrift I *C* — weist eine verhältnismäßig schmale, dünne, aber sorgfältige, wenn auch leicht variierende Schrift auf; der zweite Schreiber dagegen — er soll *D* heißen — eine recht breite, runde Schrift von weniger sorgfältigem, aber ausgeschriebenem, gleichmäßigem und kräftigem Duktus. Sie unterscheiden sich aber auch deutlich in der Form einzelner Buchstaben, namentlich des insularen ʒ:

---

1) Für paläographische Zwecke sind verkleinerte Faksimiles nur mit großer Vorsicht zu verwerten. Man tue es nicht, ohne die Buchstaben mit Hilfe einer Lupe auf die Originalgröße gebracht zu haben. Darum müßte aber bei jedem verkleinerten Faksimile der Maßstab der Verkleinerung möglichst genau angegeben werden.

der Schreiber *C* hat stets die ursprünglich mercische Form des ȝ mit kleiner offener Bogenschleife, der Schreiber *D* dagegen die in Westsachsen übliche Form mit großem geschlossenen Bogen. Vor allem neigt *D* dazu, ältere Buchstabenformen zu bevorzugen, die *C* überhaupt nicht mehr kennt oder nur gelegentlich verwendet. So ist z. B. das aus der Unziale stammende runde *s* bei *D* außerordentlich viel häufiger als bei *C*, wo es indes auch nicht ganz fehlt.[1]) Das hohe *e* mit über die Zeile hinausragender Öse, das um die Wende des 10. Jahrhunderts ganz verschwindet, erscheint fast noch auf jeder Seite bei *D*, während es bei *C* nicht mehr anzutreffen ist. Gelegentlich erscheint bei *D* die alte Form des *y* mit nach außen gebogenen Schenkeln und kurzem, gekrümmtem Abstrich, die bei *C* gänzlich fehlt. Am auffälligsten aber ist der Unterschied beim *a*: bei *D* herrscht fast ausschließlich die aus drei Strichen bestehende und darum oft geradezu quadratisch aussehende Form, welche besonders für die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts charakteristisch ist, während bei *C* nur noch die jüngere, fast pyramidenförmige Gestalt erscheint, wie sie erst gegen den Schluß des 10. Jahrhunderts in England aufkommt. Es wird sich dieser Unterschied, wie schon WOLFGANG KELLER[2]) bemerkt hat, so erklären lassen, daß *D* in einer älteren Schule gelernt hatte. Wir haben hier also wieder dieselbe Erscheinung wie bei dem I. Manuskript (s. unter a), daß nämlich ein in älterer Schreibtradition aufgewachsener Kopist einen Schreiber mit modernerer Hand innerhalb desselben Manuskriptes ablöst.[3])

Zu den paläographischen gesellen sich beträchtliche sprachliche Unterschiede zwischen beiden Schreibern, die der gründlichen Darstellung noch harren. Einiges findet sich bei

1) Er hat es z. B. in *syððan* Beow. 6, *se* 102, *sið* 202, *secȝ* 208, *selest* 256, *secean* 268, *swa* 273 usw.

2) W. KELLER, Angelsächsische Paläographie (Berlin 1906) S. 36.

3) Ein weiteres Beispiel hierfür nennt O. HOMBURGER, Die Anfänge der Malschule von Winchester im 10. Jahrhundert (Halle 1912) S. 56. Vgl. auch M. FÖRSTER, Vercelli-Codex (Halle 1913) S. 27f.

Ch. Davidson, The Differences between the Scribes of the Beowulf (in 'Modern Language Notes' 5 [1890], Sp. 85—89), The Phonology of the Stressed Vowels in Beowulf (in 'Publications of the Modern Language Association of America' 7 [1892], 106—133) und bei P. G. Thomas, Notes on the Language of Beowulf (in 'Modern Language Review' 1 [1906], 202—207). Hauptsächlich handelt es sich, soweit der Beowulf in Frage kommt, darum, daß der zweite Schreiber *io* (statt *eo*) bevorzugt und nicht-westsächsische Formen, über deren Ausdeutung hier nichts gesagt sein soll, noch zahlreicher bietet als der erste Schreiber.

Es erhebt sich nun die weitere Frage, ob die beiden Schreiber *C* und *D* sich in die ganze zweite Handschrift zu teilen haben, oder ob noch andere Hände neben ihnen gearbeitet haben. Letzteres ist meiner Ansicht nach zu verneinen. Schon Eduard Sievers wies 1872 in der 'Zeitschrift für deutsches Altertum' 15, 457 darauf hin, daß der zweite Schreiber des Beowulf auch die darauffolgende Judith-Dichtung, d. h. bis zu Ende des Manuskriptes geschrieben habe. Seitdem wird allgemein, soweit man solchen Dingen überhaupt Beachtung schenkt, der ganze Schlußteil der Handschrift, näml. fol. 177^{b} Zeile 4 bis fol. 211^{b}, dem Schreiber *D* beigelegt.[1]) Und daran wird auch meiner Ansicht nach nicht zu zweifeln sein. Wer sich von der Richtigkeit dieser Aufstellung überzeugen will, mag die gut gelungenen Probeseiten aus der 'Judith' vergleichen, welche Albert Cook seinen beiden Ausgaben dieses Gedichtes beigegeben hat (Boston 1888 und 1904): in der früheren von 1888 reproduzierte er fol. 205^{b} (= Vers 55—69), in der späteren von 1904 fol. 209^{b} (= Vers 222—247).

Die Tatsache, daß der Schreiber *D* auch das Judith-Gedicht geschrieben hat, ist von Bedeutung für die oben berührte Frage, wie die sprachlichen Besonderheiten der beiden

1) Wanley (1705) nahm allerdings noch einen besonderen Schreiber für die Judith an. Wenigstens gibt er für den Artikel Judith die Sonderdatierung: *ante conquaestum scriptum* (Catalogus S. 219).

Hände des Beowulf zu deuten sind. Im Beowulf fällt es auf, daß der erste Schreiber nur 11 *io* gegenüber 786 *eo* hat, während der zweite 117 mal *io* und nur 482 mal *eo* gebraucht. Man könnte daraus folgern, wie es Hornburg, Die Komposition des Beowulf (Metz 1877) S. 30 wirklich getan hat, daß jene *io*-Lautungen den Sprachgewohnheiten des Kopisten entsprungen sind. Wenn man dann aber sieht, daß derselbe Schreiber in den 350 Versen der Judith kein einziges Mal *io* gebraucht gegenüber 79 *eo*, während er vorher in den 1243 Versen seines Beowulf-Anteiles in jedem fünften Beispiel ein *io* bringt, so wird man diese Folgerung ablehnen müssen. Jene zahlreichen *io* im Schlußdrittel des Beowulf können nicht vom Kopisten herrühren, sondern müssen schon in seiner Vorlage gestanden haben. Wenn sie weniger zahlreich bei dem Schreiber *C* sich finden, so hat sich dieser weniger eng an die Vorlage gehalten als *D*.

Die Vorliebe für nicht-westsächsische Lautformen, welche wir gleichfalls beim zweiten Schreiber im Beowulf finden, bewährt sich auch in der Judith: in dem kurzen Fragment zeigen sich 29 nicht streng westsächsische Lautformen[1]), so daß in diesem Punkte Lautneigungen des Schreibers zum Durchbruch gekommen sein könnten, ohne daß seine Schreibvorlage Anlaß zu solchen Formen gab. Die Ausdeutung dieser Formen begegnet neuerdings ungeahnten Schwierigkeiten, seit Sievers' schallanalytische Untersuchungen die früheren Auffassungen von den lautlichen Besonderheiten der altenglischen Mundarten gänzlich erschüttert haben. Jene *io*-Formen, die man früher als Lauteigentümlichkeiten des Kentischen auffaßte, haben sich Sievers jetzt als melodisch

1) Es handelt sich dabei um Formen, wie *þēʒon* 'sie berührten' 19, *sterced-* 55. 227, *-feorme* 271, *hĕhsta* 4. 94, *nĕhsta* 73, *bĕhð* 'Zeichen' 174, *nĕosan* 63, *ĕowdon* 240, *ʒĕsne* 112. 279, *heaðu-* 179. 212, *beadu* 175. 213, *sweotol* 177. 136, *ferh* 41, *wald* 'Wald' 206, *waldend* 5. 61. *alwalda* 84, *aldor* 120. 348 (neben *ealdor* 2×), *baldor* 9. 32. 49. 339, die allerdings im 10. Jahrhundert auch in Westsächsischen vereinzelt vorkommen.

bedingte Parallelformen neben *i* und *eo* auch für das Westsächsische ergeben.[1]) Und jene Formen mit scheinbar fehlender Brechung, wie *waldend*, erweisen sich jetzt als auch für das Südenglische mögliche Doppelformen nach Umlagerung des Druckes auf das zweite Glied des alten *ea*.[2]) Bevor man den sprachlichen Eigentümlichkeiten der einzelnen Schreiber nähertritt, wird also eine schallanalytische Festlegung der ursprünglichen Lautformen für die in Frage kommenden Texte losgelöst von ihrer zufälligen Schreibüberlieferung geliefert werden müssen.

Wenn der zweite Beowulf-Schreiber bis zum Schluß des Manuskriptes gearbeitet hat, so ergibt sich die weitere Frage, wieviel der erste geschrieben hat. Dieser Frage ist noch niemand nahegetreten. Vielmehr herrscht in der Wissenschaft bisher die Annahme, daß er nur für die ersten 1939 Verse des Beowulf verantwortlich sei und daß alles, was in dem jetzigen Sammelbande Vitellius A. XV vorher stehe, von anderen Schreibern herrühre, ja überhaupt erst durch Zusammenbinden mit dem Beowulf-Judith-Teile im 17. Jahrhundert vereinigt sei. So sagt eine solche Autorität wie H. L. D. Ward in seinem 'Catalogue of Romances in the British Museum' Bd. 2 (1893) S. 1: *These two articles* [d. i. Beowulf und Judith] *have been bound up (since the time of Sir Robert Cotton) with other Anglo-Saxon works, copied in the 11th and 12th centuries.* Und noch deutlicher drückt dies 1908 Aloys Brandl in seiner 'Geschichte der Altenglischen Literatur' (Pauls Grundriß der germanischen Philologie ²II 946 § 4) so aus: "Erst im 17. Jahrh. wurden sieben[3]) spätags. Werke damit zu-

---

1) Nach freundlicher mündlicher Mitteilung von E. Sievers. Damit entfällt auch, was ten Brink, Beowulf (Straßburg 1888) S. 240 über die kentische Vorlage unserer Cotton-Handschrift vermutet hat.

2) E. Sievers, Metrische Studien IV (Abhandl. d. Sächs. Ges. d. Wiss. XXXV, 1918) S. 103.

3) Die Zahl 'sieben' kommt nur heraus, wenn man alle vor dem Beowulf stehenden Werke des ganzen Sammelbandes zählt. — Auch Fr. Knappe sagt in seiner Ausgabe der 'Wunder des Ostens' (Berlin

sammengebunden." Aber dennoch ist diese Auffassung völlig unhaltbar. Wer die Schriftzüge der Blätter von fol. 96[a] ab sorgfältig betrachtet und vergleicht, erkennt alsbald, daß sie in nichts verschieden sind von der Hand des ersten Beowulf-Kopisten, d. h., anders ausgedrückt, daß derselbe Schreiber *C*, welcher die ersten zwei Drittel des Beowulf kopiert hat, auch alle voraufgehenden altenglischen Prosatexte der Handschrift II, also die Christophorus-Legende, die Paradoxographa und den Alexanderbrief an Aristoteles mitabgeschrieben hat. Nicht nur der allgemeine Eindruck der Schrift ist derselbe; sondern es finden sich in den genannten Prosastücken auch bei den Einzelbuchstaben alle die Eigentümlichkeiten, welche wir als charakteristisch für den ersten Beowulf-Schreiber bezeichnen dürfen: so vor allem die eigentümliche Form des insularen ȝ, der ausschließliche Gebrauch des niedrigen *e* (KELLER, Angelsächs. Paläographie, Berlin 1906, S. 37) und des spitzen zweistrichigen *a* (KELLER S. 35) sowie das Vorherrschen des langen fränkischen *s* (KELLER S. 33) neben seltenem runden unzialen *s* und gänzlichem Fehlen des insularen *s*. Dabei muß zugestanden werden, daß die Schrift hie und da, wie z. B. auf fol. 100[b] und 101[a], etwas fetter und kräftiger erscheint. Aber ein solches leises Schwanken im Stärkegrad der Grundstriche passiert dem Schreiber auch innerhalb des Beowulf-Epos — man vergleiche nur die beiden ersten Seiten des Beowulf (fol. 134[a] und 134[b]) miteinander — und ist jedenfalls bei Gleichheit der Buchstabenformen kein Beweis gegen die Identität des Schreibers, da die Schlankheit der Schrift stark von dem Zustand des Schreibmaterials (Rauheit des Pergaments und Stumpfheit der Feder) beeinflußt wird.

Da es auffallen muß, daß die Einheit der Schrift in den ersten zwei Dritteln der Handschrift II, also auf den Blättern fol. 94[a]—177[b], den vielen bisherigen Benutzern entgangen

---

1906) S. 5 ausdrücklich von seinem in Wirklichkeit zur Handschrift II gehörenden Text, er sei "hier mit anderer spätags. Prosa an die Beowulfhs. angeheftet".

sein sollte[1]), habe ich Photographien von 6 Seiten aus allen drei Prosatexten unserer Handschrift dem erfahrenen Urteil der Kollegen FELIX LIEBERMANN und WOLFGANG KELLER unterbreitet: beide haben sich — ersterer in längeren Ausführungen — für die Einheit des Schreibers ausgesprochen. Und damit der Leser selbst urteilen kann, habe ich dieser Abhandlung photographische Faksimileproben von zwei Seiten dieser Texte beigegeben[2]), nämlich von fol. 96^b aus dem Christophorus und von fol. 110^a aus der Epistula Alexandri, die ich mit dem ZUPITZAschen Faksimile des Beowulf zu vergleichen bitte. Wenn meine Nachbildungen technisch nicht ganz auf der Höhe stehen, muß es der Leser mit den Kriegsverhältnissen entschuldigen, die den Zutritt zur Originalhandschrift unmöglich machten und mich zur Nachbildung der seit 1913 in meinem Besitz befindlichen, leider überlichteten Rotographien der Firma D. Macbeth nötigten. Unbrauchbar für unsere Frage ist die schlechte lithographische Nachzeichnung einer Seite unserer Handschrift aus dem Paradoxographen, welche sich in WÜLKERS Geschichte der Englischen Literatur (Leipzig ^{2}1906) I, 72 findet.

Wir werden im folgenden sehen, daß diese Gleichheit der Schreiberhand auch für die Datierung und damit für die literarhistorische Einreihung des Paradoxographen und des Alexanderbriefes von weittragender Bedeutung ist.

In dem Gesamtkodex lassen sich also, wenn wir von den späten Zutaten des 16. und 17. Jahrhunderts auf fol. 2^a und 3^a absehen, vier Schreiberhände unterscheiden, von denen je

1) E. SIEVERS teilt mir mit, daß er schon 1871 sich die Einheit des Schreibers für die genannten vier Texte notiert hat.

2) Da es für unsere Zwecke auf die genaue Beibehaltung der Buchstabengröße ankam und aus Sparsamkeitsrücksichten das Format unserer Berichte nicht überschritten werden sollte, mußten die beiden von uns reproduzierten Handschriftenseiten an allen Rändern etwas beschnitten werden. Vom Schriftspiegel fehlen daher auf meinen Faksimiles auf fol. 96^b die beiden untersten Zeilen und am linken (äußeren) Seitenrande 11 mm, auf fol. 110^a die unterste Zeile sowie auf dem rechten (äußeren) Rande 6 mm.

zwei auf jede der beiden ursprünglich selbständigen Handschriften des Sammelkodex kommen. Dem ersten Schreiber *A*, welcher nur die altenglische Soliloquien-Version geschrieben hat, gehören die Blätter 4^a—59^b an; dem zweiten Schreiber *B*, der die drei folgenden Texte (Nicodemus, Salomon und Saturn, Quintinus) geschrieben hat, die Blätter 61^a—94^b. In der zweiten Handschrift hat der Schreiber *C* von fol. 96^a—177^b, Zeile 3 einschließlich, geschrieben, d. h. die drei Texte Christophorus, Paradoxographen, Alexanderbrief sowie die ersten 1939 Verse des Beowulf. Dem Schreiber *D* gehören fol. 177^b, Zeile 4, bis fol. 211^b, d. h. die letzten 1243 Verse des Beowulf sowie das ganze Fragment der Judith-Dichtung.

§ 4. Das Alter der Schreiberhände.

Wie schon oben bemerkt, lassen sich in dem Sammelkodex vier verschiedene Schreiberhände unterscheiden, von denen die ersten beiden, *A* und *B*, der Handschrift I, die letzten beiden, *C* und *D*, der Handschrift II angehören. Die Hände *A* und *B* einerseits und die Hände *C* und *D* andererseits sind ungefähr gleichzeitig.

Irgendwelche äußere Anhaltspunkte zur Datierung der beiden Handschriften stehen uns, ebenso wie beim Exeterbuch, dem Vercelli-Kodex und dem Cædmon-Manuskript, leider nicht zur Verfügung. Es sei denn, daß man darauf hinweisen will, daß das Interesse für einen so spezifisch nordfranzösischen Heiligen, wie den Quintinus — dessen Passio die erste Handschrift ja bietet — in England kaum vorhanden gewesen sein kann, bevor nicht das Einströmen französischer Geistlicher mit dem beginnenden 11. Jahrhundert einen regen Austausch von Kulturbeziehungen mit Frankreich angebahnt hatte.[1]) Aber dieser terminus post quem bietet doch nur einen geringen An-

1) Tatsächlich erscheint das Fest des hl. Quintinus (31. Oktober), von dem Ælfric noch nichts weiß, erst um 1050 in den Kalendarien der Angelsachsen. Vgl. F. Piper, Die Kalendarien und Martyrologien der Angelsachsen (Berlin 1862) S. 81.

haltspunkt für die Datierung der offensichtlich über hundert Jahre jüngeren Soliloquien-Handschrift (I).

Wir sind daher für die Datierung der beiden Handschriften lediglich auf den Eindruck angewiesen, den uns das Alter der verschiedenen Schreiberhände macht. Aber da bewegen wir uns auf einem sehr glatten Boden, da die Erforschung der angelsächsischen Nationalschrift in der für uns in Betracht kommenden Zeit[1]) trotz der überaus dankenswerten Arbeiten von E. M. Thompson[2]), Ludwig Traube[3]) und Wolfgang Keller[4]) weit davon entfernt ist, ein sicheres Urteil über die feineren zeitlichen und lokalen Unterschiede zu ermöglichen. Nur eine mehr oder weniger grobe Einreihung in die großen Etappen der Schriftentwicklung ist uns möglich; diese vermögen wir aber doch jetzt ziemlich klar zu erkennen.

In Irland hatte sich seit dem 7. Jahrhundert auf Grund der römischen Unziale eine spitze Geschäftsschrift herausgebildet, welche durch die Vermittlung der nordenglischen Mission zu Anfang des 8. Jahrhunderts von den Angelsachsen übernommen wurde und die eigentliche irisch-angelsächsische Nationalschrift, jetzt meist 'Insulare' genannt, geworden ist. Die angelsächsische Spitzschrift erfuhr um die Mitte des 10. Jahrhunderts eine Umbildung, dadurch daß sie unter den Einfluß

---

1) Dadurch, daß man seit ca. 950 in lateinischen Texten die fränkische Minuskel verwendet, ist das Vergleichsmaterial für die heimische Insulare in der Zeit von 950—1150 leider sehr beschränkt.

2) Außer früheren Arbeiten jetzt vor allem die prächtig mit Faksimiles ausgestattete Introduction to Greek and Latin Palaeography (Oxford 1912).

3) Vor allem: Perrona Scottorum (Sitz.-Ber. bayr. Akad. d. Wiss. 1900, Heft IV).

4) Angelsächsische Paläographie (mit 13 Tafeln), Berlin 1906, und in kurzer, aber reiferer Übersicht in Hoops' Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Straßburg 1911) I, 98—103. — Für die ältere Zeit sind auch wichtig die in Deutschland leider schwer zugänglichen Arbeiten von W. M. Lindsay, Early Irish Minuscle Script (Oxford 1910) und Early Welsh Script (Oxford 1912), beide in den St. Andrews University Publications Nr. VI und X.

der breiteren, stumpferen und steileren karolingischen Minuskel[1]) geriet, welche mit der Cluniazenser Klosterreform nach England kam und im Lauf des 10. Jahrhunderts in den lateinischen Texten die Alleinherrschaft gewann. Die von der fränkischen Minuskel beeinflußte, s. g. 'reformierte' Insulare hielt sich aber in den Werken der Volkssprache bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Nur erfuhr sie um die Mitte des 11. Jahrhunderts abermals eine leichte Umbildung durch den Einfluß der mehr quadratischen, aus der römischen Kursive entstandenen französischen Kanzleischrift, welche mit dem Vordringen normannischer Kultureinflüsse nach England herüberkam und um die Mitte des 12. Jahrhunderts die heimische Insulare endgültig verdrängt hat.

Versuchen wir nun unsere beiden Handschriften in diese Entwicklung einzureihen, so ergibt sich auf den ersten Blick, daß beide die reformierte Insulare, wenn auch in verschiedenen Entwicklungsstadien, aufweisen, und zwar, daß die erste Handschrift ganz wesentlich jünger sein muß als die zweite. Beginnen wir also mit der letzteren.

Die beiden Schreiber der II. Handschrift (*C* und *D*) benutzen nicht mehr jenen alten spitzen und schmalen Typus

1) Die fränkische Minuskel selbst ist in England zwar vom heimischen Brauche beeinflußt, hat aber dort keine organische Weiterentwicklung erfahren. Mit Recht erklärt dies W. Keller (S. 29) aus der „Eigentümlichkeit jeder kolonialen Kultur: einer gewissen Konstanz“. Wir haben hier dieselbe Stillstandserscheinung vor uns, die wir auch in dem archaischen Charakter des Englischen und Spanischen in Amerika, des Niederländischen in der Kapkolonie und des Vulgärlateinischen in den römischen Provinzen beobachten können. Ebenso gehört hierher die interessante, von G. Wissowa (im Archiv für Religionswissenschaft 19, 28) hervorgezogene Tatsache, daß Züge altrömischen Glaubens in den Denkmälern der Provinzen noch hervortreten, als sie in der lateinischen Literatur und der Staatsreligion bereits verschwunden waren. Auch daran wird man in diesem Zusammenhange erinnern dürfen, daß die französischen Lehnworte in England eine viel altertümlichere Aussprache bewahrt haben als auf dem heimischen französischen Boden: man denke nur an ne. *faith, chief, joy, fierce* (nfrz. *fier*), *case, haste, course, art, language, Fitz* usw.

der Nationalschrift, wie er bis gegen 950 üblich war, sondern eine etwas breitere und straffere Form mit steilerer Federhaltung, wie sie unter dem Einfluß der Benediktinerreform Mode wurde. Anderseits weisen sie noch keinerlei Einflüsse der französischen Kanzleischrift auf, die schon vor der normannischen Eroberung in England sich fühlbar machte. Mithin sind sie mit Sicherheit in die Zeit zwischen 950 und 1050 zu setzen. Wenn wir innerhalb dieses Zeitraumes die Kriterien auf unsere Handschrift anwenden dürfen, welche W. KELLER wesentlich auf Grund von südenglischen Urkunden[1]) gewonnen hat, so läßt sich etwa folgendes sagen. Der allgemeine Eindruck der Schrift der beiden Schreiber *C* und *D* zeigt weder jene Korrektheit und Regelmäßigkeit noch jene feierliche Wucht, wie sie im 11. Jahrhundert üblich werden. Vielmehr haben wir hier eine verhältnismäßig nachlässige und kunstlose Schrift vor uns ohne jede kalligraphische Ornamentik und von jenem unruhigen, zerfahrenen Charakter, wie er namentlich in der Südhälfte Englands im 9. und 10. Jahrhundert herrschte. Die Schäfte der Buchstaben sind meist schon verhältnismäßig lang, wie dies namentlich für das 11. Jahrhundert charakteristisch ist. Was die Form der einzelnen Buchstaben angeht, so werden *g, f, p, r, w* von beiden Schreibern nur in der alten insularen Form angewandt. Ein insulares *s* dagegen begegnet nur noch beim zweiten Schreiber, nicht mehr beim ersten; in der

---

1) Der Unterschied zwischen Urkundenschrift und Buchschrift, wie er auf dem Kontinent herrscht, ist in England bis ins 13. Jh. nicht vorhanden. Man wird daher, wie es W. KELLER tut, die an den Urkunden gemachten Beobachtungen im großen und ganzen auf die literarischen Manuskripte übertragen dürfen. Indes ist es doch nicht ohne weiteres sicher, daß Urkunden- und Buchschrift, namentlich in der zeitlichen Entwicklung, völlig parallel gegangen sind. Es ist sehr wohl denkbar, daß die feierlichere Urkundenschrift konservativer war als die private Form der Geschäftsschrift, wie sie für volkssprachliche Aufzeichnungen verwendet wurde. — Soweit ganze Handschriften herangezogen sind, hat KELLER sie meist nur in Faksimiles einzelner Seiten benutzen können. Seine Angaben über das Vorkommen und Fehlen einzelner Buchstabenformen in solchen Manuskripten sind daher nur mit größter Vorsicht aufzunehmen.

Regel gebrauchen beide schon die lange fränkische Form, doch mit tiefer heruntergezogenem Grundstrich. Daneben verwenden beide, der zweite häufiger als der erste[1]), noch das alte, aus der Unziale übernommene runde *s*, das besonders charakteristisch für die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts zu sein scheint. Beim *d* ist der schiefe Balken meist kürzer als beim *ð*, außerdem beim zweiten Schreiber noch schärfer zurückgebogen; nicht selten sind aber bei beiden Schreibern *d* und *ð*, abgesehen von dem Querstrich, völlig gleich geformt, was nach KELLER (S. 34) „besonders am Schluß des 10. und am Anfang des 11. Jahrhunderts“ vorkommt. Das alte Runenzeichen *þ* findet sich bei beiden Schreibern auch noch im Inlaut verwendet, wo es seit Mitte des 11. Jahrhunderts immermehr von *ð* verdrängt wird.[2]) Mehrere um 960 absterbende Buchstabenformen, wie das *t* mit Punkt am Bogenende, das *p* mit kurzem Abstrich am Ende der Schleife und das *F*-förmige *y*, finden sich überhaupt nicht mehr in der Handschrift. Die ältere Form des *y* mit stark nach auswärts gebogenen oberen Schenkeln und kurzem, nach links gekrümmtem Schaft, wie es „bis ca. 970 [?] sehr häufig“ ist und dann abstirbt, begegnet noch gelegentlich beim zweiten Schreiber, nicht mehr bei *C*. In der Regel verwenden beide schon das jüngere, geradlinige *y* der fränkischen Minuskel, das gegen Ende des 10. Jahrhunderts der herrschende Typ wird. Beide Formen des *y* erscheinen in unserer Handschrift stets mit Punkt, wie es seit ca. 950 zumeist und im 11. Jahrhundert allein üblich ist. Für den Vokal *a* kennt die Hand *C* ausschließlich die typisch insulare, aus zwei Zügen bestehende, dreieckähnliche Gestalt, wie sie schon in der älteren irischen Spitzschrift herrschte, die Hand

1) KELLERS Angabe auf S. 33 könnte so gedeutet werden, als ob das runde *s* sich nur beim zweiten Schreiber finde. Dies ist aber keineswegs der Fall. Siehe oben S. 30 Anm. 1.

2) Es ist wohl zuviel gesagt, wenn KELLER in Hoops' Reallexikon I, 103 schreibt: „Das *þ* wird nach 960 nicht mehr im Inlaut geschrieben“. Die richtigere Darstellung findet sich in seiner 'Angelsächsichen Paläographie' S. 44.

D dagegen ausschließlich die jüngere, in drei Zügen geschriebene, fast quadratische Form mit gebrochenem Bogen, die nach KELLER (S. 36) von 900—960 beliebt war. Bei beiden Formen des *a* zeigt sich in unserer Handschrift gelegentlich die anscheinend erst seit dem Ende des 10. Jahrhunderts zu beobachtende Neigung, den senkrechten Stützbalken nicht in einem scharfen Winkel, sondern in leichter Rundung mit dem Bogen zu verbinden, eine Tendenz, die wohl unter dem Einfluß der fränkischen Minuskel entstanden ist, wo allerdings der Stützbalken beträchtlich über die Schleife hinausgeführt wird, was in englischen Texten erst seit dem Eindringen der französischen Kanzleischrift üblich wird.[1]) Von besonderer Bedeutung für die Datierung scheint endlich eine eigenartige Form des *e* zu sein, welche sich allerdings nur bei dem zweiten Schreiber *D*, nicht bei *C*, findet, nämlich ein *e*, dessen Schleife über die anderen Buchstaben emporragt. Ein solches hohes *e* ist vom 9. bis zum Ende des 10. Jahrhunderts sehr beliebt; kein einziges Beispiel findet sich aber in den Urkunden von 1000—1049, wenn auch in Buchhandschriften des beginnenden 11. Jahrhunderts vereinzelte hohe *e* noch erscheinen.

Überschauen wir diese paläographischen Eigentümlichkeiten in ihrer Gesamtheit, so ergibt sich kein ganz klares Bild: Altes und Neues, Fortschrittliches und Archaisches scheint sich in eigentümlicher Weise zu mischen, so daß wir den trefflichen WANLEY (S. 218) verstehen, der nur die vorsichtige Datierung „vor der Eroberung geschrieben“ wagen mochte. Bei diesem Nebeneinander von alten und jungen Zügen werden wir wohl am besten tun, an eine mittlere Periode innerhalb unseres Zeitraums zu denken, nämlich an das Ende des 10. oder auch den Anfang des 11. Jahrhunderts. KELLER freilich will auf Grund des hohen *e*, das er in den Urkunden von

1) Eine abweichende Darstellung über die Formen des *a* im Beowulf bietet W. KELLER, Angelsächsische Paläographie S. 36. Ich bin aber nicht sicher, ob ich seine überknappe Ausdrucksweise hier wie an anderen Orten richtig verstehe.

1000—1049 nicht mehr fand, die Handschrift in die „letzten Dezennien des 10. Jahrhunderts“ verlegen. Dies mag sehr wohl das Richtige treffen. Da aber Buchhandschriften des 11. Jahrhunderts, wie Cleopatra C. VIII und das Swithun-Fragment aus Gloucester, und auch Urkunden von 1049 und 1050 gelegentlich das hohe *e* aufweisen, scheint mir dies Kriterium doch nicht so ganz zwingend. Auch die anderen Eigentümlichkeiten scheinen mir die ersten Jahre des 11. Jahrhunderts für die Beowulf-Handschrift nicht gänzlich auszuschließen. Bei dieser Sachlage möchte ich davor warnen, wie es gewöhnlich geschieht[1]), die Handschrift schlechthin „in das 10. Jahrhundert“ zu versetzen, schon weil eine so allgemeine Angabe leicht einer Überschätzung des Alters Vorschub leistet. Auch die Datierung „aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts“, wie sie zuerst 1888 TEN BRINK[2]) vertrat, scheint mir nicht eigentlich den Kern zu treffen. Dagegen ließe sich nicht allzuviel einwenden, wenn man mit KELLER[3]) von den „letzten Dezen-

1) So z. B. von SH. TURNER, History of the Anglo-Saxons (1805) III 169; H. MÖLLER, Altenglisches Volksepos (Kiel 1883) S. 127; TH. ARNOLD, Notes on Beowulf (London 1898) S. 3; HEYNE-SOCIN-SCHÜCKING, Beowulf (Paderborn [6]1898—[11]1918) S. 82 bzw. 101; HOLTHAUSEN, Beowulf (Heidelberg [1]1905—[3]1913) II S. VII; A. COOK, Judith (Boston 1904) S. VIII; P. VOGT, Beowulf (Halle 1905) S. 16; CHADWICK in 'Cambridge History of English Literature' (1907) I 22. Sicherlich falsch ist die Datierung aus dem A n f a n g des 10. Jahrhunderts, wie sie unter Berufung auf den bekannten Paläographen und Archivar THOMAS ASTLE (1735—1803) sich findet bei THORKELIN, De Danorum Rebus gestis secul. III & IV. Poema Danicum dialecto Anglosaxonico (Kopenhagen 1815) S. XVII und CONYBEARE, Illustrations of Anglo-Saxon Poetry (London 1826) S. 32, auch bei WÜLKER, Angelsächsische Litteratur (Leipzig 1885) S. 307. Merkwürdigerweise sagen manche Beowulf-Herausgeber oder -Forscher, wie KEMBLE, GRUNDTVIG, LEO, KÖLBING, HOLDER, ZUPITZA, WYATT, CHILD und TRAUTMANN, überhaupt nichts über das Alter der Handschrift.

2) TEN BRINK, Beowulf (Straßburg 1888) S. 238. Ihm folgten L. SIMONS, Beowulf (Gent 1896) S. 92 und H. GERING, Beowulf (Heidelberg 1906) S. V. WARD, Catalogue of Romances (1883) sagt I 134: „Late X[th] Century“.

3) KELLER, Angelsächsische Paläographie (1906) S. 37.

nien des 10. Jahrhunderts“ oder mit BRANDL[1]) von der „Zeit gegen das Jahr 1000“ spricht. Am nächsten käme aber vielleicht der Wahrheit, und dies möchte ich darum empfehlen, wenn man mit WARD[2]) die Handschrift rund um das Jahr 1000 entstanden sein ließe, wobei natürlich etwa je zwei Dezennien vor- und nachher mit einzurechnen wären.

Einen Einwurf gilt es noch zu entkräften. Die Hand des zweiten Beowulf-Schreibers zeigt im ganzen Habitus eine auffallende Ähnlichkeit mit dem ersten Schreiber der Blickling-Homilien[3]), so daß beide wohl annähernd in dieselbe Zeit gehören müssen. Diese Blickling-Handschrift pflegt man[4]) seit dem ersten Herausgeber RICH. MORRIS (S. III und VIII) in das Jahr 971 zu versetzen, weil im Text der 9. Predigt (pag. 141 = MORRIS S. 117) folgendes Datum vorkommt: *þes middangeard nede on ðas eldo endian sceal, þe nu andweard is; forþon fife þara syndon agangen on þisse eldo. þonne sceal þes middangeard endian, ⁊ þisse is þonne se mæsta dæl agangen, efne nigon hund wintra ⁊ ·LXXI· on þys geare.* Indes kann dieses Datum mechanisch vom Schreiber aus der Vorlage kopiert sein; und es beweist die Stelle meines Erachtens nur, daß die Blickling-Handschrift nicht vor dem Jahre 971 entstanden sein kann, ohne ein wesentlich späteres Datum auszuschließen. Denn der vorhergehende Hinweis auf das Ende der Welt braucht sich nicht auf das Jahr 1000 zu beziehen, sondern *ðās eldo* meint,

1) BRANDL, Geschichte der altenglischen Literatur (Strassburg 1908) S. 990.

2) WARD, Catalogue of Romances (1893) II 1: „*about A. D. 1000*“. [Vorher (1883) in Bd. I S. 134 hatte WARD als Datum gegeben: „*Late X^th Century*“.] Die Datierung „*about A. D. 1000*“ ist wiederholt in dem offiziellen 'Guide to the Exhibited Manuscripts' Part II S. 40 von H. J. BELL (1912), bei H. C. SHELLEY, The British Museum (London 1911) S. 152 und in R. W. CHAMBERS' Neubearbeitung von WYATT's Beowulf-Ausgabe (Cambridge 1914) S. IX. Beachtenswert ist, daß der handschriftenerfahrene BENJ. THORPE (Beowulf, Oxford 1850, S. XI) sogar die allerdings etwas reichlich späte Datierung „*the first half of the eleventh century*“ wagte.

3) The Blickling Homilies, ed. R. MORRIS (London 1874—80).

4) So auch KELLER, Angelsächsische Paläographie (1906) S. 38, 42.

wie das folgende „von denen fünf [Zeitalter] vergangen sind“[1]) beweist, das gegenwärtige letzte der bekannten sechs mittelalterlichen Weltzeitalter, in die man seit frühchristlicher[2]) Zeit den Weltverlauf von Adam bis zum Jüngsten Gerichte einzuteilen pflegte: *Sexta quae nunc agitur aetas nulla generationum uel temporum serie certa est, sed ut aetas decrepita ipsa totius saeculi morte consummanda est* (Beda, Temp. rat., cap. 66 u. ö.) oder, wie es Abt Ælfric[3]) faßt: *Seo sixte yld stent nu fram Cristes acennednysse mid ungewisre geendunge astreht oð Antecristes to-cyme* (Homilies ed. Thorpe II 58). Mithin brauchte selbst ein nachdenklicher, nach 1000 schreibender Kopist an der obigen Blickling-Stelle keinen Anstoß genommen zu haben; und somit entfällt jede Gewißheit, daß die Blickling-Homilien wirklich noch im 10. Jahrhundert geschrieben sind, wenn auch eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür spricht.

Die Datierung der Beowulf-Handschrift um das Jahr 1000 oder das Ende des 10. Jahrhunderts zieht nun auch beträchtliche literarhistorische Konsequenzen nach sich, wenn wir bedenken, daß zu derselben Handschrift, wie wir oben S. 34 gezeigt, auch noch die drei vor dem Beowulf stehenden Texte, die Christophorus-Passion, der Brief Alexanders an Aristoteles und die s. g. „Wunder des Ostens“ (richtiger eine Paradoxographen-Version), gehören. Bisher nämlich pflegte man diese Texte oder wenigstens die beiden letzten, den Alexanderbrief und die Paradoxa, an das Ende der altenglischen Literatur-

1) Danach ist also Morris' falsche Erklärung: „*five of the [foretokens] have come to pass*“ zu bessern.

2) Vgl. M. Förster in Shakespeare-Jahrbuch 50, 180.

3) Die Lehre von den sechs Weltzeitaltern finden wir in der altenglischen Literatur in drei verschiedenen Fassungen, je nach dem zu Grunde liegt a) die Augustin-Bedasche Vulgata-Reihe (altenglisch bei Ælfric, Hom. II 58, bei Wulfstan, ed. Napier S. 311 und bei Byrhtferð, Anglia VIII, 335); b) die Reihe des Nennius (altenglisch in Angl. XI, 6 f. und XI, 105 f.); c) die Reihe des Chronisten Æþelweard (altenglisch in Angl. XI, 4 und 174; Thorpe, Analecta S. 112; Hyde-Reg. S. 81; Angl. XI, 9). Ich werde hierüber des Nähern handeln in meinen „Spätaltenglischen Texten aus Vesp. D. XIV“.

periode zu setzen. Man nannte sie „the last books, save the 'Worcester Annals', which were written in the literary language of Wessex"[1]), sah in ihnen „die fortschrittlichste Erscheinung in der ganzen spätangelsächsischen Prosa"[2]) und witterte darin bereits jene „weltliche Romantik des Morgenlandes"[2]), die dann mit der französischen Hofkultur in vollen Zügen nach England einströmte. Man fand es natürlich, daß unter der Dänenherrschaft keine „neue Literatur" in England produziert wurde und daß erst das Vordringen normannischer Kleriker nach der Insel unter König Edward dem Bekenner frische Literaturimpulse herüberbrachte, zu denen die Lateintexte gehörten, welche die Grundlage für unsere beiden altenglischen Fassungen abgaben.[3]) So schön sich all diese historischen Konstruktionen anhören, so unhaltbar sind sie angesichts der chronologischen Tatsachen. Sie waren überhaupt nur möglich unter der stillschweigenden Annahme, daß die Blätter 96—133, die jene drei Texte enthalten, eine selbständige Handschrift bildeten, die mit dem Beowulf keinerlei Verbindung gehabt hatte, bis sie Sir Robert Cotton damit zusammen einbinden ließ, und die man deswegen auch beliebig spät ins 11. Jahrhundert[4]) datieren durfte. Diese Annahme verbietet sich aber ebenso durch die Verteilung der Bogenlagen — erst mit Blatt 136 setzt eine neue Lage ein — wie durch die oben S. 34 betonte Tatsache, daß auf den in Frage kommenden Seiten (Bl. 96a—133b) ein und dieselbe Schreiberhand wie in der

---

1) Stopford A. Brooke, English Literature from the Beginning to the Norman Conquest (London 1898) S. 293.

2) Brandl, Geschichte der altenglischen Literatur (1908) S. 1132.

3) So St. Brooke in der Neubearbeitung von Chambers' Cyclopædia of English Literature, new edition by David Patrick (London 1903) I 29.

4) Diese Datierung des Handschriftenteiles bieten Wülker, Geschichte der englischen Literatur (Leipzig 1896) I 73 und Knappe, Das ags. Prosastück 'Die Wunder des Ostens' (Greifswalder Diss. 1906) S. 8. — Die Entstehung der Texte verlegen in die „Mitte des 11. Jahrhunderts" Wülker, Grundriß der ags. Litteratur (1885) S. 505, und ähnlich Brooke, Chambers' Cyclopædia I 29 („the last fine English of the times before the Conquest").

ersten Hälfte des Beowulf zu erkennen ist. Wie dieses Epos muß also auch der Christophorus, der Alexanderbrief und der Paradoxograph in den letzten Dezennien des 10. Jahrhunderts oder um das Jahr 1000 herum aufgezeichnet sein. Die Entstehungszeit dieser Texte kann mithin nicht über das Jahr 975 hinaufgerückt werden. Ja, wenn man die gerade bei dem Paradoxographen durch das Vorliegen der Lateinquelle und einer zweiten handschriftlichen Überlieferung leicht zu kontrollierende Fehlerhaftigkeit der Überlieferung in Betracht zieht, wird man geneigt sein, eher noch etwas weiter zurückzugehen und die Entstehung der altenglischen Version in das dritte Viertel oder die Mitte des 10. Jahrhunderts zu verlegen. Den „Hauch einer neuen Zeit, neue Gedanken, eine neue Lebensweise, eine neue Phantasiewelt"[1]), den diese Texte atmen, haben wir also schon dem Einfluß der Cluniazensischen Kloster- und Bildungsreform zuzuschreiben, die das Auge der englischen Mönche auf diese spätgriechischen Stoffe in lateinischem Gewande lenkte. Und hierin möchte ich das Hauptergebnis meiner Beschäftigung mit dem Beowulf-Kodex sehen. Denn es verdient besonders unterstrichen zu werden, daß die englische Literatur, die fast zu allen Zeiten einen stärkeren Einfluß der Antike zeigt als die deutsche, so früh schon Niederschläge spätgriechischer Fabelei aufzuweisen vermag.

Und nun zur Datierung der ersten Handschrift (Fol. 4—94), die die altenglische Soliloquien-Version, den Nicodemus, das Gespräch zwischen Salomon und Saturn und die Quintinus-Passion enthält. Dieselbe ist gleichfalls, wie wir gesehen haben, von zwei Händen geschrieben, deren erste (*A*) die Soliloquien (fol. 4a—59b) kopierte, während der Rest vom zweiten Schreiber (*B*) herrührte. Wie wir schon oben S. 24 sahen, sind beide in der Federhaltung und auch in einzelnen Buchstabenformen deutlich voneinander verschieden, aber dennoch so ähnlich, daß sie aus derselben Schreiberschule — vielleicht des Chor-

1) St. Brooke, English Literature (1898) S. 293.

herrnstiftes St. Mary in Southwick (vgl. S. 54) — stammen werden und jedenfalls in derselben Zeit geschrieben haben müssen.

Suchen wir ihren Schriftcharakter in die oben S. 37 f. gegebene Skizze der altenglischen Schrift einzureihen, so ist ganz klar, daß sie in die Entwicklung nach der normannischen Eroberung gehören. Sie weisen aber nicht etwa, wie es ja auch vorkommt — z. B. bei dem wohl gleichaltrigen Cotton Ms. Vespasianus D. XIV —, die breite, runde, regelmäßige französische Kanzleischrift auf, sondern gehören noch zu dem Typus der schmaleren, spitzeren angelsächsischen Nationalschrift, nur daß sie einen starken Einfluß der karolingischen Minuskel und auch eine gewisse Einwirkung der französischen Kanzleischrift verraten. Letztere sehe ich darin, daß die Schäfte nicht mehr jene übermäßige Länge haben, wie sie charakteristisch ist für das 11. Jahrhundert, sondern stark verkürzt erscheinen, was der Schrift bei aller Neigung zur seitlichen Zusammenpressung eine gewisse Gedrungenheit verleiht, die sich wesentlich abhebt von der Schmalheit der Nationalschrift des 9. und 10. Jahrhunderts. Der Einfluß der fränkischen Minuskel tut sich kund in der fast ganz senkrechten Federhaltung[1]), die die Grundstriche fett geraten läßt, sowie in der regelmäßigen[2]) Verwendung der karolingischen Minuskelformen für *f*, *s*, *a*, *e* und *st*. Bei *r* erscheint nur gelegentlich die fränkische Form; in der Regel wird noch das insulare *r*, allerdings mit oft recht kur-

1) Und zwar hält der Schreiber von *B* die Feder noch senkrechter als *A*. Vgl. S. 24.

2) Jedoch verwendet der Schreiber *A* nach Hulme S. 84 das insulare Zeichen für *f* noch in *ʒif* 1^{6} (Hargroves Soliloquien), *hæfð* 7^{5}, *arfæst* 11^{20}, *alyfad* 16^{16}, *hlaford* 25^{10}, *ʒelyf* $63^{34.35}$, sowie das insulare *s* noch vereinzelt in *þæs* 1^{8}, *swa* 14^{9} und *Celsus* 41^{7}. Diese insularen Formen sind indes wahrscheinlich der Vorlage nachgemalt. Denn daß beiden Schreibern *A* und *B* die insularen Buchstaben nicht mehr sehr geläufig waren, zeigen ihre gelegentlichen Verwechslungen von *s* und *f*, *r* und *n*, *r* und *w*, *w* und *þ*, *w* und *f*, wofür Hulme und A. Schmitt in ihren Dissertationen S. 7 f. bzw. S. 4 die Belege bieten. Zudem ist Hulmes Angabe für *ʒif* falsch, wie Hargroves Faksimile lehrt; man wird also auch die übrigen Beispiele an der Handschrift nachprüfen müssen.

zem Schaft und sehr zusammengeschrumpftem Haken gebraucht. Ebenso findet sich nur gelegentlich[1]) fränkisches *g* neben der insularen Form, die stets die geschlossene Schleife der westsächsischen Schulschrift hat. Dagegen ist die alte insulare Form noch überall verwendet für *w*, *þ* und *y*. Bei *y* haben wir sogar merkwürdigerweise noch die alte, im 9. und 10. Jahrhundert übliche Form mit nach außen gebogenen Schenkeln und kurzem, leicht nach links gekrümmtem Abstrich, und zwar scheint beim Schreiber *A* ausschließlich diese Form vorzukommen. Beim insularen *þ* fällt auf, daß der obere Schaft oft bereits stark verkürzt ist, so daß der Buchstabe sehr der *w*-Rune ähnelt. Auch haben beide Schreiber im Gesamtduktus noch das Unruhige und Unregelmäßige, wie es die ältere nationale Schrift namentlich im Süden aufweist.

Nach dem Gesagten kommt für die Datierung der Schrift nur der Zeitraum von 1050—1150 in Betracht. Eine engere Begrenzung der Entstehungszeit ist nicht ganz leicht. Und in der Tat finden wir recht schwankende Angaben bei den modernen Herausgebern. Wanley (S. 218), wie immer vorsichtig, sagt nur ganz allgemein: „*litteris Normanno-Saxonicis, post conquæstum scriptus.* Aber Walter de Gray Birch[2]) versetzt sie merkwürdigerweise ins 10. Jahrhundert, indem er an Hulme schreibt: „*I can't see any reason for placing the MS. in the 12th cent. I should be inclined to date the writing at 10th cent. — not far from Ælfred's time, say 930—950*".[3]) Hulme selbst ver-

1) Nämlich beim Schreiber *A* (nach Hulme S. 90) in *fetige* 1 10, *gerdum* 1 11, *murge* 1 13, *wæge* 1 17, *eagan* 2 2, *bytlinge* 2 7, *gerestan* 2 10, *ge* 2 14, *ongytan* 2 23, *æagan* 45 1, *god* 63 31, *gelifan* 66 16. Die Tatsache, daß die Fälle für fränkisches *g* fast alle auf dem ersten Blatte vorkommen, ließe sich so deuten, daß das fränkische *g* ihm das geläufigere Zeichen war, daß er aber bald auf die insulare Form seiner Vorlage aufmerksam wurde und nun stets dieses Zeichen zu schreiben sich bemühte.

2) Bei W. H. Hulme, Die Sprache der ae. Bearbeitung der Soliloquien Augustins (Freiburger Diss. 1894) S. 3.

3) Diese Datierung ist für einen Urkundenherausgeber, wie de Gray Birch, so erstaunlich falsch, daß ich annehmen möchte, daß sie sich nicht auf unseren Teil des Kodex bezog, sondern auf die Hand-

setzt die Handschrift, als er von der Nicodemus-Version spricht[1]), ins 11. Jahrhundert: „*a fine, large, clear hand of the eleventh century*", anläßlich seiner Arbeit über die Sprache der Soliloquien aber „in den Anfang des 12. oder höchstens in das Ende des 11. Jahrhunderts"[2]). Das 12. Jahrhundert ohne nähere Begrenzung geben als Entstehungszeit an PAULI[3]), WÜLKER[4]), NAPIER[5]), MORLEY[6]) und auch SCHRÖER[7]).

Stehen uns nun Mittel zur Verfügung, die Frage zu entscheiden? Ich glaube: ja. Zunächst können wir uns nach zeitlich genauer fixierbaren Handschriften umsehen, die denselben Schriftcharakter aufweisen. Urkunden können dafür leider nicht in Betracht kommen, weil diese damals ausschließlich in fränkischer Minuskel, und zwar in deren Fortentwicklung, der französischen Kanzleischrift, geschrieben wurden. Aber es gibt zwei datierbare Manuskripte, die die größte Ähnlichkeit mit unseren beiden Schreibern *A* und *B* aufweisen: das ist einmal der s. g. Textus Roffensis und zum andern die s. g. Peterborough-Chronik. Der erstere Kodex, in dem zwei Gesetzessammlungen und ein Chartular von Rochester zusammengebunden sind, ist in seinen ältesten Teilen von einem Manne geschrieben, der die Arbeit schon vor 1124 begann — weil sein Bischof Ernulf (1115—1124) nicht wie sein Vorvorgänger Gundulf († 1108) als verstorben bezeichnet wird —, andererseits aber noch eine Urkunde vom Jahre 1146 eintrug, mithin von ca. 1120—1150

---

schrift II, für die sie allerdings auch noch zu früh wäre. Wenn BIRCH a. a. O. auch noch WARD als Gewährsmann fürs 10. Jahrhundert zitiert, so übersieht er, daß WARD nur vom Beowulf und dem Alexander-Brief, also Teilen der Handschrift II, spricht, für die das Datum ja zutrifft.

1) HULME, The Old English Version of the Gospel of Nicodemus (Publ. Mod. Lang. Assoc. of America, 1898, XIII 467).

2) HULME, Sprache der ae. Bearbeitung der Soliloquien (1894) S. 3.

3) R. PAULI, König Aelfred (Berlin 1851) S. 239 u. 318 Anm. 2.

4) R. WÜLKER, Grundriß zur Geschichte der angelsächs. Litteratur (Leipzig 1885) S. 416.

5) A NAPIER, Academy, Bd. 37, Sp. 134.

6) H. MORLEY, English Writers (London 1888) II 291.

7) A. SCHRÖER in HULMES Dissert. S. 3.

geschrieben haben muß. Eine Probe dieser Schrift, nämlich ein Faksimile von fol. 44a, haben wir bequem zugänglich in der Palæographical Society II (1894) Tafel 73 und daraus wiederholt in der 'Archæologia Cantiana' 1898 sowie (beschnitten) in THOMPSONS Introduction to Greek and Latin Palaeography (Oxford 1912) S. 473. Und dieses lehrt uns, daß die Schreiber *A* und *B* unseres Vitellius-Kodex, trotz mancher Abweichung im einzelnen, durchaus den Charakter dieser südenglischen Schrift von 1120—1150 aufweisen.

Diesem Ergebnis widerspricht nicht, was wir den Peterborougher Annalen (Ms. Laud Misc. 636) entnehmen können. Die erste Hand (fol. 1a—81b) dieses Kodex, welche die Ereignisse bis zum Jahre 1121 (einschließlich) eingetragen und sicherlich um diese Zeit gearbeitet hat[1]), sowie die mit den Ereignissen wohl gleichzeitigen Fortsetzer[2]) von 1126—1131 stehen dem Schrifttypus der beiden Vitellius-Schreiber sehr nahe, haben jedoch im Gesamtduktus und in den Buchstabenformen stärker den alten insularen Charakter bewahrt. Dagegen hebt sich der Annalist[2]), welcher die Ereignisse von 1132—1154 eingetragen hat, und zwar erst nach Heinrichs II. Thronbesteigung (1154), durch seine ausgeprägt französische Kanzleischrift so stark von unseren Vitellius-Kopisten ab, daß wir letztere früher anzusetzen bestrebt sein werden.[3])

Einen zweiten Anhaltspunkt für die Datierung könnte vielleicht der Sprachstand abgeben, den wir aus den Dissertationen von W. H. HULME, Die Sprache der altenglischen Bearbeitung der Soliloquien Augustins (Freiburg 1894) und AUG. SCHMITT, Die Sprache der altenglischen Bearbeitung des

---

1) Siehe das lithographierte Faksimile von fol. 1a bei THORPE, The Anglo-Saxon Chronicle (London 1861) I, Tafel V.

2) Vgl. bei W. KELLER, Angelsächsische Paläographie (Berlin 1906) Tafel XII das treffliche Faksimile von fol. 88b, wo die beiden letzten Schreiber miteinander wechseln.

3) Da sie nicht französische Kanzleischrift schreiben, können *A* und *B* auch keine Normannen gewesen sein, wie man etwa mit Rücksicht auf ihre zahlreichen Schreibfehler vermuten könnte.

Evangeliums Nicodemi (München 1905) überschauen können. Aus diesen Materialsammlungen ergibt sich, daß der Schreiber *A* und um vieles mehr noch der Schreiber *B* eine verhältnismäßig archaische Sprachform aufweisen, verglichen mit dem, was wir sonst über das Englische der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts wissen, z. B. aus den Peterborougher Annalen[1]) und selbst den konservativeren Texten[2]) von Vespasianus D. XIV. Aber dieser altertümliche Zustand der Sprache[3]) erklärt sich sehr einfach daraus, daß beide Schreiber Vorlagen des 11. Jahrhunderts kopierten und diese im allgemeinen genau wiederzugeben bemüht waren. Aber dennoch bricht bei beiden hier und da die fortgeschrittene Lautung ihrer eigenen Aussprache hindurch. Namentlich ist das bei dem ersten Schreiber der Fall, der schon die im Anfang des 12. Jahrhunderts in Südengland beginnende Verdumpfung von ae. *ā* zu me. *ō* graphisch zum Ausdruck bringt und bereits mehrmals me. *a* für ae. *æ* hat (s. die Beispiele oben S. 25). Das mittelenglische Verstummen des flexivischen *-n* haben wir bei *A* in den Infinitiven *lufia* 19^{10}, *forlēte* 13^{5} und in den Partizipien *ȝesewe* 'ge-

1) Vgl. O. Behm, The Language of the Later Part of the Peterborough Chronicle (Gotenburg 1884) und Heinr. Meyer, Zur Sprache der jüngeren Teile der Chronik von Peterborough (Jena 1889).

2) Vgl. K. Glaeser, Lautlehre der Ælfricschen Homilien in der Handschrift Cotton Vespasianus D. XIV (Leipzig 1916); Straub, Lautlehre der jungen Nicodemus-Version in Vesp. D. XIV (Würzburg 1908); Vance, Der spätangelsächsische Sermo in Festis S. Mariae (Jena 1894); M. Förster, Two Notes on Old English Dialogue Literature (im Furnivall Miscellany, Oxford 1901, S. 93—101); J. Nehab, Der altenglische Cato (Berlin 1879) S. 32—41. — Man vergleiche auch die wenig jüngeren Abschriften in Harleian 6258 (Peri didaxeon ed. Löweneck, Erlangen 1896; Herbarium Apuleii ed. Berberich, Heidelberg 1902, und dazu M. Förster, Ltbl. 13, 285—291; Medicina de Quadrupedibus ed. J. Delcourt, Heidelberg 1914) sowie die englische Glosse des Canterbury-Psalters (vgl. Hein, Die Sprache der altenglischen Glosse zu Eadwine's Canterbury Psalter, Würzburg 1903).

3) Ähnlich liegen die Verhältnisse bei dem zwischen 1120—1150 geschriebenen Textus Roffensis; vgl. W. Görnemann, Zur Sprache des Textus Roffensis (Berlin 1901).

sehen' 44^{24}, *beʒyte* 'erlangt' 23^{7} und *ʒesceape* 'geschaffen' 63^{19}; beim Schreiber *B* in den Infinitiven *bydda* 489^{6} und *speca* 481^{25}, den *n*-Pluralen *ʒoda* 483^{6}, *heofelica* [so!] 505^{23}, *wȳteʒa* 481^{13} und schwachen Singularformen *eorþa* (*D.*) 473^{6}, *lȳchama* (*A.*) 493^{21}, *nama* (*D.*) 487^{32}, *onhanʒena* (*D.*) 487^{28}, *sylfa* (*D.*) 513^{16}, *ðeuwa* (*A.*) 473^{4}, *þīstra* (*D.*) 497^{11}, *wiðerwinna* (*A.*) 501^{15} und in den Präterital-Pluralen *andswarode* (3×), *cūðe* 475^{4}, *ēode* $495^{17.19}$, *ʒefaʒenoʒde* [so!] 491^{8}, *nyste* 485^{26}, *sceolde* 499^{21}, *sōhte* 483^{3}, *wolde* $483^{7.32}$. Und daß der Schreiber B auch da das End -*n* nicht sprach, wo er es schrieb, beweisen seine falschen singularischen Präterital-Formen[1]) auf -*on* für richtiges -*e*: *āhenʒon* (2. s. g. opt. praet.) 'du erhängtest' 507^{31}, *hafodon* 'er hatte' 489^{1}, $495^{4.16}$, *sceoldon* 'er sollte' 499^{9}, *sceolden* 'ich sollte' 515^{16}, *spēcon* 'du sprachst' 503^{20}, *wēron* 'er wäre' 475^{33}, 489^{23}, *ʒetoʒon* für *ʒetuʒe* 501^{5}, sowie die schwachen Singular-Nominative auf falsches -*an* statt -*a*, wie *heretoʒan* 499^{28}, *naman* 481^{24}, *yldestan* 487^{25} und *heofonlican* 507^{19}. Die volleren Schwachton-Vokale sind wohl durchweg bei beiden Schreibern schon zu -*e*- reduziert, wenn daneben auch ebenso oft noch die alten -*a*- und -*o*- in der Schrift beibehalten sind: Reduktion zeigen bei *A* die *as*-Plurale *dēorlinʒes* 65^{19}, *hlāfordes* 61^{18} und *lāðtēwes* [so!] 45^{4} sowie die Infinitive *forlǣten* 23^{8}, *ʒehealden* 4^{2}, *ʒehāten* 32^{23}, *ʒetēcen* 23^{3}, *rēden* 50^{6}, *secʒen* 49^{10}; bei *B* die Plural-Dative *prēosten* 483^{30}, *ðissen* 'diesen' 481^{29} und die indikativischen Präterital-Plurale[2]) *āhenʒen* 487^{3}, *cūðen* 477^{13}, *clypoden* 497^{35}, *ʒehēolden* 509^{4}, *nolden* 501^{25}, *sǣden* 479^{12}, *sceolden* 497^{26}, 505^{3}, *ʒesomnoden* 485^{1}, *wolden* 513^{31}, *weolden* 'wollten' 495^{15}. Umgekehrt[3]) hat *B* falsches -*on* oder -*un*, -*an* und selbst -*am* für -*en* in den Partizipien *ʒeboronne* 477^{16}, *fundon* 491^{10}, *ʒespecon* 495^{14}, *ātoʒon* 499^{34}, *ðurhfaron* 491^{5}, *ʒewordon* (7×; Schmitt S. 116) und *ʒeweordun* 'geworden' 487^{31}. Die Diphthong-Entwicklung vor Palatalen bringt

1) Solche Formen scheinen bei *A* nicht vorzukommen.

2) 485^{26}, wo Hulme *mosten* druckt, liest die Handschrift aber *moston*.

3) Auch diese umgekehrten Schreibungen scheinen bei *A* nicht vorzukommen.

der Schreiber *A* bereits graphisch zum Ausdruck in *seȝe* 'sage' (Imp.) 14^{12}, *bēiȝra* 'beider' 25^{11}, *smēiȝan* 'erforschen' 53^{10}, *weiȝ* 'Weg' (8×), *meihte* 'mochte' $1^{5.7}$ und *ȝereihte* 'erklärt' 66^{12}. Alles dies sind fortschrittliche Lauterscheinungen, die, wenn sie vereinzelt auch schon etwas früher vorkommen mögen, in ihrer Gesamtheit und Häufigkeit doch klar aufs 12. Jahrhundert verweisen. Auch vom sprachlichen Standpunkte läßt sich also nichts einwenden gegen unsere paläographische Datierung der Handschrift I auf das zweite Viertel des 12. Jahrhunderts.

Nach dem Vorstehenden kann weder vom chronologischen noch von sprachlichen Gesichtspunkten Einspruch erhoben werden gegen die Annahme, daß unser Manuskript I in dem 1133 gegründeten Chorherrnstift St. Mary zu Southwick in Hampshire geschrieben ist, wo es sich nachweislich um 1300 befand.

§ 5. Herkunft der Handschriftenteile.

Über die Herkunft des Kodex ist wenig zu sagen. Die Handschrift I trägt eine Notiz, die uns den Aufenthaltsort derselben um 1300 verrät. Auf dem unteren Seitenrand von fol. 5^a hat nämlich ein Schreiber des beginnenden 14. Jahrhunderts folgenden Eigentumsvermerk[1]) gesetzt:

1) Vgl. den ähnlichen Eigentumsvermerk mit Warnung in einem Amalarius-Kodex des 11. Jahrhunderts im Trinity College, Cambridge: *Hunc librum dat Leofricus episcopus ecclesie sancti Petri apostoli in Ex⟨onia ad se⟩dem suam episcopalem pro remedio anime sue ad utilitatem successorum su⟨orum; si quis⟩ autem illum inde abstulerit, perpetue maledictioni subiaceat. Fiat. — Ðas boc gif⟨ð⟩ Leofric b. into scē Petres minstre on Exanceastre, þær his biscopstol is, his æfterfilgendum to nitweorðnysse; and gif hig hwa ut-ætbrede, hæbbe he ece geniðerunge mid eallum deoflum. Amen* (M. R. James, The Western Manuscripts in the Library of Trinity College, Cambridge, I Nr. 241); oder in einer Handschrift der Ancren Riwle (C. C. C. Cambr. S. 15) bei Wanley S. 149: *Liber ecclesiæ sancti Iacobi de Wigemore, quem Iohannes Purcel dedit eidem ecclesiæ ad instanciam fratris Walteri de Lodelle senioris tunc precentoris. Si quis dictum librum alienaverit a prædicta ecclesia uel titulum hunc malitiose deleuerit, anathema sit. Amen. Fiat, fiat, fiat. Amen;* oder in einem Oxforder Kodex (Wanley S. 152): *Liber s. Marie*

Hic liber est Ecclesie beate Marie de Suwika. Quem qui ab eadem abstulerit, vel titulum istum dolose deleuerit, nisi eidem Ecclesie cond::::[1]) *satisfecerit, sit Anathema, Maranatha, fiat, fiat. Amen, Amen.*

Das obige *Suwika* ist offenbar eine latinisierte anglonormannische Nebenform[2]) für ae. *Sūðwīc*, ne. *Southwick*.

---

de Ponte Roberti; qui eum abstulerit aut vendiderit vel quolibet modo ab hac domo alienaverit vel quamlibet eius partem absciderit, sit Anathema, Maranatha. Amen. Englische Schulknaben pflegen noch heutzutage solche im Internats-Milieu nicht unnützlichen Vermerke in ihre Bücher einzutragen, wie z. B. *"Note carefully: Black is the crow, blacker is the rook, But blackest is the boy who bags this book; For when I am dead, my ghost will say, Where is that book you took away."* Vgl. die ähnlichen Warnungen bei WATTENBACH, Schriftwesen des Mittelalters ([3] 1896) S. 527—534.

1) Der zweite Teil des Wortes ist mit Glaspapier überklebt. Die Handschrift las vermutlich *condigne* 'vollwertig'. COCKAYNE, der obigen Eigentumsvermerk in seinem 'Shrine' (1864—69) S. 164 abgedruckt hat, läßt merkwürdigerweise das Wort ganz weg, wie er auch fälschlich *Euerwika* statt *Suwika* druckt. — Da das einzige in einer öffentlichen deutschen Bibliothek vorhandene Exemplar des sehr seltenen 'Shrine' sich in Straßburg befindet und nun vielleicht in französische Hände übergehen wird, will ich bemerken, daß WÜLKERS Exemplar sich in meinem Besitz befindet.

2) Das ae. þ, ð ist häufig in anglo-normannischem Munde verstummt (R. E. ZACHRISSON, A Contribution to the Study of Anglo-Norman Influence on English Place-Names, Lund 1909, S. 82—114). So erscheint unser obiges Southwick in Hampshire in Urkunden des 12. uud 13. Jhs. als *Suwice, Suwick* (ZACHRISSON S. 84). Ein davon verschiedenes Southwick [sprich *sa·ðik*] in Sussex wird in der 'Testa de Neville' (E. 13. Jh.) mehrmals als *Suwyk* geschrieben (R. G. ROBERTS, Place-Names of Sussex, Cambridge 1914, S. 147). Ebenso haben wir für Southwark in Urkunden des 12. und 13. Jhs. des öfteren *Suwerk* (ZACHRISSON S. 84), für Southwell in Urkunden des 13. und 14. Jhs. *Suwell* (ZACHRISSON S. 84; H. MUTSCHMANN, Place-Names of Nottinghamshire, Cambridge 1913, S. 126), für Southampton um 1175 die Form *Suhantune* (J. B. JOHNSTON, The Place-Names of England and Wales, London 1915, S. 451), für Southoe im 'Red Book of the Exchequer' die Form *Suho* (W. SKEAT, Place-Names of Huntingdonshire in 'Proceedings of the Cambridge Antiquarian Society' 1904, X 329). Ähnlich fehlt das *th* in anglo-normannischen Nebenformen für Namen mit ae. *mūþ, hȳþ, hǣþ, rīþ, wrǣþ, wiþþe* u. a. m. MUTSCHMANN S. 126 hat den Verlust des *th*

Gemeint ist jedenfalls damit, wie schon Cockayne S. 204 erkannte, das Augustiner-Chorherrnstift St. Mary zu Southwick in Hampshire, welches 1133 von dem nahen, ebenfalls zur Diözese Winchester gehörenden Porchester hierher transferiert war. Aus demselben Kloster stammt eine andere Cottonische Handschrift, das leider fast ganz verbrannte Ms. Otho B. XI, welches u. a. die altenglischen Annalen und die Gesetze Ælfreds und Ines enthielt und um 1025 geschrieben sein mochte. Dies macht es wahrscheinlich, daß beide Handschriften zusammen direkt aus dem Kloster bald nach seiner Säkularisation in die Sammlung Sir Robert Cottons gekommen sind.

Aus dem obigen Eigentumsvermerk ergibt sich also, daß die Soliloquien-Handschrift um die Wende des 13. Jahrhunderts in dem Hampshire-Kloster Southwick gewesen ist Ob sie dort auch entstanden ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht immerhin dafür, daß damals bei dem geringeren Verkehrsaustausch eine Handschrift 150 Jahre nach ihrer Entstehung noch an dem Ort ihres Ursprungs geblieben ist. Jedenfalls stehen weder chronologische noch sprachliche Schwierigkeiten dem entgegen, daß wirklich die Handschrift I, welche also die Soliloquien, den Nicodemus, Salomon und Saturn sowie das Quintinus-Fragment enthält, etwa um 1133—1150 in dem Augustiner-Kanonikat zu Southwick[1]) geschrieben ist.

als lautgesetzlichen Vorgang vor *w* gedeutet und mit dem gelegentlichen *sou'-wester* (NED) in Parallele gesetzt. Aber einmal tritt der Ausfall von *þ* auch vor anderen Konsonanten (Horn § 201; Jespersen, Gr. I 227) auf; und vor allem scheint Zachrissons überreiches Ortsnamen-Material doch zu beweisen, daß es sich bei *Suwik* um eine anglonormannische Aussprache handelt. Wie Zachrisson gut auseinandersetzt, besaß das Normannische eine Spirans *þ*, *ð* für lat. *t*, *d*; und als diese seit ca. 1100 in romanischen Wörtern verstummte, wurde diese Aussprache von den Anglo-Normannen vielfach auch aufs Englische übertragen.

1) Vergleiche über diese Priorei W. Dugdale, Monasticon Anglicanum (1846) VI S. 243 ff.; Th. Tanner, Notitia Monastica (Oxford 1695) S. 79.

Über die II. Handschrift, die außer anderen den Beowulf und die Judith enthält, läßt sich nur sagen, daß sie in Shakespeares Kindertagen sich im Besitz des rühmlichst bekannten Antiquars und angelsächsischen Philologen LAWRENCE NOWELL[1]) (ca. 1520—1576) befunden hat. Denn sie enthält auf dem oberen Rande der ersten Seite, der heutigen fol. 96ᵃ, den in einer Hand des 16. Jahrhunderts gemachten Vermerk: "*Laurence Nouell a. 1563*"[2]), der wahrscheinlich vom Eigentümer selbst herrührt. Die Jahreszahl bezeichnet vermutlich das Datum, wann die Handschrift in NOWELLS Besitz gelangte. Damals war NOWELL, der in Whalley in Lancashire geboren und an der Lateinschule von Sutton Coldfield in Warwick (seit 1546) Lehrer gewesen war, Archidiakon von Derby (seit 1558) und zugleich Dechant von Lichfield (seit 1563). Sein Interesse für das Altenglische zeigt sich nicht nur darin, daß er das erste angelsächsische Wörterbuch[3]) verfaßte und mehrfach angelsächsische Texte kopierte[4]), sondern auch darin, daß er seinen Schüler und Freund WILLIAM LAMBARDE (1536—1601) zu einer Ausgabe der angelsächsischen Gesetze anregte, die 1568 in London erschien. Bald nach seinem Tode (1576) ist das meiste von seinem handschriftlichen Nachlaß[5]) und damit wohl auch das Beowulf-Manuskript in die Sammlung Sir ROBERT COTTONS gelangt. Es ist sonach nicht das kleinste von NOWELLS Verdiensten um die altenglischen Studien, daß wir seinem antiquarischen Eifer die Erhaltung

1) Vgl. über ihn WILLIAM HUNT im Dictionary of National Biography ²XIV, 695f.

2) Heute ist die letzte Zahl 3 mit Glaspapier überklebt, jedoch ist das ganze Datum daneben auf den Papierrahmen von WARNERS Hand mit Bleistift als *"1563"* wiederholt.

3) Aus WILL. LAMBARDES († 1601), SOMNERS († 1669) und J. SELDENS († 1654) Besitz gelangte dasselbe in die Bodleiana, wo es die Signatur 'Selden supra 63' (WANLEY S. 102) trägt. Ebendort findet sich auch Fr. JUNIUS' Abschrift daraus (JUNIUS Ms. 26).

4) Vgl. seine Abschriften oder Notizen in den Cotton Mss. Vesp. A. V, Vitell. D. VII und Domit. A. XVIII.

5) S. die vorhergehende Anmerkung.

der kostbarsten Handschrift und des wertvollsten Denkmales der altenglischen Literatur zu verdanken haben.

Woher NOWELL die Handschrift erhalten hat, läßt sich nicht sagen. Wenn wir den wahrscheinlichsten Fall andeuten sollen, so wäre es wohl der, daß er die Handschrift aus irgendeinem der kurz vorher aufgelösten Klöster seiner näheren Umgebung, also sagen wir etwa der Diözese Lichfield erhalten hat, die damals einen beträchtlichen Teil des ehemaligen Mercien umschloß. Da aber NOWELL mit WILL. LAMBARDE eng befreundet war, der aus Kent stammte, dort begütert war und später Archivar am Tower wurde, mag die Handschrift auch aus Südengland stammen.

Aus dem sprachlichen Charakter der Beowulf-Handschrift, der im wesentlichen die jüngere westsächsische Schulorthographie mit einigen anscheinend dialektischen Beimischungen aufweist — also dieselbe uneinheitliche Sprachform[1]), die wir auch im Vercelli-Kodex sowie in den im Marienkloster zu Worcester geschriebenen Handschriften finden —, wird man bei dem jetzigen Zustande der altenglischen Dialektforschung[2]) wenig für die Herkunftsfrage folgern können, zumal man nicht weiß, wie weit nach Norden um 1000 die westsächsische Schulorthographie vorgedrungen war. Erst eine gründliche Schallanalyse der Texte wird uns Licht über diese Fragen bringen und dann wahrscheinlich doch auch die Entstehung der Handschrift II nach Südengland verlegen.

§ 6. Die Geschichte des Kodex.

Wie wir im vorigen Paragraphen sahen, besteht der Vitellius-Kodex aus zwei Handschriften, deren erste, gegen

1) Vgl. M. FÖRSTER, Vercelli-Codex (1913) S. 32 ff.; H. DUNKHASE, Die Sprache der Wulfstanschen Homilien in Wulfgeats Handschriften (Jena 1906); J. WEIGHTMAN, The Language and Dialect of the later Old English Poetry (Liverpool 1907). Zur Frage der epischen Dialektmischung vgl. A. LESKIEN, Über Dialektmischung in der serbischen Volkspoesie (Sitz.-Ber. Sächs. Ges. d. Wiss. 62, 129—160, Leipzig 1910).

2) Vgl. oben S. 32 f.

die Mitte des 12. Jahrhunderts geschrieben, aus einem südenglischen Kloster, wahrscheinlich St. Mary in Southwick (Hampshire), stammt, während die zweite, in den letzten Dezennien des 10. Jahrhunderts geschrieben, aus dem Besitze des Lichfielder Geistlichen und Gelehrten LAWRENCE NOWELL († 1576) herrührte.

Im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts finden wir beide Handschriften zu einem Bande vereinigt in der Bibliothek des berühmten Altertumssammlers Sir ROBERT COTTON (1571 bis 1631), der seit 1588 Material für eine Geschichte Englands gesammelt und mit Hilfe seines Lehrers WILLIAM CAMDEN († 1623) und HENRY SPELMANS († 1641) an die 1000 Handschriften und Urkunden zusammengebracht hatte. Wann und auf welchem Wege die beiden Handschriften in den Besitz Sir ROBERT COTTONS gekommen sind, ist nicht mehr auszumachen.

Einmal in die Bibliothek Sir ROBERT COTTONS gelangt, hat der Kodex die Schicksale der Cottonischen Büchersammlung bis auf den heutigen Tag geteilt. Von Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts bis zum Jahre 1712 befand er sich in Sir ROBERTS Stadthaus an der Themse in Westminster — da, wo heute das Parlamentsgebäude steht. Dort in dem Bücherschrank untergebracht, auf dem die Büste des römischen Kaisers Vitellius stand, erhielt er seine noch heute gültige Bibliotheksbezeichnung Vitellius A. XV, die angibt, daß er in der obersten Reihe des Vitellius-Schranks an 15. Stelle steht. Der Ruhm der Privat-Bibliothek im Cotton House, die von Sir ROBERT an seinen Sohn und seinen Enkel, Sir THOMAS COTTON († 1662) und Sir JOHN COTTON († 1702), überging, verbreitete sich so schnell, daß bald heimische und auswärtige Gelehrte um die Benutzung derselben nachsuchten. So hat auch der bekannte Philologe FRANCISCUS JUNIUS (1589—1677) während seines Aufenthaltes in England (1621—1651) unseren Kodex dort benutzt[1]) und zwei

1) Nicht dafür in Betracht kommen die Jahre 1629 bis ca. 1632, während welcher Zeit die Bibliothek aus politischen Gründen selbst

Texte, die Soliloquien-Version (jetzt in Oxford als Ms. Jun. 70) sowie das Judith-Epos (jetzt Jun. 105), daraus abgeschrieben und einen dritten, das Nicodemus-Evangelium, mit seiner Abschrift der älteren Cambridger Handschrift kollationiert. Durch JUNIUS' Kopien gelangte das erste Denkmal aus unserem Kodex an die Öffentlichkeit, nämlich die damals für Prosa gehaltene Judith, welche THWAITES 1698 in seinem 'Heptateuchus' abdruckte.[1]) Zwei Jahre vorher war die Welt über den Inhalt der Cottonischen Handschriften durch den ersten gedruckten Katalog derselben von THOMAS SMITH (1696), wenn auch nur oberflächlich, orientiert worden. Über den angelsächsischen Bestandteil der Sammlung, 89 Handschriften und 42 Urkunden, erhielt man bald darauf wesentlich ausführlichere Kunde durch WANLEYS bekannten Catalogus (1705). Hier erfuhr man zuerst, daß unser Vitellius-Kodex auch zwei Dichtungen enthielt, nämlich die beiden Epen über Beowulf und Judith. Damit war die Existenz des größten altgermanischen Volksepos entdeckt, wenn es auch noch über 100 Jahre dauern sollte, bis die gelehrte Welt den Text selbst vorgelegt erhielt.

Inzwischen hatte im Jahre 1700 der dritte Besitzer der Bibliothek, Sir JOHN COTTON, den Schritt getan, der die

---

dem Eigentümer gegenüber von Staats wegen versiegelt war. Es muß allerdings auch damit gerechnet werden, daß JUNIUS erst während seines zweiten englischen Aufenthaltes (1674—77), also kurz vor seinem Tode, jene Abschriften und Kollationen hergestellt hat. Auch wann JUNIUS die Cotton-Handschrift des Heliand abgeschrieben hat, läßt sich nicht genau sagen. Dagegen hat er sicher die s. g. Cædmon-Dichtungen während seines ersten englischen Aufenthaltes abgeschrieben, da seine Ausgabe derselben schon 1655 im Druck erschien. — Vgl. über JUNIUS W. WROTH in Dictionary of National Biography ²X 1115 f.

1) EDWARD THWAITES druckte das Gedicht wie Prosa im Anhang zu seinem 'Heptateuchus, Liber Job, et Evangelium Nicodemi; Anglo-Saxonice. Historiæ Judith Fragmentum; Dano-Saxonice' (Oxford 1698), App. S. 21—26. Über seine Vorlage bemerkt THWAITES App. S. 32: . . . *magnum illud linguae Anglo-Saxonicae oraculum Franciscus Junius. Cuius etiam cura et labore illud fragmentum historiae Judith ex Bibliotheca Cottoniana descriptum fuit.*

Cottonische Privatbibliothek zum Nationaleigentum machte. Freilich währte es noch ein halbes Jahrhundert, bis die Bibliothek tatsächlich eine öffentlich zugängliche wurde. Zunächst beließ man die Bücher im Cotton House, obschon dieses dafür schon 1706 für ungeeignet erklärt war und 1707 durch Parlamentsbeschluß ein Neubau dafür geplant wurde. Schließlich sah man sich durch die Baufälligkeit des Cottonschen Hauses genötigt, die Bibliothek im Essex House im Strand, unterzubringen, wo sie von 1712—1730 verblieb. Von hier gelangte sie 1730 zusammen mit der Königlichen Bibliothek in das für diesen Zweck erworbene Ashburnham House in Little Dean's Yard in Westminster. Hier erlebte sie in der Nacht zum 23. Oktober 1731 jene furchtbare Feuersbrunst, welche 114 von den 958 Handschriften völlig zerstörte und 98 mehr oder weniger stark beschädigte[1]), wie in einem eigenen Parlamentsberichte[2]) dem englischen Volke dargelegt wurde. Unser Vitellius-Kodex gehörte glücklicherweise zu den geretteten: er wurde nicht vom Feuer direkt ergriffen, jedoch wurden die Ränder der Blätter, wohl infolge der Brandhitze, stark versengt, so daß sie brüchig wurden und tatsächlich, namentlich in der zweiten Hälfte des Kodex, bis hart an den Schriftspiegel und manchmal in diesen hinein völlig abgebröckelt sind.

Was dem Feuer entging, wurde in der nahen Westminster-Schule untergebracht, wo die Bibliothek 27 Jahre

---

1) Zu den teilweise verbrannten altenglischen Handschriften gehören z. B. Ælfreds Cura Pastoralis in Tib. B. XI, Ælfreds Boethius in Otho A. VI, die Homiliensammlung mit dem Runenlied in Otho B. X, die Beda-Version und die ae. Annalen in Otho B. XI, das ws. Pontifikal Vit. A. VII, die Urkundensammlung Vit. E. V und die ae. Gebete in Galba A. XIV. Gänzlich verbrannt sind Otho A. X (ae. Gesetze), Otho A. XVI (Tripartita), Otho A. XII (Byrhtnoð) und Galba A. XIX (Ælfred's Sprüche).

2) Report to the House of Commons by a Committee appointed to enquire into the loss, which the Cottonian Library sustained through the fire at Westminster on the 23rd of October, 1731 (Folio) [in Deutschland unzugänglich].

lang verblieb. Erst 1759, nachdem die Gründung eines öffentlichen Museums durch Parlamentsakte von 1753 beschlossen war, fand sie Unterkunft in dem dafür ausersehenen Montagu House in Bloomsbury, welches in den Jahren 1823—1855 durch die jetzigen Gebäude des Britischen Museums ersetzt ist.

Die durch den Brand von 1731 beschädigten Handschriften wurden sofort, wesentlich auf Betreiben[1]) des bekannten Parlamentariers ARTHUR ONSLOW (1691—1768), einer fürsorglichen Ausbesserung unterzogen. Etwas Nachhaltiges in dieser Hinsicht wurde aber erst in den 40er, 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts unter der Leitung des trefflichen Paläographen Sir FREDERIC MADDEN (1801—1873) getan, dem die Handschriftenabteilung des Britischen Museums seit 1837 unterstand. Damals — wohl zwischen 1860 und 1870 (vgl. oben S. 11) — ist auch unser Beowulf-Kodex endgültig vor weiterer Zerstörung geschützt worden, dadurch, daß die einzelnen Blätter in einen Papierrahmen mittels Glaspapier eingesetzt wurden. Gleichzeitig ist eine Umordnung der falsch stehenden Blätter und Lagen vorgenommen und der ganze Kodex in einen neuen Einband gesetzt.[2])

Die Benutzung der Handschrift setzte, wie schon bemerkt (S. 58), im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts mit FRANCISCUS JUNIUS ein, dessen Abschriften daraus 1698 von THWAITES verwertet wurden. Das damals für das Angelsächsische erregte Interesse führte noch zur Veröffentlichung einer Inhaltsangabe des Kodex in WANLEYS Katalog (1705). Dann ruhte die Handschrift fast ein Jahrhundert lang un-

---

1) So nach H. C. SHELLEY, The British Museum (London 1911) S. 49f. Über ONSLOW vergleiche G. F. R. BAKKER im Dict. of Nat. Biography ²XIV 1110ff.

2) Als E. SIEVERS 1871 die Handschrift kollationierte, war das Einsetzen der Pergamentblätter in den Papierrahmen schon vorgenommen. R. W. CHAMBERS (Beowulf, 1914, S. X Anm. 2) sagt darüber: *More than thirty* [richtiger *fourty*] *years ago, further destruction was prevented by the MS. being rebound, and the parchment inset.*

beachtet, da die französelnde Hofkultur der Aufklärungszeit keinen Anteil an der heimischen Vergangenheit nahm. Dies wurde erst anders mit den immer stärker werdenden Strömungen der Romantik, die aber gerade in England, im Unterschied zu Deutschland und Skandinavien, nicht allzu stark den Blick auf das Mittelalter lenkte. Daher war es auch nicht ein englischer, sondern ein skandinavischer Gelehrter, der Isländer Grim Johnson Thorkelin († 1829), der zuerst wieder die Handschrift in die Hand nahm: während seines Aufenthaltes in England ließ er 1787 das von ihm für ein dänisches Denkmal gehaltene Beowulf-Epos in Faksimile nachzeichnen und nahm selbst eine Abschrift des Textes, um dessen Herausgabe vorzubereiten.[1]) Die bereits fertiggestellte Ausgabe wurde aber 1807 bei der ruchlosen Beschießung Kopenhagens durch die Engländer ein Raub der Flammen, so daß Thorkelin erst 1815 mit seiner abermals neu ausgearbeiteten Ausgabe an die Öffentlichkeit treten konnte. Bevor diese erste Beowulf-Ausgabe erschien, hatte bereits 1805 der englische Historiker Sharon Turner in seiner *History of the Anglo-Saxons* (Bd. III) eine kurze Inhaltsangabe des Gedichtes geboten, und zwar auf Grund eigener Einsichtnahme in das Manuskript, die er 1818 zum Zwecke verbesserter und vermehrter Mitteilungen in der 3. Auflage seines Werkes wiederholte.[2]) So gebührt Turner das Verdienst, der erste gewesen

1) Von beiden Abschriften findet sich je eine Seite in verkleinertem Faksimile bei Wyatt-Chambers, Beowulf (Cambridge 1914) als S. XV und XVIII mitgeteilt.

2) Turner selbst sagt darüber (III 173, Anm. 1, Ausg. 1840): *"The poem had remained untouched and unnoticed both here and abroad until I observed its curious contents, and in 1805 announced it to the public. I could then give it only a hasty perusal, and from the MS. having a leaf interposed near its commencement, which belonged to a subsequent part, and from the peculiar obscurity which sometimes attends the Saxon poetry, I did not at that time sufficiently comprehend it, and had not leisure to apply a closer attention. But in the year 1818 I took it up again, as I was prepairing my third edition, and then made that more correct analysis which was inserted in that and the subsequent editions, and which is also exhibited in the present."*

zu sein, der nähere Kunde über den Inhalt des Beowulf veröffentlichte und auch Versproben daraus in neuenglischer Übersetzung mitgeteilt hat.

An Thorkelins Ausgabe knüpfte lange Zeit die weitere Verwertung des Vitellius-Kodex an: ihr Text wurde mit der Handschrift kollationiert zunächst von dem Oxforder Professor John Conybeare († 1824), dessen Ergebnis erst nach seinem Tode in dem vom Bruder herausgegebenen Sammelbande Illustrations of Anglo-Saxon Poetry (1826) S. 137—155 mitgeteilt wurde. Dann folgten 1829 der dänische Geistliche und Dichter N. F. S. Grundtvig[1]) (1783—1872) und 1830 der englische Philologe Benjamin Thorpe[2]) (1782—1870), welche beide ihre Kollationen zu neuen Sonderausgaben verwandten, die allerdings erst 1855 (Thorpe) und 1861 (Grundtvig) erschienen. Thorpe, der sofort nach seiner Rückkehr aus Kopenhagen, wo er unter R. C. Rask Germanistik studiert hatte, sich an den Beowulf gemacht hatte, wird wohl damals

---

1) Siehe Grundtvig, Beowulfes Beorh (Kopenhagen 1861) S. XVII, wo angegeben ist, daß Grundtvig die Beowulfhandschrift "zuerst 1829 in den Händen hatte". Während seiner drei Englandreisen (1829—31) hat Grundtvig dann aber "zu wiederholten Malen Gelegenheit gehabt, die alte Pergamenthandschrift einzusehen" (ebenda S. XXII). Von diesen Reisen brachte er auch Abschriften mit von Ælfrics Abgarbrief aus Julius E. VII, von der ae. Veronica-Legende aus Cambr. U. L. Ii. 2. 11, von einer Fastenhomilie aus Faustina A. IX und von den ae. Catosprüchen nach allen drei Handschriften. Diese Abschriften übergab er seinem Schüler, dem Geistlichen Ludw. Christian Müller (1806—51), der sie 1835 in seiner angelsächsischen Chrestomathie Collectanea Anglo-Saxonica (Kopenhagen 1835) zum Abdruck brachte (s. dort S. IV ff.). — Vgl. über Grundtvig Herzogs Protestantische Realenzyklopädie ³VIII, 206—217 und Fr. Nielsen in Dansk Biografisk Lexikon (Kopenhagen 1891) V, 231—247.

2) B. Thorpe, Beowulf (1855) S. VII: *immediately on my arrival in England in 1830, I carefully collated the text of Thorkelin's edition with the Cottonian manuscript.* Wenn Wülker (Grundriß S. 255) und wohl im Anschluß an ihn R. W. Chambers (Beowulf, 1914, S. XI) von einer "Abschrift" des Beowulf durch Thorpe sprechen, so weiß ich nicht, worauf sich diese Angabe gründet.

auch den Text des darauffolgenden Judith-Epos[1]) mit THWAITES' Ausgabe kollationiert und jenes Prosagespräch[1]) zwischen Salomon und Saturn abgeschrieben haben, das er zuerst 1834 in seiner angelsächsischen Anthologie herausgegeben hat. Wenig später, wahrscheinlich 1832, wird der junge JOHN M. KEMBLE (1807—57), der in Deutschland unter MASSMANN, SCHMELLER und JAKOB GRIMM seine philologische Schulung erhalten, das Manuskript für seine Beowulf-Ausgabe benutzt haben, die als erste englische 1833 im Druck erschien. Ob er den Text neu kopiert oder nur kollationiert hat, erfahren wir nicht, wie ja überhaupt bei fast allen Editionen KEMBLEs über den Abhängigkeitsverhältnissen ein geheimnisvolles Dunkel schwebt, sofern wir nicht nachweisen können, daß KEMBLE, wie öfters der Fall, einfach den Text seiner Vorgänger übernommen hat.[2])

Der romantische Eifer der 20er und 30er Jahre verblaßte, und so durfte unser Kodex wieder ein Menschenalter unbehelligt ruhen. Erst um 1860 trat der Londoner Philologe THOMAS OSW. COCKAYNE (1807—1873) wieder an die Handschrift heran und veröffentlichte daraus die bis dahin unbekannten Wunder des Ostens sowie den Alexanderbrief (1861) und die altenglische Soliloquien-Version (1868—69)

Mit den 70er Jahren setzte eine starke Welle positivistischen Verlangens nach genauester Tatsachenkenntnis in der deutschen Wissenschaft ein; und so erfolgten in diesem Jahrzehnt eine ganze Reihe von Kollationen der Textabdrücke

1) Beide Texte gedruckt in THORPES Analecta Anglo-Saxonica (London 1834). Über die Judith-Kollation vgl. dort S. VIII.

2) So beruht z. B. KEMBLES Andreas (1843) ganz und gar auf GRIMMS Text (1840); s. Andreas ed. KRAPP S. XIX Anm. 2. Auch KEMBLES Abdruck des Prosagespräches zwischen Salomon und Saturn (1848) ist trotz aller stillschweigenden sprachlichen Änderungen aus THORPES Analecta (1834) übernommen. — Der Beowulf-Text der Ausgaben von SCHALDEMOSE (1847), GREIN (1857) und HEYNE (1863) beruhte ganz auf KEMBLE (2. Ausg. 1835), wenn HEYNE auch von der 4. Auflage (1879) ab die KÖLBINGsche Kollation heranzog.

aus unserer Handschrift durch deutsche Philologen: der Beowulf wurde 1871 von E. Sievers[1]), 1875 von E. Kölbing[2]), noch vor 1875 von Zupitza[3]) und Wülker[3]), 1876 von A. Holder[4]) und endlich 1878 zum zweiten Male von Wülker[3]) verglichen. Gleichzeitig wurden von Sievers[5]) (1871) und Wülker[3]) das Judith-Epos, von Holder (1876) der Alexanderbrief und die Wunder des Ostens[6]) sowie von Wülker (1878?) ebenfalls der Alexanderbrief[7]) kollationiert.

Bei der literargeschichtlichen Bedeutung des Beowulf-Epos und den Abweichungen der verschiedenen Herausgeber über die handschriftlichen Lesungen machte sich immer mehr das Bedürfnis geltend, eine mechanische Reproduktion des handschriftlichen Textes zu besitzen; und so leitete der Vorstand der Early English Text Society noch am Ende der 70er Jahre auf W. Skeats Anregung eine solche in die Wege: 1879 wurde der Beowulf-Teil des Manuskriptes von der Londoner Firma C. Praetorius photographiert; August und September 1880 verglich der als Herausgeber gewählte Berliner Professor Julius Zupitza die Lichtdrucktafeln und im September 1882 seine dem Faksimile beigegebene Umschrift mit dem Manuskript; und so konnte das Ganze im Herbst 1882 als 77. Band der Original Series der Early English Text Society erscheinen. Damit war ein für allemal die Grundlage für das handschriftliche Studium des Beowulf-Textes geschaffen.

---

1) Laut Zeitschrift für deutsches Altertum (1872) XV, 461. Die Ergebnisse dieser Beowulf-Kollation sind nicht veröffentlicht.

2) Mitgeteilt im Archiv für neuere Sprachen (1876) LVI, 91—118.

3) So nach Kölbing, Archiv für neuere Sprachen LVI, 118 und Wülker, Angelsächsische Literatur (1883) S. 256 A. 5. — Wülker verwendete seine Kollationen bei der Neuherausgabe der Bibliothek der angelsächsischen Poesie in Bd. I[a] (1881) und Bd. II[b] (1894).

4) Danach Holders Handschriftenabdruck 1882.

5) Mitgeteilt in der Zeitschr. f. d. Altert. (1872) XV, 461 f.

6) Mitgeteilt in Anglia I (1872) S. 507—512 und 331—337.

7) Verwertet von W. M. Baskervill bei seinem Textabdruck in Anglia IV (1881) S. 139—167.

Seitdem konnte sich das Interesse an der Handschrift nur auf die Beigaben erstrecken.[1]) Das Judith-Epos, das leider nicht in das Faksimile mitaufgenommen war, ließ sich in den 80er Jahren der amerikanische Professor Albert Cook für seine Sonderausgabe (1888) photographieren. Die bisher unbeachteten Fragmente über Quintinus und über Christophorus kopierte im Mai 1888 der Berliner Privatgelehrte Herzfeld zur Veröffentlichung in den Englischen Studien (XIII, 145 ff.). Im Jahre 1893 kollationierte E. Einenkel auf meine Anregung den Herzfeldschen Abdruck des Christophorus[2]) und der Amerikaner W. H. Hulme den Cockayneschen Text der Soliloquien[3]), den er auch später noch, zuletzt 1901, mehrmals mit der Handschrift verglich. In den 90er Jahren schrieb derselbe Hulme die Nicodemus-Fassung unseres Kodex ab und bot 1898 einen recht fehlerreichen Abdruck danach in den Publications of the Modern Language Association of America, Bd. XIII, 473—515. Ein junger Berliner Doktorand, Fritz Knappe, kollationierte im Sommer 1904 noch einmal die Wunder des Ostens, die er danach in seiner Greifswalder Dissertation 1906 druckte. Ich selbst habe 1913 den Nicodemus mit Hulmes Text verglichen und an der Handschrift das Material zu vorstehenden Ausführungen gesammelt.

§ 7. **Der Inhalt des Kodex.**

Der Inhalt der Gesamthandschrift ist schon früh im 17. Jahrhundert von dem Bibliothekar Sir Robert Cottons, dem gelehrten Richard James (1592—1638), aufgezeichnet wor-

1) Doch haben seitdem den Beowulf-Teil noch W. J. Sedgefield (Manchester 1910, ²1913) und R. W. Chambers (Cambridge 1914, S. XXXV) für ihre Beowulf-Ausgaben verglichen.

2) Er druckte danach den Text neu in Anglia XVII (1895) S. 112—122.

3) Hulme druckte danach die Soliloquien in den Engl. Stud. XVIII (1893) 332—356. Hargroves Neuausgabe (1902) beruht auf den späteren Kollationen Hulmes.

den und noch heute auf fol. 2ª der Handschrift zu lesen. Daß es sich hier wirklich um die Schrift des Richard James handelt, erhellt aus einem Vergleich mit den von James hinterlassenen eigenhändigen Briefen, wie sich solche z. B. im Harleian Ms. 7002 fol. 118ª—126ª (5 Briefe) und Julius C. III. fol. 212ª—219ª (5 Briefe) vorfinden. Da James die Bibliothekarstelle bei den Cottons um 1625 antrat, muß diese früheste Inhaltsangabe etwa in die Jahre 1625—1638 fallen. Sie lautet folgendermaßen (fol. 2ª):

Elenchus contentorum in hoc codice.

1. Flores soliloquiorum Augustini Saxonicè Ælfredo interprete vt apparet ex pag. 56.[1])
2. Summa expensarum et militum quibus vsus est Edwardus 3 in expugnatione Caleti . in secundâ facie primæ pag.
3. Fragmentum Saxonicum quod forte continet aliquam partem historiæ sive legendæ Thomæ Apostoli. pag. primâ. habitur ibi mentio de bocland. et cotagijs.[2])
4. Dialogi de Christo et christianitate vbi interloquntur Pilatus et alij sicut melius visum est Legendario. Sax.
5. Dialogus inter Saturnum et Salomonem. Saxon.
   [*eine spätere Hand fügt hinzu:* cum Legendis Sancti Christoferi.]
6. Defloratio siue translatio Epistolarum Alexandri ad Aristotelem cum picturis prodigiosorum. Saxonicè.
   [*Hier sind vier Zeilen freigelassen.*]
8. Fragmentum Saxon. de Iuditha et Holoferno.

Diese Inhaltsangabe beweist uns, daß die beiden ursprünglich getrennten Handschriften schon im zweiten oder dritten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, und zwar in derselben Reihenfolge wie heute, zu einem Kodex vereinigt waren.

Beachtenswert an dieser Inhaltsangabe ist, daß für das an 7. Stelle zu erwähnende Beowulf-Epos der Bibliothekar vier Zeilen freigelassen, aber nichts eingetragen hat: offenbar

1) Bezieht sich auf den Schlußsatz der Soliloquien (*Hær endiað þa cwidas, þe Ælfred kining alæs of þære bec, þe we hatað on ::::::::*), welcher tatsächlich auf fol. 56 (ältester Zählung) steht. Mithin hat James diese älteste Foliierung bereits vorgefunden.

2) Worauf sich dieser Eintrag Nr. 3 beziehen soll, ist mir unerfindlich. Es dürfte ein Versehen James' vorliegen.

wußte er mit diesem Werke nichts anzufangen und stand ihm völlig ratlos gegenüber. Im übrigen ist die Inhaltsangabe nicht schlecht, wenn auch das ganz kurze Quintinus-Fragment übersehen ist und die Paradoxographen-Version ("Wunder des Orients") offenbar mit dem ähnliche Dinge behandelnden Alexander-Brief zusammengeworfen ist.

Die nächste Inhaltsangabe finden wir in dem ersten gedruckten Katalog (1696) der Cottonischen Handschriftensammlung von dem gelehrten Oxforder Theologen Thomas Smith[1]) (1638—1710), der nach seiner Eidverweigerung gegenüber dem neuen oranischen Königtum im Hause des Sir John Cotton, des Enkels des großen Sammlers, Unterschlupf fand und dort für etwa 12 Jahre die Verwaltung der Cottonischen Bibliothek innehatte. Da dieser Gelehrte als Orientalist kein Angelsächsisch verstand, blieb ihm für die altenglischen Handschriften nichts anderes übrig, als die Jamesschen Inhaltsangaben mit einigen stilistischen Änderungen und Kürzungen abzuschreiben. Seine Inhaltsangabe unserer Handschrift bedeutet daher, zumal die Auslassung des Beowulf-Epos in keiner Weise angedeutet ist, gegenüber James einen Rückschritt. Wir lesen nämlich im "Catalogus Librorum Manuscriptorum Bibliothecæ Cottonianæ... scriptore Thoma Smitho, ecclesiæ Ánglicanæ presbytero" (Oxonii, e Theatro Sheldoniano MDCXCVI) auf S. 83 folgendermaßen:

1. Flores Soliloquiorum S. Augustini: Saxonice, ex versione Regis Ælfredi.
2. Fragmentum Saxonicum, continens partem historiæ S. Thomæ Apostoli.
3. Dialogi de Christo & ejus religione inter Pilatum, Gamalielem, Josephum, Judæosque, Saxonice.
4. Dialogus inter Saturnum & Salomonem, Saxonice.
5. Translatio epistolarum Alexandri ad Aristotelem, cum picturis de monstrosis animalibus Indiæ, Saxonice.
6. Fragmentum de Juditha & Holopherne, Saxonice.

Præmittitur annotatio brevis de expugnatione Caleti per R. Edwardum.

1) Vgl. über ihn Thomas Seccombe im 'Dictionary of National Biography' ²XVIII 539—541.

Das reiche Emporblühen des angelsächsischen Studiums am Ende des 17. Jahrhunderts führte dazu, daß um die Wende des Jahrhunderts der damalige Bibliotheksassistent der Bodleiana, HUMPHREY WANLEY[1]) (1672—1726), einen Katalog aller ihm erreichbaren Handschriften in altenglischer Sprache zusammenbrachte, der endlich 1705 im Druck erschien. Dies ist jener 'Antiquæ Literaturæ Septentrionalis Liber alter seu Humphredi Wanleii Librorum Vett. Septentrionalium, qui in Angliæ Bibliothecis exstant, nec non multorum vett. codd. Septentrionalium alibi extantium Catalogus historico-criticus" (Oxoniæ, e Theatro Sheldoniano, An. Dom. MDCCV), welcher bis heute der vollständigste und beste Katalog der altenglischen Handschriften geblieben ist, so sehr er auch der Erneuerung[2]) bedürfte. Daß er auch in der Geschichte der Paläographie eine Epoche bezeichnet, ist wohl noch kaum genügend erkannt. Denn das Verdienst, welches man bisher[3]) dem Baron DE MONTFAUCON (1655—1741) mit seinem Katalog der Coislinschen Bibliothek (1715) zuweist, 'das erste Vorbild eines wissenschaftlichen Handschriftenkataloges' geliefert zu haben, gebührt vielmehr unserem WANLEY, der schon 10 Jahre vor MONTFAUCON, um nur auf einige Punkte hinzuweisen, das berufsmäßige Datieren der Handschriften durchgeführt und nach Kräften Schreiberhände unterschieden und Herkunftsvermerke angegeben hat. Welchen Vorsprung in der Handschriftenbeschreibung er vor seinen Landsleuten gewonnen hatte, sieht man am besten, wenn man die eben angeführte, dürftige Inhaltsangabe der Beowulf-Handschrift durch THOMAS SMITH mit folgendem Eintrag bei WANLEY (S. 218f.) vergleicht:

1) Vgl. über ihn W. P. COURTNEY im 'Dictionary of National Biography' ²XX 744—6.

2) NAPIERS Exemplar sowie das meinige dürften durch reichliche handschriftliche Eintragungen dabei von Nutzen sein.

3) So noch L. TRAUBE, Geschichte der Paläographie (in 'Vorlesungen und Abhandlungen' I 1910 S. 38).

Vitellius. A. XV. *Cod. membran. ex diversis simul compactis constans, in quo continetur*

I. *Nota de numero Parochiarum, villarum, feodorum & Militum in Anglia, & de expugnatione Caleti per Edwardum III.*

II. fol. 1. *Flores ex libro Soliloquiorum D. Augustini Hipponens. Episc. Selecti & Saxonicè versi per Ælfredum Regem. Tractatus iste quondam fuit Ecclesiæ B. Mariæ de Suwika, ut patet ex fol. 2. litteris Normanno-Saxonicis, post Conquæstum scriptus.*

III. fol. 57. *Pseudo-Evangelium Nicodemi, capite mutilum; cujus exemplaris variantes Lectiones apographo suo ex Cod. Cantabrigiensi descripto, attexuit cl. Junius, ut videre est, pag. 96.* [1])

IV. fol. 83[b]. Her kið. hu Saturnus and Saloman settode ymbe heora wisdom.

Incip. Ða cwæt Saturnus to Salomane. Saȝa me hwer God sete þa he ȝeworhte heofonas 7 eorðan. Ic ðe secȝe he sætt ofer winda fæþerum.

Expl. On XII. moðum þu scealt syllan þinon þeowan men .VII. hund hlafa. ¯ .XX. hlafa. buton morȝe metten. 7 nonmettum.

V. fol. 90[b]. *Fragmentum de SS. Jesu Christi martyribus, Saxonicè litteris Normanno-Saxonicis descriptum, æquè ac Pseudo-Evang. Nicodemi, & Dialogi inter Saturnum & Salomonem.*

VI. fol. 92. *Legenda de S. Christophoro Martyre capite mutila, sic autem*

Expl. Ðyses [2]) eac bæd se halȝa Cristoforus on þære nihstan tide. ær he his ȝaste [3]) on-sende. and [4]) cwæð. Drihten min God. syle ȝode mede þam þe mine þrowunȝa awrite. and [4]) þa ecean edlean þam þe hie mid tearum rede.[5])

VII. fol. 98[b]. *Descriptio fabulosa Orientis, & monstrorum quæ ibi nascuntur, cum figuris male delineatis calce mutila, haud diversa ab illa (Latinis exceptis quæ in hoc cod. desunt) quam exhibet Cod. qui inscribitur Tib. B. 5 in fol. 78[b].*

Incip. Seo Landbuend on fruman from Antimolime þæm lande.

VIII. Her is Seo Gesegenis [6]) Alexandres epistoles þæs miclan Kyninȝes. 7 ðæs [7]) mæran Macedoniscan. þone he wrat 7 sende to Aristotile his Maȝistre. be ȝesetenisse Indie þære miclan ðeode.[8]) 7 be

---

1) Gemeint ist das Bodleian Ms. Junius 74 (Wanley S. 96).

2) Um eine Vorstellung von dem Zuverlässigkeitsgrade der Wanley-schen Textproben zu geben, verzeichne ich hier seine Abweichungen von der Handschrift. Statt *Ðyses* liest die Hs. *þyses.*

3) *ȝast* Hs. 4) 7 Hs. 5) *ræde* Hs.

6) *Gesetenis* Hs. 7) *þæs* Hs. 8) *þeode* Hs.

þære widȝalnisse his siþfato[1]) and his fora. þe he ȝeond middan ȝeard ferde.

Incip. Cwæþ he þus sona ærest in fruman ðæs[2]) epistoles. Simle ic beo ȝemindiȝ.

Expl. ⁊ min weorðmynd maran wæron. þonne ealra oþra kyninȝa þe in middan ȝearde æfre wæron. finit.

Hæc fabulosa Alexandri ad Aristotelem de situ Indiæ, &c. Epistola, Latine primitus, uti credo, fuit conscripta, deinde in linguam Saxonicam versa, paucis quibusdam, ad calcem, prætermissis. Hoc autem exemplar cum 3 superioribus, veteri manu scriptum, fuit peculium doctiss. viri Laurentii Nowelli. a. d. 1563.

IX. fol. 130. *Tractatus nobilissimus Poeticè scriptus. Præfationis hoc est initium,*

Hwæt we ȝarde na. in ȝear daȝum. þeod cyninȝa þrym ȝefrumon[3]) hu ða Æþelinȝas ellen fremedon. Oft Scyld Scefinȝ sceaþena ðreatum[4]) moneȝum mæȝðum[5]) meodo setla ofteah eȝsode eorl syððan ærest wearð feasceaft funden. he wæs[6]) frofre ȝebad weox under wolcnum weorðmyndum þah. oð *þæt* him æȝhwylc þara ymb sittendra ofer hron rade hyran scolde ȝomban ȝyldan *þæt* wæs ȝod Cyninȝ. ðæm eafera wæs æfter cenned ȝeonȝ in ȝeardum þone God sende folce to frofre. fyren ðearfe on ȝeat *þæt* hie ær druȝon aldor . . . ase. lanȝe hwilc[7]) him wæs lif frea wuldres wealdend worold are forȝeaf. Beowulf wæs breme Blæd wide spranȝ Scyldes eafera scede landum in.

Initium autem primi Capitis sic se habet,

Ða wæs on burȝum. Beowulf Scyldinȝa leof leod Cyninȝ lonȝe ðraȝe[8]) folcum ȝefræȝe fæder ellor hwearf aldor of earde oþ *þæt* him eft on woc heah healf Dene heold þen den lifde ȝamol ⁊ ȝuðreouw ȝlæde Scyldinȝas ðæm feower bearn forð ȝerimed in worold wocun weoroda ræswa Heoroȝar. and[9]) Hroðȝar ⁊ Halȝatil hyrde ic *þæt* helan[10]) cwen. heaðo Scilfinȝas heals ȝebedda þa wæs Hroðȝare here sped ȝyfen wiȝes weorðmynd *þæt* him his wine maȝas ȝeorne hyrdon oðð *þæt* seo ȝeoȝoð ȝeweox maȝo driht micel him on mod bearn *þæt* heal seced[11]) hatan wolde. medo ærn micel men ȝewyrcean þone yldo bearn æfre ȝefrumon.[12]) ⁊ þær on innan eall ȝedælan ȝeonȝum ⁊ ealdum swylc him God sealde buton folc scare ⁊ feorum ȝumena.

1) *siþfata* ? Hs. 2) *þæs* Hs. 3) *ȝefrunon* Hs.
4) *þreatum* Hs. 5) *mæȝþum* Hs. 6) *þæs* Hs.
7) *hwile* Hs. 8) *þraȝe*.
9) Die Hs. bietet das Abkürzungszeichen.
10) *elan* Hs.; doch ist die Stelle verderbt. WANLEY fügte das *h* offenbar hinzu, um Allitteration zu erhalten.
11) *reced* Hs. 12) *ȝefrunon* Hs.

In hoc libro, qui Poeseos Anglo-Saxonicæ egregium est exemplum, descripta videntur bella quæ Beowulfus quidam Danus, ex Regio Scyldingorum stirpe Ortus, gessit contra Sueciæ Regulos.

X. fol. 199. *Fragmentum Poeticum Hist. Judithæ & Holofernis, Saxonice ante Conquæst. scriptum. Quod descripsit cl. Junius, è cujus Apographo illud typis edidit Edwardus Thwaitesius, in libro suo supra*[1]) *laudato.*

Die Bedeutung der Wanleyschen Inhaltsangabe liegt vor allem darin, daß hier zum ersten Male auf das Beowulf-Epos, wenn auch in unvollkommener Form, hingewiesen war. Aus Wanley schöpften späterhin ihre Bemerkungen über den Beowulf nordische Gelehrte, wie der Däne J. Langebek, der zweimal in seinen 'Scriptores Rerum Danicarum Medii Ævi' (Kopenhagen 1773), Bd. I S. 9 Anm. R und S. 44 Anm. E, auf das Beowulf-Epos zu sprechen kommt. Und durch Langebeks Hinweis mag endlich der Isländer Thorkelin angeregt sein, die erste Ausgabe des Beowulf-Textes (1815) zu liefern.

Die nun folgende Beschreibung des Inhaltes in dem "Catalogue of the Manuscripts in the Cottonian Library deposited in the British Museum" (London 1802), welcher zum größten Teile von dem damaligen Direktor des Britischen Museums Joseph Planta[2]) (1744—1827) verfaßt war, ist nahezu wörtlich aus Wanley abgeschrieben: sogar das nicht auf die Handschrift, sondern auf Wanleys Katalog bezügliche *ut videre est pag. 96* ist mechanisch mit herübergenommen. Neu ist nur die Angabe über die Gesamtzahl der Pergamentblätter (206) sowie die allerdings irrige Behauptung, daß die Christophorus-Legende am Ende und die 'Wunder des Ostens' am Anfang verstümmelt seien.

Endlich erhielten wir eine kurze Beschreibung von dem langjährigen Assistenten an der Handschriftenabteilung des Britischen Museums Harry L. D. Ward (1825—1906) in seinem "Catalogue of Romances in the Department of Manu-

1) Nämlich auf S. 97 des Catalogus.

2) Vgl. über ihn W. Wroth im 'Dictionary of National Biography' ²XV, 1283f.

scripts in the British Museum" Bd. I (1883) S. 134 und Bd. II (1893) S. 1 f., wo aber die Texte nur ganz kurz bezeichnet sind. Die Nachwirkung Wanleys äußert sich auch bei ihm noch darin, daß das Fragment der Passio Quintini unbestimmt als "*Fragment on Christian Martyrs*" bezeichnet wurde, welches erst von mir (1901) in seiner wahren Natur erkannt ist.

In der nun folgenden Inhaltsangabe bin ich bestrebt gewesen, auch die in den vorstehenden Paragraphen erarbeiteten Resultate miteinzubeziehen.

Vitellius A. XV.

(1) fol. 1: Enthielt bis Anfang 1913 ein Pergamentblatt aus einem lateinischen Psalter des 14. Jahrhunderts, der mehrfach in den Cottonischen Handschriften, z. B. auch bei Tib. A. III, Vespas. D. XII und Vesp. D. XIV, zu Schutzblättern verwendet ist. Im Januar 1913 sind diese Schutzblätter sämtlich wieder herausgenommen und zu einer neuen selbständigen Handschrift mit der Signatur Reg. 13. D. I* vereinigt worden. Es orientiert uns hierüber eine Bleistiftnotiz des jetzigen Handschriftendirektors J. P. Gilson, die auf dem leeren modernen Ersatzblatte sich findet: "*a fly leaf (f. 1) taken out to be bound in the Royal MS. 13. D. I*, the psalter to which it originally belonged. Jan. 1913. J. P. G.*" Unser Psalterfragment bildet in der neuen Handschrift jetzt fol. 37.

(2) fol. 2^a: Inhaltsangabe von der Hand des Cottonischen Bibliothekars Richard James; zwischen ca. 1625—1638 geschrieben. Abgedruckt oben S. 67.

fol. 2^b ist gänzlich leer.

(3) fol. 3^a: zeigt auf dem unteren Seitenviertel ein paar Schriftzeichen (Federproben) des 14. (?) Jahrhunderts — auf dem Kopfe stehend.

(4) fol. 3^b [= Wanley Nr. I]: Kurze Notizen von einer kleinen Hand des 16. Jahrhunderts in englischer und französischer Sprache, statistischen und historischen Inhalts. Erstere (engl.) behandeln die Zahl der Gemeindekirchen, der Zollerhebungsstellen und der Ritterlehen in England; letztere (franz.) die Eroberung Calais' durch Eduard III. (1383) u. a. m.

I. Erste Handschrift (= fol. 4—94).

Geschrieben von zwei Schreibern in dem zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts, vielleicht in dem Augustiner-Chorherrnstift zu Southwick in Hampshire (vgl. oben S. 53 ff.), wo sich die Handschrift um 1300 befand.

Hand A (fol. 4^a—59^b):

(5) fol. 4^a—59^b (= 1^a—56^b), Wanleys Nr. II:

Die von König Ælfred herrührende oder wenigstens von ihm angeregte altenglische Bearbeitung der "Soliloquia" des Augustinus. Nach den Drucken von Cockayne (1869) und Hulme (1893) vorläufig beste, wenn auch recht unzulängliche Ausgabe von H. L. Hargrove, King Alfred's Old English Version of St. Augustine's Soliloquies (Yale Studies in English XIII, New York 1902); dazu meine Besprechung in DLZ 1903 Sp. 214—217. Weitere Literaturangaben bei A. Brandl, Geschichte der altenglischen Literatur (Straßburg 1908) S. 1067. Den schwierigen Anfang interpretierten Luick und Meringer, Idg. Forsch. 17 (1905), 133 ff. — Am Schlusse fehlen einige Wörter. Daß auch der Anfang verstümmelt sei, wie Cockayne und Hulme behaupten, ist ein Irrtum.

Hand B (fol. 61^a—94^b):

(6) fol. 60 ist ein modernes leeres Papierblatt, welches andeuten soll, daß hier ein Pergamentblatt mit dem Anfang des folgenden Werkes ausgefallen ist.

(7) fol. 61^a—87^b (= 57^a—84^b = 60^a—86^b), Wanleys Nr. III:

Die altenglische Übersetzung des apokryphen Nicodemus-Evangeliums, die sich in etwas älterer und vollständigerer

Form in der Handschrift Ii. 2. 11 (S. 344—383[1])) der Cambridger Universitätsbibliothek sowie in einer stark kürzenden und modernisierenden Abschrift im Cotton Ms. Vespas. D. XIV fol. 87ᵇ—100ᵃ befindet. Nach den beiden älteren Handschriften ist der Text in Paralleldruck veröffentlicht von W. H. HULME, The Old English Version of the Gospel of Nicodemus (Publications of the Modern Language Association of America Bd. XIII, 457—542, Baltimore 1898). Nach der jüngsten Handschrift ist er von demselben HULME gedruckt in der amerikanischen Zeitschrift 'Modern Philology' I (1904), 591—610. Einen kritischen Text nach allen drei Handschriften werden enthalten meine "Spätaltenglischen Texte aus Vesp. D. XIV." Weitere Literatur bei BRANDL S. 1118. Dazu AUG. SCHMITT, Die Sprache der ae. Bearbeitung des Evangeliums Nicodemi (Münchener Diss. 1905), und FR. STRAUB, Lautlehre der jungen Nicodemus-Version in Vesp. D. XIV (Würzb. Diss. 1908).

Unsere Handschrift setzt auf fol. 61ᵃ mitten im Satz ein, so daß davor etwas fortgefallen sein muß. Die ältere Cambridger Handschrift lehrt, daß der Anfang fehlt, der gerade zwei Seiten füllen würde. Mithin ist vor fol. 61 ein Blatt, und zwar ein angefalztes Blatt der 8. Lage, ausgefallen.

(8) fol. 87ᵇ—94ᵇ (= 84ᵇ—90ᵇ = 86ᵇ—93ᵇ), WANLEYS Nr. IV:

Ein altenglisches, offenbar durch lateinische Vermittlung auf byzantinische Vorlage zurückgehendes biblisches Fragebüchlein, das in die Form eines Prosagespräches zwischen Salomon und Saturn eingekleidet ist. Gedruckt bei B. THORPE, Analecta Anglo-Saxonica (London 1834) S. 95—100 (3. A., 1868, S. 110—115) und unter Regulierung der späten Sprache bei J. KEMBLE, The Dialogue of Salomon and Saturnus, Part. II (London 1847) S. 178—193. Über die ganze Gattung ist die von mir in der 'Anglia' 42 (1919), 209—217 zusammengestellte Literatur zu vergleichen.

1) HULME gibt in seinem Abdruck irrigerweise "P. 1—P. 40" an.

(9) fol. 94^b [= 90^b = 93^b], WANLEYS Nr. V:

Fragment einer altenglischen Übersetzung der Passio Quintini, und zwar in der dritten Fassung der Acta Sanctorum Boll. 31. Oct. Bd. XIII, 794. Nur der Anfang ist erhalten, der mitten im zweiten Satze mit dem Schluß der Seite, und zwar mit der letzten Seite der elften Lage, abbricht. Es muß dahinter also etwas ausgefallen[1]) sein: es wird sich um den Verlust der ganzen letzten Lage handeln, die für die ganze Passio hinreichenden Raum bot. Veröffentlicht ist das Fragment von G. HERZFELD, Engl. Stud. XIII (1885) 145 sowie von MAX FÖRSTER, Zur altenglischen Quintinus-Legende, im Archiv für neuere Sprachen CVI (1901) 258f.

fol. 95 ist ein leeres modernes Papierblatt, das die eben erwähnte Lücke markieren soll.

II. Zweite Handschrift (= fol. 96—211).

Geschrieben von zwei Schreibern gegen Ende des 10. Jahrhunderts. Im 16. Jahrhundert im Besitz des Lichfielder Dekans LAWRENCE NOWELL († 1576).

Hand C (fol. 96^a—177^b, Zeile 3) und
Hand D (fol. 177^b, Zeile 4—fol. 211^b:

(10) fol. 96^a—100^a (= 91^a—95^a = 94^a—98^a), WANLEYS Nr. VI:

Fragment einer altenglischen Übersetzung der Passio S. Christophori (Acta Sanctorum Boll., 25. Juli, Bd. XXXIII 148ff.). Da die Seite 96^a mitten im Satze einsetzt, muß davor etwas ausgefallen sein. Wieviel ausgefallen ist, läßt sich unschwer berechnen: die lateinische Legende umfaßt, wenn wir den Druck der AA. SS. zugrunde legen, im ganzen 349

---

1) Daß man dies an der ältesten Foliierung sehen könne, die hier von fol. 90 auf fol. 93 überspringt, ist irrig, da die Blätter 91 und 92 keineswegs fehlen, sondern im 19. Jahrhundert hinter fol. 94 gestellt sind, wohin sie nach Ausweis des Inhaltes gehören (S. 7).

Zeilen; davon sind die letzten 128, also fast genau ein Drittel, in dem vorliegenden altenglischen Fragment von 5 Blättern übersetzt; mithin müssen zwei Drittel, d. h. $2 \times 5 = 10$ Blätter fortgefallen sein, was genau einer Lage zu 5 Bogen entsprechen würde.

Gedruckt ist der Text von Herzfeld, Bruchstück einer ae. Legende (1889) in Engl. Stud. XIII, 142—145 sowie von E. Einenkel in der Anglia XVII (1895), 112—122. Vollständig war der gleiche Christophorus-Text überliefert in dem 1731 größtenteils verbrannten Predigtkodex Otho B. X, welcher nach Wanley S. 191 Nr. X auf fol. 69ª—76ᵇ eine Christophorus-Homilie aufwies, deren Schluß wörtlich zu unserem Vitellius-Text stimmt und deren Anfang dieselbe Passio S. Christophori übersetzt. Da man dies bisher noch nicht erkannt hat, lasse ich den Anfang und Schluß dieser Otho-Kopie, wie sie Wanley uns erhalten hat, hier folgen unter Regelung der Interpunktion und Beifügung der lateinischen Vorlage:

De sco. Christophore mar.

Men þa leofestan, on þære tide wæs geworden, þe Dagnus se cync rixode on Samon þære ceastre, þæt sum man com on þa ceastre, se wæs healf-hundisces [1]) manncynnes. Ac he ne cuðe nan þinge to þam lyfiendan gode, ne his naman ne cigde, þe wæs him ætywed fram urum drihtne, *þæt* he sceolde fulluhte onfon.

Passio S. Christophori S. 146:

In tempore illo regnante Dagno in civitate Samo homo venit de insula, genere Canineorum; et ostensum est ei a domino, ut baptizaretur baptismo sancto, quem ostendit dominus Iesus Christus in seculo suo.

---

1) Ein Adjektiv *healf-hundisc* 'halbhündisch', das seine späte, gelehrte Bildung durch das Fehlen des *i*-Umlautes erweist, ist sonst nicht belegt, aber auf Grund obiger Stelle dem Wörterbuch einzuverleiben. Es übersetzt hier den römischen Gentilnamen *Canineus*, der wohl vom Angelsachsen fälschlich mit dem fabelhaften Völkernamen *Cynocephali* zusammengebracht war, welcher in der altenglischen Mirabilien-Version mit dem gleichfalls gelehrten *healf-hundingas* (ed. Knappe § 8) wiedergegeben ist.

Expl.: Forþam[1]) þe þær nu[2]) blowað 7 growað his ða halgan gebedu; and[3]) þær[3]) is drihtnes herung[4]) mid eallre sibbe 7 gefean[5]); and þær is gebletsod Crist, þæs[6]) lifiendan[6]) godes sunu, se rixað mid fæder 7 mid sunu[7]) 7 mid þam halgan gaste a butan ende on ecnysse. AMEN.[8])

Unsere Vitellius-Kopie bietet in Übereinstimmung mit der lateinischen Vorlage dahinter noch 6 weitere Zeilen, welche ein dem Christophorus zugeschriebenes Schreibergebet enthalten.[9]) Da dasselbe für den Zweck einer Predigt entbehrlich war, ist es offenbar vom Otho-Kopisten fortgelassen.

(11) fol. 100ᵇ—108ᵇ (= 95ᵇ—103ᵇ = 98ᵇ—106ᵇ), WANLEYS Nr. VII:

Die altenglische Übersetzung eines lateinischen Paradoxographen, welcher in einer zweiten Handschrift, Tiberius B. V (fol. 78ᵇ—86ᵇ), zugleich mit dem altenglischen Texte überliefert ist. Dieser lateinische Mirabilien-Text steht einem anderen, im 7. bis 8. Jahrhundert wohl in Frankreich entstandenen *Liber monstrorum de diversis generibus*[10]) nahe, welcher von J. BERGER DE XIVREY, Traditions tératologiques (Paris 1836) S. 1—330 und von M. HAUPT, Index lectionum (Berlin 1863 = Opuscula, II, 221—252) veröffentlicht ist. Über die

1) *forþon* V.

2) *nu* fehlt in V, weil der Blattrand abgebröckelt ist.

3) *7 þær* abgebröckelt in V.

4) *hyrnes* V.

5) *7 ge* abgbröckelt in V.

6) *þæs lyfigendes* hinter *sunu* in V; doch ist hier *-u þæs* abgebröckelt.

7) *suna* V.

8) *on ecnysse. Amen* fehlt V.

9) Dahinter steht ein Schlußzeichen, welches HERZFELD fälschlich für 7 (d. i. *and*) gelesen hat. So konnte die irrige Meinung entstehen, daß der Text am Ende unvollständig sei. Daß dies nicht der Fall ist, lehrt ebensowohl der Sinn wie die Otho-Handschrift und die lateinische Quelle. — Es handelt sich hier um dasselbe Schlußzeichen, welches regelmäßig am Ende eines jeden Textes in dem Exeterbuch erscheint.

10) Es ist dies derselbe Paradoxograph, welcher auch den Gautenkönig Hugilaik als ein Monstrum *mirae magnitudinis* nennt, *quem equus a duodecimo aetatis anno portare non potuit* (I cap. 3).

ganze aus Griechenland stammende Gattung ethnographisch-naturgeschichtlicher Fabeleien vergleiche M. Förster, Zur altenglischen Mirabilien-Version, im Archiv für neuere Sprachen 117, 367—370; speziell über den lat. *Liber monstrorum*[1]) s. M. Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters (München 1911) S. 114—118. Unser altenglischer Text ist gedruckt von O. Cockayne, Narratiunculæ Anglice conscriptæ (1861) S. 33—39 und, vom altenglischen getrennt, der lateinische Text S. 62—66 (dazu Holders Kollation Anglia I, 331 ff.) und besser, wenn auch nicht ganz fehlerfrei von Fritz Knappe, Das angelsächsische Prosastück Die Wunder des Ostens (Greifswalder Diss. 1906) S. 43—64. Sowohl Cockayne wie Knappe haben ihren Text auf das damals für älter geltende Tiberius-Manuskript gestützt; da, wie wir oben sahen (S. 34), die Vitellius-Kopie aber noch in das Ende des 10. Jahrhunderts gehört, ist das Verhältnis umzukehren, obschon die Lesarten von Vitellius oft stark verderbt sind. Am Ende des Textes hat unser Kopist die drei letzten Abschnitte fortgelassen, wie auch im Inneren § 5 fehlt; Blätter sind hier aber nicht ausgefallen.[2])

---

1) Benutzt ist das Werk auch von Thomas Cantipratanus, vgl. A. Hilka, Liber de monstruosis hominibus Orientis aus Thomas von Cantimpré De Natura Deorum (Breslau 1911).

2) Der Text enthält manche selten oder nur hier belegte Wörter, die kaum schon genügend gebucht sind. Ich verweise auf *el-reordig* 'fremdsprachig' § 19 (2×V); *frehtere* (V) neben *frihtere* (T) 'Wahrsager' § 21; *gæst-līþende* § 30 (Tib. verderbt in *east-līðende*) für lat. 'hospitalis', eigtl. 'gastlindernd', zu ae. *līþian* 'lindern' (mit anglischer Partizipialbildung wie bei *wundrende* V § 31 zu *wundrian*); *glæs-gegot* 'Glasguß' (V) § 24; *hunticge* (V) 'Jägerin' neben *huntigystre* (T) § 27; *leoue* 'Meile' wie § 1, 2, 7, 18, 19, 20, 24 statt des Herausgebers falschem *leone* zu lesen ist; *manu* 'Mähne' § 8 (*horses mana* = lat. *iubas equorum;* Tib. *manan*), das bisher nur aus dem Erfurter Glossar bekannt ist; *marmor-stān* 'Marmorstein' § 28 (auch Engl. Stud. VIII, 477 belegt); *of-ā-cennan* 'daraus erzeugen' § 32 (V), gebildet wie *ofāceāpian, ofāceorfan, ofābēatan, ofādōn, ofādrīfan, ofādrincan, ofādrȳgan, ofāhēawan, ofāsceacan, ofāscīran, ofāslēan* [Arch. f. n. Spr. 134, 277 A. 7], *ofātēon; saro-gimm* 'kostbarer Edelstein' § 25 u. 26; *sǣ-ōstre* 'See-

Der Text wurde von Cockayne (1861) betitelt 'De rebus in oriente mirabilibus' und läuft seitdem in der Literaturgeschichte unter dem Namen 'Wunder des Ostens' (Wülker, Brandl usw.) oder 'The Wonders of the East' (Stopford Brooke, Cambridge Hist. of Lit. usw.).

Ein leicht verkleinertes, schlechtes Faksimile einer Seite findet sich in Wülkers Geschichte der englischen Literatur (Leipzig ²1906) I S. 73.

Beide Handschriften bieten flüchtig ausgeführte Wasserfarbenbilder zu dem Text: Tiberius 38, Vitellius 29 an der Zahl (s. die Probe bei Wülker). Interessant ist, daß diese Bilder noch antiken Einfluß zu verraten scheinen.

(11) fol. 109ᵃ—133ᵇ (= 104ᵃ—128ᵇ = 107ᵃ—131ᵇ), Wanleys Nr. VIII:

Eine wörtliche altenglische Übersetzung der auf ein verlorenes griechisches Original zurückgehenden lateinischen *Epistula Alexandri ad Aristotelem,* d. h. eines apokryphen Briefes des Mazedonierkönigs Alexander an seinen Lehrer Aristoteles über die Wunder Indiens. Der Angelsachse bediente sich der älteren von den zwei erhaltenen lateinischen Textrezensionen, wie sie in zahlreichen Handschriften seit dem 9. Jahrhundert und vielen alten Drucken uns vorliegt. Gedruckt ist diese ältere Fassung nach Nero D. VIII von Cockayne, Narratiunculæ (London 1861) S. 51—62, nach acht anderen Handschriften von B. Kübler im Anhang zu seiner Ausgabe der lateinischen Übersetzung des griechischen Alexanderromanes (Julii Valerii res gestae Alexandri Macedonis ed. Kübler, Leipzig 1888), nach 9 Handschriften von H. Suchier, Denkmäler der provenzalischen Literatur (Halle 1883) I, 473—480, und nach einer Handschrift in Mont-

auster' § 24 (V); *tōhuntian* 'erjagen' § 27 (V); *twi-men* § 9 (V) neben *twȳlīce* (T) für lat. 'homodubii'; *ungefrægelīc* 'unerhört' (V) neben *unfrēlīc* (T) § 3f.; *unwæstmberendlīc* 'unfruchtbar' § 7; *wīdu* 'Weite' (T) neben *wīdness* (V) § 19; *wæl-cyrging* 'Walküre' § 10 für lat. 'Gorgoneus'.

pellier von A. HILKA, Zur Alexandersage (Progr. Breslau 1909). Die neuste Literaturzusammenstellung[1]) über diesen Text bietet Fr. PFISTER, Kleine Texte zum Alexanderroman (Heidelberg 1910) S. IXf.

Die altenglische Version ist abgedruckt von COCKAYNE, Narratiunculæ (London 1861) S. 1—33 (dazu HOLDERS Kollation, Anglia I, 507—517) und von W. M. BASKERVILL (Leipziger Diss. 1881 = Anglia IV, 139—167). Textbesserungen bieten FR. KLAEBER, Modern Language Notes 18, 246, A. NAPIER, Contributions to Old English Lexicography (London 1906) S. 78 Anm. 2, und AD. BRAUN, Lautlehre der angelsächsischen Version der 'Epistola Alexandri ad Aristotelem' (Leipzig 1911) S. 2—4.

(12) fol. 134^a—203^b (= 129^a—198^b = 132^a—201^b), WANLEYS Nr. IX:

Das altenglische Beowulf Epos, das im Faksimile reproduziert ist von J. ZUPITZA, Beowulf, Autotypes of the Unique Cotton MS. Vitellius A. XV in the British Museum, with a Transliteration and Notes (E. E. T. S. 77), London 1882. Beste Ausgaben von A. HOLTHAUSEN (Heidelberg 1905, 4. Aufl. 1914), von HEYNE-SOCIN-SCHÜCKING (Paderborn, 1. Aufl. 1863, 11. Aufl. 1918) und WYATT-CHAMBERS (Cambridge 1914). Die zahlreichen anderen Ausgaben sowie die reiche Literatur über das Gedicht verzeichnen HOLTHAUSEN, 2. Teil (^{3}1913) S. VIII—XX und A. BRANDL, Geschichte der ae. Literatur (1908) S. 1015—1025. Die Literatur der letzten Jahre siehe im Jahresbericht für germanische Philologie (1913—1916). Dazu wichtigere neuere Arbeiten, wie SCHÜCKING, Wann entstand der Beowulf? (PAUL u. BRAUNES Beiträge zur Gesch. d. deutschen Sprache u. Lit. XLII [1917] 347—410); E. BJÖRK-

1) Der Brief ist von verschiedenen altfranzösischen und deutschen Dichtern benutzt und auch ins Altisländische (als Anhang zur 'Alexandersage' ed. UNGER S. 164ff.; damit ist MOGKS Frage nach der Quelle, PAULS Grdr. ^{2}II, 1, 876 A. 4, beantwortet) übersetzt. Vgl. auch den persischen Bundeheš ed. JUSTI S. 21.

man, Beowulf och Sveriges historia (Nordisk tidskrift 1917, 161—179), Sköldungaättens mytiska stamfäder (Nordisk tidskrift 1918, 163—182) und Beowulf-forskning och mytologi (Finsk tidskrift LXXXIV [1918], 151—271), E. Mogk, Altgermanische Spukgeschichten (Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum XLIII [1919] 103—117), u. a. m.

Zwei Abschriften des Beowulf-Textes, die von bzw. für den Isländer Grim Thorkelin im Jahre 1787 angefertigt wurden, zu einer Zeit, wo die Zerstörung der Handschriftkanten noch nicht ganz so weit vorgeschritten war wie heute, befinden sich auf der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen und bilden heute eine wichtige Quelle für den ehemaligen Zustand der Handschrift.

Der Schluß des Beowulf-Epos, wie es uns vorliegt, mutet inhaltlich und melodisch etwas abrupt an. Da der uns überlieferte Text mit der letzten Zeile von fol. 203^{b} aufhört und dahinter nachweislich (s. S. 88) drei ganze Lagen ausgefallen sind, mögen auch noch eine Anzahl Verse vom Beowulf mitverlorengegangen sein.

Das Gedicht ist ebenso wie das folgende Judith-Epos in der Handschrift fortlaufend wie Prosa geschrieben. Dies ist, soweit ich sehe, bei allen altenglischen Dichtungen der Fall. Aber einige Handschriften, wie das Cædmon-Manuskript[1]), die Cambridger Handschrift Nr. 201 des Corpus Christi College[2]), die Parker-Chronik[3]), die Cottoniani Tiberius B. I[4]), Tiberius

---

1) Siehe das Faksimile von fol. 73a (Originalgröße) bei W. Skeat, Twelve Facsimiles of Old English Manuscripts (Oxford 1892) Taf. 2, und von fol. 2a (verkleinert) in Holthausens Ausgabe der altenglischen 'Genesis' (Heidelberg 1914). Eine photographische Reproduktion des ganzen Kodex in der Originalgröße war schon 1913 von Gollancz für die Britische Akademie hergestellt und dürfte inzwischen wohl veröffentlicht sein.

2) Siehe die fünf Gedichte daraus bei J. R. Lumby, Be Domes Dæge (London 1876).

3) Siehe die Gedichte zu den Jahren 937, 941, 973 und 975 bei Thorpe, Anglo-Saxon Chronicle (London 1861), und Plummer, Two of the Saxon Chronicles Parallel (Oxford 1892).

4) S. den Abdruck der Denksprüche und des Heiligenkalenders

B. IV[1]), Tiberius A. VI[2]), Domitianus A. VIII[3]) sowie die Peterborough-Annalen[4]) verwenden regelmäßig, wenn auch mit einigen Entgleisungen, über der Zeile stehende Punkte, um die einzelnen Halbverse abzuteilen[5]). Dieses Verfahren kennen die beiden Beowulf-Schreiber nicht; jedoch gebrauchen sie nach der allgemein auch in Prosa üblichen Weise[6]) solche Punkte, um größere oder kleinere Sprechpausen zu bezeichnen, die naturgemäß mehrfach mit den metrischen Einschnitten zusammenfallen[7]). Man

---

daraus bei Plummer, Saxon Chronicles (1892) I, 273—282; die Chronikgedichte zu den Jahren 937, 942, 974, 975, 1011 und 1065 bei Thorpe und Plummer.

1) S. die Chronikgedichte zu 937, 942, 959, 975, 1011 und 1065 bei Thorpe.

2) S. die Chronikgedichte zu 937, 942, 974 und 975 bei Thorpe.

3) S. das Chronikgedicht zu 958 bei Thorpe.

4) S. die Chronikgedichte zu 959, 975 und 1011 bei Thorpe.

5) Vgl. J. Lawrence, Chapters on Alliterative Verse (London 1893) S. 1—37: Chap. I. 'The Metrical Pointing in Codex Junius XI.' Daß die metrischen Punkte, wie Lawrence meint, nur in Junius XI vorkämen, ist ein Irrtum. Daß dieser Brauch auch in mittelenglischer Zeit bis an die Schwelle des 15. Jahrhunderts beibehalten wird, lehrt K. Luick, Beiblatt zur Anglia 23 (1912), 227f. — Wir finden dieselbe Schreibweise — Prosa mit Abteilung der Halbzeilen durch Punkte — auch regelmäßig bei der mhd. Nibelungen-Handschrift *C* (Donaueschingen) aus dem 13. Jh., sowie bei der lateinischen Eulalia-Sequenz zu Valenciennes (Faks. bei Suchier S. 104). Das ahd. Ludwigslied wie die in derselben Handschrift (um 900) unmittelbar voraufgehende altfranzösische Eulalia-Sequenz gebrauchen ebenfalls regelmäßig metrische Punkte, teilen aber außerdem noch Langzeilen und Halbzeilen wie beim modernen Drucke räumlich ab.

6) W. Keller, Angelsächsische Paläographie (Berlin 1906) S. 50f; Luick, Beibl. zur Anglia 28, 228—232.

7) Eine Art Mittelstellung nimmt das Andreas-Epos des Vercelli-Kodex ein, da hier der Schreiber etwa in der Hälfte der Fälle den metrischen Punkt ausläßt, aber zweifellos metrische, nicht bloß satzrhythmische Punkte verwendet. Die übrigen fünf Gedichte des Vercelli-Kodex, vor allem auch die 'Elene', weisen keinerlei metrische Punkte auf und auch nur eine höchst spärliche Verwendung des syntaktischen Punktes. Dies lehrt, daß die metrischen Punkte im Andreas nicht vom Vercelli-Kopisten herrühren, sondern aus seiner Vorlage stammen. Weil

darf in letzterem Falle aber nicht von metrischen Punkten sprechen, wie F. A. Blackburn[1]) es tut.

Weiterhin ist das Beowulf-Epos, wie das Judith-Gedicht, durch römische Ziffern in Kapitel eingeteilt, die nicht immer mit Sinneinschnitten zusammenfallen, sondern wie bei Kapitel XXXI, XXXV und XLI eine Rede zerschneiden oder wie bei XXV (vor Vers 1740) und XXX (vor Vers 2039) sogar mitten in den Satz hineinplatzen.[2]) Diese Kapitelzahlen nehmen bei dem ersten Beowulf-Schreiber (I—XXVII) stets eine ganze Zeile für sich in Anspruch, während sie vom zweiten, mit Ausnahme von Kap. XXXIV, stets an das Ende der vorhergehenden, leer gebliebenen Zeile gesetzt sind.[3]) Der technische Name für

ihm das Setzen von metrischen Punkten nicht sonderlich geläufig war, hat er sie offenbar so häufig bei seiner Abschrift des 'Andreas' vergessen. Danach ist Blackburns zu allgemein gehaltene Behauptung über den Vercelli-Kodex zu korrigieren. — Auch das Exeterbuch kennt die metrischen Punkte nicht, was besonders zu betonen ist, weil Thorpe bei seinem Abdrucke (Codex Exoniensis 1842) regelmäßig solche gesetzt hat. Vgl. das Faksimile daraus von der unteren Hälfte von fol. 19b (= Crist V. 808—822) bei Thompson, An Introduction to Greek and Latin Palaeography (Oxford 1912) S. 395, sowie, um die Hälfte verkleinert, von fol. 105a, 109b, 122b, 124b—130b (= Rätsel Nr. 14—17; 34—36; 58; 60—93 bei Trautmann, Die altenglischen Rätsel, Heidelberg 1915).

1) Exodus and Daniel ed. Blackburn (Boston 1907) S. XV Anm.

2) Dieselbe Klage gilt für den Cottonianus des altsächsischen Heliand: hier fallen die Fittenzahlen VII, IX, XV, XXVI, XXIX und LXI mitten in den Satz, wo sie nicht hingehören können. Das gleiche gilt von den Fittenzahlen XVIII, XXII, XXVII, XXXIII, XXXIV, XXXVI, XXXVIII, XXXIX, LV, LVIII und LXIX, wo indes die neue Fitte mit dem 2. Halbverse der Langzeile beginnt, vor dessen erster Hälfte sie stehen. Es scheint fast, als ob der Cotton-Schreiber eine Vorlage benutzte, die die Langzeilen richtig absetzte und die Fittenzahlen, wo sie eigentlich in die Zäsur fielen, auf den Rand stellte. Erst dadurch, daß der Cottonische Kopist die Verse wie Prosa schrieb, wären dann die Zahlen an die falsche Stelle ins Satzinnere geraten. Gegen diese Annahme spricht nicht, daß der Schreiber zweimal (bei Fitte XL und XLIV) die Zahlen richtig in die Zäsur gesetzt hat.

3) Auch bei der 'Elene' nehmen die meisten Fittenzahlen eine ganze Zeile ein; nur zweimal sind sie auf das freie Zeilenende gesetzt (Nr. IV u. IX).

solche Kapitelabschnitte war bei den Westgermanen offenbar „Fitte", wgm. **fittjō*[1]), welches uns für das Altsächsische (*fittea*) wie für das Altenglische (*fitt*) in dieser Verwendung genügend bezeugt ist.[2])

---

1) Vgl. Müllenhoff, Zeitschr. f. d. Altert. 16, 141—143; A. Torp, Wortschatz der Germanischen Spracheinheit (Göttingen 1909) S. 226 unter urgm. **fetī*, **fetjō*.

2) Vgl. fürs Altsächsische die bekannte Stelle der Heliand-Präfatio: *iuxta morem uero illius poematis omne opus per uitteas distinxit, quas nos letiones uel sententias possumus appellare* (Sievers S. 4). Im Altenglischen tritt die Bedeutung 'Leseabschnitt' als Teil eines Ganzen nur in der Erfurter Glosse *amputatio, una lectio 'fiit'* [lies *fitt*, vgl. Anglia XIV, 292] hervor. In den übrigen vier Belegen haben wir die allgemeinere Bedeutung 'Lied, Gedicht': *Ic sceal giet sprecan, fon on fitte folccuðne ræd, hæleðum secgean* (Boet. Metr. Einl. 9); *Nu ic fitte gen ymb fisca cynn wille woðcræfte wordum cyþan* Walf. 1; *Her mæg findan foreþances gleaw, se-ðe hine lysteð leoðgiddunga, hwa þas fitte fegde* Fata Apostol. 98; *Ða se Wisdom þa þas fitte asungen hæfdc* Ælfred Boet. 30, 1. Dagegen hat das Mittelenglische noch reichliche Belege für die Bedeutung 'Abschnitt eines [epischen oder didaktischen] Gedichtes': z. B. *Loo, lordes myne, heere is a fit* Chaucer C. T. B 2078, wo die beiden Teile von 'Sir Thopas' mit *The first fit* und *The second fit* überschrieben sind; *Of Ipomydon here is a fytte* Ipom 1524; *Here endyth þe furst fit. Howe saye ye? Will ye any more of hit?* Degrev. 368; *Thys ys the thrydd fytt of owre geste* Eglam. nach 876 in *F* (ähnlich 343, 630); *Now fynes here a fitt & folows a nothire* Alexand. 5626; *Of curtasie here endis þe secunde fyt* Boke of Curtasye 349 (vorher *Here endithe þe first boke*); *Anoþer fytt þenne most I spelle* ib. 806; *Here is a fytte; have hit in mynde thette the best bowrd is behynde* Huntyng of the Hare 118. Besonders lange hält sich der Ausdruck in der Balladendichtung und ist aus dieser, namentlich durch Percy, auch in die neuenglische Dichtersprache gedrungen: z. B. sind in der 'Gest of Robyn Hode' alle acht Kapitel so überschrieben (*The seconde fytte*, *The thirde fytte* usw.); namentlich hat gewirkt die Chevy-Chace-Ballade mit ihrem *the first fit here I fynde* ['beende'] 24, 2; danach noch Byron, Childe Harold I, xciii: *Here is one fytte of Harold's pilgrimage,* und andere (s. NED). Das Mittelenglische kennt daneben auch die allgemeine Bedeutung 'Gedicht' oder 'Lied': z. B. *Cumseþ þer a fitte* Langland A. 1, 139; *As god of heuen has gyffyn me wit, shall I now syng you a fytt with my mynstrelsy* Towneley Play VII, 104. Daraus hat sich die im 16. und 17. Jahrhundert geläufigste Bedeutung für ein 'Musikstück' entwickelt:

Im Beowulf sind 43 solcher Fitten abgeteilt; jedoch hat der Schreiber die Einleitung nicht mitgezählt, dafür aber beim Numerieren die Zahl XXVIII übersprungen, indem er von XXVII gleich auf „XXVIIII“ überging, welches allerdings nachträglich durch Ausradieren des letzten Grundstriches auf „XXVIII“ reduziert ist.

Die Einteilung in Fitten finden wir bei allen längeren altenglischen Dichtungen, selbst bei einem relativ so kurzem Werke wie dem 'Azarias', dessen 191 Verse in zwei Abschnitte zerlegt sind. Indes sind die Fitten nicht immer, wie im Beowulf, in der 'Judith' und der 'Elene' mit römischen Zahlen gezählt, sondern viel häufiger nur durch eine freigelassene Zeile mit folgender Initiale bezeichnet. Letzteres ist z. B. der Fall bei dem 'Andreas' des Vercelli-Kodex und bei allen Texten des Exeterbuchs, wie dem Crist, dem Guthlac, der Juliane und anderen. Eine Art Zwischenstellung nimmt das Cædmon-Manuskript[1]) ein, bei dem in 15 Fällen eine Zahl eingesetzt ist, die Mehrheit der Fitten aber nur durch Absatz und Initiale gekennzeichnet ist. Daß aber auch diese nicht besonders numerierten Abschnitte als vollzählige Fitten betrachtet wurden, geht daraus hervor, daß sie bei der fortlaufenden Zählung miteingerechnet sind.[2]) In ähnlicher Weise sind auch in der Elene drei Fitten (I, XI, XII) ohne Nummern geblieben, aber doch mitgezählt. Und im Beowulf ist dies in zwei Fällen der Fall: bei Fitte XXX, die nur durch die Initiale in *Oððæt* am

z. B. *Goe call my musitians . . ., before my sweete hearts dore we will haue a fit* Udall's Roister Doister III, 3, 144; andere Belege im NED. Vgl. die ähnliche Bedeutungsentwicklung von ahd. *liod* 'Liedabschnitt' zu 'Lied'.

1) Merkwürdig ist bei dieser Handschrift auch, daß die drei ersten Gedichte Genesis, Exodus und Daniel die Fitten durchzählen, als ob alle drei ein einziges Werk bildeten. Man sieht daraus, daß die Durchzählung der Fitten für die Frage der Einheitlichkeit altenglischer Dichtungen nichts bedeutet.

2) Beachtenswert nach dieser Richtung ist auch die Tatsache, daß von den beiden Handschriften des altsächsischen Heliand nur eine, der Cottonianus, eine Numerierung der Fitten aufweist.

Zeilenanfänge angedeutet ist, und bei Fitte XXXIX (*Ða*), wo wenigstens heute keine Zahl mehr zu lesen ist, wenn auch Thorkelins Abschrift eine „XXXVIII“ dort bietet, die mit anderer Tinte nachgetragen scheint.

Der Umfang der einzelnen Fitten schwankt zwischen 43 (Fitte VII) und 142 Versen (Fitte XXXV); im Durchschnitt sind es jedoch 74 Verse.[1]) So ziemlich dasselbe Bild bieten die anderen altenglischen Dichtungen[2]), wenn sich auch 'Crist und Satan' durch besonders kurze Fitten (durchschnittlich 55 Verse) und Juliane (105 Vv.), Judith (112 Vv.), Andreas (115 Vv.) und Daniel (127 Vv.) durch besonders lange Fitten auszeichnen. Diese merkwürdige Gleichheit des Umfanges der Fitten bei so verschiedenartigen Werken lehrt, daß die Fitteneinteilung nicht auf einer künstlerisch-organischen Gliederung des Inhaltes beruht, sondern lediglich den praktischen Zweck hat, bequeme Leseabschnitte abzuteilen. Hat doch W. P. Ker[3]) mit Recht darauf hingewiesen, daß das Beowulf-Manuskript nicht etwa, wie der Oxforder Roland, das Gebrauchsexemplar eines fahrenden Sängers gewesen sein kann, sondern, wie übrigens auch das Cædmon-Manuskript, das Exeterbuch und der Vercelli-Kodex, seinem ganzen Umfange und seiner Aufmachung nach als Lesebuch in die Bibliothek eines Klosters oder eines großen Hauses gehört hat, also aus einer Welt der Buchgelehrsamkeit stammt.

1) Die Verszahlen für die einzelnen Beowulf-Fitten sind: 52 (Einl.), 62 (I), 74 (II), 69 (III), 62 (IV), 51 (V), 85 (VI), 43 (VII), 60 (VIII), 103 (IX), 48 (X), 81 (XI), 46 (XII), 88 (XIII), 66 (XIV), 59 (XV), 75 (XVI), 67 (XVII), 59 (XVIII), 70 (XIX), 62 (XX), 90 (XXI), 84 (XXII), 94 (XXIII), 89 (XXIV), 77 (XXV), 71 (XXVI), 75 (XXVII), 76 (XXVIII), 105 (XXX), 77 (XXXI), 91 (XXXII), 79 (XXXIII), 69 (XXXIV), 142 (XXXV), 92 (XXXVI), 58 (XXXVII), 69 (XXXVIII), 71 (XXIX), 54 (XL), 112 (XLI), 79 (XLII), 46 (XLII unvollst.?). — Ähnlich liegen die Verhältnisse bei dem altsächsischen Heliand, wo, wenn wir von der letzten, unvollständigen Fitte LXXI absehen, die einzelnen Fitten zwischen 48 (Nr. XXXVIII) und 166 Versen (Nr. XXX) schwanken und im Durchschnitt 84 Verse haben.

2) Die Durchschnittszahlen sind bei der Genesis 72 Verse, Exodus 74 Vv., Azarias 85 Vv., Elene 88 Vv., Guthlac 90 Vv. und Crist 98 Verse.

3) W. P. Ker, The Dark Ages (London 1904) S. 250f.

(13) fol. 204a—211b (= 199a—206b = 202a—209b), Wanleys Nr. X:

Fragment (350 Verse) einer freien poetischen Paraphrase des apokryphen (auf ein verlorenes hebräisches Original zurückgehenden) griechischen Judith-Buches, welches dem angelsächsischen Dichter natürlich in der kürzenden lateinischen Übersetzung des Hieronymus vorgelegen hat.

Das Gedicht ist in der Handschrift fortlaufend als Prosa geschrieben und durch mitten in den Text eingesetzte römische Ziffern (X, XI, XII) in Fitten[1]) eingeteilt. Beste Ausgabe von Albert Cook, Judith, an Old English Epic Fragment (Boston 1904), woselbst sich auch ein gutes verkleinertes Faksimile von fol. 209b sowie ein sorgfältiges Literaturverzeichnis (S. 37—40) findet. Dazu Brandl, Geschichte der angelsächsischen Literatur S. 1091. Eine vollständige Photographie des ganzen Gedichtes befindet sich im Besitz von Prof. A Cook an der Yale-Universität.

Da der altenglische Text mitten im Satz und im Vers einsetzt, muß der Anfang fehlen. Wieviel fortgefallen ist, läßt sich auf zwei Weisen berechnen, die beide zu dem gleichen Ergebnis führen, nämlich mit Hilfe der lateinischen Quelle und mit Hilfe der in den Text eingetragenen Fitteneinteilung. Ein Vergleich mit der Quelle lehrt, daß der uns erhaltene Text mit dem 12. Kapitel der lateinischen Version einsetzt, daß das verloren gegangene Anfangsstück also die ersten 11 von den 16 Kapiteln des Judith-Buches umfaßt haben muß. Danach wäre also etwas weniger als drei Viertel, d. h. ca. 950 bis 1000 Verse, fortgefallen, so daß das ganze Gedicht ungefähr den gleichen Umfang wie Cynewulfs Elene (1320 Verse) gehabt hätte. Da die erhaltenen 350 Verse genau 16 Manuskriptseiten, also eine achtblättrige Lage füllen, würden mithin 3 × 16 = 48 Seiten, d. h. drei[2]) ebensolche Bogenlagen aus-

1) Vgl. darüber oben S. 84ff.

2) Drei achtblättrige Lagen würden Raum für 1050 Verse gewähren, während wir den Verlust nur auf 950—1000 Verse berechnet haben. Den sonach übrig bleibenden Raum mag der verlorene Schluß des Beowulfs (vgl. S. 82) ausgefüllt haben.

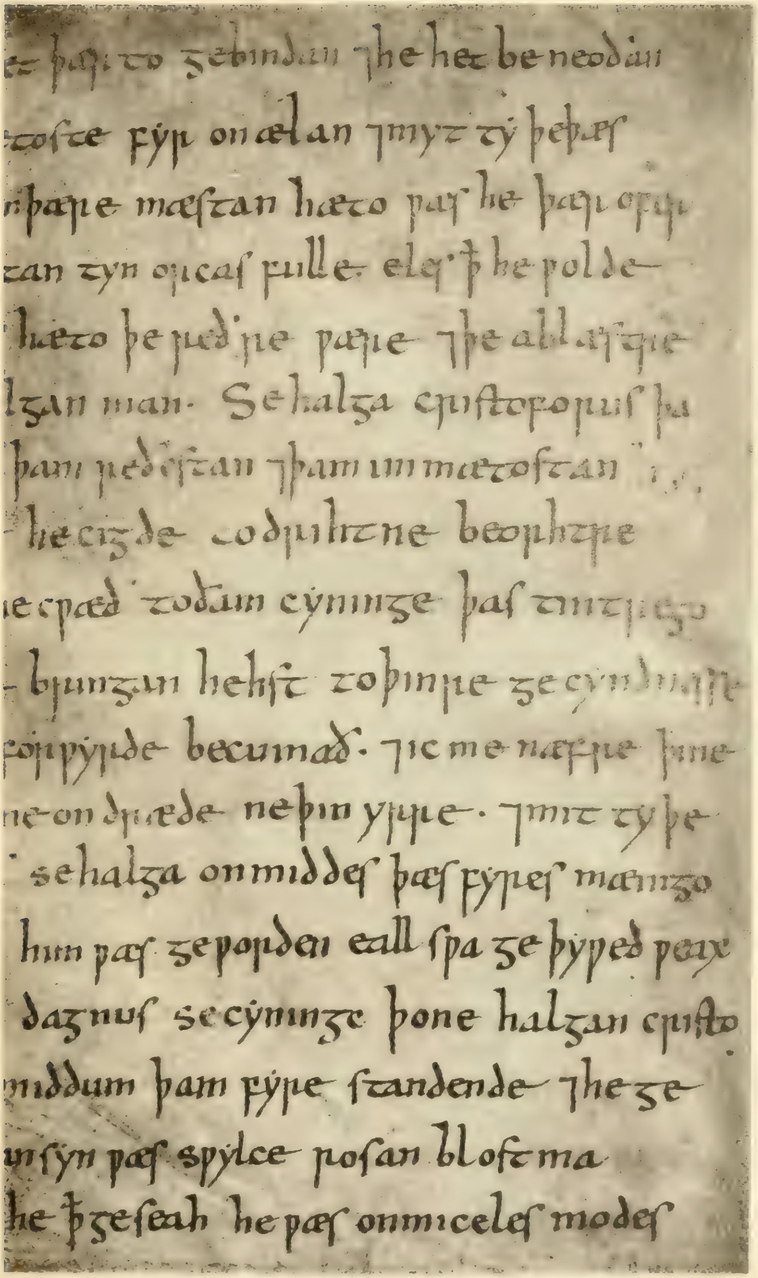
gefallen sein, — was, wie wir oben S. 20 sahen, gut zu der Lagenverteilung der Handschrift paßt. Die andere Berechnungsweise, aus den erhaltenen Fittenzahlen, gibt das gleiche Bild. Das erhaltene Fragment setzt mit den letzten 14 Versen der IX. Fitte ein und verteilt sich auf drei weitere Fitten. Sonach hat das Gedicht aus 12 Fitten bestanden, von denen etwas mehr als 3 erhalten sind. Auch nach dieser Berechnung müssen fast drei Viertel des Ganzen verloren gegangen sein. Voraussetzung ist dabei, daß die verlorenen Fitten ziemlich dieselbe Länge gehabt haben wie die erhaltenen (X : 107 Verse; XI : 114 V.; XII : 115 V.), also, wie das altenglische Daniel-Epos, verhältnismäßig umfangreich gewesen sind.

Daß auch der Schluß des Gedichtes fehle, wie H. L. D. Ward, Catalogue of Romances (1883) I, 134 meint, dafür läßt sich keinerlei Anhaltspunkt gewinnen, wenn auch der Schlußhymnus der Judith (= Kap. XVI, 2—21 der Quelle) zu 9 Versen zusammengefaßt verhältnismäßig kurz vom Angelsachsen behandelt erscheint und die weiteren Lebensschicksale der Judith (XVI, 23—31) gänzlich übergangen sind. Ein gleiches ist aber auch in Abt Ælfrics Judith-Homilie[1]) geschehen, die als urprosaisches Gegenstück eines nüchtern-lehrhaften Homileten mit der hochpoetischen Schilderung des angelsächsischen Dichters verglichen werden mag. Wer das altenglische Gedicht unbeeinflußt durch die Quelle liest, wird meines Erachtens den uns vorliegenden letzten Satz als einen richtigen Abschluß des Ganzen empfinden.

1) Ed. Br. Assmann, Angelsächsische Homilien und Heiligenlegenden (Kassel 1889) S. 102—114.

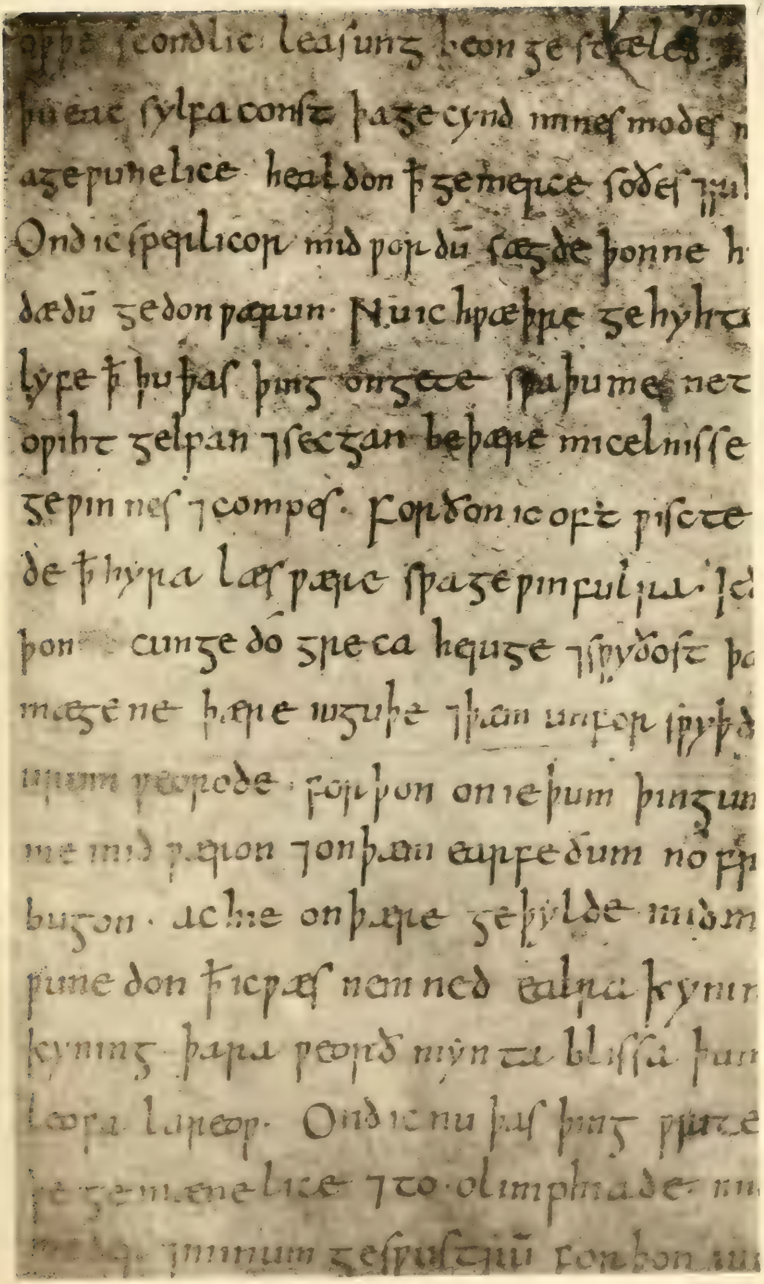
9b

90a -


ez þæri to gebindan 7 he het be neodan
toſce fyr onælan 7 myt ty þe þæs
nþære mæſtan hæto pas he þæri ofer
tan tyn oricaſ fulle. ele ꝥ he polde
hæto þe ræd þre pære 7 þe abl aſque
lgan man. Se halga criſtoforuſ þa
þam ræðeſtan 7 þam un mætoſtan [illegible]
he cigde to drihtne beorhtre
he cpæð to ðam cyninge þaſ tintrego
bringan he hiſt to þinre gecyndu...
forpyrde becumað. 7 ic me nærre þine
ne ondræde ne þin yrre. 7 mit ty þe
se halga onmiddeſ þæſ fyreſ mænigo
him pæſ geporden eall ſpa ge þyped pæx
dagnuſ se cyninge þone halgan criſto
middum þam fyre ſtandende 7 he ge
unſyn pæſ spylce roſan bloſtma
he ꝥ geſeah he pæſ onmiceleſ modeſ

Vitellius A. XV. Fol. 96b: Christophorus

links und unten die Schrift beschnitten


oþþe ſcondlic leaſung beon geſ[illegible]
þu eart ſylfa conſt þa ge cynd innes modes [illegible]
a ge ƿunelice healdon þ gemetlice ſodes [illegible]
Ond ic ſƿeotolicor mid ƿord ſæcgde þonne h[illegible]
dædū gedon ƿæron. Nu ic hƿæþre gehyht[illegible]
lyfe þ þu þas þing ongete ſƿa þu me ne t[illegible]
oþiht gelpan ⁊ ſecgan be þære micelniſſe
gewinnes ⁊ compes. Forþon ic oft ƿiſcte
de þ hyra læs ƿære ſƿa ge ƿin ful ƿæs. Ic
þon [illegible] cunge do [illegible] heriga ⁊ ſƿyðoſt þa
mægene þære iugoþe ⁊ þam unforſƿyþ[illegible]
unum ƿeorode. forþon on ieþum þingum
me mid ƿæron ⁊ on þam earfedum no ƿ[illegible]
bugon. ac hie on þære gefylde mid m[illegible]
ƿune don þ ic ƿæs nemned ealra cyning
cyning þara ƿeorð myn [illegible] bliſſa þu[illegible]
leofa lareoƿ. Ond ic nu þas þing ƿrite
ge gemenelice ⁊ to olimphiade m[illegible]
[illegible] immum geſƿuſtrum forþon [illegible]

Vitellius A. XV. Fol. 110a: Alexander-Brief

rechts und unten die Schrift beschnitten

Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Akademie der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
71. Band. 1919. 5. Heft

Wilh. H. Roscher

Die hippokratische Schrift von der Siebenzahl und ihr Verhältnis zum Altpythagoreismus

Ein Beitrag zur Geschichte der ältesten Philosophie und Geographie

Mit 3 Figuren im Text

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1919

Vorgetragen für die Berichte am 5. Juli 1919.
Das Manuskript eingeliefert am 8. Juli 1919.
Druckfertig erklärt am 4. November 1919.

Vorwort.

Die eigentliche Hauptaufgabe der nachstehenden Untersuchung besteht zwar in dem ausführlichen Beweis des vorpythagoreischen Ursprungs der merkwürdigen Schrift *περὶ ἑβδομάδων*, aber sie ist damit noch keineswegs völlig erschöpft. Denn bei der eingehenden, bisher noch nicht unternommenen Vergleichung aller wesentlichen Grundgedanken einerseits des hebdomadischen Kosmologen, anderseits des Pythagoras und seiner älteren Schüler ergibt sich nicht bloß das höhere Alter und die völlige Unabhängigkeit des ersteren, sondern auch eine ungeahnte Fülle wertvoller Einzelerkenntnisse, die dem Verständnis beider philosophischen Richtungen zugute kommen müssen.

Auf welche Hauptpunkte sich diese unsere Vergleichung erstreckt, möge aus folgender summarischen Inhaltsangabe der einzelnen Kapitel erhellen:

Kap. I: Geographisches:

a) Die Weltkarte und Erdkunde des Hebdomadikers: S. 1—16.

b) Die Weltkarte und Erdkunde der Altpythagoreer: S. 16—29.

Kap. II: Arithmetisches:

a) Die primitive (einseitige) Zahlenlehre des Hebdomadikers: S. 30—42.

b) Die vielseitige (fortgeschrittene) Zahlenlehre der Altpythagoreer: S. 42—63.

Kap. III: Astronomisches:

a) Die Gestirnlehre des Hebdomadikers: S. 63—74.

b) Die Gestirn- und Sphärenlehre der Altpythagoreer: S. 74—79.

Kap. IV: Psychologisches:

a) Die Psychologie des Hebdomadikers: S. 79—81.

b) Die Psychologie des 'Pythagoras' und der Altpythagoreer: S. 82—83.

Kap. V: Musikalisches und Akustisches: S. 83—84

Die völlige Ignorierung der zuerst von 'Pythagoras' entdeckten musikalischen und akustischen Hebdomaden (Theorie der 7 Töne des Heptachords und der Sphärenharmonie) seitens des Hebdomadikers beweist dessen völlige Unabhängigkeit von der Lehre des 'Pythagoras'.

Kap. VI: Über E. PFEIFFERS Versuch, die Abhängigkeit des Hebdomadikers von 'Pythagoras' zu erweisen: S. 84—88.

Anhang I: Aphorismen zum Problem der Schrift von der Siebenzahl: S. 89—94.

Anhang II: Briefliche Äußerungen hervorragender Forscher zum Problem der Schrift π. ἑβδ.: S. 95—101.

Anhang III.: Über die geographische Bedeutung von Ἕλλης πόντος (Ἑλλήσποντος?) in Kap. XI: S. 101—104.

Anhang IV: 'Pythagoras' als Geograph: S. 104—105.

Nachträge: S. 105 ff.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis: S. 108 ff.

Stellenregister: S. 114.

I. Geographisches.

a) Die Erdkunde und Weltkarte des Hebdomadikers.

Für den vorpythagoreischen Ursprung der hebdomadischen Kosmologie in der Schrift von der Siebenzahl gibt es kein beweiskräftigeres Argument als den Hinweis auf die sogenannte 'Weltkarte' des hippokratischen Hebdomadikers, wie ich schon verschiedene Male energisch betont habe, ohne jedoch die bestimmt erwartete allgemeine Zustimmung zu finden.[1] Vielleicht liegt das zum Teil an dem Umstande, daß meine Beweisgründe deshalb nicht gehörig wirken konnten, weil sie nicht einheitlich entwickelt waren, sondern erst nach und nach in verschiedenen Schriften erschienen sind, deren vollständige Kenntnisnahme wohl manchem Beurteiler nicht ohne weiteres zugemutet werden konnte.[2] Ich sehe mich

---

1) Ihre Zustimmung zu meinen Annahmen haben öffentlich erklärt: E. Drerup (Literar. Zentralbl. 1911 Sp. 1310—1314 und 1913 Sp. 1444f.), Pagel (Wochenschr. f. klass. Philol. 1911 Nr. 42 Sp. 1137f. u. Janus XVI [1911] S. 512f.), Sal. Reinach (Revue Archéologique 1911 II p. 390), R. Fritzsche (Vierteljahrschr. f. wiss. Philosophie u. Soziologie 1912 S. 119—124), My (= Mondry Beaudouin de Toulouse: Revue Critique 1914 Nr. 16 S. 301—303), W. Nestle (Wochenschr. f. klass. Philol. 1914 Nr. 24 Sp. 648ff. u. Württemb. Korrespondenzbl. f. d. höh. Schulen 1914 S. 452), O. Braun (Monatsschr. f. höh. Schulen 1915 S. 348); brieflich (s. Anhang II): U. v. Wilamowitz, Windelband u. a.; ablehnend haben sich geäußert: H. Diels (D. Literaturzeitung XXXII [1911] Sp. 1861—1866), Lortzing (Berl. Philolog. Wochenschr. 1912 Nr. 44), E. Pfeiffer (Studien z. antiken Sternglauben = Boll, Στοιχεῖα [1916] II S. 30ff. und Berl. Philolog. Wochenschr. 1914 Nr. 45 Sp. 1413ff.), Fr. Boll (Lebensalter S. 49ff. = Neue Jahrbb. f. d. klass. Altert. usw. XXXI [1913] S. 137ff.).

2) Vgl. Roscher, Hebdomadenlehren, Leipz. 1906, S. 44ff. (= Abh. I). Derselbe, Über Alter, Ursprung u. Bedeutung d. hippokrat. Schrift von d. Siebenzahl, Leipz. 1911 (= Abh. II). Derselbe, Die neuentdeckte

deshalb jetzt genötigt, die ganze Frage noch einmal möglichst gründlich und zusammenfassend zum Teil mit Hilfe neuer Beweisgründe zu behandeln, und gehe zu diesem Zwecke von dem teils in lateinischer, teils in arabischer Sprache überlieferten Wortlaut des 11. Kapitels aus (vgl. meine Ausgabe der Schrift π. ἑβδ. S. 15f.). Die beiden maßgebenden Handschriften bieten folgenden Text:

Ambros. lat. G 108:	Parisin. lat. 7027:
Terra autem omnis septem partes habet:	Terra autem omnis septem partes habet:
[I] caput et faciem, P⟨e⟩lopon⟨nes⟩um [Hs: Pylopontium], magnarum animarum habitationem;	caput et faciem Pelopontium, magnarum animarum habitationum.
[II] Secundum: I⟨sth⟩mus [Hs: Idymus]: medulla cervix [3])	Secundum: Immo: medullam cervix.
[III] Tertia pars inter viscera ⟨media?⟩ e⟨s⟩t [Hs: et] [4]) praecordia: I⟨o⟩nia [Hs: Iuniae].	Tertia pars inter viscera ⟨media⟩ e⟨s⟩t [Hs: et] praecordia: Tome.
[IV] Quarta, crura: Hell⟨e⟩spontus.	Quarta, crura: ⟨H⟩ellispontum.
[V] Quinta, pedes: Bosporus transitus Trachias et [Ho]c[h]imer⟨i⟩us.	Quinta, pedes: Vosporus transitus Trachius et onchyme mertus.

Schrift eines altmilesischen Naturphilosophen u. ihre Beurteilung durch H. Diels in der D. Literaturzeitung 1911 Nr. 30, Sonderabdruck aus Memnon Bd. V 3/4, Stuttg. 1912 (= Abh. III). Derselbe, Das Alter d. Weltkarte in 'Hippokrates' π. ἑβδ. u. die Reichskarte des Darius Hystaspis im Philologus LXX (1912) S. 529—538 (= Abh. IV). Ders. in Wochenschr. f. klass. Philol. 1917 Sp. 850f. Ders., Die hippokrat. Schrift v. d. Siebenzahl in ihrer vierfachen Überlieferung, Paderborn 1913, S. 117ff. u. 150ff. (= Abh. V).

3) Was bedeutet hier medulla? Kap. 37 a. A. heißt es: Oportet .... et caput relevare, respirationem dante in eo medulla et cerebro, conexi sunt enim sibi. Hier scheint also medulla im Sinne von Rückenmark gebraucht zu sein.

4) Für meine Vermutung, daß das unverständliche *et* hier in *est* zu emendieren sei, spricht die Tatsache, daß mehrfach in den betreffenden Hss. *est* und *et* verwechselt worden sind. Vgl. z. B. meine Ausgabe S. 11 § 2 Zeile 3, S. 21 Z. 43, S. 26 Z. 23, S. 29 Z. 24, S. 30 Z. 27, S. 64 Z. 3.

[VI] Sexta, venter ⟨superior⟩[5]: Aegyptus et pelagus Aegyptium.	Sextum cum ventur inferior et longao intestinus exumus pontus et palus meothis.
[VII] Septima, venter inferior et longa⟨b⟩o, intestinum majus: ⟨E⟩uxinus Pontus et Palus Meot[h]is.	

Hierzu kommt noch der ins Arabische übersetzte Kommentar des Ps.-Galenus bei Roscher a. a. O. S. 142f. u. Bergsträsser, Pseudogaleni in Hippocr. de septimanis comment. ab Hunaino Q. F. arabice versus = Corp. Medicor. Graecor. XI, 2, 1 S. 115ff. Die Bergsträsser verdankte möglichst wörtliche Übersetzung ins Deutsche lautet:

Hippokr.: Die Erde wird in sieben Teile geteilt.

Die Erde hat einen Kopf und ein Gesicht, das *Πελοπόννησος* genannt wird.

I. Ps.-Galen: Es ist richtig und zutreffend, wenn Hippokrates mit dem Kopf beginnt, denn der Kopf ist das Oberste des Körpers und das edelste aller Glieder, und in ihm ist der Verstand[6]), und von ihm aus verbreiten sich [wachsen?] die Sinne. Darüber hat ein Dichter von den Dichtern gesagt: Der Name des Landes *Πελοπόννησος* ist: es ist ein Wohnort der göttlichen [?] Seelen. Hippokrates nun stimmt darin mit ihm überein, und er meint mit den göttlichen [?] Seelen die Weisen und gelehrten Menschen und macht dieses Land zum ersten der Teile der Erde . . . . .

II. Dann spricht er von dem zweiten Teil und sagt: der zweite Teil ist die Stelle, die *Ἰσθμός* genannt wird, und diese Stelle ist in der Nähe der Stellen, von denen wir oben gesprochen haben.

---

5) Daß hier superior zu ergänzen ist, folgt nicht bloß aus dem ganzen Zusammenhang, sondern auch aus dem venter inferior im Abschnitt VII.

6) D. h. nach Ansicht des Hippokrates, Alkmaion (Diels, Vorsokr. I, 101, 25. 34. 102, 17), 'Pythagoras' (Plut. Plac. 4, 5, 10), Platon usw. (vgl. Diels, Vorsokr. I, 369, 46 u. Windisch, Sächs. Ber. XLIII (1891) S. 169f.), während unser Hebdomadiker offenbar nach altionischer (milesischer) Anschauung den Sitz des Verstandes vielmehr ins Zwerchfell (*φρένες*) verlegt. Vgl. auch *π. ἑβδ.* Kap. 52: *Ὅρος δὲ θανάτου ἐὰν τὸ τῆς ψυχῆς θερμὸν ἐπανέλθῃ ὑπὲρ τοῦ ὀμφαλοῦ* [in der Mitte des Leibes, in der Gegend des Zwerchfells] *εἰς τὸν ἄνω τῶν φρενῶν τόπον κ. τ. λ.*

III. Dann spricht er von dem dritten Teil und sagt: der dritte Teil von der Erde sind die Stellen, die *'Ιωνία* genannt werden, und die Bevölkerung und die Bewohner dieser Gegend sind stark[7]), verständig, einsichtig und weise. Hippokrates mehrt ihr Lob und ihren Preis, und manche von den Erklärern[8]) sagen: er preist die Bevölkerung dieser Gegend, weil er von ihnen ist; aber wir sagen ein Wort der Wahrheit, nämlich daß Hippokrates das nicht im Sinne gehabt und nicht berücksichtigt hat, sondern (daß) jene dem entsprechen, wovon er spricht, von der Gerechtigkeit und dem Verstand und der Weisheit. Und wenn die Leute jener Gegend dem nicht entsprächen, wovon Hippokrates spricht . . . ., so würde diese Gegend das Lob verdienen wegen dieses trefflichen Mannes, weil sie einen Mann hervorgebracht hat, auf den wir stolz sind und den wir loben und über die Menschen insgesamt in seiner Zeit erheben . . . . .

IV. Hippokrates teilt die Erde in den vierten Teil und sagt: der vierte Teil ist der, der *'Ελλήσποντος*[9]) genannt wird, und diese Gegend ist lang ausgestreckt und geht nach der Richtung unseres Meeres, und sie ist schmal.

V. Dann teilt er die Erde in einen fünften Teil und sagt: der fünfte Teil ist die Stelle, die *Βόσπορος* genannt wird oder *Θρᾴκιος* oder

---

7) Der arabische Ausdruck für 'stark' bedeutet entweder körperliche oder politische Stärke. Im ersten Falle (vgl. 37^r a^e: die Bewohner des thrakischen Bosporus sind kräftig, stark, kriegerisch und 37^v b: die Leute an der Maiotis haben keinen Mut, sondern sind schwach und unkriegerisch) sei erinnert an Zenob. V, 80: *Πάλαι ποτ' ἦσαν ἄλκιμοι Μιλήσιοι* (Orakel aus der Zeit des Dareios und Anakreon) und ebenda 57: *οἴκοι τὰ Μιλήσια*, sowie an den Gegensatz der Peloponnesier und Ionier bei Thukydides (Roscher, Über Alter usw. S. 30 A. 49 und Herod. 1, 143; vgl. meine Ausgabe S. 157). Im letzteren Falle ist ebenfalls nur an die Zeit vor der Eroberung Lydiens und Ioniens durch Kyros, also an die Zeit des Thales und Anaximandros zu denken, dagegen die Zeit von 450—350 (so Boll und Diels) absolut ausgeschlossen. — Auch einer dritten Möglichkeit sei hier noch gedacht, daß nämlich der betreffende arabische Ausdruck hier soviel als *μάλιστα* bedeute (s. Bergsträsser in meiner Ausgabe von *π. ἑβδ.* S. 142 Anm. 195). In allen drei Fällen würde also auf die Zeit vor den Perserkriegen hingewiesen werden (a. a. O. Anm. 196).

8) Auch noch an anderen Stellen des von Bergsträsser übersetzten arabischen Kommentars wird auf andere Erklärer hingewiesen, z. B. S. 95 (30^{v}a). S. 49 (15^{r}c und 15^{v}a), S. 39 (12^{r}a), S. 27 (8^{r}f).

9) Siehe den Anhang III.

Κιμμερικός genannt wird. So wißt, daß die Bevölkerung und Bewohner dieser Gegend kräftig, stark, Krieger und Leute von Mut und Tapferkeit sind und niemand sie zurückhalten kann.

VI. Dann teilt er die Erde auch in [s]einen sechsten Teil und sagt: der sechste Teil ist Ägypten, und es ist ein fruchtbares Land, voll Körner, Früchte und Obst.

VII. Dann teilt er die Erde in einen siebenten Teil und sagt: der siebente Teil von der Erde ist die Gegend, die *Εὔξεινος Πόντος* genannt wird, und die Insel [?], die *Μαιῶτις* genannt wird, und dies ist eine große Insel von den Inseln des Meeres, die die Abfälle der Erde aufnimmt, und unter ihnen ist eine Insel, die die Abfälle der Wasser des Meeres aufnimmt; in ihrem Volk aber und ihren Bewohnern ist kein Mut, sondern sie sind schwach und dienstfertig und können den Kampf und Krieg nicht ertragen.

Das Wichtigste, was wir aus einem Vergleiche des arabischen Kommentars des Ps.-Galenos mit der lateinischen Übersetzung von *π. ἑβδ.* Kap. 11 lernen, ist kurz folgendes:

1) die Tatsache, daß der ursprüngliche Text der hebdomadischen Kosmologie im Laufe der Zeit verschiedene Kürzungen und Änderungen erfahren hat, worauf ich schon früher aufmerksam gemacht habe.[10]) Aus dem arabischen Kommen-

---

10) Vgl. Abh. II S. 52f. Anm. 93ff. Abh. V S. 155 Anm. 213. Eine weitere Lücke hat kürzlich E. Pfeiffer (Berl. Philol. Wochenschr. 1914 Nr. 45 Sp. 1416) nachgewiesen. Favonius Eulogius nämlich zitiert in dem Abschnitt über die Lebensalter Hippokrates. Der entsprechende griechische Text findet sich aber nicht in *π. ἑβδ.* Kap. 5, sondern bei Diokles v. Karystos (= Theol. arithm. ed. Ast p. 49):

Diokles:	Hippocr. *π. ἑβδ.* b. Favonius:
τῇ δὲ τετάρτῃ [ἑβδομάδι] τὴν ἐπὶ πλάτος (sc. *αὔξησιν*) *τελειοῦται καὶ οὐδεμία ἄλλη αὐτοῖς ἀπολείπεται σώματος ἐπίδοσις· τέλειος γὰρ ὁ κη΄.*	quatuor autem annorum hebdomadibus evolutis staturae crescentis terminum fieri nec ultra proceritatem posse procedere.

Die negative Wendung fehlt nämlich in Hipp. *π. ἑβδ.* Kap. 5 S. 9 ed. R. Pfeiffer schließt daraus mit Recht: 'Wir haben demnach an den Anfang einen erweiterten Hippokrates *π. ἑβδ.* zu stellen, aus dem Diokles v. Karystos und Ärzte, deren Schriften im Hippokratescorpus stehen (z. B. die Verf. d. Aphorismen, der Coac. praen., *π. κρισίμων*) geschöpft haben, und aus dem das uns vorliegende Buch *π. ἑβδ.* einen Auszug darstellt' ... — Auch das von Littré (VIII, 627) aus Origenis Philo-

tar geht nämlich mit größter Sicherheit hervor, daß einst Punkt 3 der 'Weltkarte' gelautet hat:

> 'Dritter Teil: in der Mitte zwischen den Eingeweiden das Zwerchfell: Ionien; und die Bewohner dieser Gegend sind (politisch oder wirtschaftlich oder körperlich, s. ob. Anm. 7) stark, verständig, einsichtig und weise',

ein überaus bedeutsamer Zusatz, der zugleich eine deutliche Parallele zu der lobenden Charakteristik der Peloponnesier, sowie zu der Hervorhebung der kriegerischen Eigenschaften der Thraker und Kimmerier und zu der schon durch den drastischen Vergleich mit dem longabo angedeuteten Geringschätzung der Anwohner der Maiotis bildet, wo ebenfalls, wie es scheint, die lateinische Übersetzung wesentlich gekürzt worden ist (vgl. Abh. V S. 156 Anm. 213).

2) geht aus diesem Zusatz klar hervor, daß der Verfasser unserer Weltkarte noch v o r der Vernichtung Ioniens durch die Perser gelebt haben muß, als die Ionier noch als (politisch) starke sowie als besonders intelligente und kulturell hochstehende Nation gepriesen werden konnten. Vgl. Herod. 1, 170: *αὕτη μὲν Βίαντος τοῦ Πριηνέος γνώμη ἐπὶ διεφθαρμένοισι Ἴωσι γενομένη, χρηστὴ δὲ καὶ πρὶν ἢ διαφθαρῆναι Ἰωνίην Θάλεω ἀνδρὸς Μιλησίου ἐγένετο* . . . und über die Ärmlichkeit Milets im 5. Jahrh. Rehm bei Kawerau-Rehm, Das Delphinion in Milet S. 157: 'Mag das übrige Karien persisch geblieben sein bis 466 (Diod. XI, 60, 4): Milet hat geographisch und ethnographisch mit seinem Hinterlande so geringen Zusammenhang, daß die Perser nach der Schlacht an der Mykale die Stätte — eine Stadt war's ja wohl nicht mehr — schwerlich werden gehalten haben.' Und was von dem Milet des 5. Jahrhunderts gilt, das gilt natürlich (s.

---

sophumena . . . e cod. Paris. . . . ed. E. Miller, Oxon. 1851 p. 101 angeführte Hippokratesfragment: *ἑπτὰ ἐτῶν παῖς πατρὸς ἥμισυ* (nämlich an Gewicht!), was Littré weder in *π. ἑβδ.* noch in den übrigen Schriften des Hippokrates hat auffinden können, gehört wohl ursprünglich dem Buch von der Siebenzahl an, in das es dem Sinne nach trefflich hineinpaßt.

Herodots eben angeführtes Zeugnis!) mehr oder weniger auch von dem übrigen Ionien, so daß die obige Charakteristik seiner Macht, Bildung und Kultur im Munde eines ionischen (milesischen) Kosmologen des 5. u. 4. Jahrh. so gut wie undenkbar erscheint.

Setzen wir nunmehr die soeben aus dem arabischen Kommentar des Ps.-Galenos erschlossenen Ergänzungen in den Text der lateinischen Übersetzungen ein, so erhalten wir folgende Beschreibung der siebenteiligen Weltkarte:

I: Dem Kopf und Gesicht der Erde entspricht der Peloponnes, der Wohnsitz hochgemuter Seelen;

II: Dem Mark [?] und Hals entspricht der Isthmos von Korinth[11]);

III: Dem Zwerchfell in der Mitte der Eingeweide entspricht Ionien, und dessen Bewohner sind ausgezeichnet durch Stärke, Verstand, Einsicht und Weisheit;

IV: Die Schenkel entsprechen dem Hellespont;

V: Die Füße dem Thrakischen und Kimmerischen Bosporos, deren Anwohner sich durch körperliche Kraft und kriegerische Tüchtigkeit auszeichnen;

VI: Dem Oberleib entspricht Ägypten und das ägyptische Meer;

VII: Dem Unterleib und Mastdarm entsprechen der Pontos Euxeinos und die Maiotis, deren Anwohner körperlich schwach und unkriegerisch sind.

So bleibt uns schließlich nur noch übrig, die ursprünglich jedenfalls von unserem Kosmologen beabsichtigte, aber im Laufe der Zeit durch unbekannte Einflüsse zerstörte strenge Ordnung der Glieder von oben nach unten herzustellen, die in den meisten analogen Beispielen von Auf-

---

11) Vgl. Herod. 6, 37: *αὐχὴν τῆς Χερσονήσου*. — Plin. n. h. 4, 8: oppidum Pagae, unde Peloponnesi prosilit cervix. — 16, 10: angusta cervice Peloponnesum continet Hellas. — Philostr. v. Ap. Ty. 4, 24 (vom Isthmos): *οὗτος ὁ αὐχὴν τῆς γῆς τετμήσεται*. — Ach. Tat. 2, 14: *αὐχὴν* [= *τράχηλος*] *τῆς νήσου* (Tyros). —

zählungen der wichtigsten Körperteile[12]) und auch von unserem Kosmologen selbst in Kap. 7 beobachtet worden ist.[13]) Denn hier werden die sieben Teile des menschlichen Körpers in dieser Reihenfolge nacheinander aufgezählt:

1. Kopf (caput),
2. Hände (manus),
3. Zwerchfell (interiora viscera et praecordiorum definitio)[14]),
4. Urinorgan (veretri una pars: urinae profusio),
5. Samenorgan (alia pars: seminis ministratura),
6. Mastdarm (longabo = intestinum majus),
7. Schenkel (crura).

Demnach müssen wir als ursprüngliche Liste der 7 Weltteile diese Reihenfolge annehmen:

1. Kopf und Gesicht: Peloponnes,
2. Hals: Isthmus,
3. Oberleib (Brust): Ägypten und das ägyptische Meer,
4. Zwerchfell: Ionien.
5. Unterleib und Mastdarm: Pontus Euxinus u. Palus Maeotis,
6. Schenkel: Hellespont,
7. Füße: die beiden Bospori.

Zu dieser siebenfachen Teilung der Erde gibt es eine ziemlich große Anzahl mehr oder weniger übereinstimmender Analogien. Ich erinnere zunächst an die 7 dvîpa der Inder[15]),

---

12) Vgl. meine Abh. III S. 33f. und V S. 107f., wo noch hinzuzufügen sind: Straton u. Diokles b. Nikom. ed. Ast (Theol. ar.) p. 47 (1: κεφαλή, 2: αὐχήν, 3: θώραξ, 4, 5, 6, 7: κῶλα), Midrasch Tadsche 6 bei Wünsche, Aus Israels Lehrhallen V, 2 S. 96f. (1: Kopf, 2: Kehle, 3: Bauch, 4, 5: Hände, 6, 7: Füße). — S. auch Ilberg in der Festschrift für H. Lipsius S. 34f. u. 38, nach dem das Schema a capite ad calcem wohl auch sonst üblich war, namentlich, wie es scheint, in der knidischen Ärzteschule.

13) Ähnlich auch in der Aufzählung der 7 Sphären (Kap. 1): 1: Äther, 2: Sterne, 3: Sonne, 4: Mond = Sitz des Verstandes, d. i. der denkenden Weltseele, 5: Luft, 6: Wasser, 7: Erde.

14) Hier liegt offenbar eine auf arger Verkürzung beruhende Verderbnis des ursprünglichen Textes vor, insofern der durch das Zwerchfell und den Nabel in zwei Hälften geteilte, hier gar nicht zu missende θώραξ (στέρνα, pectus) weggelassen ist.

15) Lassen, Ind. Altertumskunde 4 S. 59. Roscher, D. Omphalosgedanke S. 2ff.

die Weltkarte der Babylonier mit ihren 7 nagu sowie an deren 7 tubuḳati[16]), die Siebenteilung der Erde im 4. Buche Esra 6, 42, an die 7 kêshvars der Parsen, die 7 akâlim der Araber, die 7 *κλίματα* des Ptolemaeus[17]), endlich an die 7 Teile der Oikumene des Rabbi David Kimchi (Comment. in Psalm. 87) im 13. Jahrh., als deren mittelster Palästina mit dem Zentrum (Omphalos) Jerusalem erscheint (Roscher, Omphalos S. 24f.; Marinelli, Die Erdkunde b. d. Kirchenvätern, deutsch von Neumann S. 76 Anm. 44).

Die allergrößte Ähnlichkeit mit der Erdkarte des hebdomadischen Kosmologen verrät aber die ägyptische Weltkarte, welche uns in dem hermetischen Traktat *Κόρη κόσμου* bei Stob. Ecl. I, 49 (= I, 411, 3ff. Wachsm. = I p. 302 Mein.) überliefert ist, wie m. W. zuerst Boll (Lebensalter S. 50f.) gesehen hat. Auf die Frage ihres Sohnes Horos, warum die außerhalb des heiligen Ägyptens wohnenden Menschen nicht so begabt seien wie die Ägypter, antwortet seine Mutter Isis. Die [nach ägyptischer Anschauung] als männliches Wesen vorgestellte Gottheit der Erde liegt im Mittelpunkt des Alls wie ein Mensch, der zum Himmel emporschaut, und ist in ebenso viele Teile geteilt, als der Mensch Glieder hat, nämlich sieben. Ihr Haupt liegt gegen Süden (I), ihre rechte Schulter gegen Osten (II), ihre linke gegen Westen (III)[18]); unter dem Bären, d. h. im Norden, die Füße, und zwar der rechte unter

16) A. Jeremias, Die Bibel im Lichte d. alt. Or.² S. 16. Zimmern b. Schrader, D. Keilinschriften³ S. 616, 2. Hehn b. Roscher, D. Omphalosgedanke S. 10 f.

17) Roscher, Abh. I S. 10 Anm. 9.

18) Derselbe Gegensatz von rechts (= östlich) und links (= westlich) kommt auch vor in der Lehre der Pythagoreer; vgl. Diels, Vorsokratiker I S. 276, 44f. 277, 3f. u. 6f. Simplic. z. Aristot. a. a. O. p. 391, 30ff. Heiberg. S. Heidel in Class. Philology X (1915), S. 227, der mit Recht annimmt, daß auch die Pythagoreer 'had in mind a person lying on his base, with his head to the south, his feet to the north, and his right and left hands extending respectively east and west'.

dem Schwanz (IV), der linke unter dem Kopf des Bären (V), die Schenkel in dem Teil, der nach dem Bären (d. h. von ihm gegen Süden zu) kommt (VI), die Mitte (VII *καρδία*, d. h. Ägypten) in der Mitte (*τὰ δὲ μέσα ἐν τοῖς μέσοις*).[19])

Daraus werden dann, ähnlich wie im 11. Kapitel von *π. ἑβδομάδων*, die Eigenschaften der einzelnen Völker der Erde abgeleitet: 1) Die Südvölker (*οἱ νοτιαῖοι*), die auf dem Haupte der Erde wohnen[20]), sind *εὐκόρυφοι καὶ καλλίτριχες*. — 2) Die (rechtsarmigen) Ostvölker (*οἱ ἀπηλιωτικοί*) werden charakterisiert als *πρὸς μάχην πρόχειροι καὶ τοξικοί*. — 3) Die (linksarmigen) Südwestvölker (*οἱ ἐν τῷ λιβί*) sind *ἀσφαλεῖς καὶ ὡς ἐπὶ τὸ πλεῖστον ἀριστερόμαχοι καὶ ὅσον ἄλλοι τῷ δεξιῷ μέρει ἐνεργοῦσιν αὐτοὶ τῷ εὐωνύμῳ προστιθέμενοι*. Hierzu bemerkt H. Philipp auf Grund von Mitteilungen Sieglins, daß hier offenbar eine recht alte ägyptische Vorstellung vorliegt. Die im Osten vorhandenen Völker sind tüchtige Kämpfer und treffliche Bogenschützen: der Grund dafür ist die Übung der rechten Hand; die Südwestbewohner sind dagegen vorsichtig und fechten meist mit der Linken (vgl. Müller, Asien und Europa S. 374: Schild in der Rechten, Schwert in der Linken). Schon Philipp (Wochenschr. f. klass. Philol. 1913 Nr. 24 Sp. 666 f.) hat daraus

19) Eine ähnliche Siebenteilung der menschlichen Gestalt (Adams) nach geographischen und ethnographischen Gesichtspunkten findet sich bei Fabricius, Cod. Pseudepigr. Vet. Test. Hamburg 1722 vol. II p. 41: Raf Oschaia refert ex ore Raf, Adami primi corpus [= *θώραξ*] fuisse desumtum e Babel (I), caput (II) e fundo Israelitico, membra sive manus (III u. IV) et pedes (V u. VI) e regionibus reliquis, denique nates (VII) ex Acra Agmae secundum sententiam R. Achae. Vgl. dazu Roscher, Der Omphalosgedanke bei verschied. Völkern, besond. d. semitischen S. 46 Anm. 80. — Wahrscheinlich beruht obige Legende auf der Tendenz, die Ansprüche der verschiedenen Länder auf den Besitz Adams miteinander auszugleichen.

20) 'Wie das Haupt des Erdkörpers nach Süden gewendet gedacht wird, so ist überhaupt Süden die Himmelsgegend, welcher der Ägypter das Gesicht zuwendet; von Süden nach Norden, von Osten nach Westen geht für ihn die Aufzählung der Himmelsgegenden' usw. Pietschmann b. Pauly-Wissowa I Sp. 985 f.

geschlossen, daß wir es unbedingt mit einer recht alten ägyptischen Vorstellung zu tun haben, die vielleicht auf den Verfasser des Buches von der Siebenzahl eingewirkt habe. — 4) Die Nordvölker (*οἱ ὑπὸ τὴν ἄρκτον*) werden geschildert als *πρωτεύοντες τοὺς πόδας καὶ ἄλλως εὔκνημοι.* — 5) und 6) Die darauf folgenden, zu denen die Italiker und Hellenen gehören (*τὸ νῦν ἰταλικὸν κλῖμα καὶ τὸ ἑλλαδικόν*), welche auf den Schenkeln (*μηροί*) der Erde wohnen, sind *καλλίμηροι καὶ εὐκοχωνέστεροι, ὥστε τῇ τοῦ κάλλους τῶν μερῶν τούτων ὑπερβολῇ τοὺς ἐνταῦθα ἀνθρώπους καταβαίνειν πρὸς τὴν τῶν ἀρρένων ὁμιλίαν.*[21]) — 7) Das Volk der Mitte endlich sind die Ägypter, die im übrigen allen vorhergenannten Völkern ebenbürtig, aber ihnen allen überlegen sind durch Verstand und Vernunft[22]), weil sie die Gegend des Herzens (*ἐν τῇ καρδίᾳ, τῷ ψυχῆς ὁρμητηρίῳ*) bewohnen[23]); das Herz aber in der Mitte des Körpers ist nach altägyptischer Anschauung der Sitz der Seele und des Verstandes (vgl. dazu KROLL, Die Lehren des Hermes Trismegistos, Münster 1914, S. 159, 166f. ROSCHER, Der Omphalosgedanke S. 84 A. 133).

Illustriert wird diese überaus merkwürdige echtägyptische Welt- und Völkerkarte durch mehrere schon längst von mir zur Erklärung unseres Hebdomadikers herangezogene und abgebildete altägyptische Gemälde, die den am Boden liegenden Erdgott Geb in eigentümlicher Verrenkung darstellen, über den sich, ebenfalls eigentümlich verrenkt, eine oder zwei

---

21) Diese für die Griechen und Italiker nicht gerade erfreuliche Charakteristik aus älterer [?] ägyptischer Zeit erheischt wohl eine genauere Untersuchung.

22) Daß die Ägypter sich auch sonst für besonders intelligent und gebildet hielten, beweist durch eine Reihe von Zitaten PIETSCHMANN im Art. Ägypten bei Pauly-Wissowa I, 993 unten.

23) *ἐπειδὴ δὲ ἐν τῷ μέσῳ τῆς γῆς κεῖται ἡ τῶν προγόνων ἡμῖν ἱερωτάτη χώρα τὸ δὲ μέσον τοῦ ἀνθρωπίνου σώματος μόνης τῆς καρδίας ἐστὶ σηκός, τῆς δὲ ψυχῆς ὁρμητήριόν ἐστι καρδία, παρὰ ταύτην τὴν αἰτίαν . . . οἱ ἐνταῦθα ἄνθρωποι τὰ μὲν ἄλλα ἔχουσιν οὐχ ἧττον ὅσα καὶ πάντες, ἐξαίρετον δὲ τῶν πάντων νοερώτεροί εἰσι καὶ σώφρονες, ὡς ἂν ἐπὶ καρδίας γεννώμενοι καὶ τραφέντες.*

Himmelsgöttinnen (Nut) hinüberbeugen.[24]) Bereits in Abh. I S. 12 A. 15 habe ich ganz bestimmt die Vermutung ausgesprochen, daß die ebenfalls eine wunderlich verrenkte Menschengestalt voraussetzende Weltkarte unseres Hebdomadikers eine gewisse Ähnlichkeit mit der eigentümlich verrenkten Gestalt des ägyptischen Erdgottes gehabt haben müsse, eine Annahme, die zu meiner Freude BOLL (Lebensalter S. 51) dahin erweitert hat, daß er geradezu erklärt, mit mir an eine Anregung des Hippokrateers durch eine ägyptische Vorstellung zu glauben.

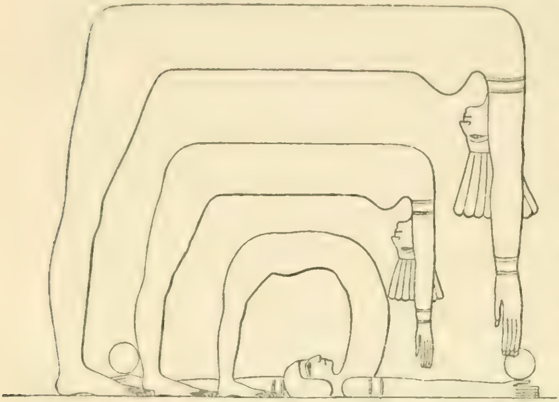


Fig. 1. Zwei Himmelsgöttinnen und Erdgottheit der Ägypter. Nach BRUGSCH, Religion und Mythologie der alten Ägypter. S. 211. Mehr unt. S. 94.

Diese Annahme hat in der Tat außerordentlich viel für sich; denn in nicht weniger als 5 Vergleichungspunkten stimmt die Weltkarte unseres Hebdomadikers mit derjenigen der *Κόρη κόσμου* überein. Diese sind folgende:

1) In beiden Fällen wird die Erde mit einer (liegenden) Menschengestalt verglichen.

2) Diese ist hier wie dort siebenfach gegliedert.

3) Jedem einzelnen Gliede entspricht ein bestimmtes Land und Volk mit seinen besonderen Eigenschaften.

---

24) Die auffallende Erscheinung, daß die drei eigentümlich verrenkten Gestalten genau in der Mitte, also der Nabelgegend, den Höhepunkt über dem Boden erreichen, erklärt sich wohl am einfachsten und besten aus der von WENSINCK erwiesenen Tatsache, daß nach allgemeiner Annahme des Altertums dem *ὀμφαλὸς γῆς* überall eine Höchstlage zugeschrieben wurde, so daß er auch von der Sintflut verschont blieb (ROSCHER, D. Omphalosgedanke S. 39f. S. 52 u. 59).

4) Das durch Intelligenz und Bildung ausgezeichnetste Volk bewohnt die Mitte, als welche von den Ägyptern die *καρδία*, von den Griechen (Ioniern) das Zwerchfell (*φρένες*, praecordia) betrachtet wird.

5) So kommt in beiden Fällen die Theorie vom Makro- und Mikrokosmos zustande.

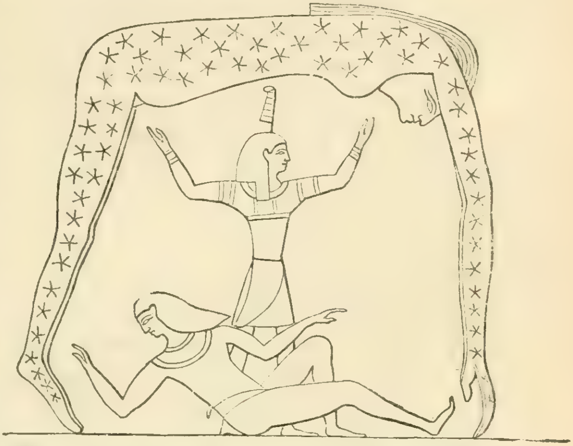


Fig. 2. Himmelsgöttin, mit Sternen bedeckt, Schu stehend und Erdgott liegend. Nach Brugsch, Religion und Mythologie der alten Ägypter. S. 210.

Daß eine so weit gehende Übereinstimmung keine zufällige sein kann, sondern eine entschiedene Abhängigkeit der einen Weltkarte von der andern voraussetzt, dürfte jedem Unbefangenen klar sein. Fragen wir jetzt nach der Zeit, der jene ägyptischen Bildwerke entstammen, so kann mit voller Sicherheit behauptet werden, daß die ihnen zugrunde liegende Vorstellung in ein so hohes Altertum hinaufreicht, daß eine Beeinflussung von seiten der Griechen (Ionier) vollkommen ausgeschlossen scheint und sicher das Umgekehrte anzunehmen ist. Denn nach den Darlegungen von Hugo Prinz (Altoriental. Symbolik, Berl. 1915, S. 16) und dem daselbst abgebildeten Deckengemälde im Grabe Ramses' IX. (s. Taf. VI, 2) läßt sich jene eigentümliche Vorstellung von der menschengestaltigen Erde bereits im 12.—11. Jahrhundert vor Chr. (vgl. Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. I § 268) nachweisen.[25]) Spätere Wiederholungen des gleichen Bildes sind nicht selten;

---

25) Vgl. auch Pietschmann bei Pauly-Wissowa I Sp. 985, 37 ff., der auf Denon, Voyage, Atlas; Lepsius, Denkmäler IV 35ᵇ usw. verweist.

das von mir in Abh. III Taf. II Fig. 1 u. Abh. I S. 12 aus Brugsch, Relig. u. Mythol. d. alt. Ägypter S. 211 entlehnte Gemälde entspricht so ziemlich dem Deckenbild im Pronaos des Tempels von Philae aus ptolemäischer Zeit (Prinz Taf. VIII Fig. 2): 'Himmelsgöttin nackt, auf ihrem Körper 24 Scheiben, in gleicher Form und Haltung wie die Himmelsgöttinnen auf Nr. 1 u. 2; auf ihrer r. Hand männliche Gottheit. Über ihr eine zweite nackte Himmelsgöttin in gleicher Form und Haltung, auf ihrem Körper zwei geflügelte Sonnenscheiben. Am Boden liegt der Erdgott (vgl. S. 22); über jeder Hand eine Sonnenscheibe. Der von den Göttinnen eingeschlossene Raum ist mit Sternen angefüllt ...' Das von mir in Abh. III Taf. II Fig. 2 nach Brugsch a. a. O. S 210 wiedergegebene Bild dagegen entspricht einigermaßen dem bei Prinz S. 16 nr. 6 und bei Lanzone, Dizionario Tav. CLX 1, nur daß hier Schu kniet, dort aber steht. Ähnlich auch Prinz S. 17 nr. 7 (Holzsarg der XXI. Dynastie)[26]) und nr. 8 (Holzsarg derselben Dyn.), nr. 9 = Lanzone Tav. CLVII, nr. 10 und Lanzone Tav. CLVIII, 2 usw.

Auf Grund aller dieser Darlegungen darf also mit ziemlicher Zuversicht behauptet werden, daß die in Rede stehende Vorstellung des ionischen Hebdomadikers nicht bloß auf altägyptischer Grundlage beruht, sondern wahrscheinlich auch in jener Zeit nach Ionien verpflanzt worden ist, als die Milesier unter Necho II. (609—595) und Amasis (569—526) viele militärische und kommerzielle Beziehungen zu Ägypten gewannen und eine bedeutende Niederlassung im Nildelta (Naukratis) gründeten[27]), das ist aber das Zeitalter des Thales und des Anaximandros, des Verfassers der ersten [?] von einem Ionier entworfenen Weltkarte [28])

26) Die XXI. Dynastie regierte bekanntlich vor 800 vor Chr. Vgl. E. Meyer, Gesch. d. Alt. I S. 479 u. § 350f.

27) Vgl. Ed. Meyer a. a. O. I § 468f. und § 500.

28) Vgl. H. Berger, Gesch. d. wissenschaftl. Erdkunde d. Griechen ² S. 2f., der annimmt, daß A. seine Karte noch vor 550 v. Chr. angefertigt und auf derselben außer der taurischen Halbinsel, der ägypti-

Mit noch viel größerer Sicherheit aber weisen folgende Tatsachen und Erwägungen auf Milet und die erste Hälfte des 6. vorchristlichen Jahrhunderts hin:

a) „Die Erdkarte unseres Autors ist für die Gesamtheit der griechischen Welt allerdings unvollständig, aber nach einem besonderen Prinzip, und wiederum vollständig, indem sie nur das Kolonial- und Handelsgebiet von Milet umfaßt, wie es sich im 6. Jahrh. entwickelt hatte“ (Drerup, Lit. Zentralbl. 1913 S. 1313).

b) „Sie ist verständlich nur vom Standpunkte α) des 6. Jahrh. vor Chr., β) eines Ioniers. Wenn nämlich Ionien hier das Zwerchfell der Erde genannt wird, so kann damit dieses Land nur als Mittelpunkt der Welt und der Sitz der höchsten Intelligenz und Kultur hingestellt sein. Denn diese altepische Bedeutung des Zwerchfells ergibt sich auch für unsern Verfasser aus der Stellung und Bedeutung des Mondes im Kosmos, die dem Zwerchfell im Körper entspricht“ (Drerup a. a. O.). S. ob. Anm. 13 u. Abh. II S. 16f.

c) Auch die Ignorierung des persischen Weltreichs und Athens, sowie des gesamten Westens, mit dem die Milesier direkt kaum verkehrten[29]), deutet auf das Milet der ersten Hälfte des 6. Jahrh.

---

schen Nordküste, den Syrten, Kleinasien usw. auch die auf unserer hebdomadischen Weltkarte noch fehlenden Halbinseln des südlichen Italiens und Attika zur Darstellung gebracht habe.

29) Natürlich brachten die Milesier, um das gefährliche Vorgebirge Maleia zu vermeiden, ihre für den Westen bestimmten Waren zur Weiterbeförderung durch die Korinthier nach dem Isthmos, der deshalb auch von unserem Kosmologen ausdrücklich trotz seiner räumlichen Beschränktheit auf seiner Weltkarte als ein Hauptpunkt genannt wird. Vgl. Busolt, Griech. Gesch [2] I S. 446. Neumann-Partsch, Physik. Geogr. v. Griechenl. S. 106 u. 142ff.: „Immer blieb für die griech. Küstenfahrt das Doublieren des Cap Malea eine schwierige Aufgabe. Dies war der Umstand, welcher im Altertum die Lage Korinths für den Handel so überaus wertvoll machte“ usw. Hierzu kommt noch die gewichtige Tatsache, daß die für die Schiffahrt und den Handel der Milesier (Ionier) bei weitem wichtigsten und häufigsten Winde die Nord- und Südwinde sind, während die für den Verkehr mit dem Westen nötig-

d) Die dem Hebdomadiker vorliegende Weltkarte hat augenscheinlich nur die von den Milesiern zwischen Ägypten und der Maiotis einerseits und zwischen Milet und der Peloponnes (oder Isthmos) anderseits befahrenen Schiffsrouten enthalten und ist demnach mehr eine See- als eine Erdkarte gewesen. So erklärt sich ganz einfach die sonst unbegreifliche Tatsache, daß unser Kosmologe nur 4 Länder aber 6 Meere nennt, die jedoch alle im Bereiche des altmilesischen Seehandels — man denke an die *Ἀειναῦται* Milets! — lagen.

e) Auch die aus dem 6. Jahrh. stammenden und von v. Stern (Klio IX [1909] S. 141) beschriebenen Grabfunde, die den milesischen Kolonien Südrußlands verdankt werden, bezeichnen fast denselben geographischen Kreis wie die Weltkarte unseres Kosmologen. Dort fanden sich nämlich zahlreiche Naukratisscherben, rhodische Teller (vgl. Poulsen, D. Orient u. die frühgriech. Kunst S. 91f.), klazomenische und altmilesische Gefäße, korinthische Scherben, ägyptische Skarabäen und schwarzfigurige attische Scherben, die wahrscheinlich von den Milesiern importiert waren.[30]) Erst zu Ende des 6. Jahrh. (wohl nach der Zerstörung Milets) wird diese ionische Kultur durch den überhand nehmenden attischen Einfluß verdrängt.

b) Die Weltkarte und Erdkunde des Pythagoras und seiner ältesten Schüler.

Zwar ist uns von der Erdkunde und Weltkarte des Pythagoras und seiner ältesten Schüler direkt wenig Authen-

---

sten Ost- und Westwinde nur eine ganz geringe Rolle spielen. Vgl. Roscher, Abh. II S. 82f. u. A. Mommsen, Griech. Jahreszeiten 4 S. 450. Neumann-Partsch, Phys. Geogr. v. Griechenl. S. 97 u. 125.

30) Vgl. dazu auch Perrot-Chipiez, Hist. de l'art d. l'ant. X (1914) über die nur in Attika und Aigina gefundenen 'protoattischen' Vasen (bis Beginn d. 6. Jahrh.), die einer Zeit angehören, als Athen (im Gegensatz zu Ionien, Korinth, Chalkis, Aigina) noch keinen überseeischen Handel trieb: Lit. Zentralbl. 1918 Sp. 1069.

tisches überliefert worden[31]), aber wir können doch aus ganz bestimmten Tatsachen durchaus sicher schließen, daß ihre Erdkarte ganz anders, und zwar viel vollständiger und moderner, ausgesehen haben muß als die altmilesische, nur das Handels- und Kolonialgebiet der Milesier berücksichtigende unseres Hebdomadikers. Denn daß bei ihrem auf Gewinnung eines umfassenden Weltbildes[32]), sowie auf die Lösung der damit zusammenhängenden geometrischen und arithmetischen Probleme gerichteten Streben Pythagoras und seine ältesten Schüler nach dem Vorgange des Anaximandros kaum auf den Entwurf einer Weltkarte verzichtet haben können, dürfte schon von vornherein einleuchtend sein. Vor allem läßt sich schon von Pythagoras selbst mit größter Zuversicht behaupten, daß er, der als reifer Mann von ungefähr 40 Jahren während der Regierung des Polykrates Samos verlassen hat, um nach Unteritalien auszuwandern, unmöglich das persische Weltreich und den Westen ebenso wie der Hebdomadiker ignorieren konnte, wenn er seine geographischen Kenntnisse zum Entwurfe einer Erdkarte oder einer Übersicht über die ihm bekannten Länder und Völker der damaligen Oikumene verwerten wollte. Denn er erlebte ja zweifellos nicht bloß die Eroberung Lydiens und Ioniens durch Kyros (546), sondern auch die Stellung einer samischen Hilfsflotte für Kambyses seitens des Polykrates (525); vgl.

31) Eine ziemlich deutliche Spur von der einstigen Existenz einer pythagoreischen Welt- oder Erdkarte erblicke ich in dem wahrscheinlich aus Varro stammenden Zeugnis des Martianus Capella VI 609 (198 G): Quarum regionum habitus [gemeint sind die Erdzonen] prodidit doctissimus Pythagoras. Vgl. dazu auch Plut. de plac. philos. 2, 10: *Πυθαγόρας, Πλάτων, Ἀριστοτέλης δεξιὰ τοῦ κόσμου τὰ ἀνατολικὰ μέρη, ἀφ' ὧν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως, ἀριστερὰ δὲ τὰ δυτικά.* Zum Verständnis verweise ich auf Heidel, Class. Philology X (1915) S. 227 (ob. Anm. 18). — Verkehrt Lobeck, Agl. S. 924 Anm. [b] und danach Röth, Abendl. Philos. II[a], 962[b]. 314. S. Zeller a. a. O. [5] I, 321 Anm. Mehr unt. Anhang IV.

32) Vgl. Rohde, Psyche [2] II, 159, 3. 168. Gomperz, Griech. Denker [1] I S. 95f.

Herod. 3, 44. Hierzu kommt noch die hohe Wahrscheinlichkeit, 'daß Pythagoras als Adept der mathematischen Wissenschaft das Heimatland derselben, Ägypten, besucht hat, wohin noch ein und zwei Jahrhunderte später ein Platon und Eudoxos in gleicher Absicht ihre Schritte lenkten, und wo er nicht bloß ägyptische, sondern auch persische und babylonische Religion, Wissenschaft und Kultur kennen lernen konnte' (GOMPERZ, Griech. Denker[1] I S. 82 u. 433f.). Und ebenso spricht nach GOMPERZ (a. a. O. S. 82) alle Wahrscheinlichkeit dafür, 'daß der bildungsbedürftige Grieche auch Babylon selbst, die Stätte uralter Kultur und Wissenschaft (Astronomie!), besucht und dort einheimische sowohl als fremde Überlieferungen aufgelesen hat'.[33]) Ich erinnere hier vor allem an die bekannten Urteile des Herakleitos[34]), Empedokles und Ion über Pythagoras, die von seiner *πολυμαθίη*, seinem übermenschlichen vielseitigen Wissen (*περιώσια εἰδώς·*

---

33) Ich denke dabei in erster Linie an die von GOMPERZ a. a. O. S. 103 richtig hervorgehobene merkwürdige Übereinstimmung seiner Lehre von der Seelenwanderung mit den Vorstellungen der Inder, von denen Pythagoras leicht „durch persische Vermittlung" Kenntnis erhalten konnte. Daß gerade die Heimatinsel des Pyth., Samos, alte Handelsverbindungen mit Indien besaß, beweist vor allem die unzweifelhaft aus Indien stammende Pfauenzucht, die im samischen Heraion, dem s. Z. größten und berühmtesten Tempel von Hellas, gepflegt wurde (HEHN, Kulturpflanzen u. Hausthiere [2] S. 305f.). Wie HEHN (S. 304) bemerkt, stammen aber nicht bloß die prächtigen Pfauen, sondern auch „das blanke Gold, die blitzenden Edelsteine, das weiße Elfenbein und das schwarze Ebenholz", lauter Gegenstände, die schon dem Homer bekannt waren, aus Indien und sind den Ioniern sicher durch den Handel mit den östlichen Völkern (Phöniziern, Syrern usw.) zugekommen.

34) Diog. L. 9, 1 (= DIELS, Vorsokr. I S. 68, 8): *πολυμαθίη νόον ἔχειν οὐ διδάσκει· Ἡσίοδον γὰρ ἂν ἐδίδαξε καὶ Πυθαγόρην αὖτίς τε Ξενοφάνεα καὶ Ἑκαταῖον.* Man bedenke, daß Hekataios ebenso wie Xenophanes weit gereist war (GOMPERZ, Gr. D. I S. 205f.) und so außerordentlich vielseitige Kenntnisse gewonnen hatte (vgl. für Xenoph. GOMPERZ, Griech. Denker [1] I, 129). Auch von 'Hesiod' gab es eine *Περίοδος γῆς* (nach Strab. 7, 302), die auf weite Reisen schließen ließ.

ῥεῖ' ὅ γε τῶν ὄντων πάντων λεύσσεσκεν ἕκαστον)[35]) klares Zeugnis ablegen, Eigenschaften, die er sich kaum anders als durch umfassende Bereisung der damaligen Welt erwerben konnte. Und selbst wenn — aller Wahrscheinlichkeit zuwider — die ausdrücklichen Zeugnisse für die Reisen des Pythagoras sämtlich auf Fälschung oder Übertreibung beruhen sollten, so waren doch auf jeden Fall seit der Unterwerfung Lydiens und Ioniens durch Kyros die Grenzen der persischen Macht so weit vorgeschoben, daß selbst auf den Inseln die Gewalt der neuen Weltmonarchie drückend gefühlt werden mußte. „Zu einer Zeit, da Polykrates nicht umhin konnte, dem Kambyses eine Hilfsflotte für den Zug nach Ägypten zu stellen (Herod. 3, 44), hätte sich der Samier Pythagoras wie sein sagenhafter Sklave Zalmoxis auf Jahre unter die Erde verkriechen oder wie Epimenides auf 50 Jahre schlafen legen müssen, wenn er es vermeiden wollte, zwei Stunden Segelfahrt von seiner engsten Heimat entfernt mit der persischen Küstenbesatzung zusammenzutreffen und dort jenen Pyraithoi zu begegnen, ohne deren Beistand kein gültiges Opfer gebracht werden konnte (Herod. 1, 132).“ Wie Eisler (Weltenmantel u. Himmelszelt S. 733f.) mit Recht bemerkt, ist es wirklich ziemlich gleichgültig, ob man an weite Bildungsreisen des Pythagoras glaubt oder nicht, hatte er doch ebenso wie Thales und Pherekydes, auch ohne weite Reisen zu unternehmen, schon in der Heimat oder in deren unmittelbarer Nachbarschaft [ebenso wie in Ägypten] reichliche Gelegenheit, mit kappadokischen „Magiern“ und wandernden ‘Chaldäern’ zusammenzutreffen und von ihnen allerlei wertvolle astronomische (und geographische) Kunde einzuheimsen. Genau dasselbe gilt natürlich in noch höherem Maße als von dem Meister selbst von seinen ältesten Schülern, zu denen unter anderen auch Demokedes, der aus Knidos stammende berühmte krotoniatische Leibarzt des Polykrates und Dareios, gehörte.[36])

35) Empedokl. fr. 129 Diels (Vorsokr. I S. 211).

36) Vgl. die Zeugnisse bei Diels, Vorsokr. I S. 32f. u. II, 1 S. 656. Roscher, Hebdomadenlehren S. 24 Anm. 31 u. unt. S. 28 Anm. 49.

Zu demselben Ergebnis, daß Pythagoras und seine älteste Schule bei der Schaffung ihres Weltbildes unmöglich Persien und den gesamten Westen ebenso wie der hebdomadische Kosmolog ignorieren konnten, gelangen wir, wenn wir die uns aus zahlreichen Bruchstücken und gewissen Andeutungen Herodots leidlich bekannte Weltkarte (*περίοδος γῆς*) des Hekataios, eines jüngeren Zeitgenossen des Pythagoras, in Betracht ziehen.[37])

Wie ich bereits in einem „Das Alter der Weltkarte in Hippokrates' *π. ἑβδομάδων* und die Reichskarte des Darius Hystaspis" betitelten Aufsatze des Philologus (LXX = N. F. XXIV, 4 S. 529ff.) nachgewiesen habe, lehrt ein Vergleich der Weltkarte des Hippokrateers mit den beiden bekannten Erdkarten des Hekataios und Darius Hystaspis unzweifelhaft das höhere Alter der ersteren. Von der Erdkarte des Hekataios erfahren wir aus Herodot, daß sie um 500, also kurz vor der Zerstörung Milets durch die Perser, in einem bronzenen Exemplar von Aristagoras dem Spartanerkönig Kleomenes vorgelegt wurde, um diesen zu einem Zuge nach Susa zu veranlassen (a. a. O. S. 532). Zu diesem Zwecke werden, dem Zusammenhange und der Absicht des Aristagoras entsprechend, nur die östlichen Länder zwischen der Küste Kleinasiens und Persien aufgezählt, nämlich Ionien, Lydien, Phrygien, Kappadokien, Kilikien, Kypros, Armenien, Matiene, Kissien. Auch muß jene Erztafel, wie aus Herod. 5, 52 (vgl. 5, 36) hervorgeht, die sämtlichen Wege und Rasten zwischen Sardes und Susa nebst Angaben über die Entfernungen in Parasangen enthalten haben, was doch wohl mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen läßt, daß dem Zeichner persische Quellen (Itinerarien und Wegkarten) zur Verfügung gestanden haben.[38]) Da nun aber nach den Darlegungen

37) Nach SIEGLIN bei H. PHILIPP in der Wochenschr. f. klass. Philol. 1915 Nr. 30 Sp. 697f. hat Hekataios seine Weltkarte nebst Kommentar etwa 516 v. Chr. herausgegeben. Seine Vorarbeiten dazu reichen natürlich in viel frühere Jahre zurück.

38) Vgl. Herod. 5, 36: *Ἑκαταῖος δ' ὁ λογοποιὸς . . . οὐκ ἔα πόλεμον*

Jacobys im Artikel Hekataios bei Pauly-Wissow a die περίο δος γῆς, deren ursprüngliche Bedeutung Heraklit und Herodot indirekt bezeugen, im ganzen 5. Jahrh. unzweifelhaft „das geographische Hauptbuch“ war und als solches von Aischylos, dem Autor περὶ ἀέρων, ferner von Herodot, Hellanikos, Damastes (der τὰ πλεῖστα ἐκ τῶν Ἑκαταίου μεταγράψας Περίπλουν ἔγραψεν: Agathem. 1, 1) einerseits aufs stärkste ausgebeutet oder als Ausgangspunkt der weiteren Arbeit benutzt, anderseits zum Hauptzielpunkt gegen das ionische Weltbild gemacht wurde, so leuchtet ohne weiteres ein, daß weder Pythagoras selbst noch seine ältesten Schüler, die größtenteils dem griechischen Westen angehörten, eine bereits vollkommen veraltete, im Grunde nur die Schiffsrouten der ältesten Milesier berücksichtigende Weltkarte ihrem Weltbilde und ihrer Erdkunde (Erdbeschreibung) zugrunde legen konnten. Was aber von den ältesten Pythagoreern gilt, das gilt natürlich erst recht von den jüngeren, z. B. von Philolaos, dem Zeitgenossen des Sokrates, der ganz gewiß ebenso wie Aischylos, Herodot usw. bei seinen etwaigen geographischen Erörterungen die περίοδος γῆς des Hekataios benutzt hat. Wie vortrefflich man etwa in Philolaos' Zeit in Unteritalien über persische Verhältnisse orientiert war, das lehrt vor allem die berühmte aus Canosa stammende Dareiosvase, die uns den persischen Großkönig mit seinem Hofe und seinen Finanzbeamten in überaus charakteristischen Darstellungen vorführt.

Derselben Zeit und wahrscheinlich pythagoreischer Lehre gehört auch die zuerst bei dem Dichter der mittleren Komödie Alexis (seit 384 v. Chr.), ferner bei Timaios, Aristoteles usw.[39]) auftauchende Theorie von den sieben größten

---

βασιλέι τῷ Περσέων ἀναιρέεσθαι, καταλέγων τά τε ἔθνεα πάντα τῶν ἦρχε Δαρεῖος καὶ τὴν δύναμιν αὐτοῦ. Vgl. damit das weiter unten über die Länder- und Völkerverzeichnisse des Dareios Gesagte.

39) Vgl. Alexid. fr. 3 p. 517 Mein. Timaios b. Strab. 654. Ps.-Aristot. mirab. ausc. 88. 'Aristot.' de mundo p. 393 a 12. Hyg. f. 276. Latercul. Alex. ed. Diels p. 10. — S. auch Berger a. a. O. S. 42f.

Inseln (Sardinien, Sizilien, Cypern, Kreta, Euboia, Korsika, Lesbos) an. Die Entstehung dieser Theorie dürfte, da sie bereits zu Alexis' Zeit in Athen ganz populär war, wohl sicher ins 5. Jahrhundert zu setzen sein, und der Verfasser der Schrift π. ἑβδομάδων würde sie sich bei seinem offenkundigen Streben, möglichst alle anerkannten Hebdomaden zu sammeln und zu verwerten, gewiß nicht haben entgehen lassen, wenn er sie gekannt hätte. Da nun aber die westlichen Inseln dieser Gruppe, nämlich Sizilien, Sardinien und Korsika notwendig zu dieser Theorie gehören, so läßt sich schon aus deren Ignorierung von seiten des Hebdomadikers der Schluß ziehen, daß er von jenen westlichen Inseln noch keine rechte Kenntnis hatte, während eine solche für Pythagoras und seine älteren Schüler sicher vorausgesetzt werden muß. Das erscheint um so gewisser, da wir ja positiv wissen, wie hoch gerade die Siebenzahl von ihnen bewertet worden ist.[40])

Aber wir besitzen noch weitere unzweifelhafte Zeugnisse für das hohe Alter der hebdomadischen Weltkarte und ihren vorpythagoreischen Ursprung. Ich meine die den größten Teil der gegen Ende des 6. Jahrh. bekannten Erde umspannende Reichskarte des Darius Hystaspis, deren Umfang und viele darin enthaltene Einzelheiten wir aus mehreren von diesem großen Herrscher hinterlassenen und sicher auch Hekataios, den Pythagoreern usw. bekannten Monumenten erschließen können. Das wichtigste von diesen ist die große durch die Trachtenbilder aller von Dareios unterworfenen Völkerstämme illustrierte Inschrift vom Grabe des Großkönigs zu Susa, über deren Bedeutung für unsere Frage ich bereits im Philologus LXX (N. F. XXIV S. 533ff.) gehandelt habe. Hier heißt es (nach Weissbach, Abh. d. philol.-histor. Klasse d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. Bd. 29 Nr. 1 Leipz. 1911) in § 3:

„Es spricht Darius der König: Nach dem Willen Ahuramazdas (waren es) diese Länder, die ich (in Besitz) nahm außerhalb von Per-

40) S. unten Kap. II^b a. E.

sien; ich herrschte über sie; sie brachten mir Tribut; was von mir gesagt wurde, das taten sie; mein Gesetz hielt sie (in Schranken): Medien, Huuağa [= Elam], Parthien, Areia, Baktrien, Sogdiana, Chorasmien, Drangiana, Arachosien, Sattagydien, Gandāra, Indusland, die amyrgischen Saken, die Saken mit spitzen Mützen, Babylonien, Assyrien, Arabien, Ägypten, Armenien, Kappadokien, Sparda [= Sardes, Lydien], Ionien [in Kleinasien], die Saken jenseits des [Schwarzen] Meeres, Skudra, die Schilde [d. i. schildartige Kopfbedeckungen = *καυσίαι, πέτασοι*] auf den Köpfen tragenden Ionier [gemeint sind die Hellenen in den Kolonien am Schwarzen Meere, in Thrakien, Makedonien usw.], Pūt, Kūš, Makiia, Karka [4 afrikanische Völker]. —

§ 4. Es spricht Darius der König: Als Ahuramazda diese Erde durch Kampf verwirrt sah, da übertrug er sie mir, machte mich zum König: ich bin König . . . . Wenn du nun denkst: 'Wie vielfach (waren) jene Länder, die Darius der König besaß?', (so) betrachte die Bilder die den Thron tragen.[41]) Da wirst du erfahren: . . . Des persischen Mannes Lanze ist weithin gegangen. Dann wird dir kund werden: Der persische Mann hat fern von Persien den Kämpfenden geschlagen" . . . .

Ein zweites, ebenfalls eine Art Reichskarte des Darius darstellendes Monument lernen wir aus Herodot 4, 87 kennen. Hier wird berichtet, daß Darius nach dem Übergang über den durch das technische Geschick des Mandrokles von Samos, also eines speziellen Landsmannes des Pythagoras, überbrückten Bosporus bei Byzanz zwei Stelen errichten ließ, die eine mit einer persisch-assyrischen, die andere mit einer griechischen (d. i. ionischen) Inschrift. Beide enthielten ein genaues Verzeichnis aller Völker, welche im Heereszuge des D. gegen die Skythen (514 v. Chr.) vertreten waren; er führte aber alle mit sich, die er beherrschte, darunter zahlreiche Ionier (Herod. 4, 89. 133. 136f.). Es braucht kaum noch besonders dargelegt zu werden, wie klar und deutlich auch diese Tatsache gegen die Annahme spricht, daß der ionisch schreibende Verfasser der hebdomadischen

---

41) Jede der hier dargestellten 28 + 2 = 30 Figuren ist mit einer erklärenden Inschrift versehen, die mit der oben mitgeteilten Gesamtaufzählung in Reihenfolge und Benennung übereinstimmt. Auch erscheint jeder Vertreter einer Völkerschaft in der für diese charakteristischen Tracht.

Kosmologie erst der Zeit nach Pythagoras und Dareios oder gar, wie Diels und Boll meinen, erst zwischen 450 und 350 angehört habe, weil eine derartige Ignorierung des persischen Weltreichs gerade seitens eines wissenschaftlich gebildeten Ioniers ganz unglaublich und unmöglich erscheint.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der wesentlich nach geographischen Gesichtspunkten vorgenommenen Einteilung des Perserreichs unter Darius in Steuerkreise, die uns Herodot (3, 90ff.) überliefert hat. Da hier in erster Linie die Ionier, Magneten, Aioler, Karer, Lykier, Myser, Lyder, Hellespontier erwähnt werden, so konnte ein ionischer Philosoph oder Arzt jener Zeit (oder etwas später), der eine Weltkarte entwerfen wollte, unmöglich das persische Reich ignorieren, dessen Macht und Größe er selbst als Steuerzahler nur zu deutlich empfinden mußte. Es ist daher aus solcher Ignorierung wiederum kein anderer Schluß zu ziehen als der, daß sie nur zu einer Zeit möglich war, als die persische Herrschaft sich noch nicht bis nach Lydien und Ionien erstreckt hatte. Daraus folgt aber wieder mit unumstößlicher Gewißheit, daß der Verfasser unserer hebdomadischen Weltkarte unmöglich ein Pythagoreer gewesen sein oder unter pythagoreischem Einfluß gestanden haben kann, sondern vielmehr der Zeit **vor** 546 angehört haben muß.

Daß die Weltkarte des Pythagoras und seiner ältesten Schule ganz anders ausgesehen hat als die des Hebdomadikers, läßt sich aber noch auf einem ganz anderen Wege wahrscheinlich machen.

Jede geographische Karte, vor allem aber eine Weltkarte muß ein Zentrum (ὀμφαλός) haben, da sie ursprünglich nach dem Prinzip der Windrose entworfen ist.[42]) Unser

42) Vgl. Plin. h. n. 18, 326ff.: Ventorum [ratio] paulo scrupulosior. Observato solis ortu quocunque die libeat, stantibus hora diei sexta (= meridie) sic, ut ortum eum a sinistro humero habeant, contra mediam faciem meridies et a vertice septentrio erit. Qui ita limes per agrum curret, cardo [= ἄξων, axis, πόλος = διάφραγμα b. Dikaiarch; vgl. Roscher, Abh. V S. 118 A. 173] appellabitur. Circumagi deinde

altmilesischer Hebdomadiker hatte für seine Weltkarte deren Omphalos augenscheinlich in Ionien, d. h. wahrscheinlich in Milet-Branchidai, angenommen, wie ich wiederholt ausgeführt habe, da sich die Bezeichnung Ioniens als 'Zwerchfell' der Welt gar nicht anders erklären läßt.[43]) Es fragt sich nunmehr: welches war der Omphalos der vorauszusetzenden Weltkarte des Pythagoras und seiner ältesten Schule? Die Antwort lautet: es kann kaum zweifelhaft sein, daß das Zentrum der pythagoreischen Weltkarte nicht wie bei dem Hebdomadiker und wahrscheinlich auch bei Hekataios (Anm. 43) in Ionien, also etwa in Milet-Branchidai, sondern vielmehr in Delphi anzunehmen ist. Die Gründe, die dafür sprechen, sind kurz folgende:

Nach allem, was wir von Pythagoras und seinen ältesten Schülern wissen, kann nicht bezweifelt werden, daß sie zu Delphi und nicht etwa zu Branchidai, dem Hauptkonkur-

---

melius est, ut umbram suam quisque cernat; alioquin post hominem erit. Ergo permutatis lateribus, ut ortus illius diei a dextro humero fiat, occasus a sinistro, tunc erit hora sexta, cum minima umbra contra medium fiet hominem. Per huius mediam longitudinem duci sarculo sulcum vel [vom?]ere lineam, verbi gratia, pedum XX conveniat, mediamque mensuram, hoc est in decimo pede circumscribi circulo parvo, qui vocetur umbilicus etc. Ein etwas vervollkommneteres Verfahren schildert uns Vitruvius I, 6, 6 u. 12 und dazu REHM, Griech. Windrosen. Münch. 1916 S. 12f. ROSCHER in Wochenschr. f. klass. Philol. 1917 Sp. 849. S. auch LELEWEL, Géogr. du moyen âge I Proll. p. LXXX u. I p. 27 Anm. 46. II p. 134. ROSCHER, D. Omphalosgedanke S. 100. S. auch BERGER, Gesch. d. Erdkunde ² S. 111 ob. über die Notwendigkeit für jeden Geographen, einen Omphalos für seine Erdkarte anzunehmen.

43) Vgl. Omphalos S. 38ff. Neue Omphalosstudien S. 29. Neuerdings hat JACOBY in seinem gründlichen Artikel 'Hekataios' bei PAULY-WISSOWA-KROLL VIII, 2 Sp. 2703, 15 u. 2706 die bestimmte Vermutung ausgesprochen, daß auch für dessen Weltkarte der Omphalos nicht in Delphi, sondern in Ionien lag. Dafür spricht auch der Umstand, daß Ionien tatsächlich in der Mitte zwischen Ägypten und den milesischen Kolonien am Pontos Euxeinos und der Maiotis gelegen ist und infolgedessen ein mittleres, gemäßigtes Klima besitzt. Vgl. ROSCHER, Omphalos S. 39 A. 74.

renten Delphis in älterer Zeit[44]), in allerengsten Beziehungen gestanden haben. Das erhellt:

a) aus einer Quelle ersten Ranges, nämlich aus Aristoxenos bei Diog. L. 8, 8 (u. 21): *φησὶ δὲ καὶ Ἀριστόξενος τὰ πλεῖστα τῶν ἠθικῶν δογμάτων λαβεῖν τὸν Πυθαγόραν παρὰ Θεμιστοκλείας* [wohl einer Pythia] *τῆς ἐν Δελφοῖς.*[45])

b) aus der übereinstimmend von Porphyrios (vita Pythagor. 2) und Iamblichos (v. Pyth. 5 u. 6) überlieferten Sage, daß Pythagoras eigentlich der Sohn des pythischen Apollon und der ursprünglich *Παρθενίς*, später dem pythischen Apollon zu Ehren *Πυθαΐς* genannten Gattin des Mnesarchos gewesen sei. Dafür beruft sich der in diesem Falle indirekt aus Timaios schöpfende Iamblichos[46]) auf einen samischen Dichter und außerdem auf Epimenides, Eudoxos und Xenokrates. Ja nach Aristot. b. Ael. v. h. 2, 26 sollte Pythagoras von den Krotoniaten geradezu als *Ἀπόλλων Ὑπερβόρειος* verehrt und gepriesen worden sein, eine Sage, die, wie CRUSIUS im Artikel Hyperboreer des Lexikons d. Mythol. dartut, ebenfalls auf Delphi und die dort lokalisierte Hyperboreersage zurückweist.[47]) Ich kann also durchaus nicht ROHDE (Kl. Schr. II, 123) beistimmen, wenn er diese Legenden als Autoschediasmen des Apollonios von Tyana behandelt, glaube vielmehr mit BERTERMANN (a. a. O.) und anderen, daß der von Iamblichos in diesem Falle benutzte

---

44) ROSCHER, Abh. III S. 26f. u. Omphalos S. 44 A. 86.

45) Vgl. auch Suid. s. v. *Πυθαγόρας* p. 550 B: *τὰ δὲ δόγματα ἔλαβε παρὰ τῆς ἐν Δελφοῖς* [Hss. *ἀδελφῆς*] *Θεοκλείας.*

46) S. BERTERMANN, De Iamblichi vitae Pythag. fontibus. Dissert. Königsberg 1913 p. 40. DIELS, Vorsokr. II, 1 S. 700. — BERTERMANN (S. 40, 1) verweist für Timaios und dessen Tendenz, in seiner Geschichte die göttliche Vorsehung, soweit sie sich in den Orakeln offenbart, zu verherrlichen, auch auf Wachsmuth, Einleit. in d. Studium d. alt. Gesch. S. 551 ff. Vgl. auch Tim. fr. 60.

47) Vgl. auch Timaios b. Iamblichos a. a. O. 91 u. 93: *Ἄβαρις* (der Hyperboreer) *αὐτὸν* [*τ. Πυθαγ.*] *ὄντως Ἀπόλλωνα πιστεύσας.* Luc. dial. mort. 10, 3. Gall. 16.

Apollonios von Tyana einfach das ihm von Timaios dargebotene Legendenmaterial übernommen und weitergegeben hat.

c) Auch der Tempel, den Mnesarchos, der Vater des Pythagoras, zu Samos dem Apollon Pythios zu Ehren erbaut haben sollte, deutet auf enge Beziehungen des Pythagoras und seiner Familie zu Delphi (Pytho) hin (Timaios b. Iamblich. a. a. O. 9).

d) Schon Ankaios, der mythische Urahn des Pythagoras, sollte ein besonderer Verehrer des pythischen Apollon gewesen sein und auf dessen Befehl von Kephallenia eine Kolonie nach Samos geführt haben.[48])

e) Auch der Name des Pythagoras soll mit einem pythischen Orakel zusammenhängen, das dem Vater Mnesarchos, als er gerade in Delphi weilte, die Pythia erteilt habe. Timaios bei Iambl. a. a. O. 6: *τὸν γενόμενον υἱὸν Πυθαγόραν προσηγόρευσεν, ὅτι ἄρα ὑπὸ τοῦ Πυθίου προηγορεύθη αὐτῷ.*

---

48) Timaios b. Iambl. a. a. O. 3: *Λέγεται . . Ἀγκαῖον, τὸν κατοικήσαντα τὴν Σάμον τὴν ἐν τῇ Κεφαλληνίᾳ, γεγεννῆσθαι μὲν ἀπὸ Διός . . . Τούτῳ δὲ γενέσθαι χρησμὸν παρὰ τῆς Πυθίας, συναγαγεῖν ἀποικίαν ἐκ τῆς Κεφαλληνίας καὶ ἐκ τῆς Ἀρκαδίας καὶ ἐκ τῆς Θετταλίας, καὶ προσλαβεῖν ἐποίκους παρά τε τῶν Ἀθηναίων καὶ παρὰ τῶν Ἐπιδαυρίων καὶ παρὰ τῶν Χαλκιδέων, καὶ τούτων ἁπάντων ἡγούμενον οἰκίσαι νῆσον τὴν δι' ἀρετὴν τοῦ ἐδάφους καὶ τῆς γῆς Μελάμφυλλον καλουμένην, προσαγορεῦσαί τε τὴν πόλιν Σάμον ἀντὶ τῆς Σάμης τῆς ἐν Κεφαλληνίᾳ. Τὸν μὲν οὖν χρησμὸν συνέβη γενέσθαι τοιοῦτον·*

Ἀγκαῖ', εἰναλίαν νῆσον Σάμον ἀντὶ Σαμης σε ‖ Οἰκίζειν κέλομαι· Φυλλὰς δ' ὀνομάζεται αὕτη. — Τοῦ δὲ τὰς ἀποικίας ἐκ τῶν τόπων τῶν προειρημένων συνελθεῖν σημεῖόν ἐστιν οὐ μόνον αἱ τῶν θεῶν τιμαὶ καὶ θυσίαι, διότι μετηγμέναι τυγχάνουσιν ἐκ τῶν τόπων, ὅθεν τὰ πλήθη τῶν ἀνδρῶν συνῆλθεν, ἀλλὰ καὶ ⟨αἱ⟩ τῶν συγγενειῶν καὶ τῶν μετ' ἀλλήλων συνόδων, ἃς ποιούμενοι οἱ Σάμιοι τυγχάνουσι. Alle diese Notizen über die Kolonisierung von Samos machen den Eindruck guter und echter Lokalüberlieferung, die durch anderweitige Nachrichten Bestätigung erhalten (vgl. Apollod. fr. 180: alte Beziehungen der Samier zum delphischen Orakel. Pherecyd. fr. 111: Ankaios, Herrscher von Samos. Strab. 637: Samos = *Μελάμφυλλος* und *ἀποικία ἐξ Ἰθάκης καὶ Κεφαλληνίας* etc.).

f) Hierzu kommen schließlich noch die vielfachen bekannten z. T. sehr alten Beziehungen Krotons und Metaponts, der beiden Hauptwirkungsstätten des Pythagoras in Unteritalien, zum delphischen Orakel.[49])

Auf Grund aller dieser untereinander trefflich übereinstimmenden Zeugnisse läßt sich wohl mit voller Sicherheit behaupten, daß Pythagoras und seine Schule, wenn sie es nicht mit der auf ihre Omphalostheorie höchst eifersüchtigen delphischen Priesterschaft gründlich verderben wollten, zum Mittelpunkt ihrer Weltkarte nur Delphi (nicht aber Branchidai oder Delos) erwählen konnten. Ich nehme also an, daß Agathemerus (1, 1), wenn er behauptet, daß auf den ältesten Weltkarten Delphi als *ὀμφαλός* figuriert habe, dabei vorzugsweise an die Pythagoreer gedacht hat, während Anaximander, Hekataios (s. ob. S. 20f.) und unser Hebdomadiker natürlich das ihnen viel bequemer gelegene Branchidai, den Hauptkonkurrenten des delphischen Orakels in älterer Zeit, zum Zentrum ihrer Weltkarten gemacht hatten.[50a]) S. Omphalos S. 36 f.

49) Vgl. O. Müller, Dorier I, 263f. Gruppe, Rel. u. Mythol. I, 369, 4 u. II, 1257, 4. Crusius im Art. Hyperboreer des Lex. d. Mythol. I, 2806ff. 2822f. M. Mayer ebenda 2838, 16ff. Der Dreifuß auf den Münzen von Kroton (Head, Hist. Num. 84) ist natürlich der delphische; vgl. dazu Lobeck, Aglaoph. 386 p. — Über das von Metapont nach Delphi geweihte *χρυσοῦν θέρος*, das auch oft auf Münzen erscheint, s. Strab. 264: *οὓς* [die Metapontiner] *οὕτως ἀπὸ γεωργίας εὐτυχῆσαί φασιν ὥστε θέρος χρυσοῦν ἐν Δελφοῖς ἀναθεῖναι.* Als Gründer (*οἰκιστής*) von Metapont galt *Δαύλιος ὁ Κρίσης τύραννος τῆς περὶ Δελφούς, ὥς φησιν Ἔφορος* (Strab. 265). Auch gab es in Kroton ein *Πύθαιον*, in dem Pythagoras vor den *παῖδες* gepredigt haben soll (Timaios b. Iambl. a. a. O. 50 u. bei Athen. 522[c]: *Περσικὴν ἔχων στολὴν περιέρχεται* [*ὁ Δημοκήδης*] *ταῖς ἑβδόμαις* [d. h. an den apollinischen Festtagen] *τοὺς βωμοὺς μετὰ τοῦ πρυτάνεως.* Vgl. dazu Abh. II S. 24 Anm. 31.

50a) Wer etwa gegen obige Annahmen geltend machen will, daß die Annahme eines Erdnabels mit der pythagoreischen Lehre von der Kugelgestalt der Erde in schroffem Widerspruch stehe, der sei auf meine Darlegungen im Omphalos S. 41ff. verwiesen, wo ich ausgeführt habe, daß der Ausgleich der beiden entgegengesetzten Anschauungen

Der Anstoß, den man etwa an dem Umstande nehmen könnte, daß ja nach pythagoreischer Theorie die Erde eine Kugel und keine Scheibe mit einem Zentrum in der Mitte war, läßt sich leicht durch zwei Erwägungen beseitigen.[50]) Erstens durch den Hinweis darauf, daß noch heute alle geographischen Karten (im Gegensatze zu den Globen) die Erdoberfläche nur als Fläche (nicht als Ausschnitt eines Kugelmantels) darstellen können und infolgedessen auch ein Zentrum aufweisen müssen, und zweitens, daß schon im klassischen Altertum nach dem Entstehen der Lehre von der Erdkugel, um einen Ausgleich mit der Theorie von der Erdscheibe und deren Omphalos zu erzielen, die Annahme einer Erdachse (*ἄξων*, *πόλος*) aufgekommen ist, als deren Endpunkt gewissermaßen der *ὀμφαλὸς γῆς* gelten konnte. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dürfen wir die Pythagoreer als die eigentlichen Urheber dieser Theorie bezeichnen (vgl. z. B. den 'Pythagoreer' Hiketas b. DIELS, Vorsokr. I S. 265, 20ff., und mehr b. ROSCHER, Omphalos S. 40 ff. u. Anm. 79). Vgl. unt. Anh. IV.

---

einfach durch die Annahme eines *μεσόμφαλος ἄξων* (= *πόλος*, axis), d. i. einer Erdachse, bewirkt wurde, die durch den *ὀμφαλὸς γῆς* hindurchging. Wahrscheinlich hat schon vor Pythagoras unser Hebdomadiker dieser Theorie gehuldigt, insofern er als ältester Vertreter der Erdkugellehre niemals von einem 'Erdnabel', sondern nur von einem 'Zwerchfell der Welt' gesprochen hat.

50) Ob schon Pythagoras selbst die Kugelform der Erde gelehrt hat, ist neuerdings bezweifelt worden von A. DÖRING in seinem Aufsatz „Wandlungen in der pythagor. Lehre" im Archiv f. Gesch. d. Philos. V (1891) S. 510 ff. D. hält es für möglich und wahrscheinlich, daß Pythagoras in diesem Punkte wie auch in andern noch von Anaximenes abhängig gewesen ist. Vielleicht erhält das in Rede stehende Problem eine andere Gestalt, sobald man darin mir beistimmt, daß unser Hebdomadiker noch älter als Pythagoras und Anaximenes ist.

II. Arithmetisches.

a) Die primitive (einseitige) Hebdomadenlehre der Schrift von der Siebenzahl; Hebdomaden älter als Dekaden.

Nichts hat der richtigen Beurteilung der Schrift von der Siebenzahl und ihres Verhältnisses zur Zahlenlehre des 'Pythagoras' sowie dem gründlichen Verständnis der letzteren mehr geschadet als die vorgefaßte Meinung, daß die Pythagoreer im Grunde die ersten Vertreter einer Zahlen- und besonders einer Hebdomadenlehre und darum alle sonstigen Hebdomadiker jünger und von Pythagoras und seiner Schule abhängig gewesen seien. Wie irrig dieser in früherer Zeit namentlich von Ermerins und neuerdings von Pfeiffer vertretene Standpunkt ist, kann verhältnismäßig leicht dargetan werden. Bereits in meinen auf die Sieben-, Neun-, Vierzig- und Funfzigzahl bezüglichen umfassenden Untersuchungen habe ich, wie ich meine, für jeden Unbefangenen den zwingenden Beweis geliefert, daß die Zahlenlehre der Pythagoreer nicht den Anfang, sondern vielmehr das Ende und den Abschluß einer sehr langen, bis in die prähistorische Zeit zurückreichenden Entwicklungsreihe bedeutet, und daß demnach Übereinstimmung mit ihr in einzelnen Punkten durchaus keine Abhängigkeit vom Pythagoreismus zu beweisen braucht.[51]) Besonders im griechischen Kultus und Mythus ist die Bedeutung der Siebenzahl von jeher so energisch und vielfach betont worden, daß es nur eines kleinen Schrittes bedurfte, um daraus eine vollständige Hebdomadentheorie zu entwickeln. Bereits auf dieser Stufe treffen wir die hebdomadischen Tages-, Monats-, Jahres- und Geschlechterfristen (*γενεαί*), wenigstens in der Praxis des Kultus, sowie im Mythus, vollkommen entwickelt an und können zugleich beobachten, wie die Zahl der heiligen Fristen weiterhin auch auf viele andere Bestimmungen übertragen und so schließlich zu einer typischen Zahl geworden

---

51) Vgl. Roscher, Die Sieben- u. Neunzahl im Kultus u. Mythus d. Griechen S. 74.

ist. In dieser Hinsicht bietet uns vor allem der Kultus und Mythus des Apollon zahlreiche und deutliche Belege dar, insofern hier außer den hebdomadischen Fristen auch siebenfache Tier- und Kuchenopfer, siebenblättrige Lorbeerzweige, ja sogar siebenblättrige Kohlpflanzen, Reinigungen in sieben Quellen (Flüssen, Wellen), siebenteilige Chöre, Lieder, Sprüche, Kampfspiele, siebenstufige Tempel usw. vorkommen. Diese an sich schon hervorragende Bedeutung der Siebenzahl muß sich aber in unseren Augen noch ganz bedeutend steigern, wenn wir erwägen, wie fragmentarisch und lückenhaft im Grunde das von uns zur Untersuchung herangezogene Material ist, oder mit anderen Worten, wie viele weitere Belege für die einstige Verwendung der uralten heiligen 7 im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende auf den Gebieten der Literatur, der Inschriften, der bildenden Kunst uns unwiederbringlich verloren gegangen sind.[52])

Von ganz besonderer Bedeutung für uns ist aber die Tatsache, daß in den Kulten und Mythen keiner Gottheit die hebdomadischen Fristen und sonstigen Bestimmungen eine größere Rolle gespielt haben als in denen des Apollon und Dionysos, die bekanntlich von Delphi aus auf Lehre und Satzungen der Orphiker wie der Pythagoreèr den bestimmendsten Einfluß ausgeübt haben.[53])

Hierzu kommt noch der sehr gewichtige Umstand, daß bereits um 600 vor Chr., also jedenfalls vor Pythagoras und wahrscheinlich zu derselben Zeit, als die Orphik in Hellas entstand und sich ausbreitete, kein geringerer als Solon in einer berühmten Elegie die offenbar volkstümliche Anschauung vertrat, daß das ganze normale Leben des Mannes von 70 Jahren in 10 Jahrhebdomaden zerfalle, die eine ununterbrochen fortlaufende Stufenfolge (κλῖμαξ) darstellen, deren

52) Roscher, D. Hebdomadenlehren S. 7.

53) Roscher a. a. O. S. 18ff. u. 24ff. Was die Frage betrifft, ob die orphische Zahlenspekulation und -mystik die Lehre der Pythagoreer beeinflußt habe oder umgekehrt, so verweise ich auf Hebdomadenlehren S. 19 A. 19.

Grenzpunkte als kritisch oder klimakterisch bezeichnet werden können, insofern regelmäßig im siebenten oder nach vollendetem siebenten Jahre eine neue Stufe der Entwicklung beginnt und somit eine *κρίσις* oder *μεταβολή*, d. h. eine Veränderung des bisherigen Zustandes, stattfindet. Die *ἀκμή* tritt in der 4. und 7. Hebdomade ein. Die Reihe der solonischen Stufenjahre lautet also in arabischen Zahlen ausgedrückt:

ἀκμή 1 (21–28) — *ἀκμή* 2 = 14 *ἔτη* (42–56)

7 14 21 28 35 42 49 56 63 70.[54])

Schon längst habe ich als höchst wahrscheinlich hingestellt, daß bei den innigen Beziehungen Athens zu Delos und dem dortigen Apollonkult, in dem nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Aristoteles vor alters die Rechnung nach Hepteteriden üblich war, die solonischen, in Athen offenbar volkstümlichen *ἑπτετηρίδες* mit denen des delischen Apollonkultes eng zusammenhängen.

Gehen wir jetzt auf die Einzelheiten der Hebdomadenlehre unseres altionischen Kosmologen genauer ein, so haben wir natürlich in erster Linie die von ihm angenommenen hebdomadischen Fristen zu besprechen, die, wie auch sonst ganz allgemein, die eigentliche Grundlage für alle weiteren hebdomadischen Bestimmungen bilden.

In Kap. V werden uns in unmittelbarem Anschluß an die sieben *ὧραι* die sieben Lebensalter des normalen Menschen mit folgenden Worten vorgeführt: *Οὕτω*[55]) *δὲ καὶ ἐπ' ἀνθρώπου φύσιος ἑπτὰ ὧραί εἰσιν, ἃς ἡλικίας καλέομεν· παιδίον, παῖς, μειράκιον, νεηνίσκος, ἀνήρ, πρεσβύτης, γέρων. Καὶ παιδίον μέν ἐστιν ἄχρις ἑπτὰ ἐτῶν, ὀδόντων ἐκβολῆς· παῖς δ' ἄχρι γονῆς ἐκφύσεως, ἐς τὰ δὶς ἑπτά· μειράκιον δ' ἄχρι γενείου λαχνώσεως, ἐς τὰ τρὶς ἑπτά· νεηνίσκος δ' ἄχρις αὐξή-*

54) Roscher a. a. O. S. 16. Über eine ähnliche Hebdomadenlehre der Etrusker habe ich a. a. O. S. 17 A. 14 gehandelt. S. auch Thulin, Die etrusk. Disciplin III S. 61f.

55) Unmittelbar voraus geht der Abschnitt von den 7 *ὧραι*, d. h. Jahreszeiten.

σιος ὅλου τοῦ σώματος, ἐς τὰ τετράκις ἑπτά· ἀνὴρ δ' ἄχρις ἑνὸς δέοντος πεντήκοντα, ἐς τὰ ἑπτάκις ἑπτά· πρεσβύτης δ' ἄχρι πεντήκοντα ἕξ, ἐς τὰ ἑπτάκις ὀκτώ· τὸ δ' ἐντεῦθεν γέρων.[56])

In welchen Punkten die solonischen und die 'hippokratischen' *ἡλικίαι* übereinstimmen und in welchen sie von einander abweichen, zeigt folgende Tabelle[57]):

Solon			π. ἑβδομάδος		
Hebd.	Jahre	Kennzeichen	Hebd.	Jahre	Kennzeichen
I *παῖς ἄνηβ*	1—7	*ὀδόντ. ἐκβολή*	I *παιδίον*	1—7	*ὀδόντ. ἐκβολή*
II ?	7—14	*ἥβης σήματα*	II *παῖς*[57])	7—14	*γονῆς ἔκφυσις*
III (*ἔφηβος*?)	14—21	*γένειον λαχνοῦται*	III *μειράκιον*[57])	14—21	*γενείου λάχνωσις*
IV (*ἀνήρ*?)	21—28	*μέγ' ἄριστος ἰσχύν*	IV *νεηνίσκος*	21—28	*αὐξάν. ὅλ. τ. σῶμα*
V *ἀνήρ*	28—35	*γάμον μεμν. εἶναι*	V *ἀνήρ*	28—35	
VI —	35—42	*καταρτύεται νόος*	VI —	35—42	
VII —	42—49	*νοῦν κ. γλῶσσ. ἄριστος*	VII —	42—49	
VIII —	49—56	————	VIII *πρεσβύτης*	49—56	
IX ?	56—63	*μαλακώτερος*	IX *γέρων* } X — }	56—?	
X (*γέρων*)	63—70	reif zum Tode			

Man erkennt auf den ersten Blick, wie nahe die beiden Hebdomadentheorien miteinander verwandt sind, und wie alt infolgedessen die Lehre von den *ἡλικίαι* in der Schrift *π. ἑβδομάδων* sein muß, da wir sie schon um das Jahr 600 bei

56) Vgl. auch Poll. on. 2, 4 und Philo de mundi opif. 36.

57) Eine nahe verwandte ebenfalls hebdomadische Einteilung des Lebens findet sich in *π. σαρκ.* 13; doch werden hier der zweiten und dritten Hebdomade andere Benennungen beigelegt, nämlich *ἐπίδηλος* für *παῖς* und *νεηνίσκος* für *μειράκιον*, vgl. meine Ausgabe von *π. ἑβδ.* S. 86.

Solon vollkommen entwickelt vorfinden. Wahrscheinlich ist sie aber noch sehr viel älter als Solon und beruht auf uralten Anschauungen des griechischen Volkes, die z. T. nachweislich mit solchen anderer Völker, z. B. der Semiten, Perser, Etrusker usw., übereinstimmen.[58]) Zugleich weise ich schon hier darauf hin, daß die *ἡλικίαι* des Pythagoras und seiner Schule (4 zu je 20 Jahren) ebenso wie die von ihnen angenommene Vierzahl der *ὧραι* sowohl von Solon als auch von unserem Hebdomadiker außerordentlich stark abweichen, was natürlich wiederum auf völlige Unabhängigkeit des Kosmologen vom Pythagoreismus und auf das höhere Alter des ersteren hindeutet.

Mit seiner Lehre von den klimakterischen Jahren hängt aber wiederum die Theorie unseres Hebdomadikers von den kritischen Tagen und Monaten in Krankheiten aufs innigste zusammen, und daß auch diese uralt und volkstümlich sind, d. h. aus uralter Volksmedizin stammen müssen, ersieht man am besten aus der gewichtigen Tatsache, daß von sämtlichen im Corpus Hippocrateum vorkommenden derartigen Fristen die hebdomadischen die bei weitem größte Rolle spielen, was sich höchstwahrscheinlich aus dem uralten und verbreiteten Aberglauben von dem Einfluß des Mondes und seiner siebentägigen Phasen auf sämtliche organische Wesen erklärt.[59]) Die Reihen der im 26. Kapitel von *π. ἑβδ.* angegebenen kritischen Tage und Monate stimmen also im wesentlichen mit der Folge der hebdomadischen Lebensjahre überein:

kritische Tage: 7 9[60]) 11[60]) 14 21 28 35 42 49 56 63
— Monate: 5[60]) 7 9[60]) ⟨11⟩ 14

58) Vgl. außer Hebdomadenlehren S. 17 auch Spiegel, Eran. Altertumskunde 3, 599. Plat. Alc. I p. 121 E usw., mehr in meinen Ennead. u. hebdom. Fristen S. 33f. Anm. 114.

59) Weitere Gründe für das hohe Alter der hebdomadischen *ἡμέραι κρίσιμοι* s. in meinen Hebdomadenlehren S. 59 u. 67.

60) Bereits in den 'Hebdomadenlehren' S. 63 Anm. 102f. habe ich die Frage aufgeworfen, ob hier die 5, 9 und 11, die bis zu einem

Ebenso steht unser Kosmologe auch hinsichtlich der Lehre von der Entwickelung der Embryonen auf dem Standpunkte, daß dafür ebenfalls die hebdomadischen Tages- und und Monatsfristen maßgebend seien. Denn in Kap. I heißt es in der lateinischen Übersetzung:

'septem dierum coagulationem seminis humani et formationem naturae hominis.'[61])

Was das zu bedeuten hat, ersehen wir am besten aus folgendem Satze aus der hinsichtlich der Hebdomadenlehre fast auf dem gleichen Standpunkte stehenden hippokratischen Schrift *π. σαρκῶν*: *Ὁ δὲ αἰών ἐστι τοῦ ἀνθρώπου ἑπταήμερος. Πρῶτον μὲν ἐπὴν ἐς τὰς μήτρας ἔλθῃ ὁ γόνος, ἐν ἑπτὰ ἡμέρῃσιν ἔχει ὁκόσα περ ἐστιν ἔχειν τοῦ σώματος.* Nun folgt ein Bericht über die Erfahrungen, welche die öffentlichen Buhldirnen machen. Wenn diese nämlich am siebenten Tage nach der Empfängnis die Frucht abtreiben, so erkennt man, daß schon an diesem Tage der Embryo völlig formiert und Fleisch (*σάρξ*) geworden ist.[62]) Dann heißt es weiter: *Ἔστι δὲ καὶ τῷδε τεκμήρασθαι· τὸ παιδίον ἑπτάμηνος γόνος γενόμενον λόγῳ γεγένηται καὶ ζῇ καὶ λόγον ἔχει τοιοῦτον καὶ ἀριθμὸν ἀτρεκέα ἐς τὰς ἑβδομάδας* [d. h. 30 Hebdomaden], *ὀκτάμηνον δὲ γενόμενον οὐδὲν βιοῖ πώποτε, ἐννέα δὲ μηνῶν καὶ δέκα ἡμερέων γόνος γίγνεται καὶ ζῇ καὶ ἔχει τὸν ἀριθμὸν ἀτρεκέα ἐς τὰς ἑβδομάδας·*

---

gewissen Grade die sonst rein hebdomadisch verlaufende Reihe stören, nicht auf späterer Interpolation beruhen. Vgl. a. a. O. S. 62 Anm. 100 und die ebenfalls rein hebdomadisch angelegte Reihe bei Diokles von Karystos, der in diesem Falle wohl uralter Tradition folgt (s. Wellmann, Fragm. d. griech. Ärzte I S. 41, Frgm. 109 S. 161).

61) Vgl. auch Ps.-Galen in seinem arabischen Kommentar zu *π. ἑβδ.* Kap. 1 nach Bergsträsser S. 7: 'manche der Teile der Welt ... sind der Hebdomadenperiode unterworfen, wie das Sperma und der Foetus' usw.

62) Dieselbe physiologisch unbegründete, aber gerade deshalb für archaisch zu haltende Theorie findet sich in Kap. 13 der Schrift *π. φύσ. παιδίου* = Littré VII p. 488f. Vgl. darüber meine Ausgabe von *π. ἑβδ.* S. 81 Anm. 133.

τέσσαρες δεκάδες ἑβδομάδων ἡμέραι εἰσι διηκόσιαι ὀγδοήκοντα · ἐς δὲ τὴν δεκάδα τῶν ἑβδομάδων ἑβδομήκοντα ἡμέραι [10×7 = 70; 70×4 = 280]. *Ἔχει δὲ καὶ τὸ ἑπτάμηνον γενόμενον τρεῖς δεκάδας ἑβδομάδων, ἐς δὲ τὴν δεκάδα ἑκάστην ἑβδομήκοντα ἡμέραι, τρεῖς δεκάδες δὲ ἑβδομάδων αἱ σύμπασαι δέκα καὶ διηκόσιαι* [30×7 = 210; 3×70 = 210].

Sobald man diese und noch weitere Bruchstücke einer alten nahe verwandten Theorie von der Entwickelung der Embryonen im Mutterleibe nach hebdomadischen oder tessarakontadischen Fristen[63]) mit dem oben mitgeteilten kümmerlichen Sätzchen aus Kap. 1 der Schrift von der Siebenzahl vergleicht, erkennt man von neuem die schon früher von uns festgestellte Lückenhaftigkeit der jetzt vorliegenden Überlieferung; denn es fehlt ja trotz dieser klaren Andeutung der Vorrede jede weitere vom Leser erwartete und geforderte Ausführung im Gegensatze zu der ebenso in Kap. 1 kurz angedeuteten, aber erst später ausführlicher behandelten Lehre von den kritischen Tagen. Es heißt nämlich in unmittelbarem Anschluß an die obigen Worte: 'septem dierum coagulationem seminis humani et formationem naturae hominis' weiter: 'et determinationem egritudinum et quaecunque deputriunt in corpore';[64]) die eingehende Ausführung

---

63) Vgl. namentlich die (archaischen) Theorien des Peripatetikers Straton und des Diokles von Karystos bei Nikomachos v. Gerasa in den Theologumena arithm. ed. Ast p. 46f. und bei Macrobius in Somn. Scip. 1, 6, 65ff., die beide wahrscheinlich aus dem Kommentar des Poseidonios zu Platons Timaios geschöpft haben (s. meine Ausgabe von *π. ἑβδ* S. 92ff. und Hebdomadenlehren S. 99f.).

64) Vgl. dazu *π. σαρκ.* 19: *Δῆλον δὲ καὶ τῷδε, ὅτι ἑπτήμερος ὁ αἰών· εἴ τις ἐθέλει ἑπτὰ ἡμέρας φαγέειν ἢ πιέειν μηδὲν, οἱ μὲν πολλοὶ ἀποθνήσκουσιν ἐν αὐτῇσιν · εἰσὶ δέ τινες καὶ οἳ ὑπερβάλλουσιν, ἀποθνήσκουσι δ' ὅμως · εἰσὶ δέ τινες οἳ καὶ ἐπείσθησαν, ὥστε μὴ ἀποκαρτερῆσαι, ἀλλὰ φαγέειν τε καὶ πιέειν · ἀλλ' ἡ κοιλίη οὐκέτι καταδέχεται · ἡ γὰρ νῆστις συνεφύη ἐν ταύτῃσι τῇσιν ἡμέρῃσιν · ἀλλὰ θνήσκουσι καὶ οὗτοι.* — *π. ἑπταμ.* 9 = p. 446 L.: *αἱ μὲν οὖν ἡμέραι ἐπισημόταταί εἰσιν ἐν τοῖσι πλείστοισιν αἵ τε πρῶται καὶ αἱ ἕβδομαι, πολλαὶ μὲν περὶ νούσων, πολλαὶ δὲ καὶ τοῖσιν ἐμβρύοισιν · τρωσμοί τε γὰρ γίνονται καὶ οἱ πλεῖστοι ταύτῃσι τῇσιν ἡμέρῃσιν · ὀνομάζεται δὲ*

dieser kurzen Andeutung folgt aber erst in Kap. 26 der gegenwärtigen Überlieferung (s. S. 45 meiner Ausgabe von *π. ἑβδ.*).

Auch die sicher uralte und von jeher volkstümliche Ansicht von der Lebensfähigkeit der *ἑπτάμηνοι*, die in den soeben aus *π. σαρκῶν* mitgeteilten Sätzen einen wissenschaftlichen Ausdruck gefunden hat (vgl. auch die hippokratischen Traktate *π. ἑπταμήνων* und *ὀκταμήνων* sowie Diokles v. Karystos und Straton ob. Anm. 60), wird jetzt in dem Buche *π. ἑβδ.*, in das sie unbedingt hineingehörte, schwer vermißt. Ihr hohes Alter erhellt schon aus den Mythen von Apollon und Dionysos, die beide als Siebenmonatskinder zur Welt gekommen sein sollten (ROSCHER, D. 7- und 9-Zahl im Kultus u. Mythus d. Griechen S. 6 Anm. 12 u. S. 23 Anm. 54).[65])

Die somit nachgewiesenen Lücken in der gegenwärtigen direkten Überlieferung von *π. ἑβδ.* müssen demnach aus *π. σαρκῶν, π. ἑπταμήνων*, Diokles v. Karystos usw. ergänzt werden (s. meine Ausgabe von *π. ἑβδ.* S. 81 ff.).

Hinsichtlich der übrigen im Buche von der Siebenzahl besprochenen Hebdomaden kann ich mich kürzer fassen, da mehrere von ihnen später noch eine besondere Behandlung erfahren werden. Es sind kurz folgende:

Kap. 1 § 2: Die 7 Sphären des Alls: 1) der *ἄκρητος* (Hss. *ἄκριτος*) *κόσμος, ἔξοδον ἔχων θέρεος καὶ χειμῶνος.* — 2) Die Sphäre der Gestirne (*ἄστρα*). — 3) Die Sphäre der Sonne. — 4) Die des Mondes. — 5) Die der Luft. — 6) Die des Wassers. — 7) Die der Erde.

Kap. 2: Die sieben auffallenderweise zu vier Paaren an-

τὰ τηλικαῦτα ἐκρύσεις, ἀλλ᾽ οὐ τρωσμοί. Auch diese Sätze müssen, denke ich, in der ursprünglichen Überlieferung von *π. ἑβδ.* gestanden haben, da sie in der Einleitung nur ganz summarisch angedeutet worden sind.

65) Ich erinnere hier zugleich an die denkwürdigen Worte der Mutter des Damaratos, Königs von Sparta, zu ihrem Sohne: *τίκτουσι γυναῖκες καὶ ἐννεάμηνα καὶ ἑπτάμηνα, καὶ οὐ πᾶσαι δέκα μῆνας ἐκτελέσασαι· ἐγὼ δὲ σέ, ὦ παῖ, ἑπτάμηνον ἔτεκον.*

geordneten Gestirne, welche die Ordnung der 7 Jahreszeiten bedingen, sind Sonne und Mond, Arktos und Arkturos, Pleiaden und Hyaden, Orion und Seirios (κύων). Daß in dieser Reihe, damit die notwendig geforderte Siebenzahl herauskommt, genau genommen der Mond zu streichen ist, weil er nur die Monate und deren Teile (Wochen), nicht die Jahreszeiten bedingt, wird später gezeigt werden.

Kap. 3: Die 7 Winde und 7 Teile der Windrose, die auch sonst, z. B. bei den Babyloniern, Kelten, Russen, Juden (Deuteronomium 28, 7. Apokal. 1, 4. 3, 1. 4, 5. 5, 6 und dazu BOLL, *Στοιχεῖα* 1, 22), sowie den Turkstämmen Südsibiriens (RADLOFF, Proben IV S. 314) vorkommen.[66])

Kap. 4: Die 7 Jahreszeiten (ὧραι), die, wie es scheint, auch noch von anderen griechischen Schriftstellern angenommen worden sind[67]), während die Pythagoreer bekanntlich nur 4 Jahreszeiten angenommen haben.

Kap. 6: Die 7 Bestandteile des Mikro- und des Makrokosmos, wozu Parallelen aus der Adamsage und aus der indischen Literatur angeführt werden können.[68])

Kap. 7: Die 7 Teile des menschlichen Körpers: Kopf, Hände, innere Eingeweide und Zwerchfell, Urinorgan, Samenorgan, Mastdarm und Schenkel, wozu es Parallelen aus der griechischen und jüdischen Literatur gibt.[69])

Kap. 8: Die 7 Funktionen des Kopfes; vgl. ROSCHER a. a. O. S. 100f., wo auch Analogien aus China, Persien, Judäa usw. angeführt sind und wahrscheinlich gemacht wird, daß auch hier eine uralte und weitverbreitete volkstümliche Anschauung zugrunde liegt.

Kap. 9: Die 7 Vokale. Die Entstehung dieser Theorie

---

66) ROSCHER, Über Alter usw. der Schrift von d. Siebenzahl S. 80 Anm. 158. Man denke auch an die Vorstellung vom *ἑπτάμυχον σπέος* des Boreas, als des Königs der Winde.

67) ROSCHER a. a. O. S. 84 Anm. 166.

68) ROSCHER a. a. O. S. 92 Anm. 185; s. ob. S. 10 Anm. 19.

69) ROSCHER a. a. O. S. 99. WÜNSCHE, Aus Israels Lehrhallen V, 2 S. 96f.

muß spätestens in die Zeit zwischen Olymp. 40 = 620 v. Chr. (wo noch *Ω* fehlt und durch *O* ersetzt wird) und Olymp. 56 = 556 v. Chr. (wo *H* statt *E* zum erstenmal erscheint) fallen (vgl. Kirchhoff, Stud. z. Gesch. d. griech. Alphab. [4] S. 40f. Taf. I Kol. X).[70])

Kap. 10: Die 7 Elemente der Seele, d. i. der Lebenskraft. Eine ähnliche Beziehung der Seele zur Siebenzahl findet sich später bekanntlich bei Platon und den Stoikern (Roscher a. a. O. S. 106).

Kap. 11: Die 7 Teile der Erde (s. oben S. 2ff.).

Wenn ich in diesem Zusammenhange mehrfach auf hebdomadische Parallelen bei anderen Völkern, z. B. den Babyloniern, Juden, Persern, Indern, Chinesen, Kelten, Russen usw. aufmerksam gemacht habe, so habe ich es nicht etwa getan, um in diesen Fällen einen historisch-genetischen Zusammenhang nachzuweisen, was ich meist für ganz unmöglich halte, sondern nur um die weite Verbreitung einer fast überall spontan entstandenen und deshalb für hocharchaisch zu haltenden volkstümlichen Anschauung wahrscheinlich zu machen. Ganz ähnlich wie mit diesen Hebdomaden verhält es sich bekanntlich auch mit dem fast über den ganzen orbis terrarum verbreiteten Omphalosgedanken, dessen Entstehung sicher nur selten auf Übertragung von einem Volke zum andern, sondern fast immer auf der überall vorhandenen und überaus einfachen Vorstellung von einer kreisrunden Erdscheibe mit dem in der Mitte darüber schwebenden Zenit beruht.[71])

---

70) Nach Ehrlich in der Berl. Philol. Wochenschr. 1913 Sp. 1620 wurde in den ionischen Söldnerinschriften von Abu Simbel vor 650 v. Chr. zwar schon *E* und *H*, aber noch nicht *Ω* geschrieben, 'während in Milet selbst und seiner Einflußsphäre bereits um 700 *Ω* üblich ist.' 'Das dorische Rhodos kennt gleichfalls das ion. Alphabet seit dem 7. Jahrh.'

71) Vgl. meine Schriften: 'Omphalos' 1913, 'Neue Omphalosstudien' 1915 und 'Der Omphalosgedanke bei verschiedenen Völkern, besonders den semitischen' 1918.

Übrigens läßt sich für die Richtigkeit unserer Behauptung, daß in den echt archaischen Theorien der Griechen ebenso wie in deren Volksanschauungen die Hebdomaden durchweg auf einer älteren Stufe stehen als die Dekaden, ein nahezu mathematische Sicherheit gewährender Analogiebeweis führen: ich meine vor allem die bekannte Lehre der älteren griechischen Ärzte von den sogen. kritischen Tagen. In meinen 'Hebdomadenlehren der griechischen Philosophen und Ärzte' S. 56f. habe ich dargelegt, daß in der ältesten medizinischen Wissenschaft ein offenbarer Fortschritt eben darin besteht, daß die ursprünglich weniger auf Erfahrung (πεῖρα) als auf Spekulation (λόγος) beruhende Alleinherrschaft der Siebenzahl allmählich durch das hauptsächlich auf genaueren Beobachtungen beruhende Aufkommen anderer Zahlen, besonders der Dekaden, neben ihr einigermaßen beschränkt wird, doch sind diese anderen offenbar größtenteils aus der πεῖρα stammenden Zahlen niemals imstande gewesen, die uralten Hebdomaden völlig zu verdrängen. Und der a. a. O. S. 58 u. 59 (vgl. auch die S. 66 mitgeteilte, die kritischen Tage nach Ansicht der knidischen Ärzte übersichtlich darstellende Tabelle II) gezogene Schluß (S. 59)[71a]) lautet:

„Sowohl in den 'knidischen' als auch in den für echt hippokratisch geltenden Büchern überwiegen die hebdomadischen Fristen und Bestimmungen die übrigen, unter denen an Zahl und Bedeutung die dekadischen hervorragen, ganz bedeutend. Das läßt darauf schließen, daß ursprünglich in der alten Medizin die hebdomadischen Fristen fast ausschließlich dominierten (man denke an die älteste der 'knidischen' Schriften, nämlich das Buch π. ἑβδομάδων!), im Laufe der Zeit aber teils infolge der Einführung des dreißigtägigen in 3 Wochen zu je 10 Tagen zerfallenden Monats (s. Abh. I S. 8ff.)[71b]), teils infolge genauerer Be-

71a) Vgl. auch S. 67 u. 75ff. sowie meine Ausgabe von π. ἑβδ. S. 88ff.

71b) Gemeint ist die Abhandlung über die enneadischen u. hebdomadischen Fristen u. Wochen der ältesten Griechen.

obachtung dekadische und andere Fristen allmählich aufkamen und die früher ausschließliche Herrschaft der Siebenzahl beschränkten. . . . . Aus allen diesen Gründen müssen wir annehmen, daß der Hebdomadentheorie in der antiken Medizin, die wie alle Medizin ursprünglich Volksmedizin war, ein sehr hohes Alter zukommt, so daß es selbst dem Hippokrates und seiner Schule trotz ihrer im Interesse der reinen Erfahrung (πεῖρα) gemachten Anstrengungen nicht gelungen ist, sie endgültig zu beseitigen. Sogar noch in der Zeit nach Hippokrates haben Diokles von Karystos (s. Fragm. d. griech. Ärzte ed. Wellmann I p. 42 u. fr. 109, p. 161) und die Gewährsmänner des Macrobius (in Somn. Scip. I, 6, 62ff., s. Abh. I S. 52f.) versucht, die alte Lehre wieder zu Ehren zu bringen; und wenn man in dieser Hinsicht Galen Glauben schenken darf, hat sogar Hippokrates selbst ihr wieder bis zu einem gewissen Grade Rechnung getragen."

Auch bei Homer sind die hebdomadischen und enneadischen Fristen viel häufiger und älter als die dekadischen, die erst bei Hesiod infolge der Einführung des 30-(= 3 × 10-) tägigen Monats die Oberhand erhalten (Abh. I S. 8ff. u. 70f.). — Ferner erinnere ich an die bekannte von mir Abh. I S. 49f. behandelte Reihe der apollinischen Monatstage:

1 7 14 20 30.[71c)]

Diese Reihe beruht offenbar auf einer Vermischung des hebdomadischen und des dekadischen Prinzips, die mit einer

71c) Wie Zimmern (Zeitschr. d. D. Morgenl. Ges. 58 [1904] S. 201) nachweist, gibt es dazu eine deutliche Analogie bei den Babyloniern. Hier kommen 3 verschiedene Reihen von Monatstagen vor: hebdomadische (7. 14. 21. 28), pentadische (5. 10. 15. 20. 25. 30) und gemischte (7. 15. 19. 20. 25. 30); letztere sind natürlich jünger als die ersteren. — Man denke auch an die ehrwürdige Sitte, den neugeborenen Kindern am 7. Tage nach der Geburt (d. h. am Ende der ersten Lebenswoche) den Namen zu geben. Wenn statt des 7. später auch der 10. Tag als Tag der Amphidromien genannt wird, so hängt das natürlich wiederum mit der Einführung der dekadischen Woche und des 30tägigen Monats zusammen (Ennead. u. hebd. Fristen S. 41f. Anm. 136 u. 138).

gewissen Notwendigkeit eintreten mußte, als die dekadische Monatsteilung die ältere hebdomadische im bürgerlichen Leben verdrängt hatte, ohne jedoch imstande zu sein, das durch den Apollokult geheiligte ältere hebdomadische Prinzip völlig zu beseitigen (vgl. den Apollon *ἑβδόμειος*, *ἑβδομαγενής*, *ἑβδομαγέτης*, die Feier der *Ἑβδόμεια* in Delos und Milet [NILSSON, Griech. Feste 170f], sowie den Ap. *Εἰκάδιος*[71d]), *Νεομήνιος*).

Wer diese ganz unabhängig von unserer gegenwärtigen Untersuchung gewonnenen Tatsachen in Betracht zieht, wird kaum daran zweifeln, daß auch in der Philosophie der Griechen ebenso wie in deren Medizin die Hebdomaden durchschnittlich älter sind als die Dekaden und die übrigen von den Pythagoreern verwerteten Zahlen.

b) Die vielseitige (fortgeschrittene) Zahlenlehre der Pythagoreer.

In dem vorstehenden Abschnitt (a) ist wohl zur Genüge gezeigt worden, wie überaus einseitig und beschränkt der sozusagen arithmetische Standpunkt des hippokratischen Kosmologen und seiner Nachfolger, d. h. der Verfasser der Schriften *π. σαρκῶν* und *π. ἑπταμήνων*, sowie des Diokles von Karystos[72]), gewesen ist, insofern diese einzig und allein von allen Zahlen der Sieben eine hervorragende Bedeutung, und zwar eine genau genommen alle übrigen Zahlen ausschließende, zuerkannt haben, eine Tatsache, die allein schon

---

71d) Vgl. Et. M. s. v. *Εἰκάδιος* p. 297, 57: *ἐν τῇ εἰκάδι τοῦ μηνὸς ἑορτὴ ἐπετελεῖτο τῷ Ἀπόλλωνι. . . . ἐπειδὴ οὖν ἐν ταύτῃ τῇ ἑορτῇ ἐγεννήθη, λέγεται Εἰκάδιος.* Es liegt auf der Hand, daß der Mythus von der Geburt des Gottes am 20. nur von lokaler Bedeutung und viel jünger sein muß als die Legende von seiner Geburt an den *ἑβδόμη*.

72) Wenigstens nach dem großen von Macrobius mitgeteilten Bruchstücke, das in griechischer Sprache auch Theol. arithm. ed. AST p. 46f. erhalten ist. Nach einem andern Fragmente (DIELS, Vorsokr. p. 167, 36ff. ROSCHER, Ennead. Stud. S. 52f.) freilich vertrat derselbe Diokles in einer andern Periode seines Lebens auch eine enneadische Theorie, vielleicht im Anschluß an Empedokles.

auf eine höchst primitive, noch wenig entwickelte wissenschaftliche Stellung der Verfasser schließen läßt.

Im schroffsten Gegensatze dazu steht die bedeutend vielseitigere und weiter fortgeschrittene Zahlenspekulation des Pythagoras und seiner Schule, die zwar auch, z. T. in Übereinstimmung mit den ihnen nahe stehenden Orphikern, der Siebenzahl eine hervorragende, aber durchaus keine ausschließliche Stellung zuerkennen, sondern neben ihr auch vielen anderen Zahlen, besonders der 4 und 40, der 9 und ihren Vielfachen, der 27, 90, 729 ($= 9^3$), vor allem aber der 10 eine mindestens ebenso große, ja sogar noch überragende Bedeutung zuschreiben, indem sie die Dekade geradezu als die für die Weltbildung maßgebende Zahl mit einer Art von religiöser Ehrfurcht betrachten. Diese religiöse Verehrung gewisser Zahlen, besonders der 10, zeigt sich bekanntlich auch in ihrer Gleichsetzung mit bekannten und allgemein verehrten Gottheiten, z. B. mit Apollon Agyieus, Athena, Zeus, Mnemosyne usw. Auch in dieser Beziehung sind wohl die Orphiker den Pythagoreern vorangegangen.

Die nun folgende möglichst summarische Übersicht über die einzelnen hier in Betracht kommenden, für Orphiker und Pythagoreer besonders maßgebenden Zahlen nebst den wichtigsten zugehörigen Zeugnissen möge diese Behauptungen bestätigen.

a) Die Einzahl (ὁ εἷς ἀριθμός, μονάς)

wurde schon von den Orphikern Ἀγυιεύς genannt, d. h. mit Ἀπόλλων Ἀγυιεύς identifiziert, was ziemlich genau der Zahlenallegorie der Pythagoreer entspricht, die bekanntlich die μονάς dem mit Helios identifizierten Apollon gleichgesetzt haben.[73]) Vgl. Io. Lydus de dieb. II, 5 (= Abel, Orphica fr. 144): *Ὀρφεὺς τὸν ἕνα ἀριθμὸν Ἀγυιέα καλεῖ.* — ib: *Ὁ Πυθαγόρας τὴν μονάδα Ὑπεριονίδα καλεῖ διὰ τὸ πάντων ὑπερεῖναι τῇ οὐσίᾳ, ὥσπερ καὶ ὁ νοητὸς Ἥλιος κ. τ. λ.* —

73) Vgl. Lobeck, Aglaoph. 716. Zeller, Gesch. d. griech. Philos.[5] I S. 337 A. 1.

Porphyr. de abst. 2, 36: οἱ .. *Πυθαγόρειοι περὶ τοὺς ἀριθμοὺς καὶ τὰς γραμμὰς σπουδάζοντες ἀπὸ τούτων τὸ πλέον τοῖς θεοῖς ἀπήρχοντο, τὸν μέν τινα ἀριθμὸν Ἀθηνᾶν καλοῦντες, τὸν δέ τινα Ἄρτεμιν, ὥσπερ αὖ ἄλλον Ἀπόλλωνα, καὶ πάλιν ἄλλον μὲν Δικαιοσύνην, ἄλλον δὲ Σωφροσύνην· καὶ ἐπὶ τῶν διαγραμμάτων ὁμοίως. καὶ οὕτως ἠρέσκοντο τοὺς θεοὺς ταῖς τοιαύταις ἀπαρχαῖς.* — Moderat. b. Stob. ecl. phys. 1, 9 (20): *Πυθαγόρας πλείστῃ σπουδῇ περὶ τοὺς ἀριθμοὺς ἐχρήσατο . . . ἔτι δὲ τοῖς θεοῖς ἀπεικάζων ἐπωνόμαζεν, ὡς Ἀπόλλωνα μὲν τὴν μονάδα οὖσαν, Ἄρτεμιν δὲ τὴν δυάδα . . . τὴν δὲ ἑξάδα Γάμον καὶ Ἀφροδίτην, τὴν δὲ ἑβδομάδα Καιρὸν καὶ Ἀθηνᾶν, Ἀσφάλειον δὲ καὶ Ποσειδῶνα τὴν ὀγδοάδα, καὶ τὴν δεκάδα Παντέλειαν.* Vgl. Philol. p. 243, 4 Diels. Das hängt wahrscheinlich z. T. mit dem Umstande zusammen, daß der erste Tag des Monats wie des Jahres, die *νουμηνία,* dem Apollon (= Helios) geweiht war, während der zweite unmittelbar darauf folgende der Artemis-Selene heilig war[74]) und darum geradezu ebenso wie die *δυάς* Artemis genannt wurde (Lyd. a. a. O. 2, 6. Porphyr. de abst. 2, 36, s. ob.; Theolog. arithm. 14 p. 12 Ast und daselbst p. 166).

b) Auch die Dreizahl

wurde von den Orphikern und Pythagoreern hochgefeiert.[75]) Die auf die Triade bezüglichen Zeugnisse aus den Orphica und der von diesen abhängigen Literatur s. bei Lobeck, Aglaoph. p. 384 ff. Vgl. namentlich Aristot. de caelo A 1. 268ª 10 (= Diels, Vorsokr. I 273, 35): *καθάπερ γάρ φασι καὶ οἱ Πυθαγόρειοι, τὸ πᾶν καὶ τὰ πάντα τοῖς τρισὶν ὥρισται· τελευτὴ γὰρ καὶ μέσον καὶ ἀρχὴ τὸν ἀριθμὸν ἔχει τὸν τοῦ παντός, ταῦτα δὲ τὸν τῆς τριάδος.* Vgl. ferner Damasc. de princip. 123 R. (= Diels, Vorsokr. 476, 27 f.): *ἐν μὲν . . . ταῖς φερομέναις ταύταις Ῥαψῳδίαις Ὀρφικαῖς ἡ θεο-*

74) Ebenso der achte Tag dem Poseidon: Lobeck, Agl. p. 433.

75) Vgl. zur Heiligkeit der Dreizahl bei den verschiedensten Völkern auch Gomperz, Griech. Denker I S. 87 f. und Useners Dreiheit, Bonn 1903 (= Rh. Mus. 58).

λογία δή τίς ἐστιν ἡ περὶ τὸ νοητόν, ἣν καὶ οἱ φιλόσοφοι διερμηνεύουσιν ἀντὶ μὲν τῆς μιᾶς τῶν ὅλων ἀρχῆς τὸν Χρόνον τιθέντες, ἀντὶ δὲ τοῖν δυοῖν Αἰθέρα καὶ Χάος, ἀντὶ δὲ τοῦ ὄντος ἁπλῶς τὸ ᾠὸν ἀπολογιζόμενοι, καὶ τριάδα ταύτην πρώτην ποιοῦντες . . . Archyt. Vorsokr. 261, 11: *μέσαι δέ ἐντι τρεῖς τᾷ μουσικᾷ, μία μὲν ἀριθμητικά, δευτέρα δὲ γαμετρικά, τρίτα δὲ ὑπεναντία, ἃν καλέοντι ἁρμονικάν. ἀριθμητικὰ μέν, ὄκκα ἔωντι τρεῖς ὅροι* . . . .

c) Die Vierzahl

hat ebenfalls in der pythagoreischen Zahlenlehre eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Vgl. Aristot. Metaph. 12, 4, 3: *οἱ δὲ Πυθαγόρειοι [ἐζήτουν] περί τινων ὀλίγων, ὧν τοὺς λόγους εἰς τοὺς ἀριθμοὺς ἀνῆπτον οἷον τί ἐστι καιρός* [= 7] *ἢ τὸ δίκαιον* [= 4 od. 9] *ἢ γάμος* [= 5 od. 6]. Hierzu kommt die Bemerkung des Alexandros z. Metaph. I, 5 p. 985[b], 26: *Διὰ τοῦτο καὶ τὸν ἰσάκις ἴσον ἀριθμὸν πρῶτον ἔλεγον εἶναι Δικαιοσύνην . . . τοῦτον δὲ οἱ μὲν τὸν τέτταρα ἔλεγον* [so auch Nicom. Theol. ar. p. 23][76]), ... *οἱ δὲ τὸν ἐννέα, ὅς ἐστι πρῶτος τετράγωνος ἀπὸ περισσοῦ τοῦ τρία ἐφ' ἑαυτὸν γενομένου* (s. Nicom. a. a. O. p. 29). Philolaos fr. 13 DIELS [= Vorsokr. I S. 244, 11 ff. = Theol. ar. p. 20, 35 AST] nimmt *τέσσαρες ἀρχαὶ τοῦ ζῴου τοῦ λογικοῦ* an, nämlich *ἐγκέφαλος, καρδία, ὀμφαλός* und *αἰδοῖον*. Denn er sagt geradezu in seinem Buche *π. φύσεως*: *ἐγκέφαλος μὲν νόου, καρδία δὲ ψυχῆς καὶ αἰσθήσιος, ὀμφαλὸς δὲ ῥιζώσιος καὶ ἀναφύσιος τοῦ πρώτου, αἰδοῖον δὲ σπέρματος καταβολᾶς τε καὶ γεννήσιος. ἐγκέφαλος δὲ ⟨σαμαίνει⟩ τὰν ἀνθρώπω ἀρχάν, καρδία δὲ τὰν ζῴου, ὀμφαλὸς δὲ τὰν φυτοῦ, αἰδοῖον δὲ τὰν ξυναπάντων· πάντα γὰρ καὶ θάλλουσι καὶ βλαστάνουσιν.* — Hier ist auch noch das eigentümliche, nach Ansicht der Pythagoreer und wahrscheinlich schon des Pythagoras selbst hochbedeutsame mystische Verhältnis zu erwähnen, das die Vierzahl (*τετρα-*

76) *Καλεῖται δὲ αὐτή, ὥς φησιν ὁ Ἀνατόλιος, Δικαιοσύνη, ἐπεὶ τὸ τετραγώνον τὸ ἀπ' αὐτῆς, τουτέστι τὸ ἐμβαδὸν τῇ περιμέτρῳ ἴσον κ. τ. λ.*

κτύς) zu der noch wichtigeren Zehnzahl haben sollte. Man legte dabei die für außerordentlich bedeutsam gehaltene, im Grunde aber ziemlich gleichgültige Tatsache zugrunde, daß die Summe der ersten 4 Zahlen gerade 10 beträgt: 1 + 2 + 3 + 4 = 10. Vgl. Athenag. 5 p. 6, 15 Schwartz (= Vorsokr. I S. 250, 12 ff.): [ὁ] *δὲ μέγιστος μὲν ἀριθμὸς ὁ δέκα κατὰ τοὺς Πυθαγορικοὺς ὁ τετρακτύς τε ὢν καὶ πάντας τοὺς ἀριθμητικούς καὶ τοὺς ἁρμονικοὺς περιέχων λόγους. .*[77]) Genauer Aët. I, 3, 8 (= Vorsokr. I S. 273, 17 ff.): *εἶναι δὲ τὴν φύσιν τοῦ ἀριθμοῦ δέκα. μέχρι γὰρ τῶν δέκα πάντες Ἕλληνες, πάντες βάρβαροι ἀριθμοῦσιν, ἐφ' ἃ ἐλθόντες πάλιν ἀναποδοῦσιν* [?] *ἐπὶ τὴν μονάδα. καὶ τῶν δέκα πάλιν, φησὶν* [*ὁ Πυθαγόρας*], *ἡ δύναμίς ἐστιν ἐν τοῖς τέσσαρσι καὶ τῇ τετράδι. τὸ δὲ αἴτιον· εἴ τις ἀπὸ τῆς μονάδος* [*ἀναποδῶν*] *κατὰ πρόσθεσιν τιθείη τοὺς ἀριθμοὺς ἄχρι τῶν τεσσάρων προελθὼν ἐκπληρώσει τὸν* ⟨*τῶν*⟩ *δέκα ἀριθμόν· ἐὰν δὲ ὑπερβάλῃ τις τὸν τῆς τετράδος, καὶ τῶν δέκα ὑπερεκπεσεῖται· οἷον εἴ τις θείη ἓν καὶ δύο προσθείη καὶ τρία καὶ τούτοις τέσσαρα, τὸν τῶν δέκα ἐκπληρώσει ἀριθμόν. ὥστε ὁ ἀριθμὸς κατὰ μὲν μονάδα ἐν τοῖς δέκα, κατὰ δὲ δύναμιν ἐν τοῖς τέσσαρσι. διὸ καὶ ἐπεφθέγγοντο οἱ Πυθαγόρειοι ὡς μεγίστου ὅρκου ὄντος τῆς τετράδος·*

οὐ μὰ τὸν ἁμετέρᾳ κεφαλᾷ παραδόντα τετρακτύν
παγὰν ἀενάου φύσεως ῥίζωμά τ' ἔχουσαν.[78])

καὶ ἡ ἡμετέρα ψυχή, φησίν, ἐκ τετράδος σύγκειται. εἶναι γὰρ νοῦν ἐπιστήμην δόξαν αἴσθησιν, ἐξ ὧν πᾶσα τέχνη καὶ ἐπιστήμη καὶ αὐτοὶ λογικοί ἐσμεν. — Ähnlich auch Luc. de laps. in sal. 5 (= Vorsokr. I, 235, 5 ff.): *εἰσὶ δὲ οἵ καὶ τὴν τετρακτὺν τὸν μέγιστον ὅρκον αὐτῶν* [= d. Pythagoreer], *ἣν τὸν ἐντελῆ αὐτοῖς ἀριθμὸν ἀποτελεῖν οἴ⟨ονται τὸν⟩ δέκα, ὑγιείας ἀρχὴν*[79]) *ἐκάλεσαν· ὧν καὶ Φιλόλαός*

---

77) Vgl. auch Theol. ar. p. 23: *ἐτίμων δὲ αὐτὴν* [*τ. τετράδα*] *οἱ Πυθαγόρειοι, ὡς δεκάδος γεννητικήν.*

78) Vgl. auch Theol. ar. ed. Ast p. 18 a. E. und dazu Asts Erläuterungen p. 168 ff.

79) Ich vermute, daß diese Benennung der Vierzahl damit zu-

ἐστι. — Übrigens gehörte die *τετρακτύς* auch zu den *ἀκούσματα καὶ σύμβολα* der Pythagoreer. S. Vorsokr. I, 280, 17: *τί ἐστι τὸ ἐν Δελφοῖς μαντεῖον; τετρακτύς· ὅπερ ἐστὶν ἡ ἁρμονία, ἐν ᾗ αἱ σειρῆνες* (= Iambl. v. Pyth. 82f.). — Hierher gehört ferner die pythagoreische Lehre von den 4 *ὧραι* (*ἔαρ, θέρος, φθινόπωρον, χειμών*) und der ihnen genau entsprechenden 4 *ἡλικίαι* (*παῖς, νεηνίσκος, νεηνίης, γέρων*), die uns Laert. Diog. 8, 10 (u. Theol. ar. p. 20 Ast) überliefert hat (vgl. meine 'Tessarakontaden' S. 76f.). Diese Theorie steht natürlich im schroffsten Gegensatz zu der Lehre von den 7 *ὧραι* und *ἡλικίαι* unseres hebdomadischen Kosmologen (s. ob. S. 32f. u. 38).

Von den Vielfachen der 4 haben die Pythagoreer namentlich die 40 für bedeutungsvoll gehalten. Vor allem sehen wir die Vierzigtagefrist in den Anschauungen der Pythagoreer von der Entwickelung der Embryonen eine ähnliche Rolle spielen wie in der griechischen Religion und in den Theorien der ältesten griechischen Ärzte. Denn nach Alexander v. Aphrodisias b. Diog. Laert. 8, 29 soll Pythagoras in seiner Biologie auch den Satz vorgetragen haben: *μορφοῦσθαι .... τὸ μὲν πρῶτον παγὲν ἐν ἡμέραις τεσσαράκοντα, κατὰ δὲ τοὺς τῆς ἁρμονίας λόγους ἐν ἑπτὰ ἢ ἐννέα ἢ δέκα τὸ πλεῖστον μησὶ τελεωθὲν ἀποκυΐσκεσθαι τὸ βρέφος.* In engem Zusammenhang damit steht die merkwürdige Lehre der Pythagoreer vom partus major, die uns der wahrscheinlich aus Varro schöpfende Censorinus de die nat. 11, 6 überliefert hat. Sie lautet: 'Alter autem ille partus, qui major est, majori numero continentur, septenario scilicet, quo tota vita humana finitur .... itaque ut alterius partus origo in sex est diebus, post quos semen in sanguinem vertitur, ita huius in septem; et ut ibi quinque et triginta diebus infans

---

sammenhängt, daß der vierte Tag in Krankheiten öfters eine ähnliche Bedeutung hat wie der siebente, d. h. die Krisis und damit die Besserung bringt; s. Hippocr. *π. σαρκ.* 19. Vgl. auch Theol. ar. p. 22 Ast: *οἱ ἰατροὶ, καθάπερ Ἱπποκράτης, τὴν τετράδα λέγουσι κοινωνοῦσαν ... τῇ ἑβδομάδι κ. τ. λ.*

membratur, ita hic pro portione diebus fere quadraginta; quare in Graecia dies habent quadragensimos insignes. namque praegnans ante diem quadragensimum non prodit in fanum, et post partum quadraginta diebus pleraeque fetae graviores sunt nec sanguinem interdum continent, et parvoli ferme per hos fere morbidi sine risu nec sine periculo sunt, ob quam causam, cum is dies [= quadragensimus] praeteriit, diem festum solent agitare, quod tempus appellant *τεσσερακοσταῖον*. hi igitur dies quadraginta per septem illos initiales multiplicati fiunt dies ducenti octoginta, id est hebdomadae quadraginta'. Aus diesen Worten geht deutlich hervor, daß die Pythagoreer sich auch hinsichtlich der von ihnen angenommenen Bedeutung der tessarakontadischen Fristen einfach an die auf der natürlichen Dauer der Normalschwangerschaft von 40×7 oder 7×40 = 280 Tagen beruhenden Bestimmungen der griechischen Religion und der altgriechischen Ärzte angeschlossen haben.[80]) Im Einklang damit steht auch die Überlieferung, daß Pythagoras unmittelbar vor seinem Tode 40 Tage lang gehungert habe, sowie als 40jähriger Mann nach Italien ausgewandert und als 80(= 2×40)jähriger Greis gestorben sei, so daß er also 40 Jahre lang an der Spitze seiner Schule gestanden habe (Aristox. fr. 4 b. Porph. v. Pyth. 9). Ebenso soll er mit 40 Anhängern zusammen untergegangen sein (Diog. L. 8, 39. Porphyr. v. Pyth. 56). Mehr in meinen Tessarakontaden S. 81f. — In den Orphika fehlt es, wie es scheint, an den entsprechenden Parallelen.

d) Die Fünfzahl

scheint zwar in der Zahlenmystik der Pythagoreer keine besondere Rolle gespielt zu haben, ist aber doch keineswegs

80) Vgl. darüber meine Tessarakontaden u. Tessarakontadenlehren der Griechen u. anderer Völker (Leipz. 1909) S. 77ff., wo auch wahrscheinlich gemacht wird, daß auch die Orphiker an die Bedeutung der 40tägigen Frist geglaubt haben; vgl. Herakl. Pont. b. Io. Lyd. de mens. 4, 29 p. 186 Roether.

von ihnen völlig ignoriert worden. Bei Ast, Theologum. arithm. p. 24 heißt es: *ἡ πεντὰς πρώτη περιέλαβε τὸ τοῦ παντὸς ἀριθμοῦ εἶδος, ἤτοι τὸν β' τὸν πρῶτον ἄρτιον καὶ τὸν γ' τὸν πρῶτον περιττόν· διὸ καὶ Γάμος*[81]) *καλεῖται ὡς ἐξ ἄρρενος καὶ θήλεος.* Daß eine Zahl von den Pythagoreern *γάμος* benannt wurde, bezeugt auch Aristot. Met. 12, 4, 3, aber er sagt leider nicht, welche Zahl in diesem Falle gemeint ist. Denn da, wie wir gleich sehen werden, nach Anatolios bei Ast a. a. O. S. 33 auch die Sechszahl von den Pythagoreern *γάμος* und *ἀρρενόθηλυς* genannt worden sein soll, *ὅτι αὐτὸς τοῖς ἑαυτοῦ μέρεσίν ἐστιν ἴσος, γάμου δὲ ἔργον τὸ ὅμοια ποιεῖν τὰ ἔγγονα τοῖς γονεῦσι*, so muß es bis auf weiteres zweifelhaft bleiben, ob sich der Ausspruch des Aristoteles auf die 5 oder auf die 6 bezieht.

e) Die Sechszahl.

Auch hier haben wir wieder eine merkwürdige Übereinstimmung der Pythagoreer mit den Orphikern festzustellen, denn es heißt bei Anatolios (Ast a. a. O. p. 36): *τὴν ἑξάδα ὁλομέλειαν* [*Οὐλομέλεια* Nicom. b. Phot. bibl. 187, 240] *προσηγόρευον οἱ Πυθαγορικοὶ κατακολουθοῦντες Ὀρφεῖ, ἤτοι παρόσον ὅλη τοῖς μέλεσιν ἢ μέρεσιν ἴση ἐστὶ μόνη τῶν ἐντὸς δεκάδος* (vgl. Lobeck, Aglaoph. p. 717). Ob freilich Lydus de mens. 2, 10 mit Recht behauptet: *Ὀρφεὺς περὶ ἑξάδος ταῦτά φησιν· Ἵλαθι, κύδιμ' ἀριθμέ, πάτερ μακάρων, πάτερ ἀνδρῶν*, also die Sechszahl mit keinem geringeren Gotte als Zeus identifiziert, muß nach Lobecks (Agl. 715 ff.) Darlegungen füglich bezweifelt werden. Ich werde weiter unten im Abschnitt von der Zehnzahl wahrscheinlich zu machen suchen, daß bei Lydus a. a. O. statt *ἑξάδος* vielmehr *δεκάδος* zu lesen ist, oder daß Lydus aus Versehen die beiden Zahlen verwechselt hat.

Eine ganz eigentümliche und nicht ganz leicht verständliche Beziehung wird der Sechszahl von Anatolios, ganz offen-

81) Nach Ast a. a. O. p. 32 wurde sie auch *Γαμηλία* genannt.

bar nach älteren guten Quellen, zur Seele (ψυχή) und Beseelung (ψύχωσις) zugeschrieben. Es heißt in den Theol. arithm. ed. AST S. 34 geradezu: *τῇ δὲ ψυχῇ τὸ παράπαν οὐδεὶς ἐφαρμόζειν δύναται μᾶλλον ἑξάδος ἀριθμός, οὐκ ἄλλος ἂν οὕτω διάρθρωσις τοῦ παντὸς λέγοιτο, ψυχοποιὸς ἱστάμενος, εὑρισκομένη καὶ τῆς ζωτικῆς ἕξεως ἐμποιητική, παρὸ ἑξάς* . . . Kurz zuvor (S. 33) wird den Pythagoreern die Ansicht zugeschrieben: *κατ' αὐτὴν* [τ. *ἑξάδα*] *ἐμψυχῶσθαι καὶ καθηρμόσθαι τὸν κόσμον κ. τ. λ.* Daß wir es hier mit einer guten alten echtpythagoreischen Auffassung zu tun haben, dafür bürgt das dem Philolaos zugeschriebene Fragment (Theol. ar. p. 55 AST = DIELS, Vorsokr. I, 235, 8f.): *Φιλόλαος ψύχωσιν δὲ ἐν ἑξάδι, νοῦν δὲ καὶ ὑγείαν καὶ τὸ ὑπ' αὐτοῦ λεγόμενον φῶς ἐν ἑβδομάδι, μετὰ ταῦτά φησιν ἔρωτα καὶ φιλίαν καὶ μῆτιν καὶ ἐπίνοιαν ἐπ' ὀγδοάδι συμβῆναι τοῖς οὖσιν.* Was das zu bedeuten hat, erkennt man am besten aus der wahrscheinlich auf eigensten Aussagen und Offenbarungen des Pythagoras beruhenden Erzählung von seinen alle 216 Jahre erfolgten Metempsychosen, wonach er genau 216 Jahre vor seiner Geburt als Pythagoras als Pyrrhos, und abermals 216 Jahre früher als Hermotimos usw. gestorben sei. Die eigentümliche Bedeutung dieser Zahl aber besteht einerseits darin, daß sie der Kubus der 6 ($= 6^3$) ist, anderseits der Schwangerschaftsperiode der Siebenmonatskinder entspricht, wie Anatolios a. a. O. S. 40 bezeugt: *ἐπεὶ δὲ ὁ ἀπὸ τοῦ στ' κύβος σιστ' γίνεται, ὁ ἐπὶ ἑπταμήνων γονίμων χρόνος, συναριθμουμένων ταῖς ἑπτὰ τῶν ἓξ ἡμερῶν, ἐν αἷς ἀφροῦται καὶ διαφύσεις σπέρματος λαμβάνει τὸ σπέρμα, Ἀνδροκύδης δὲ ὁ Πυθαγορικὸς ὁ περὶ τῶν συμβόλων γράψας καὶ Εὐβουλίδης ὁ Πυθαγορικὸς καὶ Ἀριστόξενος καὶ Ἱππόβοτος καὶ Νεάνθης, οἱ κατὰ τὸν ἄνδρα ἀναγράψαντες, σιστ' ἔτεσι τὰς μετεμψυχώσεις τὰς αὐτῷ συμβεβηκυίας ἔφασαν γεγονέναι· μετὰ τοσαῦτα γοῦν ἔτη εἰς παλιγγενεσίαν ἐλθεῖν Πυθαγόραν καὶ ἀναζῆσαι ὡσανεὶ μετὰ τὴν πρώτην ἀνακύκλωσιν καὶ ἐπάνοδον τοῦ ἀπὸ ἓξ ψυχογονικοῦ κύβου . . . ᾧ καὶ συμφωνεῖ τὸ Εὐφόρβου τὴν ψυχὴν*

ἐσχηκέναι, κατά τε τοὺς χρόνους κ. τ. λ. Dieselbe Zahl scheint auch von Herakleides Pontikos in jener *γραφή* bei Laert. Diog. 8, 14 bezeugt zu werden, in welcher Pythagoras *αὐτός φησι δι' ἑκκαίδεκα* [Hss. *ἑπτὰ*] *καὶ διηκοσίων*[82]) *ἐτῶν ἐξ ἀΐδεω παραγεγενῆσθαι εἰς ἀνθρώπους* (vgl. ROHDE, Psyche ²II, 419).

Nahe verwandt mit dieser Theorie ist offenbar die ebenfalls als altpythagoreisch bezeichnete vom 'partus minor', die uns Varro bei Censorinus de die nat. c. 11 (vgl. ZELLER ²III, 2 p. 81, 1) überliefert hat. Danach gab es für die Entwickelung der Embryonen im Mutterleibe zwei verschiedene Fristen, eine kleinere siebenmonatige und eine größere von 10 Monaten. Die erstere endigt am 210. Tage, die letztere am 274. nach der Empfängnis. Für die kleinere Frist ist nach Censorinus die Sechszahl besonders maßgebend[83]), insofern die Frucht während der ersten 6 Tage aus milchartigem, in den darauffolgenden 8 Tagen aber (also vom 7. bis zum 14. Tage) aus blutartigem Safte besteht. Sobald diese 8 Tage zu den ersten 6 hinzukommen, entsteht die erste *συμφωνία διὰ τεσσάρων*. In den folgenden 9 Tagen verwandelt sich der Embryo in Fleisch, und es entsteht die zweite *συμφωνία διὰ πέντε*. In der nunmehr folgenden Frist von 12 Tagen bildet sich die Gestalt des Kindes[84]), und es entsteht die *συμφωνία διὰ πασῶν*, so daß bis zum Schluß dieser Entwickelung 35 [$= 5 \times 7 = 6 + 8 + 9 + 12$] Tage vergehen.

---

82) Die überlieferte Zahl 207 ist irrational und in diesem Zusammenhang völlig sinnlos. Sie in 216 zu korrigieren hat ROHDE schon längst vorgeschlagen, ist aber merkwürdigerweise Psyche ²II, 419 darin wieder irre geworden.

83) Censor. a. a. O. 11, 2: partus minor senario maxime continetur numero. nam quod ex semine conceptum est, sex . . . primis diebus umor est lacteus etc. — ib. 4: nec immerito senarius fundamentum gignendi est: nam eum telion [*τέλειον*] Graeci, nos autem perfectum vocamus, quod eius partes tres, sexta et tertia et dimidia, id est unus et duo et tres, eundem ipsum perficiunt.

84) Welcher Gegensatz zur Theorie unseres hebdomadischen Kosmologen, der die *τύπωσις* des Embryo bereits am 7. Tage nach der Empfängnis erfolgen läßt!

Multipliziert man diese Zahl 35 mit 6, so ergeben sich als Produkt 210 Tage, d. h. die Zahl der Tage, die ein Siebenmonatskind braucht, um zur Welt zu kommen.

f) Die Neunzahl.

Da ich über die Bedeutung der Enneade in der orphischen und pythagoreischen Lehre bereits an einem andern Orte (s. Enneadische Studien S. 40ff. und 50ff.) ausführlich gehandelt habe, so kann ich mich hier in dieser Beziehung kürzer fassen, indem ich hinsichtlich aller Einzelheiten einfach auf meine im Jahre 1907 erschienene Abhandlung verweise.

Vor allem ist hier von Wichtigkeit die Feststellung der Tatsache, daß auch hinsichtlich der Enneade die Pythagoreer sich an die Orphiker angeschlossen haben. Beide bezeichnen die Neunzahl als *Κουρῆτις* oder *Κόρη* (a. a. O. S. 46). Zwar stammen die betreffenden Zeugnisse erst aus der Zeit und den Kreisen der Neupythagoreer, doch lassen sich für deren Echtheit und Altertümlichkeit so vortreffliche Analogien aus Aristoteles u. a. anführen (s. Hebdomadenlehren S. 28ff.), daß etwaige Zweifel dagegen kaum aufkommen können. Den Grund für diese beiden Benennungen haben wir offenbar in zwei religiösen Tatsachen zu erblicken, nämlich einerseits in dem Mythus von den 9 Kureten oder Korybanten, anderseits in den bekannten Beziehungen der *Κόρη* (= *Περσεφόνη*) zur Feier der *ἔν[ν]ατα* (novemdialia) und überhaupt zu dem durch mehrfache enneadische Bestimmungen (Fristen usw.) charakterisierten Totenkult.

Auch sonst spielen enneadische Fristen in der Lehre der Orphiker eine nicht unbedeutende Rolle. So sollte Orpheus ebenso wie die erythräische Sibylle und der apollinische Prophet Teiresias eine Lebensdauer von 9 *γενεαί* erreicht haben (a. a. O. S. 40 Anm. 64). Ferner huldigen sie ebenso wie Hesiod der Anschauung, daß der Meineid eines Gottes mit einer neunjährigen Verbannung aus dem Olymp bestraft werde (a. a. O. S. 44f.). Auch scheinen die eigentümlichen

enneadischen Bestimmungen, welche Vergil im 6. Buche der Aeneis in der Beschreibung der Katabasis seines Helden verwertet hat (vgl. z. B. noviens Styx interfusa 6, 439 und die novem circuli der Unterwelt v. 426 u. Serv. z. d. St.), zunächst aus einer Schrift des Poseidonios (man denke auch an die novem orbes, die Cicero den Scipio im Traume sehen läßt!) und weiter aus einem im Altertum vielgelesenen eschatologischen Gedichte des Orpheus, nämlich seiner Hadesfahrt, zu stammen.[85])

Viel besser als über die Enneaden der Orphiker sind wir über die der Pythagoreer unterrichtet, die ja, wie wir eben sahen, jenen in der Bezeichnung der Neunzahl als *Κουρῆτις* oder *Κόρη* gefolgt sind.[86])

Von großer Bedeutung ist ferner die enneadische Frist von 3 × 9 Tagen, die Pythagoras, d. h. die Altpythagoreer, nach einem aus Varro entlehnten Zeugnis des Gellius (N. A. 1, 20, 6; vgl. Favonius Eulogius p. 12, 4 Holder) als die Zahl der Tage des uralten und weitverbreiteten aus 3 neuntägigen Wochen bestehenden Lichtmonats (des 'circulus lunaris' oder 'lunaris cursus') angenommen haben (vgl. die *τρὶς ἐννέα ἡμέραι*, die Nikias infolge einer Mondfinsternis auf den Rat seiner *μάντεις* im Jahre 413 zu warten beschloß, um eine andere Mondperiode abzuwarten: *ἄλλην σελήνης ἀναμένειν περίοδον*: Plut. Nic. 23 u. Thuk. 7, 50). Genau dieselbe uralte hieratische Frist spielt bekanntlich auch im Leben des Pythagoras eine Rolle, insofern berichtet wird (Porphyr. v. Pyth. 17), P. sei in die idäische Grotte hinabgestiegen und habe daselbst die 'üblichen' 3 × 9 Tage (*τὰς νενομισμένας τρὶς ἐννέα ἡμέρας*) zugebracht (mehr in den Ennead. Stud. S. 51 f.). Auch soll Pythagoras als Neunzigjähriger nach dem Schol. z. Plat. de rep. p. 600 B = p. 360 Herm.) in einer Feuersbrunst umgekommen sein. Hierher

85) Vgl. a. a. O. S. 47 Anm. 76 u. Nordens Kommentar z. 6. Buche von Verg. Aen. S. 29 f.

86) Hinsichtlich der Benennung entweder der Neunzahl oder der Vierzahl als *Δικαιοσύνη* s. ob. S. 45 Anm. 76.

gehört ferner die für die Entwickelung der in der altpythagoreischen Lehre eine gewisse Rolle spielenden Bohne angenommene Frist von 90 Tagen (Porphyr. v. Pyth. 44), sowie die 729 [= 9^3] betragende Zahl der Monate im Großen Jahr des Philolaos (Censorin. 18, 8). Es ist demnach auch sehr wahrscheinlich, daß die Zahl 729, die Platon im Staat p. 587 D—E nicht weniger als zweimal verwertet, ebenso wie andere enneadische Zahlen (die 9, 27, 81, 243) in der pythagoreischen Lehre von den Abständen der 10 Weltkörper, ganz direkt aus altpythagoreischen Anschauungen stammt (Ennead. Stud. S. 54 A. 91 u. S. 88 f.).

g) Die Zehnzahl.

Daß die Zehn in der Lehre der Altpythagoreer für die bedeutungsvollste und maßgebendste aller Zahlen gegolten hat, geht schon aus ihrer bereits besprochenen Gleichsetzung mit der *τετρακτύς* und ihrer Verwertung als *μέγιστος ὅρκος*, *ἐντελὴς ἀριθμός* und *ὑγιείας ἀρχή* (Philolaos b. Luc. de lapsu in sal. 5 = Diels, Vorsokr. I S. 235, 5) deutlich hervor (s. ob. S. 46). Damit stimmt trefflich überein die aus einer Schrift des Speusippos *Περὶ Πυθαγορικῶν ἀριθμῶν* (Theol. ar. p. 61 Ast = Diels, Vorsokr. I, 235, 21 f.; die ganze eine Hälfte des Buches handelt von der Zehnzahl) stammende Charakteristik der Zehnzahl, in der sie *φυσικωτάτη καὶ τελεστικωτάτη τῶν ὄντων* sowie *θεμέλιον ὑπάρχουσα καὶ παράδειγμα παντελέστατον τῷ τοῦ παντὸς ποιητῇ θεῷ προεκκειμένη* genannt wird. Bei dieser außerordentlichen Bedeutung der Dekade liegt es auch nahe, den von Io. Lydus (de mens. II, 10) dem Orpheus[87]), von anderen zuverlässigeren Zeugen

87) Die Zuweisung des Verses seitens des Lydus an Orpheus kann richtig sein, da wir aus Lyd. de mens. 1, 15 wissen, daß die Orphiker die Dekas *κλαδοῦχος* nannten, *ἐξ ἧς ὡσεὶ κλάδοι τινὲς πάντες ἀριθμοὶ φύονται* (Lobeck, Agl. p. 716). Vgl. auch Syrian. in Aristot. Met. p. 915ᵇ (= Orphica frgm. 150 Abel) und bei Lobeck, Agl. p. 720. Wahrscheinlich ist also bei Lydus de mens. 2, 10 (Abel, Orphica fr. 147) statt *ἑξάδος* [= *ς′*] vielmehr *δεκάδος* [*ι′*] zu schreiben oder wenigstens anzunehmen, daß so in der Quelle des Lydus zu lesen war.

den Pythagoreern zugeschriebenen Vers *Κέκλυθι* [*Ἵλαθι*] *κύδιμ' ἀριθμέ, πάτερ μακάρων, πάτερ ἀνδρῶν*[88]) statt mit Lydus auf die sonst nicht besonders hervortretende *ἑξάς* vielmehr auf die *δεκάς* als den *ἀριθμὸς κατ' ἐξοχήν* zu beziehen und anzunehmen, daß diese mit Zeus, dem Vater der Götter und Menschen, in orphisch-pythagoreischen Kreisen identifiziert worden ist. Vgl. auch Proklos in Tim. III p. 269 (Lobeck, Agl. 719f.): *πρόεισι γὰρ ὁ θεῖος ἀριθμός, ὥς φησιν ὁ Πυθαγόρειος εἰς αὐτὸν ὕμνος*

μουνάδος ἐκ κευθμῶνος ἀκηράτου, ἔστ' ἂν ἵκηται
τετράδ' ἐπὶ ζαθέην, ἣ δὴ τέκε μητέρα πάντων
πανδοχέα, πρέσβειραν, ὅρον περὶ πᾶσι τιθεῖσαν,
ἄτροπον, ἀκάματον, δεκάδα κλείουσί μιν ἁγνήν.

Weitere in diesen Zusammenhang gehörige Zeugnisse sind folgende: Theol. ar. p. 60, 25 (= Diels, Vorsokr. I, 236, 21): *Πίστις γε μὴν καλεῖται* [*ἡ δεκάς*], *ὅτι κατὰ τὸν Φιλόλαον δεκάδι καὶ τοῖς αὐτῆς μορίοις περὶ τῶν ὄντων οὐ παρέργως καταλαμβανομένοις πίστιν βεβαίαν ἔχομεν. διόπερ καὶ Μνήμη λέγοιτ' ἂν ἐκ τῶν αὐτῶν, ἀφ' ὧν καὶ μονὰς Μνημοσύνη ὠνομάσθη.* — Laur. Lyd. de mens. 1, 15: *ὀρθῶς οὖν αὐτὴν ὁ Φιλόλαος δεκάδα προσηγόρευσεν ὡς δεκτικὴν τοῦ ἀπείρου.* — Philol. fr. 11 Diels b. Theo Smyrn. 106, 10: *περὶ ἧς* [*τ. δεκάδος*] *καὶ Ἀρχύτας ἐν τῷ Περὶ τῆς δεκάδος καὶ Φιλόλαος ἐν τῷ Περὶ φύσιος πολλὰ διεξίασιν.* — Stob. Ecl. I prooem. cor. 3: *Φιλολάου: θεωρεῖν δεῖ τὰ ἔργα καὶ τὴν οὐσίαν τῶ ἀριθμῶ καττὰν δύναμιν ἅτις ἐστὶν ἐν τᾷ δεκάδι· μεγάλα γὰρ καὶ παντελὴς καὶ παντοεργὸς καὶ θείω καὶ οὐρανίω βίω καὶ ἀνθρωπίνω ἀρχά* [vgl. damit oben *πάτερ μακάρων, πάτερ ἀνδρῶν!*] *καὶ ἁγεμὼν κοινωνοῦσα* *** *δύναμις καὶ τᾶς δεκάδος· ἄνευ δὲ ταύτας πάντ' ἄπειρα καὶ ἄδηλα καὶ ἀφανῆ.*

Auch darin zeigt sich die ungeheure Wichtigkeit, welche schon die Altpythagoreer der Zehnzahl zuerkannt haben, daß Archytas eine besondere Schrift *Περὶ τῆς δεκάδος* verfaßt

88) Lobeck, Agl. 715ff.

haben soll (Theo Smyrn. 106, 10 = Diels, Vorsokr. I, 242, 25) und daß, wie Aristoteles (Met. A 5. 985[b], 23 ff. = Diels a. a. O. 270, 44 ff.) bezeugt: *ἐπειδὴ τέλειον ἡ δεκὰς εἶναι δοκεῖ καὶ πᾶσαν περιειληφέναι τὴν τῶν ἀριθμῶν φύσιν, καὶ τὰ φερόμενα κατὰ τὸν οὐρανὸν δέκα μὲν εἶναί φασιν, ὄντων δὲ ἐννέα μόνον τῶν φανερῶν διὰ τοῦτο δεκάτην τὴν ἀντίχθονα ποιοῦσιν.* — Theophr.-Aëtius b. Diels a. a. O. I, 237, 17: *περὶ τὸ μέσον δέκα σώματα θεῖα χορεύειν.* Genaueres darüber s. unt. Kap. III[b]. — Hierher gehört endlich auch die bekannte, ebenfalls von Aristoteles (Met. A 5 986[a] 15 ff. = Diels a. a. O. I, 271, 17 ff.) bezeugte Tafel der 10 elementaren Gegensätze (*ἀρχαί*), nämlich 1 *πέρας καὶ ἄπειρον.* — 2 *περιττὸν καὶ ἄρτιον.* — 3 *ἓν καὶ πλῆθος.* — 4 *δεξιὸν καὶ ἀριστερόν.* — 5 *ἄρρεν καὶ θῆλυ.* — 6 *ἠρεμοῦν καὶ κινούμενον.* — 7 *εὐθὺ καὶ καμπύλον.* — 8 *φῶς καὶ σκότος.* — 9 *ἀγαθὸν καὶ κακόν.* — 10 *τετράγωνον καὶ ἑτερόμηκες.*

h) Die Siebenzahl.

Aus Gründen der Methode betrachten wir die Hebdomaden der Pythagoreer erst nach ihren Dekaden, um beide Zahlen als arithmetische Hauptgrößen und mächtige Konkurrentinnen zu erweisen, was für die richtige Beurteilung einiger bedeutsamer Zeugnisse von Wichtigkeit ist.

Auch hier haben wir wieder festzustellen, daß die Orphiker ebenso wie hinsichtlich mehrerer anderer Zahlen (besonders der 1, 6, 9 und 10) auch in bezug auf die Wertung der Siebenzahl Vorgänger und Lehrer des Pythagoras und seiner Schüler gewesen sind (s. Hebdomadenlehren S. 19 f.). So sehen wir vor allem die siebentägige Frist im Kultus und Mythus der Orphiker eine bedeutsame Rolle spielen, denn nach Ovid (Met. 10, 73) soll Orpheus selbst nach dem Tode seiner geliebten Eurydike 7 Tage gefastet haben, ein Sagenzug, der beweist, daß in den Kreisen der Orphiker siebentägige Fasten üblich waren[89]). Eine sehr willkommene

89) Da die Orphik aus Thrakien stammt, ist es vielleicht von Wert, daran zu erinnern, daß auch dort wenigstens in der Viehzucht

Bestätigung dieser Annahme bietet uns der aus einem Grabe bei Thurioi stammende orphische Demeterhymnus, worin der Persephone Rückkehr zur Mutter verheißen wird, wenn sie ein siebentägiges Fasten auszuhalten imstande sei. Ferner lautet ein von Io. Lydus (de dieb. 2, 11) angeführter orphischer Vers (Abel, Orphica fr. 148):

Ἑβδόμη, ἣν ἐφίλησεν ἄναξ ἑκάεργος Ἀπόλλων.

Bei den überaus nahen Beziehungen der Orphiker zu Delphi und dem dortigen Apollonkult dürfen wir wohl unbedenklich annehmen, daß sie wie die siebentägige Frist bei Fasten so auch die apollinischen Festtage am 7. jedes Monats gewissenhaft beobachtet haben. Aber auch der delphische Dionysoskult und Mythus hat deutlichen Einfluß auf die orphische Lehre ausgeübt; man denke an die orphischen Legenden von den 7 männlichen und 7 weiblichen Titanen, die den jugendlichen Dionysos-Zagreus in 7 Stücke zerreißen und diese dann auf 7 Bratspieße aufspießen, um sie zu braten und zu verzehren (Lobeck, Agl. 557). Auch schrieben sie dem Dionysosknäblein *ἑπτὰ παιδαριώδη ἀθύρματα* zu, mit denen es gespielt haben sollte (Lobeck, Agl. 555 f.).

Im vollkommenen Einklang damit stehen nun die viel zahlreicheren Hebdomaden, die wir in der Lehre und der Lebenspraxis der Pythagoreer antreffen und die meist auf uralten religiösen Kultgebräuchen oder auf ebenfalls sehr alten Volksanschauungen beruhen. Auch hier beginnen wir wieder mit einer Übersicht über die hebdomadischen Fristen, die in der Lehre und Praxis der Pythagoreer vorkommen.

Auf eine apollinische Feier am Siebenten jedes Monats beziehe ich unbedenklich die von Timaios (s. fr. 82 M.) bei Athenaios 522[c] überlieferte Nachricht von dem Aufenthalt des Demokedes, des bekannten Pythagoreers und Leibarztes des Darius I Hystaspis, in Kroton: *Περσικὴν ἔχων στολὴν*

---

siebentägige Fristen üblich waren. Vgl. Aristot. hist. an. 8, 6, 3: *Οἱ δὲ Θρᾷκες πιαίνουσι* [die Schweine] *τῇ μὲν πρώτῃ πιεῖν διδόντες, εἶτα διαλείποντες ἡμέραν μίαν τὸ πρῶτον, μετὰ δὲ ταῦτα δύο, εἶτα τρεῖς καὶ τέτταρας μέχρι τῶν ἑπτά.*

περιέρχεται ταῖς ἑβδόμαις τοὺς βωμοὺς μετὰ τοῦ πρυτάνεως (Diels, Vorsokr. ²I S. 656). Da Kroton einer der Hauptmittelpunkte der Orphik und des Pythagoreismus und zugleich ein durch den Kult des pythischen Apollon ausgezeichneter Ort war[90]), so ist kaum zu bezweifeln, daß es sich in diesem Falle um einen krotoniatischen Apollokult am siebenten Monatstage handelt.

Ferner findet sich bei Aristoteles (Met. 14, 6) die den Pythagoreern zugeschriebene, aber offenbar aus weit älterer Volksüberlieferung stammende Lehre: *ἐν ἑπτὰ* ⟨*ἔτεσιν*⟩ *ὀδόντας βάλλει* ⟨*ὁ ἄνθρωπος*⟩; vgl. Solon fr. 27 B. und oben S. 33. Wenn sodann derselbe Aristoteles (Met. 12, 4, 3) behauptet, daß die Pythagoreer eine gewisse Zahl als *Καιρός* bezeichnet hätten, so kann damit nur der siebente Tag in Krankheiten gemeint sein, der zweifellos bereits in der ältesten Volksmedizin der Griechen die Rolle eines kritischen Termins erster Ordnung gespielt hat[91]), weshalb die Heptas auch *Ἀθηνᾶ* (*Νίκη*, *Παιωνία*, *Ὑγίεια*) oder *Κρίσις* oder *Ἀδράστεια* genannt werde (Philol. fr. 20 Diels u. Hebdomadenlehren S. 28f.). Man denke auch an die Bezeichnung der kritischen Tage als 'pythagorici numeri' bei Celsus de med. 3, 4 p. 81 Daremb., womit in erster Linie die Hebdomaden gemeint sind (mehr Hebdomadenlehren S. 29f.). Eine ganz besondere kritische Bedeutung kommt der heptadischen Tagefrist in der echtpythagoreischen Lehre vom partus major zu nach Varro bei Censorinus de die nat. 11. Danach dauert die erste Periode der Entwickelung des Fötus, d. h. dessen milchartiger Zustand, 7, seine körperliche Gestaltung aber 40 Tage. Multipliziert man nun diese 40 Tage mit 7, so erhält man die

90) S. oben S. 28 Anm. 49.

91) Das hohe Alter des siebenten kritischen Tages erkennt man unter anderem an der statistisch erwiesenen Tatsache, daß, je älter die Verzeichnisse der kritischen Tage sind, um so mehr darin die hebdomadischen Termine überwiegen (Hebdomadenlehren S. 66f.). Daraus erhellt wiederum das hohe Alter der hippokratischen Schrift von der Siebenzahl, die in dieser Hinsicht noch auf dem Standpunkt der ältesten knidischen Ärzte steht (s. ob. S. 40f.).

280 Tage oder 40 Hebdomaden der Normalschwangerschaftsdauer. Dann heißt es weiter bei Censorinus: sed quoniam ultimae illius hebdomadis primo die editur partus, sex dies decedunt et ducent. septuag. quartus observatur.[92]) Diese Zahl (274) aber stellt fast genau drei Viertel eines Jahres von 365 Tagen dar, insofern die Differenz zwischen 365 und 274 gerade 91 Tage beträgt und diese 91 Tage fast genau ein Vierteljahr ausmachen (91 × 4 = 364). Wie es scheint, liegt also auch dieser Bestimmung des partus major genau genommen ein Produkt der 7 zugrunde, insofern es sich, wie auch Censorinus ziemlich deutlich zu verstehen gibt, ursprünglich wohl kaum um 274, sondern vielmehr um 280, also um 40 Hebdomaden oder 7 Tessarakontaden handelte. Die Zahl 280 ist demnach nur deshalb künstlich in 274 umgewandelt worden, weil es darauf ankam, für den partus major eine Ziffer zu erhalten, die möglichst genau drei Vierteln des 365 tägigen Jahres entspricht.[93]) Überhaupt müssen die hebdomadischen Fristen in der Biologie der Pythagoreer besonders zahlreich gewesen sein nach dem Zeugnis des Syrianus in Met. XIII p. 121 (= Lobeck, Agl. p. 724): „Pythagoras multa divina de septenario dicens ostendit, quo pacto natura per septem annos aut menses aut dies plurimas huius modi rerum perficit.“[94]) Nach Tertullian (de an. 28) soll Pythagoras selbst 7 Jahre lang verborgen in einer Art Grabeshöhle (subterraneo latitat) gelebt haben, womit man die siebenjährige Abwesenheit des Aristeas nach Herod. 4, 14 vergleichen kann.[95])

---

92) Mehr Hebdomadenlehren S. 35 Anm. 51.

93) Mehr Hebdomadenlehren S. 35 Anm. 52, wo auch auf Ps.-Hippocr. *π. ἑπταμ.* a. Anfang hätte hingewiesen werden können.

94) Den griechischen Wortlaut s. jetzt in der Berliner Aristotelesausgabe V p. 940^b, 28, wo es heißt: *Πρῶρος μὲν ὁ Πυθαγόρειος πολλὰ καὶ σεμνὰ καὶ θεοπρεπῆ περὶ ἑπτάδος εἰπὼν οὐδεμιᾷ τοιαύτῃ χρῆται ἀποδόσει, δείκνυσι δὲ συνετῶς, ὅπως ἡ φύσις δι' ἑπτὰ ἐτῶν ἢ μηνῶν ἢ ἡμερῶν πλεῖστα τοιούτων πραγμάτων τελειοῖ ἢ μεταβάλλει.* Vgl. dazu Hebdomadenlehren S. 39f.

95) Vgl. Corssen, Rh. Mus. 1912 S. 23 u. 43.

An diese hebdomadischen Fristen der pythagoreischen Lehre und Lebensführung reihen sich noch viele weitere hebdomadische Bestimmungen an, auf deren ausführliche Besprechung ich hier deshalb leicht verzichten kann, weil diese bereits in den Hebdomadenlehren S. 24 ff. erfolgt ist.

a) Daß die Theorie von den 7 Vokalen, 7 Saiten oder Harmonien (*ἑπτὰ φωνήεντα, ἑπτὰ χορδαὶ ἢ ἁρμονίαι*) und den 7 Plejaden in der älteren Literatur der Pythagoreer eine Rolle gespielt hat, erfahren wir durch Aristoteles (Met. 14, 6; Diels, Vorsokr. ²I, 275, 34). Die 7 Vokale und 7 Plejaden sind natürlich vorpythagoreische Heptaden. Dagegen haben wir als die eigentliche Errungenschaft des Pythagoras und seiner Schule die Lehre von den auf dem Vergleiche der vermeintlichen 7 beweglichen Sterne (Planeten) und deren (angenommenen) durch ihre Bewegungen oder Schwingungen hervorgebrachten harmonisch gestimmten Töne mit der Harmonie der 7 Töne des Heptachords anzusehen, eine überaus wichtige und originelle Theorie, die wir später in einem besonderen Abschnitt genauer betrachten müssen, zumal da sie offenbar unserem hippokratischen Hebdomadiker noch ganz unbekannt ist. Ferner erinnere ich an die 'septem bona' der brassica Pythagorea, die Cato de r. r. 157, 1 Keil erwähnt (Hebdomadenlehren S. 41), und die höchst wahrscheinlich auf einer ganz persönlichen Ansicht und Lebenserfahrung des Pythagoras beruhen, endlich an die 7 *ἀριθμοί* (Zahlbegriffe), 7 *σοφίαι* (= *μεσότητες*), 7 *κινήσεις*, 7 Waschungen usw., die als pythagoreisch wohl bezeugt sind (Hebdomadenlehren S. 43).

Schließlich haben wir in diesem Zusammenhang noch jenes bekannten von der Bedeutung der Siebenzahl handelnden Bruchstücks des Philolaos zu gedenken, das Diels zwar (Vorsokr. I S. 246f.) für „zweifelhaft" erklärt hat, das aber, wenn es, wie ich mit andern annehme, echt ist, eine ganz besonders hervorragende Stellung der Siebenzahl unmittelbar neben der Zehn (s. ob.) innerhalb der pythagoreischen Zahlentheorie bezeugen dürfte.

Es lautet bei Philo de opif. 100 p. 34, 10 Cohn: *δι' ἣν αἰτίαν οἱ μὲν ἄλλοι φιλόσοφοι τὸν ἀριθμὸν τοῦτον ἐξομοιοῦσι τῇ ἀμήτορι Νίκῃ καὶ Παρθένῳ* [= *Ἀθηνᾷ*], *ἣν ἐκ τῆς τοῦ Διὸς κεφαλῆς ἀναφανῆναι λόγος ἔχει, οἱ δὲ Πυθαγόρειοι τῷ ἡγεμόνι τῶν συμπάντων· τὸ γὰρ μήτε γεννῶν μήτε γεννώμενον ἀκίνητον μένει κτλ. μαρτυρεῖ δέ μου τῷ λόγῳ καὶ Φιλόλαος ἐν τούτοις·*

ἔστι γὰρ ἡγεμὼν καὶ ἄρχων ἁπάντων, θεός, εἷς, ἀεὶ ὤν, μόνιμος, ἀκίνητος, αὐτὸς ἑαυτῷ ὅμοιος, ἕτερος τῶν ἄλλων.

Aus derselben Quelle (Poseidonios) stammt Lydus de mens. 2, 12: *ὀρθῶς οὖν ἀμήτορα τὸν ἑπτὰ ἀριθμὸν ὁ Φιλόλαος προσηγόρευσε· μόνος γὰρ οὔτε γεννᾶν οὔτε γεννᾶσθαι πέφυκε· τὸ δὲ μήτε γεννῶν μήτε γεννώμενον ἀκίνητον· ἐν κινήσει γὰρ ἡ γέννησις, τὸ μὲν ἵνα γεννήσῃ, τὸ δὲ ἵνα γεννηθῇ. τοιοῦτος δὲ ὁ θεός, ὥς καὶ αὐτὸς ὁ ῥήτωρ ὁ Ταραντῖνος· φησὶ δὲ οὕτως· ἔστι — ὅμοιος.* Ähnlich auch Anatol. de decade p. 35 Heiberg: *ἑβδομὰς μόνη τῶν ἐντὸς δεκάδος οὐ γεννᾷ οὔτε γεννᾶται ὑπ' ἄλλου ἀριθμοῦ πλὴν ὑπὸ μονάδος· διὸ καὶ καλεῖται ὑπὸ τῶν Πυθαγορείων παρθένος ἀμήτωρ.*

Was zunächst die äußere Beglaubigung dieses Bruchstücks als echt philolaisch anlangt, so ist es so gut wie sicher, daß sowohl Philo als auch Lydus und Anatolios direkt oder indirekt aus dem an ähnlichen Zeugnissen überaus reichen Kommentar des Poseidonios zu Platons Timaios geschöpft haben. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine, Schmekels und Borghorsts Arbeiten verwertenden, Ausführungen in den Hebdomadenlehren S. 109ff. und 114ff., wo noch weitere von Diels a. a. O. weggelassene Zeugnisse des Clemens Alexandrinus, Favonius Eulogius, Nikomachus Gerasenus, Macrobius usw. angeführt sind. Auch der ans Religiöse streifende gehobene Stil des Bruchstücks entspricht durchaus der Art des Philolaos. Man vergleiche damit, was derselbe Philolaos in fragm. 11 (Diels, Vorsokr. ²I, 243, 3) von der mit der Heptas konkurrierenden Zehnzahl sagt: *θεωρεῖν δεῖ τὰ ἔργα καὶ τὴν οὐσίαν τῶ ἀριθμῶ κattὰν δύναμιν ἅτις ἐστὶν ἐν τᾷ δεκάδι· μεγάλα γὰρ καὶ παντελὴς καὶ παντοεργὸς καὶ θείω καὶ*

οὐρανίω βίω καὶ ἀνθρωπίνω ἀρχά [= *πάτερ μακάρων, πάτερ ἀνδρῶν* bei Lyd. de dieb. 2, 10; s. ob. S. 49 u. 55] *καὶ ἁγεμὼν κοινωνοῦσα ... δύναμις καὶ τᾶς δεκάδος. ἄνευ δὲ ταύτας πάντ' ἄπειρα καὶ ἄδηλα καὶ ἀφανῆ.* Wenn mit diesen in gehobener Sprache vorgetragenen Worten, die in einem unverkennbaren Gegensatze zu der überaus nüchternen Ausdrucksweise unseres hippokratischen Hebdomadikers stehen, der Bedeutung der Zehnzahl entsprechend, diese mit Zeus, dem Vater der Götter und Menschen, identifiziert wird, so ist es ebenso naheliegend und begreiflich, daß Philolaos durch die Gleichsetzung der Siebenzahl mit Athena, der einzigartigen geliebten Tochter des Götterkönigs, dieser unter sämtlichen Zahlen die zweite Stelle nach der Dekas-Tetraktys zuweisen wollte. Für eine solche hervorragende Sonderstellung beider Zahlen spricht übrigens auch ein interessantes Fragment des Pythagoreers Hippon von Metapont, das uns Censorinus (de die nat. 7, 2 H. = Diels, Vorsokr. [2]I 225, 5) glücklich aufbewahrt hat:

Hippo Metapontinus a septimo ad decimum mensem nasci posse aestimavit. nam septimo partum iam esse maturum eo quod in omnibus numerus septenarius plurimum possit, siquidem septem formemur mensibus additisque alteris recti consistere incipiamus et post septimum mensem dentes nobis innascantur idemque post septimum cadant annum, quarto decimo autem pubescere soleamus. sed hanc a septem mensibus incipientem maturitatem neque ad decem perductam ideo quod in aliis omnibus haec eadem natura est, ut septem mensibus annisve tres aut menses aut anni ad consummationem accedant: nam dentes septem mensum infanti nasci et maxime decimo perfici mense, septimo anno primos eorum excidere, decimo ultimos, post quartum decimum annum nonnullos, sed omnes intra septimum decimum annum pubescere.

Es ist klar, daß auch diese Theorie echt pythagoreisch ist und beide Zahlen als gleichbedeutsam und gleichberechtigt erweisen sollte. Die einzige Schwierigkeit, die Diels zum Zweifel an der Echtheit des philolaischen Bruchstücks veranlaßt zu haben scheint, besteht darin, daß Philo a. a. O. einen Gegensatz zwischen den *ἄλλοι φιλόσοφοι* und den Pythagoreern konstruieren will, von dem wir sonst absolut

nichts erfahren. Wie ich schon Hebdomadenlehren S. 114 Anm. 178 dargelegt habe, liegt hier offenbar ein Verderbnis oder Mißverständnis Philos vor. Nach den sonstigen Zeugnissen sollte man bei Philo erwarten *οἱ μὲν ἄλλοι Πυθαγόρειοι . . . . ὁ δὲ Φιλόλαος τῷ ἡγεμόνι τῶν σ. . . .* Daß es sich wirklich so verhält, lehrt Philo selbst leg. alleg. 1, 5: *ἡ δέ γε ἑβδομὰς οὔτε γεννᾷ τινα τῶν ἐντὸς δεκάδος ἀριθμῶν, οὔτε γεννᾶται ὑπό τινος, παρ᾽ ὃ μυθεύοντες οἱ Πυθαγόρειοι τῇ ἀειπαρθένῳ καὶ ἀμήτορι αὐτὴν ἀπεικάζουσιν, ὅτι οὔτε ἀπεκυήθη οὔτε ἀποτέξεται.*

Sehr wohl möglich und denkbar dürfte es jetzt jedem Unbefangenen erscheinen, daß Philolaos und vielleicht sogar Pythagoras selbst bei ihrer hohen Schätzung der Siebenzahl Schriften wie die unseres hippokratischen Hebdomadikers und seiner unmittelbaren teils philosophischen teils medizinischen Nachfolger — man denke an *π. σαρκῶν, περὶ ἑπταμήνων* usw. — berücksichtigt haben. Die entgegengesetzte Annahme, daß der hippokratische Kosmologe, dessen primitive Weltkarte schon Ermerins' und Pfeiffers Auffassung gründlich widerlegt, von dem hinsichtlich der Zahlenlehre wie der Weltanschauung so viel weiter fortgeschrittenen Philolaos abhängig sei, kann schon von den hier geltend gemachten Gesichtspunkten aus als völlig unhaltbar und antiquiert betrachtet werden.

III. Astronomisches.

a) Die Gestirnlehre des Hebdomadikers.

Um über diesen besonders schwierigen Abschnitt der Schrift *π. ἑβδομάδων* klar zu werden, müssen wir unbedingt von dem überlieferten Wortlaut in Kap. II (s. meine Ausgabe S. 5) ausgehen. Dabei sind aber auch zugleich Bolls namentlich in Einzelheiten wertvolle Erläuterungen und Übersetzungen, die er bald nach dem Erscheinen meiner Ausgabe in seinen „Lebensaltern“ S. 53ff. gegeben hat, in Betracht zu ziehen. Wir können daher im Interesse der Sache kaum besser ver-

fahren, als wenn wir zunächst den griechischen Wortlaut mit den unzweifelhaften Emendationen Bolls und dessen deutsche Übersetzung der einzelnen Sätze nebeneinander stellen und sodann die wichtigsten Erläuterungen des von Bergsträsser trefflich herausgegebenen, auf griechischen Quellen beruhenden arabischen Kommentators folgen lassen.

I	II
Ἡ μὲν γῆ οὖσα μέση καὶ ὁ Ὀλύμπιος κόσμος ὕπατος ὢν ἀεὶ[96]) *ἀκίνητά ἐστιν· ἡ δὲ σελήνη μέση οὖσα συναρμόζει αὐτά· τἆλλα πάντα ἐν ἀλλήλοισι ζῶντα καὶ δι' ἀλλήλων διιόντα αὐτὰ [τὰ] ὑφ' ἑωυτῶν καὶ ὑπὸ τῶν ἀεὶ ὄντων ῥηιδίως [ἀιδίων] κινεῖται.*	Die Erde, die in der Mitte steht, und die Welt des Olymps, die zu oberst liegt, sind stets unbewegt; der Mond aber, der in der Mitte steht, verbindet sie. Das andere alles lebt ineinander und geht durcheinander und wird von selbst und von dem Ewigen leicht bewegt. [Boll: Das 'Ewige' sind die Sterne, die die Luft und das Wasser, die Witterung, beeinflussen, während sie selber, die Sterne, sich selbst bewegen.][97])
[Von den Planeten: Boll].	
Τὰ τοίνυν ἄστρα τὰ οὐράνια ἑπτὰ ἐόντα[98]) *τάξιν ἔχει τῇ τῶν ὡρέων ἐκδοχῇ μεμερισμένην*[99]), ⟨*ὥσπερ κατὰ ὥρας ὡρισμένας ἀκολουθέει*⟩ *σελήνῃ* [Hs: MENMIHC] *μὲν ἥλιος, ἡλίῳ δὲ σελήνη.*	Die himmlischen Gestirne also, die 7 sind, haben ihre Ordnung durch die Aufeinanderfolge der Zeiten im Jahre eingeteilt, ⟨wie in gemessenen Zeiten folgt⟩ dem Monde die Sonne und der Sonne der Mond.

96) So Boll statt des überlieferten *ὑπὸ τοσῶνδε*. Auf *ὕπατος ὤν* führt namentlich die lateinische Übersetzung, die hier bietet: olymp⟨i⟩us mundus summitatem tenens, wie schon Harder erkannt hat.

97) Anders ich in meiner Abhandlung über Alter usw. S. 74: *ὑπὸ τῶν ἀεὶ* ⟨*πν*⟩*εόντων* . . — Vgl. *π. φύσ.* 3: *ἡλίου καὶ σηλήνης καὶ ἄστρων ὁδὸς διὰ τοῦ πνεύματός ἐστιν.* Mehr in meiner Abhandlung über Alter usw. S. 74 Anm. 146.

98) Bergsträsser S. 13: Auch die Sonne und die andern 7 Sterne [Mond, Arktos, Arkturos usw.] gehen, durch die Sphäre der Tierkreiszeichen.

99) So Boll. Die Handschrift bietet: *τῆς τῶν ὡρέων ἐνδοχῆς μεμερισμένης.*

[Von den Fixsternen: Boll].

Ἀκολουθέει δὲ Ἄρκτος τῷ Ἀρκτούρῳ ἀκολουθίην ἴσην ὥσπερ καὶ ἡλίῳ σελήνη, αἱ δὲ Πλειάδες τῇσιν Ὑάσιν ἀκολουθέουσιν, τῷ δὲ Ὠρίωνι ὁ Κύων.

Es folgt aber die Bärin dem Bärenhüter in gleicher Art wie der Sonne der Mond, und es folgen die Plejaden den Hyaden und dem Orion der Hund.

[Das gegenseitige Verhältnis von Planeten und Fixsternen: Boll].

Ταῦτα δὲ τὰ ἄστρα ἀκολουθίην ἔχει ἀλλήλοισι καὶ ἐναντίωσιν· καὶ γὰρ ἐξ ἐκδοχῆς [Hs: *ἐκ δεξιῆς*] *τῆς τῶν ὡρέων ἑτεροιώσεως* [Hs: *ἑστερίσιος*] *ὁδεύουσιν, ὥστε μὴ τὴν αὐτὴν στάσιν ἔχειν ὁδοῦ τὰ ἄστρα.*

Diese Gestirne aber — [Fixsterne u. Planeten zusammen] — folgen einander und haben entgegengesetzten Lauf: denn nach der Folge der Veränderung der Jahreszeiten marschieren sie, so daß nicht immer den nämlichen Standplatz am Wege haben die Gestirne.

Ps.-Galen übers. von Bergsträsser.

S. 33 (Text des 'Hippokr.'): Was die übrigen Dinge anlangt, so leben sie voneinander und bewegen sich ineinander

S. 35 (Text des 'Hippokr.'): Die himmlischen, irrenden [??][100]) Sterne sind sieben, und sie sind die Ursache der Jahreszeiten.

S. 37 (Kommentar): Hippokrates teilt die 7 Sterne in Teile; er spricht nämlich davon, daß der erste Teil die Sonne ist, und daß der

100) Hier muß ein gewaltiges Mißverständnis des arabischen Kommentators oder seiner Quelle vorliegen; denn erstens ist es ja Unsinn, zu behaupten, daß — abgesehen natürlich von der Sonne — die übrigen 6 Planeten (Mond, Venus, Jupiter, Saturn usw.) Ursache der Jahreszeiten seien, und zweitens findet sich weder im griechischen Urtext noch in der lateinischen Übersetzung (signa celestia septem) ein Ausdruck, der auf die Planeten (Irrsterne) hindeutet. Es kommt hinzu, daß, wenn man die 5 Planeten zu den angeführten 4 Paaren (Sonne—Mond, Arktos—Arkturos usw.) noch hinzurechnet, die Hebdomadentheorie aufs gröblichste verletzt wird, und daß offenbar unser Hebdomadiker von der pythagoreischen Siebenzahl der Planeten, von denen er nur Sonne und Mond kennt und benennen kann, keine Ahnung hat: ein deutlicher Beweis, daß er älter ist als Pythagoras und dessen Schule. Es ist nicht im geringsten zu bezweifeln, daß er als einseitiger Theoretiker der Siebenzahl nicht versäumt hätte, die Siebenzahl der Planeten und die pythagoreische Sphärenharmonie für seine Zwecke zu verwerten, wenn er sie gekannt hätte.

Mond der Sonne folgt. Er meint mit diesen seinen Worten die Sphäre der Tierkreiszeichen, weil die Sonne und der Mond in ihr schwimmen und sie nicht verlassen, und ebenso verlassen die übrigen irrenden [??][100]) Sterne diese Sphäre nicht.

S. 39 (Kommentar): Und wißt, daß es unter den Erklärern welche gibt, die die Worte des Hippokrates erklären und sagen: er meint damit nur die Sonne und den Mond, weil sie eine besondere Bewegung haben, die die übrigen [hier genannten Sterne: Arktos, Arkturos, Plejaden usw.] nicht haben; aber ihre Worte sind verkehrt. Denn wenn jemand etwas von den Worten der Früheren klarmachen will, so ist es seine Pflicht, es klarzumachen von den zahlreichsten Dingen aus [also von den Fixsternen Arktos usw. aus], nicht von den wenigsten [d. i. Sonne und Mond]. Denn wir sehen die nicht irrenden Sterne zahlreicher als die irrenden; dem entsprechend müssen wir die Worte des Hippokrates schreiben. Denn die nicht irrenden Sterne [und die Sonne!] sind es, die die Jahreszeiten hervorrufen und ihre Ordnung bereiten.

S. 43 (Text des 'Hippokr.'): Die Sterne bewegen sich in der Sphäre auf verschiedene Art.

Kommentar: Er meint hier die Sonne, denn sie ist es, die sich in ihrem Lauf bewegt; und auch der Mond hat in der Sphäre eine besondere Bewegung . . . . Damit aber, daß er von den Sternen spricht, meint er diese beiden Sterne allein, die Sonne und den Mond, weil sie beide sich von einem Ort zum andern begeben.

Die wichtigen Fragen, die sich an dieses Kapitel knüpfen und deren Beantwortung in vielen Beziehungen entscheidend wirken dürfte, lassen sich kurz wie folgt formulieren:

1) Sind hier unter den 7 die 7 Jahreszeiten und deren Folge bestimmenden Gestirnen, wie Ginzel und ich meinen[101]), die Sonne und die genannten 6 Sternbilder (Arktos—Arkturos usw.) oder mit Boll die 7 Planeten (von denen hier aber nur Sonne und Mond genannt werden) und die 6 genannten Gestirne (Arktos usw.) zu verstehen?

2) Hat Boll recht, wenn er obige 4 Sätze, die offenbar eine Einheit bilden, voneinander trennt uud durch eingeschobene Überschriften: 'Von den Planeten', 'Von den Fixsternen' und 'Das gegenseitige Verhältnis von Planeten und Fixsternen' in seinem Sinne zu erklären sucht?

101) Über Alter, Ursprung u. Bedeutung der hippokrat. Schrift von d. Siebenzahl S. 76 ff.

Vor allem ist festzustellen, daß es sich — der ganzen Tendenz des Hebdomadikers entsprechend — auch hier im Grunde nur um eine Siebenzahl von Gestirnen handeln kann, die durch ihre Bewegung oder ihren Auf- und Untergang die 7 Jahreszeiten (ὧραι) bestimmen. Als solche werden nun aber statt 7 nicht weniger als 8 in vier Paaren angeordnet aufgezählt, nämlich Sonne—Mond, Arktos—Arkturos, Plejaden—Hyaden, Orion—Kyon, so daß es sich fragt, welches von den 8 Gestirnen genau genommen ausgeschaltet werden muß, damit die unzweifelhaft beabsichtigte Siebenzahl der für die Bestimmung und Folge der 7 ὧραι maßgebenden Gestirne herauskommt. Um diese für das astronomische Verständnis des ganzen Zusammenhangs wichtige Frage zu lösen, habe ich mich schon vor Jahren an Prof. Ginzel in Berlin, den Bearbeiter der neuen Auflage von Idelers Chronologie, gewendet und von ihm mit freundlichster Bereitwilligkeit folgende briefliche Auskunft erhalten[102]): „Wenn die genannten Gestirne zur Andeutung der Jahreszeiten verwendet werden, so können meines Erachtens nicht die täglichen Auf- und Untergänge, sondern nur die jährlichen in Betracht kommen, durch welche ja auch sonst bei den Griechen die Anfänge der einzelnen Jahreszeiten bestimmt werden, vor allem die heliakischen Aufgänge (wann die betreffenden Sternbilder nach der Konjunktion mit der Sonne, d. h. ihrer zeitweiligen Unsichtbarkeit wegen des Sonnenlichtes, zum erstenmal wieder sichtbar werden). Unter den 'sieben' Sternen sind wahrscheinlich gemeint:

1) Sonne, 2) Arktos (d. große Bär), 3) Arktur (α Bootes), 4) Plejaden, 5) Hyaden, 6) Orion, 7) Sirius.

Die Sonne muß in der Siebenzahl inbegriffen sein, weil eben sie die Jahreszeiten erzeugt, resp. weil die heliakischen Aufgänge der weiter folgend genannten Sterne von ihr bewirkt werden.

Was die Folge der Sterne betrifft, so ist der Mond

102) A. a. O. S. 76f.

natürlich mit der Sonne in Verbindung, da er die Monate erzeugt, wie die Sonne das Jahr. Der Ausdruck 'der Sirius folgt dem Orion' ist richtig, da für Athen um 600 v. Chr. der heliakische Aufgang

des Orion am 29. Juni
des Sirius „ 28. Juli

stattfand.

'Die Arktos (= gr. Bär) folgt dem Arkturos': Der heliakische Aufgang des Arktur (= α Bootes) erfolgte am 17. September und zeigte bei den Griechen den Beginn des Herbstes an. Der gr. Bär geht natürlich seiner nördlichen Stellung wegen für Athen nicht auf und unter. Aber das Ende des Schwanzes des gr. Bären steht über dem Arktur; und daher ist die Verbindung Arktos—Arkturos erklärlich. In einem alten chinesischen Werke werden die Jahreszeiten durch die Stellung des Schwanzes des gr. Bären definiert: 'Wenn der Schwanz nach Westen gerichtet ist, wird es Herbst, wenn er nach Osten zeigt, Frühjahr' usw.

Der Satz dagegen: 'Die Plejaden folgen den Hyaden' stimmt nicht:

heliakischer Aufgang der Plejaden = 20. Mai;
„ „ „ Hyaden = circa 9. Juni.

Da beide Sterngruppen nicht weit voneinander entfernt sind, so wäre eine Verwechslung denkbar."

Aus dieser dankenswerten Darlegung GINZELS folgt, daß hier, wo es sich, wie auch sonst fast durchweg bei der Nennung der Arktos, des Arkturos, der Plejaden und Hyaden, des Sirius und Orion[103]), nicht um die Bestimmung von 'Zeiten' im allgemeinen, sondern ganz speziell von Jahreszeiten (ὧραι) handelt, aus der Reihe der 8 aufgezählten Gestirne der Mond ausgeschaltet werden muß, den man niemals zur Bestimmung der Jahreszeiten, sondern immer nur zur Bemessung der Monate und deren Einteilung benutzt hat. Dagegen muß die Sonne, die man zur Berech-

103) S. a. a. O. S. 78f. Anm. 153.

nung nicht bloß des Jahreslaufes, sondern auch der Sonnenwenden (τροπαί) und der Tag- und Nachtgleichen von jeher beobachtet hat, unbedingt beibehalten werden. Übrigens konnte jeder Leser hier um so eher an die Ausschaltung des Mondes denken, als dessen Bedeutung in dem unmittelbar vorangehenden Abschnitte zur Sprache gekommen war. Wir können auch darauf hinweisen, daß er auch, als in der Mitte zwischen Erde und Himmel schwebend und also gewissermaßen das Zwerchfell (und den Nabel?) des Kosmos darstellend, von unserem Verfasser für den Sitz der Weltseele gehalten wird.

Diese Auffassung Ginzels ist nun von Boll (Lebensalter S. 55) energisch angefochten worden, indem er behauptet, für eine Teilung von 7 Jahreszeiten, wie sie der Autor in Kap. 4, also bald darauf, gibt, seien, wie man aus Ideler, Chronol. I, 252 oder Böckh, Sonnenkreise S. 76f. sehen könne, nur Sonne, Plejaden — allenfalls auch Hyaden, wie er hinzufüge — Arkturos, Hund brauchbar. 'Mit dem großen Bären haben die Griechen wohl gelegentlich die einzelne Nacht, aber nie die Jahreszeiten gemessen, und in keinem Kalender kommt er vor, weil er eben nie untergeht, also die Bedingung nicht erfüllt, unter der allein die andern als Kalendersternbilder verwendbar sind.'

Gegenüber diesen Einwendungen Bolls berufe ich mich auf einen zweiten Brief Ginzels vom 7./V. 1918, in dem folgendes ausgeführt wird:

„Betreffs der Frage über die 'die Jahreszeiten bestimmenden Gestirne' kann ich sagen, daß der Mond keinesfalls dazu gehört, also von der Reihe der 8-Zahl ausgeschlossen ist. ἄρκτος die Bärin kann aber dazu gehören, da sich die Stellung des Bärenschwanzes während eines Jahres um 360^0 dreht.[104]) Also konnten die Chinesen sagen: wenn der Bärenschwanz dort oder dort-

104) Vgl. a. a. O. S. 77f. Anm. 152 u. f., wo von den ἄρκτου στροφαί usw. die Rede ist.

hin zeigt (Himmelsrichtung), beginnt der Sommer, Winter usw. (Handb. d. math. u. techn. Chronol. I, 91). Überhaupt braucht ein Gestirn nicht unter- oder aufzugehen, um zu den die Jahreszeit bestimmenden Gestirnen zu gehören. Man kann z. B. sagen, daß der Winter beginnt, wenn zu einer gewissen Abendzeit irgendein hochstehendes, für eine gewisse geographische Breite nicht untergehendes Sternbild durch den Meridian des Ortes geht usw. Orion und Plejaden werden jetzt noch verwendet für Definition vom Anfang der Jahreszeiten, z. B. auf Java (a. a. O. II, 128f.). Über die Rolle von Arktur, Plejaden, Orion in den Jahreszeiten der Griechen habe ich a. a. O. II, 311 ff. gehandelt. Auf Bolls Behandlung des griechischen Textes darf ich nicht eingehen, denn das ist eine rein philologische Frage, da habe ich nicht mitzureden."

Ich glaube, wir sind nunmehr in der Kenntnisnahme der vorliegenden Überlieferung und in der Darlegung der in Betracht kommenden astronomischen Verhältnisse so weit vorgeschritten, daß wir es getrost wagen können, die oben (S. 66) vorgelegten Fragen mit einiger Sicherheit zu beantworten.

1) Es scheint mir vollkommen unmöglich, unter den 7 die Jahreszeiten und deren Folge bestimmenden Gestirnen mit Boll die 7 Planeten und die 6 genannten Gestirne (Arktos—Arkturos usw.) zu verstehen, weil nicht bloß die so gewonnene Summe (13) der durch den Zusammenhang geforderten Siebenzahl arg widerstreiten würde, sondern auch die Planeten, mit einziger Ausnahme der Sonne, auf die Bestimmung der Jahreszeiten nicht den geringsten Einfluß haben.

2) Zwar hat sich Boll durch mehrere schöne und einleuchtende Einzelverbesserungen des griechischen Textes ein unleugbares Verdienst erworben, doch kann seine Gesamtauffassung des Abschnittes, insbesondere dessen Trennung durch eingeschobene Überschriften 'Von den Planeten' usw. nicht gebilligt werden. Vor allem scheint mir seine Annahme, daß der Hebdomadiker außer Sonne und Mond noch die

übrigen 5 erst von den Pythagoreern festgestellten Planeten (Venus[105]), Jupiter, Saturn, Mars, Merkur) gekannt und hier *ἐν παρέργῳ*, ohne ihre Namen anzugeben, summarisch erwähnt habe, unbegründet zu sein.

In schroffem Gegensatz zu dieser auf eine hocharchaische Zeit hinweisenden Rückständigkeit unseres Hebdomadikers in planetarischer Hinsicht stehen aber seine sonstigen astronomischen Anschauungen, die einen höchst beachtenswerten Fortschritt wenigstens gegenüber Thales und Anaximandros darstellen und in Anbetracht der sonst überall nachweisbaren hohen Altertümlichkeit seines Weltbildes beweisen, daß wir es hier mit einem selbständigen und originellen Denker zu tun haben.

Vor allem ist hier hervorzuheben die hier zum ersten Male in der wissenschaftlichen Literatur auftauchende, ganz klare und bestimmte Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde. Noch Anaximander und Anaximenes hatten sich die Erde entweder als Säulentrommel (*κίονι λίθῳ παραπλήσιον*: Diels, Vorsokr. I, 14, 7) oder als tischplattenförmig (*πλατεῖα ἐπ' ἀέρος ὀχουμένη*: Diels, Vorsokr. I, 18, 40) vorgestellt, während unser Hebdomadiker von ihr behauptet: *κατὰ μέσον δὲ τὸν κόσμον ἡ γῆ κειμένη καὶ ἔχουσα ἐν ἑωυτῇ καὶ ὑφ' ἑωυτῇ τὰ ὑγρὰ ἐν τῷ ἠέρι ὀχέεται, ὥστε τοῖσι κάτω τάδε μὲν τὰ ἄνω* [so nach Boll a. a. O. S. 54] *κάτω εἶναι, τὰ δὲ κάτω ἄνω, οὕτω δὲ δὴ ἔχειν τά τε ἐκ δεξιῆς καὶ τὰ ἐξ ἀριστερῆς* d. h. (nach Boll): 'so daß denen, die drunten sind, daß Hier, das Obere, unten ist, das Untere aber oben, und gerade so es sich für sie verhält mit dem Rechts und dem Links.' Mit Recht macht Nestle in der Wochenschr. f. klass. Philol. 1914 (15/XI) S. 645 ff. darauf aufmerksam,

105) Man könnte sich vielleicht darüber wundern, daß unser Verf. sogar einen so hervorragenden Planeten wie den Phosphoros-Hesperos zu ignorieren scheint. Aber man bedenke, daß die Identität des Morgen- und Abendsterns und damit seine eigentliche Planetennatur erst von Parmenides oder Pythagoras erkannt worden sein soll: Laert. Diog. 9, 23 = Diels, Vorsokr. ²I, 106, 11 f.

daß die Kugelgestalt der Erde hier nicht einfach mit dem Ausdruck σφαιροειδής wie bei den Späteren, sondern in eigentümlich unbeholfener, d. h. hochaltertümlicher, Weise beschrieben wird.

Wenn freilich Boll (a. a. O. S. 54), um die Originalität dieser Theorie zu bestreiten und sie samt ihrem Vertreter in eine spätere Zeit (450—350) herabzurücken, die skeptische Frage aufwirft: 'Ist wohl jemals in heißer Arbeit [?] errungene neue Wahrheit, die noch 2000 Jahre später Hohn und Verfolgung fand, so [d. h. ohne genauen Induktionsbeweis] in die Welt gesetzt worden?', so habe ich darauf folgendes zu erwidern:

1) Es fragt sich von vornherein, ob unser Verfasser die Kugelgestalt der Erde beweislos als eine geniale Hypothese oder auf Grund eigener detaillierter Forschung ausgesprochen hat. Ich halte erstere Annahme für viel wahrscheinlicher und dem sonstigen Charakter des Hebdomadikers entsprechender als die zweite. Er ist einfach einen kleinen Schritt weitergegangen als Anaximander und Anaximenes, die auch schon die Kugelform des Alls angenommen und die rundliche entweder säulentrommel- oder tischplattenförmige Erde in dessen Mittelpunkt versetzt hatten, und hat zum ersten Male auch die Kugelform der Erde beweislos als eine überaus naheliegende Annahme ausgesprochen. Ja ich halte es sogar für möglich, daß unser Hebdomadiker gar nicht der eigentliche Entdecker der Kugelgestalt der Erde gewesen ist, sondern nur eine damals in Milet gewissermaßen 'in der Luft liegende', von einem oder mehreren uns unbekannten altionischen Denkern vertretene Idee[105b]) sich angeeignet hat. Daran, daß unser Hebdomadiker in diesem Falle den Namen des eigentlichen Urhebers der Theorie nicht genannt, sondern sie als seine persönliche Errungenschaft hingestellt haben sollte, ist durchaus kein Anstoß zu nehmen. Gilt doch für die ältesten Philo-

105b) Vgl. Berger, Gesch. d. Erdkunde² S. 33. 39. 176f. A. 1, der die Lehre von der Erdkugel zuerst in Ägypten und Babylon entstanden denkt.

sophen der Griechen genau dieselbe Beobachtung, die DIELS hinsichtlich der Art, wie sich die älteren griechischen Ärzte den Werken ihrer Vorgänger gegenüber verhalten haben, gemacht hat (Ber. d. Berl. Ak. d. Wiss. 1910 (LIII) S. 1140f.): 'Der Autoritätsglaube, der sich erst nach dem Untergang der politischen Selbständigkeit auch auf geistigem Gebiet ausbildet . . ., hatte diese älteren Ärzte noch nicht ergriffen. Sie schreiben, wie die alten Historiker, ungeniert ab, wo sie etwas Gutes finden (sogar wörtlich: WELLMANN, Fragments. d. griech. Ärzte I S. 6), und tadeln ungeniert, wo sie etwas Besseres zu wissen glauben. Aber das schriftstellerische Individuum, die Persönlichkeit ist ihnen noch nicht so wichtig, wie den Späteren. Es ist ihnen noch um die Sache zu tun, und darum ist der Begriff der Schriftstellerindividualität und des literarischen Eigentums bei ihnen noch nicht voll entwickelt.' Wie man leicht erkennt, paßt diese Charakteristik auf niemand besser als auf die beiden Verfasser der Schrift *π. ἑβδομάδων* in ihrer gegenwärtigen Gestalt, sowohl den Kosmologen als auch den Arzt, der die Kosmologie des Hebdomadikers seinem Büchlein *π. νούσων* als Einleitung vorausgeschickt hat, ohne dessen Namen zu verraten. Man entschuldigt diese Unterlassung um so leichter, als er auch selbst sich in Anonymität zu hüllen bestrebt gewesen ist und keinen Wert darauf legt, von der Nachwelt genannt zu werden.

2) Schon vor Jahren habe ich die Ansicht ausgesprochen[106]), daß unsere Kosmologie nicht das eigentliche vollständige Original ist, sondern dieses als Exzerpt nur ganz summarisch wiederzugeben sucht. Auch sind von mir selbst und anderen schon mehrere empfindliche Lücken in der jetzigen Überlieferung nachgewiesen worden, die sich mit einer gewissen Leichtigkeit aus *π. σαρκῶν* sowie aus Diokles von Karystos und Ärzten, deren Schriften im Hippokrates-

106) Vgl. Die neuentdeckte Schrift eines altmiles. Naturphilosophen S. 35 (= Memnon V S. 183), ferner meine Ausgabe S. 156 Anm. 213 und oben S. 5 Anm. 10.

Korpus stehen, z. B. den Aphorismen und den Coacae praenotiones, ergänzen lassen. Dies erkennt zu meiner Freude auch E. Pfeiffer (Berl. Philolog. Wochenschr. 1914 Sp. 1416) an, wenn er bemerkt: 'Wir haben demnach an den Anfang einen erweiterten Hippokrates π. ἑβδ. zu stellen . . ., aus dem das uns vorliegende Buch π. ἑβδ. einen Auszug darstellt.' S. ob. S. 5. Es ist demnach sehr wohl denkbar, daß die ursprüngliche Schrift π. ἑβδ. die Kugelgestalt der Erde mit irgendwelchen Gründen motiviert hat.

Endlich ist hier noch darauf hinzuweisen, daß unser Kosmologe die richtige Ordnung der Sphären angibt: von oben nach unten: Sternhimmel, Sonne, Mond. 'Das ist', wie Boll a. a. O. S. 54 bemerkt, 'keineswegs etwas Selbstverständliches. Die Babylonier und Perser hatten den Fixsternhimmel unter die Planeten und Sonne und Mond gestellt; Anaximander stellt zu oberst die Sonne, dann den Mond, zu unterst Fixsterne und Planeten, und so noch Metrodor von Chios, ja selbst Krates, ... Anaximenes dagegen hatte wahrscheinlich die richtige Auffassung.'

b) Die Gestirn- und Sphärenlehre der Altpythagoreer.

Ehe wir auf die Einzelheiten dieses Abschnittes eingehen, sei hier einer neuerdings mehrfach ausgesprochenen Forderung gedacht, dahin gehend, womöglich innerhalb der altpythagoreischen Schule eine älteste etwa auf Pythagoras selbst zurückzuführende und eine etwas jüngere Richtung zu unterscheiden. Nach meiner Meinung ist es aber bei dem gegenwärtigen Stande unserer Überlieferung bis auf weiteres schwer möglich, bestimmte klare Unterschiede zwischen beiden Richtungen festzustellen. Über mehr oder weniger unsichere Vermutungen wird man vorläufig kaum hinausgelangen können. Wie unsicher auf diesem Gebiete jetzt noch fast alles ist, ersieht man schon aus den zur Zeit noch weit auseinander gehenden Annahmen der hier in Betracht kommenden Forscher. So stehen sich z. B. hinsichtlich der Frage, ob die mehrfachen unleugbaren Übereinstimmungen zwischen

der Lehre des Anaximenes und der des 'Pythagoras' auf eine Beeinflussung des letzteren von Anaximenes oder umgekehrt zu erklären seien, die Ansichten Chiappellis und Dörings schroff gegenüber.[107]) Ebenso bezweifelt der letztere Gelehrte die Berechtigung der sonst ziemlich allgemein angenommenen Überlieferung, daß Pythagoras als erster, also noch vor Parmenides, die Kugelgestalt der Erde gelehrt habe, indem er bemerkt, ein zwingender Grund dafür sei im Pythagoreismus erst dann eingetreten, als die Erde zu einem um das Zentralfeuer kreisenden Planeten gemacht worden sei. Nebenbei bemerkt, erhält das Problem jetzt durch die Entdeckung des altmilesischen Hebdomadikers eine wesentlich andere Gestalt, insofern wir jetzt wissen, daß die Lehre von der Kugelgestalt der Erde hoch ins 6. Jahrhundert hinaufreicht und mit der geozentrischen Theorie sehr wohl vereinbar ist. So läßt sich auch zur Zeit nicht sicher entscheiden, ob die Lehre von den 5 oder 7 Planeten und von der damit eng zusammenhängenden Sphärenharmonie bereits von Pythagoras selbst oder erst von seinen älteren Schülern ausgesprochen worden ist. Zwar neige ich persönlich ganz entschieden zu der Meinung, daß man sich den Unterschied zwischen der Kosmologie des Pythagoras und der seiner ältesten Schüler nicht groß denken dürfe, muß aber im Hinblick auf die leider über allen Zweifel erhabene Tatsache, daß Pythagoras nichts Schriftliches hinterlassen hat, zugeben, daß zwingende Beweise für meine Annahme einstweilen nicht beizubringen sind. Höchstens das eine dürfte wohl unbestreitbar sein, daß in allen Fällen, wo die pythagoreische Kosmologie mit der des Parmenides übereinstimmt, wenigstens die Annahme eines hohen Alters der betreffenden Lehre und ihrer Entstehung vor 500 vor Chr. gerechtfertigt erscheint.

Eines der ältesten und bestbezeugten Zeugnisse für die Lehre des Pythagoras von den 5 oder 7 Planeten verdanken

107) Vgl. Chiappelli ('Zu Pythagoras u. Anaximenes'), Archiv f. Gesch. d. Philos. I (1888) S. 582 u. Döring ('Wandlungen in d. pythagor. Lehre'), ebenda V (1891/2) S. 503ff.

wir dem Aristoteles [fr. 196] bei Porphyr. v. Pyth. 41 (= Diels, Vorsokr. I, 279, 21 ff.). Es lautet: *ἔλεγε δέ τινα καὶ μυστικῷ τρόπῳ συμβολικῶς, ἃ δὴ ἐπὶ πλέον Ἀριστοτέλης ἀνέγραψεν, οἷον ὅτι τὴν θάλατταν μὲν ἐκάλει εἶναι ⟨Κρόνου⟩ δάκρυον, τὰς δὲ ἄρκτους Ῥέας χεῖρας, τὴν δὲ Πλειάδα Μουσῶν λύραν, τοὺς δὲ πλανήτας κύνας τῆς Περσεφόνης κ. τ. λ.* Dasselbe bezeugt auch der noch vor Kallimachos blühende Grammatiker der alexandrinischen Zeit Epigenes, der nach Clem. Al. Strom. I, 21 p. 397 u. V, 8 p. 675 P. eine Schrift *περὶ τῆς εἰς Ὀρφέα* (oder *Ὀρφέως*) *ποιήσεως* verfaßt hatte, worin namentlich die Ausdrücke der orphischen Symbolik erläutert und die *Κατάβασις εἰς Ἅιδου* und der *ἱερὸς λόγος* dem Pythagoreer Kerkops und die *Φύσικα* dem ebenfalls der pythagoreischen Schule angehörigen Bro(n)tinos zugeschrieben wurden. Es heißt dort nach Erwähnung rein orphischer *σύμβολα* wie *κερκίδες, καμπυλόχρωτες* (= *ἄροτροι*), *στήμονες* (= *αὔλακες*), *δάκρυα Διὸς* (= *ὄμβρος*): *ταῦτα* (*τοιαῦτα* Lobeck, Agl. 837) *καὶ οἱ Πυθαγόρειοι ᾐνίσσοντο Φερσεφόνης μὲν κύνας τοὺς πλανήτας, Κρόνου δὲ δάκρυον τὴν θάλασσαν.* Wir haben demnach den Ausdruck *Φ. κύνες* für alt- und echtpythagoreisch zu halten, weil er offenbar aus orphischer Anschauung stammt und wahrscheinlich schon von Pythagoras selbst gewählt worden ist. Was die zugrunde liegende Vorstellung betrifft, so habe ich schon längst in meiner Schrift über Selene u. Verwandtes S. 119f. darauf hingewiesen, daß bei den Orphikern und den Pythagoreern, z. B. bei Epicharmos, Persephone mit Hekate, der Hundegöttin, gleichgesetzt und daher als Mondgöttin aufgefaßt worden ist. Daß aber in diesem Falle nicht wie bei unserem Hebdomadiker unter den Planeten bloß Sonne und Mond, sondern auch die übrigen 5 Planeten (die jener noch nicht kannte und benannte) zu verstehen sind, ist leicht begreiflich zu machen. Denn da der Mond selbst als Persephone-Hekate gefaßt werden muß, aber der 'Planet' Sonne nicht genügt, um den Plural *κύνες* verständlich zu machen, so bleibt nichts anderes übrig, als ihn auf die Sonne und die übrigen 5 Irr-

sterne zu beziehen. Auch die bekannte auf dem Vergleich der 7 'tönenden' Planetensphären mit der siebensaitigen Leier beruhende Sphärenharmonie[108]) setzt unzweifelhaft die Entdeckung[109]) der 7 Planeten voraus[110]) und darf mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ebenso wie die Entdeckung der Identität des Morgen- und des Abendsterns dem Meister der Schule selbst zugeschrieben werden. Auch eine Autorität von dem Range des Kallimachos schreibt die Erfindung der *κύκλοι ἑπτά* oder des *κύκλος ἑπταμήκης*, d. h. des die Sphärenharmonie bedingenden Systems der sieben Planeten, dem Phryger Euphorbos, d. h. dem Pythagoras, zu. Vgl. fr. 83ª Schn. b. Diod. exc. X, 6, 4 (= Diels, Vorsokr. I p. 280, 37 ff.): *Καλλίμαχος εἶπε περὶ Πυθαγόρου . . . . . ὅτι*

> *ἐξεῦρε Φρὺξ Εὔφορβος, ὅστις ἀνθρώποις*
> *τρίγωνά τε σκάληνα καὶ κύκλων ἑπτὰ*
> *⟨ἔδειξε⟩ μήκη ⟨κἠ⟩δίδαξε νηστεύειν*
> *τῶν ἐμπνεόντων· οἱ δ' ἄρ' οὐχ ὑπήκουσαν*
> *πάντες.*[111])

Was endlich die Frage betrifft, wie denn die Altpythagoreer die 5 Planeten außer Sonne und Mond benannt haben, so habe ich sowohl im Lexikon der Mythol. unter 'Planeten' (III Sp. 2522 Anm.) als auch in den 'Hebdomadenlehren' wahrscheinlich zu machen gesucht, daß die etwas abstrakten, aber gerade wegen ihrer Abstraktheit für Philosophen sich

---

108) Vgl. Aristot. de caelo 2, 9, der hier wie sonst nur von *Πυθαγόρειοι* redet, und Censor. de die nat. 13, 1, der die Sphärenharmonie direkt dem Pythagoras zuschreibt.

109) Selbstverständlich soll mit diesem Ausdruck nicht geleugnet werden, daß Pythagoras und seine ältesten Schüler in dieser Beziehung von altbabylonischer Forschung und Lehre abhängig waren. Vgl. ob. Anm. 105 b.

110) Laert. Diog. 8, 14: *πρῶτόν τε Ἕσπερον καὶ Φωσφόρον τὸν αὐτὸν εἰπεῖν, οἱ δέ φασι Παρμενίδην.* Ähnl. ders. 9, 23. Plin. n. h. 2, 37: quam naturam eius [sideris, d. i. d. Venus] Pythagoras Samius primus deprehendit, Olympiade circiter XLII. Apollod. b. Stob. ecl. 1, 520.

111) Anders jetzt Kallim. Iamb. 123 Hunt: *ὅστις ἀνθρώπων* ‖ *τρίγωνα καὶ σκαληνὰ πρῶτος ἔγραψε* ‖ *καὶ κύκλον ἑπταμήκεα.*

besonders eignenden Namen wie *Στίλβων* = Merkur, *Φαέθων* = Juppiter, *Φαίνων* = Saturn, *Πυρόεις* = Mars (die alle verschiedene Nuancen des Glanzes bezeichnen) pythagoreischen Ursprungs seien, während die andern von den ins Griechische übersetzten großen Göttern Babylons (Marduk = Juppiter, Ninib = Mars, Nebo = Merkur, Istar = Venus, Nergal = Saturn) entlehnt, also genau genommen babylonischen Ursprungs sind (Lex. d. Myth. III Sp. 2525 f.).

Es braucht in diesem Zusammenhang wohl kaum erst darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie willkommen unserem Hebdomadiker gerade die altpythagoreische Lehre von den 7 Planeten und der damit zusammenhängenden Sphärenharmonie gewesen wäre, wenn er sie gekannt hätte. Nichts beweist sein hohes Alter und seine Unabhängigkeit von den Pythagoreern deutlicher als seine völlige Ignorierung dieser altpythagoreischen Theorien.

In ebenso schroffem Gegensatz wie die Planetentheorie des 'Pythagoras' und seiner ältesten Schüler steht auch ihre Sphärenlehre zu den Annahmen unseres hebdomadischen Kosmologen, so daß auch in diesem Punkte irgendeine Beeinflussung des letzteren vom Pythagoreismus als absolut ausgeschlossen erscheinen muß. Zwar ist es so gut wie sicher, daß Pythagoras selbst die Lehre von den 10 Sphären noch nicht ausgesprochen hat, doch liegt dieselbe bereits bei Philolaos (um 430 v. Chr.), dem Zeitgenossen des Sokrates, vollkommen ausgebildet vor, so daß unser Hebdomadiker, wenn er wirklich erst in der Zeit von 450—350 gelebt haben sollte, und (wie Pfeiffer annimmt) pythagoreischen Einflüssen zugänglich gewesen wäre, von ihr hätte beeinflußt werden müssen.

Was sodann die Einzelheiten der Sphärentheorie betrifft, so läßt sich auch hier kaum ein größerer Gegensatz zu der unseres Hedomadikers denken. Während dieser nur folgende 7 Sphären annimmt: 1) *τὴν τοῦ ἀκρήτου κόσμου τάξιν*, 2) *τὴν τῶν ἄστρων ἀνταυγίαν καὶ μάνωσιν*, 3) die Sphäre der Sonne, 4) des Mondes, der zugleich als Sitz der

Weltseele gefaßt wird, 5) der Luft, 6) des Meeres, 7) der im Mittelpunkt des Alls unbeweglich schwebenden Erde, zählen die Altpythagoreer nicht weniger als 10 nicht um die Erde, sondern um das Zentralfeuer kreisende himmlische Körper (*δέκα σώματα θεῖα χορεύοντα*: Stob. ecl. 1, 488). Und zwar sollen in der weitesten Entfernung vom Zentrum der Fixsternhimmel (I), ihm zunächst die 5 Planeten (II—VI), hierauf die Sonne (VII), der Mond (VIII), die Erde (IX) und als zehnter Körper die Gegenerde (X) kreisen; die äußerste Grenze der Welt aber sollte durch das Feuer des Umkreises, dem der Mitte entsprechend, gebildet werden (vgl. Zeller [5]I, 414 Anm. 3, wo die sämtlichen in Betracht kommenden Zeugnisse zu bequemer Übersicht gesammelt sind: Aristot. de caelo II, 13; Metaph. 1, 5. 986 a 8; ebd. 293^b 18. Stob. ecl. I, 488. Alexand. z. Metaph. I, 5). 'Mit den gewöhnlichen Vorstellungen der Alten verglichen, bezeichnet diese Theorie', wie Zeller a. a. O. S. 429 mit Recht bemerkt, 'einen merkwürdigen Fortschritt der Sternkunde.' 'Denn während jene, die Ruhe des Erdkörpers voraussetzend, den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten ausschließlich von der Sonne herleiten, so wird hier zuerst der Versuch gemacht, wenigstens den ersteren aus der Bewegung der Erde zu erklären.' Auch hier wieder muß ausgesprochen werden, daß in dieser Beziehung eine Beeinflussung unseres Hebdomadikers von seiten der altpythagoreischen Schule absolut ausgeschlossen scheint.

IV. Psychologisches.

a) Die Psychologie der Schrift von der Siebenzahl.

Bei der traurigen Unklarheit und Verderbnis der in den lateinischen Übersetzungen des Ambrosianus und Parisinus vorliegenden Überlieferung von Kap. X sind wir hauptsächlich auf den ins Arabische übersetzten Kommentar des Ps.-Galen angewiesen, wie er uns in der Bergsträsserschen Ausgabe S. 101 ff. mitgeteilt ist. Danach ist der Inhalt dieses (10.) Abschnittes unserer Schrift etwa folgender gewesen.

Auch die Seele (ψυχή, anima), d. i. das Prinzip der Lebenskraft, besteht aus 7 Teilen oder Faktoren. Diese sind:

1) Die ursprüngliche Wärme, die im Anfang der Schwangerschaft vorhanden ist (vgl. Gal. VII, 616: τὸ θερμὸν .... οὐκ ἐπίκτητον οὐδ' ὕστερον τοῦ ζῴου τῆς γενέσεως, ἀλλ' αὐτὸ πρῶτόν τε καὶ ἀρχέγονον καὶ ἔμφυτον. ib. XVII B 407 [τὸ ἔμφυτον θερμὸν] τὸ διαπλάσαν ἐξ ἀρχῆς τὸ ζῷον) und binnen 7 Tagen die Form des Embryo bildet.

2) Die kühle Luft, welche die allzu große Wirkung der Wärme ermäßigt.

3) Die Feuchtigkeit, die in dem ganzen Körper ist.

4) Die (trockene) Erde, d. h. die in Fleisch, Blut und Knochen vorherrschenden erdigen (festen) Bestandteile.

5) Bittere Säfte (d. h. die gelbe Galle), welche Krankheiten veranlassen, die sich in hebdomadischen Fristen entscheiden.

6) Süße Säfte, die namentlich im Blute vorhanden sind und Gesundheit und Ernährung bedingen.

7) Salziges, d. i. das φλέγμα.

Wer durch vernünftiges und mäßiges Verhalten diese zum Leben notwendigen Bestandteile in der richtigen Mischung erhält, der bleibt gesund und lebt glücklich, wer aber das Gegenteil tut, der verfällt in allerlei schlimme Krankheiten.

Wir erkennen deutlich, daß unser Physiker, um eine Siebenzahl von 'Seelenteilen' zu gewinnen, hier die uralte Lehre von der Vierzahl der Elemente (Feuer = Wärme, Luft = Kälte, Wasser = Feuchtigkeit, Erde = Blut, Fleisch, Knochen) mit der ebenfalls recht alten Lehre von den 4 Säften (ὑγρά: αἷμα, χολή, ὕδωρ, φλέγμα) verbunden hat. Natürlich mußte er, da das Wasser sowohl als 'Element' wie als 'Saft' figurierte, dieses aus der Liste der Säfte streichen, und hat von den Säften das Blut, das ebenso wie das Wasser sich als Süßsaft auffassen läßt, mit dem γλυκύ identifiziert, während das 'Salzige' offenbar dem φλέγμα, das 'Bittere' der χολή

entsprechen soll.[112]) Auch das Buch π. σαρκῶν kennt sowohl die Lehre von den 4 Elementen (Kap. 2: VIII 584 L.) als auch eine Theorie von den zur Bildung des animalischen Körpers notwendigen 7 Bestandteilen (Kap. 13 = VIII 600 L. θερμόν, ψυχρόν, κολλῶδες, λιπαρόν, γλυκύ, πικρόν, ὀστέα), die jedoch von unserem Autor, der auf einem etwas älteren Standpunkt zu stehen scheint, mehrfach abweicht.

Daß dieser Seelenbegriff unseres Hebdomadikers durchweg dem Standpunkt der altmilesischen Philosophen entspricht, welche die Kraft, die den sichtbaren Leib bewegt und belebt, die Lebenskraft des Menschen oder seine Psyche benennen, mag man aus Rohdes glänzenden Darlegungen (Psyche ²II 140f.) ersehen. Wie Rohde a. a. O. S. 143f. ausführt, kann von Unsterblichkeit der Seele im Sinne der Mystiker, die der Psyche, d. i. einem in die Leiblichkeit von-außen eingetretenen und von dieser rein abtrennbaren Geisteswesen, eine Fähigkeit gesonderten Weiterlebens zusprechen konnten, keinesfalls bei diesen Philosophen die Rede sein. Auch der Verfasser des von den Krankheiten handelnden Abschnitts unerer Hebdomadenschrift, leugnet offenbar die Unsterblichkeit der Menschenseele, wenn er am Schlusse seines Buches (Kap. LII) bekennt: Ὅρος δὲ θανάτου, ἐὰν τὸ τῆς ψυχῆς θερμὸν ἐπανέλθῃ ὑπὲρ τοῦ ὀμφαλοῦ εἰς τὸν ἄνω τῶν φρενῶν τόπον καὶ συγκαυθῇ τὸ ὑγρὸν ἅπαν· ἐπειδὰν ὁ πλεύμων καὶ ἡ καρδία τὴν ἰκμάδα ἀποβάλωσι, τοῦ θερμοῦ ἀθροοῦντος ἐν τοῖσι θανατώδεσι τόποις, ἀποπνέει ἄθροον τὸ πνεῦμα τοῦ θερμοῦ, ὅθεν περ ξυνέστη τὸ ὅλον, εἰς τὸ ὅλον πάλιν, τὸ μὲν διὰ τῶν σαρκῶν, τὸ δὲ διὰ τῶν ἐν κεφαλῇ ἀναπνοῶν, ὅθεν τὸ ζῆν καλοῦμεν· ἀπολείπουσα δὲ ἡ ψυχὴ τὸ τοῦ σώματος σκῆνος τὸ ψυχρὸν καὶ τὸ θνητὸν εἴδωλον ἅμα καὶ χολῇ καὶ αἵματι καὶ φλέγματι καὶ σαρκὶ παρέδωκεν.

---

112) Vgl. Roscher, Über Alter, Ursprung usw. der Schrift von der Siebenzahl S. 106, wo auch noch weitere Zeugnisse (s. Anm. 220) beigebracht sind.

b) **Die Psychologie des Pythagoras und der Altpythagoreer.**

Im allerschärfsten Gegensatze zum Seelenbegriffe der Altmilesier und unseres Hebdomadikers steht die in neuester Zeit namentlich von Rohde (Psyche [2]II, 160f.) trefflich erörterte Psychologie des Pythagoras und seiner ältesten z. T. noch orphischem Seelenglauben huldigenden Anhänger. Als Kern der pythagoreischen Seelenlehre hat Rohde folgendes festgestellt.

„Die Seele des Menschen, hier wieder ganz als der Doppelgänger des sichtbaren Leibes und seiner Kräfte gefaßt, ist ein dämonisch unsterbliches Wesen, aus Götterhöhe einst herabgestürzt und zur Strafe in die 'Verwahrung' des Leibes (*ἐν φρουρᾷ* Plat. Phaed. 62 B) eingeschlossen. Sie hat zum Leibe keine innere Beziehung, ist nicht das, was man die Persönlichkeit dieses einzelnen sichtbaren Menschen nennen könnte: in einem beliebigen Leibe wohnt eine beliebige Seele. Scheidet sie der Tod vom Leibe, so muß sie nach einer Zeit der Läuterung im Hades auf die Oberwelt zurückkehren. Unsichtbar schweben die Seelenbilder um die Lebenden; in den Sonnenstäubchen und ihrer zitternden Bewegung sahen Pythagoreer schwebende 'Seelen'. Die ganze Luft ist voll von Seelen. Auf Erden aber muß die Seele einen neuen Leib aufsuchen, und das zu vielen Malen. So wandert sie durch Menschen- und Tierleiber einen langen Weg. Wie Pythagoras selbst an die früheren Verkörperungen seiner Seele die Erinnerung bewahrt hatte und davon zu Lehr und Mahnung der Gläubigen Kunde gab, berichteten alte Legenden. Die Seelenwanderungslehre nahm auch hier eine Richtung auf religiös-sittliche Erweckung. Nach den Taten des früheren Lebens werden die Bedingungen der neuen Verkörperung und der Inhalt des neuen Lebenslaufes bestimmt. Was sie damals getan, das muß sie nun, als Mensch wiedergeboren, an sich erleiden.“ Im folgenden sucht Rohde zu zeigen, wie die pythagoreische 'Heilsordnung', rituale Symbolik und Askese darauf gerichtet waren, die Seele rein zu bewahren und

sie endlich aus diesem Erdenleben ganz herauszuheben und einem göttlich freien Dasein zurückzugeben (S. 163f.). Zuletzt macht R. wahrscheinlich, daß die Seelenlehre des Pythagoras weder aus der griechischen Wissenschaft noch aus der Fremde (Indien) geschöpft ist, sondern in ihren wesentlichen Zügen nur die Phantasmen alter volkstümlicher Psychologie wiedergibt, in der Steigerung und umgestaltenden Ausführung, die sie durch Theologen und Reinigungspriester, zuletzt durch die Orphiker erfahren hatte (S. 167).

Über die später durch Philolaos vertretene mit dem älteren pythagoreischen Seelenbegriffe sowie der Annahme der Unsterblichkeit nicht recht in Einklang stehende Vorstellung, daß die Seele eine Harmonie sei, s. Zeller a. a. O. [5]I, 444f. u. Rohde, Psyche [2]II S. 169. Noch weniger sind die von späteren Schriftstellern den Pythagoreern zugeschriebenen Ansichten von 2 oder 3 oder 4 Seelenteilen, die aber mit den 7 von unserem Hebdomadiker angenommenen 7 Teilen nicht die geringste Verwandtschaft verraten, für ursprünglich und echtpythagoreisch zu halten.

V. Musikalisches und Akustisches.

Die musikalisch-akustischen Entdeckungen gehören, wie namentlich Gomperz in Bd. I d. Griech. Denker lichtvoll dargelegt hat, zu den größten und bleibendsten wissenschaftlichen Leistungen des Pythagoras und seiner Schule. Alle beruhen aber nach Zeller [5]I, 433, der in dieser Beziehung auf die nur aus der 7-Zahl der Planeten verständliche Sphärenharmonie verweist, auf der Analogie der der ganzen pythagoreischen Tonlehre bis über Philolaos herab zugrunde liegenden Tatsache der 7 Töne des Heptachords oder der siebensaitigen Leier (Belege bei Zeller a. a. O. S. 431 A. 2 u. 433 A. 1). Es braucht nicht erst ausführlich dargelegt zu werden, wie willkommen unserem Hebdomadiker diese musikalisch-akustische Bedeutung der Siebenzahl gewesen wäre und wie eifrig er sie in die Zahl der von ihm be-

handelten und aufgezählten Hebdomaden aufgenommen haben würde, wenn er sie gekannt hätte. So spricht nichts deutlicher gegen eine Beeinflussung des Hebdomadikers durch Pythagoras und dessen Schule sowie für den vorpythagoreischen Ursprung seiner Schrift als diese nicht in Abrede zu stellende, vom Standpunkte des 5. und 4. Jahrhunderts aus gar nicht zu rechtfertigende klaffende Lücke innerhalb seiner Hebdomadenlehre.

VI. Über E. Pfeiffers Versuch, die Abhängigkeit des Hebdomadikers vom Pythagoreismus nachzuweisen.

In einer sonst manches Gute und Anregende bietenden Schrift, betitelt 'Studien z. antiken Sternglauben' (= Boll, *Στοιχεῖα* II, Leipz. 1916) hat E. Pfeiffer, ein Schüler F. Bolls, den ernstlichen Versuch gemacht, in einzelnen Punkten die Abhängigkeit des Hebdomadikers vom älteren Pythagoreismus nachzuweisen und damit die Entstehung seiner Kosmologie in die Zeit zwischen 450 und 350 herabzurücken. Ich hatte ursprünglich die Absicht, gleich in den vorstehenden Kapiteln die Behauptungen Pfeiffers eingehend zu widerlegen, habe aber schließlich davon abgesehen, um jene Abschnitte nicht allzusehr mit Polemik zu belasten und meine Darlegungen zunächst möglich objektiv durch sich selbst auf den Leser wirken zu lassen, und gehe erst jetzt in diesem Schlußkapitel daran, das oben Versäumte einigermaßen nachzuholen.[113])

Für Pfeiffers Beurteilung der Schrift *π. ἑβδ.* ist vor allem charakteristisch, daß er die entschieden hocharchaische siebenteilige Weltkarte, die nach fast allgemeiner Ansicht nur vom Standpunkt des altmilesischen Seefahrers des 6. Jahrh. verständlich ist (s. ob. S. 1 ff.), ebenso wie die ganze Schrift

113) Vgl. übrigens meine Anzeige von Rehms Griech. Windrosen in d. Wochenschr. f. klass. Philol. 1917 Sp. 850 f., wo ich auch schon meinen Standpunkt gegenüber Pfeiffers Ansichten in aller Kürze zu wahren gesucht habe.

π. ἑβδ. (also auch den medizinischen Teil), sich nur in der Zeit zwischen 450 und 350 entstanden denken kann. Auf eine Widerlegung der von mir und anderen Forschern gelieferten Beweise verzichtet er einfach, indem er auf Bolls Ausführungen in den Neuen Jahrbb. 31 (1913) S. 137f. verweist, wo zwar von einer triftigen Widerlegung meiner Ansicht von dem hocharchaischen Charakter der Weltkarte keine Rede ist, wohl aber in sehr verdienstlicher Weise auf die Beeinflussung des Heptadisten durch ein altägyptisches in der sogen. *Κόρη κόσμου* erhaltenes Weltbild (s. ob. S. 9ff.) hingewiesen wird. Also mein Hauptargument für den vorpythagoreischen Ursprung der Schrift von der Siebenzahl bleibt nach wie vor trotz Pfeiffers Polemik vollkommen unerschüttert bestehen.

S. 37 gibt Pfeiffer zwar zu, 'daß man auch außerhalb der Pythagoreerkreise (d. h. vor der Entstehung des Pythagoreismus) das menschliche Leben nach Hebdomaden einteilte — die Pythagoreer selbst haben es bekanntlich in 4 *ἡλικίαι* zu je 20 Jahren geteilt; s. ob. S. 34 —, 7 Vokale annahm und in der Medizin viel mit der Siebenzahl argumentierte', 'aber den *κόσμος* nach der Siebenzahl zu ordnen scheint ihm im Hinblick auf die Einzelheiten der dekadischen (!) Gliederung der Welt wiederum auf die Pythagoreer hinzuführen'. Ich verweise in diesem Punkte einfach auf meine Darlegungen oben S. 78f. (Kap. III) und erblicke in dieser Argumentation Pfeiffers geradezu eine Umkehrung des Richtigen. Ebenso verkehrt ist es, wenn Pfeiffer a. a. O. annimmt, daß auch Poseidonios in seinem Timäuskommentar bei Theo Smyrn. p. 103, 18ff. H. 'den Aufbau der Welt nach der Siebenzahl aus Pythagoreerkreisen' übernommen habe. Vielmehr ist in diesem Falle kein anderer als eben unser Hebdomadiker Quelle des Poseidonios gewesen, wie ich schon längst in meiner Ausgabe S. 104ff. zur Genüge bewiesen zu haben glaube, was Pfeiffer leider völlig übersehen hat.

Wenn Pfeiffer ferner behauptet, daß der Hebdomadiker nicht bloß 2 Irrsterne (Sonne und Mond), sondern

auch die übrigen 5 Planeten gekannt und in den Kreis seiner hebdomadischen Darlegungen einbezogen habe, so ist in dieser Hinsicht schon oben (Kap. III S. 66 ff.) unter Berufung auf die Autorität GINZELS alles Nötige gesagt worden. Ebensowenig kann ich PFEIFFERS Behauptung beipflichten, daß er 'unzweifelhaft astrologische Gedankengänge beim Hebdomadiker festgestellt habe', insofern dieser dem rötlich schimmernden Arktur 'fervores', d. h. Zorneserregungen, zuschreibe. Denn 'auch von späteren Astrologen wurde Arktur in Beziehung zum Planeten Mars gesetzt, der bekanntlich Erreger des *θυμοειδές* ist.' Selbstverständlich kann von 'astrologischen Gedankengängen' erst dann die Rede sein, wenn zuvor die Bekanntschaft mit den sämtlichen 7 Planeten sicher bewiesen ist, aber auch ganz abgesehen davon ist es überaus kühn, allein aus der Beziehung des Arktur zum Zorne (fervor) auf 'astrologische Gedankengänge' schließen zu wollen.

Nicht minder mißlich und gewagt ist es, wenn PFEIFFER die Worte in Kap. VI: 'Arcturius autem fervoris in homine operationem quaestula enutrita' (so der Ambros.) und 'Hos autem fervores in omnem operationem que e sole nutrita' (so der Paris.) verbessert in: 'Arcturus autem fervores in homine operatur, qui e sole nutritur' und dies ins Griechische übersetzt: *Ἀρκτοῦρος δὲ θερμότητα ἐν ἀνθρώπῳ ἀπεργάζεται ὃς ὑπὸ ἡλίου τρέφεται.* Die deutsche Übertragung soll nach PFEIFFER lauten: 'Arktur aber verursacht im Menschen, der von der Sonne stammt, die Hitze.'[114]) Damit will PFEIFFER die Lehre des Parmenides in Zusammenhang bringen, der nach Diog. L. IX, 22 (DIELS, Vorsokr. 18 A. 1) behauptete: *γένεσίν* [nicht *τροφήν*] *τε ἀνθρώπων ἐξ ἡλίου πρῶτον γενέσθαι, αἴτια δὲ ὑπάρχειν τὸ θερμὸν καὶ τὸ ψυχρόν, ἐξ*

114) Aus dem ins Arabische übersetzten Kommentar Ps.-Galens ist nach BERGSTRÄSSER S. 83f. nicht viel zu gewinnen. Wir erfahren daraus bloß, 'daß die beiden Kalbssterne [Arktur u. Arktos] der Wärme gleichen, die im Menschen ist', und 'daß Hipp. die Wärme, die im Herzen ist und den Zorn erregt, mit den beiden Kalbssternen verbindet'.

ὧν τὰ πάντα συνεστάναι. 'Damit haben wir wiederum die Pythagoreer [deren kosmologische Auffassungen bekanntlich Parmenides vielfach geteilt hat] als für den Hebdomadiker richtunggebend festgestellt' [??]: so lautet der von PFEIFFER aus obigen durchaus unsichern Prämissen gezogene Schluß, dem kein Unbefangener ohne weiteres beipflichten dürfte.

Wenn PFEIFFER ferner aus den auf das Wesen der Winde bezüglichen etwas unklaren lateinischen Ausdrücken 'motus vegetans' und 'flatus virtutes' unbedenklich den Schluß zieht, daß hier offenbar vom Atmen der Welt, wie es die älteren Pythagoreer gelehrt haben sollen, die Rede sei und daß daher der Heptadist auch diese Vorstellung dem Pythagoreismus entlehnt habe, so ist es mir vielmehr schon im Hinblick auf die hocharchaische vom Standpunkt des Pythagoras aus ganz unverständliche Weltkarte, ferner auf seine Unbekanntschaft mit der Sphärenharmonie, dem Heptachord und den 7 Planeten unendlich wahrscheinlicher, daß hier vielmehr Abhängigkeit der Pythagoreer von unserem Heptadisten oder von einem anderen Physiker vorliegen würde, wenn wirklich hier die Vorstellung vom Atmen des Makrokosmos vorliegen sollte. Aber auch dies ist einstweilen nur eine unsichere Vermutung.

Auch die Ausdrücke *Ὄλυμπος* (genauer *Ὀλύμπιος κόσμος* in Kap. II) für den äußersten feststehenden Umkreis der Welt und die *ἀνταυγία ἄστρων* (I § 2) sollen sich nach PFEIFFER nur aus der Abhängigkeit vom Pythagoreismus erklären. Das könnte aber nur dann mit einiger Wahrscheinlichkeit behauptet werden, wenn einerseits der Begriff des *Ὄλυμπος* erst von Pythagoras und seiner Schule (nicht schon von Homer, Hesiod usw.) ausgegangen, anderseits die Erfindung des Spiegels oder die Entdeckung und erste Beobachtung einer Widerspiegelung (*ἀνταύγεια, ἀνάκλασις*) erst den Pythagoreern verdankt würde, was nachzuweisen doch so gut wie undenkbar erscheint.

Der Versuch PFEIFFERS, den Hebdomadiker als von Pythagoras und seiner älteren Schule stark beinflußt hinzu-

stellen, muß demnach einstweilen als gänzlich mißlungen bezeichnet werden. Schon das hohe Alter der primitiven siebenteiligen Weltkarte, die Unbekanntschaft mit den 7 Planeten, mit der Sphärenharmonie und der Akustik des Pythagoras sprechen zu deutlich gegen Pfeiffers Annahme. Auch hat er zu wenig bedacht, daß die verhältnismäßig geringen Übereinstimmungen zwischen der pythagoreischen und der Hebdomadenlehre (wie die *ἑπτὰ φωνήεντα*, das *ὀδόντας βάλλειν* im 7. Lebensjahre: Arist. Metaph. 14, 6) auf gemeinsamen älteren Quellen oder auch auf Abhängigkeit der Pythagoreer von unserem Hebdomadiker und seinen Anhängern beruhen können. Letztere Annahme scheint mir besonders nahe zu liegen bei dem von Diels für zweifelhaft erklärten Zeugnis des Philolaos (Vorsokr. I S. 246), das mit seiner Lehre von der Bedeutung der Dekade (Diels, Vorsokr. I S. 243, 2 ff.) in einem gewissen Widerspruch steht und lautet: *ἔστι γὰρ [ὁ ἑπτὰ ἀριθμὸς] ἡγεμὼν καὶ ἄρχων ἁπάντων, θεός, εἷς, ἀεὶ ὤν, μόνιμος, ἀκίνητος, αὐτὸς ἑαυτῷ ὅμοιος, ἕτερος τῶν ἄλλων.* Ich halte es nach wie vor für wahrscheinlich, daß Philolaos mit diesen Worten eine Konzession an die von unserem Anonymus als Archegeten geführten Hebdomadiker (s. oben S. 63) hat machen wollen, indem er dabei Ausdrücke gebrauchte, die eigentlich seine Lehre von der absoluten Herrschaft der Zehnzahl etwas einschränken mußten. Die umgekehrte Annahme, daß die ganze einseitige und primitive Hebdomadenlehre unseres Verfassers auf obigem Satze des Philolaos beruhe, ist doch wohl undenkbar.

Anhang I.

Aphorismen zum Problem der Schrift von der Siebenzahl.

Bereits in der Monographie 'Die neuentdeckte Schrift eines altmilesischen Naturphilosophen und ihre Beurteilung durch H. Diels' 1912 S. 36ff. (= Memnon Bd. V, 3—4 S. 184ff.) habe ich in Form von Aphorismen auf zahlreiche, z. T. recht bedenkliche Widersprüche und Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, die alle diejenigen glaubhaft, d. h. wissenschaftlich, aufzulösen verpflichtet sind, die nicht mit uns die ersten elf kosmologischen Kapitel des Buches π. ἑβδ. für ein echtes, einheitliches, einem altmilesischen Physiker des 6. Jahrhunderts entlehntes großes Zitat oder Exzerpt, sondern vielmehr für die „archaisierende Imitation" eines zwischen 450 und 350 lebenden „kindischen Vertreters der Hippokratik" (Diels) oder eines „pythagorisierenden", d. h. vom Pythagoreismus wesentlich abhängigen Kosmologen jener Zeit (Pfeiffer) oder gar eines „Pythagoreers" (Ermerins) erklären möchten. Wie ich schon a. a. O. hervorgehoben habe, lassen sich die in dieser Hypothese liegenden Schwierigkeiten und Widersprüche wohl am besten klarmachen durch den Hinweis auf das sonderbare, ja fast unglaubliche Gemisch von Gelehrsamkeit und Unwissenheit, von Selbständigkeit (Originalität) und Abhängigkeit, von Vernunft und Tollheit, von Modernismen, Archaismen[115]) und Anachronismen, von Scherz und

---

115) Mit Recht sagt R. Fritzsche, Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philos. u. Soziologie 1912 S. 121: „Ein auf Ablehnung hindrängendes subjektives Gefühl durch objektive Gründe zu stützen ist deshalb so schwierig, weil es in dem ganzen Stücke kein μέμνησο ἀπιστεῖν, keinen entschiedenen sprachlichen oder sachlichen Modernismus gibt. Dies ist in der Tat sehr auffällig. Diels meint deshalb, daß wir hier eine 'archaisierende Kompilation und Imitation' (aus der Zeit zwischen 450—350) vor uns haben. Aber hat dann der angeblich kindische Verfasser, falls er wirklich — und warum? — so geschickt archaisierte, nicht eine erstaunliche, ja unbegreifliche Leistung vollbracht? Daß die Kugelgestalt der Erde ein Modernismus sei, ist nur scheinbar. Sie ist, wie bei Pythagoras, so auch bei unserem Heptadiker, nur eine Übertragung der vom Himmel entlehnten Sphärenidee zunächst auf die Luft, dann auch auf das Wasser und die Erde, keineswegs mathematisch (durch den bei Ortsveränderung nach allen Richtungen gleichmäßig sich ändernden Elevationswinkel der Sterne) begründet usw."

Ernst[116]), das die kosmologische Einleitung von π. ἑβδ. darstellen würde, wenn sie wirklich erst in der Zeit zwischen 450 (od. 400) und 350 v. Chr. entstanden wäre. Das läßt schon eine oberflächliche Musterung der hauptsächlichsten von unserem Kosmologen vertretenen Theorien deutlich erkennen, wie ich a. a. O. ausgeführt habe, eine Darlegung, die meines Wissens bis jetzt noch nicht in einem einzigen Punkte widerlegt worden ist. Hierzu kommen jetzt noch mehrere neue Argumente, die mir z. T. erst kürzlich bewußt geworden sind und ebenfalls am besten und kürzesten in aphoristischer Form vorgetragen werden.

Nimmt man an, daß der Kosmologe der Schrift π. ἑβδ. erst der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. oder noch später angehört habe, also ein Zeitgenosse des Herodot, Hippokrates und Demokrit gewesen sei, so ergeben sich u. a. folgende höchst unwahrscheinliche Konsequenzen:

1. Der ionisch schreibende, also doch wohl mit der Literatur der Ionier einigermaßen vertraute Verfasser muß auf einem für seine Zeit geradezu unglaublichen geographischen Standpunkt gestanden, d. h. außerordentlich viel weniger gewußt haben als sein zirka 50 bis 100 Jahre vor ihm lebender Landsmann Hekataios, sehr viel weniger auch als sein ebenfalls ionisch schreibender Zeitgenosse Herodot, da seine 7teilige Weltkarte nur die von den alten Milesiern des 7. und 6. Jahrh. befahrenen und besuchten Meere und Länder umfaßt.

2. Es entsteht die schwer oder gar nicht zu beantwortende Frage, wie es zu erklären sei, daß der Hebdomadiker das politisch, wirtschaftlich und kulturell durch die Perser fast zugrunde gerichtete (Herod. 1, 170: διεφθάρη) Ionien immer noch als 'Zwerchfell', d. h. als Mittelpunkt der οἰκουμένη und Hochsitz aller Kultur und Intelligenz (s. das Zeugnis des Ps.-Galenos ob. S. 4) bezeichnen kann, obwohl doch damals die Blüte Ioniens längst vorüber und auf das vom Verf., ebenso wie Persien, vollkommen ignorierte Athen übergegangen war.

3. Im 5. Jahrhundert und später galt nach der Eroberung Ioniens und der Zerstörung des Branchidenorakels allgemein Delphi in der

116) Wenn man mit Diels 'die Phantastik, die sich in dem kosmologischen Abschnitt Kap. 1—11 entfaltet, für ein Analogon zu der tollen Laune, die in des Aristophanes Komödien ihr Spiel treibt', hält und außerdem an die Identität des Kosmologen und Pathologen glaubt, dann entsteht, wie Drerup (Lit. Z. 1911 S. 1314) richtig bemerkt, der wunderliche Widerspruch, daß der Verf. des durchaus ernst zu nehmenden pathologischen Teiles in Kap. I—XI eine von toller aristophanischer Laune und kindischer Spielerei zeugende Kosmologie verfaßt haben soll, was doch ganz unglaublich erscheint und bisher jeder Analogie entbehrt.

griechischen Welt als ὀμφαλὸς γῆς und Mittelpunkt aller religiösen Weisheit und Kultur; der Verf. von π. ἑβδ. aber ignoriert völlig Delphi als Zentrum des orbis terrarum und Ursitz religiöser Weisheit und nennt statt seiner Ionien das 'Zwerchfell der Welt', dessen Orakel (Branchidai) längst aufgehört hatte, der Rivale Delphis zu sein.

4. Der Verf. von π. ἑβδ. müßte ein wunderlicher, d. h. völlig kritikloser ('kindischer') Eklektiker namentlich gegenüber dem Pythagoreismus gewesen sein, mit dessen Grundidee (Bedeutung und Herrschaft der Zahl) er doch in einseitigster Weise übereinstimmt. Vor allem erscheint unbegreiflich, warum er gerade folgende altpythagoreische Hebdomaden[117]) und Lehren ignoriert oder verworfen hat:

a) die Lehre von den 7 Tönen (Heptachord)[118]),

b) die Lehre von der Sphärenharmonie,

c) die Lehre von der Siebenzahl der Planeten,

d) die Lehre von der Bewegung der Erde um das Zentralfeuer, von den 10 Sphären und von der Bedeutung der übrigen maßgebenden Zahlen (1, 4, 6, 9, 10 usw.).

5. Wer den heptadischen Kosmologen mit dem Pathologen der Schrift von der Siebenzahl für identisch hält, der berücksichtigt nicht folgende bei dieser Annahme unerklärliche Tatsachen:

a) daß in Kap. XII, wo der pathologische Teil beginnt, sich plötzlich der Stil des Verf. insofern gründlich ändert, als er nunmehr wiederholt von seiner persönlichen Ansicht ('*ego ipse*' usw.) redet, im schroffen Gegensatz zum Hebdomadiker (s. meine Ausgabe S. 16f. u. Anm. 3);

b) daß im pathologischen Abschnitt plötzlich eine dualistische (Kälte — Wärme: Kap. XIII ff.) oder eine tetradische (1. Feuer oder Wärme, 2. Feuchtigkeit oder Wasser, 3. Kälte oder Luft, 4. Festes oder Trockenes = Erde: Kap. XV, XXIV) Anschauung auftritt. Auch stehen die 3 Jahreszeiten in Kap. XVI in schroffem Widerspruch mit den 7 ὧραι in Kap. IV;

c) daß der Pathologe am Schluß von Kap. LIII offen die Benutzung älterer Literatur zugibt mit den Worten der lateinischen Übersetzung:

„*Ego quidem quae (qui) ante me fuerunt medici recte scierunt his non habeo quod contraeam, credens melius esse recte intelligere anteriora quam nova et falsa dicere.*“

Daß zu diesen *anteriora* in erster Linie die heptadische Kosmologie gehört, liegt ja auf der Hand und wird überdies noch durch

---

117) Aufgezählt von Alex. zu Met. I, 5, 985 C 26 S. 38, 8 = Zeller I⁵ S. 390 A. 2.

118) S. unten Nestles Brief S. 97.

mehrere Sätze in Kap. XII und XX bestätigt, in denen unser Pathologe sich stolz zu dem Grundsatz bekennt, daß es unmöglich sei, die Natur des menschlichen Körpers genügend zu erkennen ohne die Erkenntnis der Natur des Weltganzen (ἄνευ τῆς τοῦ ὅλου φύσεως Plat Phaedr. p. 270 C, vgl. Ilberg, Festschr. f. Lipsius S. 26 A. 1 u. S. 31). Vgl. z. B. Kap. XII: *Cum ergo eiusmodi sit mundus, ostendam et in egritudine haec pati totum mundum et aliorum omnium corpora. Necesse est propter eos, qui nesciunt mundi totius et omnium naturam, ostendere, ut scientes magis adsequi possint quae nunc dicuntur* usw. — Kap. XX: *Medicorum autem imperitiam totius mundi* . . .

6. Die Hebdomadenlehre unseres Kosmologen gehört entwicklungsgeschichtlich unzweifelhaft in die Zeit zwischen Solon (vgl. dessen 10 hebdomadische ἡλικίαι) und Pythagoras und bildet die bisher vermißte Brücke zwischen diesem und den altmilesischen Philosophen, sowie die Vorstufe zu der altpythagoreischen, erheblich vielseitigeren Zahlenlehre. Das bekannte Fragment 20 (Diels) des Philolaos: ἔστι γὰρ [ἡ ἑβδομὰς] ἡγεμὼν καὶ ἄρχων ἁπάντων, θεός, εἷς, ἀεὶ ὤν, μόνιμος, ἀκίνητος, αὐτὸς ἑαυτῷ ὅμοιος, ἕτερος τῶν ἄλλων beweist klar die Abhängigkeit des unteritalischen Philosophen von der Hebdomadenlehre der altionischen Kosmologen und Ärzte (s. S. 63 u. 88).[119]

7. Was man als 'kindische' oder 'törichte' Annahmen ('Spielereien') unseres Kosmologen bezeichnet hat, darin sind im Grunde nur Zeugnisse für das hohe Alter und die Naivität (Kindlichkeit) seiner philosophischen Anschauung zu erblicken. Viele von mir (s. Memnon a. a. O. S. 171 Anm. 1 u. meine Ausgabe von π. ἑβδ. S. 157 Anm. 215) angeführte Vorstellungen des Thales, Anaximandros, 'Pythagoras', Heraklit, Empedokles usw. stehen auf derselben Stufe der Kindlichkeit wie die des Heptadisten und würden, wenn sie, wie diese, anonym in irgendeinem Hippocrateum überliefert wären, mit gleichem Recht für 'kindische Spielereien' erklärt werden können.

8. Das Verhalten des Platon (Phaedr. p. 270), des Poseidonios, Galenos und der antiken Herausgeber und Erläuterer unserer Schrift, die von ihnen mit Achtung zitiert wird und der Aufnahme in die Sammlung der Hippocratea gewürdigt worden ist, beweist zur Genüge, daß wenigstens diese Männer den Verfasser für keinen 'kindischen' oder 'törichten Spieler' mit der Zahl 7 gehalten, sondern tatsächlich ernst genommen haben (vgl. Ilberg, Festschr. f. Lipsius S. 27).

---

119) Auch wenn (was ich nicht annehme, s. ob. S. 62f.) dies Fragment, wie Diels meint, zweifelhaft oder gar untergeschoben sein sollte, ist doch seine Abhängigkeit von der alten Hebdomadenlehre, wie sie vor allem durch die Schrift π. ἑβδ. repräsentiert wird, unbestreitbar.

9. Die auffallende Tatsache, daß unsere Schrift nur von Platon, Poseidonios und Galenos zitiert, dagegen von Theophrast und dessen Ausschreibern (Aëtios usw.) ignoriert wird, erklärt sich einfach aus der von Diels (Hermes 28 [1893] S. 409) geschilderten Arbeitsteilung der Mitarbeiter des Aristoteles an seiner umfassenden Enzyklopädie der Wissenschaften, wobei dem Theophrast die Bearbeitung der Philosophiegeschichte, dem Eudemos die Theologie und die exakte Wissenschaft, dem Menon die Medizin zugefallen war. So gehörte die Lektüre von *π. ἑβδ.* in das Ressort des Menon, nicht des Theophrast, und konnte von diesem leicht übersehen oder ignoriert werden. Noch heute ist der Standpunkt des Th. durchaus nicht überwunden, insofern die Schrift *π. ἑβδ* in den philosophiegeschichtlichen Werken nach wie vor beharrlich ignoriert wird. Wie lange wird dieser sonderbare Zustand noch fortdauern?

10. Herodot sagt (9, 116): *τὴν Ἀσίαν πᾶσαν* [also auch Ionien!] *νομίζουσι* [Praes.!] *ἑωυτῶν εἶναι Πέρσαι καὶ τοῦ ἀεὶ βασιλεύοντος*. Und in einer solchen Zeit soll ein ionischer Kosmologe oder Arzt beim Entwerfen einer 7teiligen Weltkarte Persien außer acht gelassen haben?

11. Derselbe Herodot sagt von den Ioniern **vor** ihrer Vernichtung durch die Perser (1, 143): *οἱ μέν νυν ἄλλοι Ἴωνες καὶ οἱ Ἀθηναῖοι ἔφυγον τὸ οὔνομα, οὐ βουλόμενοι Ἴωνες κεκλῆσθαι, ἀλλὰ καὶ νῦν φαίνονταί μοι οἱ πολλοὶ αὐτῶν ἐπαισχύνεσθαι τῷ οὐνόματι, αἱ δὲ δυώδεκα πόλεις* [Milet usw.] *αὗται τῷ τε οὐνόματι ἠγάλλοντο* [Praeteritum!] *καὶ ἱρὸν ἱδρύσαντο ἐπὶ σφέων αὐτέων, τῷ οὔνομα ἔθεντο Πανιώνιον, ἐβουλεύσαντο δὲ αὐτοῦ μεταδοῦναι μηδαμοῖσι ἄλλοισι Ἰώνων.* Wer dieses Zeugnis Herodots in Betracht zieht, der kann nicht zweifeln, daß unser hebdomadischer Kosmolog, der offenbar auf seine ionische Heimat überaus stolz ist (s. ob. S. 4), der Zeit vor dem Untergange Ioniens angehört und unmöglich in die Jahre von 450—350 versetzt werden kann, wo die Mehrzahl der Ionier sich ihres Namens zu schämen pflegte. Vgl. auch Wilamowitz, Timotheos S. 66. Thuk. 8, 25. Zenob. V, 57. 80. Apost. 12, 51. 5, 38. Diogen. 3, 87.

12. Zu der eigentümlichen Rolle, welche der Mond im Weltbild des Hebdomadikers als Sitz der Weltseele oder der Weltvernunft spielt, hat wohl sicher der uralte, ganz Vorderasien erfüllende Menkult beigetragen.

13. Gewiß mit Recht nimmt Fredrich (Hippokrat. Untersuchungen S. 134f.) an, daß die Übereinstimmungen vieler alter Physiker nicht notwendig auf Abhängigkeit voneinander zurückzuführen seien, weil 'ihre Grundgedanken gewissermaßen in der Luft lagen'. Das gilt wohl sicher auch von unserem Kosmologen hinsichtlich seiner Übereinstimmung mit Thales, Anaximandros, Anaximenes usw. Die Lehre vom Makrokosmos — Mikrokosmos, die zuerst deutlich von un-

serem Kosmologen ausgesprochen ist[120]), kann recht wohl zu diesen damals in der Luft liegenden Grundgedanken gehört haben. Ebenso dürfte es sich mit der Lehre vom atmenden Kosmos, der wir vielleicht bei unserem Kosmologen wie bei 'Pythagoras' begegnen, verhalten (s. jedoch ob. S. 87).

14. Es ist sehr auffallend, daß unser Kosmologe einerseits die spezifisch pythagoreischen Hebdomaden (ob. unter 4!) ignoriert, aber anderseits die sicher vor 'Pythagoras' allgemein anerkannten (Aristot. Met. 14, 6; 12, 4, 3), nämlich die Lehre von den 7 (ionischen) Vokalen, von der entscheidenden (kritischen) Bedeutung der Siebenzahl für die Entwicklung des Fötus wie des Menschen überhaupt und für die Krankkeiten (s. Hebdomadenlehren S. 60ff.), aufgenommen hat. Das deutet doch wohl entschieden auf vorpythagoreischen Ursprung.

15. Nach P. Jensen, Kosmol. d. Babylonier S. 257, und H. Berger, Sächs. Ber. 46 (1894) S. 16, erscheint nach babylonischer Anschauung die Erde 'als ein Berg oder als eine unten hohle Halbkugel'. Dieselbe Vorstellung scheint auch dem oben (S. 12) mitgeteilten altägyptischen Bilde zugrunde zu liegen, das den Erdgott in einer überaus wunderlichen, nur von diesem Gesichtspunkt aus verständlichen bogen- oder halbkugelförmigen Verrenkung zeigt. Neuerdings hat Wensinck in seiner Schrift „The navel of the earth“ (= Verhand. d. K. Akad. te Amsterdam, Letterkunde N. R. XVII Nr. I) S. 13 nachgewiesen, daß auch die Westsemiten, besonders die Juden, Samaritaner und Araber, eine ganz ähnliche Vorstellung gehabt und dem angenommenen Mittelpunkt der Erde (Jerusalem, Sichem, Mekka usw.) infolgedessen eine Höchstlage zugeschrieben haben (s. Roscher, D. Omphalosgedanke S. 39. 52. 57).

16. Die Geschichte der Erdkunde der Griechen von H. Berger lehrt unwiderleglich, daß, entsprechend den immer ausgedehnteren Entdeckungsfahrten der Griechen und den Eroberungen seitens der Perser, Mazedonier und Römer, die Erdkunde der Hellenen von der ältesten Zeit bis zur Ausbreitung des römischen Weltreichs fortwährend gewachsen ist, daß also die Weltkarten einen um so bescheideneren Umfang haben, je älter sie sind. Schon von diesem Gesichtspunkt aus muß die Weltkarte des Hebdomadikers älter sein als die des Hekataios, älter auch als die vorauszusetzende des Pythagoras und seiner ältesten Schüler. Leider hat Berger die Schrift π. ἑβδ. nicht berücksichtigt. Hätte er es getan, so würde er sicherlich die siebenteilige Weltkarte des alten Milesiers an die Spitze seiner Untersuchungen gestellt haben.

120) Vielleicht auch, aber weniger deutlich, von Anaximenes (Zeller [5] I, 243 f. u. 241, 4) und schon von Anaximandros (Zeller a. a. O. S. 217 f.).

Anhang II.

Briefliche Äußerungen hervorragender Forscher zum Problem der Schrift π. ἑβδ.

Um namentlich jüngere Gelehrte, die sich m. E. viel zu wenig um die Schrift von der Siebenzahl gekümmert haben, zu deren Studium und zur Lösung der immer noch sehr zahlreichen darin enthaltenen Probleme anzuregen, teile ich hier eine Anzahl brieflicher Äußerungen hervorragender älterer Forscher mit, die mit mir der Ansicht sind, daß die genannte Schrift es wohl verdient, nach allen Richtungen durchforscht zu werden.

Ich ordne die betreffenden Briefe in chronologischer Reihenfolge. An die Spitze stelle ich einen Brief von Wilamowitz aus dem Jahre 1906, der mir den Empfang der 'Hebdomadenlehren' meldet.

Westend Berlin, 5. X. 06.
Eichenallee 12.

Hochgeehrter Herr!

Sie haben mich durch die Übersendung Ihrer Abhandlung über die Siebenzahl zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet. Es haben hier etliche junge Leute in den letzten Jahren über die Theorien gearbeitet, die auf Poseidonios zurückzugehen scheinen; das hat mir die Aufgabe nahegebracht, die Sie nun lösen. Es ist für Hippokrates von großem Werte, daß Sie die Schrift über die Sieben einer so eingehenden Untersuchung gewürdigt haben. Ich kann freilich nicht glauben, daß sie in der erreichbaren Form in so hohe Zeit hinaufreicht, aber die Lehre ist davon unabhängig, und da ist Ihre Darlegung schwerlich anfechtbar. Milet oder Kleinasien, das macht nichts aus, Knidos gehört ja auch dahin, und man hat dort Medizin doch auch nur ionisch geschrieben. Die Frage nach dem Hippokrates, den Platon zitiert, wird immer brennender, denn ich kann ihn von den Epidemien nicht trennen. Ich habe jetzt als Preisaufgabe die Bücher außer 1 und 3 gestellt, aber ich weiß nicht, ob ich einen Bearbeiter finden werde.

Den schmalen Pfad zwischen dem Leugnen des babylonischen Einflusses, der in Griechenland doch erst im sechsten Jahrhundert begonnen hat, und dem Verfallen in das moderne Babyloniertum, haben Sie, dünkt mich, innegehalten. Soweit ich sehe, steht es in der Astronomie grade so: ich glaube allerdings nicht, daß die Tradition Glauben verdient, die Morgenstern und Abendstern erst durch Pythagoras identifizieren läßt. Phaethon, den Aphrodite raubt, ist doch wohl auch zugleich der Phaethon, der vor der Sonne reitet.

Selbstverständlich habe ich nur eben ihre Arbeit durchflogen, um den Eindruck zu haben, der mir ermöglichte, mich zu bedanken, aber

ich kann das mit der Versicherung tun, daß ich reiche Belehrung mehr noch erwarte als bereits empfangen habe.

Mit nochmaligem verbindlichsten Danke und der Versicherung ausgezeichneter Hochachtung ganz ergebenst

Ulrich Wilamowitz-Möllendorff.

Es folgen mehrere Briefe von Wilamowitz, Immisch, W. Nestle, Windelband, die sich über den Eindruck aussprechen, den die beiden Abhandlungen 'Über Alter, Ursprung u. Bedeutung der hippokratischen Schrift von der Siebenzahl' (1911) und deren unmittelbare Nachfolgerin 'Die neuentdeckte Schrift eines altmilesischen Naturphilosophen' usw. (1912) auf sie gemacht haben.

Westend-Berlin, 5. V. 11.
Eichenallee 12.

Hochverehrter Herr!

Ihrem freundlichen Briefe folgte Ihre große Abhandlung bald nach, die ich eben nur angeblättert habe, indessen die große Bedeutung leuchtet mir schon jetzt ein: denn wenn man auch noch so viel abzieht (Überarbeitung und spätere Entstellung), so weiß ich in der Tat nicht, wie man sich Ihrem Hauptschlusse entziehen sollte, daß wir die Grundzüge eines milesischen Buches aus der Zeit des Hekataios oder älter vor uns haben. Es ist gar nicht zu schätzen, was das für Konsequenzen haben muß. Ihre Abgrenzung gegen die Pythagoreer ist ziemlich das einzige, was ich angesehen habe, so daß ich die Gründe kennen lernte, und das ist einfach schlagend: damit ist ein Licht aufgegangen, das uns begreiflich macht, was der Samier nach Großgriechenland bringen konnte.

Ich kann also nichts als einfach Glück wünschen und diesen Gewinn in mich aufzunehmen versuchen, der mehr bedeutet als vieles, das aus dem ägyptischen Sande kommt und mir einen guten Teil meiner Zeit und Kraft kostet.

In ausgezeichneter Hochachtung

dankbar ergebenst

Ulrich Wilamowitz-Möllendorff.

Einen zweiten Brief Ws. vom 7. V. 1911 habe ich bereits in der Monographie 'Die neuentdeckte Schrift' usw. S. 12 Anm. 3 mitgeteilt.

Gießen, 2. VII. 1911.

Verehrter Herr Oberstudienrat!

Ihre wichtige Zusendung, für die ich Ihnen bestens Dank sage, kam gerade im Trubel des Umzugs an. Heut, nachdem sich das Chaos gelichtet, habe ich die Schrift gelesen und muß sagen, daß mich die Hauptthese wirklich überzeugt hat. Ich werde erst in den

Ferien dazu kommen, Einzelheiten zu prüfen und zu überdenken. Ein paar flüchtige Marginalien sind noch nicht tanti, daß ich sie mitteilen wollte. Die Schrift ist auch hinsichtlich des methodischen Aufbaus der Argumentation sehr lehrreich und schön, und wenn Zweifel kommen werden, Sie werden, wie immer die Sache ausgeht, das Verdienst behalten, ein äußerst interessantes Problem in Fluß gebracht zu haben. Ich persönlich zweifle am günstigen Ausgang nicht, soweit der erste Gang durchs Ganze solch Urteil erlaubt. — Bezüglich des hum. Gymnasiums bin ich nicht in großer Sorge. Diesmal machen auch die Universitäten mobil (endlich!). Das Wichtigste aber ist: die Attacke kommt zu spät, der Höhepunkt des Unverstands ist längst überschritten: die Äußerungen der Presse zeigen es deutlich. Und gefährlicher als Hyperboliker sind Reformer, die zur Hälfte recht haben und Erreichbares wollen.

Ihr

O. Immisch.

Stuttgart, den 14. Nov. 1911.
Stitzenburgstraße 11.

Hochverehrter Herr Hofrat!

Nach Erledigung der Prüfungsarbeiten, die mich, wie ich Ihnen schrieb, bis Ende Oktober beschäftigten, habe ich Ihre mir freundlichst zugesandte Untersuchung über Alter usw. der Hippokr. Schrift von der Siebenzahl mit größtem Interesse gelesen und mir auch die Gegengründe von Diels überlegt.

Sie ersuchen mich nun um ein Urteil über Ihre Hypothese, das ich, soweit ich mir ein solches erlauben darf, im folgenden geben will.

Ihre Beweisführung scheint mir Ihre These jedenfalls sehr wahrscheinlich zu machen. Am meisten Überzeugungskraft messe ich folgenden 3 Gründen bei: 1. der Ignorierung des Heptachords, den sich zunutze zu machen einem Schriftsteller des 5. Jahrhunderts doch zu nahe gelegen wäre, um sie zu unterlassen; 2. der Ignorierung Athens auf der Weltkarte und 3. der Bezeichnung Ioniens als *φρένες*. Es ist ja wahr, daß die metaphorische Bedeutung des Wortes nicht angedeutet ist.*) Aber hier kann man sagen: das war eben selbstverständlich, zumal noch *περὶ ἱρῆς νούσου*, wie Sie ja anführen, gegen diese Vorstellung polemisiert.

Die von Diels behauptete Unechtheit von fr. 126[a] des Heraklit ist mir keineswegs über allen Zweifel erhaben, und E. Löw, dessen Beurteilung und Exegese heraklitischer Fragmente ich sonst freilich meist für ganz absurd halten muß, hat gerade zu diesem Bruchstück eine

*) Als Nestle dies schrieb, war Bergsträssers Übersetzung des arabischen Kommentators (s. ob. S. 4) noch nicht erschienen.

beachtenswerte Deutung beigebracht (*Archiv für Phil. 1909 S. 90f.* und *1911 S 364f.*). Und ebenso möchte ich Philolaos fr. 20 nicht so leicht mit Diels die Echtheit absprechen.

Ob das ἄκριτον πάγος ein Mißverständnis des Anaximandrischen ἄπειρον oder eine ursprünglichere Vorstellung ist, wird sich schwer entscheiden lassen.

Was endlich die Kugelgestalt der Erde betrifft, so ist es mir viel wahrscheinlicher, daß diese Lehre zuerst in pythagoreischen Kreisen aufkam als bei Parmenides, der ja genaugenommen die Kugelgestalt auch nicht der Erde, sondern „dem Seienden" zuschreibt (fr. 8, 42ff.).

So scheint mir denn kein durchschlagender Grund gegen Ihre Annahme zu sprechen. Die sprachlichen Bemerkungen Helmreichs habe ich allerdings noch nicht gelesen.

Sie würden mich zu lebhaftem Dank verpflichten, wenn Sie die Güte hätten, mir s. Z. Ihre Entgegnung auf Diels' Einwände im „Memnon" zukommen zu lassen.

Die Vergleichung der Erde mit einem Organismus hat mich auch deswegen lebhaft interessiert, weil sie an die wunderliche Mythendeutung des Metrodor von Lampsakos erinnert. Seine Gleichsetzung der einzelnen Mitglieder des olympischen Götterstaats mit menschlichen Organen wird verständlicher. wenn ähnliche Vergleiche schon vorlagen. Ich erlaube mir Ihnen meine kleine Abhandlung über diesen wunderlichen Allegoristen mit der Bitte um freundliche Aufnahme beizulegen.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

W. Nestle.

Stuttgart, den 24. XI. 1911.
Stitzenburgstr. 11.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Empfangen Sie meinen besten Dank für die Zusendung Ihres Aufsatzes im „Memnon", in dem allerdings 2 Seiten (167/8) fehlen. Trotzdem hat mich die Lektüre desselben und die wiederholte Überlegung Ihrer Aufstellungen in der Ansicht bestärkt, daß Sie mit Ihrer Hypothese das Richtige getroffen haben. Die Ausführungen über Branchidai und Lydien entkräften die Dielsschen Einwände. Das Ausschlaggebende aber ist die, wie mir scheint, von Ihnen überzeugend nachgewiesene Altertümlichkeit der hier vorgetragenen Heptadentheorie, die bei Abfassung der Schrift um 450 unerklärlich wäre. In Summa: ich glaube, daß Sie recht haben, und freue mich mit Ihnen der schönen und bedeutsamen Entdeckung. — Dagegen, daß Sie von meiner Meinungsäußerung auch öffentlich Gebrauch machen, falls es Ihnen von Wert ist, habe ich nichts einzuwenden. — Für Ihre Bemerkungen zu

Metrodor auch noch vielen Dank: sie dienen zur weiteren Aufhellung der Gedankengänge des wunderlichen Heiligen.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr erg. W. Nestle.

Heidelberg, 16. Jan. 1912.

Hochgeehrter Herr Kollege!

Es ist mir sehr peinlich und ich bitte vielmals um Entschuldigung dafür, daß ich im alten Jahre nicht mehr dazu gekommen bin, Ihnen meine Dankesschuld abzutragen für das freundliche Geschenk Ihrer Abhandlung über *περὶ ἑβδομάδων*, die Sie in so liebenswürdige Beziehung zu einer Bemerkung von mir gebracht haben. Ich hatte mit den unseligen Neuauflagen und allerlei sonstigen literarischen Verpflichtungen bei gleichzeitiger durch Gesundheitsrücksichten verlangter Verminderung meiner Arbeitszeit so viel zu tun, daß ich erst in den Weihnachtsferien an das Studium Ihrer Arbeit gehen konnte. Diese hat mich nun außerordentlich lebhaft interessiert und überzeugt. Ich finde Ihren Nachweis von der Zugehörigkeit der ersten Hälfte des Buches zu der ältesten Literatur der milesischen Wissenschaft völlig gelungen; namentlich scheint mir das Argument aus der politischen und handelspolitischen Geographie durchaus konkludent. Dieses siebenteilige Weltbild bestimmt Ort und Zeit für den Ursprung der Schrift, wie ich meine, ganz eindeutig. Es kann für die Geschichte der älteren griechischen Philosophie nur höchst wertvoll sein, wenn so der allgemeinere Hintergrund, auf dem sich die drei uns bekannten Figuren abheben, in neues geschichtliches Licht tritt. Darum scheint mir gerade die Beziehung zum Leben, welche Sie für jene erste Wissenschaft aufzeigen, ganz besonders bedeutsam. Und ebenso freue ich mich, in Ihrer Abhandlung eine Bestätigung meiner alten Vermutung zu finden, daß in dem Corpus hippocrateum noch eine Fülle ungehobener Schätze steckt: sie zu heben, fehlt es mir leider sowohl an der Zeit als auch an der genügenden Ausdehnung des philologischen Wissens und Forschens.

Genehmigen Sie also, hochgeschätzter Herr Kollege, mit diesem zwar verspäteten, aber darum nicht minder aufrichtigen und lebhaften Danke den Ausdruck der vorzüglichen Hochachtung, mit der ich bin

Ihr ergebenster
W. Windelband.

Westend-Charlottenburg, 22. 1. 12.
Eichenallee 12.

Hochverehrter Herr!

Nehmen Sie meinen verbindlichsten Dank für Ihre freundlichen Sendungen und den schmeichelhaften Brief, der sie begleitete. Ich bin

Ihnen allerdings dankbar, daß Sie den Schein vermieden haben, zwischen Diels und mir einen Gegensatz zu präzisieren. Als ich Diels zuerst erzählte, daß mir Ihre Abhandlung sehr bedeutsam zu sein scheine, hatte er sie nicht gelesen, zeigte aber prinzipielle Bedenken, und berichtete einige Wochen später, daß er den Nachweis liefern könnte, von brauchbaren Spekulationen des 6. Jahrhunderts wäre nichts darin. Ich erwartete tieferes Eingehen, als die Anzeige brachte; eigentlich erwarte ich es noch, und nun erst recht, wo Sie so vieles Neue herangezogen haben.

Ich habe zurzeit so viel Arbeit, von den sehr drückenden Pflichten des Semesters abgesehen, und sie bewegt sich in so anderen Gebieten, daß ich so bald kaum zu dem eindringenden Studium der Schrift selbst kommen kann, wie notwendig ist, wenigstens für meine Art zu arbeiten, um zu selbständigem Urteil zu gelangen. Die gemeinsame Basis, Kompilation der vorliegenden Schrift gegen Ende des 5. Jahrh., muß Raum zur Verständigung bieten. Aber die Scheidung dessen, was dem Kompilator gehört, ist der allein sichere Weg, und das ist am Ende ohne Text- und Stilkritik nicht zu erreichen.

Beim ersten raschen Lesen ist mir gewiß manches begegnet, zu dem ich etwas sagen könnte, allein das trifft die Hauptache nicht: das Kosmische ist wichtiger als das Geographische. Verzeihen Sie daher, bitte, hochverehrter Herr, wenn ich nicht mehr als meinen Dank ausspreche und meine lebhafte Teilnahme an dem wichtigen Probleme versichere. Wo immer und wie immer wir etwas von der aristotelischen Tradition Unabhängiges über die älteste Philosophie erfahren, da ist das ein großer Gewinn, und was fremdartig aussieht, erst recht.

In ausgezeichneter Hochachtung

ganz ergebenst

U. Wilamowitz.

Gießen, 8. IV. 12.
Bismarckstr. 43.

Verehrtester Herr Kollege!

Unverzeihlich spät danke ich Ihnen für Ihre Memnonaufsätze. Aber ich habe, der Wichtigkeit der Sache entsprechend, die Ruhe der Ferien abgewartet, um mich in das problema zu vertiefen, die Polypragmosyne des Semesters läßt dazu kaum rechten Frieden. Sie werden nun der Zustimmung kaum noch bedürfen, aber mir ist es Bedürfnis, Ihnen auszusprechen, daß Sie mich vollständig überzeugt haben. Ich bin in heller Freude über den wichtigen Fund, den Sie mit Recht auch noch sehr viel über die Entdeckungen von Bernays, Blass, Gomperz stellen dürfen, denn es ist wahrlich nichts Kleines, ein Stück Urprosa wiedergewonnen zu haben, sei es auch in aufgefrischter Form (das tut

ja wenig aus, und ich verstehe HELMREICH nicht, wie er das für irgend entscheidend halten kann). Es wird nun manches Problem ein neues Gesicht bekommen. Meinen Sie nicht, daß von Ihrem Weisheitspatriarchen Fäden hinüberführen zu dem, was Plato über den Aufbau des Körpers sagt (der Kopf als *ἀκρόπολις*! der Hals als *ἰσθμός*, die *φρένες* als *διάφραγμα* im *μέσον*)? Aber auch zu den Mondphantastereien des Xenokrates (HEINZE, bes. 139)! Darunter ist Dämon — Seele — Mond als Syzygie. Ich denke, da *δαίμων* (gebildet wie *ἴδμων, στήμων, τέρμων, τλήμων, δαήμων*) ursprünglich doch wohl weiter nichts ist als „Divisor", wir bei ihrem Manne einen wichtigen Ausgangspunkt des Dämonenglaubens haben. Denn daß auch er keineswegs konsequenter Hylozoist ist, lehren die Äußerungen S. 104f. Ihrer großen Abhandlung, die, von Consilium, Verständigkeit und Schuld redend, denn doch noch neben der *ψυχή* als Lebenskraft ein Movens irgendwelcher Art annehmen, das wird wohl der eigentliche *δαίμων* in uns sein, den der Mond, der Weltdämon*), als sein Pendant im *δαιμόνιον ἕδος* der *φρένες* kolonisiert haben wird. Das weist wieder auf eine stärkste Bedeutung des Mondes überhaupt: kurz, wohin man blickt, überall umwittert einen die Patriarchenluft des Ostens. Das ist wirklich nicht zu verkennen.

Macte virtute!

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

O. IMMISCH.

Was jetzt zur Förderung des Verständnisses der Schrift von der Siebenzahl besonders not tut, das ist ein genaues griechisch-lateinisches Vokabular, das uns zeigt, welches griechische Wort dem vom lateinischen Übersetzer in jedem Einzelfalle gewählten lateinischen entspricht. Erst nach Vollendung eines solchen Vokabulars könnte man an eine einigermaßen genügende Rekonstruktion des griechischen Originals sowie an umfassende Emendation der so schwer verderbten lateinischen Übersetzungen denken (s. meine Ausgabe von *π. ἑβδ.* S. IX).

Anhang III (Nachtrag zu S. 4).

Über die geographische Bedeutung von *Ἕλλης πόντος* (*Ἑλλήσποντος*?) in Kap. XI.

Bekanntlich hat SIEGLIN in der Festschrift für H. Kiepert (Berl. 1898) S. 323ff., gestützt auf Strabo fr. 58 des 7. Buches und Eustath. z. Dion. Per. 125, die Behauptung ausgesprochen, daß der Hellespont in der älteren Literatur der Griechen eine viel weitere geographische Bedeu-

*) S. jetzt oben S. 93 unt. 12!

tung gehabt habe als in der späteren, und ursprünglich das vor dem 5. Jahrh. nicht genannte Ägäische Meer darunter mit zu verstehen sei. Zwar sind nicht alle von S. a. a. O. angeführten Zeugnisse als beweiskräftig anzusehen (s. A. Klotz, Rh. Mus. 1913 [68] S. 286ff), aber in der Hauptsache scheint mir S. doch recht zu haben, wie aus den nun folgenden Darlegungen zur Genüge erhellen dürfte.

Nach Strabo u. Eust. a. a. O. ist unter H. im engsten Sinne nur der schmale Sund (*στενὸν Ἕλλης κῦμα*: Antip. Sidon. Anth. gr. 7, 639), der als solcher auch oft *Ἕλλης πορθμός* (Aeschylus' Perser 69. 722. 799) oder *Ἕλλης πόρος* (Pind. fr. 197 Boeckh. Aesch. Pers. 874[121]) genannt wird, zu verstehen, während andere darunter entweder *τὸ ἐντὸς Περίνθου μέρος τῆς Προποντίδος* oder *ὅλην τὴν Προποντίδα* begreifen wollten. Noch andere (*οἱ δὲ*) *προσλαμβάνουσι* ⟨*τι?*⟩ *καὶ τῆς ἔξω θαλάσσης τῆς πρὸς τὸ Αἰγαῖον πέλαγος καὶ τὸν Μέλανα κόλπον ἀνεῳγμένης, καὶ οὗτοι ἄλλος ἄλλα ἀποτεμνόμενος· οἱ μὲν τὸ ἀπὸ Σιγείου ἐπὶ Λάμψακον καὶ Κύζικον ἢ Πάριον ἢ Πρίαπον, ὁ δὲ προσλαμβάνων καὶ τὸ ἀπὸ Σιγρίου τῆς Λεσβίας.* Dann heißt es weiter: *οὐκ ὀκνοῦσι δέ τινες καὶ τὸ μέχρι τοῦ Μυρτῴου πελάγους ἅπαν καλεῖν Ἕλλης πόντον* [*Ἑλλήσποντον*][122]), *εἴπερ, ὥς φησιν ἐν τοῖς ὕμνοις Πίνδαρος,*

> *οἱ μεθ' Ἡρακλέους ἐκ Τροίας πλέοντες διὰ παρθένιον* [*παρθενίας?*] *Ἕλλας πόντον* [Hss. *πορθμόν*], *ἐπεὶ τῷ Μυρτῴῳ συνῆψαν, εἰς Κῶν ἐπαλινδρόμησαν ζεφύρου ἀντιπνεύσαντος.*[122])

121) Aesch. Pers. 723 nennt den H. auch geradezu *Βόσπορος*. Vgl. außerdem Meleager XII, 53, 1: *πόρον Ἕλλης*.

122) Daß hier *Ἕλλης πόντον* und *Ἕλλας πόντον* (für *Ἕ. πορθμόν*) zu schreiben ist, folgt einerseits aus dem Zusammenhang, anderseits aus Beispielen wie *Ἕλλης πόντος* frgm. lyr. adesp. 12B., *πόντος Ἕλλης* (Lyk. 1285), *pontus Helles*: Dichter b. Cic. or. 163 und bei Sen. epist. 80, 7 u. Quint. 9, 4, 140 [= fr. inc. LV p. 289 R.[3]]: *en impero Argis regna* [*sceptra*? Quint.] mihi liquit Pelops, || *qua ponto ab Helles atque ab Ionio mari* || *urgetur Isthmus,* wo zugleich deutlich das ganze Ägäische Meer als *pontus Helles* bezeichnet wird. Weitere Belege aus der röm. Literatur s. b. G. Jachmann, Rh. Mus. 70 (1915) S. 640ff. und Birt ebenda 68 (1913) S. 414. Ein anderer Ausdruck für *Ἕλλης πόντος* scheint mir *θάλασσα Ἑλληνίς* zu sein in der Rede des Lyders Pythios b. Herod. 7, 28. Vgl. auch *Phrixeum mare* (Sen. Herc. Oet. 775 u. Agam. 560), ebenfalls in der Bedeutung von Aegaeum mare, und das Dichterbruchstück bei Plut. cons. ad Apoll. 15, wo der Hellespont im engsten Sinne als *θαλάσσης αὐχὴν Ἑλλησποντίας* bezeichnet wird. — Vgl. auch Herod. 2, 113, wo es von Paris (Alexandros) heißt: *καί μιν, ὡς ἐγένετο ἐν τῷ*

οὕτω δὲ καὶ τὸ Αἰγαῖον πέλαγος μέχρι τοῦ Θερμαίου καὶ τῆς κατὰ Θετταλίαν καὶ Μακεδονίαν θαλάσσης ἅπαν ἀξιοῦσιν Ἕλλης πόντον προσαγορεύειν δεῖν, μάρτυρα καὶ Ὅμηρον καλοῦντες (vgl. Il. *I* 360 u. *B* 846).

Zum Verständnis des von Strabo angeführten Pindarfragmentes bemerke ich, daß damit offenbar auf die Il. *Ξ* 254 ff. angedeutete Herakleslegende angespielt wird, wo Hypnos der Hera vorwirft: *σὺ δέ οἱ κακὰ μήσαο θυμῷ || ὄρσασ' ἀργαλέων ἀνέμων ἐπὶ πόντον ἀήτας, || καί μιν ἔπειτα Κόωνδ' ἐῢ ναιομένην ἀπένεικας || νόσφι.* Nach Pherekydes b. Schol. a. a. O. ist hier unter *πόντος* das *Αἰγαῖον πέλαγος* zu verstehen, das also von Pindar a. a. O. *Ἕλλας πόντος* genannt wird. Aus Pindar lernen wir ferner, daß das von Hera veranlaßte Mißgeschick des Herakles darin bestand, daß sie ihn, der nach glücklicher Durchquerung des *Ἕλλας πόντος*, d. i. des Ägäischen Meeres, nahe daran war, an der heimischen Küste zu landen, plötzlich durch einen widrigen Weststurm bis nach Kos zurückwarf (*ἐπαλινδρόμησεν*).

Ob freilich die beiden von Strabo aus Homer angeführten Zeugnisse genügen, die von ihm angenommene weite geographische Ausdehnung des Hellesponts (= *Αἰγαῖον πέλαγος*) zu rechtfertigen, mag einigermaßen zweifelhaft sein. Mir scheinen vielmehr solche Epitheta wie *ἀπείρων* (Il. *Ω* 545) und *πλατύς* (Il. *H* 86. *P* 432. Od. *ω* 82), die nur mit Gewalt auf den schmalen Sund bezogen werden können, darauf hinzuweisen, daß auch schon Homer den Begriff *Ἑλλήσποντος* (*Ἕλλης πόντος*?) im weiteren Sinne gebraucht hat.

Aber den Hauptbeweis dafür, daß tatsächlich die weiteste Bedeutung des Namens *Ἕλλης πόντος* oder *Ἑλλήσποντος* zugleich die älteste ist, erblicke ich in der Bedeutung des zweiten Bestandteils des Namens, insofern *πόντος* im Gegensatz zu *πορθμός* und *πόρος* immer nur vom offenen Meere, niemals von einer Meerenge oder einem Sunde, gebraucht wird.

Diese älteste Bedeutung liegt höchstwahrscheinlich auch dem von unserem altmilesischen Hebdomadiker in Kap. XI ausgesprochenen Vergleiche des Hellesponts mit den *crura* (*σκέλη, μηροί*) eines Menschen zugrunde. Denn es würde ja weder der Größe noch der Wichtigkeit dieses Körperteiles entsprechen, wenn a. a. O. nur der verhältnismäßig kleine und schmale Sund darunter verstanden werden sollte, zumal da es dem Kosmologen darauf ankommen mußte, im Hinblick auf die Schiffahrtsinteressen der alten Milesier möglichst alle größeren von ihnen befahrenen Meere bei seinem Vergleiche zu berücksichtigen. So tritt denn nunmehr neben das Ägyptische Meer (= Oberleib), den

---

Αἰγαίῳ, ἐξῶσται ἄνεμοι ἐκβάλλουσι ἐς τὸ Αἰγύπτιον πέλαγος. Nach diesem Zeugnis (ägyptischer Priester) grenzt also das Ägäische Meer (= *Ἕλλης πόντος* im älteren Sinne!) unmittelbar an das Ägyptische.

Pontus Euxinus (= Unterleib), die Maiotis (= longabo) und die beiden Bospori (= Füße) auch das bisher vermißte![123a]) Ägäische Meer samt Hellespont und Propontis (= Schenkel) als gleichwertiger Teil der als vollständiger Menschenkörper aufgefaßten ägyptisch-milesischen Weltkarte, und wir gewinnen so ein neues willkommenes Argument für die hohe Altertümlichkeit der Schrift von der Siebenzahl.

Anhang IV (Nachtrag zu S. 17 Anm. 31).

Nachträglich habe ich gefunden, daß sich die Annahme einer altpythagoreischen Weltkarte doch noch mit ganz anderen Argumenten bestätigen läßt als durch den Hinweis auf die wahrscheinlich aus Varro stammenden Sätze bei Martianus Capella VI, 602 ff. u. 609, wo von den auf den 'doctissimus Pythagoras' zurückgeführten 'quinque zonae sive fasceae' des 'orbis terrae' die Rede ist.[123]) Auf dieselbe griechische Urquelle, die *φυσικῶν δόξαι* des Theophrast, gehen übrigens zurück die Worte Plutarchs de plac. philos. 3, 14 (= Diels, Doxogr. 378 u. 633): *Πυθαγόρας τὴν γῆν ἀναλόγως τῇ τοῦ παντὸς οὐρανοῦ σφαίρᾳ διῃρῆσθαι εἰς πέντε ζώνας, ἀρκτικὴν, θερινὴν, χειμερινὴν, ἰσημερινὴν, ἀνταρκτικήν· ὧν ἡ μέση τὸ μέσον τῆς γῆς ὁρίζει, παρ' αὐτὸ τοῦτο διακεκαυμένη καλουμένη· ἡ δὲ οἰκητήριόν ἐστιν, ἡ μέση τῆς θερινῆς καὶ χειμερινῆς, εὔκρατός τις οὖσα* (vgl. Berger a. a. O. S. 38 u. 207).

Ich gehe aus von den schönen, höchstwahrscheinlich dem Epitaph des Archytas entnommenen Eingangsworten der berühmten Horazischen Ode (1, 28):

Te, maris et terrae numeroque carentis arenae
 Mensorem cohibent, Archyta,
Pulveris exigui prope litus parva Matinum
 Munera . . . .

Richtig erklärt schon der alte Scholiast den Ausdruck 'mensorem' mit 'geometram' und verweist zum Verständnis von 'arenae' auf Verg. Geo. II, 105 f.: 'quem [numerum] qui scire velit Libyci velit aequoris idem ‖ Dicere quam multae Zephyro turbentur arenae'; denn es ist ja nicht zweifelhaft, daß es sich für Archytas um das Problem der am Erdglobus oder an der davon abgeleiteten Erdkarte (*πίναξ*)[124]) zu

123a) Vgl. Boll, Lebensalter S. 50 u. ob. Anm. 122.

123) Nach Strab. II, 94 gab Poseidonios als Urheber der Einteilung der Erde in 5 Zonen den Parmenides an, der aber in diesem Falle wohl sicher von Pythagoras abhängig war (Zeller [5] I, 478 f. Berger, Gesch. d. Erdk. d. Gr. [2] S. 69 u. 207 A. 1).

124) Vgl. über die auf Grund eines Erdglobus anzufertigende Erdkarte Strab. II, 116; s. auch ebenda II, 109 ff., wo ebenfalls von den 5 Himmels- und Erdzonen die Rede ist.

demonstrierenden Erdmessung und um das Größenverhältnis des festen bewohnbaren Landes zum Meere und zu den Sandwüsten handelte. Vgl. auch Plut. Thes. 1: *ἐν ταῖς γεωγραφίαις . . . οἱ ἱστορικοὶ τὰ διαφεύγοντα τὴν γνῶσιν αὐτῶν τοῖς ἐσχάτοις μέρεσι τῶν πινάκων πιεζοῦντες ἐνίοις παραγράφουσιν ὅτι „τὰ δ' ἐπέκεινα, θῖνες ἄνυδροι καὶ θηριώδεις, ἢ πηλὸς ἀϊδνής, ἢ Σκυθικὸν κρύος, ἢ πέλαγος πεπηγός."*

Daß man aber tatsächlich dem Pythagoras selbst die Konstruktion des Erdglobus zu geographischen Zwecken und ebenso auch den Entwurf einer Erdkarte zugeschrieben hat, scheint mir mit großer Wahrscheinlichkeit aus jenen zahlreichen samischen Münzen hervorzugehen, deren Reverse uns den großen Samier (ΠΥΘΑΓΟΡΗϹ) auf einem Stuhle sitzend zeigen; in der R. hält er ein Stäbchen, mit dem er an einem vor ihm auf einem Pfeiler liegenden Globus demonstriert; die Linke stützt sich auf ein Zepter.[125])

Fig. 3 Revers einer samischen Kupfermünze des Trajanus: Pythagoras sitzend vor einem auf einem Pfeiler ruhenden Globus und mit einem Stäbchen in der R. an diesem demonstrierend (nach Diels, Vorsokr.² I Titelvignette).

Unter diesem Globus kann aber wohl nur die Erdkugel, nicht die Himmelskugel, zu verstehen sein, denn die Kugelgestalt der Erde galt allgemein für eine Entdeckung des Pythagoras[126]), während die Kugelform des Weltalls oder des Himmels bereits von Anaximandros gefunden war[127]), also keine besondere Errungenschaft des großen Samiers bedeutet.[128])

Nachträge.

Zu Kap. IV S. 79 ff.: Ein großer Unterschied zwischen unserem heptadistischen Kosmologen und 'Pythagoras' besteht auch hinsichtlich des Sitzes der *ψυχή* im menschlichen Körper. Während nach Plutarch

---

125) Vgl. Catal. of greek coins in the Brit. Mus. Ionia p. 373. 376. 381. 390. 392 u. pl. XXXVII, 14 sowie die Titelvignette zu Diels, Vorsokrat.² u. H. v. Fritze daselbst S. XII.

126) Über die Möglichkeit, daß bereits die Ägypter und Babylonier die Kugelgestalt der Erde erkannt haben, s. Berger a. a. O. S. 176f.

127) Vgl. über die *σφαῖρα* des Anaximandros Diog. L. 2, 1f. und Martin im Dict. d. antiq. I, 494.

128) Nach Hermesianax freilich (bei Athen. 12 p. 599A) war Pythagoras nicht nur der Entdecker der Kugelgestalt der Erde, sondern sollte auch einen Himmelsglobus (*σφαῖρα ἀστρολογική, κρικωτή* = Armillarsphäre, Astrolabium) konstruiert haben. Vgl. Berger a.a.O. S. 188f. u. Martin a. a. O. p. 488f.

(de plac. philos. 4, 5, 10) Pythagoras lehrte: τὸ μὲν ζωτικὸν περὶ τὴν καρδίαν, τὸ δὲ λογικὸν καὶ νοερὸν περὶ τὴν κεφαλήν, nimmt der Hebdomadiker den Sitz der ψυχή (= Lebenskraft und Vernunft) weder im Herzen noch im Gehirn, sondern vielmehr im Zwerchfell (φρένες) an und steht also noch völlig auf dem Standpunkte Homers (vgl. Roscher, Üb. Alter usw. S. 14 ff.)

Zu S. 9 ff. Zur Lehre der Κόρη κόσμου vom Makro — Mikrokosmos vgl. auch Kroll, D. Lehren des Hermes Trismegistos, Münster 1914, S. 159 f. u. Anm. 3, wo noch weitere Literaturangaben zu finden sind, aber die Schrift π. ἑβδ. übersehen ist. Nach Eisler, Weltenmantel u. Himmelszeit, S. 503 A. 2 (vgl. Flinders-Petrie, Personal religion in Egypt, Lond. 1909, S. 40 ff.) gehört die Κόρη κόσμου dem 6. Jahrh. v. Chr. an, als Ägypten unter persischer Verwaltung stand (vgl. Eisler a. a. O. S. 736 A. 4 u. Kroll a. a. O. S. 159 A. 3).

Zu S. 11 A. 22 f. Vgl. auch Kroll a. a. O. S. 167 u. die daselbst angeführte Literatur.

Zu S. 94 a. E. füge hinzu:

17. Die Annahme von Diels, daß die (gesamte) Schrift π. ἑβδ. zwischen 450 u. 350 v. Chr. (in Ionien) entstanden sei, scheitert schon an dem Umstande, daß die hebdomadische Kosmologie (Kap. 1—11) offenbar von einem ganz anderen Verfasser herrührt als die Pathologie (Kap. 12—53); s. ob. S. 91 unter 5. Da also an der Nichtidentität des Kosmologen und des Pathologen nicht zu zweifeln ist, so müssen beide nach Diels der Zeit zwischen 450 u. 350 angehören. Das zwingt aber weiter zu der wenig glaublichen Annahme, daß in jener Zeit zwei „kindische, törichte" Schriftsteller existiert haben, von denen der eine die in jeder Hinsicht archaisierende und darum fast lauter „kindische" Theorien verarbeitende Kosmologie geschaffen habe, während der andere, der Pathologe, so töricht war, die „kindische" Kosmologie seines Zeitgenossen [!] mit seiner sonst ganz vernünftigen Pathologie zusammenzuschweißen. Wieviel einfacher und wahrscheinlicher ist es doch, in diesem Falle bloß eine einmalige 'Torheit' anzunehmen und mit mir zu glauben, daß der (vielleicht auch schon um 500 lebende) knidische Patholog, weil er kein Philosoph war, aber doch als solcher erscheinen wollte, wie er ja am Schlusse selbst offen zugibt, die etwas veraltete Kosmologie eines älteren ionischen Landmannes benutzt hat, um seiner Pathologie ein philosophisches Mäntelchen umzuhängen.

18. Nach Herodot 8, 132 hielten die Bemannungen der vor Aigina versammelten griechischen Flotte, darunter viele Athener und Korinther, um 480 vor Chr. die Entfernung Aiginas von Samos für ebenso groß wie die von den Säulen des Herakles. Dies setzt natürlich eine große Unwissenheit in geographischer Beziehung voraus, doch geht daraus hervor, daß selbst die ungebildeten Hellenen des Mutter-

landes die Existenz eines für die damalige Weltkarte so wichtigen Westpunktes kannten, von dem unser Kosmologe im Gegensatz zu seinem Landsmann Hekataios (s. frgm. 3 Müller) ebensowenig wie von Persien, Sizilien und Großgriechenland eine Ahnung gehabt zu haben scheint. Aber nach der Dielsschen Hypothese soll ein ionisch schreibender Kosmologe in der Zeit zwischen 450 und 350, also 50 bis 150 Jahre nach der Publikation der Erdkarten des Anaximandros und Hekataios und 30 bis 130 Jahre nach der Schlacht bei Salamis, bei dem Entwurf seiner 7teiligen Weltkarte viel unwissender gewesen sein als die geographisch ungebildeten Seeleute vor Aigina um 480. Übrigens scheint mir diese Unwissenheit (die ja auch mit der sonstigen von der Dielsschen Hypothese vorausgesetzten Gelehrsamkeit des Verf. auf philosophischem Gebiet im Widerspruch steht: Abh. III S. 36 ff.) darauf hinzuweisen, daß auch der Pathologe und Herausgeber der Schrift π. ἑβδ. älter ist, als man bisher angenommen hat, weil er sonst die längst veraltete Weltkarte schwerlich ohne die nötigen Korrekturen gelassen hätte.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Die bloße Zahl bedeutet die Seite, ein vor die Zahl gesetztes A. = Anmerkung.

Adamsage: 10 A. 19.

Ägäisches Meer = *Ἕλλης πόντος*: 101 ff.

— — = mare Phrixeum: 102 A. 122.

Ägypten und Ägyptisches Meer = Oberleib der Erde: 3. 5. 7.

— = Land der Mitte: 11. 13.

Ägypter *πάντων νοερώτεροι*: 11 A. 23. 13.

— wenden dem Süden den Kopf zu: 10 A. 20.

Ägyptisches Meer grenzt an das Ägäische (= Hellespont): 102 f. A. 122 a. E.

Ἀειναῦται = Milesier: 16.

ἄκρητος κόσμος: 37.

Amphidromien am 7. od. 10. Tage nach d. Geburt: 41 A. 71 c.

Anaximanders Weltkarte: 14 A. 28. 17.

Ankaios mythischer Urahn des Pythagoras: 27.

ἀπηλιωτικοί (Ostvölker) = *πρὸς μάχην πρόχειροι, τοξικοί*: 10.

Apollon *Ἀγυιεύς* = *μονάς*: 43 f. Vgl. Roscher, Omphalos Taf. I Nr. 24 bis 30, wo die als *μονάς* aufgefaßte Spitzsäule des A. erscheint.

— *Ἑβδόμειος*, *Ἑβδομαγενής* usw.: 42.

Apollon *Εἰκάδιος*, *Νεομήνιος*: 42 A. 71 d.

— *Πύθιος*: 27.

— *Ὑπερβόρειος* (= Pythagoras): 26.

Archytas: 104.

Ἄρκτος, *Ἀρκτοῦρος*: 60 f. 86.

Artemis = Zweizahl: 44.

Athen ignoriert vom Hebdomadiker: 15. 90.

Atmen der Welt: 87.

Babylonier: 95.

Bospori = Füße der Erde: 2. 7.

Bosporaner = kräftig, kriegerisch: 4 A. 7. 7.

Branchidai, Hauptkonkurrent Delphis: 26 A. 44. 28. Vgl. d. delph. Orakel b. Herod. 6, 19.

Dareios' (Hyst.) Reichskarte: 22 ff.

Dareiosvase: 21.

Dekaden jünger als Hebdomaden: 40 ff.

Dekadische Gliederung der Welt: 85.

Δεκάς s. Zahlen.

— = vornehmste Zahl: 54. 61.

— = *κλαδοῦχος* = Zeus 54 f.

— = *Πίστις*: 55.

— = *δεκτικὴ τοῦ ἀπείρου*: 55.

— = *παντελής* usw. 55 f.

Delphi = Omphalos der pythagor.

Weltkarte: 25; ignoriert vom Hebdomadiker: 91.
Delphisches Orakel u s. Beziehungen zu Pythagoras: 26 ff.
— — — — — zu Samos: 27.
— — — — — zu Kroton u. Metapont: 28 A. 49.
— — beeinflußt Orphiker u. Pythagoreer: 31 f.
Demokedes (Pythagoreer): 19 A. 36. 28 A. 49. 57 f.
δυάς = Artemis: 44.

ἔννατα: 52.
Erdachse (ἄξων μεσόμφαλος, πόλος): 29 A. 50a.
Erde als 7gliedrige liegende Menschengestalt vorgestellt: 12 f.
— als Berg oder hohle Halbkugel vorgestellt: 94.
Erdgott der Ägypter: 12 f. Hier ist noch nachzutragen Curt. Ruf. 7, 8, 12: *Si dii habitum corporis tui aviditati animi parem esse voluissent, orbis te non caperet: altera manu orientem, altera occidentem contingeres et hoc assecutus scire velles, ubi tanti numinis fulgor conderetur.* Daß diese Worte durch altägyptische Bildwerke wie das ob. auf S. 12 (Fig. 1) mitgeteilte (vgl. die beiden Scheiben der auf- u. untergehenden Sonne im Osten und Westen) veranlaßt sind, dürfte einleuchten. Man beachte auch, daß die Füße aller drei Figuren den Norden, die Köpfe den Süden bezeichnen!
Erdkarte s. Weltkarte.
Erdzonen: 17 A. 31.
Euxinus pontus = venter inferior terrae: 3.

Hebdomaden s. Sieben.
— d. Semiten, Perser, Etrusker usw.: 34.
— älter als Dekaden: 40 ff.
Hebdomadiker älter als Kyros und Hekataios: 4 A. 7. 6. 20 f. 90.
— ignoriert Persien, Athen u. den Westen: 15.
Hekataios' Weltkarte: 20 f. 22. 96.
Hekate = Mond- u. Hundegöttin: 76.
Hellenen = καλλίμηροι usw. nach ägypt. Vorstellung: 11.
Hellespont (Ἕλλης πόντος) im weit. Sinne = Ägäisches Meer: 101 ff.
— = Schenkel der Erde: 2. 4. 7. 101 ff.
— grenzt an das Ägyptische Meer: 102 A. 122 a. E.
— = *mare Phrixeum*: 102 A. 122.
— (im engeren Sinne) = θαλάσσης αὐχὴν Ἑλλησποντίας: 102 A. 122.
Herz (= Mitte d. Körpers u. Sitz d. Seele nach ägypt. Vorstellung): 10 f. 106.
Hexas (ἑξάς) = γάμος, ἀρσενόθηλυς: 49.
— — = Οὐλομέλεια: 49.
— — = ψυχοποιός: 50.
— — = Zahl des partus minor: 51.
— — = fundamentum gignendi (τέλειος): 51 A. 83.
Höchstlage des Mittelpunkts d. Erdscheibe: 12 A. 24. 94.

Jahreszeiten (7 des Hebdomadikers): 38.
— (4 des 'Pythagoras'): 34.

Indien beeinflußt Ionien u. Samos (Pfauenzucht): 18 A. 33.
Ionien = Zwerchfell u. Mittelpunkt d. Erde: 2. 4. 6. 7. 25 A. 43. 90. 97.

Ionien vernichtet durch die Perser: 6.
Ionier des 5. u. 4. Jahrh. schämen sich ihres Namens: 93.
— des 7. u. 6. Jahrh. stark, verständig, weise: 4 A. 7.
Isthmos v. Korinth = Hals d. Erde: 2 f. 7.
Italiker = *καλλίμηροι* usw.: 11.

Καιρός = 7: 44 f.
Klimakterische (kritische) Jahre, Monate, Tage: 34 ff. 40. 58.
Kopf = Sitz des Verstandes u. der Seele: 3 A. 6.
Kugelgestalt d. Erde zuerst gelehrt vom Hebdomadiker: 29 A. 50. 71. 88 A. 115. 98.
— — — gelehrt von 'Pythagoras': 3. 29. 98.

Landenge = *αὐχήν*, cervix: 7 A. 11.
Lebensalter (*ἡλικίαι*) des Solon: 33.
— (4 *ἡλικίαι*) des 'Pythagoras': 34. 85.
Lichtmonat (= 3 × 9 Tage): 53.
Lückenhaftigkeit der Schrift *π. ἑβδ.*: 5 A. 10. 73 f.
lunaris cursus (circulus) = 3 × 9 Tage: 53.

Maiotis (palus) = venter inferior et longabo terrae: 3. 5.
—, Anwohner schwach, sklavisch, unkriegerisch: 5. 6.
Makro — Mikrokosmos: 13. 106.
Mars (Planet): 86.
Mare Phrixeum = Hellespont = mare Aegaeum: 102 A. 122.
medulla: 2 A. 3.
Menkult in Asien: 93. 101.
Menon bearbeitet für Aristot. die medizin. Literatur: 93.
Metrodor: 98 f.
Milesier angewiesen auf die Benutzung der Nord- u. Südwinde: 15.
— verkehren wenig mit dem Westen: 15 A. 29.
Milets Handels- u. Kolonialgebiet: 15 A. 29.
Mitte des Körpers = *φρένες*: 13; = *καρδία*: 13. 106.
Monatstage, apollinische: 41.
Mond hat keinen Einfluß auf die *ὧραι*: 38.
— = Sitz der Weltseele in der mittelsten Sphäre: 15. 37. 64.
Mond u. Sonne = Planeten: 66.
Mondphasen (7 tägige): 34.
— (9 tägige): 53.

Naukratis: 14.
Neunzahl (*Κουρῆτις, Κόρη*): 52 f.
— = *Δικαιοσύνη*: 53 A. 86.
Neun *γενεαί*: 52.
Neunjährige Verbannung: 52.
Nordvölker (*πρωτεύοντες τοὺς πόδας*): 11.
νοτιαῖοι = *εὐκόρυφοι* usw: 10.
νουμηνία d. Apollon geheiligt: 44.
novemdialia: 52.

Olympos (*ὀλύμπιος κόσμος*): 87.
Omphalos d. Erde = Jerusalem usw.: 9. 94.
— der Weltkarte des Hebdomadikers = Milet-Branchidai: 25.
— — — des 'Pythagoras' = Delphi: 25 ff.
— — — des Hekataios = Ionien: 25 A. 43.
— Höchstlage: 12 A. 24. 94.
Omphalosgedanke: 39 A. 71.
Orpheus hat eine Lebensdauer von 9 *γενεαί*: 52.

Orphische Zahlenlehre älter als die pythagoreische: 31 A. 55. 43 ff.*)
Osten rechts und Westen links nach altägypt. u. pythagor. Vorstellung: 9 A. 18. 17 A. 31.
Ostvölker (ἀπηλιωτικοί) = rechtsarmig u. kriegerisch: 10.

partus major: 59.
— minor: 51.
Peloponnes = Kopf u. Gesicht der Erde: 2 f. 7.
Peloponnesier = hochgesinnte (göttliche) Seelen: 2 f.
Pentadische Fristen: 41 A. 71 c.
πεντάς = γάμος: 49.
Phaëthon: 95.
Phosphoros — Hesperos: 71 A. 105. 77 A. 110. 95.
Planeten des Hebdomadikers nur Sonne u. Mond: 64 ff.
— = κύνες Φερσεφόνης: 76.
Planetennamen: 78.
Pontus Euxinus = Unterleib der Erde: 3.
Poseidonios: 61. 85.
Pythagoras' Weltbild u. Weltkarte (Erdkunde): 16 ff. A. 31. 104 f.
— Reisen: 18 f.
— Beziehungen zu Indien (?): 18 A. 33.
— — — Ägypten u. Persien: 18 f.
— — — Delphi: 26 ff.
— — — Metapont u. Kroton: 28 A. 49.
Pythagoras' πολυμαθίη: 18 A. 34.
— περιώσια εἰδώς: 18 f.
— = Ἀπόλλων Ὑπερβόρειος: 26 A. 47.
—, Entstehung s. Namens: 27.
— lehrt zuerst [?] die Kugelgestalt d. Erde u. die Erdachse: 29.
— Zahlenlehre: 30 ff.
— — beeinflußt von den Orphikern: 31 A. 53.*)
— erlebt alle 216 [= 6^3] Jahre e. Metempsychose: 50.
— bringt 3 × 9 Tage in der idäischen Grotte zu: 53.
— stirbt 90 Jahre alt: 53.
— abhängig von Anaximenes [?]: 75.
— Psychologie: 82 f.
— musikal.-akust. Theorien: 83 f.
— lehrt d. Unsterblichkeit d. Seele: 81.

Reichskarte des Dareios I: 22 f.
Rechts u. links (= östlich u. westlich) nach ägypt. u. pythagor. Auffassung: 9 A. 18.

Schema 'a capite ad calcem': 8 A. 12.
Schiffsrouten der Milesier: 16. 21.
Schu = Luftgott d. Ägypter: 12 f.
Seele (ψυχή) sitzt im Zwerchfell: 3 A. 6. 106.
— — — im Kopfe: 3 A. 6. 106.
— hat 7 Teile (Faktoren): 80 f.

*) Für das höhere Alter der orphischen Lehren spricht nicht bloß die gesamte Überlieferung, sondern namentlich auch die Tatsache, daß nur hinsichtlich der 4 (τετρακτύς) die Pythagoreer selbständig, d. h. unabhängig von den Orphikern, gewesen sind, und die Orphiker, wie es scheint, gerade dieser Zahl keine Bedeutung zuerkannt haben, wie es doch der Fall gewesen sein müßte, wenn die orphische Zahlenlehre jünger und von der pythagoreischen abhängig gewesen wäre.

Sieben s. auch Hebdomaden und Hebdomadiker.
7 Teile der Erde: 2 f. 8. 39.
7 Teile des menschl. Körpers: 8 A. 12. 9 f. 12. 38. 80 f.
7 Sphären: 8 A. 13. 37. 74. 78 f. 91
7 dvîpa d. Inder: 8.
7 nagu d. Babylonier: 9.
7 tubukati — —: 9.
7 kêshvars d. Parsen: 9.
7 akâlim d. Araber: 9.
7 *κλίματα* d. Ptolemaios: 9.
7 Teile d. altägypt. Weltkarte: 9. 12.
7 Teile des Körpers Adams: 10 A. 19.
7 größte Inseln: 21 f. A. 39.
7 Planeten: 64. 76 f. 91.
7 die 7 *ὧραι* bedingenden Gestirne: 38. 64 ff.
7 Quellen usw.: 31.
7 *ὧραι*: 32.
7 Lebensalter: 32 f.
7 Winde u. Teile d. Windrose: 38.
7 Teile des Mikro- u. Makrokosmos: 38.
7 Funktionen (Öffnungen) d. Kopfes: 38.
7 Vokale: 38. 60.
7 Elemente d. Seele (Lebenskraft): 39.
7 *ἀριθμοί*: 60.
7 *σοφίαι*: 60.
7 Waschungen: 60.
7 Titanen usw.: 57.
7 Saiten: 60. 83.
7 Plejaden: 60.
7 Planeten: 60.
7 bona der brassica Pythagorea: 60.
7 *ἀθύρματα*: 57.
7-jährige *ἡλικίαι* des Solon: 32.
7-— Festperioden (Hepteteriden) zu Delos: 32.
7-— Fristen: 58.
7-jährige Abwesenheit des Aristeas: 59.
7-— Verborgenheit des Pythagoras: 59.
7-blättrige Lorbeerzweige: 31.
7-— Kohlpflanzen: 31.
7-fache Tier- u. Kuchenopfer: 31.
7-stufige Tempel: 31.
7-teilige Chöre: 31.
7-— Lieder, Sprüche usw.: 31.
7-tägige Phasen des Mondes: 34.
7-tägiges Fasten d. Orphiker: 56.
7 Tage braucht der Same zur *τύπωσις*: 35 f. 51 A. 84.
Siebenmonatskinder (*ἑπτάμηνοι*): 35 ff.
Siebenzahl in orphischer u. pythagor. Lehre: 56 ff.
— = *Ἀθηνᾶ, Κρίσις, Ἀδράστεια* usw: 58. 61 f.
— typisch u. heilig im Kult des Apollon u. Dionysos: 28 A. 49. 31. 57.
7. Tag des Monats (*ἑβδόμη*), d. Apollon heilig: 28 A. 49. 57 f.
Steuerkreise des persischen Reiches: 24.
Südvölker (*νοτιαῖοι*) = *εὐκόρυφοι*: 10.
Südwestvölker (*οἱ ἐν τῷ λιβί*) = *ἀριστερόμαχοι*: 10.

Tessarakontaden: 36.
τεσσερακοσταῖον: 48.
τετρακτύς: 46 f. 54.
Thraker, kräftig, kriegerisch: 4 A. 7.
Timaios Quelle des Apollonios v. Tyana usw.: 26 A. 46. 27 A. 48.
τρωσμοί: 36 A. 64.

Völkerverzeichnis u. Reichskarte des Dareios I: 23.
Volksmedizin: 34. 41.

Weltbild d. Pythagoreer: 17.
Weltkarte des Hebdomadikers: 1 ff. 15 ff. 21. 24.
— — — enthält nur die Schiffsrouten d. alten Milesier: 21.
— d. alten Ägypter: 9.
— d. 'Pythagoras': 16 ff. 25 f.
— d. Hekataios: 20.
— d. Dareios I: 20 ff.
Weltkarten u. Windrosen: 24 A. 42.
Westen = linke Seite nach ägypt. u. pythagor. Auffassung: 9 A. 18.

Zahlen s. auch Dekaden, Hebdomaden, Pentaden, Neunzahl, Sieben, Tessarakontaden.
1: 43 f.
2: 44.
3: 40 (3 Wochen zu je 10 Tagen). 44 f.
4: 34 (4 ὥραι, ἡλικίαι). 43. 45 ff. 47.
4: = ὑγιείας ἀρχή: 46 A. 79.
5: 41 A. 71 c. 45. 48 f.
6: 44. 46. 49 ff.
7: siehe unter Sieben.
8: 44 (= Ποσειδῶν).
9: 43. 45. 52 ff.
10: 40 ff. 43 f. 46. 54 ff. 79. 91.
14: 41.
20: 41. 85.
30: 41.
40: 43. 47 f. 58.
90: 53 f.
216 (= 6^3): 56.
— Zahl der Metempsychose: 50.
— — — Schwangerschaft: 50 f.
274: — — —: 59.
280: — — —: 58 f.
729 (= 9^3): 54.
Zwerchfell (φρένες, praecordia) = Sitz d. Seele u. d. Verstandes: 2 f. 6. 15. 101; s. Ionien.

Stellenregister.

Agathem. 1, 1: 28.
Alexis fr. 3 p. 517 Mein.: 21 A. 39
Aristot. hist. an. 8, 6, 3: 57 A. 89.
— Metaph. 12, 4, 3: 45.
Aristox. b. Diog. L. 8, 8: 26.

Censor. d. nat. 11, 2: 51 A. 83.

Diocles Caryst. b. Ast, Theol. ar. p. 46: 30 A. 63. 42 A. 72 f.
— — — — — — p. 49: 5 A. 10.

Heraclid. Pont. b. Diog. L. 8, 14: 51.
Herod. 5, 36 u. 5, 52: 20 A. 38.
— 4, 87: 23.
— 1, 143: 93.
— 3, 90 ff.: 24.
'Hippocr.' π. ἑβδ. 1: 35 ff.
— — — 2: 64 ff.
— — — 5: 32 ff.
— — — 10: 79 f.
— — — 11: 2 ff.
— — — 26: 34.
— — — 52: 3 A. 6. 81.
— π. σαρκ. 13: 33 A. 57.
— — — 19: 35. 36 A. 64.
— π. φύσ. παιδ. 7 p. 488 f. Littré: 35 A. 62.
— π. ἑπταμ. 9: 36 A. 64.
Hippo Metapont. b. Censor. d. n. 7, 2: 62.
Hor. ca. 1, 28: 104.

Kallim. fr. 83ª Schn.: 77.
Κόρη κόσμου b. Stob. ecl. 1, 49: 9 ff. 106.

Lyd. de mens. 2, 10: 49.

Origen. Philos. ed. Miller p. 101: 6 A. 10.

Philol. fr. 11 Diels: 55. 61 f.
— fr. 20 Diels: 61 f. 88. 92. 98.
Pind. frgm. b. Strab. 7, 58: 102.
Plat. Alc. I p. 121 E: 34 A. 58.
Plin. h. n. 18, 326 ff.: 24 A. 42.
Plut. de plac. philos. 3, 14: 104.
— — — — 2, 10: 17 A. 31.
— Nic. 23: 53.
Porphyr. v. Pyth. 17: 53.
Proros π. ἑπτάδος: 59 A. 94.
Ps.-Galeni in Hippocr. de septim. comment. arab. ed. Bergsträsser p. 115 ff.: 3 ff.

Schol. z. Plat. de rep. p. 600 B: 53.
Solon fr. 27 Bergk: 33 f.
Strab. 7 frgm. 58: 101 f.
Syrian. zu Aristot. Met. 13 p. 121: 59.

Thuc. 7, 50: 53.

Varro (?) b. Mart. Cap. 6, 609: 17 A. 31.

Zenob. 5, 57 u. 80: 4 A. 7.

Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Akademie der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
71. Band 1919 6. Heft

Alfred Körte

Zu neueren Komödienfunden

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1919

Vorgetragen für die Berichte am 5. Juli 1919.
Das Manuskript eingeliefert am 5. Juli 1919.
Druckfertig erklärt am 17. Oktober 1919.

1. Eupolis' Demen.

Die von LEFEBVRE[1]) zuerst veröffentlichten, von mir[2]) als Reste der Demen des Eupolis erwiesenen Blätter aus Aphroditopolis sind in den letzten Jahren mehrfach Gegenstand eindringenden und fördernden Studiums gewesen. Während BRUNO KEIL (Gött. Nachr. 1912, 237 ff.) hauptsächlich die Komposition des Stückes aufzuklären suchte, hat CHRISTIAN JENSEN die Ergebnisse seiner wieder höchst erfolgreichen Revision der Blätter in einem gehaltvollen Aufsatz mitgeteilt (Hermes 51, 1916, 321 ff.[3])), der die Textgestaltung wie die Komposition des Ganzen gleichmäßig berücksichtigt, und endlich hat die Besprechung von Demiańczuks Supplementum comicum CARL ROBERT Gelegenheit gegeben (Gött. Anz. 1918, 168 ff.), auf Grund von JENSENS neuen Lesungen weiterzubauen und sowohl einzelne Verse wie Kompositionsfragen zu erörtern. Daß trotz dieser vereinten Bemühungen noch vieles dunkel, anderes unsicher bleibt, ist bei dem traurigen Zustand der Blätter und der Schwierigkeit des Stoffs selbstverständlich. Auch mich haben die kostbaren Reste andauernd beschäftigt, ich würde aber Bedenken tragen, meine bescheidenen Ergebnisse zu veröffentlichen, wenn es mir nicht geboten schiene, einer scharfsinnig begründeten Hypothese ROBERTS entgegenzutreten, die den Charakter des ganzen Fundes wesentlich umgestalten würde.

Das dritte der Blätter ist bekanntlich schon 1905 von dem Besitzer der Hütte, unter welcher bald darauf LEFEBVRE den Topf mit den Resten des Menanderkodex und den beiden andern Blättern des Eupolis entdeckte, gefunden worden.

---

1) Catal. gén. des antiqu. égypt. du musée du Caire Nr. 43227 Papyros de Ménandre, Le Caire 1911, S. XXI ff. Taf. XLIX—LIII.

2) Hermes 47, 1912, 276 ff.

3) Hier ist auch die übrige Literatur angegeben; vgl. auch E. WÜST, Jahresber. 174 (1916/8), 176 ff.

Während dem Entdecker, der die beiden andern Blätter für Aristophanes hielt, der Charakter der alten Komödie in dem dritten weniger ausgeprägt schien, so daß er geneigt war, es einem andern Dichter zuzuschreiben (a. a. O. XXI), glaubte ich, die Zugehörigkeit auch des dritten Blattes zu Eupolis' Demen mit äußeren und inneren Gründen erwiesen zu haben. Nun sind JENSEN wieder Zweifel gekommen (a. a. O. 349f.), die er zwar nicht ganz überwunden (a. a. O. 352), aber doch zurückgedrängt hat (a. a. O. 350); ROBERT hingegen (a. a. O. 174ff.) begreift nicht, wie JENSEN „seine schöne Entdeckung wieder fallen lassen konnte", und will sich „des verwaisten Kindes annehmen", was er dann in ausführlicher Beweisführung tut. Ich halte das verwaiste Kind für einen Wechselbalg, dem schleunigst das Lebenslicht ausgeblasen werden muß, ehe es Unheil stiftet.

Wie liegen denn die Sachen? Zunächst das Äußere. Das Blatt ist, wie der Augenschein lehrt, und auch von niemanden angezweifelt wird, von demselben Schreiber geschrieben wie die beiden andern Demenblätter, das Natürliche ist also, daß man es demselben von dem byzantinischen Notar makulierten Buch zuteilt wie sie. Es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß der Notar zufällig zwei von dem gleichen Schreiber geschriebene alte Bücher hatte, deren eines Eupolis' Demen, deren anderes ein Stück der mittleren Komödie enthielt. Daß das Blatt zufällig früher gefunden wurde, macht nicht das geringste aus, auch von den Blättern des Menanderbuches wurden manche (s. meine Menandrea[2] praef. IXf.) im Topf über den Akten, manche, wie die beiden ersten Demenblätter, zwischen den Akten, manche außerhalb des Topfes in der Erde gefunden. Ebenso unwahrscheinlich wie der Besitz des Notars von zwei alten Büchern desselben Schreibers ist aber die Annahme, in demselben Buch seien die Demen mit einem Stück der mittleren Komödie vereinigt gewesen.[1]) Und weiter: die Blätter stammen aus dem 4. oder

1) Das hebt auch v. WILAMOWITZ Herm. 54 (1919), 69 hervor.

5. Jahrhundert n. Chr.[1]), wer soll damals in Aphroditopolis ein Stück der mittleren Komödie abgeschrieben haben? Die Papyri zeigen aufs deutlichste, daß die mittlere Komödie in Ägypten niemals beliebt war, außer dem neuen Alexis-Bruchstück (v. Wilamowitz, Sitz.-Ber. der Berl. Ak. 1918, 743ff., s. u. S. 36ff.) aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., haben wir nur einen Rest von Antiphanes' Anthropogonie aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. (Ox. Pap. III 427) und ein unsicheres Blatt aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. (Pap. Soc. Ital. II 143). Im 4. und 5. Jahrhundert, wo sich der Kreis der gelesenen und abgeschriebenen Dichter immer mehr verengert, ist die mittlere Komödie nach unserer bisherigen Kenntnis tot. Natürlich müßten wir diese äußeren Unwahrscheinlichkeiten kopfschüttelnd hinnehmen, wenn der Inhalt des dritten Blattes mit den Demen unvereinbar wäre, aber meiner Überzeugung nach ist gerade das Gegenteil der Fall. Entscheidend ist da der Anfang. Hier fertigt nach meiner Herstellung, die durch Jensens neue Lesungen nur in Einzelzügen berichtigt wird, ein gerechter Mann einen Sykophanten ab, der sich selbst rühmt (V. 3), ein *δίκαιος ἀνήρ* zu sein, und dann erzählt, wie er von einem Fremden Geld erpreßt habe. Der Fremde hatte *κυκεών*, den heiligen Mysterientrank, getrunken (V. 4) und kam mit Graupen im Bart (V. 5) auf den Markt. Der Sykophant bemerkt das (V. 6), geht spornstracks in des Fremden Haus (V. 7), stellt ihn zur Rede (V. 8) und verlangt 100 Goldstücke von ihm (V. 9f.), die er auch gegen das Versprechen, seine Aussage über den Trank, den der Fremde getrunken, zu ändern, ausgezahlt erhält (V. 11f., über die Herstellung dieser Verse s. u. S. 10f.). Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die Klage, mit welcher der Sykophant den Fremden bedroht, die wegen Mysterienfrevel ist, die Graupen im Bart machen ihn der Mysterienentweihung verdächtig. Gerade die Kürze, mit der das Gaunerstück berichtet wird, beweist, daß solche Klagen damals aktuell

[1]) So setzt sie jetzt auch Schubart, Einf. in die Papyruskunde 476

waren, und damit kommen wir unwiderleglich in die Zeit der allgemeinen Aufregung über Mysterienentweihungen, in die Jahre bald nach 415, also in die der Demen. In einem Stück aus der Mitte des 4. Jahrhunderts wäre die Szene durchaus unverständlich gewesen, ganz abgesehen davon, daß ein solcher politischer Handel in die mittlere Komödie überhaupt schlecht paßt. Die Verhandlungen des gerechten Mannes mit dem Sykophanten ziehen sich ziemlich lang hin — es ist eine durchaus irrige Behauptung Roberts, sie seien mit III r. 14 abgeschlossen, denn noch III v. 5f. sagt der Gerechte: *ἀλλ' οὐ[κ ἐγώ] ξυνέδησά σ', ἀλλ' ὁ ξένος ὁ τὸν κυκεῶ πιώ[ν* — sie enden damit, daß der Sykophant gebunden (III v. 5) und trotz allem Sträuben (III v. 7—11) abgeschleppt wird (III v. 13f.) Daran schließt der Gerechte eine kleine Ansprache[1]), gern würde er so auch den Diognetos fassen, dessen Sündenregister er in Kürze entrollt (III v. 15—18), und zum Schluß wendet er sich feierlich an die ganze Stadt:

V. 19f. *ἐγὼ δὲ πάσῃ προσαγορεύω τῇ πόλ[ει*
εἶναι δι[κ]αίους, ὡς ὃς ἂν δίκαιος ᾖι usw.

Es ist mir unbegreiflich, daß ein so guter Kenner der alten Komödie wie Robert in der ganzen Szene den Stil der *ἀρχαία* verkennen kann, das Aktuelle der Episode, die rasche Justiz, die Bescheltung einer bestimmten Persönlichkeit als Anhang, und schließlich die ernste Wendung an die gesamte Bürgerschaft, alles paßt vorzüglich in die *ἀρχαία*, und nur in die *ἀρχαία*. Wie kann man zweifeln, daß der wahrhaft Gerechte, der den heuchlerischen Sykophanten entlarvt und straft, andern droht und der Gesamtheit die Pflege der Gerechtigkeit mahnend ans Herz legt, Athens gerechter Mann *κατ' ἐξοχήν* Aristeides ist, der in den Demen mit den andern *προστάται* in die Oberwelt geschickt wird (s. I v. 13), um die verfahrenen Zustände Athens zu bessern? Wie vortrefflich

1) Nach Jensens Herstellung der Verse III v. 15—18 scheint mir aus grammatischen Gründen ihre Zuteilung an den Gerechten unbedingt geboten, während ich früher (a. a. O. 311) einen Wechsel des Sprechers für möglich hielt.

paßt dazu, daß der Gegner des Sykophanten auf sich einen Vers der Euripideischen Melanippe anwendet (III v. 3) *τί τ]οὺς θανόντας ο[ὐ]κ ἐᾷις τεθνηκέν[αι*; und daß auch in III r. 20f. in nicht ganz klarem Zusammenhang von den *θανόντες* die Rede ist.

Dies alles fügt sich so tadellos zusammen, daß ich nach wie vor die Zugehörigkeit der Blätter zu den Demen nicht für eine Möglichkeit, sondern für eine Tatsache halte, ROBERTS Gegengründe lassen sich alle leicht beseitigen.

Ausgangspunkt für ihn ist JENSENS Hinweis auf die Weihinschrift eines Rhamnusiers Phrynon für seinen Sohn Diognetos an Asklepios aus der Mitte des 4. Jahrhunderts (IG II 1440). In III v. 15ff. haben wir nun einen Diognetos *ὃς τῶν πανούργων ἐ[σ]τι τῶν νεωτ[έρων] πολλῷ κράτιστος, ὁπόταν εὖ τὸ σῶμ' ἔχ[η*. In III r. 17 liest JENSEN nicht ohne Schwanken . . . . *ο Φρύνων ἀπέκλεισ' ἐκποδών.*

Irgendein Zusammenhang zwischen dem fraglichen Phrynon und dem nach Abschluß der Episode anhangsweise genannten Diognetos besteht in dem Text nicht. ROBERT benutzt aber weiter das Vorkommen des Namens *οὑπιδαύριος* III r. 16, um Dedikanten und Gott jener Inschrift auf dem Blatte vereinigt zu finden. Der unsichere Zusammenhang gestattet leider nicht, in dem Epidaurier mit Sicherheit den vom Sykophanten geprellten Fremden zu erkennen, wie zuerst ich (a. a. O. 309), dann entschiedener JENSEN (a. a. O. 347) vorgeschlagen haben (s. u. S. 9), jedenfalls aber deutet in den erhaltenen Worten nicht das mindeste darauf hin daß unter dem Epidaurier Asklepios zu verstehen sei.

Wenn man erwägt, daß Asklepios im 4. Jahrhundert viele Hunderte von Weihgeschenken attischer Bürger zum Dank für die eigene Genesung oder die ihrer Angehörigen erhalten hat, ist es wirklich eine seltsame Vorstellung, daß nun gerade das keineswegs besonders prächtige Weihgeschenk des Phrynon für Diognetos so stadtbekannt gewesen sein soll, daß ein Komödiendichter sich mit den Beziehungen der beiden zum epidaurischen Gott befassen und bei den Zu-

schauern auf Kenntnis dieser Beziehungen hätte rechnen können. Der Name Diognetos ist in Attika ziemlich häufig; bei Kirchner und Sundwall finde ich zusammen 33 Träger verzeichnet, und von diesen gehört nicht einer, wie Robert (a. a. O. 175) meint, sondern mindestens drei der Zeit der Demen an (Prosop. Att. 3849, 3850 wohl = 3875, 3851 wohl = 3863), und zwei von ihnen sind in die Entweihung der Mysterien verwickelt. Der eine, wahrscheinlich Nikias' Bruder, ging 415 als Opfer der Denunziation des Teukros in die Verbannung (And. I 15, s. Kirchner, Pros. Att. 3851 und 3863), er kann natürlich nicht der im Papyrus genannte sein, der andere war 415 ζητητής nach der Anzeige des Pythonikos (And. I 14, s. Kirchner, Pros. Att. 3850 und 3875), und auf diesen passen die Worte des Aristeides vortrefflich.[1]) Den zweifelhaften Phrynon kann ich freilich nicht in der Zeit der Demen nachweisen, aber der Name ist in Attika schon für den Ausgang des 7. Jahrhunderts bezeugt (Kirchner, Pros. Att. 15029) und ein unbekannter Träger wäre durchaus nicht auffallend.[2])

Roberts übrigen Einwände gegen die Zugehörigkeit der Blätter zu den Demen sind so wenig beweiskräftig, daß ich sie kurz erledigen kann. Er wundert sich (a. a. O. 178) mit Jensen, daß „der eben aus dem Hades gekommene Aristeides den Sykophanten binden (III v. 5) und ins Gefängnis führen lassen könne“ — das kann Aristeides, der doch zur Besserung der Stadt hinaufgekommen ist, genau mit demselben Recht der komischen Person, mit dem z. B. Dikaiopolis in den Acharnern (952 ff.) den Sykophanten bindet und vom Boioter über die Grenze schaffen läßt. Robert hält es ferner

1) Irrtümlich habe ich a. a. O. angegeben, Kirchner halte den ζητητής für Nikias' Bruder, und Robert wiederholt dies Versehen.

2) Er könnte auch mit dem aus Ar. Thesm. 861, Isokr. XVIII 57, Aisch. III 137 übel bekannten Phrynondas identisch sein. Zahlreiche Beispiele für das Nebeneinander von Kurznamen und Patronymen zur Bezeichnung derselben Persönlichkeit bringen Wilhelm, Urk. dram. Auff. 133 f., und Radermacher, Philol LXXV, 1919, 474, bei.

für unmöglich, daß Aristeides die auf Diognetos bezüglichen Verse (III v. 15—18) spreche, denn „was konnte Aristeides von Diognetos wissen?“ Ich frage dagegen, was kann der Aischylos in den Fröschen (1431f.) von Alkibiades, der Epops in den Vögeln von Kallias und Hipponikos (283), der Tereus des Anaxandrides (vor seiner Verwandlung) von Polyeuktos (fr. 45), der Linos des Alexis samt seinem Schüler Herakles von der ganzen griechischen Literatur (fr. 135) wissen? — Jede Figur der Komödie weiß eben von den Zeitgenossen des Dichters genau so viel wie seine Zuschauer, auch wenn sie dem fernsten Altertum angehörte.

Robert findet weiter (a. a. O. 178) das Zitat aus Euripides' Melanippe (s. o. S. 5) im Munde des Aristeides „eine große Geschmacklosigkeit“, da dieser „sich selbst der Todesruhe ohne Zutun des Sykophanten beraubt“ habe. Daß die Toten nicht aus eigenem Antrieb auf die Erde gekommen sind, werden wir weiter unten sehen, der Sykophant ist freilich unschuldig an ihrem Erscheinen; da hat der Wunsch, einen Vers aus einem beliebten Euripideischen Stück anzubringen, Eupolis allerdings zu einer kleinen Entgleisung verführt, aber damit nimmt es die alte Komödie nicht so genau. Daß die Verse des Euripides (fr. 507 N.) in die gefesselte Melanippe gehören, nicht in die weise, wie ich a. a. O. 310 annahm, behauptet Robert wahrscheinlich mit Recht, aber sein Versuch (Herm. 44, 1909, 402), die Desmotis ins Jahr 409 zu datieren, ist ganz unsicher.[1]) Daß es endlich im 5. Jahrhundert in Athen keinen Zeuspriester gegeben habe, dessen Erwähnung (III v. 8) also gegen die Demen spreche (Robert a. a. O. 178), ist eine unbeweisbare und an sich unwahrscheinliche Behauptung.

So komme ich wieder zu dem Ergebnis: nichts spricht gegen die Zuteilung des dritten Blattes an die Demen, alles dafür.

---

1) Daß der Dichter in drei gleichzeitig aufgeführten Stücken Antiope, Hypsipyle, Melanippe Desmotis, dasselbe Grundmotiv behandelt habe, ist sogar äußerst unwahrscheinlich.

Ich gebe nun den Text der Szene, soweit ich sie verstehe oder das Verständnis fördern zu können glaube:

III r. 2 (Συκ.) . . . . ν̣ῦν̣ αὐτ[ί]χ̣'] ἁγν̣ός εἰμ' ἐγώ,
καὶ γὰρ δί]κ̣αιός εἰμ' ἀνήρ. (Ἀρ.) λ̣έγ' ὅ τι λέγεις.
(Συκ.) Ἐπιδαύρι̣]ός ποτ̣' εἰς ἀγο̣[ρὰ]ν̣ κ̣υκεῶ πιὼν
ἐξῆλθε κρ[ίμνων τὴ[ν] ὑπήνην ἀνάπλεως
μυστηρικ[ῶν· τοῦτ' ἐννοοῦμαί πως ἐγώ.
ἐλ]θ̣ὼν δὲ ταχέως οἴκαδ' εὐθὺς τοῦ ξένου·
„τί] ἔ̣δρασας ὦ πανοῦργε καὶ κυβευτὰ σύ;"
ἔφ]ην, κελεύω̣ν τὸν ξένον μοι χρ̣υσίου
δοῦν]αι στατ[ῆ]ρας ἑκατόν· ἦν γὰρ πλούσιος.
χονδ]ρ̣ὸν ⟨τότ' οὖν⟩ ἐκ̣[έ]λ̣ευσέ μ' εἰπεῖν ὅτι πιὼν
ἐξῆλθε̣ν̣· [εἶπα], κᾆτ' ἔλαβον τὸ χρυσίον.
διδοὺς δὲ ποι]είτω τις ὅτι ποτε βούλεται.
(Ἀρ.) νὴ Δί' ἄγαμαί σε] τ̣ῆς δικαιοσύνης ὅση.

3. καὶ γάρ Jen.; δίκαιος K., Leeuw., Wilam. 4. Ἐπιδαύριος Jen.; ἀγοράν K., Leeuw. 5. ἐξῆλθε Jen.; κρίμνων K., Naber, Wil. 6. μυστηρικῶν K., ὦ προσπεσών Jen. 7—10. erg. K. 11. χονδρὸν ⟨τότ' οὖν⟩ K., γαλάκτιον Rob.; ἐκέλευσε Leeuw. 12. ἐξῆλθεν· εἶπα K., εἶπον H. Schöne. 13—14. erg. K.

Die Verse III r. 15—22 und III v. 1—2 kann ich nicht herstellen, auch nichts Neues für sie beibringen.

III v. 3 (Ἀρ.) τί τ]οὺς θανόντας ο̣[ὐ]κ ἐᾷς τεθνηκέν̣[αι;
(Συκ.) μ]αρτύρομαι· τί δ' ο[ὐκ̣] ἀ̣γωνι[ο]ύμ[εθα;
κα]λέσας με συνδεῖς κἀδι[κ̣ε̣ῖ̣ς]. (Ἀρ.) ἀλλ' οὐ[κ ἐγὼ
ξυ̣ν̣έδησά σ', ἀλλ' ὁ ξένος ὁ τὸν κυκεῶ π̣ι̣ώ̣[ν.
(Συκ.) δίκα[ια̣] δῆτα ταῦτα πάσχειν ἦν ἐμέ;
(Ἀρ.) ἐ̣ρο̣ῦ βαδίζων ἱερέα ⟨τὸν⟩ τοῦ Διός.
(Συκ.) ὕ̣β̣ριζε· ταῦτα δ' ο⟨ὖ⟩ν ἔτ' ὀφλήσ̣εις ἐμ̣ο̣ί.
(Ἀρ.) ἔ̣τ̣[ι] γὰρ σ̣ὺ τοὐφείλειν λέγεις οὕτως ἔ[χ̣]ων;
(Συκ.) καὶ ν̣αὶ μὰ Δία κλάοντα καθέσω σ' [ἐ̣]ν ν̣ε̣[κ̣ροῖς.

3. erg. Leeuw. nach Eur. fr. 507 N. 4. τί δ' οὐκ Jen.; ἀγωνιούμεθα Wil. 5—6. erg. K. u. Leeuw. 7. ἐροῦ Wil.; ἱερέα τόν Leeuw. 9. δ' οὖν Jen. 10. ἔτι und τοὐφείλειν Jen.; ἔχων Leeuw. 11. ἐν νεκροῖς Jen.

(Ἀρ.) καὶ τοῦτό μου τὸ χρέος καταψευδ̣[ει κακῶς.
⟨ἀλλ'⟩ ἀπά̣]γε̣τ̣' αὐτὸν καὶ παράδοτ' Οἰ̣[νεῖ ταχύ,
οὗτος γ]άρ ἐστι τῶν τοιούτων δ[εσπότης.
ἐ̣[βουλ]όμην δ' ἂν καὶ Διόγνη̣τ̣ον λ[α̣βεῖν
τὸν ἱ̣ε̣ρόσυλον, ὅς ποτ' ἦν τ̣ῶ̣ν ἕνδε[κ̣α,
ὃ̣ς τῶν π̣α̣νούργων ἐ̣[σ̣]τ̣ὶ τῶν νεωτ[έρων
πολλῷ κράτιστος, ὁπόταν εὖ τὸ σῶμ̣' ἔχ[ῃ.
ἐγὼ δὲ πάσῃ προσαγορεύω τῇ πόλ[ει
ε̣ἶ̣ν̣α̣ι δι[κ̣]α̣ίους, ὡς ὃς ἂν δίκαιος ᾖι

12. καταψεύδει σαφῶς Leeuw.; κακῶς Jen. 13. ἀλλ' ἀπάγετ' Jen.; Οἰνεῖ ταχύ K. 14. erg. K., πάλαι γάρ Leeuw. 15—18. erg. Jen., νεωτέρων (17) und ἔχῃ (18) K., Leeuw.

In V. 4 halte ich Jensens den Raum genau füllende Ergänzung Ἐπιδαύριος trotz dem Fehlen des indefiniten τις für richtig. Daß τις in der späteren Sprache beim Ethnikon nicht selten fehlt, hebt Jensen selbst (a. a. O. 347) unter Verweisung auf Plutarchs Laconum apophthegmata, die Beispiele in Fülle bieten, hervor, aber aus der klassischen Zeit vermag er kein Beispiel anzuführen. Sehr ähnlich ist immerhin Eur. Alc. 675:

ὦ παῖ, τίν' αὐχεῖς, πότερα Λυδὸν ἢ Φρύγα
κακοῖς ἐλαύνειν;

und noch mehr die Nachbildung dieser Stelle in Aristophanes' Vögeln 1244:

φέρ' ἴδω, πότερα Λυδὸν ἢ Φρύγα
ταυτὶ λέγουσα μορμολύττεσθαι δοκεῖς;

Die Auslassung von τις ist also in der klassischen Zeit ungewöhnlich, aber nicht unmöglich, und gemildert wird die Härte durch das indefinite ποτε. Entschieden empfohlen wird aber Jensens Ergänzung durch den unvollständigen Vers 16: . . . . ων ⟨ἐ⟩πραξεν οὑπ̣ιδαύριος, ein Epidaurier muß in der mit V. 4 beginnenden Erzählung genannt gewesen sein, und für seine Erwähnung ist schlechterdings nur in V. 4 Platz.

In V. 6 verzeichnet Jensen „geringe Spuren am unteren Buchstabenrand, die sich am besten zu ΙΙC̣C̣]ΩΝ ergänzen

lassen" und schlägt die Lesung ᾧ προσπεσὼν vor. Ich habe gegen diese Ergänzung sachliche Bedenken, das προσπίπτειν könnte dem ἐννοεῖσθαι kaum vorangehen[1]), und bei der offenbar großen Unsicherheit der Spuren wage ich den Vorschlag μυστηρικῶν, der den Zusammenhang noch klarer stellen würde.

Das Verständnis der von mir in dem Hermesaufsatz (289 und 308f.) nicht glücklich behandelten Verse 11f. hat ROBERT angebahnt. Er sagt S. 177: „Der Fremde besticht den Sykophanten, damit dieser eine falsche Aussage mache und statt des κυκεών ein anderes Getränk angibt, das der Fremde angeblich getrunken hat." Aber sein Ergänzungsvorschlag γαλάκτιον kann nicht richtig sein.[2]) Das nur bei Alkiphron IV 13, 10 *εἶτα γαλάκτια ποικίλα, τὰ μὲν μελίπηκτα τὰ δ' ἀπὸ ταγήνου, πυτίας μοι δοκεῖ καλοῦσιν αὐτὰ καὶ σκώληκας τὰ πεμμάτια* vorkommende Wort bezeichnet kein Getränk, sondern einen Kuchen[3]), und selbst ein aus Milch hergestellter Trank würde nie die Graupen im Bart erklären können. Wir brauchen ein Getränk mit Gerste darin, gewissermaßen einen Doppelgänger zum Kykeon, und ein solches kennen wir in der Tat aus der alten Komödie. Bdelykleon führt Ar. Wesp. 738 unter den Genüssen, die er dem Vater verschaffen will, auf χόνδρον λείχειν, und Athenaios sagt III 127 c: *χόνδρον δὲ εἴρηκε τὸ ῥόφημα Ἀριστοφάνης ἐν Δαιταλεῦσιν οὕτως* (fr. 203 K.);

ἢ χόνδρον ἕψων εἶτα μυῖαν ἐμβαλὼν
ἐδίδου ῥοφεῖν ἄν.

Auch in der medizinischen Literatur kommt χόνδρος, das ja meist einfach Graupe bedeutet, für Gerstentrank vor. JENSEN sagt (348) über den Versanfang: „Da die Lücke am Anfang des Verses nur für 4—5 Buchstaben Raum hat, so wird die

---

1) Das zeigt auch gerade die von JENSEN angeführte Stelle Arist. Ekkles. 694.

2) Er ist auch zu lang.

3) Das bleibt bestehen, auch wenn man mit HERCHER τὰ πεμμάτια als Glosse streicht.

senkrechte Hasta vor O ein Iota sein", *χόνδρον* füllt die Lücke also aus, nötigt aber zur Annahme des Ausfalls zweier Silben. Diese Annahme ist ganz unbedenklich, denn der nachlässige Schreiber hat leider ziemlich oft einzelne Buchstaben und Silben fortgelassen (III r. 15, 16, v. 8, 9, I r. 11, 13, v. 10), aber meine Ergänzung *μὲν οὖν* oder *τότ' οὖν* befriedigt mich nicht ganz.

Den Anfang des folgenden Verses gibt JENSEN . . . . . CI . . . . KAT', das paßt zu *ἐξῆλθ]εν*, dann muß die Zusage des Sykophanten kommen. HERMANN SCHOENE, der mir 1917 aus dem Felde wertvolle Vorschläge zur Textgestaltung der Demenblätter schickte, wollte *ἐκώμα]σ'*, *ε[ἶπον* schreiben, aber man sieht auch auf der Tafel den Ansatz einer senkrechten Hasta vor der Lücke, und deren Umfang bestimmt JENSEN auf vier Buchstaben. Ich habe deshalb *εἶπα* eingesetzt. Die Form *εἶπα* ist freilich erst bei Alexis (fr. 2 K.) nachzuweisen, aber *εἶπας* steht schon bei Phrynichos (fr. 20 K.).

In III v. 11 halte ich die von JENSEN zweifelnd vorgeschlagene Ergänzung *ἐν νεκροῖς*, auf welche die Spuren führen, für richtig. Daß der Sykophant in seiner ohnmächtigen Wut seinem Bezwinger Aristeides noch Rache in der Unterwelt androht, scheint mir ein der Komödie durchaus würdiger Einfall.

In V. 13 nimmt JENSEN am Anfang gewiß mit Recht den Ausfall von *ἀλλ'* vor *ἀπάγετ'* an, zum Schluß vermerkt er „nach O am oberen Rand der Ansatz zu einer Vertikalhasta". Das führt auf Iota und damit scheint mir die Ergänzung *Οἰνεῖ* gegeben: Das bekannte Fragment der Kolakes 159 schildert am Schluß das Mißgeschick des Akestor:

V. 15 f. *σκῶμμα γὰρ εἶπ' ἀσελγές, εἶτ' αὐτὸν ὁ παῖς θύραζε*
ἐξαγαγὼν ἔχοντα κλοιὸν παρέδωκεν Οἰνεῖ.

Was hier Oineus zu bedeuten hat, erkannte MEINEKE (zu Alkiphron S. 152[1])): Das Barathron, in das die Leichen der Hingerichteten geworfen werden, liegt nach BEKKER Anecd. 219, 10 im Gebiet der Phyle Oineis, und deren Eponym

1) Vgl. v. WILAMOWITZ Herm. VII, 1873, 143.

mag dabei eine Statue oder einen Bezirk gehabt haben; dem Oineus übergeben werden ist also so viel wie ins Barathron geworfen werden. Das paßt auch an unserer Stelle vorzüglich. Dann wird im nächsten Vers die Nennung des Oineus begründet, leicht ergänzt man *οὗτος γάρ* im Anfang, aber für den Schluß habe ich nichts ganz Befriedigendes gefunden, *δεσπότης* und *δήμιος* scheinen mir denkbar.

Bevor ich auf die beiden andern Kairener Demenblätter eingehe, möchte ich zwei kleine Reste anderer Herkunft besprechen, die neuerdings gewiß mit Recht den Demen zugeteilt worden sind. Den einen von ihnen, Ox. Pap. VI 863 aus dem 3. Jahrhundert n. Chr., hat Otto Schroeder (Novae com. fragm. in pap. rep. exc. Menandreis Bonn 1915, 65ff.) als Fragment der Demen erkannt und unterstützt von seinem Lehrer Sudhaus zu ergänzen versucht.

V 2[1]) . . . . *δήμου[ς . . . . . .] ἡλύσ̣[ιον.*
ἑκὼν ἂν εἰ μ̣ὴ̣] τοῖς ἐνε̣ρ̣[τέ]ρ̣οις θεοῖς
ἤρεσε τεθνη̣]κὼς οὐκ ἀνεβίων οὐδ' ἅπαξ.
. . . . *η̣μ̣ο̣ι τῆς πόλεως πλεῖστον πολὺ*
. . . . *ἰτ]α̣μ̣ο̣ὶ διαφθείρουσι νῦν*
. . . .] *δροί τε καὶ Πάριδες ὁ̣μοῦ*
οἱ νῦν κρατοῦντες πραγμάτων] τῶν ἐνθάδε·
. . . . *παρέλειπον πρὸ τ[ο]ῦ̣.*
. . . . *εἰς ἀνάκρισιν*
. . . . *ὑπὲ̣ρ̣ πόλε̣]ως μαχού[μ̣ενος*
. . . .] *τ̣αι̣. θε̣ν̣[*

2. *δήμους* Schr., *ἠλύσιον* Sud., beispielsweise ergänzt Schr. *σώσων μὲν οὖν | ἔγωγε τοὺς δήμους ἔλιπον τἠλύσιον.* 3. *τοῖς ἐνερτέροις* Koerte, Schr. *ἑκὼν — μή* beispielsweise Sud. 4. *ἤρεσε* Sud., *τεθνηκὼς οὐκ ἀνεβίων* Schr. 5. *δῆμοι* oder *δή μοι* Schr. 6. *ἰταμοί* oder *-ά μοι* Schr. 7. *Ἀλέξανδροι* Gr. H., *Πείσανδροι* zweifelnd Schr. 8. beispielsweise ergänzt von Sud. 9. *τοῦ* Gr. H., die erste Hälfte will Sud. etwa ergänzen *πάντ' ἀνατρέπουσιν εἴ τι.* 10. *τούτων μὲν οὖν ἐλήλυθ'* oder *ἀνῆγον* Schr. 11. *ὑπὲρ πόλεως* beispielsweise Sud., *μαχουμεν —* Gr. H., *μαχούμενος* Schr.

1) Von Vers 1 sind nur unsichere Reste zweier Buchstaben Ι̣C̣ über *δήμους* vorhanden.

Entscheidend sind die erst von Schroeder richtig abgeteilten und ergänzten Worte in V. 4 *τεθνηκὼς οὐκ ἀνεβίων οὐδ' ἅπαξ*, die nur ein aus der Unterwelt Aufgestiegener sagen kann. Der sichere Dativ *τοῖς ἐνερτέροις θεοῖς* führt unmittelbar zu Sudhaus' vortrefflicher Ergänzung von V. 3 und 4. Nimmt man dazu *δήμου[ς* (2), *εἰς ἀνάκρισιν* (10) und das zweifellose politische Interesse der Verse 5 ff., so kann man in der Tat kaum zweifeln, daß hier einer der *προστάται* der Demen spricht, der zur Untersuchung der verderbten Verhältnisse der Stadt in die Oberwelt gesandt ist. Schroeders Vermutung für V. 7 *Πείσανδροί τε καὶ Πάριδες ὁμοῦ* ist leider unsicher, man sieht nicht recht, warum der Demagoge Peisandros mit Paris verkuppelt wird. Als Subjekt von *παρέλειπον* (V. 9) würde ich lieber den Sprecher als die jetzigen Volksführer annehmen. So dürftig die Reste sind, lehren sie uns doch, die Richtigkeit der Ergänzung von V. 3 f. vorausgesetzt, für die Komposition der Demen etwas sehr Wichtiges: Nicht aus freien Stücken sind die alten Führer aufgestiegen, sondern auf Geheiß der unterirdischen Götter, die wohl ihrerseits das Flehen des jüngst im Hades eingetroffenen Myronides (s. Keil a. a. O. 241 f.) erhört haben werden.

Nach anderer Seite hin wertvoll sind die jämmerlichen kleinen Fetzen eines Papyrus aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts, die Grenfell und Hunt Ox. Pap. X 1240 veröffentlicht haben. Ich gebe sie in der Anordnung der Herausgeber, die freilich unsicher ist.

fr. 1. *Πυρωνίδ[ης]* *ἆρ' οὐχὶ φαν[ερόν* . . . .
ἦ που μέγ' οἰ[μώζειν . . . . .
ζη . [. . . . . . .
κόσμος
(zwei Zeilen ohne lesbare Spuren)
fr. 2. *ἔ]μβαινε παρ[* . . . . . .
κώμαζ' ὁποίω[. . . . . .
. . . . *ισ[* . . . . . .
(eine Zeile ohne lesbare Spuren)

1. erg. Gr. H. 2. erg. Koerte. 6. erg. Gr. H.

fr. 1. O]ἰ̣κ̣έτης[. . .
. .]θαι τοῦ
fr. 3. Χο(ρός) ἐγὼ δὲ φιλ̣ . . . . . .
καὶ φιλ . . . .
καὶ νῦν . . . .
τ̣ο̣ . . . .
Οἰκ]έτη(ς) φέρ' ἴδω π̣λ̣α̣κ̣|οῦντα . . . .

9. erg. Gr. H. 15. οἰκέτης Gr. H., πλακοῦντα Wilamowitz.

Fragment 4 enthält nur das letzte Wort eines längeren Verses ἐξιόντας. Die Herausgeber bezeichnen es als sehr möglich, daß fr. 1 und 3 zu verbinden sind, und berechnen für diesen Fall die Zahl der zwischen V. 5 und 11 ausgefallenen Verse auf etwa 9, fr. 2 könne einen Teil dieser Lücke füllen. Der Wechsel von iambischen Trimetern und eingerückten[1]), also lyrischen Versen und die Beteiligung des Chors weisen die Fetzen der alten Komödie zu, der gleich den übrigen Personalnoten von anderer Hand beigeschriebene Name *Πυρωνίδης* ließ v. Wilamowitz und mich sofort an die Demen denken, aber natürlich schlugen wir statt *Πυρωνίδης* vielmehr *Μυρωνίδης* vor. Die Herausgeber erklärten jedoch *Π* für sicher, und damit schien die Zugehörigkeit zu den Demen ausgeschlossen, wenn man nicht zu der bedenklichen Annahme eines Schreibfehlers seine Zuflucht nehmen wollte. Nun stellt aber v. Wilamowitz Herm. 54 (1919), 69 fest, daß in Plutarchs Perikles 28, der einzigen Stelle, die vor Auffindung der Kairener Blätter Myronides' Auftreten in den Demen bezeugte, *Πυρωνίδην* überliefert, *Μυρωνίδην* byzantinische Konjektur ist.[2]) Da weiter im Kairener Papyrus einmal II r. 15 *-υρωνίδην* steht, das andre Mal II v. 9, wie mir Jensen brieflich mitteilt, die Lesung *Πυρωνίδης* statt *Μυρωνίδης* „nicht ausgeschlossen" ist, wird man in den Demen durchgehends Myronides durch Pyronides zu ersetzen

1) Da die Versanfänge von Fragment 2 auch für Trimeter passen, ist mir die Einordnung an dieser Stelle doch fraglich.

2) Wie ich nachträglich sehe, hat darauf bereits G. Thieme in seiner sorgfältigen Dissertation Quaest. com. ad Periclem pert. 59 hingewiesen.

haben. Der Oxyrhynchos-Papyrus und die gute Plutarch-Überlieferung stützen einander gegenseitig, und der Kairener Papyrus fügt sich. Daß Eupolis unter Pyronides gleichwohl den bekannten Staatsmann Myronides verstanden wissen wollte, ist nach II v. 14 ff. kaum zu bezweifeln. Weshalb er den Namen leicht änderte, läßt sich nicht sagen, denkbar wäre, daß der tatkräftige Mann bei Lebzeiten vom Volk mit auszeichnendem Spitznamen Pyronides statt Myronides genannt worden ist. Eine ähnliche durchsichtige Namensänderung ist der Hund *Λάβης* statt *Λάχης* im Hundeprozeß der Wespen (V. 836 und 895 ff.), auch *Γνήσιππος* für *Νόθιππος* (Wilhelm, Urk. dram. Auff. 101 f.) wäre vergleichbar, wenn nur die Gleichsetzung beider Personen sicher wäre (s. P. Maas R. E. VII 1479 ff.). Die leichte Umformung des Namens rückt Myronides immerhin von den mit richtigen Namen eingeführten älteren Volksführern etwas ab. Daß übrigens der in den Demen eingeführte Myronides, der Sieger von Oinophyta im Jahre 457, von dem Gesandten und Strategen des Jahrs 479/8 (Plut. Arist. 10 und 20) zu scheiden ist, hätte Jensen (a. a. O. 343, 6) nicht wieder anzweifeln sollen Bruno Keil hat bereits (a. a. O. 238) auf die wichtige Stelle des Ephoros-Diodor XI 82, 4 hingewiesen: *Μυρωνίδης μὲν οὖν ἐπιφανεῖ μάχῃ νικήσας τοὺς Βοιωτοὺς ἐνάμιλλος ἐγενήθη τοῖς πρὸ αὐτοῦ γενομένοις ἡγεμόσιν ἐπιφανεστάτοις Θεμιστοκλεῖ καὶ Μιλτιάδῃ καὶ Κίμωνι.* Der Stratege von Plataiai, den Plutarch (Arist. 20) neben Leokrates als Haupthelfer des Aristeides nennt, war kaum jünger als Kimon, der 479 mit ihm als Gesandter nach Sparta geschickt wird (Plut. Arist. 10) und erst nach der Schlacht von Plataiai eine führende Stellung gewinnt (Plut. Kim. 6, Arist. 23). Nun hat vollends Wüst (Jahresber. 174, 178) darauf hingewiesen, daß durch schol. Ar. Lys. 801 ausdrücklich zwei Männer des Namens für die ältere Zeit bezeugt sind, es heißt da: *δύο Μυρωνίδαι ἦσαν, ὡς ἐν ταῖς Ἐκκλησιαζούσαις δεδήλωται. ἐνθάδε τοίνυν μέμνηται τοῦ ἐν Οἰνοφύτοις νικήσαντος.* In dem Scholion zu Ekkles. 303, wo Symmachos (oder Didymos)

die beiden Homonymen ausführlicher behandelt hatte, lesen wir leider jetzt nur noch *Μυρωνίδης· τῶν εὐδοκιμούντων οὗτος ὁ στρατηγός.* Daß Myronides in den Demen nicht zu den *προστάται* gehörte, sondern nur als *ψυχαγωγός* in Betracht kam, sei im Anschluß an Keils vortreffliche Ausführungen (a. a. O. 241 f.) noch einmal betont.

Auch bei der Behandlung des zweiten Kairener Blattes geht Robert (a. a. O. 168 ff.) eigene Wege, die aber meiner Ansicht nach nicht über Keils und Jensens Ergebnisse hinaus zum Ziel des völligen Verständnisses, sondern in die Irre führen.

Das wichtigste Ergebnis von Keils Untersuchungen über die Komposition des Stückes scheint mir die Einsicht, daß die erste Hälfte im Hades spielte und daß der Demenchor dort in anderer Gestalt, als rüstige Altathener der Marathonzeit, auftrat, während er sich in der Oberwelt in kläglich veränderter Erscheinung darstellt (a. a. O. 246 ff.). Ein solcher Kostümwechsel ist mit nichten unerhört, wie Robert (a. a. O. 173) wieder behauptet, in den Fröschen wird der Fröschechor, dessen sichtbares Auftreten Keil (a. a. O. 248) sehr richtig für unerläßlich erklärt, durch den Mystenchor abgelöst, das ist eine viel gewaltsamere Umgestaltung als die des Demenchors. Der natürliche Einschnitt für den Wechsel des Kostüms ist die Parabase, darum läßt Keil nach ihr die *προστάται* erscheinen und den Chor in veränderter Gestalt wiedereinziehen, und im Anschluß an Keil bestimmt Jensen (a. a. O. 345) die Lücke zwischen I v. und II r. auf nur 10—12 Verse.[1]) Robert hingegen will nur den Prolog im Hades spielen und den Chor nur in der Oberwelt auftreten lassen, deshalb setzt er Blatt II vor Blatt I (a. a. O. 172 f.) und läßt die wiedererstandenen Führer in zwei Gruppen auf die Oberwelt kommen, erst Myronides, Peisistratos, Solon,

1) Zu beachten ist, daß, wenn Jensen, wie ich nicht bezweifle, mit Recht II r. vor II v. stellt, die Anordnung der Blätter im Demenkodex anders war als im Menanderkodex, wo ausnahmlos Rectum auf Rectum und Versum auf Versum folgt.

dann nach der Parabase Aristeides, Miltiades, Perikles. Aber abgesehen davon, daß die Hadesszenen, besonders die Dokimasie der *προστάται* viel Raum erforderte (s. KEIL a. a. O. 247 f.), spricht der kleine, aber sehr wichtige Szenenrest nach der Parabase (I v. 13 ff.) ganz entschieden gegen ROBERTS Vermutung. Die feierlichen Begrüßungsverse des Aristeides I v. 13 f.:

ὦ γῆ πατρῴα χαῖρε· σὲ γὰρ δί[κη λέγω[1])
πασῶν πόλεων ἐκπαγλ[οτάτην καὶ φιλτάτην

werden durch die erregte Frage des Probulen unterbrochen: *τὸ δὲ πρᾶγμα τί ἐστι;* . . . . . Unmöglich konnte der Probule, dessen Person JENSEN aus der Personalnote zu V. 15 *Πρ.* vortrefflich erschlossen hat, so erstaunt sein, wenn schon vorher drei Tote aus dem Hades erschienen waren, und er selbst nach ROBERTS eigner Annahme (a. a. O. S. 171) längere Gespräche mit ihnen geführt hatte. Es ist auch an sich schwer glaublich, daß der Dichter die glänzende Wirkung des Erscheinens der toten *προστάται* durch ihre Zerlegung in zwei Trüppchen abgeschwächt haben sollte. Man muß also mit KEIL und JENSEN daran festhalten, daß II r. unmittelbar auf I v. folgt und den ersten Sprecher der Toten, Aristeides, im Gespräch mit dem I v. 15 erschienenen Probulen zeigt. Die ersten 7 Verse von I r. lassen sich mit Hilfe der Fragmente (108 K. und Kratinos fr. 65 K. vgl. Hermes 47, 1912, 306) wie folgt herstellen:

(*Ἀρ.*) [*τὸ χαλκίον*]
θέρμαινέ θ' ἡμῖν καὶ θύη π]έττειν τι[νά
κέλευ', ἵνα σπλάγχνοισι] συγγενώμ[ε]θα.

---

1) Sehr ungern opfere ich die auf LEFEBVRES Lesung gestützte Ergänzung *ἀσπάζομαι* dem Einspruch JENSENS (a. a. O. 327), der den Buchstaben nach *γάρ* bestimmt als Δ, die folgenden Reste als I K oder H (auch E I nicht ausgeschlossen) las. Ist diese Lesung richtig, so weiß ich auch keine bessere Ergänzung als ROBERTS *δίκη λέγω*, oder etwa *δεῖ προσκαλεῖν*. Gegen die für Aristophanes unmögliche Zerreißung des Anapästs *χαῖρε· σὲ γάρ* würde ich mich sträuben, wenn nicht gleich der nächste Vers eine ganz entsprechende *πρᾶγμα τί ἐστι;* brächte.

(*Πρ.*) *ἐμοὶ μελήσει*] *ταῦτα καὶ πεπράξεται.*
ἀλλ' εὐθέως γν]*ώσεσθε τοὺς δήμους ὅσῳ*
πάντῃ κάκιόν εἰ]*σι νῦν διακείμενοι*
ἢ πρόσθεν, ἡνί|*κ' ἤρχετον σὺ καὶ Σόλων*
ἥβης τ' ἐκείνης ν]*οῦ τ' ἐκείνου καὶ φρενῶν.*[1])

Robert hält für den Mitunterredner des Probulen Peisistratos (a. a. O. 170), weil Aristeides und der 100 Jahre ältere Solon nicht „zeitlich und durch den Dual so eng miteinander verbunden werden“ könnten, wie es in V. 6 f. geschieht. Allerdings ist das Auftreten des Peisistratos in den Demen durch schol. Ar. Ach. 61 (fr. 123 K.) bezeugt, aber zu den in die Oberwelt aufsteigenden *προστάται* hat er sicher nicht gehört. Wir haben das bestimmte Zeugnis des Aristeides-Scholiasten (III 672, 4 Dind.): *Εὔπολις ἐποίησεν ἀναστάντα τὸν Μιλτιάδην καὶ Ἀριστείδην καὶ Σόλωνα* (so Valckenaer für das überlieferte *Γέλωνα*) *καὶ Περικλέα,* und diesem Zeugen dürfen wir den Glauben nicht versagen, denn er hat noch die ganzen Demen gelesen, sonst könnte er nicht den Abstand zweier Zitate (fr. 94 und 96 K.) auf 5 Verse beziffern (s. Br. Keil, Anon. Argent. 48, 1). Für Peisistratos ist also nur in der Dokimasie der Abgesandten im Hades Raum[2]), und man wird es hinnehmen müssen, daß Solon und Aristeides in V. 6 f. so eng verbunden sind. Die gute alte Zeit erscheint dem Dichter

1) Die Ergänzung von V. 3 verdanke ich Hermann Schoene; ich hatte *εἶεν· κελεύσω* vermutet, was Jensen mit dem Raum und der ersten Buchstabenspur für unvereinbar erklärte. In V. 4 stammt *ἀλλ' εὐθέως* von Jensen, *γνώσεσθε* von Keil, in V. 5 *πάντῃ* von Keil, *κάκιόν εἰσι* von mir, V. 6 ist von mir ergänzt.

2) Unbedingt sicher scheint es mir nicht, daß Peisistratos selbst aufgetreten ist. Allerdings sagt der Aristophanes-Scholiast: *Εὔπολις δὲ ἐν Δήμοις εἰσάγει τὸν Πεισίστρατον βασιλέα,* aber in dem entsprechenden Suidas-Artikel u. *βασιλεὺς μέγας* heißt es *καὶ Εὔπολις Πεισίστρατον βασιλέα καλεῖ* und bei Ammonios de diff. verb. (138 Valck.) *καὶ τὸν τύραννον βασιλέα ἔλεγον, ὡς Εὔπολις ἐν Δήμοις ἐπὶ τοῦ Πεισιστράτου.* Vielleicht war also in der Dokimasie nur von ihm die Rede. Kaibel erwägt sogar, ob nicht im Aristophanes-Scholion für *εἰσάγει* vielmehr *λέγει* oder *καλεῖ* einzusetzen sei.

so einheitlich, ich möchte sagen flächenhaft, wie etwa dem Neuhumanismus um 1800 die Antike.

Der Rest der Seite entzieht sich der Wiederherstellung[1]), aber einiges läßt sich doch ermitteln (s. Herm. 47, 307 und JENSEN a. a. O. 345 f.). Die gewiß noch dem Probulen gehörenden Versschlüsse 9 *συχνή* und 10 *προσέρ]χεται* werden das Auftreten des Chors ankündigen, und dann folgen lyrische Verse des Chors, denn weder 12 *π]ρόσθεν* noch 17 *ἀσπάσασθαι* kann Trimeterschluß sein. Ob die Chorverse durch Trimeter unterbrochen werden, läßt sich nicht ausmachen, jedenfalls sind die Versschlüsse 13—16 *-μ]ὴ προδῷς, -τὴν προθυμίαν, -Π]υρωνίδην, -οὓς ἀνήγαγεν* für Trimeter möglich.

Den gleichen Wechsel von lyrischen Versen und Trimetern haben wir auf der andern Seite des Blattes (II v.). JENSEN hat die ersten trochäischen Verse:

-τος γὰρ ὥσ[περ] | ἄνδρες
ὧν κ̣[ιχόν]τ̣ες ἐν τοίαισιν
ἡδοναῖσι κείμεθα

schön hergestellt (a. a. O. 339), auch seine Annahme, daß eine Tragikerstelle parodiert sei, ist trotz ROBERTS Zweifel (a. a. O. 171 f.) sehr ansprechend, aber seine Behandlung der folgenden Trimeter scheint mir verfehlt. Er gibt sie in folgender Form:

ἐπε̣ὶ̣] δο[κ̣]ῶ τοὺς ἄνδρας ἤδη τού[σδ' ὁρᾶν
καθ]η̣μ̣έ̣νους, οὕς φασιν ἥκειν [π̣]α[ρ̣ὰ νεκρῶν,
ἐνταῦ]θα̣ μ̣ὲν δὴ τῶν φίλων προ̣στ̣[ή̣σομαι.
ὡ̣]ς ὀρθὸς ἑ̣σ̣τηκ̣ὼ[ς] π̣[ά̣]ρ̣[ε]σ̣τ' αὐτ̣ῶν [μ̣όνος
Μ̣υρωνίδης, ἐρώμεθ' [αὐ̣]τό[ν, εἰ δοκεῖ (?).

und legt sie dem Probulen in den Mund. Das halte ich für ganz ausgeschlossen: Wie kann der Probule, der schon III v. 15 mit den Auferstandenen in Verbindung getreten ist,

---

1) ROBERTS a. a. O. 170 nur beispielsweise gegebener Ergänzungsversuch von V. 8 f. *οὐδὲν λέλειπται νῦν· σπ]ά̣ν̣[ι'] ἤδ[η δω]μάτων ἀγάλματα, ψυχῶν παρ]ο̣ι[νί]α̣ συχνή* befriedigt nicht; H. SCHOENE schlug mir brieflich vor: „Wir geben aber gern *κἂν σπ]ά̣ν̣[ις] ἦ̣ δ[ωρη]μάτων.*"

den wir in II r. in lebhaftem Gespräch mit ihnen finden, jetzt sagen: „da ich die Männer hier, die von den Toten gekommen sein sollen, sitzen zu sehen glaube, will ich hier für die Freunde eintreten. Da aufrecht stehend von ihnen allein Myronides (vielmehr Pyronides) anwesend ist, wollen wir ihn, wenn's beliebt, fragen" —?

Das kann nur jemand sagen, der die Ankömmlinge eben erst erblickt und eine Verbindung mit ihnen erst anknüpfen will. Fällt der Probule fort, so ist der Chorführer, dem ich die Verse schon früher zugeteilt habe (a. a. O. 303), der einzig mögliche Sprecher. Für die Zuweisung an ihn läßt sich auch die Tatsache anführen, daß weder nach V. 4 noch nach V. 9 eine Paragraphos steht, während sie nach V. 13 und V. 16 gesetzt ist, nach der Handschrift gehören also 1—13 derselben Person, d. h. dem Chor, dessen sprechender Führer von der singenden Menge nicht geschieden wird.[1]) Der Probule ist vermutlich beim Einzug des Chors abgetreten, um für das gewünschte Mahl zu sorgen.

Im einzelnen sind die Verse 5—9 noch keineswegs befriedigend hergestellt. Auffallend ist, daß Jensens Ergänzung von V. 5 mit seinen eignen Lesungen nicht übereinstimmt. Er hebt ausdrücklich hervor, daß *ἐπεὶ* (oder *ἐκεῖ*) die Lücke am Anfang nicht füllt, da könnte man durch *κἀπεὶ* oder *κἀκεῖ* helfen, aber auch *ὁρᾶν* verträgt sich nicht mit dem von ihm an dritter Stelle nach ΤΟΥ gelesenen „unteren Ende einer senkrechten Hasta". Auch inhaltlich befriedigt das deiktische *τούσδε* neben *ὁρᾶν δοκῶ* nicht recht. Roberts Vorschlag (a. a. O. 169), die Worte in V. 8 *ὡς ὀρθὸς ἑστηκώς* von dem folgenden durch Punkt zu trennen und mit dem vorangehenden *ἐνταῦθα μὲν δὴ τῶν φίλων προστήσομαι* zu verbinden, ergibt einen inhaltlich und formal wunderlichen Satz, aber mit Recht hebt er hervor, daß man auf *μόνος* in

1) Trimeter im Munde des Chorführers sind trotz Sieckmanns (De com. Att. prim. 53 ff.) für die ältere Zeit zutreffender Beobachtung in einer Komödie des Jahres 412 durchaus nicht auffallend, vgl. Jahresber. 152, 241 f.

V. 8 nicht bauen darf, weil es ganz ergänzt ist. Ich finde für V. 8 keine einleuchtende Herstellung; Schoene dachte daran, das ὦς als Ausruf zu fassen: ὡς ὀρθὸς ἕστηχ' ὡς . . . . τε, aber π̣[ά]ρ̣[ε]σ̣τ' fügt sich dem nicht und läßt sich schwer durch etwas anderes ersetzen. Für V. 9 halte ich die Ergänzung *Πυρωνίδης, ἐρώμεθ'* [αὐ̣]τὸ[ν ὅ τι θέλει für ziemlich sicher.

In den folgenden lyrischen Versen sind gewiß mit Robert (bei Jensen 341) Kretiker zu erkennen, die sich wenigstens dem Sinne nach herstellen lassen:

εἰπέ μοι, ὦ [μάκαρ, ἔ-
μολε̣ς ἐτ[εὸν ἐκ νεκρῶν
πρὸς πολιτ̣ῶ̣[ν ποθητός;
φρά[σ]ον, τ̣ί κ[ομιεῖς;

μάκαρ ἔμολες ἐτεόν verdanke ich Schoene, ἐκ νεκρῶν schlug Robert nach μολο̣ς̣ vor. Jensen hält S. 342 πρὸς πολιτῶν für sicher, da er aber S. 329 die Buchstaben ΤΩ für schattenhaft erklärt, ist vielleicht auch πρὸς πολίτας ποθοῦντας denkbar. Mit κομιεῖς habe ich das richtige Wort schwerlich getroffen.

Myronides (Pyronides) antwortet mit drei Versen, deren Wortlaut ebenfalls recht unsicher ist. Im ersten scheint mir Gerckes, mir brieflich mitgeteilte, Ergänzung

ὅ]δ' αὐτός εἰμ' ἐκεῖνος ὃν σ[ὺ προσκαλεῖς

denen von Wilamowitz προσδοκᾷς und Keil πυνθάνῃ vorzuziehen. Der folgende ist durch Jensens Feststellung, daß im Eingang ὅ]ς oder εἰ]ς zu ergänzen sei, nicht verständlicher geworden: ὅ]ς τὰς Ἀθήνας πόλλ' ἔτη, nun erwartet man ein Verbum, „der ich Athen viele Jahre geleitet, gefördert, gestützt habe“, aber ich finde keine dem Sinne und Metrum angemessene Form.

Im letzten Vers bestätigen Jensens Lesungen meine Ergänzung ἀνά̣]ν̣δρους ἄνδρ̣[ας, aber davor liest er . . (.)ας τ̣ und bemerkt: „der geringe Rest einer Vertikalhasta scheint eher zu dem zweiten als zu dem dritten Buchstaben des

Verses zu gehören"[1]), Roberts Vorschlag ὑμᾶς, das auch ein Schüler Gerckes, Kergiel, vermutet hat, passe nicht zu seinen Zeichnungen, ὅς] τάς oder αὐτάς sei nur möglich, wenn der Schreiber den Zeilenrand nicht genau innegehalten habe. Zu diesen Angaben paßt wohl nur ἔτας, und ich halte es nicht für unmöglich, daß Eupolis dies der höheren Poesie eigne Wort in dieser gehobenen Szene gebraucht hat. Aischylos verwendet ἔτης Hik. 247 und fr. 377 für Privatmann, Bürger, im Gegensatz zu Herrscher und Volk, so könnte es auch hier angewendet sein.

Von den folgenden lyrischen Versen des Chors hat Jensen noch den Anfang

ἦ καὶ σαφῶς οἶ[δ' ὅτι παρ'
ἡμῖν ἔ̣ξ [ἔ]τη

glaublich hergestellt.

Endlich noch ein Wort über die Personenzahl dieser Szene, die unnötige Bedenken erregt hat. Robert läßt (a. a. O. 172) die Schatten in zwei Gruppen auftreten, um nicht zu viele Personen gleichzeitig spielen zu lassen. Warum ich an eine Verteilung in Gruppen nicht glauben kann, habe ich oben (S. 16 f.) ausgeführt; auch die Worte des Chorführers II v. 5 ff. setzen die Gesamtheit der Ankömmlinge aus dem Hades voraus. Das sind also die vier προστάται mit Pyronides als Führer, und als sechste Person tritt der Probule im Beginn der Szene hinzu. Tatsächlich sprechen aber zunächst nur Aristeides und der Probule, später nach Abtreten des Probulen Pyronides und der Chorführer. Nun leugne ich zwar grundsätzlich durchaus, daß wir uns in der Komödie auf die Dreizahl der Schauspieler zu beschränken brauchen, fast keine Komödie des Aristophanes ist mit drei Schauspielern zu spielen, und z. B. in der Göttergesandtschaft der Vögel haben wir längere Zeit (1565—1693) vier Schauspieler in lebhaftem Gespräch zusammen, aber die Gesandten aus dem Hades können sehr wohl zu fünft gekommen sein und doch nur

1) Im Majuskeltext gibt er an zweiter Stelle die Querhasta eines T.

zwei oder drei Schauspieler erfordert haben. Die II r. 1 ff. verlangte Zurüstung eines Mahls wird wohl den dramaturgischen Zweck gehabt haben, die fünf Ankömmlinge nach erfolgter Begrüßung durch den Chor mit guter Manier in ein Haus zu bringen, aus dem dann die einzelnen Führer nacheinander herauskamen, um in einer Reihe episodischer Szenen ihre erzieherische Tätigkeit auf den verschiedenen Gebieten des Staatslebens auszuüben, wie das besonders Keil (a. a. O. 244) schön ausgeführt hat.

Als besonders ärgerlich wird es jeder, der sich mit den Demenblättern beschäftigt hat, empfinden, daß die im ganzen so wohl erhaltene, in Form und Inhalt so eigenartige (s. Herm. 47, 1912, 293) Antode der Parabase in der Hauptsache noch immer unverständlich ist. Einiges ist freilich auch hier gewonnen: Wüst hat (Woch. f. klass. Philol. 1913, 943) gezeigt, daß das Erhaltene in zwei Strophen zu je 20 iambischen Metren (8 + 6 + 6) zu gliedern ist, Jensen hat nachgewiesen (a. a. O. 334 f.), daß die Antode vier solche Strophen umfaßt hat, also von erstaunlicher Länge war[1]), auch der Wortlaut ist an mehreren Stellen glücklich berichtigt worden. Aber leider sind die Anspielungen des Dichters meist so knapp und beziehen sich auf so unbedeutende Ereignisse, daß wir sie ohne die Hilfe von Scholien nicht verstehen, vor allem aber ist der Sinn des das ganze Rügelied beherrschenden Leitwortes *διαστρέφειν* noch immer dunkel; vermutlich würde uns die verlorene erste Strophe das Verständnis wesentlich erleichtern.

Ich setze das Lied noch einmal her, im wesentlichen in der von Jensen (a. a. O. 323) gegebenen Form, ohne die Urheber der einzelnen Ergänzungen und Änderungen zu wiederholen; nur wo ich von Jensen abweiche, gebe ich die Gewährsmänner an:

---

1) Durch die Vierzahl der Strophen wird diese Antode von den Parabasen des Aristophanes noch schärfer geschieden als ich a. a. O. 293 ausgeführt habe.

καὶ δὴ δὲ Πείσανδ[ρ̣ο̣ν] διε-
στράφθαι χθὲς ἀριστῶντά φασ',
ἐπ⟨ε⟩ὶ ξένον τιν' ὄντ' ἄ[σ̣ι-
τον οὐκ ἔφασκε θρέψειν.
Παύσων δὲ προσ⟨σ⟩τὰς Θεογένει
δειπνοῦντι πρὸς τὴν καρδίαν
τῶν ὁλκάδων τιν' αὐτοῦ
κλ̣]έψας ἅπαξ διέστρεφεν·
λ]υτὸς δ' ἔκειθ' ὁ Θεογένης
τὴ]ν νύχθ' ὅλην πεπορδώς. ——
⟨δια⟩στρέφειν οὖν πρῶτα μὲν
χρὴ Καλλίαν τ̣οὺς ἐν μακροῖν
τειχοῖν θ' ἅμ' ἀ[ρ̣]ιστ⟨ητ⟩ικώ-
τεροι γάρ εἰσιν ἡμῶν,
Ν̣]ικήρατόν τ' Ἀχαρνέα
τρώγ]ε̣ι̣ν διδόντα χοίνικας
δύ' ἢ τι πλε̣]ον ἑκάστωι,
ὅταν . . . . τ̣]ι ἦ̣,
τῶν χρημάτων [δὲ τἀπίλοιπ'
οὐδ̣' ἄ̣ν̣] τ̣ριχὸς πριαίμην. ═

In V. 9 scheint mir an Stelle des von LEFEBVRE eingesetzten, von JENSEN, und auch von mir früher, angenommenen *αὐτός* das von MAAS (Berl. Philol. Woch. 1912, 862) als möglich erwogene *λυτός*[1]) aus metrischen Gründen geboten. Wir brauchen nach *διέστρεφεν* einen Konsonanten, da innerhalb der Periode syllaba anceps unmöglich ist.

Am Anfang von V. 15 (16) gibt JENSEN C̣Ị]N oder Є̣Ị]N und davor eine Lücke von vier Buchstaben, das führt auf einen Infinitiv, und da *φαγεῖν* zu kurz ist, habe ich das in der Komödie so beliebte *τρώγειν* ergänzt.

Im folgenden Vers ist meine Ergänzung *δύ' ἢ τι πλέον* für den Raum etwas kurz, aber die Schrift ist in diesem Verse besonders breit, den 7 Buchstaben von *ἑκάστωι* entsprechen

1) MAAS denkt auch an *χυτός* oder *πλυτός*, letzteres ist durch den Raum ausgeschlossen.

in der darüberstehenden Zeile fast 9. Jensen (a. a. O. 336) nimmt gewiß mit Recht an, daß von Nikeratos gesagt war, er verteile zu große Rationen, nicht, wie ich früher annahm, zu kleine. Die Choinix = 1,1 l (s. Hultsch R. E. III 2356ff.) wird oft (Her. VII 187, Athen. III 98E, Diog. Laert. VIII 18, Suid. u. *Πυθαγόρα τὰ σύμβολα*) als das Normalmaß für den täglichen Getreidebedarf eines erwachsenen Mannes bezeichnet; die athenischen Gefangenen in den sizilischen Steinbrüchen bekamen täglich nur eine halbe Choinix Gerste, aber das gilt freilich für ganz unzureichend (Thuk. VII 87, Plut. Nik. 29).[1]) Zwei Choinikes oder etwas mehr sind also eine überreichliche Ration, was gerade jetzt noch mehr einleuchten wird, wenn ich das Hohlmaß in Gewicht umsetze, das Durchschnittsgewicht von zwei Choinikes Weizen beträgt nach freundlicher Mitteilung meines Kollegen Kirchner etwa 1650 Gramm (Gerste etwa 1540 g).[2]) Da Jensen am Schluß des nächsten Kolon, das im Papyrus nicht richtig abgesetzt ist, T]IH gelesen hat, ist es wohl sehr wahrscheinlich, daß in einem Satz mit *ἐάν* oder *ὅταν* die näheren Umstände der Getreideverteilung angegeben werden; einen bestimmten Vorschlag wage ich nicht. Die für den verfügbaren Raum allerdings etwas lange, aber doch wohl mit ihm vereinbare Ergänzung *δὲ τἀπίλοιπ'* verdanke ich Immisch; den Sinn trifft sie gewiß, was vom Vermögen des zu freigebigen Nikeratos noch übrig ist, das ist nicht der Rede wert.

Zum Schluß möchte ich noch kurz auf das leidige Wort *διαστρέφειν* eingehen, obwohl ich weder selbst eine einleuchtende Deutung vorbringen noch einen der mir von befreundeten Kollegen gemachten Vorschläge unbedingt empfehlen kann. Meine erste Erklärung (a. a. O. 294) „prellen“

---

1) In dem Waffenstillstandsvorschlag der Spartaner nach der Einschließung von Sphakteria wird als Tagesration für jeden Spartiaten zwei, für jeden *θεράπων* eine Choinix vorgesehen (Thuk. IV 16).

2) Unsere deutschen Kriegsgefangenen in England erhielten im Winter 1918/9 außer einer Pferdefleisch-Kohlrübensuppe täglich 140 g Brot als einzige Nahrung.

hat mit Recht wenig Beifall gefunden, aber auch der fast gleichzeitig von AUGUST MAYER (Berl. Philol. Woch. 1912, 830) und PAUL MAAS (ebenda 862) gemachte, von JENSEN (a. a. O. 336) zögernd angenommene Vorschlag, *διαστρέφειν* gleich *πυγίζειν* zu setzen, trifft schwerlich das Richtige. Es ist MAYER nicht gelungen, die obszöne Bedeutung von *διαστρέφειν* zu belegen oder einwandfrei herzuleiten, und der Sinn ließe sich allenfalls mit den beiden ersten Beispielen vereinigen, aber unmöglich mit dem dritten — wie soll Eupolis eine paedicatio der Tausende in den langen Mauern für notwendig erklären, weil sie zu eßlustig seien? Auch für den Handel des Pauson und Theogenes (V. 5—10) paßt die Bedeutung notzüchtigen nur unter der Voraussetzung, daß *ὁλκάς* für Eupolis' Zuschauer ohne weiteres im Sinne von Dirne verständlich war. Das läßt sich aber aus dem von MAYER angezogenen Epigramm des Hedylos (Anth. Pal. V 160) ganz und gar nicht entnehmen, denn hier werden die Beziehungen von Schiffsherren zu bestimmten Dirnen gründlich ausgepreßt, und da heißen die drei Grazien des Diomedes *ναυκλήρων ὁλκάδες εἰκόσοροι*, das Bild ist also deutlich ausgeführt. Bedenkt man weiter, daß wir über Theogenes schol. Ar. Av. 822 ausdrücklich hören *λέγεται ὅτι μεγαλέμπορός τις ἐβούλετο εἶναι περαΐτης, ἀλαζὼν ψευδόπλουτος*, so scheint mir noch immer die Beziehung der *ὁλκάς* auf eines der in Wahrheit gar nicht vorhandenen Frachtschiffe des angeblichen Großkaufmanns am nächsten zu liegen, obwohl ich die Anspielung nicht ganz verstehe.

Auffallend ist, worauf mich IMMISCH schon vor Jahren hinwies, daß in allen Fällen das *διαστρέφειν* oder *διαστρέφεσθαι* mit Essen in Verbindung erscheint, Peisandros *διέστραπται* beim Frühstück, als er einen hungrigen Fremdling nicht füttern wollte, Pauson tritt zu Theogenes, als dieser nach Herzenslust schmaust, und *διαστρέφει* ihn selbst (was mir noch immer wahrscheinlicher ist) oder ein Lastschiff, Kallias und die Anwohner der langen Mauern muß man *διαστρέφειν*, weil sie zu gern frühstücken, Nikeratos, weil er

zu große Portionen austeilt. IMMISCH erinnert daran, daß *στρόφος* Bauchweh, *στροφοῦσθαι* Bauchweh haben bedeutet, möchte *διαστρέφεσθαι* von einem durch vieles Fressen aufgetriebenen Leib verstehen, „dessen natürliches Ergebnis der *νύχθ' ὅλην πεπορδώς* sein dürfte“ und erklärt das Aktiv als „zu einem aufgetriebenem Leib verhelfen, den Magen verderben“. Für die Beziehung des Verbums auf die Verdauung ließe sich noch anführen, daß sich auch das Simplex *στρέφειν* in diesem Sinne findet Ar. fr. 462 *οἴμοι τάλας, τί μου στρέφει τὴν γαστέρα;*[1]) — aber es will mir nicht gelingen, die einzelnen Szenen mit Hilfe dieser Interpretation wirklich verständlich zu machen.

H. SCHOENE nimmt das Wort allgemeiner „den Hals umdrehen“, also umbringen, und ich bekenne, daß mich diese Erklärung noch am ehesten befriedigt. Zunächst haben wir *διαστρέφεσθαι* im Sinne von „sich den Hals abdrehen“ bei Aristophanes Ritt. 175 und Vög. 177, dann steht es aber auch übertragen im Sinne von „umkommen“ neben *ἀποθανεῖν* Ach. 15 *τῆτες δ' ἀπέθανον καὶ διεστράφην ἰδών, ὅτε δὴ παρέκυψε Χαῖρις ἐπὶ τὸν ὄρθιον.* Mit diesem burschikosen Gebrauch von umkommen, bzw. umbringen, kommen wir zur Not in allen Strophen des Rügeliedes aus. Peisandros kommt beim Frühstück um, als ihm das Ansinnen gestellt wird, einen hungrigen Fremden mit zu füttern. Pauson[2]) bringt den schmausenden Theogenes um, dadurch daß er ihm eines

---

1) Vgl. auch Ar. Plut. 1131, Antiph. fr. 177, 4.

2) Herr Professor E. KIND weist mich darauf hin, daß Pauson der bekannte Maler ist (s. BRUNN, Gesch. der griech. Künstler II 49 ff.), und versucht, eine mehrfach von diesem erzählte Anekdote zur Erklärung des Liedes zu benutzen: Plut. de Pyth. orac. 5, 396 berichtet *ἐκλαβὼν γάρ, ὡς ἔοικεν, ἵππον ἀλινδούμενον γράψαι, τρέχοντα ἔγραψεν. ἀγανακτοῦντος δὲ τοῦ ἀνθρώπου γελάσας ὁ Παύσων κατέστρεψε τὸν πίνακα· καὶ γενομένων ἄνω τῶν κάτω, πάλιν ὁ ἵππος οὐ τρέχων ἀλλ' ἀλινδούμενος ἐφαίνετο* (ähnlich Ael. var. hist. XIV 15 und Luc. enc. Demosth. 24). Leider handelt es sich hier aber nicht um ein *διαστρέφειν*, sondern um ein *καταστρέφειν* oder *ἀναστρέφειν*, und zu den übrigen Personen ist gar keine Beziehung vorhanden.

seiner legendären Frachtschiffe stiehlt; erschöpft durch den Schreck liegt Theogenes die ganze Nacht und forzt. Kallias und die Anwohner der langen Mauern muß man umbringen, weil sie zu sehr aufs Essen erpicht sind, Nikeratos, weil er zu große Kornrationen ausgibt. Das alles ist nicht übermäßig witzig, aber doch erträglich.

2. Menanders Misumenos.

Unter neuen Dichterfragmenten aus der Papyrussammlung des Berliner Museums veröffentlicht v. Wilamowitz als Nr. 6 (Sitz.-Ber. der Berl. Akad. 1918, 747 ff.) den unteren Teil einer Seite aus einem Papyrusbuch des 3. Jahrh. n. Chr. mit im ganzen 23 Versen eines Dichters der neuen Komödie. Der Herausgeber ist schon wegen der Zeit des Papyrus geneigt, sie Menander zuzuweisen, und ich glaube, daß sich diese Zuteilung wesentlich bestimmter geben läßt, wenn man einige Einzelheiten etwas anders auslegt, als v. Wilamowitz es getan hat. Ich konnte für das Studium des interessanten Blattes gute Photographien benutzen, für deren Vermittlung ich Herrn Professor Schubart zu Dank verpflichtet bin.

Ich beginne mit der besser erhaltenen und inhaltlich entscheidenden Rückseite. Die schönen Ergänzungen v. Wilamowitz' und Schubarts habe ich sämtlich beibehalten, aber durch Hinzufügung der Personalnoten und einer Bühnenweisung meine Auffassung gleich angedeutet:

(*Τροφός.*) *ἆ[ρ' ο]ὖ τιν' ὄψιν οὐδὲ προσδ[οκωμένην*
ὁ[ρ]ῶ; (Κράτεια.) τί βούλει τηθία, τί μοι λαλεῖς;
πατὴρ ἐμὸς ποῦ; (Δημέας.) παιδίον Κράτεια, [παῖ
κάλει με. (Κρ.) πάππα χαῖρε πολλὰ φίλτατ[ε.
(*Δη.*) *ἔχω σε τέκνον. (Κρ.) ὦ ποθούμενος φαν[είς,*
ὁρῶ σ' ὃν οὐκ ἄν ᾠιόμην ἰδεῖν ἔτι.
(Θρασωνίδης καὶ Γέτας ἐξέρχονται.)
(*Τρ.*) *ἐξῆλθεν ἔξω. (Θρ.) παῖ τί τοῦθ'; αὕτη τίς [εἶ;*
ἄνθρωπε, τί ποεῖς οὗτος; οὐκ ἐγὼ 'λε[γον,
ἐπ' αὐτοφώρωι τό[ν]δε τὸν ζητούμε[νον

ἔχω· γέρων οὗτός γε πολιὸς φαίνε[ται
ἐτῶν τις ἑξήκοντα· ὅμως δὲ κλαύ[σεται.
τίνα περιβάλλειν καὶ φιλεῖν οὗτος [δοκεῖς;

Vor V. 12 las Schubart „mit starkem Zweifel" die Personenbezeichnung ΓΕ, für die auf der Photographie kein Platz ist; der Papyrus scheint seit der ersten Lesung etwas gelitten zu haben, auch an Stelle des ersten Ε in V. 16, das v. Wilamowitz ohne Punkt gibt, zeigt die Photographie ein Loch. Ich glaube, in V. 12 an erster Stelle ein Α, dann den unteren Ansatz eines Buchstabens, der mit Ρ vereinbar ist, zu erkennen.

Zwischen V. 13 und 14 sehe ich eine von den Herausgebern nicht mitgeteilte Paragraphos.

V. 15 παπα steht im Pap.

Vor V. 18 gibt v. Wilamowitz die Personenbezeichnung ΓΕ, ich lese auf der Photographie ΓΕ mit übergesetztem Τ, also ΓΕΤ, der oberste Strich des Τ steht zu weit links, um als Paragraphos gedeutet werden zu können. Die Notiz ist blasser als die übrige Schrift, auch von abweichender Form, also wohl spätere Zutat.

V. 23 περιβάλειν Pap.

Wir haben eine Erkennungsszene zwischen Vater und Tochter, die schon als solche wertvoll ist. Der Anagnorismos vollzieht sich hier viel schneller und einfacher als in dem einzigen bisher im Original bekannten Beispiel, dem Leipziger Blatt aus der Perikeiromene (V. 338ff. meiner Menandrea). Interessant ist, daß auch hier durch das Fehlen aller Auflösungen in den Versen der eigentlichen Erkennung und durch die Längung von τέκνον in V. 16 eine tragische Stilisierung erzielt wird, wie in dem Anagnorismos der Perikeiromene (s. Ber. der Sächs. Ges. der Wiss. LX 1908, 169f.). Die Erkennung wird vorbereitet durch eine als τηθία angeredete Alte, welche die Tochter Krateia auf die Bühne führt. v. Wilamowitz hat bereits für das bisher unbelegte Wort τηθία auf die Notiz des Aristophanes von Byzanz hin-

gewiesen (S. 140 NAUCK) *μαῖα καὶ ἡ ἁπλῶς πρεσβυτέρα γυνὴ ἐλέγετο, ἡ δ' αὐτὴ καὶ τήθη καὶ τηθία.*[1]) Die Tochter sieht den Vater zunächst nicht und scheint Zweifel geäußert zu haben, die der alten Wärterin Anlaß zu der halb vorwurfsvollen Bemerkung geben: „sehe ich nicht einen Anblick, auf den man gar nicht gefaßt sein kann?" Dann erfolgt die kurze, aber warme Begrüßung von Vater und Tochter, die erweist, daß beide einander nicht fremd sind. Krateia ist wohl längere Zeit vom Vater getrennt gewesen, aber nicht wie Glykera in der Perikeiromene als Neugeborene ausgesetzt worden. Die Freude der beiden wird unterbrochen durch das Heraustreten eines Mannes aus dem Haus, das, offenbar von der Alten, durch die Wendung V. 18 *ἐξῆλθεν ἔξω* angekündigt wird. Hinter *ἔξω* steht nur ein Punkt, aber der Personenwechsel ist, wie v. WILAMOWITZ mit Recht bemerkt, unvermeidbar. Natürlich ist es das Nächstliegende, die Personenbezeichnung am Rande *Γετ.* (oder *Γε.*) auf die Alte zu beziehen, wie es v. WILAMOWITZ tut; gleichwohl glaube ich, sie anders auffassen zu müssen.[2])

Wer ist nun aber der erregt Herauskommende, der weder die Amme noch den Vater kennt und letzteren sofort heftig bedroht? Nach v. WILAMOWITZ ist es ein alter Herr, der Krateia wie seine Tochter hält, von Annäherungsversuchen des wirklichen Vaters schon etwas gemerkt hat und deshalb mißtrauisch ist. Aber weder die Altersabschätzung des vermeintlichen Räubers V. 20ff. noch die Androhung körperlicher Mißhandlung (V. 22), noch der ganze hitzige Ton passen in den Mund eines alten Pflegevaters, so kann nur ein junger, lebhafter Mann, ein Verliebter, der in dem umarmenden Vater einen Nebenbuhler sieht, reden. v. WILAMOWITZ ist wohl dadurch zu seiner Auffassung gekommen, daß er die Worte V. 18 *παῖ τί τοῦθ'*; an

1) Ich sehe keinen Grund, mit v. WILAMOWITZ das überlieferte *τήθη* durch *τηθίς* zu ersetzen; NAUCK wollte für *τηθία* vielmehr *τηθίς* schreiben.

2) Auch v. WILAMOWITZ hebt hervor, daß ihm kein mit *Γε-* beginnender Frauenname bekannt sei; er denkt an *Γέτις*.

Krateia gerichtet glaubte. Aber mit τί τοῦτο παῖ; (Men. Sam. 145, Perik. 126, fr. 113 K.) oder τί δέ μοι τοῦτο παῖ; (Sam. 147) werden bei Menander nur Sklaven angeredet, die einfache Anrede παῖ ohne den Namen — wie oben παιδίον Κράτεια, παῖ — oder mindestens ὦ vor παῖ finde ich Kindern gegenüber bei Menander überhaupt nicht. Die Worte παῖ τί τοῦϑ'; sind also an einen mit ihm heraustretenden Sklaven gerichtet, erst mit αὕτη τίς εἶ: wendet sich der Zornige an die Alte, mit ἄνϑρωπε τί ποεῖς οὗτος; an den Vater, die ihm beide fremd sind. Auf den Sklaven geht meines Erachtens die Personenbezeichnung Γετ = Γέτας am Rande: gerade weil es nicht selbstverständlich ist, daß Getas mit herauskommt, hat wohl ein Leser seinen Namen am Rand vermerkt.

Meine Auffassung, daß der Störer der Erkennungsszene ein Liebhaber der Krateia ist, der sich durch den Vater in seinen Rechten gekränkt glaubt, wird nun voll bestätigt durch eine überraschend ähnliche Szene in Plautus' Poenulus. Hier wird die Erkennungsszene des Hanno und seiner Töchter durch den Soldaten Antamoenides, den Liebhaber der Anterastylis gestört 1294 ff.

(Ante.) Út nequeo te sátis conplecti, mí pater, (Anta.) Ego mé moror.
Própemodum hoc ópsonare prándium poteró mihi.
Séd quid hoc est? quid ést? quid hoc est? quíd ego video? quómodo?
Quíd hoc est conduplicátionis? quae haéc est congeminátio?
Quís hic homost cum túnicis longis quási puer caupónius?
Sátin ego oculis cérno? estne illaec méa amica Anterástylis?
Ét east certo. iám pridem ego me sénsi nili péndier.
Nón pudet puellam ámplexarei báiolum in mediá via?
Iam hércle ego illunc éxcruciandum tótum carnuficí dabo.
Sáne genus hoc múlierosumst túnicis demissíciis.
Sed adíre certumst hánc amatricem Áfricam.
Heus tú, tibi dico, múlier, ecquid té pudet?
Quid tíbi negotist aútem cum istac? díc mihi;

(Ha.) Aduléscens, salve. (Anta.) Nólo: nil ad te áttinet.
Quid tíbi hanc digito táctiost? (Ha.) Quia míhi lubet.
(Anta.) Lubét? (Ha.) Ita díco. (Anta.) Lígula in malám crucem?
Tune híc amator aúdes esse, halléx viri,
Aut cóntractare quód mares hominés amant? usw.

Die Breite der Ausführung namentlich in den Scherzen über Hannos weibische Tracht, die den Anschein des Eunuchen erweckt, wird hier auf Rechnung des römischen Bearbeiters zu setzen sein, aber der Kern der Szene ist genau der gleiche wie auf dem Papyrus: Ein hitziger Liebhaber hält den seine wiedergefundene Tochter umarmenden Vater für einen begünstigten Nebenbuhler und geht ihm mit Scheltreden und Drohungen zu Leibe. Daß der Polterer ein Soldat ist, kann nicht als Zufall gelten, denn unüberlegte Heftigkeit gehört zum Typus des komischen Soldaten. Wir werden auch in dem ungestümen Bedroher des Papyrus einen Soldaten zu erkennen haben, und dazu paßt vortrefflich, daß in V. 9 der Vorderseite von einem *σοβαϱ]òς ξένος* die Rede ist.

Damit ist aber das Stück unmittelbar gegeben, es ist der Misumenos Menanders, für den der seltene Mädchenname Krateia bisher allein bezeugt ist. Einen zweiten Namen aus dem Misumenos liefert die Personenbezeichnung zu V. 18 *Γέτας*, falls ich sie richtig gedeutet habe. Aus den früher bekannten Fragmenten und dem Ox. Pap. VII 1013 wissen wir über das Stück etwa folgendes (s. Menandrea[2] praef. LIf. und S. 127ff.): Der Soldat Thrasonides hat ein Mädchen Krateia erbeutet und liebt sie glühend, während sie ihn verschmäht (fr. 1, 2). Obwohl sie in seiner Macht ist, berührt er sie nicht (fr. 4) und bemüht sich, eine ihr zugefügte Kränkung durch Bitten und Geschenke wieder gutzumachen (fr. 2). Seine Leidenschaft treibt ihn bis zu Selbstmordgedanken, deren Ausführung sein treuer Bursche Getas verhindert (fr. 2). Dann langt Krateias Vater Demeas (fr. 13) an, um die Tochter loszukaufen, Thrasonides kann oder will sich dem Loskauf

nicht widersetzen und erhofft nun sein Glück einzig von einer Sinnesänderung der Geliebten und der Zustimmung des Vaters zu einer legitimen Ehe (Ox. Pap. 39ff.), wie er seinem eigenen Vater in lebhafter Bewegung bekennt. Der Schluß ist nicht erhalten, aber zweifellos wurde das Herz Krateias durch den Edelmut des ungestümen aber ehrlichen Soldaten besiegt, und sie gab ihm den Vorzug vor einem andern Freier Kleinias (Ox. Pap. 12ff.), der etwa die Rolle des Moschion in der Perikeiromene gespielt haben wird. Das Stück ist in den Grundmotiven und Charakteren der Perikeiromene sehr ähnlich: in beiden stößt die unbesonnene Heftigkeit eines stürmischen Soldaten ein Mädchen zunächst ab, dann legt aber der hitzige Krieger so viel Zartheit und echtes Gefühl an den Tag, daß er über die flache Genußsucht eines jungen Lebemanns triumphiert und die Braut heimführt. Im Misumenos, der das spätere Stück sein wird, ist das Motiv dadurch gesteigert, daß Thrasonides rechtlich unbeschränkte Gewalt über die Geliebte besitzt, aber von seinem Herrenrechte noch keinen Gebrauch gemacht hat, während Glykera bereits vor Beginn des Stücks in einer Art Gewissensehe mit Polemon lebt (s. V. 236ff.), aber frei ist und das unbezweifelte Recht hat, ihn zu verlassen.

In das, was wir von der Handlung des Misumenos wissen, fügt sich nun die Berliner Erkennungsszene ganz vortrefflich ein; ein solches Wiedersehen von Vater und Tochter war unbedingt vorauszusetzen und die Heftigkeit, mit der Thrasonides die Situation verkennt und stört, entspricht ganz dem Bilde, das wir von ihm besonders aus fr. 1 und 2 gewinnen. Den Umschwung seiner Stimmung nach dem Anagnorismos, der wieder dem des Polemon in der Perikeiromene entspricht (398ff.), zeigt dann Ox. Pap. 1013.

Weniger durchsichtig ist die durch etwa 20 verlorene Verse von der Rückseite getrennte Szene der Vorderseite. Die Sprecher scheinen mir freilich auch hier kenntlich zu sein, es sind erst Getas und dann, nach dessen Abgang ins Haus, die Amme, die mit einem Monolog die Erkennungs-

szene vorbereitet. Leider fehlen durchgängig die Versanfänge, und es zeigt sich wieder, daß bei Menander Versanfänge schwerer zu ergänzen sind als Versschlüsse. Die Ergänzungen rühren, wo nichts anderes bemerkt ist, von WILAMOWITZ her, V. 4 ist von SCHUBART hergestellt.

(*Γε.*) . . . . ρ̣ . αμ ἥκεις πρὸς ἡμᾶς. ἀλλὰ τί
παθὼν ἀνα]κάμ̣πτεις καὶ πάλιν στέλλει διδοὺς
καὶ ἐπιστ]ολάς; εἰ μή τι κακὸν ἡμᾶς ποεῖς,
τί παρεκε]λ̣εύσω τοῦτό μ' ἐπὶ δεῖπνον πάλιν
τὸν δεσπ]ό̣την καλέσαντα; φανερός ἐστι γὰρ
ἀδικῶν· β]αδιοῦμ̣' εἴσω δὲ καὶ πειράσομαι
κρύπτω]ν̣ ἐμ̣αυτὸν ἐπιθεωρῆσαί τι τῶν
ποιουμ̣έ]νων ἔνδον λαλουμένων θ' ἅμα.
(*Τρ.*) σοβαρώ]τερον τούτου μὰ τὼ θεὼ ξένον
οὐπώπο]τ̣' εἶδον· αἴ τάλας· τί βούλεται
ἔχειν πα]ρ̣' οἴκῳ̣ τὰς σπάθας τῶν γειτόνων;

1. Der erste deutliche Buchstabe M' steht über ΠΤ von *ἀνα]κάμ̣πτεις*, davor sind zwei kleine Buchstabenreste sichtbar, die sich wohl mit A, vielleicht auch mit H, YC, IC, aber schwerlich mit O vereinigen lassen. Zwei Stellen davor, über dem K von *ἀνακάμπτεις*, sehe ich auf der Photographie noch das Ende einer längeren senkrechten Hasta, wohl von P oder Φ, möglich wäre ein auf *-ριαμα* ausgehendes Schimpfwort.

3. v. WILAMOWITZ ergänzt *τὰς συμβολάς* und denkt eher an geschäftliche Beziehungen, die der Fremde angeknüpft habe, als an den Beitrag zu einem *δεῖπνον ἀπὸ συμβολῶν*. Beides scheint mir zur Rückseite nicht zu passen, denn offenbar hat der Störer der Erkennungsszene Krateias Vater weder gesehen, noch weiß er über den Fremden etwas Genaueres, nur daß sich jemand bei seinem Haus zu schaffen gemacht hat, ist ihm bekannt. Nicht ohne Bedenken habe ich *καὶ ἐπιστολάς*, was den Raum genau füllt und natürlich mit Krasis zu lesen wäre, eingesetzt, vor *-ολας* glaube ich auf der Photographie die Ansatzspur einer Querhasta zu erkennen, die für T passen würde, aber das Bild mag täuschen. Wäre *ἐντολὰς*

διδόναι eine mögliche Verbindung, so würde ich *διδούς τινας ἐντολάς* vermuten.

4. Schubarts Ergänzung *τί παρεκελεύσω* (das *σ* ist über der Zeile nachgetragen) ist kaum zu bezweifeln, der Sinn aber bei der Kürze des Ausdrucks dunkel. Wilamowitz will merwürdigerweise aus V. 4f. herauslesen, der Fremde sei von dem Herrn des Sprechers schon zum zweiten Male zu Tisch geladen, aber das widerspricht dessen Benehmen in der folgenden Szene durchaus und läßt sich auch mit dem Wortlaut unmöglich vereinigen. Die Worte *τί παρεκελεύσω τοῦτό μ' ἐπὶ δεῖπνον πάλιν τὸν δεσπότην καλέσαντα;* weiß ich nicht anders zu übersetzen als: „Was fordertest du mich dazu auf, als ich den Herrn noch einmal zum Mahl gerufen hatte?" Vielleicht läßt sich die Situation so erklären: Getas ist aus dem Haus gekommen, um seinen Herrn, der Essen und Trinken vergißt, zur Mahlzeit zu rufen, und ist dann einen Augenblick allein auf der Bühne geblieben, um seinem Ärger über die Gemütsverfassung seines Herrn Luft zu machen. Da ist Demeas mit irgendwelchen Aufforderungen an ihn herangetreten, und diese erwägt nun der Sklave in dem vorliegenden Monolog. Da wir nur den Schluß seiner Betrachtungen haben, läßt sich nicht sagen, welcher Art Demeas' Anliegen gewesen ist; nur so viel ist klar, daß Getas dem Fremden und auch wohl der Krateia mißtraut, *φανερός ἐστι γὰρ ἀδικῶν* ist das Ergebnis seiner Überlegungen. Nach beliebter Sklavenart geht er ins Haus, um etwas zu spionieren.

An seiner Stelle tritt (V. 9) die Alte auf, deren Geschlecht durch den Schwur *μὰ τὼ θεώ* gesichert ist. Ihr erstes Wort ergänzt v. Wilamowitz *μανικώτερον*, ich ziehe *σοβαρώτερον* vor, weil dies Beiwort auch auf Polemon angewendet wird (Perik. 52).

11. Die Ergänzung *ἔχειν πα]ρ' οἴκῳ* wird sich kaum umgehen lassen, obwohl v. Wilamowitz mit Recht betont, daß *οἶκος* im Attischen nicht das Haus, sondern entweder den Hausstand oder das einzelne Zimmer bedeutet. Menander sagt einmal fr. 610 *νῦν δ' ἕρπ' ἀπ' οἴκων τῶνδε,* aber das ist

Paratragodie nach Eur. Hel. 477 ἀλλ' ἕρπ' ἀπ' οἴκων. Offenbar fürchtet Thrasonides in seiner Aufregung eine gewaltsame Entführung der Krateia und hat deshalb bewaffnete Nachbarn aufgeboten. Im Zusammenhang damit kann fr. 11 (meiner Ausgabe) des Misumenos stehen ἀφανεῖς γεγόνασιν αἱ σπάθαι.

Unleugbar enthält die Vorderseite nichts, was die aus der Rückseite erschlossene Zuteilung des Blattes an den Misumenos bestätigt, aber auch nichts, was ihr widerspricht.

[Nach Abschluß der Arbeit bekomme ich den 13. Band der Oxyrhynchos-Papyri zu Gesicht und finde, daß Grenfell und Hunt S. 46 das Berliner Blatt ebenfalls mit kurzer Begründung dem Misumenos zuteilen. Das von ihnen als Nr. 1605 veröffentlichte Papyrusfragment aus dem 3. Jahrh. n. Chr. enthält leider nur 27 Versanfänge und vereinzelte Versschlüsse einer vorangehenden Kolumne. Das Vorkommen der Namen Thrasonides (V. 25) und Getas (Personalnote zu V. 34 oder 35) sowie das Wort ζηλοτύπ[ος (V. 29) weisen mit Bestimmtheit auf den Misumenos, aber da von den einzelnen Versen immer nur 5—7 Buchstaben erhalten sind, läßt sich nichts ergänzen und ist der Papyrus für die Kenntnis des Stückes vorläufig wertlos.]

3. Alexis.

In derselben Abhandlung veröffentlicht v. Wilamowitz unter Nr. 5 (S. 743ff.) interessante Reste von Mumienkartonnage des 3. Jahrh. v. Chr., welche Verse der mittleren Komödie, aller Wahrscheinlichkeit von Alexis, enthalten.[1]) Der Chor beteiligt sich V. 24ff. in einer Weise an der Handlung, die in der neuen Komödie nicht nachweisbar ist, anderseits enthält das kleine Fragment 2 die Notiz χο]ροῦ, die

1) Die Zuteilung an Alexis beruht einmal auf der Form παλ]αιστρικῶς in V. 23, die von Phrynichos (242 Lobeck) speziell Alexis zugeschrieben wird (fr. 325 Kock), während die älteren Attiker παλαιστικός sagen. Daneben auf der seltenen Schwurformel V. 21f. νὴ τὸν Δία τὸν Ὀλύμπιον καὶ τὴν Ἀθηνᾶν, die sich bei Alexis im Τοκιστής fr. 231, außerdem freilich auch zweimal bei Menander (fr. 402 und 569) findet.

Benutzung des Chors liegt also auf der Linie, die von Aristophanes' Plutos zu Menander führt, und damit ist die Zuweisung an die mittlere Komödie gegeben.

v. Wilamowitz' Auffassung des Blattes ist im ganzen gewiß zutreffend, aber in Einzelheiten glaube ich von ihm abweichen zu müssen. Die ersten Verse lauten bei ihm:

(*A.*) *τὸ δ]αιμόνιον τὰ τοιαῦτα τ̣ο̣ῖ̣[ς πεπονθόσιν*
περὶ πράγ]ματα ἐκτίθησιν̣, ἀλλοτρίαν ὅτι
ζωὴ]ν ἔχομεν ἅπαντες, ἣν, ὅταν δοκῆι,
πάλι]ν παρ' ἑκάστου ῥαιδίως ἀφείλετο.
ἀλλ'] εἰσιὼν μετὰ τῆς ἱερείας βούλομαι
τὴν] ἐπιμέλειαν τῶμ προσηκόντων λαβεῖν.

Da scheint mir die Wortstellung und Konstruktion im ersten Satz unerträglich hart, ich schlage statt dessen vor:

τὸ δ]αιμόνιον τὰ τοιαῦτα το̣ῖ̣[ς θνητοῖς σαφῆ
παραδείγ]ματα ἐκτίθησιν κτέ.

Das Verbum *ἐκτιθέναι* paßt für *παραδείγματα* besonders gut.

In dem auf die Sentenz folgenden Satz, mit dem der Sprecher (A.) sein Abtreten von der Bühne ankündigt, nimmt v. Wilamowitz *τῶν προσηκόντων* persönlich und bemerkt dazu: „*προσήκοντες* werden keine nahen Verwandten sein", ich halte es für besser, das Wort neutral zu nehmen.[1]) Der Sprecher, der den schützenden Tempel der Demeter (V. 12) glücklich erreicht hat, will mit der Priesterin Sorge tragen für das, was sich gehört.

Der erste Sprecher ist damit verschwunden, und zu einem neuen Ankömmling sagt der Chorführer, dem v. Wilamowitz die Worte gewiß mit Recht gibt, wohl eher:

τί πο]τ̣' εὐλαβεῖ βέλτιστε; als *τί ἔ]τ̣' εὐλαβεῖ*

(v. Wilamowitz), der obere Querstrich des T steht unter der ersten Hasta des Π von *ἐπιμέλειαν*, für vier Buchstaben ist also vor T durchaus Platz.

---

1) So auch Fränkel, Sokrates VI 366.

Ich gebe die folgende lebhafte Szene im Zusammenhang, obwohl ich nur für zwei Stellen Änderungsvorschläge zu machen habe.

(*Xo.*) τί πο]τ' εὐλαβεῖ βέλτιστε; (*B*) πρὸς θεῶν πάρες·
διώ]κομαι γάρ, κατὰ κράτος διώκομαι
ὑπὸ] τοῦ καταράτου κληρονόμου, ληφθήσομαι.
(*Kλ.*) ἰοῦ], δίωκε Σωσία, συνάρπασον
τὸν] ἀνδραποδιστήν, λαβὲ λάβ' αὐτόν. οὐ μενεῖς;
(*B.*) ὦ φ]ιλτάτη Δήμητερ, ἀνατίθημί σοι
ἐμαυτὸν ἀξιῶ τε σώιζειν. (*Kλ.*) ποῖ σύ, ποῖ;
(*B.*) ἤρου με; πρὸς τὴν ἀσφάλειαν ἐνθαδὶ
ἔ[δω]κ' ἐμαυτὸν ἀντεταξάμην τέ σοι.
(*Kλ.*) οὐκ ἔστι]ν ἀσφάλεια τῶι πεποιηκότι
τοιαῦτ' ·] ἀκολ[ο]ύθει θᾶττον. (*B.*) ἄ, ἄ, μαρτύρομαι,
μαρ]τύρομ' ὑμᾶς ἄνδρες. ἂν τὴν χεῖρά μοι
ἱκε]τηρί[ω]ι τις προσφέρηι, πεπλήξεται
πα]ραχρῆμά τ' εὐθὺς τἀπίχειρα λήψεται.
(*Kλ.*) τί] φήις; ὑπὸ σοῦ μαστιγία; (*B.*) νὴ τὸν Δία
τὸν] Ὀλύμπιον καὶ τὴν Ἀθηνᾶν, εὖ γε καὶ
παλ]αιστρικῶς, πεῖραν δ' ἐὰν βούληι λαβέ.
(*Xo.*) ὁρῶ]ντες ἡμεῖς γ' οἱ παρόντες ἐνθάδε
ἐάσ]ομέν σε παρανομεῖν εἰς τὴν θεόν;
(*B.*) μὴ τοῦτ]ό γ' ἄνδρες· εὖ γε προσπαίζειν δοκεῖ.

Der neue vom Chorführer begrüßte Flüchtling (*B.*) ist Sklave, denn er wird V. 21 *μαστιγία* angeredet und gehört der Partei des ersten Sprechers (*A.*) an. Da sein Verfolger (V. 9) als „der verdammte Erbe“ bezeichnet wird (*Kλ.*), und dieser ihn in der Wut (V. 11) *ἀνδραποδιστής* nennt, hat *B.* offenbar geholfen, ein Mädchen — an mehrere zu denken, liegt bei neutraler Auffassung von *τῶν προσηκόντων* in V. 6 kein Grund mehr vor — voraussichtlich eine Erbtochter, der Gewalt ihres wirklichen oder angeblichen *κύριος* zu entziehen. Es verdient immerhin Beachtung, daß Alexis, wie vor ihm Antiphanes, nach ihm Menander, Diphilos und andere, eine Komödie *'Επίκληρος* benannt hatte. Freilich geben die spär-

lichen Fragmente dieses Stücks (CAF II 322f. KOCK) für den Inhalt kaum etwas aus, und die Nöte einer bedrängten Erbtochter können in vielen Komödien verwertet worden sein. Der verfolgende Erbe ist von einem Sklaven Sosias begleitet, der stumme Person bleibt, mit Gewalt versuchen die beiden, den Flüchtling vom Altar der Demeter fortzureißen.

Ergänzungsschwierigkeiten macht in der lebhaften Streitrede zunächst V. 15. v. WILAMOWITZ druckt den Anfang Ε . . ΗΚ', hält an erster Stelle auch Θ, an vorletzter, obwohl er Η nicht punktiert, auch ω für möglich, würde am liebsten *σέσωκα* ergänzen, was mit den erhaltenen Resten unvereinbar sei, während das zu ihnen am besten passende *ἕστηκα* sich mit *ἐμαυτόν* und *ἀντεταξάμην τέ σοι* nicht vertrage. Mir scheint das von WILAMOWITZ auch schon erwogene, aber verworfene *ἔδωκα* die einzig mögliche Ergänzung. Der Buchstabenrest vor Κ paßt nach der Photographie für ω sogar besser als für Η und bei der Breite dieses Buchstabens füllt er den Raum unter ΟΥ von *ἥρου* in dem vorangehenden Vers tadellos; ich glaube, außer der rechten oberen Ecke auch noch ein Restchen der Mittelhasta des ω zu erkennen, und an zweiter Stelle Ansatzspuren vom ersten Schrägstrich des Δ. Vor allem brauchen wir aber neben *ἀντεταξάμην* einen Aorist, und da *ἔθηκα* ausgeschlossen ist, wird sich außer *ἔδωκα* kein Aorist auf *-κα* finden lassen. Für den zunächst auffallenden Ausdruck *ἔδωκα ἐμαυτὸν πρὸς τὴν ἀσφάλειαν* geben Stellen wie Pol. V 14, 9 *ἐδόκει γὰρ εἰς τόπους αὑτὸν δεδωκέναι παραβόλους* und Diod. V 59 *διδοὺς δ' ἑαυτὸν εἰς τὰς ἐρημίας* hinreichende Analogien.

V. 19. v. WILAMOWITZ ergänzte den Versanfang zu *βακτηρίαι* und erinnerte an die Stöcke in den Händen der Bürger, die den Chor bilden. Aber der Ausdruck *τὴν χεῖρά τινι προσφέρεσθαι βακτηρίᾳ* wäre sehr seltsam, und sachlich spricht gegen die Ergänzung, daß der Flüchtling nicht ein Verprügeltwerden auf dem Altar, sondern ein Fortgeschlepptwerden von ihm zu fürchten hat. Ich ziehe deshalb den Vorschlag FRÄNKELS (a. a. O.) *ἱκετηρίωι* vor und glaube, daß —

falls die Photographie nicht täuscht — auch die Tintenreste auf dem zerfaserten Rand des Papyrus besser zu IK als zu BA passen. Persönlichen Gebrauch von *ἱκετήριος* belegt Fränkel mit Soph. Oed. R. 327 *πάντες σε προσκυνοῦμεν οἵδ' ἱκτήριοι.*

V. 24 f. lauten bei v. Wilamowitz

ἅπα]ντες ἡμεῖς γ' οἱ παρόντες ἐνθάδε
νομίζ]ομέν σε παρανομεῖν εἰς τὴν θεόν.

In dieser Fassung scheint mir *νομίζομεν* viel zu zahm, außerdem setzt der folgende, sicher richtig ergänzte Vers *μὴ τοῦτ]ό γ' ἄνδρες* nicht eine bloße Meinungs-, sondern eine Willensäußerung des Chors voraus. Ich würde *κωλύσομεν* vermuten, aber der Raum scheint dies ebenso wie *νομίζομεν* auszuschließen. Das erste O steht nämlich genau unter dem N von *ἅπα]ντες* (oder *ὁρῶ]ντες*), es fehlen also nur 3, allerhöchstens 4 Buchstaben. Somit ist wohl *ἐάσ]ομεν*, als Frage, die gebotene Ergänzung. Der folgende Vers paßt sehr gut dazu, aber man wird dann in V. 24 statt *ἅπαντες* wohl *ὁρῶ]ντες* schreiben müssen. Das Nebeneinander der beiden Partizipien *ὁρῶντες* und *οἱ παρόντες* ist nicht gerade schön, steht aber ähnlich in V. 16 des Misumenos-Papyrus *ὦ ποθούμενος φανείς*. Den folgenden Vers gibt v. Wilamowitz anscheinend dem Verfolger, ich natürlich dem Flüchtling, der, erfreut durch die Äußerung des Chorführers, den Chor beschwört, die Verletzung des göttlichen Rechtes nicht zu dulden. Das wird auch durch die Worte *εὖ γε προσπαίζειν δοκεῖ* empfohlen, die man am natürlichsten auf den Verfolger bezieht.

Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Akademie der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
71. Band. 1919. 7. Heft

Richard Heinze

Ovids elegische Erzählung

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1919

Vorgetragen für die Berichte am 2. Februar 1918.
Das Manuskript eingeliefert am 24. September 1919.
Druckfertig erklärt am 18. Februar 1920.

Ovid hat den Raub der Proserpina zweimal erzählt, im vierten Buch der Fasten (v. 417—620) und im fünften der Metamorphosen (v. 341—661), beide Male in großer Ausführlichkeit — die Fastenerzählung ist die längste elegische Erzählung, die wir aus dem Altertum besitzen —, beide Male ohne daß der Plan der Werke es unbedingt forderte. Die Fastenerzählung geht weder darauf aus, den Cereskult überhaupt zu begründen — denn gerade die Einführung des Getreidebaues, die in den einleitenden Versen 395 ff. als Wohltat der Göttin gepriesen wird, ist in der Erzählung selbst ganz kurz (569 ff.) und keineswegs mit besonderer Betonung erwähnt —, noch haben die zahlreichen beiläufig angemerkten *αἴτια* griechischer Kultbräuche nähere Beziehung zu den Riten der *ludi Ceriales*, an die der Dichter mit *exigit ipse locus, raptus ut virginis edam* seine Geschichte leichthin anknüpft. In den Metamorphosen ist die Erzählung, die in ihrem Kern auf keine Verwandlung hinausläuft, nur der unnötig breite Rahmen für eine Reihe von Verwandlungssagen, unter denen die Metamorphose der Cyane von Ovid erfunden, die der Sirenen aus eigener Erfindung begründet zu sein scheint, die der Arethusa gezwungen genug herangezogen wird, während die reizlose und flüchtig erzählte Lynceusgeschichte einen unorganisch angeflickten Schluß bildet. Ovid hatte seine beiden großen Werke gleichzeitig in Arbeit; man fragt sich, was ihn dazu bewegen mochte, ein und denselben Stoff in beiden so ausführlich zu behandeln. Offenbar hat ihn gerade die Schwierigkeit der Aufgabe gereizt, die darin lag, bei diesem Unternehmen lästige Wiederholung zu ver-

meiden. Es hat in der Tat auch für den heutigen Leser einen eigenen Reiz zu sehen, wie verschiedene Form der in den Grundzügen durchaus gleiche Mythus gewinnt, je nachdem ihn der Aetien- oder der Metamorphosendichter darstellt. Die sachlichen Diskrepanzen, die sich hieraus ergeben, hat die neuere Forschung scharf ins Auge gefaßt, geleitet namentlich durch die Frage nach den Quellen Ovids. Als das Ergebnis, das vor allem einer Untersuchung L. Maltens[1]) zu verdanken ist, sehe ich an, daß wir für die Hauptgeschichte nur mit einer Quelle, einem hellenistischen Gedicht (vielleicht einer Elegie des Kallimachos) zu rechnen haben, dem sich Ovid in den Fasten näher anschloß als in den Metamorphosen. Über der sachlichen Analyse ist aber eine andere und, wie mir scheint, für das Verständnis ovidischer Kunst wichtigere Frage gänzlich übersehen worden. Die Fasten sind ein elegisches, die Metamorphosen ein episches Gedicht. Sollte dieser Unterschied auf die metrische Form beschränkt sein? Das ist von vornherein bei der Bedeutung, die Ovid und andere römische Dichter dem Unterschied der beiden Gattungen beimessen[2]), wenig wahrscheinlich. Eine Prüfung des Erzählungsstils beider Fassungen wird die Frage entscheiden.

---

1) Hermes 45 (1910), 506. S. auch Wilamowitz, Berl. Sitzungsber. 1912, 535.

2) S. die Stellen bei Dilthey, de Callimachi Cydippa p. 1. Für unsere Frage kommt weniger in Betracht die beliebte Gegenüberstellung der erotischen Elegie und des heroischen Epos, als Äußerungen wie fast. II 125 *quid volui demens elegis imponere tantum ponderis? heroi res erat ista pedis* (nämlich die Verherrlichung des Augustus als *pater patriae*) oder ex P. III 4, 85 *ferre etiam molles elegi tam vasta triumphi pondera disparibus non potuere rotis.* Diesem Gegenstande, hieß es vorher, wäre selbst der Sänger der Aeneis nur mit Mühe gerecht geworden. Über *mollis* als Epitheton constans des elegischen Maßes s. Rothstein zu Properz I 7, 19; Skutsch, Gallus und Vergil 20, 1 (wo aber Ciris v. 20 mißdeutet ist). Vgl. auch Statius' gesuchte, aber charakteristische Bezeichnung der Elegie als *dulce .. heroos gressu truncare tenores* silv. I 3, 98 und die *Elegea celsior adsueto* ebd. I 2, 7 (sonst also *humilis,* wie der elegische Dichter vom epischen taxiert wird Prop. I 7, 21).

I.

Hauptinhalt der Geschichte ist das Suchen der Ceres nach der geraubten Tochter. In den Fasten ist alles Gewicht darauf gelegt, den Schmerz der Mutter nachempfinden zu lassen: *me miseram* ist ihr erstes Wort, als sie aus den Klagen der Gespielinnen das in ihrer Abwesenheit geschehene Unglück erschließt; von Sinnen, wie eine Mänade stürmt sie dahin. Der Dichter vergleicht sie mit der säugenden Kuh, der man das Kalb genommen hat, mit Philomele, die um Itys klagt; ihre *gemitus* v. 461, *miserae querelae* v. 481; *maestissima* sitzt sie auf der *ἀγέλαστος πέτρα* nieder; sie weint bei dem Gedanken an den Gegensatz zwischen einst und jetzt, und Tränen des Mitleids vergießen bei diesem Anblick Celeus und seine Tochter (521); als sie endlich Nachricht über den Raub erhält, *questa diu secum*, ehe sie sich an Juppiter wendet, und als entschieden ist, daß Proserpina der Unterwelt verfallen, *non secus indoluit, quam si modo rapta fuisset, maesta parens, longa vixque refecta mora est.* Das Bild der in schmerzlichste Trauer versenkten ist durchgängig festgehalten und in immer neuen Wendungen eingeprägt. In den Metamorphosen hören wir nicht, wie Ceres von dem schweren Schlag zuerst getroffen wird; nachdem Pluton mit seinem Raub verschwunden und Cyane im Schmerz um die erlittene Kränkung zerflossen ist, heißt es, vergleichsweise ruhig, *interea pavidae nequiquam filia matri omnibus est terris, omni quaesita profundo* 438; die erste Tat, die von der Irrenden berichtet wird, ist die Bestrafung des vorwitzigen Ascalabus; als ihr Cyane den Gürtel der Tochter entgegenhebt, trifft sie das freilich, *tamquam tunc denique raptam scisset* (471), aber der Schmerz äußert sich in leidenschaftlicher Wildheit, sie zerreißt sich das Haar und zerschlägt sich die Brust, und im Zorn über den vermeintlichen Undank der Erde sendet sie Mißwachs und Unfruchtbarkeit; ihre *saevitia* und *ira* werden anschaulich geschildert. Die Entdeckung des Raubes durch Arethusa läßt sie zunächst zu Stein erstarren, bis *dolore pulsa gravi gravis est amentia* und sie flugs zu Juppiter eilt. Und

1*

wie sich hier ihre Haltung von der Ceres der Fasten unterscheidet, so sind auch die Worte, die sie an den Gatten, den Vater der Geraubten, richtet, hier und dort bei aller nahen Ähnlichkeit charakteristisch nuanciert. Statt der Einführung der Fasten *sic est adfata Tonantem, maximaque in voltu signa dolentis erant*, die von neuem den Schmerz und ihn allein hervorhebt, heißt es hier *toto nubila voltu ante Iovem passis stetit invidiosa capillis*. Die Reden selbst setze ich ganz her:

Met. 514

proque meo veni supplex tibi, Iuppiter, inquit,
sanguine, proque tuo. si nulla est gratia matris,
nata patrem moveat, neu sit tibi cura precamur
vilior illius, quod nostro est edita partu.
en quaesita diu tandem mihi nata reperta est,
si reperire vocas amittere certius, aut si
scire ubi sit reperire vocas. quod rapta, feremus,
dummodo reddat eam. neque enim praedone marito
filia digna tua est, si iam mea filia non est.

Fast. 588

si memor es, de quo mihi sit Proserpina nata
dimidium curae debet habere tuae.
orbe pererrato sola est iniuria facti
cognita. commissi praemia raptor habet.
at neque Persephone digna est praedone marito,
nec gener hoc nobis more parandus erat.
quid gravius victore Gyge captiva tulissem,
quam nunc te caeli sceptra tenente tuli?
verum impune ferat, nos haec patiemur inultae;
reddat et emendet facta priora novis.

Die Stilisierung der Metamorphosen mit ihren durchgeführten Antithesen ist die der Rede, konzis und energisch, ohne poetische Floskeln; wohlberechnete Steigerung in dem auf den Anfangssatz zurückweisenden Schluß. Die Ceres der Fasten spricht in gewählteren Wendungen (*dimidium curae, commissi praemia, te caeli sceptra tenente, emendet* etc.), mit

kaum merklicher Verwendung rhetorischer Kunstmittel. Sie beklagt sich über die erlittene Unbill mehr, als daß sie sich beschwerte; sie appelliert fast schüchtern an Juppiters Vaterschaft; sie sucht ihn zu rühren, erwähnt ihr weltweites Irren, die Demütigung, der sie unter Juppiters Szepter ausgesetzt war; aber sie verzichtet in Ergebenheit auf Strafe und Rache, wenn nur der Räuber die Tat wieder gut macht. Sehr anders die Ceres der Metamorphosen. Sie, die große Göttin, muß dem Juppiter *supplex* nahen, und zwar für sein eigenes Blut: schon darin liegt ein Vorwurf. Wie hart, fast gehässig klingt das *si nulla est gratia matris* und erst recht die Begründung des folgenden; wie bitter das effektvoll hingeworfene *en . . tandem reperta est* und das ironische *si . . vocas*; wie schroff die Bedingung, unter der sie den Raub hingehen lassen will. Nicht das Mädchen ist, wie in den Fasten, *praedone marito indigna,* sondern 'deine Tochter': damit appelliert sie an die verletzte Würde des Götterkönigs, um endlich mit einer Pointe zu schließen, aus der ihr ganzer ohnmächtiger Zorn spricht. Jeder Versuch, das Mitleid des Hörers zu erwecken unterbleibt; man empfindet, daß diese Ceres glauben würde, sich dadurch zu erniedrigen.

Juppiters Antworten sind, um dies gleich anzuschließen, dem verschiedenen Tenor der Anreden entsprechend variiert. In den Met. erkennt er zunächst den Anspruch der Ceres auf seine Teilnahme für Proserpina an (*commune est pignus onusque nata mihi tecum*), stellt sich dann der Anklage gegenüber auf den status definitivus (*i. e. cum in controversia est, quo nomine factum appelletur* auct. ad Her. I 21: *si modo nomina rebus addere vera placet, non hoc iniuria factum, verum amor est*), widerlegt endlich die Behauptung, daß Pluto der Geraubten nicht würdig sei, mit starker Betonung seiner eigenen Würde und in rhetorischer Steigerung (*ut desint cetera, quantum est esse Iovis fratrem! quid quod non cetera desunt, nec cedit nisi sorte mihi!*). Versprechen und Bedingung seiner Erfüllung schließt mit Emphase: *sic Parcarum foedere cautum est.* In den Fasten dagegen 'entschuldigt' er den Bruder, ge-

steht ihm gleichen Rang mit sich selbst zu (*non ego nobilior*) und stellt die drei Reiche einander gleich, verspricht nicht autoritativ *repetet Proserpina caelum*, sondern erklärt sich zum Versuch bereit (*hoc quoque temptemus*); der Schluß einfacher als dort *inferni coniugis uxor erit.* Man sieht, die Majestät des Götterkönigs ist hier geflissentlich gedämpft.

Als Juppiter den Pakt mit Pluton geschlossen hat, daß die Geraubte für die Hälfte des Jahres zur Mutter zurückkehre, setzt nach der Erzählung der Fasten die Getröstete sich den Ährenkranz aufs Haupt, *largaque provenit cessatis messis in herbis.* Vorher ist nichts davon zu lesen, daß Ceres in ihrem Groll Mißwachs gesendet habe. Das hat Ovid natürlich nicht, wie man sagt, 'vergessen' zu erwähnen: die Ceres der Metamorphosen, in blinder Wut die unschuldige Erde strafend und ihr eigenes Werk vernichtend, steht in schroffstem Widerspruch zur Ceres der Fasten, die selbst in ihrem Gram sich als Wohltäterin im Hause des Celeus und an der gesamten Menschheit erweist.

Pluto tritt in den Fasten sehr wenig hervor; zwei Disticha sind dem Raub und dem Hinabfahren zur Unterwelt gegönnt; seiner Liebe ist nur in Juppiters Entgegnung mit einem Wort gedacht — beim Raube selbst hören wir nur *hanc videt et visam patruus velociter aufert.* Es ist, als wollte der Dichter den finsteren höllischen Spuk möglichst bald wieder verschwinden lassen, um die zarten Farben seines Gedichts nicht zu trüben. Ganz anders in den Metamorphosen. Die reich ausgeführte Einleitungsszene zeigt uns den *rex silentum,* der *cursu atrorum vectus equorum* die Insel Sizilien umfährt, um sich zu vergewissern, daß das Toben des Typhoeus die Grundfesten der Erde nicht erschüttere und einen Spalt bis zur Unterwelt aufreiße; Venus erblickt ihn und heißt Amor, ihn mit seinem Pfeil zu treffen und so auch den Tartarus sich untertan zu machen; zugleich der Persephone, die Jungfrau zu bleiben hoffe, dies zu verwehren. Flugs gehorcht Amor dem Gebot. Der Erfolg bleibt nicht aus: *paene simul visa est dilectaque raptaque Diti.* Seine Fahrt

wird anschaulich beschrieben (402—407); als ihm Cyane in den Weg tritt, entbrennt sein Zorn (420),

terribilesque hortatus equos in gurgitis ima
contortum valido sceptrum regale lacerto
condidit; icta viam Tellus in Tartara fecit
et pronos currus medio cratere recepit.

Ovid ist in diesen Partieen, meine ich, ganz selbständig vorgegangen; so gut wie die Umgestaltung der Cyanemetamorphose ist die Motivierung der Liebe durch den Schuß Amors und die Anknüpfung an den Typhoeusmythus sein Werk.[1]) Die Tendenz liegt offen zutage: Annäherung an das Epos. Die Szene zwischen Venus und Amor hat ihre nächsten Vorbilder bei Virgil[2]) und Apollonios; erhabener als bei diesen wird das Eingreifen der Göttin durch den Wunsch begründet, ihre Macht auch über die Unterwelt auszudehnen. Der Räuber selbst erscheint in der ganzen Majestät des *tyrannus* der Unterwelt; um durch Kontrast zu wirken, sind bei Proserpina geflissentlich die noch kindlichen Züge betont.[3]) Das Blumensuchen ist dagegen hier sehr viel kürzer behandelt als in den Fasten. Da verweilt der Dichter lange bei

1) Malten (a. a. O. 519. 532) nimmt das alles für Ovids Autor in Anspruch. Aber gerade wenn dies Kallimachos war, traue ich dem feinen Künstler nicht zu, daß er den Eingang seiner Elegie mit einer weit ausholenden Szene beschwert hätte, die für den Kern des Gedichts bedeutungslos war. Für die Met. ist sie als Übergang ganz am Platze, und die Haupterzählung schließt unmittelbar an: nach der Ortsbeschreibung führt v. 391 den Bericht, der 384 abbrach, weiter: 396 *usque adeo est properatus amor.* Der breit ausgeführte Eingang der Fastenerzählung würde jene Götterszene unliebsam isolieren. — Daß Venus 373 fg. fürchtet, Proserpina werde immer Jungfrau bleiben, ist kein glücklicher Einfall Ovids, der damit nur die Hauptperson schon hier einführen will: das Mädchen ist ja noch ein halbes Kind, und zudem kann der Liebesgöttin nichts daran liegen, daß Proserpina wider ihren Willen Gattin Plutons wird.

2) An dessen Verse Aen. I 664 Ovid sich v. 365 fg. unmittelbar anlehnt.

3) *ludit; puellari studio* (so Fast. 433 von den *comites*); *aequales certat superare legendo; tantaque simplicitas puerilibus adfuit annis.*

dem lieblichen Bild (431—444), wie nachher bei dem idyllisch-rührenden Gemälde des armen Celeus und der Seinen: das würde zur Erhabenheit der Metamorphosenerzählung nicht stimmen.

Einige Einzelheiten mögen das Gesamtbild des Gegensatzes ergänzen. In den Fasten hat Arethusa die himmlischen *matres* zum Schmaus geladen; auch Ceres nimmt daran teil, und so ist die Tochter unbewacht zu Haus geblieben. Dies Motiv aus bürgerlicher Sphäre verschmäht das Epos; es verzichtet lieber darauf, die Abwesenheit der Ceres während des Raubes zu motivieren. — Als Ort des Raubes nennen die Metamorphosen den tiefen, waldumschatteten See Pergus, *haud procul Hennaeis a moenibus;* dies, man möchte sagen feierliche Bild wird noch gehoben durch den von Ovid gewiß erfundenen Zug, daß die Wellen des Sees Schwäne singen hören so zahlreich wie der Caystrus; *perpetuum ver est* schließt die Schilderung hyperbolisch; wie im goldenen Zeitalter *ver erat aeternum* Met. I 107. In den Fasten wird nicht das Bild der ummauerten Stadt Henna, sondern das der fruchtbaren Landschaft erweckt *(culto fertilis Henna solo)*, und den Ort des Raubes beschreibt der Dichter, soviel wir wissen, ohne jeden Anhalt an der Tradition, als in einem schattigen Tal gelegen, wo das zerstäubende Naß fallenden Wassers einen reichen Blumenflor sprießen läßt: ein idyllisches Plätzchen, wie es die Elegie zu schildern liebt.[1]) — In den Fasten ist

1) Auch hier kann ich Malten nicht folgen (a. a. O. 526), wenn er Ovids Quelle durch Kombination der beiden Fassungen rekonstruiert. Die Ortsschilderung Diodors V 2, von der Malten ausgeht, ist, durch Schuld des Schriftstellers oder der Abschreiber, völlig verwirrt (s. O. Rossbach, Castrogiovanni [Lpz. 1912] 15). Die Topographie der Met. — Hain (*ex Hennensium nemore* Cic. Verr. IV 106) am Pergussee unweit Henna — entspricht der durch Timaios überlieferten Lokaltradition (nur daß diese, wie es scheint, den See erst nach dem Raube entstehen ließ, Cic. 107); der See ist etwa 2 Stunden von Henna entfernt, natürlich nicht auf der Stadthöhe gelegen. Die Topographie der Fasten ist ganz konventionell. Was Ovids poetische Quelle bot, läßt sich nicht sagen.

reichlicher Gebrauch von direkter Rede gemacht, auch abgesehen von dem Gespräch der Ceres mit ihren Gastfreunden; wir hören die Worte, mit denen Proserpina ihre Gespielinnen zu den Blumen ruft, ihre Klage bei der Entführung, die suchenden Rufe der Mädchen, den ersten Schmerzensschrei der Ceres, ihre Rufe nach der Tochter, ihre Frage an die Begegnenden. All diese eingestreuten, die Erzählung belebenden, aber feierlich gehaltenem Tone nicht gemäßen Stücke und Stückchen direkter Rede fehlen in den Metamorphosen; hier beschränkt sich der Dichter, im Stile Virgils, auf die beiden beschwörenden längeren Reden der Cyane und Arethusa und auf die oben analysierte Verhandlung mit Juppiter; selbst bei der Ascalabusmetamorphose ist auf die so naheliegende Einführung direkter Rede verzichtet. — Die Tendenz bringt es in den Fasten mit sich, daß die Erzählung mehrfach unterbrochen wird durch die ätiologischen Anmerkungen des Dichters: 494 *hinc Cereris sacris nunc quoque taeda datur;* 504 *illud (saxum) Cecropidae nunc quoque triste vocant;* 535 *quae quia principio posuit ieiunia noctis, tempus habent mystae sidera visa cibi;* dazu kommt, mit sententiöser Einleitung 507 *fors sua cuique loco est: quod nunc Cerialis Eleusin dicitur, hoc Celei rura fuere senis.* In seiner poetischen Quelle wird Ovid noch mehr dergleichen Hinweise gefunden haben, die er unterdrückt hat: an die Erwähnung der Schweine, die die Fußspuren der Proserpina unkenntlich gemacht haben (466), war gewiß eine Bemerkung über die Schweineopfer im Ceres-kult geknüpft; Ovid hat dies früher (I 349) schon anders motiviert und wohl deshalb hier auf den Zusatz verzichtet. Mit dem Mohn (532. 547) und den Schlangen (497) mag es ähnlich stehen. In den Metamorphosen fehlen solche dem echt epischen Stil nicht gemäße Unterbrechungen; auch die Form der praeteritio *dicere longa mora est* 463 ist weniger subjektiv gefärbt als die entsprechende der Fasten 573 *quo feror? immensum est erratas dicere terras.* — Endlich mag noch als für den Stil charakterisch der häufige Gebrauch der Apostrophe in den Fasten erwähnt werden: außer bei

Ortsnamen (458. 468. 470. 499. 500. 502 und, mit Bezug auf des Dichters Gegenwart 572 *te, future parens Thybri potentis aquae*) noch 439 *has hyacinthe tenes, illas amarante moraris* und 548 *papavera . . dat tibi . . bibenda puer.* In der Metamorphosenerzählung nichts dergleichen.

Wir dürfen nach dem allen zusammenfassend sagen: Ovid hat in den beiden Redaktionen seiner Geschichte Beispiele zweier Typen der poetischen Erzählung, offenbar mit vollem Bewußtsein, einander gegenübergestellt. In der Metamorphosenerzählung herrschen starke aktive Affekte, jähe Liebe und jäher Zorn, in der Fastenerzählung weichere Empfindungen, schmerzliche Klage und Mitleid. In den Metamorphosen ist die göttliche Majestät der Personen geflissentlich gesteigert; in den Fasten wird die Gottheit vermenschlicht. Die Schilderung der Metamorphosen bevorzugt das Grandiose, die der Fasten das idyllisch Anheimelnde. Der Stil der Erzählung wahrt in den Metamorphosen eine gewisse feierliche Würde; der der Fasten ist lebendiger, beweglicher[1]); jener hält streng fest an der Objektivität der Rhapsoden; die Fasten lassen die Persönlichkeit des Erzählers und seinen Gegenwartsstandpunkt mehr hervortreten.

Ist der geschilderte Unterschied der beiden Erzählungen ein genereller Unterschied zwischen Metamorphosen und Fasten? und dürfen wir sonach den Erzählungsstil der Fasten als elegischen dem epischen der Metamorphosen gegenüberstellen?

2.

Es ist oft ausgesprochen worden, daß den ovidischen Göttern Erhabenheit und Würde fehle. Im Vergleich etwa mit den virgilischen trifft dies Urteil ohne Zweifel zu, aber nicht für alle Werke Ovids in gleichem Maße. An die Realität der mythischen Götter glaubt der eine Dichter ebenso wenig wie der andere; aber während der Dichter der Aeneis sie als Vertreter der nicht sichtbaren und nicht darstellbaren

1) Über den Sprachstil, den ich vorläufig beiseite lasse, s. unten im Abschnitt 8.

einen Gottheit, an die er glaubte, in einem Abglanz der dieser wahren Gottheit zukommenden Erhabenheit sah und darstellte, bedeuteten sie für Ovid nichts als ein poetisches Spiel, das mit den Gottheiten des römischen Kultus, an dessen Nützlichkeit er glaubte, nur durch ein loses Band verknüpft war. Die Frage, wie diese mythische Götterwelt im Gedicht darzustellen sei, ist für ihn keine Glaubens-, sondern eine Stilfrage, und er hat sie für die Metamorphosen anders beantwortet als für die Fasten: dieser Unterschied hat bisher, soviel ich sehe, keine Beachtung gefunden.

In den Metamorphosen ist Ovid sichtlich bestrebt, die Götter, soweit und sooft es sein Stoff irgend gestattet, mit einer Majestät zu bekleiden, wie sie nach seinem Stilgefühl der Würde epischer Dichtung zukommt; Virgil ist dabei sein Führer gewesen. Er eröffnet die eigentlich mythische Erzählung mit einem *concilium deorum* eigner Erfindung (I 162 ff.), das er mit aller Würde, die ihm zu Gebote steht, ausmalt, und in dem insbesondere Juppiter, der zürnende Rächer, eine nach des Dichters Begriffen höchst majestätische Rolle spielt. Wenn freilich sonst irdische Majestät sich durch eine Anleihe bei der himmlischen zu erhöhen sucht, so steht es hier umgekehrt: das Idealbild, das dem Dichter vorschwebt, ist das einer Senatssitzung im Kaiserpalast, in der Augustus den *patres* die Entdeckung einer gegen sein Leben gerichteten Verschwörung kundtut.[1]) Ovid hält darauf, den Götterkönig

1) In Lucilius' *concilium deorum* wirken die Reminiszenzen an den römischen Senat absichtlich parodisch; Ovid meint den Olymp zu ehren, wenn er ihn dem Palatin angleicht. Daß Lykaon den Plan faßt, Juppiter bei Nacht zu ermorden — eine künstlerisch recht schwache Dublette zu dem auch von Ovid beibehaltenen traditionellen Frevel — ist nur erfunden als Gegenbild zu dem denkbar höchsten Frevel auf Erden, dem Attentat auf die geheiligte Person des *princeps*. Die letzte Szene der Metamorphosen spielt gleichfalls im Olymp; da ist der Gegenstand der Verhandlung die geplante Ermordung Cäsars. Auch sie wird gerächt werden: aber der Rächer ist hier nicht Juppiter, sondern der von ihm zu diesem Amt bestellte Augustus (XV 821). Juppiter mußte einst das sündige Menschengeschlecht vertilgen; Augustus wird es durch sein Beispiel bessern (834).

bei diesem seinen ersten Auftreten auch als den um das Wohl der Welt besorgten Herrscher und Erhalter zu kennzeichnen[1]); aber das tritt zurück hinter dem Amt des Rächens und Strafens, in dem sich für Ovid die göttliche Majestät am mächtigsten und erhabensten dartut. Das Motiv der *ira deorum* war freilich durch den Stoff der Metamorphosen nahegelegt; aber Ovid verwendet es offenbar mit besonderer Vorliebe und weiß es oft genug wirklich grandios auszuführen; wenn er dabei den Frevel der dem göttlichen Zorn Verfallenen geflissentlich steigert, so soll dies dazu dienen, in der Strafe das erhabene Walten göttlicher Gerechtigkeit deutlicher fühlen zu lassen.[2]) Aber Ovid sucht

1) *cuncta prius temptata* (man sieht nicht recht, was das gewesen sein soll), *sed inmedicabile corpus esse recidendum, ne pars sincera trahatur.* Es wirkt ungewollt komisch, daß Juppiter sodann seinen Vernichtungsplan mit der Sorge um die *semidei* auf Erden motiviert, die vor den bösen Menschen geschützt werden müßten; aber das Motiv stimmt durchaus zum Ganzen der Metamorphosen, in denen überwiegend Verschuldung gegen die Götter, *impietas*, gestraft, Frömmigkeit belohnt wird: beides in ganz anderem Sinne verstanden als bei Virgil.

2) Dahin gehört die neue Fassung des Lykaonfrevels, s. Ehwald zu I 226. Weitere Beispiele: Erysichthon ist bei Kallimachos (Hymn. in Dem.) ein roher junger Bursch, der, um sich einen neuen Speisesaal zu bauen, im heiligen Hain der Demeter Bäume fällen läßt und die Priesterin Nikippa (in deren Gestalt die Göttin warnend zu ihm tritt) mit brutaler Drohung abweist. Bei Ovid (VIII 738 ff.) wird er von vornherein als Verächter der Götter (wie Virgils Mezentius) eingeführt; als die Knechte zögern, den heiligen Baum zu fällen, greift er selbst zur Axt und spricht lästerliche Worte gegen die Göttin; aus den Wunden des Baumes fließt Blut (wie in Virgils Polydorosepisode); auch das macht den Frevler nicht irre, er erschlägt mit eigener Hand seinen Warner und führt das Werk durch, trotzdem nun die klagende Stimme der Dryade aus dem Baum tönt und ihm Strafe prophezeit. So ist Erysichthon nicht nur gottlos, sondern doppelter Mörder, des Menschen und der Nymphe: diesem Motiv zuliebe läßt Ovid Ceres selbst bei der Tat nicht auftreten, sondern erst nachher durch die Nymphen um Bestrafung des Frevlers gebeten werden. (Lafaye hat in seinem ausführlichen Vergleich der beiden Erzählungen, Les métamorphoses d'Ovide et leurs modèles grecs, Paris 1909, S. 132 ff., das Entscheidende nicht erkannt, daß eben Ovid die kallimacheische in primitivem Märchenton

die Erhabenheit des Göttlichen nicht ausschließlich in ihrer Strafgewalt; ich erinnere nur an die regia Solis (II 1 ff.), den Hymnus auf Bacchus (III 11 ff.), die Apotheose des Herakles (IX 239 ff.), die Einholung des Asclepius (XV 622 ff.); in diesem letzten Stück hat der Dichter die schwierige Aufgabe, die Schlange als Inkarnation des Gottes empfinden zu lassen und im Leser etwas wie einen *horror sacer* zu erwecken, meisterlich gelöst.[1])

---

gehaltene Geschichte ins 'Epische' übersetzt. Darum fällt weiterhin alles realistische Detail weg — die Ausflüchte der Mutter, die Aufzählung der von dem hungernden verzehrten Tiere —; darum darf nicht Ceres selbst den Hunger senden, sondern muß, nach dem epischen Schema, eine Botin an den Dämon Fames abordnen und diesen mit der Strafe beauftragen; die ἔκφρασις der Fames nach dem Vorbild von Virgils Fama. Demeters Worte Kall. v. 63 fg. mit ihrem bitteren Witz und dem Schimpfwort κύον würden in Ovids Stil nicht passen.) — Die Geschichte von Latona und den groben lykischen Bauern (über die jetzt im Hermes 53, 1918, 236 ff. Kurioses zu lesen steht) hat Ovid VI 331 dem Nikander (bei Antonin. Lib. 35) nacherzählt, vereinfachend und nach seinem Geschmack verbessernd: bei Nikander will Latona ihre Kindlein in der Quelle Melite baden, Hirten verjagen sie, um ihre Rinder zu tränken. Bei Ovid ist Latona auf der Flucht vor Juno, verschmachtet vor Durst und will nur einen Trunk aus dem Teich tun, an dem die Bauern Rohr und Schilf sammeln: sie wehren der Armen und, als sie flehentlich bittet, drohen sie und schimpfen und springen ins Wasser, um es zu trüben: also gemeine Bosheit und Grausamkeit dazu. (Die Metamorphose ist bei Ovid sehr viel hübscher eingeführt; die Frösche, die im Wasser springen und schimpfen, setzen fort, was die Bauern getan hatten. Nikanders *Λητὼ . . λίθῳ τραχεῖ τύπτουσα τὰ νῶτα καὶ τοὺς ὤμους κατέβαλε πάντας εἰς τὴν κρήνην* ist einer ovidischen Göttin unwürdig.) Dann vergißt die Göttin ihren Durst über dem Zorn und hebt sich zu rächender Größe; bei Nikander nimmt sie erst nach der Rückkehr vom Xanthos Rache: das mußte das Pathos des aufbrausenden Zorns schwächen. — Das gleiche Verfahren ist z. B. bei Niobe sehr wahrscheinlich, aber nicht sicher nachzuweisen.

1) Der Vergleich mit der in manchem nahe verwandten Fastenerzählung von der Einholung der Magna Mater (IV 249 ff.) ist lehrreich: da ist gar kein Versuch gemacht, die religiöse Bedeutung des Vorgangs und die Erhabenheit der großen Göttin wirklich fühlen zu lassen; das Interesse liegt wesentlich auf der Claudia-Episode, also dem menschlichen Beiwerk.

Restlos ließ sich nun freilich diese Sublimierung nicht durchführen, weder für die olympischen Untertanen Juppiters noch für diesen selbst. Eine böse Klippe waren vor allem die nach dem Plan des Gedichts unvermeidlichen Liebesabenteuer der Götter, zu deren Darstellung es den Dichter gewiß im Grunde besonders zog, und die doch mit vielem Takt behandelt sein wollten. Zwar, daß Götter zu irdischen Frauen in Liebe entbrennen und sich ihrer bemächtigen, war ein in der mythischen Dichtung jeden Stils so allgemeingültiges Motiv, daß Ovid nicht entfernt daran denken konnte, hieran Anstoß zu nehmen. Aber wenn es nun galt, diese Abenteuer in dem ganz auf Detailzeichnung angelegten Stil der Metamorphosen zu erzählen, so lag die Gefahr nahe, die göttliche Würde dadurch zu beeinträchtigen, daß sie der Dichter einer Leidenschaft erliegen ließ, die er selbst so oft und mit solcher Virtuosität als Schwäche, ja als Krankheit, und dann wieder in leichtfertigen Elegien als *nequitia* besungen hatte. Beide Auffassungen waren nach Ovids Empfinden im Grunde der göttlichen Hoheit, wie sie dem Epos ansteht, nicht würdig. So erscheint denn göttliche Liebe zumeist einfach als herrisches Verlangen, das ohne Werbung zum Ziel führt. Auch wo es anders steht — und die feststehende Sage nötigte dazu, solche Ausnahmen zuzulassen — ist es unverkennbar Ovids Bestreben, möglichst wenig von der göttlichen Erhabenheit aufzuopfern.[1]) Vollends die burleske Darstellung göttlicher Liebe bleibt dem Epos fern. Zwar erzählt eine der Minyaden IV 171—189 die lustige Geschichte vom Ehebruch des Mars und der Venus — nicht um ihrer selbst willen, sondern als Einleitung zu der Geschichte von Sols Liebe zu Leucothoe[2]),

---

1) S. den ersten Anhang.

2) Diese Liebe flößt ihm Venus ein, um ihn für sein *indicium* zu strafen; Strafe aber ist nicht eigentlich die Liebe, sondern ihr für den Gott so bitter schmerzlicher Ausgang, der gleichfalls durch das *indicium* (237. 257) einer dritten Person herbeigeführt wird. So wird der Gott mit der eigenen Waffe verwundet, und die so heiter beginnende Geschichte endet tragisch.

und daher nicht in der breiten Ausführung einer Haupterzählung —; aber dieser Stoff ist durch die Odyssee sozusagen episch legitimiert; und vergleicht man die Parallelerzählung ars am. II 561—590, so sieht man, was dem Elegiker erlaubt schien und was der Epiker sich versagte: die Erzählung der ars ist durchaus frivol, auch in der Tendenz, am frivolsten das, was der Dichter in eigener Person 575 fg. anmerkt; die der Metamorphosen demgegenüber, soweit das ein so heikler Stoff zuläßt, zurückhaltend und ehrbar; sie verweilt nicht bei dem Bild des ertappten Paares, sondern nur bei der Schilderung der zauberhaften Kunst Vulcans, und wenn auch die lustige Klausel der homerischen Erzählung nicht ganz fehlt, ist sie doch mit *aliquis de dis non tristibus optat sic fieri turpis* so dezent wie möglich wiedergegeben.[1])

Die Fasten wollen ein nationales und religiöses Gedicht sein; sie dienen, wie der Verherrlichung Roms und seines Herrscherhauses, so der seiner *sacra;* die Götter sind in erster Linie die des römischen Kults, und demgemäß sind denn Gebete und Götterhymnen über das ganze Werk verstreut. Aber wer nun etwa erwartet, in dem Gedicht die erhabenen Schauer der *religio* zu finden, wird enttäuscht sein. Schon die Art, wie der Dichter selbst mit den ihm erscheinenden Göttern verkehrt, hat hie und da etwas Vertrauliches, um nicht zu sagen Familiäres; und wenn nun die Götter als Personen der erzählten Sagen, griechischen wie römischen, auftreten, so ist der Dichter nicht, wie in den Metamorphosen, darauf bedacht, ihre *sublimitas* fühlen zu lassen. Was erlauben sich nicht die Fasten im Punkte derb erotischer Götterkomik: Priapus und Lotis (I 393), Faunus und Omphale (II 305), Priapus und Vesta (VI 319); dann, weniger obszön, aber doch auch für den hohen Gott recht beschämend, die Täuschung des verliebten Mars durch Anna Perenna (III 677). Juppiter, *indomito Iuturnae captus amore,* muß es sich gefallen lassen, daß ihm die schnelle Geliebte immer wieder entwischt (*multa*

1) a. a. 585 *hic aliquis ridens: in me, fortissime Mavors, si tibi sunt oneri, vincula transfer, ait.*

tulit tanto non patienda deo II 586), und sieht sich genötigt, an die Beihilfe der Nymphen des Landes zu appellieren. Die verliebte Fortuna pflegt nachts durch ein enges Fenster zu ihrem Schatz einzusteigen (VI 577), schämt sich freilich nachträglich rechtschaffen der Verirrung. Und wie ganz menschlich ist es gedacht, wenn Janus' (VI 105) Doppelköpfigkeit die List der Crane zuschanden macht, die versucht hatte, ihn so gut wie ihre früheren Liebhaber zu übertölpeln: ein anderer Gott, muß man sich denken, der nur über einen Kopf verfügte, wäre dem nicht entgangen. Auf nicht erotischem Felde haben wir den Schwank von Silen und den Bienen (III 737); der gleichen *plebs deorum* wie Silen gehören Faunus und Picus an, die der weise Numa trunken macht (III 295); aber auch Juppiter läßt sich dann vom selben Numa wenigstens scheinbar überlisten (337). Die Situation, in der wir V 531 Juppiter, Neptun und Merkur sehen (*pudor est ulteriora loqui*), wäre in den Metamorphosen kaum denkbar. Merkur als Rinderdieb begegnet auch dort (II 685): an dieser durch älteste Poesie geheiligten Vorstellung nahm auch der hohe Stil keinen Anstoß; aber der Übermut, mit dem nun auf Grund dieser Sage der Gott als Patron des Betrugs und Meineids in dem vertrauensvollen Gebet des Kaufmanns fast. V 681 aufgefaßt wird, stünde dem Epos nicht an. Die *ira deorum* spielt in den Erzählungen der Fasten eine sehr kleine Rolle; eigentliches Thema einer Geschichte ist sie nur in dem *αἴτιον* der ludi Florales V 297 ff.: aber wenn sich die liebenswürdige Göttin, gleichsam um sich zu rechtfertigen, auf die Fälle beruft, in denen Diana und Venus Vernachlässigung grausam straften, so hat sie es selbst doch weitaus nicht so bös gemeint; zwar hat sie ihr Amt nicht versehen und die Blüten sind verdorben, aber: *nec volui fieri nec sum crudelis in ira, cura repellendi sed mihi nulla fuit*: man sieht, es ist mehr ein Schmollen als ein Grollen. — In den Metamorphosen sind es die frechen Pieriden, die von der Furcht der Götter vor Typhoeus singen (V 318) — der Inhalt des Liedes wird nur kurz wiedergegeben und der Dichter deutet

an, daß die Verkleinerung der Götter böswillige Lüge ist —; in den Fasten erzählt Ovid (II 459) ganz unbefangen selbst von der Flucht der Venus, ihrer zagen Ängstlichkeit, ihrem Erschrecken vor dem Rauschen des Laubes; sie fleht die Nymphen um Hilfe an, springt ins Wasser — und wäre wohl gar mitsamt dem göttlichen Sohne ertrunken, wenn die mitleidigen Fische sie nicht gerettet hätten.

Das alles lehrt: die Elegie, selbst so ernster Tendenz, wie es die Fasten sind, verzichtet in der Behandlung des Göttlichen auf die epische Erhabenheit und neigt dazu, den Abstand zwischen Gott und Mensch aufzuheben oder zu verringern. Wie dieser Höhenunterschied bis in Einzelheiten des Ausdruckes wirkt, mag man aus der Form ersehen, die ein und dieselbe Rede eines Gottes, die Bitte des Mars um die Apotheose des Romulus, in beiden Gedichten annimmt. In den Met. heißt es (XIV 805):

occiderat Tatius populisque aequata duobus
Romule iura dabas, posita cum casside Mavors
talibus adfatur divumque hominumque parentem:
'tempus adest, genitor, quoniam fundamine magno
res Romana valet nec praeside pendet ab uno,
praemia — sunt promissa mihi dignoque nepoti —
solvere et ablatum terris inponere caelo.
tu mihi concilio quondam praesente deorum
— nam memoro memorique animo pia verba notavi —
"unus erit quem tu tolles in caerula caeli"
dixisti: rata sit verborum summa tuorum.'

In den Fasten dagegen (II 481):

nam pater armipotens postquam nova moenia vidit
multaque Romulea bella peracta manu
'Iuppiter' inquit 'habet Romana potentia vires:
sanguinis officio non eget illa mei.
redde patri natum: quamvis intercidit alter,
pro se proque Remo qui mihi restat erit.
"Unus erit quem tu tolles in caerula caeli"
tu mihi dixisti: sint rata dicta Iovis.'

Dort episch pomphafte Einführung der Rede; hier genügt das einfache *inquit*; die Rede selbst dort zwei vierzeilige Perioden, hier drei zweizeilige, die noch dazu in zwei selbständig geformte Kola zerfallen; dort feierlichste Berufung auf das feierlich gegebene Versprechen, hier einfach *tu mihi dixisti*; dort die eindrucksvollen Metaphern *fundamine magno res Romana valet* und *nec praeside pendet ab uno*, hier die schlichten Wendungen *habet Romana potentia vires* und *sanguinis officio non eget illa mei*; endlich dort die Auffassung der Apotheose als eines Lohnes der Heldentaten, den der Götterkönig verleiht, hier der Anspruch des Vaters auf den einen Sohn, der ihm auch den anderen gefallenen ersetzen soll. Man meint dort einer Staatsaktion, hier einer Familienszene beizuwohnen. Die beiden Reden des Mars verhalten sich zueinander ganz ähnlich wie die beiden Reden der Ceres, die wir oben nebeneinander hielten.

Ein Unterschied des Stils, nicht des Glaubens liegt auch in der Stellung vor, die der Dichter in beiden Werken zum Wunderbaren einnimmt. Die Metamorphosen erzählen selbstverständlich, wie es das Epos (von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen) tut, ohne einem Zweifel des Dichters am Wunder Raum zu geben.[1]) Auch die Fasten hüten sich wohl, die alten Sagen zu rationalisieren oder in ihrer Glaubwürdigkeit zu erschüttern: aber auffallend häufig betont doch hier der Dichter, daß er etwas Verwunderliches[2]) oder kaum Glaubliches[3]) nach der Tradition berichte, oder lehnt die Verant-

1) Wo Zweifel angedeutet werden (wie gelegentlich auch bei Virgil, V.s epische Techn. ³243), geschieht dies, wenn ich recht beobachtet habe, nur bei flüchtiger Erwähnung wunderbarer Sagenzüge, nicht in der eigentlichen Erzählung: III 311, XIII 733; dann im Vortrag des Pythagoras XV 282.

2) II 413 *venit ad expositos (mirum) lupa feta gemellos.* III 370 *credite dicenti: mira sed acta loquor.* IV 267 *mira canam: longo tremuit cum murmure tellus.* 326 *mira, sed et scaena testificata loquar.* VI 612 *mira quidem, sed tamen acta loquar.*

3) IV 203 *Iuppiter ortus erat — pro magna teste vetustas creditur, acceptam parce movere fidem — veste latens saxum caelesti gutture*

wortung für diese ab[1]), oder erklärt gar, das Überlieferte selbst nicht glauben zu können.[2]) Zu dieser Haltung stimmt es denn auch, daß Ovid, der in den Metamorphosen unbedenklich Wunder auf Wunder häuft, in den Fasten, die so viel rein Historisches zu berichten haben, auch in Mythus und Legende das Wunderbare oder Märchenhafte gelegentlich abschwächt. Daß in Ovids Umformung der virgilischen Erzählung von Hercules' Kampf mit Cacus (I 545 ff.) sich mehrfach das Streben zeigt, 'aus der Sphäre des Märchens etwas mehr auf den Boden der Wirklichkeit zurückzukehren', hat Münzer[3]) bemerkt. Cacus ist kein wirkliches *monstrum* mehr, kein halb tierisches, halb menschliches Fabelwesen, sondern ein *vir* heroischer Art; aus dieser verschiedenen Grundanschauung ergeben sich weitere Modifikationen der Erzählung, z. B. Ovids Verzicht auf den von Virgil erfundenen zauberhaften Verschluß der Höhle. — Bei Plutarch (Num. 15) macht Numa die Waldgötter trunken, indem er — man sieht nicht recht wie — die Quelle, aus der sie zu trinken pflegen, mit Wein und Honig mischt; bei Ovid (III 301) geht das sehr natürlich zu: *plena odorati disponit pocula Bacchi.* — Bei Philemon und Baucis (met. VIII 679) manifestieren sich die besuchenden Götter durch das Wunder des immer neu von selbst sich füllenden Weinkrugs; bei Hyrieus (fast. V 513) durch Merkurs Worte *da nunc bibat ordine Iuppiter:* wie wenn hohe inkognito Reisende sich durch unbedachte Namensnennung verraten.

3.

In der Erzählung der Fasten war Ceres, wie wir sahen, vornehmlich als die leidende und klagende Mutter, in der der

---

sedit. VI 631 *inter cineres obsceni forma virilis aut fuit aut visa est, sed fuit illa magis.*

1) I 469 *orta prior luna (de se si creditur ipsi) .. tellus.*

2) II 113 *inde (fide maius) tergo delphina recurvo se memorant oneri subposuisse novo.* 551 *vix equidem credo: bustis exisse feruntur .. avi.*

3) Cacus der Rinderdieb, Progr. Bas. 1911, S. 54.

Metamorphosen als die beleidigte und zürnende Göttin dargestellt. Dort ist, um es scharf wenn auch einseitig zu formulieren, der Nachdruck auf das *ἐλεεινόν*, hier auf das *δεινόν* gelegt. Dieser Gegensatz gilt, so ausgeprägt, natürlich nicht für die beiden Werke durchweg. Auch in den Metamorphosen fehlt es nicht an Darstellungen tiefen, seelischen Schmerzes, mitleiderregenden Schicksals.[1] Aber das sind doch großenteils Leiden, die durch den starken aktiven Affekt einer anderen Person, etwa den Zorn einer Gottheit, herbeigeführt werden; oder es sind seelische Schmerzen, die zur Raserei, zum Selbstmord treiben, so gewaltsam auftreten, daß sie damit selbst wieder gleichsam zu aktiven Affekten werden, die nicht reines Mitleid, sondern Furcht und Mitleid wecken. Und daneben, wie viele Schilderungen affektischer Verbrechen, heroischer Taten, auch gewaltiger elementarer Ereignisse! Selten Erzählungen nicht pathetischen, ganz selten solche heiteren Charakters. In den Fasten fanden wir die letzteren bereits bei den Göttergeschichten reichlich vertreten; das Pathetische herrscht weitaus nicht so unbedingt wie in den Metamorphosen; bevorzugt wird unter seinen Erscheinungsformen durchaus das *ἐλεεινόν*. Alles Heroische im Leiden und vor allem im Tun wird eher vermieden als gesucht.

Ich suche das an zwei Gruppen von Erzählungen, den Aeneas- und den Romulussagen, zu veranschaulichen. Inhalt-

---

1) Die berühmteste dieser Geschichten ist wohl die von Ceyx und Alcyone XI 410—749, ein Prunkstück ovidischer Erzählungskunst. Es ist lehrreich zu sehen, wie Ovid diese rührende Geschichte, die zu schlichter elegischer Darstellung wie geschaffen wäre, episch stilisiert: eine leidenschaftlich bewegte Rede der Alcyone, um den Gatten von der Reise zurückzuhalten; die sehr ausgeführte *ἔκφρασις* des Seesturmes, nach besten epischen Vorbildern; Junos Auftrag an Iris — episch konventionell; die *ἔκφρασις* der Höhle des Schlafgotts und der Traumdämonen; die pathetische Traumerscheinung; der Monolog der Alcyone mit dem Entschluß zum Selbstmord; ihr furchtbares Erschrecken, als sie in dem angespülten Leichnam den Gatten erkennt. Die wesentlichen Züge dieser Erzählung verdankt Ovid, wie es scheint, dem Nikander (WILAMOWITZ, Herm. 18 [1883], 418 ff); aber von der pathetischen und ekphrastischen Ausgestaltung wird vieles auf seine Rechnung kommen.

liche Analyse ist dabei nicht ganz zu umgehen; es kommt mir nicht sowohl darauf an, Ovids Quellen zu benennen — was selten genug gelingt — als nach Möglichkeit Ovids eigne Arbeit an der Gestaltung der Mythen festzustellen; das ist für die Erkenntnis seiner künstlerischen Tendenz wichtig.

Aus dem Kreise des Aeneas ist ausführlich erzählt nur die rührsame Novelle von der Anna Perenna III 545—656[1]), in der die Mitleid erregenden Momente stark betont sind: zu Anfang die Erinnerung an die *miserabilis Dido*, dann Annas tränenvoller Abschied von der Heimat und der Asche der Schwester; das Leid der zum zweiten Male Vertriebenen und

1) Gar zu gern wüßte man, wer diese Novelle erfunden hat. Daß es nicht Naevius ist, wie Maass vermutet hatte, habe ich Virg. ep. Techn.[3] 115, 1 gezeigt (vgl. Leo, Röm. L. G. 82, 8). Nachvirgilischer Ursprung stünde ja außer Frage, wenn wir wüßten, daß erst Virgil den Aeneas zu Didos Liebhaber gemacht hat; aber der zuletzt von Dessau Herm. 49 (1914), 508; 52 (1917), 470 hierfür versuchte Nachweis scheitert schon daran, daß eine (von Dessau 517 evident falsch datierte) Schrift des Ateius Philologus die Frage behandelt hat *an amaverit Didun Aeneas.* Es bleibt also die Möglichkeit, daß auch die Annageschichte schon vorvirgilisch ist (freilich nicht varronisch: Varro ließ Anna auf dem Scheiterhaufen sterben): dann aber nicht in der ovidischen Fassung, die aufs engste an Virgil anschließt. So ist das auffallende Motiv, daß Pygmalio um Annas willen dem Battus von Malta mit Krieg droht, klärlich aus Virgils *quid bella Tyro surgentia dicam germanique minas* IV 43 herausgesponnen; die Rede des Aeneas setzt nicht nur seine von Virgil erfundene Begegnung mit Dido in der Unterwelt voraus, sondern ist deutlicher Reflex der dort gesprochenen Worte VI 456ff. Die Ausführung mindestens ist also weitgehend Ovids Eigentum: es ist ganz die Art, wie er im 14. Buch der Metamorphosen die Aeneis benutzt und an ihren Motiven weiterdichtet. Nun scheint mir aber auch die Etymologie des Namens, offenbar doch der eigentliche Keim der Erfindung (*amne perenne latens Anna Perenna vocor*), so dilettantisch — denn sie rechnet weder mit den Tatsachen des Kults noch vor allem damit, daß Anna diesen Namen doch schon bei Lebzeiten trug — daß ich sie keinem Grammatiker, wohl aber Ovid zutraue: in dem wir also doch vielleicht den Erfinder der ganzen Novelle zu sehen haben. Silius Italicus VIII 28 ff. ist zweifellos von Ovid abhängig; die von Aust Myth. Lex. III 477 gebilligte gegenteilige Behauptung Cauers ist mir unbegreiflich.

die Todesangst der Weinenden beim Seesturm (der ganz knapp, ohne aufregende *ἔκφρασις*, erzählt wird); die Begegnung mit Aeneas, dem die Erinnerung an Dido Tränen entlockt (er lustwandelte mit dem treuen Achates nackten Fußes auf einsamem Strandweg: der epische Held geht überhaupt nicht spazieren); endlich die Traumerscheinung der *squalenti Dido sanguinulenta coma*, deren Worte die kaum erst beruhigte Schwester in neue Furcht stürzen und zu besinnungsloser Flucht treiben; nur ein Schlußdistichon gibt an, wie alle diese leidvollen Begebenheiten schließlich zu der Freudenfeier führten, die das Vorbild des ausgelassen lustigen Volksfestes am Tiberufer sein soll. — Im übrigen tritt Aeneas in den Fasten nur noch einmal auf, in der an die Vinalia des 23. April (statt an die Vinalia rustica des 19. August) geknüpften Erzählung aus den Kämpfen in Latium (IV 879). Ovid denkt nicht daran, den Aeneas als Heros zu zeigen: er gewinnt durch das Gelübde des neuen Weines den Beistand des Juppiter gegen Mezentius, der sich die Weinernte der Rutuler als Preis seiner Bundesgenossenschaft hatte versprechen lassen: der Kampf, in dem Mezentius fällt, wird in einem Distichon erledigt; der Kern der Erzählung ist bei Ovid die Rede des Mezentius, der sich darin auch weniger als Helden, denn als beredten und geschickten Diplomaten zeigt, den Wert seiner Leistung hervorhebend, den Wert der Gegenleistung herabdrückend.[1])

1) Daß Ovid die beiden Vinalia verwechselte, hat Peter gesehen und Fast. II³ p. 72 gegen andere Meinungen verfochten. Diese Verwechslung geht aber nicht auf Verrius Flaccus zurück (so Franke, de Ov. Fast. fontibus capp. tria, diss. Hal. 1909, 39): die fasti Praenestini (*Io[vi] .. m .. ded .. [Vini omnis novi libamentum Iovi consecratum [est, cum Latini bello preme]rentur ab Rutulis, quia Mezentius rex Etrus[co]rum paciscebatur, si subsidio venisset, omnium annorum vini fructum*) haben zwar zum 23. April die Geschichte erzählt, aber offenbar nur um den Brauch der *libatio* an Juppiter, die an diesem Tage stattfand, zu erklären, nicht um das Gelübde zu datieren, das Verrius in de signif. verb. richtig auf den 19. Aug. gesetzt hat (Fest. 265). Ovids Irrtum erklärt sich aber leicht aus flüchtiger Einsicht in eine so

Ebenso deutlich tritt die Eigenart der elegischen Erzählung in der Auswahl und Behandlung der Romulusgeschichten zutage.[1]) Im Beginn des dritten Buches soll der

---

kurze Notiz wie die der fasti, und ebendaher wohl auch, daß er der Geschichte die Spitze abbricht — was wie es scheint noch nicht bemerkt ist, so oft auch neuerdings darüber gehandelt ist (außer FRANKE s. RITTER, de Varrone Vergilii .. auctore, diss. Hal. XIV 340; SCHUR, Aeneassage i. d. späteren röm. Litt., Diss. Straßburg 1914, 77). Diese Spitze besteht darin, daß die Latiner dem Juppiter eben das geloben, was Mezentius für sich beansprucht hatte; so daß der Gott veranlaßt wird, mit Mezentius zu konkurrieren. In der ältesten uns kenntlichen Fassung, bei Cato (orig. fr. 12 P.), hat Mez. von den Rutulern die *primitiae* aller Früchte verlangt, die sie sonst den Göttern weihten (daraus hat Virgil seine Konzeption des *contemptor deorum*); die Latiner fürchten das gleiche für sich und geloben diese Erstlinge dem Juppiter, '*si tibi magis cordi est nos ea tibi dare potius quam Mezentio.*' Bei anderen bedingt sich Mez., sei es von den Rutulern als Preis der Hilfe (Varro; fast. Praen.), sei es von Aeneas (Plutarch) oder Ascanius (Dionys) in den Friedensverhandlungen, die latinische Weinernte des laufenden Jahres (Varro) oder aller Jahre (Dionys; fast. Praen.) aus, und das Gelübde der Gegenseite bezieht sich auf das gleiche (die Spezialisierung auf den Wein ist offenbar erst eingeführt, als man die Geschichte mit den Vinalia in Verbindung brachte). Ovid dagegen läßt den Mez., viel weniger heroisch, weder Götterehren noch einen Teil der Beute beanspruchen, die er selbst erst erkämpfen muß, noch harte Friedensbedingungen stellen, sondern sich einfach die Hilfeleistung durch rutulischen Wein bezahlen, worauf denn Aeneas, viel weniger gut motiviert, mit dem Gelübde des latinischen Weines (vielmehr Mostes: Ovid denkt sich die Lösung des Gelübdes im Herbst, weiß also gar nichts von der Erstlingsspende des jungen Weins im Frühjahr) antwortet. Die Fassung der fasti Praen. kann dahin mißverstanden werden; gemeint ist da aber gewiß beide Male der latinische Wein.

1) Ovid hat fast den ganzen Stoff der Romulussage für die erste Hälfte seines Werks verbraucht; nur die Aufnahme der Zwillinge durch Faustulus und der Raub der Sabinerinnen blieb für die zweite übrig. Auch die übrigen Gebiete der altrömischen Ursprungs- und Königssage sind in I—VI so ausgeschöpft, daß man schon suchen muß nach weiteren Episoden, die sich zu elegischer Darstellung eigneten. Nimmt man hinzu, daß auch die Monatsnamen Juli bis Dezember nicht entfernt so viel Möglichkeiten zur Anknüpfung von Erörterung und Erzählung boten wie Januar bis Juni (der Juli und August hätten nur

Monatsname *Martius* daraus erklärt werden, daß Romulus, der erste Ordner des römischen Jahres, durch diese Benennung des ersten Monats seinen Vater Mars geehrt habe: so ist es in der Ordnung, daß zunächst erzählt wird, wie Mars der Vater des Romulus ward. Dionys, der uns außer Ovid die einzige ausführliche Darstellung des Hergangs überliefert (I 77), erzählt, daß der Ilia im heiligen Hain des Ares, in dem sie Wasser zum Opfer holen wollte, von dem Gotte, der ihr in übermenschlich großer und schöner Gestalt erschien, Gewalt angetan sei; dann habe er sie über das ihr widerfahrene Leid getröstet, indem er sich als Mars bekannt und ihr gesagt habe, sie werde Zwillinge gebären, die an kriegerischer Größe alle Sterblichen übertreffen sollten; hieraus sei er, in eine Wolke gehüllt, gen Himmel gefahren[1]). Eine Erzählung,

Gelegenheit zu panegyrischen Tiraden gegeben), so fragt man sich, ob Ovid die Bücher VII—XII wohl je ausgeführt hätte, auch wenn er in Rom hätte bleiben dürfen.

1) Die Erfindung steht dem, was die Odyssee λ 248 ff. den Poseidon beim Scheiden zu Tyro sagen läßt, so nahe, daß man sie dem Manne zuschreiben möchte, der die Romulussage nach dem Vorbild der Tyrosage (Trieber, Rh. M. 43, 1888, 570) zuerst novellistisch ausgestaltet hat, also Diokles (s. Krampf, Die Quellen der röm. Gründungssage, Diss. Lpz. 1913, 3 ff.). Fabius Pictor, dem Plutarch folgt und den Dionys erst c. 78 als seine Quelle für die Geschichte der Zwillinge nach der Geburt nennt, hat, was bei dem Römer sehr begreiflich ist, auf dies *μυθωδέστατον* verzichtet (wir begegnen der Erfindung außer bei Dionys und der aus Dionys schöpfenden Origo gentis Rom. 22 nur noch bei Konon 48, der sich, wie manche Abweichungen seines weiteren Berichts von Dionys und Plutarch lehren, an Fabius jedenfalls nicht ausschließlich gehalten hat). Zur Beglaubigung der Vaterschaft des Mars (diesem Zweck dient eigentlich die Erfindung, s. Dionys I 78, 4. 5) scheint dem Fabius die wunderbare Hilfe von Wölfin und Specht, den heiligen Tieren des Mars, genügt zu haben (*ὅθεν οὐχ ἥκιστα πίστιν ἔσχεν ἡ τεκοῦσα τὰ βρέφη τεκεῖν ἐξ Ἄρεως* Plut. Rom. 4, ähnlich, aber ohne den Specht, Augustin c. d. XVIII 21); der Specht fehlt bei Dionys und sonst zumeist, Fabius erwähnte ihn (*et simul videbant picum Martium* fr. ann. lat. 3 P., aus Buch I). Ovid hat beides vereinigt; der Traum deutet der Ilia das voraus, was ihr bei Dionys Mars prophezeit; verstehen wird sie ihn freilich erst später und dann erkennen,

die sich in allem sehr wohl zur epischen Darstellung eignen würde. Ovid führt einen Zug ein, der uns literarisch sonst nicht, wohl aber durch zahlreiche bildliche Darstellungen überliefert ist: Mars sieht die Vestalin schlafend. Das gestaltet der Dichter, mit liebevoller Ausführung des einzelnen, zum idyllischen Bilde eines Flußufers mit schattigen Weiden, Vogelgesang und leis murmelnden Wellen, die das ermüdet niedersitzende Mädchen in Schlaf wiegen; er vergißt nicht hinzuzufügen, daß sie, um sich vom Winde kühlen zu lassen, das Gewand von der Brust verschoben hatte. Statt herrisch zu fordern und sich dann als Gott zu offenbaren, beschleicht Mars die Schläferin und verbirgt *divina ope* seine Tat: als Silvia erwacht, weiß sie nicht, was ihr geschehen ist (so daß denn jeder, auch der leiseste Verdacht von Schuld schwinden muß). Die Voraussage des Gottes aber wird zum Traum umgewandelt, den Silvia sich dann, während sie ihre Urne füllt, monologisch ins Gedächtnis zurückruft: in anmutigem

daß er wirklich gottgesandt war (*an somno clarius illud erat* v. 28). Auf Mars deutet darin das Eingreifen von Wölfin und Specht, der ausdrücklich als *Martia avis* bezeichnet wird; auch die weitere Erzählung nennt ihn (v. 54, nicht der ausführlichere Bericht II 413 ff.). — Ich bemerke nebenbei, daß Ovid ebenso wie Plutarch (qu. Rom. 21 δρυοκολάπτης τις ἐπιφοιτῶν ἐψώμιζεν, noch ausführlicher de fort. Rom. 8) ausdrücklich sagt, der Specht habe die Kinder gefüttert: nicht gut, denn die Neugeborenen brauchen keine Speise außer der Milch. Dem Ursprünglichen steht wohl näher, was Serv. Dan. zu Aen. I 275 berichtet: *cum eos Faustulus animadvertisset nutriri a fera et picum parramque circumvolitare.* Die *parra* hat nichts mit Mars zu tun, aber sie ist, wie der Specht, ausgesprochen ein Weissagevogel, unter Umständen glückbedeutend im altrömischen wie im umbrischen Ritual (s. zu Hor. od. III 27, 1). Nun zeigt der Spiegel von Bolsena, der die alimonia Remi et Romuli darstellt (abgebildet z. B. Myth. Lex. IV 207), auf dem Baum zwei Vögel, von denen der eine deutlich eine kleine Eule ist: das könnte sehr wohl die parra sein, deren Natur ja noch strittig ist, die aber aus anderen Gründen auch schon als Schleiereule aufgefaßt worden ist. Dann hätten die beiden Vögel ursprünglich nur augurale Bedeutung gehabt, und erst um die nähere Beziehung zu Mars einzuführen, hätte man (Fabius?) die parra beseitigt und den Specht neben der Wölfin zum Ernährer gemacht.

Bilde ist darin die Geburt der Zwillinge und ihre Rettung vor des Oheims mörderischer Absicht sowie die einstige Größe des Romulus vorgedeutet. Die Anregung zu dieser Erfindung wird aus Ennius' Traum der Ilia stammen (ann. 35 fg.); die Erfindung selbst gehört vermutlich Ovid ganz zu eigen. Er hat nach Möglichkeit alles vermieden, was Silvia als die unter göttlicher Willkür Leidende zeigen könnte; auch im folgenden ist von ihren *aerumnae*, die ihr bei Ennius der Traum kündet, nichts gesagt: es soll keine Rührung erweckt, sondern die göttliche Abstammung des Romulus besungen werden, und das geschieht in dem der Elegie gemäßen Stil.

Die Aussetzung der Zwillinge und ihre Rettung durch die säugende Wölfin berichtet Ovid II 383 ff. nach der durch Fabius festgelegten Tradition, die mit geringen Abweichungen bei Dionys, Plutarch (Romulus), Livius vorliegt. Aber er hat, angeregt wohl durch eine abweichende, uns durch Plutarch (fort. Rom. 8) und Konon überlieferte Fassung einer Einzelheit[1]), die fabianische Erzählung bereichert durch die

1) Bei Fabius sollen die Zwillinge im Flusse ausgesetzt werden; der ist über die Ufer getreten, so daß die Diener an die eigentliche Strömung nicht herankönnen und die Wanne im flachen Wasser aussetzen: das ist die Rettung der Kinder. Bei Plutarch und Konon soll der Diener die Kinder töten (wie Harpagos den kleinen Kyros), bringt das aber, als ἐλεήμων καὶ φιλάνθρωπος, nicht übers Herz, sondern setzt die Wanne im Tiber aus. Die erstere Fassung erweist sich auch sachlich als die echte: der Sinn des Befehls ist ja offenbar (wenn das auch von keinem unserer Berichterstatter ausdrücklich gesagt wird), das Land von der Befleckung durch die sündige Geburt dadurch zu reinigen, daß das μίασμα fließendem Wasser überantwortet wird: nur darum müssen die Diener von Alba hundertundzwanzig Stadien weit zum Tiber herabsteigen. So werden Zwittergeburten meist zwar ins Meer geworfen (lebendig in einer Kiste verschlossen: Liv. XXVII 37), aber gelegentlich auch *androgynus in flumen deiectus* Jul. Obs. a. 133; so der Vatermörder *devehatur in profluentem* Auct. ad Her. I 23 (*voluerunt in flumen deici* Cic. pro Rosc. Am. 70), mit gleichem Ausdruck Livius I 4 *pueros in profluentem aquam mitti iubet* und *imperavit deportari ad aquam profluentem atque eo abici* orig. gent. Rom. 22: *deportare* Terminus der Prodigiensühnungen. — Daß übrigens Ovid sich nicht etwa ausschließlich an Livius gehalten hat, lehrt eine unscheinbare, aber beweis-

rührselige Schilderung der mit der Aussetzung beauftragten *ministri*, die sich nur widerwillig zur Ausführung der *iussa lacrimosa* entschließen, am Ort der Tat zärtliche Worte über die Kleinen und ihre unglückliche Mutter sprechen und endlich mit nassen Wangen heimkehren: ein echt elegisches Motiv, durch das statt des *δεινόν* des Mordbefehls vielmehr das *ἐλεεινόν* des Hergangs in den Vordergrund tritt.

Die Aufnahme der Zwillinge durch Larentia und Faustulus sollte bei den Larentalia im 12. Buch erzählt werden: aus der Ankündigung III 55 fg.[1]) ist zu schließen, daß wir eine Schilderung des ärmlichen Haushaltes des Ehepaares erhalten haben würden, dessen Gegensatz zur göttlichen Abkunft und künftigen Größe des Romulus betont worden wäre, also ein Gegenstück zur Aufnahme der Götter bei Hyrieus oder der Ceres bei Celeus.

Den Brauch, daß bei der Feier der Lupercalia die Luperci nackt laufen, erklärt Ovid II 361 ff. durch eine Geschichte, die in eigentümlicher Weise Motive der verschiedenen uns sonst bekannten Ätiologien in sich vereinigt. Die eine Gruppe der Erklärer schrieb die Einführung des Festes dem Euander zu und bezeichnete die Riten als arkadisch[2]), die andere, wie es scheint ältere Lehre faßte die Lupercalia als einheimisch römisch und führte ihre Stiftung auf Romu-

---

kräftige Abweichung: Livius läßt die Kinder (wie auch Plut. fort. Rom. 8) beim ruminalischen Feigenbaum a u s s e t z e n; bei Ovid werden sie, wie bei Varro l. l. V 54, Konon u. a. von der sanften Strömung zu jenem hingetragen. Das ist gewiß das Echte: der Diener glaubt seine Pflicht erfüllt, als er die Wanne wegschwimmen sieht, und kümmert sich nicht um das weitere.

1) *non ego te, tantae nutrix Larentia gentis nec taceam vestras Faustule pauper opes.*

2) So Q. Aelius Tubero (bei Dionys. I 80), der hierin wohl seinem Zeitgenossen Varro folgte: de gente pop. Rom. III 29 Fracc. (= Augustin. c. d. XVIII 16) *Romanos etiam Lupercos ex illorum mysteriorum* (nämlich der arkadischen Lykaiosfeier) *semine dicit exortos.* Fabius Pictor dürfen wir zu dieser Gruppe nicht zählen; die Notiz bei Dionys I 79, 8 ist keineswegs mit Sicherheit auf ihn zurückzuführen. Nach Tubero Livius I 5.

lus und Remus zurück; man erzählte entweder, die Brüder seien einst Räubern, die ihre Herden entführt hatten, nackt, um im Lauf nicht behindert zu sein, nachgesetzt[1]); oder man führte das Fest, um seinen ausgelassen lustigen Charakter zu motivieren, auf ein Sieges- oder Freudenfest zurück, das die Brüder nach dem Sturz des Amulius begangen hätten[2]); aus dem Übermut der Festfreude leitete man auch den Brauch ab, daß die Luperci die Begegnenden mit Riemen schlugen: das ließ sich in jene andere Ätiologie nur sehr gezwungen einführen. Bei Ovid feiern die Brüder mit ihrer *turba* dem Faunus in althergebrachter Weise ein Opferfest — dies besteht also bereits und gilt nach v. 277 ff. als von Euander eingeführt — und vergnügen sich, während die *exta* braten, *nudi* an fröhlichen Spielen (*per lusus:* das geht auf die Lustigkeit der Lupercalien)[3]); da wird der Raub gemeldet

---

1) So unser ältester Gewährsmann C. Acilius (bei Plut. Rom. 21): als die Herde des Romulus (noch vor der Stadtgründung) abhanden gekommen ist, beten er und seine Leute zu Faunus und laufen dann nackt, *ὅπως ὑπὸ τοῦ ἱδρῶτος μὴ ἐνοχλοῖντο*, auf die Suche. Ganz ähnlich Servius Dan. aen. VIII 343: den Brüdern wird gemeldet, daß Räuber ihr Vieh wegtreiben; *illos togis positis cucurrisse caesisque obviis* (dies das *αἴτιον* für die Riemenschläge) *pecus recuperasse.*

2) So der ätiologische Dichter Butas (der Freigelassene des jüngeren Cato?) bei Plut. Rom. 21: die Brüder laufen *μετὰ χαρᾶς* nach gelungenem Handstreich auf Alba zum Lupercal; daraus entsteht die jährliche Feier als *τῇ λυκαίνῃ χαριστήρια καὶ τροφεῖα καὶ σωτήρια Ῥωμύλου.* In der gleichen Richtung, wenn auch im einzelnen stark divergierend, liegen die Erklärungen des Valerius Maximus II 2, 9 (der das Freudenfest durch die von Numitor gegebene Erlaubnis zur Stadtgründung motiviert) und der Origo g. R. 22.

3) Dies künstlerisch sehr glückliche Motiv hat wohl erst Ovid eingeführt, der sich die Hirten nicht, wie Valerius, als *togati* denken mochte, und dem es mißfiel, daß die reisigen Brüder sich davor gescheut haben sollten, beim Lauf in Kleidern zu schwitzen. Daß Ovid dem Romulus und Remus gymnastische Spiele griechischer Art (Faustkampf!) zuschreibt, kann auffallen; aber auch Ennius hatte die *caestus* bei den Spielen erwähnt, die er den Romulus nach der Einweihung des Tempels des Juppiter Feretrius abhalten läßt — falls der Notiz der schol. Bern. zu georg. II 384 (ann. I fr. LI V.) ganz zu trauen ist.

und die beiden laufen nackt wie sie sind (*longum erat armari*) nach verschiedenen Seiten auf die Suche. Daran schließt sich eine sonst nirgends überlieferte Erzählung, daß Remus und seine Fabier, vom Glück begünstigt, als Sieger zuerst heimgekehrt seien und sich zur Belohnung die inzwischen gebratenen *exta* zu Gemüte geführt hätten[1]): *haec certe non nisi victor edet.* Romulus, der bei der Rückkehr mit seinen Quinctiliern die Tische leer und die Knochen abgenagt findet[2]), faßt es nicht tragisch auf, daß er außer dem Ruhm auch um den Festtagsbraten gekommen ist: *risit et indoluit.* Die Rolle, die der Heros-Stadtgründer in dieser lustigen Geschichte spielt, kann uns nicht wundernehmen, da doch in der Elegie selbst die Götter es sich gefallen lassen müssen, zum besten gehabt zu werden. — Das *αἴτιον* für die Riemenschläge der Luperci, von denen die Frauen Fruchtbarkeit erhofften, trennt Ovid geflissentlich von dem eben besprochenen, räumlich wie auch zeitlich und sachlich[3]). Er schreibt

1) Das ist, wie man längst gesehen hat, der Geschichte von den Potitii und Pinarii beim Herkulesopfer nachgebildet (Liv. I 7, 13). Es ist sehr wohl möglich, daß dem collegium der Luperci Fabiani bei der Feier ein Vorrecht zukam, zu dessen Erklärung dies *αἴτιον* dienen soll (es mag nur darin bestanden haben, daß die Fabiani zuerst liefen, die Quinctiliani in einem gewissen Abstand folgten: *τῶν ἀμφὶ Ῥωμύλον τε καὶ ἄλλων ὑστεριζόντων. τριχῇ γὰρ ἐνενέμηντο καὶ ἐκ διαστήματος ἔθεον* Tubero bei Dionys I 80); für denkbar halte ich aber auch, daß Ovid ganz auf eigne Faust den Zug aus der Herkuleslegende übernommen oder doch umgebildet hat, um seiner Erzählung einen lustigen Abschluß zu geben.

2) *mensas ossaque nuda videt:* es ist also gemeint, daß er überhaupt nichts vom Opferschmaus bekommt (die *exta* im eigentlichen Sinne haben keine Knochen), während Livius a. a. O. die *exta*, die den Potitii vorbehalten blieben, von den *cetera daps* unterscheidet — vielleicht nur aus Mißverständnis jener weiteren Anwendung des Wortes.

3) Die oben erwähnten Datierungen des Ursprungs der Lupercalien in die Zeit vor der Stadtgründung hatten das Mißliche, daß die Bedeutung der Schläge als Fruchtbarkeitszaubers dabei keine Stelle finden konnte: römische Frauen gab es ja damals noch nicht. Man half sich entweder damit, daß man die Schläge von Anfang an an alle 'Begegnenden' austeilen ließ (so Butas u. a.), oder indem man — so Ovid

die Einführung zwar auch Romulus zu, aber dem König Romulus; er führt sie auf ein Orakel der Juno zurück, und man vermißt in seiner Erzählung jeden Zusammenhang mit der Lupercalienfeier.[1]) So wird die Geschichte, ganz in der Art so vieler Fastenerzählungen, zu einer Aretalogie der Juno Lucina verselbständigt, an die sich das Schlußgebet II 451 wendet: dieser Tendenz dient die Ausmalung der verzweifelten Lage, in die Rom durch die Unfruchtbarkeit versetzt ist: schon bereut Romulus, dessen Klagen wir hören — als Heros erscheint er auch hier nicht —, den Raub der Sabinerinnen; Männer und Frauen beten kniefällig im heiligen Hain der Juno: da vernimmt man ihren Rätselspruch, den erst ein glücklicherweise anwesender, aus Etrurien vertriebener Seher löst: auch dies ein beliebtes ovidisches Motiv[2]), das den glücklichen Ausgang als solchen stärker empfinden läßt.

Die Erzählung von der Gründung Roms (IV 807—862) ist im wesentlichen nur versifizierte Geschichte mit panegyrischer Tendenz: es ist beim Augurium sowohl wie dann bei Remus'

— eine Teilung der Ätiologien vornahm. Der für die cäsarische Zeit bezeugte Brauch (s. die Stellen bei OTTO R. E. VI 2067), alle 'Begegnenden' zu schlagen, mag jene erstere Fassung gestützt haben; aber es ist mir sehr zweifelhaft, ob jener erweiterte Gebrauch, wie OTTO a. a. O. annimmt, der ursprüngliche ist und die Zeremonie allgemein als Reinigungszauber zu gelten hat (zweifelnd auch DEUBNER, Arch. f. Rel.-W. XIII 495); es ist doch zu beachten, daß, wie aus Plut. Rom. 21 Caes. 61 zu schließen, nur die jungen Frauen sich den Schlägen freiwillig darboten, also Segen von ihnen erhofften. Daß die Riemen, wenn sie einmal geschwungen wurden, spaßeshalber auch Männer und Kinder trafen, ist auch ohne religiösen Hintergrund begreiflich genug. Den Versuch UNGERS, aus unserer Überlieferung das Riemenschlagen als eine im 3. Jahrh. erfolgte Erweiterung des Ritus zu erweisen, hat OTTO a. a. O. mit Recht abgelehnt; s. auch WISSOWA, Rel. d. R. 210, 3.

1) In den Worten der Juno *Italidas matres sacer hircus inito* eine Hindeutung auf des Faunus Namen Inuus zu sehen, liegt freilich nahe; aber Ovid hat diesen Namen vorher nicht erwähnt; auch läßt er dem Faunus keinen Bock, sondern eine Ziege opfern (v. 361) und sagt kein Wort von der Umgürtung der Luperci mit dem Fell des Opfertiers.

2) IV 261. 668. VI 389.

Tod nach Möglichkeit alles beseitigt oder gemildert, was einen Schatten auf den Geburtstag der Stadt Rom fallen lassen könnte.[1]) Poetisch gestaltet ist erst der Schluß der Erzählung: wie Romulus die Trauer über den Verlust des Bruders mannhaft bezwingt, ganz nur König; wie aber dann, beim Leichenbegängnis, die unterdrückte Empfindung der brüderlichen Liebe sich doch gewaltsam Bahn bricht, Faustulus und Acca sich mit ihm in Klage vereinen. Hier hat Ovid in eigentümlicher Weise sich die seltsame Erfindung zunutze gemacht, die wir bei Dionys I 87 lesen: Romulus habe, in Trauer und Reue über den Brudermord (Remus ist hier in der Schlacht gefallen), am Leben verzweifelt und sei erst

1) Bei Livius entzweit *regni cupido* die Brüder, *atque inde foedum certamen coortum a satis miti principio* (I 6); bei Dionys (I 85 ff.) entsteht gleichfalls der Streit um den Ort der Stadtgründung aus Herrschsucht, ἐκ δὲ τῆς φιλονεικίας ταύτης ἀκοινώνητος εὐθὺς ὑπεδηλοῦτο φιλαρχία, Numitor beschwichtigt die στάσις durch den Rat zum Augurium, auf das die beiden sich bei Livius und Plutarch (Rom. I 9) selbst einigen. Bei Ovid sehr harmlos *ambigitur, moenia ponat uter,* und sodann Romulus, versöhnlich und verständig, '*non opus est certamine ullo: magna fides avium est, experiamur aves*'. Sodann nichts von Streit über die Deutung des Augurium (Livius, Dionys) oder gar von Betrug des Romulus (Dionys, Plut.), was dann zu blutigem Kampfe führt; sondern das Augurium entscheidet unzweideutig und unbestritten: *pacto statur, et arbitrium Romulus urbis habet.* Remus springt über die Mauer, nicht um den Bruder und sein Werk zu verhöhnen (Liv., Plut., Dionys.), sondern um zu zeigen, daß die Mauern zu niedrig sind, um das Volk zu schützen (*his populus tutus erit?*), ohne zu wissen, daß Romulus solches Tun mit dem Tode bedroht hatte. Celer, der Bauführer des Romulus, nicht Romulus selbst, tötet den Remus: Ovid entscheidet sich (wie Dionys) für die mildere der beiden überlieferten Fassungen (Plut.), während zumeist (Cic. off. III 41, der die Tat aus Romulus' Herrschsucht herleitet, das Vergehen des Remus als schlecht gewählten Vorwand bezeichnet; Livius; Horaz ep. 7, 17 u. a.) nur Romulus genannt wird; aber auch Celer ist durch jenes Gebot des Romulus, der natürlich an Remus dabei nicht denken konnte, entschuldigt; so erscheint der *scelus fraternae necis* hier als eine Reihe verhängnisvoller Zufälle (mehr noch als in der Erzählung Diodors VIII 6, der die ovidische am nächsten steht; dort hat Romulus seine allgemeine Warnung doch schon im Zorn über Remus' Spott gegeben).

durch das tröstliche Zureden der Larentia wieder aufgerichtet worden. Bezeichnend, daß Ovid gerade dies Motiv für die Elegie brauchbar fand: die Wendung, die er ihm gibt, zeigt freilich den Romulus, in dem die Menschlichkeit über starre Herrscherpflicht siegt, in ungleich liebenswürdigerer, wenn auch keineswegs heroischer Beleuchtung.

Die unmittelbar anschließende Fortsetzung lesen wir V 451—484, wo die Lemuria, früher Remuria, als Stiftung des Romulus zu Ehren des Bruders erklärt werden. Dies *αἴτιον* ist schwerlich Ovids Erfindung: die Ausführung aber, ganz im Stile der Fastendichtung, wird ihm gehören. Servius (zu Aen. I 276) weiß von einer Pest, die nach Remus' Ermordung ausgebrochen sei; ein Orakel habe geraten, die zürnenden Manen des Remus zu versöhnen; das sei dadurch geschehen, daß Romulus bei allen Regierungshandlungen einen zweiten Thron mit den Königsinsignien neben dem seinen aufstellen ließ, *ut pariter imperare viderentur*. In dieser Geschichte, die mir gar nicht nach dem billigen Autoschediasma eines leichtsinnigen Scholiasten aussieht, sind uns die Hauptmotive, Rache eines ungerecht Getöteten und Versöhnung der Seele auf Geheiß des Orakels, aus griechischen Heroenlegenden wohl vertraut[1]); für die seltsame posthume Ehrung dagegen kenne ich als Analogon nur den Beschluß, der zu Ehren des verstorbenen Germanicus gefaßt wurde (Tac. ann II 83): bei allen Sitzungen der sodales Augustales, zu denen Germanicus seit Begründung des Kollegiums gehört hatte, sollte ihm eine sella curulis mit dem Eichenkranz aufgestellt werden. In Rom ist dies höchstwahrscheinlich der erste Fall dieser Art gewesen, und denkbar ist, daß der Thron des

---

1) Beispiele genug nennt Denekens Artikel 'Heros' in Roschers Myth. Lex., besonders p. 2488 fg. 2520. Auch die von Virgil am Schluß der Georgica erzählte Orpheus-Aristaeusgeschichte ist nach diesem Muster erfunden; die (unorganische) Einführung der Nymphen als der unmittelbaren Senderinnen des Unheils (IV 532) erklärt sich wohl daraus, daß die dem Heroenglauben zugrunde liegende religiöse Vorstellung römischem Denken fremd ist.

toten Remus nach diesem Vorbild erfunden ist[1]); aber man muß auch mit der Möglichkeit rechnen, daß die Ehrung des

---

1) Der Erfindung liegt die Vorstellung zugrunde, daß Remus, wenn er am Leben geblieben wäre, ein Anrecht auf die Königswürde neben Romulus gehabt hätte: dieselbe Vorstellung, die wir u. a. bei Cicero a. a. O. finden. Ihre Voraussetzung wieder ist, daß das Augurium sich nicht, wie bei Ennius, auf die Frage bezog, wer in der neuen Stadt herrschen solle (oder, was auf dasselbe hinausläuft, wer sie gründen und nach seinem Namen taufen solle: denn die Unterscheidung des Dionys, der durch das Augurium nur die ἡγεμονία der neuen Kolonie, nicht aber die Regierungsform der neuen Stadt entschieden sein läßt, ist offensichtlich seine eigene aus Freude an staatsrechtlichen Finessen geborene Erfindung), sondern auf die Frage, wo die neue Stadt gegründet werden solle: aus deren Beantwortung sich freilich dann weiter ergab, daß Romulus den Stadtbau in die Hand nahm, aber nicht, daß er ihr Alleinherrscher wurde. Wenn Virgil Aen. I 276 im neuen Rom des Augustus Remus mit Romulus gemeinsam herrschen läßt (wobei jeder Gedanke an Augustus und Agrippa fernzuhalten ist), so bedeutet das die Beendigung des durch Herrschsucht verursachten Bürgerkrieges, als dessen Prototyp der Kampf der Brüder gilt. Nach der älteren (ennianischen) Legende dagegen gilt die Herrscherfrage als durch das Augurium zweifellos in dem Sinne entschieden, daß Romulus, nicht Remus König wird; der Tod des Remus hat also staatsrechtliche Folgen nicht mehr; MOMMSENS Deutung (Hist. Schr. I 18), daß diese Legende an die Spitze der Königsgeschichte analog dem Konsulat die Doppelherrschaft eines fungierenden und eines nicht fungierenden Königs habe stellen wollen, findet in der antiken Tradition keine Stütze (und damit fällt seine Auffassung des Remus als einer 'staatsrechtlichen Personifikation'). Die Nachricht des Cassius Hemina (fr. 11 P.) *pastorum vulgus sine contentione consentiendo praefecerunt aequaliter imperio Remum et Romulum, ita ut de regno pararent inter se*, offenbar der eigentliche Ausgangspunkt für MOMMSENS Konstruktion, soll nur den angesichts der späteren Königswahlen auffallenden Umstand motivieren, daß nicht das Volk den einen der Brüder zum König bestimmt, sondern es ihnen überlassen bleibt, die Entscheidung zu finden, nämlich durch das zwischen ihnen vereinbarte Augurium (was die Stiftung des Heiligtums der 'grunzenden Laren', von der anschließend die Rede ist, mit der Königsfrage zu tun hat, wissen wir freilich leider nicht); dem Ergebnis dieser Entscheidung hat sich das Volk im voraus unterworfen, also auf sein Wahlrecht nicht prinzipiell verzichtet. — Übrigens bemerke ich, daß KRETSCHMERS (Glotta I 301) Ableitung der Legende von Remus' Tod aus der Sitte des 'Bauopfers' sich weder auf

Germanicus hellenistische Vorgänger hatte. In den griechischen Legenden wird der Heros gewöhnlich durch Stiftung eines Kults mit jährlich wiederkehrendem Opfer versöhnt: darauf eben läuft die ovidische Erzählung hinaus. Die Traumerscheinung des getöteten Remus dagegen ist ein rein poetisches, nicht eigentlich legendäres Motiv (Patroklos—Culex, um zwei sehr disparate Beispiele zu nennen: da bittet die Seele um Bestattung des Leichnams; in jenen Legenden tut sich die Macht des Heros kund ganz in derselben Weise wie sonst der Zorn einer Gottheit); seine Einführung ist dem etymologisierenden Antiquar, der das *αἴτιον* der Lemuria erfand, schwerlich zuzutrauen, sehr wohl aber dem Ovid. Fand dieser bei seinem Gewährsmann die Pest und das Orakel[1]), so ist es sehr begreiflich, daß er dem die Traumerscheinung substituierte: das ist ganz im Stil seiner elegischen Dichtung. Das nächstliegende wäre ja gewesen, daß der Schatten des Remus dem Romulus selbst erschiene, der über die Erfüllung seines Wunsches zu befinden hat; aber rührender ist die Vor-

Properz' Wendung (III 9, 50) *caeso moenia firma Remo* noch auf irgend sonstige antike Tradition berufen darf; Properz meint nur, daß die Festigkeit der Mauern insofern durch Remus' Tod gewährleistet ist, als jeder Angreifer nun weiß, was er zu gewärtigen hat. An die *sanctitas* der Mauern, die für den römischen Bürger Geltung hat (Pompon. Dig. I 8, 11), denkt also Properz so wenig wie Ovid (‘*sic meos muros transeat hostis*’ 848), und es ist mir sehr zweifelhaft, ob der Erfinder der Geschichte anders gedacht und die Unverletzlichkeit des Mauerrings im Gegensatz zu den Toren hat symbolisieren wollen (MOMMSEN, p. 19 nach SCHWEGLER R. G. I 348, wo die antiken Vertreter dieser Auffassung zitiert sind).

1) An welche Fassung der Legende vom Tod des Remus sich diese Erfindung ursprünglich anschloß, bleibt dahingestellt. Servius läßt (zu Aen. I 273. VI 779) Remus in dem Kampfe fallen, der infolge der zweifelhaften Entscheidung des Auguriums entstand, und lehnt die (ovidische) Version, daß Remus wegen des Mauersprungs getötet wurde, als *fabulosum* ab; damit ist noch nicht gesagt, daß dies auch der Standpunkt dessen war, der die Sühnungsgeschichte erfand. Aber die Einführung des allgemeinen Sühnefestes der Lemuria erscheint allerdings besser motiviert, wenn nicht ein einzelner, sei es Romulus oder Celer, für den Tod verantwortlich ist.

stellung, daß das greise Paar der Adoptiveltern, die soeben heiße Tränen über der Asche des Sohnes geweint haben, nun den blutigen Schatten sehen, und die *pietas* des Königs Romulus, die der getötete Bruder anerkennt, tritt in noch helleres Licht, wenn sie sich auch der Fürbitte der Eltern gegenüber bewähren kann.

Aus dem Sabinerkrieg, der sich an den Raub der Jungfrauen anschloß — dieser selbst sollte bei den Consualia zum 21. August berichtet werden (III 199) — erzählt Ovid I 263—276 die Episode von der Errettung Roms durch Janus, der den Feinden das Eindringen in ein durch Juno geöffnetes Tor verwehrt, indem er eine heiße Quelle hervorsprudeln läßt und so den Weg versperrt.[1]) Das ist ein knapper, schmuckloser Bericht, bei dem wir nicht zu verweilen brauchten: aber lehrreich für den Abstand des epischen Stils ist die Umgestaltung, die dieser Bericht in den Metamorphosen

1) Die älteste erreichbare Form der von den Historikern nicht erwähnten Geschichte liegt bei Macrobius sat. I 9, 19 vor. Da ist sie das *αἴτιον* für die Öffnung der Januspforten im Krieg, bei Ovid dagegen für die besondere Heiligkeit des Janus Geminus, in dem allein der Gott ein Standbild hat: jenes offenbar das Ursprüngliche, denn das geöffnete Tor steht ja im Mittelpunkt der Geschichte. Mit dieser Abweichung hängt die veränderte Auffassung von Janus' Tat zusammen: bei Macrobius ist Janus ein kriegerischer Gott, der den Römern zur Hilfe kommt (*ea re placitum, ut belli tempore velut ad urbis auxilium profecto deo fores reserarentur*) und dessen heißer Quell ganze Scharen der anstürmenden Feinde vernichtet; wenn das Tor sich auf geheimnisvolle Weise immer wieder von selbst öffnet, so ist klärlich gemeint, daß Janus selbst das bewirkt, um sich jenen Angriff zu ermöglichen. Für Ovid dagegen ist Janus ein Hüter des Friedens (*nil mihi cum bello: pacem postesque tuebar* 253: das gilt nicht nur für die Vergangenheit, denn Ovid fährt fort *et clavem ostendens: haec ait arma gero*, und betet dann zum Gott um ewigen Frieden 287). Da ist die Bedeutung maßgebend, die das Symbol der Schließung des Janustempels in Augustus' Friedenspolitik gewonnen hat. So greift denn auch Janus bei Ovid die Feinde nicht an, sondern versperrt nur (als Hüter der Tore) den Weg; und somit kann er nicht selbst das Tor geöffnet haben: an seine Stelle tritt Juno. Der Ersatz der ursprünglichen Spitze der Geschichte durch eine andere war hiermit gefordert.

XIV 778—804 erfährt. Der Unterschied liegt nicht nur in der größeren Ausführlichkeit und darin, daß die Metamorphosen statt des im Grunde auf einen einzigen Moment beschränkten Berichts eine reich gegliederte fortschreitende Handlung geben; es finden sich auch sachliche Abweichungen. Um in die Metamorphosen zu passen (Ovid hält es offenbar für angezeigt, irgend etwas aus der Regierungszeit des ersten römischen Königs zu erzählen), mußte die Legende auf eine 'Verwandlung' hinauslaufen; es hätte dem die Verwandlung des Orts genügt[1]); Ovid läßt vielmehr die Nymphen einen eiskalten Quell, der schon früher hier 'taute', in einen glühend heißen Fluß verwandeln. Die Nymphen, nicht Janus, zu dessen Wesen sich solches Tun nicht in Beziehung setzen ließ[2]); aber die Nymphen nicht aus eignem Antrieb, sondern auf

---

1) Fast. 274 *quae fuerat, tuto reddita forma loco est.*

2) Fast. 268 *ipse meae movi callidus artis opus, oraque, qua pollens ope sum, fontana reclusi.* Ich glaube nicht, daß Janus hier als 'Quellengott' erscheint (PETER): lediglich das *recludere* ist *ars* und *ops* des schlüsseltragenden Gottes. — WICHERS (Quaestiones Ovidianae, Diss. Gött. 1917, 61 fg.), der die Unterschiede der beiden Erzählungen schärfer ins Auge gefaßt hat als seine Vorgänger (freilich ohne an den Gegensatz von Elegie und Epos zu denken), findet in den Metamorphosen nur eine Umformung der älteren Fastenerzählung. Ganz so einfach liegt, meine ich, die Sache nicht. Die Erzählung der Met. enthält Züge, die in den Fasten fehlen, aber zum vollen Verständnis der Geschichte unerläßlich sind: nur die Met. erklären, wie die Feinde unbemerkt ans Tor gelangen, nur sie verdeutlichen das *pulsis Sabinis* der Fasten; nur sie deuten aber auch durch die Bezeichnung der Sabiner als *sati Curibus* an, wie das Eingreifen Junos zu verstehen ist, die nämlich nicht eigentlich als Feindin Roms, sondern als Iuno Curitis den Sabinern zum Sieg verhelfen will: daß Ovid hiervon weiß (obwohl er fast. 266 durch das *insidiosa* das Verständnis eher verschleiert), geht aus fast. VI 49 hervor, wo der *senex Tatius* neben den *Iunonicolae Falisci*, neben Karthago und den griechischen Lieblingsstätten der Göttin genannt wird als ein Feind Roms, dessen Niederlage geduldet zu haben sie nicht bereue. Das alles führt zu der Annahme, daß dem Dichter eine Erzählung vorlag, in der die Umgestaltung der bei Macrobius erhaltenen ursprünglichen bereits vollzogen war: aus ihr hat er in den Fasten den Janus und das *αἴτιον*, in den Met. andere Züge beibehalten.

Bitten — wieder nicht des Janus, was sehr wohl möglich gewesen wäre — sondern der Venus. So gewinnt Ovid den im Epos traditionellen Gegensatz der Venus zu Juno, und zugleich das beliebte epische Motiv, daß eine olympische Gottheit sich der Hilfe untergeordneter göttlicher Wesen bedient. Epischer Tradition (Troja) entspricht auch der Eingang der Erzählung, die Überrumpelung der schlafenden Stadt, und echt episch läuft sie aus in eine Kampfschilderung, über die sich die Elegie mit einem Wort (*pulsis Sabinis*) hinwegsetzt. Und noch eine charakteristische Kleinigkeit: in beiden Fällen ist die Erzählung an den Verrat der Tarpeia angeknüpft; in den Fasten heißt es (*rettulit) ut levis custos, armillis capta, Sabinos ad summae tacitos duxerit arcis iter*, in den Met. *arcisque via Tarpeia reclusa dignam animam poena congestis exuit armis:* dem Elegiker schwebt die leichtsinnige Tat des verliebten Mädchens, dem Epiker die blutige Sühne des Verrats vor Augen.

Wie die geraubten Frauen den Frieden zwischen Römern und Sabinern vermittelt haben, läßt Ovid III 179—228 den Mars erzählen. Die direkte Quelle läßt sich nicht feststellen[1]); genug, daß, wie uns die Parallelberichte erkennen lassen, alle wesentlichen Züge der ovidischen Erzählung — der Plan des Jungfrauenraubes als Eingebung des Mars (Cn. Gellius fr. 15 P.), die Versammlung der Frauen, die führende Rolle der Hersilia (Dionys. II 45), das Mitnehmen der Kinder zur Vermittlung — nicht von Ovid erfunden sind; aber die Art der Verwendung scheint doch weitgehend sein Eigentum zu sein. Um zu erklären, warum die Matronae die Erinnerungsfeier an ihre Tat gerade am 1. März begehen, berichtet Mars, daß er dem Romulus zum Raube geraten habe, und um hierfür die nötige Grundlage zu schaffen, wird auf der Notlage

1) Auf Varro schließt Samter, Quaestiones Varronianae (Diss. Berl. 1891), 52 ff., für mich nicht überzeugend; ich würde eher an einen Annalisten denken. Für die Einleitung (179—196) hat vielleicht Livius einige Anregung gegeben (Sofer, Livius als Quelle von Ovids Fasten, Progr. Wien 1906, 12 fg.); doch ist auch das ganz unsicher.

der frauenlosen Römer lange verweilt: die sentimentale Schilderung der Ärmlichkeit und Kleinheit Urroms ist ein Lieblingsmotiv der Fasten.[1]) In der Erzählung selbst ist das wichtigste Novum Ovids dies: während die Vulgata, der Livius und Plutarch folgen, die Frauen sich zwischen die kämpfenden Heere werfen läßt[2]), *inter tela volantia*, διὰ τῶν ὅπλων φερόμεναι καὶ τῶν νεκρῶν ὥσπερ ἐκ θεοῦ κάτοχοι (Plut. Rom. 19), verzichtet Ovid auf die pathetisch-heroische Szene; er vermeidet es überhaupt, von einem Kampf zu erzählen, indem er den Aufzug der Frauen erfolgen läßt, während die Heere einander gegenüberstehen und auf das Signal zum Angriff warten. Er verzichtet auch darauf, die Frauen, wie Livius und Plutarch, reden zu lassen (damit Hersilia, die *nurus Martis*, nicht zu kurz kommt, hat er sie vorher in der Frauenversammlung das Wort führen lassen): rührender als die rührendste Rede ist es, wenn die Kleinen, die nun hier die Hauptrolle spielen, die Ärmchen nach den Ihren ausstrecken und den Großvater rufen; und wenn schließlich der harte Sabiner den Enkel im Schilde wiegt, so ist das ein gemütvoll genrehafter Zug, der der Elegie trefflich ansteht.

---

1) Bei Livius I 9 lehnen die Nachbarn das *conubium* ab, teils aus Furcht vor der wachsenden Macht Roms — das würde in Ovids Bild nicht passen —, teils aus Verachtung gegen das im Asyl zusammengelaufene Gesindel — das wäre dem Ovid in diesem Zusammenhange (anders III 432) zu despektierlich: er läßt die Römer als einstige Hirten und arme Leute verachtet werden.

2) Dionys, der solche τραγῳδία aus anderem Grunde als der elegische Dichter nicht schätzt, läßt alles sehr diplomatisch zugehen: die Frauen fassen in einer Versammlung den Beschluß, einzugreifen, wenden sich dann an den römischen Senat, der mit kluger Verklausulierung die Gesandtschaft an die Sabiner genehmigt, ziehen dann zum Lager der Feinde, wo sie vor König und Senat vorgelassen werden und Hersilia eine lange Rede hält; dann werden sie abgeführt und der Senat berät über den Antrag, der schließlich angenommen wird: das alles trägt so deutlich den Stempel des dionysianischen Geistes, daß ich es (gegen Samter a. a. O.) im wesentlichen dem Rhetor zuschreibe, der eine ältere annalistische Fassung (vgl. Cn. Gellius a. a. O.) in seiner Weise umformte.

Endlich die Apotheose des Romulus fast. II 481—512, die Ovid auch met. XIV 805—828 erzählt; die beiden Reden des Mars habe ich schon oben S. 17 verglichen. Auch die folgenden Erzählungen weisen bei aller Identität des Wesentlichen[1]) charakteristische Unterschiede auf. In den Fasten bricht die olympische Szene mit Juppiters gewährendem Nicken ab und die irdische setzt mit *est locus, antiqui Capreae dixere paludem* neu ein, führt zu Romulus und schildert dann das Unwetter, während dessen *rex patriis astra petebat equis;* Mars tritt nicht mehr handelnd auf. Die Metamorphosen halten, echt episch, auf Kontinuität der Handlung: Juppiter nickt Gewährung und erregt ein gewaltiges Unwetter, in dem Mars das Signal zur Entführung erkennt: er besteigt den Wagen, fährt zur Erde herab und entrafft den Romulus, der eben dem Volke Recht sprach: dessen Verwandlung in den Gott wird dann beschrieben. — In den Fasten behält Ovid das traditionelle Lokal, den 'Ziegensumpf' bei: für das Epos ist das nicht erhaben genug, hier tritt der 'Gipfel des bewaldeten Palatium' an die Stelle. — In den

1) Die Entrückung durch Mars wird Ennius berichtet haben (vgl. *Quirinus Martis equis Acheronta fugit* Hor. od. III 3, 15); aber sie war auch bei den Historikern zu finden: *πεπιστεύκασιν ὑπὸ τοῦ πατρὸς Ἄρεος τὸν ἄνδρα ἀνηρπάσθαι* Dionys II 56, 2. Im übrigen sehe ich keinen Grund zu der Annahme, daß Ovid sich näher an Ennius hält als an die historische Vulgata, und glaube auch nicht, daß, wie es Ehwald (ad historiam carminum Ovidianorum recensionemque symbolae, Progr. Gotha 1892, 11 ff.) oft nachgesprochen worden ist (nur Vahlen äußerte sich mit berechtigter Zurückhaltung, Ennius² p. LXII), die Übereinstimmung Ovids mit Livius auf gemeinsame Benutzung des Ennius zu deuten sei. Livius' Erzählung hat in der Anlage wie in Einzelheiten die größte Ähnlichkeit mit der Plutarchs, so daß mir für beide eine und dieselbe Quelle sicher steht, die dann gewiß nicht Ennius ist (hübsch ist es, wie der Grieche, dem römischen Militarismus abhold, die Forderung des neuen Gottes *rem militarem colant* umbiegt zu *σωφροσύνην μετ' ἀνδρείας ἀσκοῦντες*). Auch die einleitende olympische Szene Ovids wage ich nicht für Ennius in Anspruch zu nehmen; eher dagegen als dafür spricht es, daß dem Mars ein ennianischer Vers aus einem früheren *concilium deorum* in den Mund gelegt wird.

Fasten wird die Entführung selbst mit wenigen (oben zitierten) Worten erledigt; die Metamorphosen verweilen auf dem Bilde des zur Erde herabfahrenden Kriegsgottes: es ist dasselbe Verhältnis, das wir bei der Fahrt Plutos in der Proserpinageschichte beobachteten. — Die Fasten erzählen, wieder der Tradition folgend, die Bestätigung von Romulus' Göttlichkeit durch das Zeugnis des Proculus Julius: im Epos würde dies irdische Nachspiel die Erhabenheit des Vorgangs beeinträchtigen; es bleibt weg. Gerade hier zeigt sich wieder die Eigenart der elegischen Erzählung in der Ausmalung von Julius' Begegnung mit dem neuen Gott: daß der Wandernde von Alba zurückkehrt[1]) und keine Fackel braucht,

1) *Proculus Longa veniebat Iulius Alba*: der Ursprung dieses concetto ist der, daß die Historiker von dem Manne wußten, er war *τῶν ἀπ' Ἄλβης ἐποίκων* (Plut. 28) und *τῶν ἀπ' Ἀσκανίου* (Dionys. II 63, 3), was sich übrigens bei einem Julius von selbst versteht. Ovids Ausdruck kann freilich auch meinen, daß Julius ein Albaner ist, der als Gast nach Rom kommt, indessen spricht das folgende nicht dafür (richtig Schwegler, R. G. I 537); auch wäre dann Ovid der einzige, der mit Rücksicht darauf, daß die Übersiedelung der Julii nach Rom erst unter Tullus Hostilius erfolgt sein sollte, den Proculus noch Albaner sein läßt. Denn ich kann Münzer (R. E. X 112) nicht zugeben, daß diese Annahme in augusteischer Zeit feste Tradition ist: sie wird nirgends ausdrücklich erwähnt, obwohl es doch bemerkenswert genug wäre, daß Romulus einem Nichtrömer seine Gottheit manifestiert hätte. Livius faßt den Proculus zweifellos als Römer, wenn er von *consilium unius viri* spricht und ihn sagen läßt: *Romulus parens urbis huius*. Bei Dionys ist es ein *γεωργικὸς ἀνήρ* (*homo agrestis* bei Cicero): der Zweck dieser Erfindung ist bei ihm ganz deutlich: Proculus ist nicht bei der *contio* gewesen, sondern kommt *ἐξ ἀγροῦ* und sieht den Romulus *ἀπιόντα ἐκ τῆς πόλεως*, also unmittelbar nach seinem Verschwinden; das Zeugnis wird dadurch (und auch weil Proculus *τὸν βίον ἀνεπίληπτος* ist, wie ein rechter Landmann) vertrauenswürdiger. Bei Plutarch ist dann vollends Proculus ein Patrizier, der sich durch den gegen die *patres* herrschenden Verdacht mit beschwert fühlt. Übrigens setzt die Erfindung der Geschichte entweder die Gleichung Romulus—Quirinus voraus, oder — was mir namentlich durch die älteste erhaltene Fassung (bei Cicero de rep. II 20) sehr wahrscheinlich wird — sie diente dazu eben diese Gleichung einzuführen. Denn wenn sich der Gott seinem Volke offenbart, ist doch die notwendige Folge die Verehrung dieses

weil der Mond hell scheint, daß Romulus nicht vom Himmel herabsteigt, sondern zur Linken aus der den Weg einrahmenden Dornenhecke tritt, das sind Einzelheiten, offenbar von Ovid erfunden, die im Epos nicht am Platze wären. Im übrigen ist auch hier wieder die patriotisch-panegyrische Tendenz Ovids sehr deutlich: im Gegensatz zu den Historikern läßt er keinen Zweifel darüber, daß der Argwohn der Ermordung des Romulus durch die Patrizier falsch ist (*falsaeque patres in crimine caedis*), und gibt dem Zeugnis des Proculus ein ganz anderes Gewicht, indem er, wieder als einziger, die Begegnung selbst erzählt, nicht nur den Proculus berichten läßt.[1])

4.

Der Überblick über die Gestaltung der Romulussage lehrt uns, daß die heroischen Züge im Bilde des Stadtgründers durchaus zurücktreten. Als Kriegsheld vor allem lebt Romulus in der Tradition: aus den Fasten würde man das nicht entnehmen können, keiner seiner Siege wird erzählt oder verherrlicht. Besonders auffällig ist, wie Ovid selbst den Gründungstag des Tempels des Juppiter Stator nicht zum Anlaß nimmt, von dem Kampf gegen die Sabiner zu reden,

---

Gottes; einen Romuluskult hat es aber nie gegeben. Man braucht nur den Inhalt der Offenbarung bei Cicero mit der bei Livius (der bezeichnenderweise von Romulus—Quirinus schweigt) zu vergleichen, um zu erkennen, wo das Ursprüngliche liegt. Leider wissen wir nicht, wie alt jene Gleichung ist; aus Ciceros Äußerungen entnehme ich nicht (was ich wegen Wissowa, Rel. d. R. 156, 5 bemerke), daß er sie für jungen Datums hält (eher das Gegenteil), sondern nur, daß er sie als fabula einschätzt.

1) Der Skeptizismus des Livius dagegen sagt *et consilio etiam unius hominis addita rei dicitur fides . . mirum quantum illi viro nuntianti haec fides fuerit* (vgl. auch Plut. Num. 2). Cicero behauptet sogar geradeswegs, Romulus habe *inpulsu patrum, quo illi a se invidiam interitus Romuli pellerent*, seine Aussage gemacht (de rep. II 20). Begreiflich, daß diese einen *homo agrestis* vorschieben, der nicht in den Verdacht kommen kann, im Interesse seines Standes zu lügen, s. vor. Anmerkung.

obwohl doch das Gebet des Königs und der durch Juppiters Erhörung bewirkte plötzliche Umschwung, der das Schicksal des Tages entschied, zu poetischer Darstellung reizen konnte — Ovid begnügt sich (VI 793 ff.) mit der Angabe, daß Romulus den Tempel *ante Palatini condidit ora iugi.* Dies Ausweichen vor der Kampfschilderung beschränkt sich aber nicht auf die Romulussage, sondern geht durch die Fasten durch: so oft auch Gedenktage römischer Siege oder Niederlagen aus alten oder neueren Zeiten erwähnt werden, regelmäßig bleibt es bei der bloßen Erwähnung. Um dies zu erklären, genügt es nicht, auf die pazifistische Tendenz der Politik des Augustus zu verweisen, denn Augustus selbst hat niemals vergessen oder vergessen lassen wollen, daß der Friede, der die jetzt römische Welt beglückt, die Frucht der von ihm und früheren Triumphatoren errungenen Siege war, und hat daher die Verherrlichung dieser Siege in bildender Kunst und Dichtung viel eher befördert als gehemmt. Auch persönliche Abneigung Ovids gegen Szenen blutiger Gewalt kann nicht entscheidend gewesen sein. Die Metamorphosen enthalten zwar keine Kampfschilderungen homerisch-virgilischer Art — der Plan des Gedichts legte solche nicht nahe —; aber wo sich die Gelegenheit bietet, Kämpfe märchenhaften Charakters zu beschreiben, tut es Ovid mit großer Ausführlichkeit und sichtlicher Freude: so den Kampf der Zentauren und Lapithen (XII 210—535), des Perseus gegen Phineus, in dem das versteinernde Medusenhaupt die letzte entscheidende Waffe ist (V 1—235), des Achill gegen den unverwundbaren Cygnus (XII 64—145), auch Kämpfe der Helden gegen Ungeheuer und wilde Tiere, des Cadmus gegen den Drachen (III 28—98), des Perseus gegen das Meerungetüm (IV 663—752), die Jagd auf den calydonischen Eber (VIII 260—444). Die Fasten bieten an vergleichbarem nur die kurze Schilderung von Hercules' Kampf mit Cacus (I 543—584, wo der eigentliche Kampf 15 Verse beansprucht), die eng in die von Ovid geflissentlich in den Vordergrund geschobene Euandersage verflochten und auch, als *αἴτιον* des römischen

Herculeskults, vom Standpunkt des Fastendichters aus unentbehrlich schien. Wenn Ovid Schlachtberichte, die ihm sein Gegenstand oft nahelegte, vermied, so ist der Grund gewiß der, daß die elegische Dichtung prinzipiell solche Schilderungen ablehnt: das war recht eigentlich die Domäne des Epos, und das Unvermögen des Elegikers, gerade in diesem Punkte über die der Gattung gesetzten Schranken hinauszugehen, wird von Ovid wie von Properz oft genug betont.

Eine Ausnahme nur macht Ovid: den Auszug der Fabier gegen die Vejenter und ihren ruhmvollen Untergang am Cremera erzählt er II 195—241. Für diese Ausnahme bedarf es einer Erklärung, die in einer sachlichen Nötigung, gerade diese Episode dem Kalendergedicht einzufügen, nicht gefunden werden kann.[1]) Ein persönlicher Anlaß dünkt mich wahrscheinlicher. Ich sehe in der Einlage eine Huldigung des Dichters an seinen vornehmen Freund und Gönner Paullus Fabius Maximus, zu dessen Hause er auch durch seine Frau in naher Beziehung stand (ex P. I 2, 138). Fabius war vermählt mit Marcia, einer Kusine des Augustus (Ovid hat den Hymenaeus für das Paar gedichtet, ebd. 133): auch diese wird in den Fasten in ganz einzigartiger Weise geehrt, indem der Dichter VI 797 ff. die Wiederherstellung der aedes Herculis Musarum durch ihren Vater Marcius Philippus zum Anlaß nimmt, das Lob der Dame in hohen Tönen zu singen.[2]) Auch ihr, der Patronin von Ovids Gattin (ex

1) Elter (Cremera und Porta Carmentalis, Bonner Progr. 1910, p. 55 ff.) meint freilich, wenn ich ihn recht verstehe, der Brauch, nicht durch die porta Carmentalis zu gehen, sei für Ovid der Anlaß gewesen, die Fabiergeschichte zu erzählen. Aber auf solche Bräuche, die nicht an bestimmten Tagen haften, geht Ovid sonst nirgends ein, während er historische Gedenktage öfters bezeichnet, auch wenn sie kalendarisch keine Rolle spielten.

2) In der Verbannung hat Ovid auf die Fürsprache des Fabius bei Augustus große Hoffnungen gesetzt (ex P. I 2: das Gedicht ist auch durch die Stellung, als erstes nach dem Widmungsgedicht, hervorgehoben; III 3, 107), die, wie er später überzeugt ist (IV 6, 9), nur an dem vorzeitigen Tode des Gönners gescheitert sind. I 2, 3 ff. erinnert

P. I 2, 137; III 1, 73), mußte der Ruhm der gens Fabia lieblich in den Ohren klingen. Und als Ruhmestat der Fabier vielmehr denn als römische Niederlage hat Ovid die Geschichte berichtet, indem er aus der Erzählung des Livius — daß er diesem hier folgt, scheint mir unbestreitbar[1]) — geschickt alles wegläßt, was das Verdienst der Fabier schmälern kann: die große Schlacht, an der die Legionen des L. Aemilius teilnahmen (Liv. II 49, 10) und der darauf geschlossene Friede wird nicht erwähnt, und aus den Scharmützeln, die dann die Fabier gegen die Vejenter (*sine ullo maioris belli apparatu* Liv. 50, 1) siegreich bestanden, wird eine Angriffsschlacht, die sich an die Lagerung am Cremera unmittelbar anschließt; die Niederlage selbst, an der nach Livius das durch die Feinde geschickt genährte Vertrauen der Fabier auf die eigene Unüberwindlichkeit schuld war[2]), wird bei Ovid zum Ruhmestitel, indem die ehrliche und arglose *virtus* der feindlichen *perfidia* erliegt.[3]) Aber wichtiger als diese panegyrische Umformung ist für unsere Frage dies, daß Ovid hier, wo er ausnahmsweise die der Elegie gesetzten

er an den Untergang der Fabier und zitiert dabei den Fastenvers II 236. Man könnte vermuten, daß er die auf die Fabier und auf Marcia bezüglichen Stücke der Fasten erst in der Verbannung zugedichtet hat, um sich der Gunst des Paares zu versichern. Das würde voraussetzen, daß Ovid schon bevor er nach Augustus' Tod die Umarbeitung der Fasten in Angriff nahm, die einzelnen Bücher von Tomis aus, wenn auch nicht eigentlich veröffentlichte, so doch seinen Freunden zugänglich machte oder machen wollte, und ich kann in der Tat nicht daran glauben, daß er auf dies vorzügliche Mittel zur Rehabilitierung seiner Poesie ganz verzichtet haben sollte. Aber unentbehrlich ist jene Annahme nicht. — Der Fabii Maximi wird übrigens auch fast. I 605 in höchst ehrender Weise gedacht.

1) SOFER a. a. O. 5 ff. Das Datum des 13. Februar hat Ovid allerdings aus anderer Quelle; darüber gute Bemerkungen bei ELTER a. a. O. 19 ff.

2) 50, 5 *iamque Fabii adeo contempserant hostem, ut sua invicta arma neque loco neque tempore ullo crederent sustineri posse.*

3) Das liegt ganz auf der Bahn patriotisch-römischer Geschichtsfälschung, s. Virgils ep. Techn.[3] 10, 2; 31, 1.

stofflichen Schranken überschreitet, auch in der Form ostentativ episiert: nicht weniger als drei Gleichnisse, alle aus dem Epos wohlbekannt[1]), sind in dem kurzen Stück angebracht, während die Erzählungen der Fasten sonst diesen spezifischen Schmuck des Epos sehr sparsam verwenden, fast nur um rührende Momente zu vertiefen.[2])

In ganz anderer Weise hat Ovid des Livius Erzählung von der Vertreibung der Tarquinier (I 53ff.) ins Elegische übersetzt (II 685—852). Die Komposition des Ganzen ist eigentümlich und nicht wohlgelungen: statt sich auf die Lukreziageschichte und ihre politischen Folgen zu beschränken, schickt Ovid zwei selbständige Erzählungen voraus, um die männlichen Hauptpersonen der Hauptaktion, die Tarquinier und Brutus, zu charakterisieren: die erste, die Einnahme von Gabii durch Sextus' List, als einen Rückblick auf Vergangenes, gleichsam parenthetische Erläuterung zu *vir iniustus, fortis ad arma tamen* (*ceperat hic .. urbes et Gabios fecerat .. suos*); hieran ist erst *ecce nefas visu* 711 als anschließend gedacht, womit Ovid zu der nur eben skizzierten Geschichte vom Orakel des Apollo und seiner klugen Deutung durch Brutus übergeht. Wenn Ovid dann 721 fortfährt *cingitur interea Romanis Ardea signis,* so ist das nicht schlechter als Livius' Übergang *reditum inde Romam, ubi adversus Rutulos bellum*

1) 209 die Löwen, die die Herde überfallen: *Π* 352 (Wölfe); 219 der Sturzbach: *E* 87; 231 der Eber und die Hunde: *M* 146.

2) Ich zähle nur 13 Gleichnisse (gegen c. 200 der Metamorphosen), meist ganz kurz, so daß ein Distichon Verglichenes und Gleichnis umfaßt, keines sonst so ausgeführt wie hier v. 219—222 und 231—233. Offenkundige Homerimitation nur noch in parodischer Absicht II 341 nach *Γ* 33. Über den 'Schwanengesang' Arions II 109 s. Crusius Rh. M. 47 (1892), 70. Der Vergleich der Habsucht mit der Wassersucht I 215 ist aus der Popularphilosophie wohlbekannt. — Die fleißige Arbeit von Washietl, de similitudinibus imaginibusque Ovidianis (Diss. Wien 1883) behandelt ihr Thema nur unter dem Gesichtspunkte der Abhängigkeit Ovids im einzelnen von Früheren; eine Vorstellung von der Rolle, die das Gleichnis in Ovids Poetik überhaupt und in den verschiedenen Dichtgattungen spielt, ist nicht daraus zu gewinnen.

summa vi parabatur.[1]) — In der ersten Erzählung sind die politischen Aktionen, Sextus' Wirken in Gabii vor und nach der Botschaft an den Vater, mit einem Wort (*potens*) und einem Vers abgemacht; den Dichter interessieren nur zwei anschauliche Szenen (der Illustrator der Geschichte würde ganz ebenso verfahren): die Einführung des Sextus bei den Gabinern und die Botschaft an den König. Die erstere muß er freilich erst aus der unanschaulichen Darstellung des Livius herausgestalten, der uns gar nicht nicht sagt, wo und wie und wann sich Sextus den Feinden gestellt hat[2]); nur seine Rede wird ziemlich ausführlich (indirekt) wiedergegeben.[3]) Ovid begnügt sich für die Rede mit einer Anleihe bei Virgils Sinonszene[4]), läßt den Sextus die Wahrheit seiner Worte durch die Spuren der angeblich vom Vater erhaltenen Hiebe erhärten — die sachgemäß abgeschwächte Wiederholung

1) Über das überleitende *interea* s. Virg. ep. Techn.[3] 388, 2. 456. Auch nach oben ist Livius' Verknüpfung mit *haec agenti portentum terribile visum* (vorher ist von Tarquinius' Bauten und der Aussendung von Kolonien die Rede gewesen) recht locker: man sieht, er hat die eigentlich an keinen bestimmten Zeitpunkt der Regierung geknüpfte Geschichte schlecht und recht vor der Katastrophe eingefügt. Dionys gibt sie als Exkurs vor des Brutus entscheidendem Auftreten (IV 69: statt des Schlangenprodigiums eine Seuche, die den ungewöhnlichen Schritt der Befragung des delphischen Orakels besser zu motivieren schien); an der Stelle der livianischen Geschichte (IV 63) erzählt er ein Vorzeichen für des Tarquinius Sturz.

2) I 53 *transfugit ex composito Gabios, patris in se saevitiam intolerabilem conquerens.*

3) Zur Beglaubigung des Sextus dient, außer der inneren Glaubwürdigkeit seiner Klagen, nur dies, daß er droht, falls ihn die Gabiner nicht aufnehmen, flugs eine andere Rom feindliche Stadt aufzusuchen. Dem Dionys (IV 55) genügte die simple Erzählung, die er in seiner Quelle fand, nicht, und er erdichtet wieder eine große Haupt- und Staatsaktion.

4) *occidite inermem: hoc cupiant fratres Tarquiniusque pater;* Virg. II 103 *iamdudum sumite poenas: hoc Ithacus velit et magno mercentur Atridae.* — *ignari* heißen die Gabiner v. 700, die Troer *ignari scelerum tantorum* 106.

eines Zuges aus Herodots Zopyrosgeschichte[1]) —, vor allem aber stellt er ein Bild (*in medios hostes nocte silente venit, nudarant gladios .. luna fuit*), und, was für die Elegie wichtig ist, sorgt für Rührung: wenn die guten Gabiner über das erlogene Leid des Sextus weinen, so erregt das des gefühlvollen Lesers Mitleid mit ihnen selbst. — In der Szene des Königs und der Boten hat sich Livius' *hortus aedium* entwickelt zu einem *hortus odoratis cultissimus herbis,* den ein leis rauschender Bach durchschneidet; der Mohn der überlieferten Geschichte hat sich in Lilien verwandelt. Ovid hat hier nicht unbedacht geändert — wenn jemand in einem wohlgepflegten Ziergarten die höchsten Lilien köpft, so ist das noch sicherer bedeutungsvoll, als wenn er in einem beliebigen *hortus* Mohnköpfe abschlägt —, aber die Ausführung der *ἔκφρασις* ist ganz konventionell, was dem Ovid nicht leicht begegnet: seine *τοποθεσίαι* sind zu allermeist in jedem Zug darauf berechnet, Stimmung zu vermitteln, soweit sie nicht zur Erklärung der Handlung dienen. An unserer Stelle aber hat der Vers *sectus humum rivo lene sonantis aquae* keinen anderen Zweck, als das Distichon auszufüllen. Ovid hat in den Fasten streng daran festgehalten, der *τοποθεσία* nicht mehr als ein Distichon zu widmen, aber dies auch ganz: sie soll als kleines in sich abgeschlossenes Ganzes erscheinen.[2])

1) *ἀποτεμὼν ἑαυτοῦ τὴν ῥῖνα καὶ τὰ ὦτα καὶ τὴν κόμην κακῶς περικείρας καὶ μαστιγώσας ἦλθε παρὰ Δαρεῖον* III 154. Die Geißelung spielt auch bei Dionys eine Rolle: aber er ist nicht so naiv, den Gabinern zuzumuten, daß sie einen Schwindel wie den ovidischen glauben sollten, sondern *σκήπτεται διαφορὰν πρὸς τὸν πατέρα περὶ τῆς καταλύσεως τοῦ πολέμου· μαστιγωθεὶς δ' ὑπ' αὐτοῦ ῥάβδοις ἐν ἀγορᾷ καὶ τἄλλα περιυβρισθείς, ὥστε περιβόητον γενέσθαι τὸ πρᾶγμα*, knüpft er, zunächst durch Getreue, Verhandlungen mit Gabii an. Ich halte das für reine Erfindung des Dionys.

2) II 215. 315. 435. III 263. IV 495. 649. V 149. VI 9. 495. Zwei Distichen nur III 295; ein paarmal schließt sich an die eigentliche *τοποθεσία* noch eine Ausführung in einem Distichon an: I 555 und, schon durch das Tempus (*suberant*, vorher *est*) abgehoben, IV 429. Nicht mit dem Hexameteranfang beginnt die Beschreibung, die dann das Distichon ausfüllt, nur II 165.

Das letztere hängt mit der durchgehenden distichischen Gliederung der elegischen Erzählung zusammen, über die weiter unten zu reden ist. Gegenüber der in den Fasten geübten Beschränkung hat sich Ovid in den Metamorphosen viel mehr Raum für die Ortsbeschreibung gegönnt: da begegnen ἐκφράσεις von 7, 8, 9 Versen[1]), kaum je unter 4[2]). In diesem Unterschied wirkt, meine ich, die Tatsache nach, daß die Ortsbeschreibung, so gut wie die ἔκφρασις von Kunstwerken oder bildhaften Vorgängen (Seesturm u. dgl.) dem alten Epos entstammt; der elegische Erzähler dagegen steht von vornherein gleichsam seinen Menschen zu nahe, als daß er die Muße hätte, bei objektiv schildernder Beschreibung von Gegenständen lange zu verweilen.[3])

Zurück zur Erzählung des Regifugium. Die Geschichte vom delphischen Orakel hat Ovid bis zur Unverständlichkeit verkürzt: kein Leser kann ahnen, daß unter der *turba* v. 716 die beiden Königssöhne zu verstehen sind: vielmehr schließt das *quisque suae matri* jene überlieferte Fassung aus, ohne daß wir eine neue dafür erhielten; und jeder müßte annehmen, daß das Orakel die Antwort auf die Frage wegen des Prodigiums ist, während uns die Historiker darüber aufklären, daß

1) z. B. III 155. V. 385. XI 229.

2) Dies nur in sehr lebhaft dramatischer Erzählung, in der ein ruhig betrachtendes Verweilen unmöglich wird: III 708 (Pentheus), IV 525 (Inos Wahnsinn).

3) Die ars amandi gibt dagegen eine ausführlichere Ortsbeschreibung in der Erzählung von Cephalus und Procris, III 687—694; diese ἐκφρασις steht nicht, wie die oben aus den Fasten aufgeführten, im Zuge der Erzählung, sondern eröffnet diese mit einem stimmungsvollen Eingangsbild; daraus könnte sich die Abweichung erklären. Aber auch Properz legt sich in der Ortsbeschreibung keine Beschränkung auf (I 20, 33—38; IV 9, 24. 27—30), so daß es fraglich ist, ob Ovid die Technik der Fasten seinen unmittelbaren Vorgängern in der elegischen Erzählung verdankt oder sie älteren Vorbildern abgelernt hat. — Beschreibungen von Bauten (wie die *regia Solis* met. II 1) oder Kunstwerken (wie der *currus Solis* ebd. 106 oder der Mischkrug des Aeneas XIII 685) finden sich in den Fasten nicht, obwohl die Tempel Roms und ihre Kunstschätze doch Gelegenheit genug geboten hätten.

es auf eine private, nach Erledigung ihres Auftrages getane Frage der Prinzen erfolgt. Das Prodigium selbst hat Ovid umgestaltet, nach dem Muster anderer: vielleicht nur, weil ihm das livianische nicht schreckhaft genug erschien.[1]) Von spezifisch elegischem Stil weist dieser zweite Teil der Erzählung nichts auf. Um so mehr der dritte und Hauptteil, die eigentliche Lukreziageschichte.[2]) Schon Schwegler (R. G. 776, 5) hat Ovids Darstellung ganz richtig als 'sehr fein und kunstvoll, aber fast modern sentimental und von versteckter Lüsternheit nicht frei' bezeichnet; dann hat Pokrowskij[3])

1) Bei Livius befallen den König Sorgen um die Zukunft, *anguis ex columna lignea elapsus cum terrorem fugamque in regia fecisset;* bei Ovid *mediis altaribus anguis exit et extinctis ignibus exta rapit*, womit Schwegler R. G. I 774, 3 vergleicht Liv. 25, 16 *Graccho sacrificanti triste prodigium factum est. ad exta, sacrificio perpetrato, angues duo ex occulto adlapsi edere iecur, conspectique repente ex oculis abierunt*, was sich dann noch einmal wiederholt und von den Haruspices auf eine Gefahr gedeutet wird, die dem Imperator *ab occultis hominibus consultisque* droht. Möglich immerhin, daß Ovid an diese Deutung gedacht hat; wahrscheinlich nicht. — Mit *ecce* führt Ovid zumeist nicht ein im Lauf der Geschichte überraschend eintretendes Ereignis ein (so I 433), sondern beginnt etwas Neues, öfters so, daß vorher der Zustand geschildert wird, den das Ereignis voraussetzt: I 543. III 285. 741; so hier, anknüpfend wie oben gesagt an v. 689 fg.

2) Wenn Cassius Dio fr. 11, 13 wirklich, wie u. a. Schwartz R. E. III 1692 ff. versichert, von Livius unabhängig ist, so folgt daraus, daß dieser sich hier sehr eng an seinen Gewährsmann gehalten hat; und daß er das *certamen muliebre* mit dem ersten Besuch bei Lukrezia (von dem die aus älterer Quelle, wohl Fabius Pictor, fließende Darstellung des Diodor und Dionys nichts weiß) nicht selbst erfunden hat, würde man allerdings von vornherein annehmen. Aber die Anklänge an Livius sind bei Ovid so stark, daß man mit der Möglichkeit, Ovid habe den Autor des Livius benutzt und verdanke ihm einen Teil dessen, was er mehr bietet, nicht zu rechnen braucht. Der einzige Zug, den Ovid mit Dio, nicht auch mit Livius gemeinsam hat, ist v. 788 der Hinweis auf die Verwandtschaft mit Sextus, als ihn Lukrezia aufnimmt (so auch Diodor); aber darauf kann Ovid, der ja wußte, daß Collatinus ein Tarquinier war (Liv. 57, 6), von selbst verfallen sein.

3) Neue Jahrbb. 1902, 258 ff., mit nicht wenigen Mißverständnissen in den Einzelheiten.

auf manche Züge hingewiesen, die Livius fremd sind, aber in Ovids Eroticis oder in der hellenistischen Poesie Entsprechung finden. Sie liegen so klar zutage, daß ich darauf nicht eingehen will; nur einiges bisher meist Übersehene, das für unseren Zweck wichtig ist, hebe ich heraus.

Die pflichttreue und keusche Lukrezia des Livius genügt Ovid nicht; sie muß sich als liebende Gattin zeigen, damit ihr Unglück und ihr Tod recht rührend, die Tat des Sextus dementsprechend frevelhaft erscheine. Zu dem Ende wird gleich anfangs der Wettstreit nicht wie bei Livius ganz allgemein auf die *ingenia* der Ehefrauen gestellt, sondern er spitzt sich auf die Liebe zum Ehemann zu: *ecquid coniugibus nostris mutua cura sumus?* Dafür ist noch nicht entscheidend, daß Lukrezia mit ihren Mägden bis tief in die Nacht bei der Arbeit sitzt: sie muß ihre Gefühle äußern und tut das in einer kleinen Rede, die zwar sehr geschickt durch Aufforderung und Frage eingeleitet wird, aber freilich durch ihre Inszenierung dramatische Motive (Lauschszene; Überraschung; Umschwung vom Schmerz zu Jubel) in die ruhige livianische Erzählung hineinträgt. Ovid weiß in Lukrezias Worte sehr hübsch einzuflechten, daß sie als echte römische Matrone, wie *lanifica*, so auch *domiseda* ist[1]); aber im übrigen steht ihm ihr Bild wie das der verlassenen Gattinnen elegischer Poesie vor Augen, die ängstlich um den im Felde stehenden Mann bangen und seine Tapferkeit fürchten, die Penelope der Heroide oder Properzens Arethusa; ja Lukrezia spricht kläglicher als sie alle *mens abit et morior*, *quotiens pugnantis imago me subit et gelidum pectora frigus habet.* Die Empfindungsweise selbst, menschlich-natürlich wie sie ist, teilt auch Homers Andromache (*δαιμόνιε, φθίσει σε τὸ σὸν μένος, οὐδ' ἐλεαίρεις παῖδά τε νηπίαχον καὶ ἔμ' ἄμμορον .. ἀλλ' ἄγε νῦν ἐλέαιρε καὶ αὐτόθι μίμν' ἐπὶ πύργῳ*); aber seit die heldischen Mädchen und Frauen der Tragödie den Typus weiblicher Größe in Aufopferung und kühner Tat geprägt

1) 747 *quid tamen auditis? nam plura audire potestis. quantum de bello dicitur esse super?*

hatten, rezipiert ihn das Epos; Dido, die Stadtgründerin und kraftvolle Herrscherin, Amata, die Kriegsfurie, Camilla, die schlachtenfrohe Jungfrau, Juturna, die reisige Schwester des Turnus, stehen im Vordergrunde der Frauenwelt der Aeneis, und die Matronen von Lavinium eilen auf die Mauern der bedrängten Stadt *primaeque mori pro moenibus ardent* (XI 895). Im historischen Epos steht's nicht anders: die Terentia Ciceros, die den Gatten in der Entscheidungsstunde zur heroischen Tat anspornt[1]), Lucans Marcia, die bei Kriegsausbruch sich wieder zu Cato gesellt (*da mihi castra sequi* II 348), werden keine Ausnahmen gewesen sein. Von ihnen und ihresgleichen hebt sich die Lukrezia des elegischen Dichters aufs entschiedenste ab. Die Lukrezia des Livius hätte sich sehr wohl nach der heroischen Seite ausgestalten lassen; es brauchten nur die dafür geeigneten Züge in der Erzählung ihrer letzten Augenblicke betont und weiter entwickelt zu werden. Ovid geht hierin aber genau den entgegengesetzten Weg. Nicht weniger als dreimal mahnt Livius' Lukrezia in ihren kurzen Worten zur Rache am Übeltäter; bei Ovid scheint sie gar nicht daran zu denken, ganz zerknirscht im Bewußtsein ihrer Schmach: erst als dann Brutus seinen Racheschwur leistet, ist's, als nickte die Sterbende ihm Beifall. Livius' Lukrezia denkt bei ihrem Selbstmord an die Folgen, die ihr Schicksal für die Zukunft haben könnte, wenn sie am Leben bliebe, und scheidet scharf zwischen Schuld (von der sie sich frei spricht) und Strafe (die sie auf sich nimmt) — wie denn ihre Worte überhaupt für eine altrömische Matrone reichlich viel Gewandtheit des Denkens und Redens zeigen; aber der kühnen Entschlossenheit ihrer Tat entspricht auch die Entschlossenheit ihrer Worte; auf die erste Frage, die der Gatte an die Weinende richtet, sagt sie alles gerade heraus. Ovids Lukrezia zögert nicht mit der Tat, wohl aber mit dem Wort[2]):

1) S. zuletzt E. Heikel, adversaria ad Ciceronis de consulatu suo poema (diss. Helsingf. 1912) p. 49 ff.

2) Es ist lehrreich, aus dem Epos Myrrha zu vergleichen, der die Scham über ihre frevelhafte Liebe den Mund schließt und von der es

der Dichter hat gemeint, die *pudicitia* damit zu betonen, aber zugleich gewinnt die Szene an rührendem Pathos: zu dem Mitleid mit Lukrezia kommt das mit Gatten und Vater (*hinc pater, hinc coniunx lacrimas solantur et orant indicet, et caeco flentque paventque metu*): die ersten durch die Seelenpein ausgepreßten Worte der Lukrezia (*hoc quoque Tarquinio debebimus? eloquar infelix dedecus ipsa meum?*) sagen ihnen freilich im Grunde alles, aber doch nur so weit, daß sie um so mehr nach weiterer Aufklärung verlangen müssen: in diese ängstliche Spannung soll sich der Leser hineindenken. Wie Ovid diesen Stoff im epischen Stil behandelt haben würde, mag man etwa aus der Geschichte von Tereus und Procne abnehmen: die lange, Wut und Rache schnaubende Rede der Vergewaltigten (met. VI 533—548) hätte mutandis mutatis recht wohl ein Seitenstück in Lukrezias Rede an die Ihren finden können. Und mit der Schilderung der Liebe des Tereus (455—466; 479—482) mag man auch, mangels einer besseren Analogie, die Schilderung der Empfindungen des Sextus Tarquinius zusammenhalten, um auch hier den Abstand des genus grande von den elegi zu bemerken: beide Male die frevelhafte Begierde eines Gewaltmenschen, aber dort gleichsam als elementare Katastrophe gefaßt, hier mit eingehender Zergliederung des Reizes, den Lukrezia übt, und mit wohlberechnetem Fortschreiten von der bei der ersten Begegnung entzündeten Begierde zum frevelhaften Entschlusse nicht anders erzählt, als ob es sich um eine Begebenheit aus

---

ganz ähnlich wie von Lukrezia heißt (met. X 420) *conataque saepe fateri saepe tenet vocem pudibundaque vestibus ora texit et 'o' dixit 'felicem coniuge matrem'. hactenus, et gemuit.* Aber die Ähnlichkeit ist doch nur äußerlich: denn hier kämpft die Scham mit der sündhaften Begierde. Und man lese die ganze Szene nach dem Selbstmordversuch, um des Kontrasts zur Lukreziaszene inne zu werden: schon die Figur der leidenschaftlich bewegten *nutrix* gibt dem Ganzen einen völlig anderen Charakter, dazu der jähe Umschlag in Myrrhas Haltung (*exiluit gremio furibunda* 410) nach der sorgfältig entwickelten allmählichen Beschwichtigung (389. 393. 402. 406), die ganz Ovids epischer Erzählungsart entspricht.

des Dichters Umgebung handelte. Wie Sextus sich in der Erinnerung Lukrezia vergegenwärtigt, zeigt Ovid nicht durch einen Monolog, sondern durch gleichsam direkte Wiedergabe der Gedanken: da ist, wie Peter bemerkt, Vorbild die Schilderung des Apollonios (III 453 ff.) von dem Eindruck, den Iason auf Medea hinterläßt. Diese Schilderung erhebt sich zum Monolog (464—470), und auch Ovids epischem Stile wäre hier ein Monolog gemäß, der zum Entschlusse führen würde: die Elegie gibt uns in direkter Rede nur gleichsam die Quintessenz des letzten Teiles eines solchen Monologs, ein paar kurze Kommata (481—483). — Das Regifugium selbst, nach dem doch der Tag heißt, und überhaupt den Verlauf der Revolution erledigt Ovid in drei Distichen: das ist eine *ἀσυμμετρία*, die sich der Epiker, wenigstens der Epiker virgilischen Stils, nicht erlauben würde[1]), und die sich Ovid selbst in den Metamorphosen nicht erlaubt.

5.

Das Recht der *ἀσυμμετρία* hat Ovid in den Fastenerzählungen öfters namentlich bei den Katasterismen in Anspruch genommen. Er pflegt den Sternmythen nicht viel Raum zu gönnen, da die nationalen Sagen in seinem Buche überwiegen sollen; und eine knappe, aber gleichmäßig ausführliche Erzählung läuft Gefahr, zur versifizierten Handbuchserzählung zu werden: welcher Gefahr Ovid z. B. beim Sternbild der Zwillinge (V 699—720) nicht entgangen ist. In anderen Fällen hat er in seine kurze Erzählung wenigstens einige auf Rührung berechnete Züge eingefügt[2]), oder er hat — und

1) S. Virg. ep. T. ²359.

2) Die Geschichte von Phrixos und Helle (Sternbild des Widders) erzählt Ovid (III 853—876), wie Rehm, Mythogr. Unters. über griech. Sternsagen, Münch. Diss. 1896, 34 bemerkt, nach einer der Fassung Apollodors I 80 ff. sehr nahe stehenden Quelle, in der nur, abweichend von Apoll., aber übereinstimmend mit anderen mythographischen Exzerpten aus gleicher Vorlage, die Opferung beider Geschwister gefordert wurde. Die Gefühlsmomente sind bei Ovid betont: *stant simul*

dies mit Vorliebe — gewisse, der Elegie besonders gemäße Einzelheiten der Geschichte herausgehoben und auf Kosten der übrigen Partien ausgestaltet.

Im *αἴτιον* des Orion (V 495 ff.) berichten 42 Verse von der merkwürdigen Geschichte seiner Geburt, die den Namen erklärt; der Rest von 8 Versen kommt auf Tod und Verstirnung; alles übrige, was die reiche Sage von Orions Leben berichtete, bleibt weg, und kann auch beim *καταστερισμός* recht wohl fehlen: aber das gilt mit noch größerem Rechte von der Geburtsgeschichte. Hier ist nun die Ausführung, wie ich meine, im wesentlichen Ovids Eigentum. In den Grundzügen deckt sich seine Fassung der Sage mit der im Scholion Il. Σ 486 wiedergegebenen (die lateinischen Ausschreiber der Katasterismen, Rob. p. 164 ff., haben Einzelheiten verschoben und verschlechtert). Es fehlt da die ganze bei Ovid so liebevoll ausgeführte Schilderung der Aufnahme und Bewirtung der Götter: die hat aber Ovid nicht einer ausführlicheren Darstellung entlehnt, sondern selbst hinzugefügt[1]) und damit die Verwandtschaft, welche die Ge-

ante aras iunctaque fata gemunt, und nach Helles Sturz: *paene simul periit, dum vult succurrere lapsae . . flebat, ut amissa gemini consorte pericli*, vor allem aber die Empfindung der Mutter: *aspicit hos, ut forte pependerat aethere* (nämlich als *Νεφέλη*) *mater, et ferit attonita pectora nuda manu:* bei Apoll. nur *Νεφέλη μετὰ τῆς θυγατρὸς αὐτὸν ἀνήρπασε*. — In der Fabel von den Fischen (II 459—474, Rehm 32 ff.) stammt die Flucht der Venus vor Typhon aus der einen, die Lokalisierung am Euphrat aus einer zweiten, die Rettung durch den Fisch aus einer dritten (auf Aphrodites Tochter Derketo bezüglichen) Version der Sternsage; eigene Zutat Ovids ist die Beteiligung des kleinen Cupido, und eigene Arbeit die Ausschmückung, insbesondere die Schilderung der Vegetation am Flußufer. Das Ergebnis eine rührende Szene: s. ob. S. 17.

1) Richtig Rehm, a. a. O. 25 ff., gegen Schultz' Euphorionhypothese. Castiglioni hat dann wieder behauptet (Studi intorno alle fonti e alla composizione delle metamorfosi di Ovidio, Pisa 1906, 264 ff.), Ovid sei für die Theoxenia sowohl des Hyrieus wie des Philemon ausgeführten Darstellungen der beiden Sagen gefolgt, die ihrerseits sich an die Hekale angelehnt hätten: aber nach Beweisen sucht man in dem langen Kapitel vergebens.

schichte bei ihm mit der des Theseus bei Hekale und der Götter bei Philemon und Baucis hat, erst hineingetragen. Keiner unserer Zeugen für die Geburtssage des Orion weiß etwas davon, daß Hyrieus ein armer alter Bauer gewesen sei und den Göttern seinen einzigen Pflugochsen geopfert habe; der Sohn des Poseidon und der Atlastochter braucht nicht gerade ein 'König' zu sein, wie ihn einige Exzerptoren der Katasterismen bezeichnen (Rehm a. a. O. 19), aber sicher war er kein *angusti cultor agelli.* Es ist auch gar nicht im Stil dieser Geschichten, daß die Götter, nachdem sie sich zu erkennen gegeben hatten, das große Opfer, das ihnen Hyrieus bringen will, annehmen und den Ochsen schlachten lassen: es kann ihnen doch nur auf den guten Willen des frommen Mannes, nicht auf den Rinderbraten ankommen. Viel besser paßt das für den wohlhabenden Mann, der durch das Opfer nach der Gastfreundlichkeit auch seine Frömmigkeit bewährt: das können sich die Götter gefallen lassen. Aber dieses Thema war künstlerisch wenig ergiebig: Ovid, der die Geschichte von Philemon und Baucis wahrscheinlich bereits geschrieben und der auch in der Celeusepisode der Ceresgeschichte (IV 507 ff.) die Einkehr der Gottheit in ärmlichem Hause dargestellt hatte, führte das Motiv hier von neuem ein, offenbar in dem Gefühl, daß Gutherzigkeit, Frömmigkeit, Ärmlichkeit vereint dem Stoffgebiet der Elegie wohl anstehe. Natürlich ist die Schilderung der Zurüstungen zum Mahle und des Mahles selbst sehr viel knapper behandelt als in den Metamorphosen, wo der epische Stil behaglichstes Verweilen auf den Einzelheiten gestattete, und es findet sich nichts von der parodisch-humoristischen Färbung, die dem Ovid unerläßlich schien, um einen solchen Stoff des Epos würdig zu machen.[1]) — Gern wüßte man, ob Ovid die hüb-

1) Am deutlichsten v. 668 *post haec caelatus eodem sistitur argento crater fabricataque fago pocula, qua cava sunt, flaventibus inlita ceris* (vgl. Fast. v. 522 *terra rubens crater, pocula fagus erant*), aber auch sonst vielfach unverkennbar. In den entsprechenden Fragmenten der Hekale empfinde ich das nicht. Wilamowitz sagt, 'die He-

sche Motivierung der Kinderlosigkeit des Hyrieus — er hat in jungen Jahren seine Frau verloren und hatte ihr versprochen, nicht wieder zu heiraten — selbst aus einem einfachen *ἄτεκνος ὤν* seiner Vorlage entwickelt hat: ich möchte es glauben, da der so gewonnene neue Charakterzug des Helden so wohl zu dem von Ovid neu geschaffenen Bilde paßt und in der treuen Gattenliebe des Paares Philemon und Baucis ihr Analogon findet. — Auch der Schluß der Erzählung, der Tod des Orion, weicht von unserer sonstigen Überlieferung ab: der Skorpion tötet den Orion (was bei der Kürze des Berichts gar nicht einmal ausdrücklich gesagt wird), während dieser Leto vor seinem Angriff beschützt: zum Lohn dafür versetzt ihn die Göttin in den Himmel. Ist diese Aufopferung des Orion Ovids Erfindung, was ich für wahrscheinlich halte[1]), so hat er den Sohn die *pietas* des Vaters erben lassen

---

kale transponierte das heroische Epos 'geflissentlich ins Idyllische'; sollte man nicht lieber sagen, daß Kallimachos, statt wie üblich im Homer nur die heroischen Partien als maßgebend für das Epos zu empfinden, geflissentlich die nicht-heroische homerische Poesie — Empfang des Odysseus bei Eumaios — in seiner Art fortsetzte?

1) Rehm (a. a. O. 26) sieht in diesem Zuge, 'den Ovid nicht kann hinzuerfunden haben', den entscheidenden Beweis dafür, daß dem Dichter eine ausführlichere Wiedergabe der hesiodischen Version der Sage vorlag, d. h. daß er nicht die Katasterismen, sondern die Kataloge des Eratosthenes benutzt habe. Aber ursprünglich kann m. E. die Version Ovids nicht sein, weil sie den eigentlichen Sinn der Sage verdirbt: welcher doch wohl darin zu suchen ist, daß Gaia auf die frevle Drohung des unwiderstehlichen Jägers, er wolle alles wilde Getier der Erde ausrotten (als gewaltiger Helfer der Artemis nämlich), damit antwortet, daß sie ihn durch den winzigen Skorpion fällt. Aber weder hat es Sinn, daß dieser von Gaia gegen Orion entsandte Skorpion die Göttin Leto angreift, noch ist das Tierchen überhaupt gefährlich, sobald es bemerkt ist. Die Katasterismen sagen *σκορπίον εὐμεγέθη*, ganz gut, denn je größer der Skorpion, desto giftiger ist er, und ein Riese wie Orion kann viel Gift vertragen; der Germanicusscholiast hat das schon mißverstanden, wenn er sagt *scorpionem immani magnitudine*. — Warum in der alten Version neben Artemis auch Leto eingeführt war (*διῆγε κυνηγετῶν μετὰ Ἀρτέμιδος παρούσης καὶ τῆς Λητοῦς* und dann *ἐν τοῖς ἄστροις αὐτὸν ἔθηκεν ὁ Ζεὺς ὑπὸ Ἀρτέμιδος καὶ Λητοῦς*

in entschiedenstem Gegensatz zu einer anderen Version, die den Orion zur Strafe für einen frevelhaften Angriff auf Artemis getötet werden ließ, und hat damit die Tendenz der gesamten Erzählung vereinheitlicht.

Nicht ganz so ins Auge fallend, aber immerhin stark genug ist die Asymmetrie in der Kallistogeschichte (II 155—192), die Ovid bereits viel ausführlicher in den Metamorphosen erzählt hatte (II 401—530)[1]; in der Fassung der Sage schließt er sich an seine eigene frühere Darstellung[2]) an. Aber während die in den Metamorphosen sehr ausführlich behandelte erotische Szene hier mit einem Distichon erledigt wird (*de Iove crimen habet* ist alles, was wir von dem Hergang erfahren), auf die Metamorphose nur zwei Distichen entfallen und selbst die Schlußszene nebst Verstirnung nur drei Distichen einnimmt, widmet Ovid sechs Distichen der Entdeckung von Kallistos Schuld und ihrer Verstoßung durch Diana: also einem Vorgange, der sachlich für die Absicht

---

ἀξιωθείς), kann ich freilich nicht sagen; vielleicht nur, um die Erfüllung der Bitte durch Zeus besser zu motivieren.

1) In der Gestaltung der Sage gibt Ovid, wie es scheint, besonders viel Eignes (s. darüber den zweiten Anhang); eben deshalb halte ich seine epische Erzählung für die ältere: ich glaube nicht, daß er sich für die kurze elegische in so viel Unkosten der Erfindung gestürzt hätte.

2) Neu ist in den Fasten nur eine Einzelheit: der Schwur der Keuschheit, den Kallisto beim Bogen der Diana leistet; nicht Erfindung Ovids: *αὕτη σύνθηρος Ἀρτέμιδος οὖσα .. ὤμοσεν αὐτῇ μεῖναι παρθένος* Apollod. III 100. Vielleicht fand Ovid in einer Darstellung, die (wie Apollodor) Kallisto durch Artemis' Pfeile sterben ließ, auch schon den Schwur beim Bogen: demselben, der dann den schuldlosen Eidbruch rächt. Diese Beziehung fällt ja bei Ovid fort; bei ihm hat der Schwur nur die mehr formale Bedeutung, die ersten Szenen der Geschichte fester zur Einheit zusammenzufassen, indem der Schluß (*periura Lycaoni*) darauf zurückverweist und das Thema der Jungfräulichkeit (*virginitas* 158, *virgo Tegeaea* 167, *falso virginis sono* 168, *virgineos coetus desere* 173) durchgeführt wird; der zweite Teil der Geschichte knüpft mit *quae fuerat virgo credita* 176 daran an, *mater erat* geht es weiter: das ist das Stichwort dieses Teils, v. 184. 186.

der ganzen Erzählung von geringer Bedeutung ist. Freilich hat Ovid hier — zuerst für die Metamorphosen — die ihm überlieferte Version umgestaltet; aber die Begegnung zwischen Mutter und Sohn hat er sogar, wie es scheint, ganz neu gestaltet und in den Fasten doch zurücktreten lassen. Es muß also doch wohl so liegen, daß ihm die idyllische Szenerie — der kühle Quell im schattigen Eichenhain — und der Vorgang — das Bad der Diana und ihrer Nymphen — elegischer Erzählung gemäßer zu sein schien als die Vergewaltigung des Mädchens, die brutale Rachetat der Juno oder selbst die pathetische Schlußszene mit ihrer dramatischen Zuspitzung.

Beim Sternbild des Stiers hat Ovid aus der ja sehr bekannten Europageschichte nur eine Szene herausgegriffen und durch ein einleitendes, zwei abschließende Distichen umrahmt (V 605—618): Europa auf dem Stier übers Meer fahrend. Dieselbe Szene läßt er Arachne in ihrem gewebten Katalog der erotischen Göttermetamorphosen als erste darstellen (met. VI 103—107): der Dichter wetteifert mit der bildenden Kunst, die ja diese Szene der Europageschichte stark bevorzugt hat. In Ovids ausführlicher Erzählung dieser Geschichte met. II 736—875 ist gerade diese Szene vernachlässigt: ein paar Verse nur beschreiben recht nüchtern die Haltung der Europa: sie genügen hier, um im Leser die Erinnerung an zahlreiche und oft gesehene Kunstwerke zu erwecken.[1]) In den Fasten ist die Schilderung dagegen stark

1) Natürlich berührt sich diese Beschreibung mit der des Moschos (v. 125—130); aber wie sollte das anders sein! Gerade die frappanteste Ähnlichkeit (*tremulae sinuantur flamine vestes κολπώθη δ' ὤμοισι πέπλος βαθὺς Εὐρωπείης*) ist auch in den Gemälden begreiflicherweise fast stets zu finden (*καὶ ἦν οὗτος ἄνεμος τοῦ ζωγράφου* sagt hübsch Achilles Tat. I 1). Also aus dieser Ähnlichkeit läßt sich, da es die einzige erheblichere ist, nicht (mit VOLLGRAFF, de Ovidi mythopoeia quaest. sex Diss. Berl. 1901, S. 62) schließen, daß Ovid des Moschos Gedicht gekannt habe, und noch weniger beweiskräftig dafür ist, was PRESSLER, Quaest. Ovid. capita duo, Diss. Hall. 1903, 61 aus den Fasten anführt. Von vornherein aber ist das wahrscheinlich, und dann sehr bemerkens-

gefühlsbetont: der Dichter vertieft sich gleichsam in den Anblick des schönen Mädchens, mit dessen Gewand und Haar der Wind spielt, *et timor ipse novi causa decoris erat;* ein ovidischer Gemeinplatz, wie auf die Furcht, so auf Trauer u. dgl. angewandt[1]), der eigentlich nur da Sinn hat, wo die Wirkung auf den Beschauer in Frage kommt: hier aber ist der Dichter der einzige Zuschauer, und indem ihm das einfällt, sagt er — so lebhaft versetzt er sich in die Situation — *Sidoni, sic fueras adspicienda Iovi!* — worauf er in der Schilderung der Furcht und der Art, wie der verliebte Gott sie sich zunutze macht, fortfährt.

---

wert, wie geflissentlich er sich von seinem Vorgänger emanzipiert. Bei Moschos löst sich die Erzählung in eine Folge von Beschreibungen oder Zustandsschilderungen auf: Traum der Europa (1—15), Blumenkorb (37—62), Anthologie (63—71), der Stier (80—88), Fahrt übers Meer (115—130); dann drei längere Reden oder Monologe der Europa (21—27; 102—107; 135—152). Bei Ovid ist von Beschreibungen nur die — unerläßliche — des Stiers geblieben (in allen Einzelheiten von Moschos abweichend und ganz darauf berechnet, das Entzücken und Zutrauen der Europa zu erklären); im übrigen ist alles Handlung, die darauf ausgeht, das schließliche Wagnis des Mädchens und das Gelingen der Entführung begreiflich zu machen. Sehr mit Bedacht (und keineswegs nur, um durch Einführung des Merkur eine Anknüpfung an die vorige Geschichte zu gewinnen) hat Ovid den Zeusstier sich unter die königliche Herde mischen lassen, die er an den Strand treiben läßt; und dann wartet er artig, bis Europa sich das Herz faßt, an ihn heranzugehen. Bei Moschos 'kommt er auf die Wiese', stellt sich vor Europa auf und leckt ihr die Haut: ein recht täppisch zudringlicher Liebhaber, wird Ovid gedacht haben. — Das Ganze ist sehr charakteristisch für Ovids epische Erzählung: er vermeidet zwar ἐκφράσεις keineswegs, verwendet vielmehr große Kunst auf ihre Ausgestaltung; aber er vermeidet es durchaus, die Erzählung in Schilderung aufzulösen, hält vielmehr streng auf fortschreitende Handlung, und zwar nicht sprunghaft, sondern sehr stetig fortschreitende Handlung, in der ein Glied am andern hängt. Das gilt wie für die äußere Handlung, so auch ganz besonders für seelische Entwickelungen. (In Peters' Dissertation Symbola ad Ovidii artem epicam cognoscendam [Gött. 1908] findet sich nichts hierüber.)

1) Ehwald zu met. I 527.

Der Verstirnung der Krone der Ariadne (III 461—516) hat Ovid eine neue Wendung gegeben, indem er sie nicht, wie in sonstiger Überlieferung, einfach bei der Hochzeit mit Bacchus stattfinden ließ, sondern eine Novelle erfindet[1]): Bacchus hat die Gattin auf Naxos verlassen, um gegen die Inder zu ziehen; unter den Gefangenen bringt er die indische Königstochter mit heim, auf die Ariadne mit Grund eifersüchtig ist, also eine Situation, wie die der Deianeira bei Herakles' Heimkehr von Oichalia. Hauptstück der Erzählung, *ἀσυμμέτρως* weit über das sachlich Erforderte hinausgehend, ist der Klagemonolog der Ariadne 471—506, der von dem Ungetreuen belauscht wird, sein Gewissen rührt und ihn zur Erfüllung des Versprechens der Apotheose führt, mit der sich die Verstirnung der Krone verbindet. Der Monolog ist neben dem der Ilia (ob. S. 25) der einzige in den Fasten; er unterscheidet sich aufs deutlichste von den Monologen der Metamorphosen.[2]) Während diese an Vorbilder des Epos und vor allem der Tragödie anknüpfen und mit ganz seltenen Ausnahmen dazu dienen, eine Handlung der Redenden zu motivieren, gibt sich der Ariadnemonolog durch die einleitenden Verse als eine Replik der catullischen Klage der Ariadne zu erkennen, die nichts weiter bezweckt, als ein rührendes Bild der Verzweiflung zu zeichnen, in die Theseus' Abfahrt die Verlassene versetzt hat; die Haltung ist durchaus lyrisch, und wenn Ovid das epische Stück Catulls in Elegische transponiert, so gibt er der Elegie wohl nur das zurück, was von

1) Haupt opusc. II 71. Die Überlieferung kennt Ariadne entweder als die irdische Gemahlin des Dionysos, nach deren Tode der Gott, um ihr Andenken zu ehren, ihre Krone verstirnt, oder als die vergöttlichte Gemahlin, deren Erhebung zur Göttlichkeit durch das Sternbild bezeichnet wird. Ovid kombiniert beide Auffassungen, indem er Ariadne erst auf Naxos des im Krieg abwesenden Gatten warten und dann mit ihm in den Himmel eingehen läßt. Wenn er die Krone der Vergöttlichten als *monimenta* (513) bezeichnet, so geht auch das wohl auf jene andere Auffassung zurück.

2) S. den dritten Anhang.

Rechts wegen ihr gehört.[1]) Echt elegisch ist bei Ovid im Eingang die Anrede an Wellen und Strand; ebenso entspricht es der elegischen Haltung, wenn sich die Rede von v. 479 ab an den als abwesend gedachten Geliebten richtet: daß dieser in Wahrheit anwesend ist und so die Vorwürfe und Klagen, statt imaginär zu bleiben, wirklich ans Ziel gelangen, ist ein Motiv, das in Ovids elegischer Lukreziaerzählung seine nächste Analogie findet und das hier fast komödienhaft anmutet.[2])

6.

In der Erzählung vom Raube der Proserpina fanden wir den rein epischen Bericht, bei dem die Persönlichkeit des Erzählers gänzlich verschwindet, unterbrochen durch ätiologische Bemerkungen, die auf die Gegenwart Bezug nehmen; außerdem nur durch eine lebhaft subjektiv gefärbte Form der praeteritio. In anderen Fastenerzählungen tritt das subjektive Element in anderer Weise und sehr viel stärker hervor. Die Geschichte von der Aussetzung des Romulus und Remus ist auch abgesehen von den ätiologischen Zwischenbemerkungen (*hic ubi nunc fora sunt lintres errare videres; arbor erat — remanent vestigia —, quaeque vocatur Rumina nunc ficus, Romula ficus erat*) ganz durchsetzt mit Bemerkungen der Subjektivität

1) Vorher v. 463 heißt es, in der Fassung ganz ovidisch, fast skurril und jedenfalls epischer Haltung zuwider: *sorte tori gaudens: 'quid flebam rustica?' dixit 'utiliter nobis perfidus ille fuit.'*

2) Ich würde es ohne Bedenken als Erfindung Ovids ansprechen, wenn nicht auch bei Nonnos Bakchos die klagende Ariadne belauschte (47, 419), hier natürlich bei der ersten Begegnung. Hält man neben die in vor. Anm. zitierten Worte Ovids aus Bakchos' Rede bei Nonnos 444 *ὀλβίη, ὅττι λιποῦσα χερείονα Θησέως εὐνὴν δέμνιον ἱμερόεντος ἐσαθρήσεις Διονύσου*, und vergleicht v. 511 *tu mihi iuncta toro [mihi iuncta vocabula sumes] .. sintque tuae tecum faciam monimenta coronae* mit 451 *ἀλλά σοι ἀστερόεν τελέσω στέφος, ὥς κεν ἀκούσῃς εὐνέτις .. Διονύσου*, so kann man vielleicht auf eine hellenistische Ariadne-Elegie als Quelle schließen, dieselbe, der einige dem Catull mit Nonnos gemeinsame Züge (Maass Herm. 24 [1889] 527) entstammen würden. Sicher ist das freilich keineswegs.

des Erzählers, die seine lebhafte Anteilnahme an dem Geschehenden ausdrücken oder den Hörer zu solcher anregen. Dazu gehören schon Wendungen wie *vagierunt ambo pariter: sensisse putares* und *Marte satos scires: timor afuit;* für die Auffassung des Erzählers wird dem Hörer der Weg gewiesen in den Versen:

venit ad expositos (mirum) lupa feta gemellos:
quis credat pueris non nocuisse feram!
non nocuisse parum est: prodest quoque: quos lupa nutrit
perdere cognatae sustinuere manus,

und in dem Ausruf *heu quantum fati parva tabella tulit.* Oder der Dichter denkt sich — so lebhaft vergegenwärtigt er sich den Vorgang — als anwesend und redet den Handelnden an: *quid facis? ex istis Romulus alter erit* — als ob er die Tat noch verhindern könnte. So in der Kallistofabel (II 178) an Juno: *quid facis? invito est pectore passa Iovem;* in der Ariongeschichte (II 101):

quid tibi cum gladio? dubiam rege navita puppem!
non haec sunt digitis arma tenenda tuis;

in der Fabiergeschichte (II 225):

quo ruitis, generosa domus? male creditis hosti!
simplex nobilitas, perfida tela cave!

in der Lukreziaerzählung (II 811):

quid victor gaudes? haec te victoria perdet:
heu quanto regnis nox stetit una tuis;

an Europa, die der Stier trägt (V 610):

Sidoni, sic fueras aspicienda Iovi;

ganz besonders markant, indem die Begebenheit gleichsam vor den Augen des Erzählers fortschreitet[1]), in der Fabel von Janus und Carna VI 123:

---

1) So auch in der elegischen Erzählung a. a. O. III 735 *quid facis, infelix? non est fera, supprime tela! me miserum, iaculo fixa puella tuo est* (vorhergeht 713 ff. *quid tibi mentis erat, cum sic male sana lateres,*

stulta, videt Ianus quae post sua terga gerantur:
nil agis, et latebras respicit ille tuas.
nil agis — en, dixi, nam te sub rupe latentem
occupat amplexu . .

Auch die Metamorphosen enthalten sich dieses Mittels der Vergegenwärtigung nicht völlig; aber es lassen sich doch aus den fast 12000 Versen nur drei Fälle vergleichen[1]): die Anrede an Narcissus III 432:

credule, quid frustra simulacra fugacia captas?
quod petis, est nusquam; quod amas, avertere, perdes! usf.

in der Iphismetamorphose (IX 790), eine Apostrophe, wie sie sonst oft begegnet, fortsetzend:

nam quae
femina nuper eras, puer es. date munera templis,
nec timida gaudete fide! dant munera templis,

ebenso in der Myrrhageschichte (X 315):

undique lecti
te cupiunt proceres, totoque oriente iuventa
ad thalami certamen adest. ex omnibus unum
elige Myrrha virum: dum ne sit in omnibus unus!

In den beiden letzten Fällen haben wir es mehr mit Fortführung einer Redefigur als mit einem durch lebhafteste Teil-

---

Procri, quid attoniti pectoris ardor erat? Bezeichnend, daß diese Imitation einer von Virgil auf dem Höhepunkt der Didogeschichte gewagten Apostrophe — VI 405 *quis tibi tum Dido cernenti talia sensus, quosve dabas gemitus, cum . .* — sich bei Ovid in der elegischen, nicht in der epischen Erzählung findet); II 575 *quam mala, Sol, exempla moves? pete munus ab ipsa, et tibi, si taceas, quod dare possit habet.* I 303 *quo tibi Pasiphae pretiosas sumere vestes? illa tuus nullas sentit adulter opes. quid tibi cum speculo* usf. I 691 *quid facis, Aeacide? . . reice succinctos operoso stamine fusos!*

1) Das häufigere *quid faciat?* (I 617. II 187. 356. III 204. VI 572) steht dem äußerlich nahe; aber es versetzt mehr in die Seele des Handelnden, als daß es die Handlung als gegenwärtig empfinden ließe. Auch Virgil kennt das schon: Aen. IV 383. IX 67. 599. XII 486.

nahme an der vollkommen vergegenwärtigten Handlung motivierten Eingreifen des Dichters zu tun. Die Figur der Apostrophe selbst drückt eine solche Vergegenwärtigung nicht notwendig aus; auch wo sie, ihrem eigentlichen Sinne gemäß, ein näheres Verhältnis des Dichters zum Angeredeten, zumeist Mitgefühl oder Bewunderung bekundet, hebt sie doch das Gefühl der Distanz nicht auf, das der epische Erzähler seinen Personen gegenüber fester hält als der elegische. Das Vorbild Homers hat die Apostrophe auch für den streng epischen Stil legalisiert, und die römischen Epiker haben sich des Kunstmittels bedient, um der Erzählung pathetische Färbung zu geben: sind freilich — schon Virgil, und in steigendem Maße die jüngeren — darüber hinausgegangen und haben es zur bloßen Redefigur degradiert, die der metrischen Bequemlichkeit oder dem Abwechselungsbedürfnis dient.[1]) Dementsprechend ist auch in den Metamorphosen die Apostrophe häufig: erheblich häufiger in den Erzählungen der Fasten[2]), und daß Ovid eine Empfindung dafür hat, daß die Figur dem elegischen Stil eigentlich gemäßer ist als dem epischen, darauf mag hindeuten, daß von den beiden gleichsam paradigmatischen Parallelerzählungen vom Raub der Proserpina die elegische besonders häufig, die epische niemals apostrophiert. Ich bemerke gleich hier, daß auch Kallimachos, wie das neue Kydippestück (v. 40. 44. 53) lehrt, in der elegischen Erzählung reichlich von der Apostrophe Gebrauch gemacht hat. Der Vers *Καλλιχόρῳ ἐπὶ φρητὶ καθέζεο παιδὸς ἄπυστος* (fr. 469), der wohl auch apostrophierend erzählt, mag aus Ovids Vor-

1) Endt, Der Gebrauch der Apostrophe bei den lateinischen Epikern, Wiener Stud. 27 (1905), 106 ff. und (ohne Kenntnis dieses Vorgängers) E. Hampel, de apostrophae apud Romanorum poetas usu, Diss. Jena 1908.

2) Nach Hampel p. 41 in je 120 Versen der Met., in je 50 Versen der Fasten einmal: aber in den Met. sind die ausgedehnten Reden für sich zu betrachten, in den Fasten die Erzählungen von den übrigen Partien zu sondern. Für die Erzählungen stellt sich nach meiner Rechnung das Verhältnis so, daß die Fasten reichlich doppelt so oft Apostrophe haben wie die Met.

lage für die Fastenerzählung stammen.[1]) Linos wird angeredet (fr. 127) ἄρνες τοι, φίλε κοῦρε, συνήλικες, ἄρνες ἑταῖροι ἔσκον. Etwas anders ist es aufzufassen, daß die lange Heraklesgeschichte in den Aitia, von der wir jetzt Stücke besitzen, als Anrede an den Gott geformt war; sie schloß mit dem Gruße χαῖρε βαρυσκίπων, und wir haben hier also Imitation des Hymnenstils, der die apostrophierende Erzählung liebt. Solche lang ausgedehnte Apostrophen hat Ovid in den Fasten nicht, wohl aber in den Metamorphosen, nicht nur bei Göttern, wie in der Erzählung von Apollo II 676—683, von Sol III 192—203, sondern ganz beliebig auch sonst (z. B. IX 447—453. X 120—125. XI 236—244); das wird er auf die Autorität Virgils[2]) hin als episches Kunstmittel gerechnet haben.

7.

Die Proserpinaerzählung der Fasten unterscheidet sich, wie wir sahen, sehr merklich von der der Metamorphosen in der Verwendung der direkten Rede: beide haben gemein die Rede der Ceres vor Juppiter und dessen Erwiderung, aber in den Metamorphosen war beides auf einen höheren, pathetisch-rhetorischen Ton gestimmt; die Fasten haben außerdem noch eine große Zahl von Aufforderungen, Fragen, Ausrufen in direkter Rede, ferner ein vielteiliges Zwiegespräch, was alles in den Metam. fehlt. Diese Unterschiede gelten für die beiden Gedichte als Ganze nicht durchweg. Auch die Metamorphosen weisen sonst fast überall kurze direkte Reden von einigen Worten oder ein, zwei Versen auf, sehr viel mehr als die Aeneis, die solches nicht vermeidet, aber doch sparsam und fast nur in lebhaftest erregter Handlung, zumal den Kampfszenen anwendet. Man darf annehmen, daß Ovid sich dieser Beschränkung des hohen epischen Stils bewußt war und in der epischen Proserpinaerzählung, die im Gegensatz

1) Malten a. a. O. (ob. S. 2) 546, der aber καθέζεο als Imperativ versteht.

2) Aen. VII 1—4; X 324—327; 391—396; XII 542—547.

zur Fastenerzählung ein Muster dieses Stils geben sollte, mit Absicht darauf verzichtet. Ein Gespräch freilich, wie es die Fasten III 333—346 zwischen Numa und Juppiter, V 235—254 zwischen Flora und Juno oder IV 512—527 zwischen Ceres, Celeus und seiner Tochter teils in direkter Rede, teils referierend geben, wird man in den Metamorphosen so wenig wie in der Aeneis finden, und man wird auch bemerken, daß die erwähnten kurzen Reden der Metam. überwiegend, mehr als in den Fasten, zur Illustrierung des starken πάθος oder des ὕψος dienen.[1]) Vielleicht noch größer und deutlicher ist der Abstand in den längeren Reden. Daß solche in den Fasten überhaupt selten vorkommen, kann man auf die Kürze der meisten Erzählungen schieben; aber auch die wenigen, die begegnen, wird man kaum je versucht sein als *orationes*, als auf ein bestimmtes Ziel gerichtete und also naturgemäß 'rhetorisch' angelegte Reden zu bezeichnen. Man denke an die Worte der Lukrezia II 745—754, die Monologe der Ilia III 27—38 und der Ariadne III 471—506, die Bittrede der Ceres vor Juppiter IV 587—596, die Klage des Remus V 459—474: überall lyrische, nicht episch-rhetorische Haltung. Die Worte, die Aeneas III 613—624 zu Anna spricht, erinnern — wohl absichtlich — an des Aeneas Rechtfertigung vor Dido Aen. IV 333—361: aber der Epiker gibt eine den Gegenstand nach allen Seiten erschöpfende, wohl disponierte Rede, der Elegiker beschränkt sich auf wenige Verse, in

1) Z. B. ist der Vergleich der Hyrieusgeschichte der Fasten V 495 ff. mit der Erzählung von Philemon und Baucis met. VIII 618 ff. auch hier lehrreich: die Fasten geben in direkter Rede die Einladung des Hyrieus — ganz unpathetisch — und die Worte Neptuns *da nunc bibat ordine Iuppiter;* die Metam. lassen zuerst Juppiter mit voller göttlicher Autorität reden 689 ff.; die Freistellung des Wunsches ist beiden Erzählungen gemeinsam ebenso wie der Wunsch selbst; aber man vergleiche fast. 523 *verba fuere Iovis: siquid fert impetus, opta; omne feres* mit met. 703 *talia tum placido Saturnius edidit ore: dicite iuste senex et femina coniuge iusto digna quid optetis,* und ebenso die Antworten des Hyrieus und des Philemon, um den weiten Abstand des Tons zu empfinden.

denen die Motive nur eben angeschlagen werden. Die lange Rede der Carmentis I 509—536 besteht aus dem Gebet an die Götter der neuen Heimat und dem vaticinium, das deutlich dem der Sibylle in Tibulls Elegie II 5 nachgebildet ist; ähnlich das vaticinium derselben VI 541—548. Mit den genannten sind die Fälle erschöpft, in denen sich direkte Rede in den Fastenerzählungen über drei Disticha ausdehnt; nur zwei bleiben noch, die für sich stehen.

Ein merkwürdiges Stück ist die Trostrede, die Ovid I 479—496 Carmentis, der Mutter des aus der Heimat vertriebenen Euander, in der Mund legt: die einfache Versifizierung einiger *τόποι περὶ φυγῆς*[1]), ganz ohne individuelle Züge. Es ist nicht abzusehen, was den Dichter bewogen haben kann, die gottbegeisterte Seherin, deren enthusiastische Prophetengabe vorher und nachher so stark betont wird, hier in der Rolle der verständigen philosophischen Beraterin auftreten zu lassen[2]): es müßte denn sein, daß Ovid — freilich unglück-

1) Wünsch, Rh. M. 56 (1901), 398 ff. Das 'Schema der Rhetorenschule' kann ich freilich als Quelle nicht anerkennen, da ich nichts davon weiß, daß ein solches existiert hätte; die Popularphilosophie aber hat über das Thema genügend oft gehandelt, so daß ihre Gemeinplätze dem Ovid bekannt sein mußten. Über Euander bei Seneca ad Helv. VII 6 urteilt Wünsch unrichtig.

2) Die Vermutung, daß wir es mit einem Zusatz aus Ovids Exilszeit zu tun haben, ist von Peter (z. St.) für v. 481—486 mit Hinweis auf ex Ponto I 10, 42 *Caesaris offensum dum mihi numen erit* ausgesprochen, von Knögel (de retractatione fastorum ab Ovidio Tomis instituta, Diss Münst. 1885, p. 15) auf die ganze Rede ausgedehnt worden. Bemerkenswert ist in der Tat, daß nur Ovid die *numinis ira* als Verbannungsgrund angibt, und daß er voraussetzt, Euander habe sich diesen Zorn der — nicht genannten — Gottheit ohne eigene Schuld zugezogen. Wenn ich trotzdem jene Vermutung nicht annehme, so bestimmen mich dazu weniger die von Winther (Woch. f. kl. Ph. 1886, 328) und Wünsch a. a. O. vorgebrachten Gründe, als der Umstand, daß die Stellung Ovids zu seiner eignen Verbannung der hier von Carmentis empfohlenen entgegengesetzt ist; der Vers 540 *felix, exilium cui locus ille fuit*, den auch ich als späteren Zusatz ansehe (vgl. VI 966 und IV 83 fg.), widerspricht stracks den Worten der Carmentis 493 ff. Aber ich wünschte dies Argument widerlegt zu sehen; dann ließe sich die

lich genug — versucht hätte, an der 'Sängerin' κατ' ἐξοχήν — er leitet ja den Namen von *carmen* ab — den Satz zu illustrieren, daß die *vates* von Urzeit an auch Lehrer der Weisheit und Tugend gewesen sind. Jedenfalls hält er sich mit seiner *consolatio* ganz im Rahmen der elegischen Stoffe, mag man nun an die Trauer- und Trostgedichte z. B. des Properz oder, was stilistisch näher liegt, an die alte gnomische Elegie denken.

Anders steht es um den zweiten noch zu erwähnenden Fall, die Rede des Mars im Götterrat VI 355—374. Das ist, ganz im Gegensatz zu desselben Mars Anrede an Juppiter II 483 ff., eine als solenne indignatio stilisierte Rede, in fünf Doppeldistichen gegliedert, voll bitterer Ironie und empörten Vorwurfs, gemahnend an epische Vorbilder, wie die indignationes der Juno und die Rede der Venus im Götterrat von Aen. X. Auch die weitere Erzählung arbeitet mit dem epischen Götterapparat: nachdem noch Venus, Quirinus und Vesta 'viel' für die Römer gesprochen haben, verheißt Juppiter die Niederlage der Gallier, gibt der Vesta einen Auftrag, erscheint den römischen Führern im Traum und gibt einen Befehl in dunkler Orakelsprache: das alles führt zu nichts anderem als der Kriegslist, durch die den Galliern die Hoffnung genommen wird, die Besatzung des Kapitols durch Hunger zur Übergabe zu zwingen: die Römer werfen Brote unter die Feinde. Über den Erfolg berichtet Ovid kurz und unklar: *hoste repulso* wird dem Juppiter Victor ein Altar errichtet. Dies *αἴτιον*, das uns nur Ovid überliefert, ist schwerlich von ihm erfunden; dann muß sein Gewährsmann auch die Kriegslist auf den Rat Juppiters zurückgeführt haben. Natürlich mußte dann auch der List ein entscheidender Erfolg beigelegt werden; die Fassung des Livius V 48, wonach die List eine bloße Episode ist und schließlich doch die Hungersnot die Römer zu schimpflichen Übergabeverhandlungen zwingt, war damit unvereinbar. Vielmehr müssen die Gallier durch die List

merkwürdige Einlage befriedigender erklären, als ich es oben versucht habe.

bewogen worden sein, sich auf Verhandlungen einzulassen, wie dies Valerius Max. VII 9, 3 erzählt, und dies muß — anders als in der Erzählung der jüngeren Annalisten von Camillus' Eingreifen[1]) — die Rettung Roms vom Untergange bedeutet haben. Ovids *hoste repulso* bedeutet also eine schlechte Verbindung zweier Versionen, durch die er einerseits die Wirkung der List aufrecht zu erhalten, andererseits die römische Waffenehre zu retten sucht. Das *αἴτιον* selbst ist ihm aber offenbar, da es ja an die größte Katastrophe der altrömischen Geschichte anknüpft, zu kleinlich erschienen, und er hat es durch Anleihen beim Epos zu einer olympischen Haupt- und Staatsaktion aufgebauscht — unglücklich genug, denn das Motiv des *consilium deorum* ist hier, wo alle Götter einig sind, übel am Platze, und die Erfindung, daß Juppiter zuerst dem Mars das Wort erteilt, auf dessen Wunsch — so muß man sich's doch denken — die Versammlung einberufen ist, widerspricht aller guten epischen Tradition.[2]) Auch der Schluß von Mars' Rede, so heroisch er klingt, ist der Situation schlecht angemessen: es hindert ja niemand die Römer, einen Ausfall zu machen, um Sieg oder Tod zu suchen. — So werden wir die vom elegischen Stil abweichende Haltung der Marsrede auf eine Linie mit dem episierenden Aufputz der Fabiererzählung (ob. S. 44) zu stellen und sie als Fremdkörper in der elegischen Erzählung aufzufassen haben.

Daß im Gegensatz zu den Fasten die Metamorphosen auch in der Verwendung der hochgestimmten pathetischen langen Rede die epische, speziell virgilische Tradition fortsetzen, bedarf nicht des Beweises. Ovid geht dabei über seinen großen Vorgänger weit hinaus. Auch Virgil empfindet

---

1) Die aber nicht selbst jungen Ursprungs gewesen sein muß: MÜNZER, R.-E. VII 331 ff.

2) Wenn RIBBECK der Götterrat 'wie eine Parodie' erschien (Gesch. der röm. Dicht. II 279), so ging er von einem richtigen Empfinden aus, aber es ist natürlich ganz ausgeschlossen, daß Ovid wirklich an Parodie in der Art des Lucilius gedacht habe, wo die Rettung Roms aus höchster Not in Frage steht.

es stets nach, wie sich die Ereignisse in der Seele seiner Personen widerspiegeln; aber er begnügt sich zumeist damit, das durch die Färbung seiner Erzählung anzudeuten; nur in der Didogeschichte läßt er die direkte Rede und den Monolog in größerem Umfange eintreten, um den Seelenzustand seiner Heldin in fortschreitender Entwicklung zu malen. Dem Ovid steht die diskrete Kunst der feinabgetönten Erzählung viel weniger zu Gebote: oft erzählt er ausdrücklich von der Stimmung seiner Personen, noch lieber wählt er direkte Rede oder Monolog zur Schilderung der Seelenverfassung, in die irgendeine ungewöhnliche Lebenslage seine Personen versetzt hat: ja er erfindet wohl gar solche Lagen eigens, um Gelegenheit zu solcher Äußerung zu geben.[1]) Er hält zumeist (und besonders in den Monologen) darauf, daß die Handlung epischem Gesetz gemäß durch die Rede weitergeführt wird; aber er dehnt die Rede doch oft weit über das durch die Handlung Geforderte aus, um die Stimmung des Handelnden allseitig zu erschöpfen.[2]) Nach der jetzt herrschenden Auffassung sind das alles einfach rhetorische *προσωποποιίαι*: Ovid hätte danach als Epiker die Progymnasmen der Rhetorenschule weiter kultiviert. Das scheint mir eine oberflächliche Erklärung, die zudem nicht damit rechnet, daß auch Theon noch in seinen Vorschriften für das *προγύμνασμα* der Prosopopoie offenbar an Stoffe wie die der ovidischen Reden nicht denkt (Rh. Gr. II 115 Sp.). Ich sehe vielmehr in der ovidischen Art eine konsequente Weiterentwicklung der virgilischen, auf die freilich in der Ausgestaltung des einzelnen die moderne Richtung der Beredsamkeit auf sentenziöse Zuspitzung, geistreiches Gedankenspiel und psychologische Ana-

1) So I 651—663, wo Inachus die lange vermißte Tochter als Kuh doch nur wiedersehen muß, um dem Dichter Gelegenheit zu geben, durch eine Rede auszudrücken, was etwa ein Vater in solcher gewiß sehr ungewöhnlichen Lage empfinden mag.

2) So Pentheus' cohortatio III 531—562, oder Niobes Trutzrede VI 170—202 oder Philomelas Anklage- und Drohrede VI 533—548 oder Medeas Gebet VII 192—219 usf.

lyse starken Einfluß geübt hat. Virgil legt sehr viel größeres Gewicht auf die Schilderung der seelischen Vorgänge als der äußeren Ereignisse; die Anschaulichkeit und der quellende Reichtum sichtbaren Geschehens, der dem alten Epos eignet, hat dabei sichtlich verloren. Ovid mit seiner lebhafteren Phantasie, seiner Freude an der Bewegung und den Farben des bunten Lebens ist viel reicher als Virgil an sinnlichen Eindrücken und hat viel mehr den Trieb, sich selbst und dem Hörer sichtbare Bilder vor Augen zu führen. In seiner elegischen Erzählung tritt das freilich ganz zurück; aber in den Metamorphosen schwelgt er in der Erfindung und Ausmalung solcher Bilder. Aber er ist keineswegs gesonnen, darum auf die virgilische Eroberung des seelischen Lebens für die epische Erzählung zu verzichten. Im Gegenteil: er ist unersättlich im Aufspüren und nacherlebenden Genießen immer neuer Nuancen und Wandlungen der Affekte — in der Bevorzugung affektischer Seelenzustände stimmt er ganz mit Virgil überein —, dankbar für die Fülle wunderbarer oder doch außergewöhnlicher Geschehnisse, wie sie ihm der Schatz griechischer Mythen bot, vor allem deshalb, weil jedes solche Geschehnis einen Seelenzustand voraussetzt oder hervorruft, den es zu entdecken, zu enthüllen gilt. Er hält sich auch nicht, wie Virgil, an die einfachen, ungebrochenen Affekte; so wenig er solche verschmäht, so sehr reizt ihn doch andererseits das Komplizierte, Schillernde, ja das Perverse. Er ist in dem allen so recht das Kind seiner Zeit, der eigentlichen Blütezeit der 'Deklamation'. Denn wer etwa glaubt, das Wesen dieser neuen Kunstgattung von formalen Gesichtspunkten aus erschöpfen zu können, irrt sehr; es steckt auch in jenen Suasorien und Kontroversien eine Fülle von psychologischer Beobachtung und psychologischer Phantasie, die noch ganz der Würdigung harrt. Man kann es nur bedauern, daß die Zähigkeit der literarischen Formen dazu geführt hat, daß all dies Können sich, statt etwa im psychologischen Zeitroman, gerade in fingierter Beratungs- und Gerichtsrede äußern mußte. Freilich dem Dichter hohen Stil standen Tra-

gödie und Epos zu Gebote; nur mußte er dann auf die Darstellung des gegenwärtigen Lebens verzichten, in dem er doch mit allen Fasern wurzelte. Ovid traute es sich zu, den Heroen und Heroinen inmitten ihrer zeitlosen phantastischen Wunderwelt Seelen zu geben, die alle Regungen des zeitgenössischen Seelenlebens widerspiegeln sollten, und in denen der psychologische Feinschmecker sein Genüge finden konnte. Kein Wunder, daß der Anachronismus, die unvermeidliche Folge dieses Strebens, sich uns oft genug in unerfreulicher Weise fühlbar macht; die Zeitgenossen werden das sehr viel weniger empfunden haben als wir. Es ist aber klar, daß die pathetische Rede für Ovids Zwecke das vornehmste Mittel sein mußte: in der objektiven Schilderung der Stimmungen und Affekte war man noch wenig erfahren; dagegen war es zur täglichen Übung geworden, solche psychologische Fiktionen durch fingierte Rede zu veranschaulichen. In diesem Sinne wird man denn auch vom Epiker Ovid als dem Zögling der Rhetorenschule reden können; die Deklamation hat ihm den Weg geebnet, den er in der Nachfolge Virgils, seinem Genius und dem der Zeit gehorsam, gehen mußte. Das ist doch etwas sehr anderes, als wenn man die ovidischen Reden als versifizierte Schulexerzitien auffaßt und in den rhetorum praecepta den eigentlichen Quell seines Schaffens sieht.

Daß nun die elegische Erzählung für solche Leistungen ein sehr viel ungünstigerer Boden sein mußte, leuchtet ein; sie erstrebt, wie uns weiterhin noch klarer werden wird, in erster Linie nicht die Vertiefung in absonderliche fremde Schicksale und Empfindungen, sondern den Ausdruck von des Dichters eigener, jedem Mitfühlenden leicht zugänglicher Empfindung; sie wird also weniger als die epische Erzählung die unendliche Mannigfaltigkeit der Affekte oder die durch ganz singuläre Erlebnisse erzeugte Eigenart eines Affekts zu zeigen berufen sein. Sie steht in allem der Wirklichkeit sehr viel näher als die epische Erzählung und bedarf schon darum viel seltener derjenigen Kunstmittel, die den Hörer über die Wirk-

lichkeit in eine Phantasiewelt hinausheben. Sie verzichtet im allgemeinen auf das 'Erhabene', auf den heroischen Affekt, und kann also der gewaltsam pathetischen Rede, die das Hauptausdrucksmittel solchen Affekts ist, entraten.

8.

Nach allem bisher Festgestellten wird man erwarten, daß auch die sprachliche Form der elegischen Erzählung sich durch größere Schlichtheit und Natürlichkeit von der epischen unterscheidet. Der Vergleich bestätigt diese Erwartung durchaus. Nicht als ob die Elegie auf poetischen Schmuck verzichtete und die Sprache des Alltags redete; gerade die Proserpinaerzählung mit ihrem vergleichsweise hohen Ton weist kaum einen Satz auf, den der Prosaiker so hätte schreiben können. Aber doch ist die Metamorphosenerzählung reicher einerseits an kühnen Umschreibungen, andererseits an pointierten Formulierungen, die den Gedanken zusammenraffen; der Stil hat im ganzen mehr Energie und mehr Größe; auch spezifisch poetische Worte und lexikalische Neubildungen sind dort viel häufiger. Ich stelle ein paar Wendungen nebeneinander, die dies Verhältnis unmittelbar veranschaulichen: Fast. IV 493 *illic accendit geminas pro lampade pinus;* met. V 441 *duabus flammiferas pinus manibus succendit ab Aetna perque pruinosas tulit inrequieta tenebras.* — Fast. 574 *praeteritus Cereri nullus in orbe locus;* met. 463 *quaerenti defuit orbis.* — Fast. 445 *hanc videt et visam patruus velociter aufert;* met. 395 *paene simul visa est dilectaque raptaque Diti.* — Fast. 447 *illa quidem clamabat 'io, carissima mater, auferor', ipsa suos abscideratque sinus;* met. 396 *dea territa maesto et matrem et comites, sed matrem saepius, ore clamat, et ut summa vestem laniarat ab ora* ... — Fast. 584 *nupta Iovis fratri tertia regna tenet;* met. 507 *sed regina tamen, sed opaci maxima mundi, sed tamen inferni pollens matrona tyranni.* Einige parallele Wendungen aus den beiden Fassungen der Kallistogeschichte: Fast. II 163 *mille feras Phoebe silvis venata redibat;* met. 441 *Dictynna per altum*

Maenalon ingrediens et caede superba ferarum. — Fast. 104 *aut plus aut medium sole tenente diem;* met. 454 *cum dea venatu fraternis languida flammis.* — Fast. 165 *ut tetigit lucum (densa niger ilice lucus, in medio gelidae fons erat altus aquae);* met. 455 *nacta nemus gelidum, de quo cum murmure labens ibat et attritas versabat rivus harenas.* — Fast. 168 *hic, ait, in silva, virgo Tegeaea, lavemur;* met. 458 *procul est, ait, arbiter omnis: nuda superfusis tingamus corpora lymphis.* — Fast. 171 *uteri manifesta tumore proditur indicio ponderis ipsa sui;* met. 462 *nudo patuit cum corpore crimen.* — Fast. 183 *iam tria lustra puer furto conceptus agebat;* met. 497 *Lycaoniae proles ignara parentis. Arcas adest ter quinque fere natalibus actis.* — Fast. 185 *illa quidem, tamquam cognosceret, adstitit amens:* met. 500 *quae restitit Arcade viso et cognoscenti similis fuit.* — Fast. 187 *hunc puer ignarus iaculo fixisset acuto;* met. 504 *vulnifico fuerat fixurus pectora telo.* — Fast. 188 *ni foret in superas raptus uterque domos;* met. 506 *pariter raptos per inania vento inposuit caelo.* — Fast. 192 *Maenaliam tactis ne lavet Arcton aquis;* met. 530 *ne puro tingatur in aequore paelex.*

Der Sprachstil der Metamorphosen hält sich nicht durchweg auf gleicher Höhe: Ovids Takt in stilistischen Dingen läßt das nicht zu. Wo Götter und Heroen nicht mitspielen, starke aktive Affekte nicht erregt werden, bequemt sich die Sprache dem an und nähert sich der elegischen Haltung. Lehrreich hierfür ist der Vergleich der Daedaluserzählung VIII 183 ff. mit der elegischen Darstellung desselben Stoffes ars am. II 21 ff. Hier bildet die Erzählung einen Teil des Prooemiums, erhebt sich daher über den gewohnten elegischen Ton und nähert sich also ihrerseits dem epischen. So hat denn Ovid hier — was in den Parallelerzählungen der Met. und Fasten nie begegnet — eine Anzahl von Versen ganz oder fast ganz unverändert in das Epos übernehmen können, und wo der Ausdruck variiert, ist der epische dem elegischen vielfach nicht überlegen. Immerhin begegnen doch selbst hier Fälle, in denen das Epos eine Erhöhung ver-

langte: a. a. 65 *dum monet, aptat opus puero;* met. 208 *pariter praecepta volandi tradit et ignotas umeris accommodat alas.* — a. a. 66 *erudit infirmas ut sua mater aves;* met. 213 *velut ales, ab alto quae teneram prolem produxit in aera nido.* — a. a. 75 ff. 83 ff. *iamque novum delectat iter, positoque timore Icarus audaci fortius arte volat . . cum puer, incautis nimium temerarius annis, altius egit iter deseruitque patrem;* met. 223 *cum puer audaci coepit gaudere volatu deseruitque ducem caelique cupidine tractus* (doppelte Alliteration, und die Unvorsichtigkeit des Knaben durch den Drang nach himmlischen Höhen ersetzt) *altius egit iter.* — a. a. 85 *vincta labant et cera deo propiore liquescit;* met. 225 *rapidi vicinia solis mollit odoratas, pennarum vincula, ceras.*

Unter den für den Gesamteindruck Ausschlag gebenden stilistischen Momenten habe ich eines noch nicht berührt: die Periodisierung. Und hier nun spielt das Metrum, von dem wir bisher keine Veranlassung hatten, zu reden, eine sehr wichtige Rolle. Das elegische Distichon, metrisch eine in sich geschlossene Einheit, strebt immer und überall auch nach syntaktischer Geschlossenheit: bei Ovid ist das Pentameterende weitaus überwiegend auch Satzende. Innerhalb des Distichons wieder kontrastieren Hexameter und Pentameter so sinnfällig, daß sie dazu neigen, sich auch syntaktisch voneinander abzuheben; man kann in den Fasten wie in Ovids übrigen elegischen Dichtungen lange Reihen lesen, in denen das Prinzip durchgeführt ist, an den Hexameterschluß auch Kolonschluß zu setzen, oder, was nur geringen Unterschied macht, das Kolon des Hexameters nur mit einem Worte in den Pentameter übergreifen zu lassen. Der Bau größerer Perioden ist durch diese Gepflogenheit zwar nicht unmöglich gemacht, aber behindert. Die elegische Erzählung wird dadurch zu einer Schnur von lauter gleichlangen Einzelteilchen, die kleine Ganze für sich bilden. Die epische Erzählung ist von dieser Fessel frei. Zwar liebt Ovid lange Perioden auch hier nicht, am wenigsten solche, die durch syntaktische Unterordnung entstehen; aber es steht doch in seinem Be-

lieben, solche zu bilden, so oft der Inhalt es wünschenswert macht; und so oft auch Versschluß und Kolonschluß zusammenfallen, so oft sich ferner zwei Verse zusammenschließen, so ist doch die Einförmigkeit des Baues nicht annähernd so groß wie in der Elegie. Neben dem Versschluß ist die Cäsurstelle als syntaktischer Ruhepunkt sehr beliebt, und die distichischen Reihen werden immer wieder durch Monosticha und Tristicha, seltener Tetrasticha unterbrochen. Diese Freiheit des Periodenbaus ist für die Haltung der Erzählung von größter Bedeutung: sie ermöglicht es dem Erzähler, sich vom Gegenstande fortreißen, sich vom Fluße der Ereignisse tragen, den tiefgeschöpften Atem ausströmen zu lassen. Im Vergleich damit haftet der elegischen Erzählung etwas von Kurzatmigkeit an; sie geht mit gleichmäßigen Schrittchen, sie eilt nicht, fliegt nicht.

Es liegt nach allem früher Gesagten auf der Hand, warum Ovid sich dieser Beschränkung ohne Widerstreben fügt: er empfindet als elegischer Erzähler gar nicht das Bedürfnis nach weiter ausholendem Schritt, weil er sich selbst nicht durch erhabene Konzeptionen oder starke Affekte hingerissen fühlt.

9.

Ovid fand, als er an die Fasten herantrat, einen fest ausgebildeten Stil der elegischen Erzählung bereits vor: das lehrt deutlich sein unmittelbarer Vorgänger Properz. Unter den aetia Romana, die dieser in sein viertes Elegienbuch aufnahm, sind ganz verschiedene Formen der ätiologischen Dichtung vertreten: der *Vertumnus* legt die Erklärung des Namens und damit der Bedeutung des Gottes diesem selbst in den Mund: Ovid hat das Motiv in den Fasten wiederholt verwendet, aber auch in den Met. XIV 623 ff. sehr hübsch gezeigt, wie sich jene Erklärung in Erzählung umsetzen läßt. Der *Apollo Palatinus* ist ein Festgedicht wie Tibull II 1, der Hymnus, den der celebrierende Dichter singt, preist die ἀρετή des Gottes; es wird nicht eigentlich der Verlauf der Schlacht bei Actium geschildert, sondern die Schilderung der

beiderseitigen Streitkräfte vor der Schlacht und des Ergebnisses der Schlacht rahmen das Auftreten des Gottes ein; seine Rede an Augustus (37—547) ist der Kern des ganzen Gedichts, im wesentlichen eine Verherrlichung des Augustus selbst. Der *Iuppiter Feretrius* umschließt drei kurze Berichte von 18, 16 und 6 Versen, in denen die Eigenart der elegischen Erzählung sich nicht voll entfalten kann; aber auch hier treffen wir schon auf Züge, die uns aus Ovid vertraut sind. Wenn irgendwo, so schien hier der Stoff — die Gewinnung der *spolia opima* — Kampfschilderung zu fordern: Properz entzieht sich dem fast völlig; nur je ein kurzer Satz ist dem Kampf und Sieg selbst gewidmet. Der Bericht über Romulus ist der strikte Gegensatz einer chronologisch fortschreitenden epischen Erzählung. Er konstatiert zunächst, daß Romulus der erste war, der die *spolia opima* errang, und nimmt dann in der Form der Zeitbestimmung (*tempore quo*) den Hauptinhalt der Erzählung vorweg; über die Art des Kampfes erhalten wir nur hier eine Andeutung (*portas Caeninum Acronta petentem victor in eversum cuspide fundis equum*). Sofort schweift der Dichter ab zu dem Gedanken, wie klein einst Rom war — wir kennen das aus Ovid zur Genüge —, daß selbst ein Acron, König von Caenina, ihm Schrecken einjagen konnte; daran schließt sich der Kontrast zwischen den verwegenen Hoffnungen des Acron und seinem blutigen Ausgang: zum zweiten Male das Resultat des ganzen antizipierend. Dann endlich, nur gleichsam als Erklärung des letzten Distichons, in zwei Distichen die Schilderung des Hergangs: aber das Wesentliche hierbei ist Romulus' Gelübde an Juppiter; vom Kampfe hören wir nur das eine Wort *corruit*, das Romulus' *corruat* bestätigt. Drei abschließende Distichen verherrlichen in Romulus die ärmliche Einfachheit des mannhaften alten Rom, ohne nahen Bezug auf die hier zu feiernde Tat: der Dichter hängt den Gedanken nach, die der Kontrast des Einst zum Jetzt in ihm erweckte. — Ähnlich setzt der Bericht über Cossus gleich mit der *caedes Veientis Tolumni* ein, um daran sofort eine Betrachtung über die winzigen

Gegner des alten Rom — Veji, Nomentum, Cora — zu knüpfen und sodann zu einer gefühlvollen Apostrophe an das einst mächtige und blühende, jetzt verödete Veji abzuschweifen: der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Großen auf Erden drängte sich vor den eigentlichen Gegenstand. Als wollte sich der Dichter selbst zur Sache rufen, setzt dann unvermittelt der Bericht ein, der nicht, wie bei Livius von einer Schlacht, sondern nur von einem Zweikampf der Führer weiß, bei dem die Ehre der Herausforderung dem Römer zufällt; aber nicht der Kampf selbst wird geschildert, sondern nur der Ausgang berichtet: *desecta Tolumni cervix Romanos sanguine lavit equos.* — Der dritte Bericht über Claudius Marcellus und Virdomarus beschränkt sich auf vier Distichen, die dem Dichter zwar Gelegenheit geben, den wüsten Gegner bis auf seine gestreiften Hosen zu schildern — hier tritt im Gegensatz zu den beiden ersten Fällen der Römer ganz zurück —, aber von Erzählung nichts bieten als die Tatsache, daß der Feind an der Kehle getroffen wurde. Es entspricht ganz der Zurückhaltung, die Ovid in den Fasten gegenüber den historischen Begebenheiten jüngerer Zeit übt, wenn Properz die dritte und jüngste Heldentat am flüchtigsten behandelt; hier fiel der Gegensatz des Einst zum Jetzt weg, der den Elegiker gern auf den Zeiten des alten Rom verweilen ließ; der fremdartige Aufzug des Barbarenfürsten mußte, so gut es ging, den sozusagen märchenhaften Reiz der alten Geschichten ersetzen.

Wirklich ausgeführte ätiologische Erzählungen bietet Properz nur zwei: die Tarpeia und den Hercules Victor. Hier tritt denn die Analogie zu Ovid auch besonders deutlich zutage.

Die Sage von der Tarpeia ist bei Properz aus einer Episode der römischen Geschichte zu der ganz auf individuelles Erlebnis gestellten Erzählung eines *ἐρωτικὸν πάθημα* geworden. Das Historische tritt ganz in den Hintergrund: die Kenntnis der politischen Situation wird vorausgesetzt; der historische Vorgang selbst, die Eroberung des Kapitols durch die Sabiner, wird nur eben gestreift, um die Grundlage

für die Erzählung von Tarpeias Tod zu schaffen (87 *prodiderat portaeque fidem patriamque iacentem*); die Folgen der Tat für Rom bleiben ganz außer Betracht. Alles konzentriert sich auf die Person der Tarpeia; aber auch von ihr wird erzählt eigentlich nur das, was auf ihre Liebe und die grausame Enttäuschung ihrer Hoffnung Bezug hat; daß sie Vestalin ist, haben wir aus der Erzählung zu erschließen; daß sie die Tochter des Tarpeius ist und dieser die Burg befehligt, soll der Leser wissen; ja selbst wie sie den Verrat ausführt, wie das Einverständnis mit Tatius erreicht ist, bleibt im Dunkel, und nicht minder die Chronologie: welcher Zeitabstand zwischen dem Monolog der Tarpeia und der Ausführung des Verrats liegt, wird als unwesentlich für des Dichters Absicht übergangen.[1]) Durch dies Abstreifen alles dessen, was für den Historiker nicht nur, auch für den Epiker das wichtigste gewesen wäre, erzielt der Elegiker eine Konzentration auf den reinen Gefühlsgehalt seiner Geschichte, die seiner Auffassung der Elegie als poetischer Gefühlsäußerung entspricht. Und zwar erotischer Gefühlsäußerung: die wichtigste Neuerung des Properz ist ja die, daß er das altüberlieferte Motiv des Verrats, das Verlangen der Tarpeia nach den goldenen Armspangen der Sabiner, durch die Liebe zum feindlichen Führer ersetzt und damit die altrömische Legende den von der hellenistischen Poesie behandelten Geschichten der Scylla, Nanis (Hermesianax bei Parthenios 22) u. a. angleicht.[2]) Die

1) Mit Rothstein halte ich *pugnabitur* v. 47 für richtig überliefert; danach kann v. 73 nicht den Tag meinen, dessen bevorstehenden Anbruch v. 63ff. schildern. Übrigens würden wir sonst auch einen Übergang erwarten, nicht den neuen Einsatz *urbi festus erat . . dies*. Aber die 'Unklarheit in der Chronologie wie den Einzelheiten' ist nicht etwa, wie Rothstein meint, 'beabsichtigt, um diese Erzählungsweise von der prosaischen zu scheiden' — ich würde noch eher sagen 'von der epischen' —; sie stellt sich vielmehr als eine nicht absichtlich gemiedene Folge der elegischen Erzählungsweise ein.

2) Ob er darin einen Vorgänger an dem griechischen Elegiker Simylos hatte, der die Tarpeiageschichte aus dem Sabinerkrieg in den Gallierkrieg versetzte und Tarpeia aus Liebe sündigen ließ, können

Tradition, daß Tarpeia Vestalin gewesen sei, konnte den Properz von seiner Fiktion nicht abhalten: im Gegenteil, sie ergibt ihm eine sehr willkommene Steigerung des Frevels, zu dem die Liebe zwingt. Daß Tarpeia durch ihre Liebe das Keuschheitsgelübde verletzt, ist die wichtigste und folgenschwerste ihrer Verfehlungen: denn nun ist es Vesta, die jungfräuliche Göttin selbst, die ihre Dienerin, um ihr den verdienten Untergang zu bereiten, tiefer in Schuld verstrickt und zur Ausführung des Verrats treibt (69 ff.): eine überaus kühne Erfindung, durch die Properz seinem Gedichte den religiösen Gehalt gibt, den er seiner ätiologischen Dichtung überhaupt zugedacht hat: ganz wie Ovid, dessen Fasti ja vorwiegend ein religiöses Gedicht sein sollten. Gerade über den religiösen Frevel spricht denn auch der Dichter in eignem Namen seine tiefe Entrüstung aus: *et satis una malae potuit mors esse puellae, quae voluit flammas fallere, Vesta, tuas?* (17 ff.). Damit ist der subjektive Standpunkt des Dichters gegenüber der Geschichte gegeben: ein für die elegische Haltung sehr wesentliches Moment. — Im Mittelpunkt des Ganzen steht der große Monolog der Tarpeia (v. 31—66): kein Handlungsmonolog, wie ganz überwiegend die der ovidischen Metamorphosen — der Dichter stellt sich nicht die Aufgabe, das Werden des Entschlusses vorzuführen, vielmehr tritt der Gedanke an Verrat, der einmal auftaucht, am Ende hinter anderen Möglichkeiten der Vereinigung mit dem Geliebten zurück —, sondern ein typischer Zustandsmonolog, der lediglich die Empfindungen der Redenden in ihrem Auf und Ab vor Augen führt, wie die Monologe der Fasten (ob. S. 60). Eingeleitet ist das Ganze durch eine idyllische Naturschilderung, die für die folgende Erzählung sehr uner-

---

wir leider nicht feststellen, da die Zeit des nur von Plutarch Rom. 17 zitierten Simylos nicht näher zu bestimmen ist. Die Übertragung des Motivs lag, wenn einmal die Sage elegisch behandelt wurde, so nahe, daß sehr wohl auch zwei Dichter unabhängig voneinander darauf verfallen konnten. — Die Eigentümlichkeiten der properzischen Erzählung hat übrigens Rothstein bereits hervorgehoben; aber s. u. S. 99[1].

lieblich ist, aber dazu dient, von vornherein elegische Stimmung zu erwecken.[1]) Kaum hat dann ein Distichon berichtet, daß die Sabiner vor Rom ihr Lager aufgeschlagen haben, so ergeht sich der Dichter wieder einmal in Betrachtungen über den Gegensatz des Einst und Jetzt: *quid tum Roma fuit* usf. Mit v. 15 ist er zu Tarpeia gelangt, um bei ihr zu verweilen; nur einmal noch schweift er ab, um (73—78) die Feier der Parilia zu schildern, die damals noch ein Hirtenfest waren: auch hier ist an den Gegensatz des 'Jetzt' gedacht.

Die Gründung der *Ara Maxima* durch Herkules und ihr Anlaß, der Sieg über Cacus, durfte in einer Sammlung römischer *αἴτια* nicht fehlen. Aber sie war zu allgemein bekannt, als daß ihr Properz eine Elegie eigens hätte widmen mögen; es wird mitgesprochen haben, daß er als Elegiker in der Darstellung eines Kampfes mit dem Epiker Virgil nicht wetteifern mochte[2]). Er zieht es vor, eine *ἄτριπτος ἱστορία* in den Vordergrund zu stellen: seine Elegie hat zum eigentlichen Vorwurf die Erklärung des Brauches, daß Frauen beim Herkulesopfer nicht zugelassen waren; einleitungsweise wird v. 1—15 die Geschichte vom Rinderdiebstahl und die Bestrafung des Cacus berichtet, der Kampf selbst gar nicht eigentlich erzählt, sondern nur sein Resultat erwähnt — *Maenalio*

1) Die Umstellung der Verse 3—6 nach 11, die Bährens vorschlug und die auch neuerdings Verteidiger gefunden hat (Butler in seinem Kommentar Lond. 1905; P. I. Enk, Ad Propertii carmina commentarius criticus, Zutphaniae 1911, p. 311), an sich ein sehr erwünschtes Mittel, um die topographische Unklarheit der Schilderung zu beseitigen (mit der Änderung *montem* statt *fontem* in v. 6), scheitert schon daran, daß die Erzählung unmöglich mit dem Präsens historicum *praecingit* v. 6 einsetzen kann.

2) Als Properz sein IV. Buch veröffentlichte, lag die Aeneis bereits vor; daß er ihr VIII. Buch bereits kannte, als er seine Elegie schrieb, ist höchst wahrscheinlich, wenn es sich auch aus dem Gedichte selbst m. E. nicht sicher beweisen läßt. S. über die Frage Münzer Cacus der Rinderdieb (Progr. Basel 1911) S. 8 ff. 32. 40, der (wie auch Rothstein) bei Properz Hinweise auf Virgils Darstellung findet.

iacuit pulsus tria tempora ramo —, um in den Worten des siegreichen Helden an die wiedergewonnenen Rinder die — wohl von Properz selbst erfundene — Etymologie des Namens *forum boarium* zu geben; dann setzt v. 21 die Haupterzählung ein. Erst spät wird ganz beiläufig das als getan erwähnt, was für den Historiker die Hauptsache gewesen wäre, die Stiftung der *Ara Maxima* (v. 67). Die Erzählung selbst gestaltet eine Tradition über den Ursprung jenes Kultbrauches, die Properz wohl bei Varro gefunden hatte, in ganz freier Weise aus.[1]) Nach dem heißen Kampf von Durst geplagt, findet der Held kein Wasser; da hört er Mädchenlachen aus einem Heiligtum der Bona Dea — dies Heiligtum, ein schattiger, quelldurchflossener Hain mit seinem halbverfallenen *sacellum* wird nun in idyllischen Farben ausgemalt, selbst die Singvögel im Pappellaube nicht vergessen, für die Herkules gewiß damals kein Ohr gehabt hat. Es ist, als wollte der Elegiker absichtlich ein Gegenstück zu der virgilischen ἔκφρασις der schauerlichen Mörderhöhle des Cacus liefern. Herkules fleht in langer Rede vergebens um Einlaß — *minora deo* sind seine Worte; er, der Allesüberwinder, muß um einen Trunk Wasser betteln und, um Zutrauen zu erwecken, selbst an seine ärgste Schmach, den weibischen Dienst bei Omphale, erinnern.

1) Varro hatte (nach Macrob. sat. I 12, 28) erzählt, eine Frau habe dem dürstenden Herkules, *cum boves Geryonis per agros Italiae duceret,* einen Trunk Wassers verweigert, *quod feminarum deae celebraretur dies, nec ex eo apparatu viris gustare fas esset.* Properz setzt diesen örtlich und zeitlich nicht näher bestimmten Vorfall nach Rom und auf den Zeitpunkt nach dem Cacussieg, und läßt dem Herkules nicht einen Trunk vom *apparatus* des Frauenfestes, sondern den Zutritt zum Heiligtum der *feminea dea* und den Trunk aus der den *puellae* vorbehaltenen Quelle verweigern. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Erfindung ist arg genug: Rom liegt ja doch in keiner wasserlosen Wüste (vgl. noch dazu v. 5 ff.), und wo ein Heiligtum der Bona Dea steht, müssen auch andere Ansiedelungen sein; zu den Frauen gehören Männer, von denen das Gedicht schweigt, während in den sonstigen Erzählungen des Cacusabenteuers, auch abgesehen von Euander, die Eingeborenen nicht fehlen.

Vergebens — die Priesterin weist ihn warnend ab. Da ergrimmt der Gepeinigte, erbricht die Pfosten und löscht seinen Durst; dann spricht er sein rächendes Verdikt, mit den trüben Worten beginnend: *angulus hic mundi nunc me mea fata trahentem accipit: haec fesso vix mihi terra patet.* Dieser Herkules ist nicht der strahlende begnadete Heros und künftige Gott, den der Epiker Virgil feiert, sondern der mühselig Beladene, der als Inhalt seines Lebens wirklich nennen konnte *οἰζὺν εἶχον ἀπειρεσίην*, wie Herakles' Schatten in Homers Nekyia es tut; ein freilich Bewunderung, vor allem aber Mitleid erweckender Mensch, dem das Schicksal selbst die einfachste Labung nach vollbrachter Großtat nicht kampflos gönnt. Herkules nimmt sich das Versagte allen sakralen Bedenken zum Trotz — wie sollte er sich vor dem Zorn der Bona Dea scheuen, er, der die Unterweltsgötter geschreckt, den Dreifuß des Apollo geraubt und Helios mit seinem Bogen bedroht hatte? — aber er nimmt es nicht mit lachender Unbekümmertheit, sondern mit Grimm und Bitterkeit gegen sein Schicksal; die Verkündung der *tristia iura*, durch die er sich an den Frauen rächt, ist danach seine erste Tat. — Diese Auffassung des Herakles wird Properz aus hellenistischer Dichtung zugeflossen sein; man darf z. B. an das Epyllion 'Megara' (Mosch. 4) denken, in dem die Frauen, die dem Helden am nächsten stehen, ihn weinend beklagen, *τοῦ οὔτις γένετ' ἄλλος ἀποτμότερος ζωόντων*: wenngleich es doch noch anders wirkt, wenn der Held selbst in jener Beleuchtung auftritt, als wenn er uns durch die Reden der Frauen gezeigt wird. Daß Properz gerade diese Auffassung wählte, die zum Kult des Victor an der Ara Maxima im Grunde so wenig stimmte, dazu hat ihn die Empfindung geführt, daß gerade sie elegischer Darstellung besonders gemäß sei. — Die Person des Dichters tritt in dieser Elegie nirgends ausdrücklich hervor, bis auf das Schlußgebet, in dem Herkules ersucht wird — nicht, wie man erwarten könnte, dem 'Lied' oder der 'Arbeit' des Poeten seine Gunst zu leihen — sondern 'glückbringend in sein Buch einzugehn': so offenherzig

wie hier die Elegie würde das Epos sich schwerlich je als 'Buchpoesie' zu erkennen geben.

Außer diesen rein erzählenden Elegien hat Properz noch zweimal ausgeführte mythische Erzählung in Elegien eingefügt: und hier treten die Besonderheiten des elegischen Erzählungsstils ganz besonders deutlich zutage. Der **Hylas** (I 20) gibt sich als Warnung an Freund Gallus, seinen Liebling wohl zu hüten, auf daß ihn nicht, wie einst den Knaben des Herakles, die Nymphen rauben: im Grunde nur eine für Gallus schmeichelhafte Galanterie gegen den mit Hylas verglichenen. Ganz anders also als in Theokrits Hylas, dessen Thema die Liebe des Herakles ist, liegt bei Properz der Nachdruck auf der Person des Hylas, und die Erzählung richtet sich, ganz ohne Rücksicht auf *συμμετρία* und Vollständigkeit, darauf, den Reiz des noch halb kindlichen Knaben zu verdeutlichen: darum die seltsame Episode von den Boreaden, die die kurze Trennung des Hylas von Herakles benutzen, um ihn liebend zu bedrängen[1]); darum die anmutige Schilderung des am Weiher tändelnden Knaben, der über den Blumen seinen Auftrag vergißt und sich, unerfahren wie Narcissus, im Anblick seines eigenen schönen Ebenbildes verliert, das ihm der stille Spiegel zeigt; und um diese Episode einzuführen, die verweilende Schilderung des lieblichen Stückes Natur.[2]) Der Raub selbst wird ganz kurz, das weitere nur mit flüchtigster Andeutung berichtet: wie dem Herakles die Kunde des Raubes wird, erfahren wir nicht[3]), und von seinem

1) Sie wollen ihn nicht etwa rauben: dagegen hätte er sich mit dem *ramus* nicht wehren können. Daß die Episode ohne Folgen bleibt, wäre im Epos nicht statthaft; in der Elegie ist das ganz in der Ordnung: sie hat als solche den Zweck, die Schönheit des Hylas empfinden zu lassen, besser erfüllt, als es die Schilderung dieser Schönheit vermöchte.

2) Diese — erheblich kürzer — auch bei Theokrit 40 ff., aber nicht mit Beziehung auf Hylas, sondern um den Quell als Wohnort und Tanzplatz der Nymphen einzuführen.

3) Gemeint ist gewiß, daß Herakles den Fall des Körpers hört — *tum sonitum rapto corpore fecit Hylas* ist klangmalend — aber es verschlägt kaum etwas, ob der Leser das bemerkt oder nicht.

Schmerz und dem unablässigen Suchen war schon in der voraufgehenden Warnung an Gallus (13 ff.) genug gesagt, daß die Erzählung nicht darauf zurückzukommen braucht. Die teilnehmende Empfindung des Dichters ist in dem Verse 32 *ah dolor, ibat Hylas, ibat Hamadryasin* ausgedrückt: er genügt, um dem Ganzen die sentimentale Färbung zu geben, die der elegischen Erzählung ansteht.

Antiope dient in der Elegie III 15 als mythisches *exemplum* für die zu Unrecht von der eifersüchtigen Geliebten beargwöhnte und mißhandelte Lycinna. Die Fabel wird als bekannt vorausgesetzt — z. B. muß der Leser wissen, wer der *senex* ist, der v. 36 die Erkennung herbeiführt, und die Vorgeschichte wird aus der Erzählung selbst nicht klar —; aller Nachdruck liegt auf der Schilderung von Antiopes Leiden, die geflissentlich durch die rührende Schilderung ihrer angstvollen und beschwerlichen Flucht (25 ff.) gesteigert werden und an denen der Dichter innigen Anteil nimmt: ganz in der Art des Elegikers Ovid (s. ob. S. 62) versetzt sich Properz, hingerissen durch sein nachempfindendes Gefühl, so lebhaft in die Situation, daß er in die Handlung selbst eingreifen möchte: *Iuppiter, Antiopae numquam succurris habenti tot mala? corrumpit dura catena manus*, und entsprechend nach der glücklichen Lösung *Antiope, cognosce Iovem; tibi gloria Dirce ducitur* usf.

Die aufgezeigten Eigentümlichkeiten erklären sich in Hylas und Antiope ohne weiteres daraus, daß der Dichter die Geschichte nicht um ihrer selbst willen erzählt, sondern um auf den Angeredeten dadurch zu wirken, daß der Dichter seiner eigenen Empfindung — dort der sorgenden Bewunderung des schönen Knaben, hier dem sorgenden Mitleid mit der armen Lycinna — deutlicher und anschaulicher Ausdruck verleiht, als es die unmittelbare Äußerung des Gefühls vermöchte.[1]) Die elegischen Erzählungen des vierten Buches

1) Sehr nahe stehen diesen beiden Erzählungen die des Horaz in od. III 11 (Hypermestra) und III 27 (Europa), beide, wie ich meine, Übertragungen der elegischen Erzählung ins Lied. Aber über die lyrische Erzählung des Horaz wäre nach den anregenden Ausführungen

sind um ihrer selbst willen da; sie haben zur Person des Erzählers keine innere Beziehung: wenn sie die Eigenart jener anderen, abgeschwächt aber unverkennbar, gleichfalls aufweisen, so darf man vermuten, daß in dieser Ähnlichkeit des Stils die Entstehung der 'objektiven' elegischen Erzählung aus der subjektiven nachwirkt.

10.

Die Annahme, daß Properz seinen Stil der elegischen Erzählung nicht neu geschaffen, sondern griechischen Mustern nachgebildet hat, liegt sehr nahe. Wir wissen ja, daß die Elegie in hellenistischer Zeit neben dem Epos dauernd den hervorragendsten Platz als Form der mythischen Erzählung innegehabt hatte, und werden geneigt sein, eine gewisse Kontinuität des Stils bis zu den hellenisierenden Römern anzunehmen. Auch wird bei Hylas und Antiope niemand den Eindruck haben, daß hier die Situation oder das eigenste Empfinden des Dichters zur Neuschöpfung einer stilistischen Form gedrängt habe. Der strikte Beweis für die Annahme der Abhängigkeit ist freilich bei dem Zustande unserer Kenntnis der hellenistischen Elegie schwer zu führen.

Der *εὑρετής* der elegischen Erzählung ist Antimachos. Es war ein Schritt von größter Tragweite, daß er, statt wie frühere Elegiker die Erzählung nur gelegentlich als ausgeführtes Beispiel zu verwenden, sie in seiner Lyde zum Hauptinhalt eines großen elegischen Gedichts machte. Dies war (nach Plut. consol. ad Apoll. 9) als *παραμύθιον τῆς λύπης* konzipiert: um sich über den Verlust seiner Geliebten zu trösten, hat er *τὰς ἡρωικὰς συμφορὰς* dargestellt, nicht, wie man nach Plutarchs Ausdruck *ἐξαριθμησάμενος* denken könnte, nur in katalogartiger Aufzählung, sondern, wie die aus der Darstellung der Argonautensage erhaltenen Notizen beweisen und ein wörtliches Zitat (fr. 3 B. aus der Oedipusgeschichte)

Reitzensteins (Gött. Gel. Anz. 1904, 956) manches zu sagen, was hier zu weit führen würde.

bestätigt, wenigstens teilweise in großer Ausführlichkeit. Es brauchen keineswegs alles Liebesgeschichten gewesen zu sein; aber das nächstliegende waren allerdings, angesichts des Anlasses der Dichtung, *ἐρωτικὰ παθήματα*. So hat Antimachos stofflich der erzählenden Elegie nach zwei Richtungen den Weg gewiesen: auf erotische Themata einerseits, traurige Begebenheiten andererseits. Wieviel der Dichter von eigenem Erlebnis und eigenem Empfinden geboten hat, können wir nicht sagen[1]); aber es scheint fast undenkbar, daß das eigene Erlebnis, welches die Wahl der Stoffe bestimmte, nicht auch die Behandlung der Stoffe bis zu einem gewissen Grade beeinflußt haben sollte. Wie dem auch sei, die Idee der erzählenden Elegie bei Antimachos war jedenfalls verschieden von der der epischen Erzählung, die von der Persönlichkeit des Dichters ganz unabhängig sich bestrebt, dem Stoff als solchem gerecht zu werden.[2]) Es fragt sich, ob und wann diese Idee verwirklicht worden ist.

---

1) Daß die Sage den alleinigen Inhalt der Lyde ausgemacht habe, ist eine willkürliche Behauptung JACOBYS, Rh. M. 60 (1905), 46.

2) Vgl. ROHDE Gr. R. [2]150 ff., der den Unterschied der beiden Erzählungstypen so formuliert: im Epos behaglich sich ausbreitende Darstellung und anschauliche Schilderung sichtbarer Vorgänge der äußeren Tat, in der Elegie 'sprungartig vorrückende Darstellung' und Konzentration auf die Gefühlsbewegungen. Er leitet diese Eigenart der Elegie aus ihrer ursprünglich musikalischen Natur ab; gerade in der Erzählung habe sie 'ein gewisses latentes musikalisches Element' am sichersten bewahrt: da kann ich nicht folgen, auch abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß jene zum mindesten sehr problematische 'ursprünglich musikalische Natur' der Elegie bei Antimachos oder gar bei den hellenistischen Dichtern noch nachgewirkt hätte. Die lyrische Erzählung hat allerdings, wie wir ja nun durch Bakchylides viel klarer sehen, einigermaßen ähnlich der elegischen auf vollständige und gleichmäßige Behandlung eines Sagenstoffs verzichtet, Einzelszenen herausgehoben: entweder weil nur diese dazu dienen, das zu illustrieren, was der Dichter im Auge hat, oder weil es die poetischen Höhepunkte sind, auf die sich der erzählende Lyriker beschränken muß: der Gesang setzt immer eine gewisse Exaltation voraus, mit der sich nicht jeder beliebige Vorgang vereint. Ein kenntlicher Zusammenhang aber mit dem persönlichen Seelenerlebnis des Dichters besteht nicht. — Ich

Unser Material zur Beantwortung dieser Frage ist leider wie bekannt sehr dürftig und läßt uns gerade in einigen Fällen, die für uns sehr wichtig wären, fast ganz im Stich.[1]) Aus dem Elegienzyklus des Hermesianax, den dieser nach seiner Geliebten Leontion benannte und in dem wir also eine subjektive Haltung der Erzählung erwarten dürften, besitzen wir nur einen Katalog der verliebten Dichter und Philosophen, in dem es zu wirklicher Erzählung fast gar nicht kommt; niemand wird glauben, daraus Schlüsse auf die Art ziehen zu können, wie der Dichter etwa die Geschichte von der sündigen Liebe des Leukippos (Parthenios 5) erzählt hat. Immerhin sieht man, auch jener Katalog ist mit Rücksicht auf die Liebe zu Leontion (die mehrfach angeredet wird) zusammengestellt, nicht etwa aus dem sachlichen Interesse an 'berühmten Liebespaaren'; nur wissen wir leider nicht, welchen Anlaß Hermesianax nahm, um der Geliebten die Macht der Liebe über die *σοφοί* aller Zeiten (zu denen er selbst ja zählt) zu beweisen. Denn darauf kommt es an[2]): aus dem Tun und Dichten der großen Sänger, wo es möglich ist aus beiden, wird bewiesen, daß sie schwer verliebt waren; darum wird mit Vorliebe auf den Mühen und Beschwerden verweilt, denen sie sich um der Geliebten willen unterzogen haben; und darum wird in dem einzigen etwas ausführlicher behandelten

---

glaube nicht, daß die elegische Erzählung von der lyrischen gelernt hat: ihre Eigenart erklärt sich restlos aus der Eigenart der Elegie selbst.

1) Aber dazu reicht unser Material doch aus, um eine Behauptung wie die von JACOBY (a. a. O. 51[1]), daß die alexandrinische Sagenelegie 'eigentlich weniger erzählte — was sie hätte erzählen können, setzt sie meist voraus — als schilderte' als falsch zu erweisen.

2) Nicht etwa, wie ELLENBERGER (quaestiones Hermesianacteae, Diss. Gieß. 1907, 62. 67) behauptet, auf eine Sammlung leidvoller Liebesgeschichten, aus denen der Dichter, wie Antimachos, Trost über den Verlust der eigenen Geliebten hätte schöpfen wollen. Dafür, daß die Leontion ein *ἐπικήδειον* gewesen sei, spricht gar nichts, dagegen mit Entschiedenheit die Art der Anrede; z. B. *γινώσκεις αἴουσα* v. 17 zu einer Verstorbenen gesagt ist undenkbar.

Falle, dem des Orpheus (v. 1—14) nicht etwa von seiner Verzweiflung nach dem Tode oder nach dem zweiten Verlust der Gattin gesprochen — beides bleibt ganz beiseite, nicht einmal die Tatsache des zweiten Verlustes wird erwähnt —, sondern von seiner Fahrt in die Unterwelt und ihren Schrecken. Und wenigstens dies können wir aus dem für unsere Zwecke sonst so unergiebigen Stück verwerten: als ein Beispiel für die Willkür, mit der der elegische Erzähler den Punkt einer vielteiligen Handlung herausgreift, auf den es ihm persönlich ankommt, ohne Rücksicht darauf, ob ein Leser etwa die ganze Handlung kennen zu lernen wünscht. — Bemerkenswert ist, daß Hermesianax v. 35 ff. die Elegie, die Erfindung des Mimnermos, als ἡδὺς ἦχος καὶ μαλακοῦ πνεῦμ' ἀπὸ πενταμέτρου bezeichnet. Damit will er augenscheinlich nicht etwa die Eigenart der Elegie des Mimnermos im besonderen, sondern der Elegie überhaupt charakterisieren, und zwar im Gegensatz zum Epos, von dem vorher die Rede war. Diese Charakteristik trifft gar nicht auf so hervorragende Vertreter der Gattung wie Kallinos und Tyrtaios und, wie wir wissen, auf die Poesie des Mimnermos nicht im vollen Umfange zu. Sie gibt aber offenbar die zu Hermesianax' Zeit herrschende Auffassung wieder und ist also ein neuer Beweis dafür, daß die von Antimachos eingeschlagene Richtung damals als maßgebend galt: für die elegische Erzählung gewiß nicht minder als für die übrigen Verwendungen des Metrums.

Wir wissen von keiner anderen erzählenden Elegie oder Elegiensammlung, die wie die Lyde und die Leontion vom eigenen erotischen Erlebnis des Dichters ausgegangen wäre.[1])

---

1) Die Behauptung JACOBYS, daß die Bittis des Philitas ein Kataloggedicht in der Art der Lyde gewesen sei (a. a. O. 47. 55[4]), schwebt ganz in der Luft. Ovid stellt trist. I 6, 1 nicht die beiden Gedichte, sondern die beiden Personen zusammen: das ist ein erheblicher Unterschied. Aus der Art, wie Hermesianax von der Bittis spricht, würde ich eher mit POHLENZ (Χάριτες für F. Leo 111) schließen, daß das Gedicht subjektiv, also subjektiv-erotisch war. Daß Bittis vermutlich die Gattin, nicht die Mätresse des Philitas war, also die Erotik andere

Möglich, daß Alexander der Aetoler in seinem 'Apollon' das Motiv von der eigenen Person auf den Gott übertragen und ihn etwa zum Trost in eigenem Liebesleid (man mag an Hyakinthos oder Daphne denken) eine Reihe von leidvollen Liebesgeschichten hat erzählen lassen: nur, wie es sich für den wahrsagenden Gott ziemt, nicht als Bericht, sondern in der Form der Prophezeiung, also futurisch. Das einzige erhaltene Stück daraus (bei Parthen. 14) behandelt die verschmähte Liebe der Gemahlin des Phobios zu dem schönen Antheus, ihre Rache und ihren Selbstmord; das ist versifizierte Prosa und kommt für den Stil der elegischen Erzählung nicht in Betracht. — Über den Rahmen, in dem Phanokles seine elegischen Erzählungen von geliebten Knaben (*Ἔρωτες ἢ Καλοί*) zusammenfaßte, wissen wir nichts; das einzige erhaltene Stück (bei Stob. LXIV 47) deutet nichts darüber an. Es geht aus von der Liebe des Orpheus zum Boreaden Kalaïs — der alte heilige Sänger ist hier gewiß zuerst als schmachtender Liebhaber eingeführt worden (Ovid hat das in seinem Epos X 83 ff. nicht nachzubilden gewagt)[1]) —, verbreitet sich aber dann über die Ermordung des weiberfeindlichen Sängers durch die Thrakerinnen und das wunderbare Schicksal seines abgeschlagenen Hauptes und seiner Leier: daraus ergibt sich das *αἴτιον* für die lesbische Lyrik; das *αἴτιον* für die 'noch jetzt' übliche Tätowierung der thrakischen Frauen schließt die Erzählung ab. Diese ätiologischen Bemerkungen, die den Gegenwartsstandpunkt des Dichters bekennen, sind der elegischen Erzählung durchaus gemäß, während sie im Epos z. B. des Apollonios als Stilwidrig-

---

Farbe trug als die des Properz, macht für das *γένος* so wenig einen Unterschied wie der Unterschied der satirischen Polemik des Horaz von der des Lucilius.

1) Preller, Ausgew. Aufsätze 371 ff. verstand die Verse 5—6 dahin, daß Orpheus um den Verlust des Knaben klage; davon ist nicht die Rede, und Virgil hat die Worte *πολλάκι δὲ σκιεροῖσιν ἐν ἄλσεσιν ἕζετ' ἀείδων ὃν πόθον* ganz richtig verstanden, wenn er sie auf seinen verliebten Corydon übertrug (buc. 2, 3).

keit erscheinen und so auch gewiß von der feinfühligen alexandrinischen Kritik aufgefaßt worden sind.[1]) Die innere Teilnahme des Dichters an den Vorgängen ist zwar aus den Versen über Orpheus' Liebe und über die Wunderklänge der Leier deutlich herauszuhören, aber nicht ausdrücklich bekundet. Nach diesem Stück zu urteilen (und unsere sonstigen Angaben über die von Phanokles behandelten, wie es scheint, nicht selten erfundenen Geschichten weisen nach derselben Richtung) ist das ganze Gedicht auf den Ton weicher und schwermütiger Klage gestimmt gewesen: worin ich weniger mit Preller eine 'abmahnende' Tendenz als die Meinung des Dichters erkenne, so dem Gesetz der Gattung, das von ihrem Archegeten Antimachos abstrahiert war, am besten zu genügen.

Am wertvollsten wäre es uns natürlich, über das Verhalten des Philitas und des Kallimachos unterrichtet zu sein, der beiden anerkannten Koryphäen der Elegie, deren Kenntnis und Schätzung für die römischen Elegiker feststeht. Über Philitas läßt sich leider recht weniges zuversichtlich sagen. Aber es wird doch, nach allem, was ich bisher ausführte, nicht als Zufall zu betrachten sein, daß die wenigen aus der Elegie 'Demeter' erhaltenen Verse — drei Distichen — gerade von dem Leid der Göttin handeln, das eine, wie es scheint, einer Klage der Leidenden selbst entnommen.[2]) Das trifft also ganz mit dem zusammen, was wir in Ovids elegischer Cereserzählung, im Gegensatz zur epischen, als vorherrschend fanden. — Etwas besser sind wir über Kallimachos unterrichtet, und auch über ihn erst dank den neueren und neuesten Funden. Wir besitzen jetzt den Schlußteil der 'Kydippe'[3]) und wissen nun, daß Dilthey mit vollem Recht Aristänets Brief als eine freie Paraphrase der Elegie aufge-

---

1) S. Virg. ep. Techn.[3] 373.

2) S. Pohlenz a. a. O. 109 ff. — Daß das Gedicht an Bittis kein ἐπικήδειον war, sondern der Lebenden galt, hat Pohlenz mit vollem Recht aus der Art geschlossen, wie Hermesianax davon spricht.

3) Am bequemsten zugänglich in Brinkmanns Abdruck, Rh. M. 72 (1918) 477.

faßt und zur Rekonstruktion im wesentlichen richtig verwertet hat; daß er andererseits zu Unrecht gemeint hat, über den Gang der Erzählung weiteres aus den ovidischen Episteln erschließen zu können; endlich liegt nun ganz klar vor Augen, daß weder das hochgesteigerte Pathos noch die empfindsame Sinnlichkeit dieser Episteln ein reines Echo kallimacheischer Art ist. Sehr viel deutlicher als früher ist uns aber auch das Verhältnis geworden, in dem die Erzählungsweise der Fasten zu dem der Aitia steht: das ist für unseren Gegenstand der erheblichste Gewinn.

Vor allem: der Elegiker Kallimachos hat so erzählt, daß der Leser die Person des Erzählers über der Geschichte niemals vergißt[1]. Er fällt sich selbst ins Wort, als ihn seine *πολυιδρείη* dazu verleiten wollte, von Hera etwas zu erzählen, das die Göttin lieber in Vergessenheit fallen sähe. Er verwirft als aufgeklärter Mann die übliche Bezeichnung der Krankheit, die Kydippe befiel, als einer *ἱερή*. Er zitiert am Schlusse seine Quelle, die keïsche Mythologie des alten Xenomedes. Da spricht überall der Schriftsteller, der in seinem Stoff nicht völlig aufgeht, sondern ihn wirklich als Stoff empfindet und empfinden läßt, den er für den Leser herrichtet; und so hat er an anderen Stellen der Aitia dem Leser zugemutet, sich selbst das zu denken, was er der Kürze halber nicht ausführen will (WIL. a. a. O. 224), oder es abgelehnt, über irgendeinen Gegenstand seinen ganzen Wissenssack auszuschütten (fr. 177). Etwas anders, aber doch auch aller epischer Objektivität entgegengesetzt ist es, wenn er, statt des Akontios Hochzeitsnacht zu schildern, zugibt, er wisse davon nichts und könne nur vermuten, daß der junge Gatte sein Glück nicht um die Schnelligkeit des Iphikles oder die Schätze des Midas hingegeben hätte — 'wie mir alle bezeugen werden, die den schlimmen Gott kennen': auch das spricht der Schriftsteller, der vom Verlauf der Hochzeitsnacht

1) S. WILAMOWITZ, Neues von Kallimachos II (Berl. Sitzungsber. 1914), 241 ff.

begreiflicherweise keine Kunde haben kann und nichts Unbezeugtes singen will; wie zuverlässig muß der Mann in allem sein, was er als geschehn berichtet!

Diese Spezies der elegischen Erzählung ist, soviel wir sehen, von Kallimachos erfunden. Der Unterschied von der antimacheischen liegt auf der Hand; aber die generelle Gleichartigkeit ist doch auch nicht zu verkennen. Antimachos ging aus von dem eignen seelischen Erleben, Kallimachos von geistigem Erlebnis; jenen hat die Leidenschaft, diesen die Forschbegier zu den Musen gewiesen; bei Antimachos durfte — wenn anders das Motiv durchgeführt war — der Leser nie vergessen, daß der unglückliche Freund der verstorbenen Lyde erzählt; bei Kallimachos soll der Leser nicht vergessen, daß der gelehrte und geistreiche Herr Kallimachos von Kyrene erzählt. Für das Epos wäre eine solche Vortragsweise monstös, und bei dem stilsicheren Künstler Kallimachos undenkbar. Die Reste der Hekale weisen keine Spur davon auf, und wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß das kein Zufall unserer fragmentierten Überlieferung ist.

Es steht nun aber doch nicht so, daß Kallimachos seine elegischen Geschichten mit der trockenen Sachlichkeit des Antiquars berichtet und sie nur mit gelehrten Anspielungen gewürzt hätte. Die wiederholten Apostrophen des Akontios, die hier nicht bloße Redefigur sind (s. ob. S. 64) lassen empfinden, daß der gelehrte Dichter unvermerkt sich für seinen Helden erwärmt hat und an seinem Schicksal inneren Anteil nimmt[1]); würde auch sonst seine Phantasie dem Akon-

---

1) Wir nennen das Gedicht 'Kydippe', und die Figur des Mädchens hat sich schon für Ovid in den Vordergrund geschoben, wenn er sagt: *Callimachi numeris non est dicendus Achilles, Cydippe non est oris Homere tui* rem. am. 391; Kallimachos würde, wenn er seiner Elegie einen Sondertitel gegeben hätte, sie zweifellos 'Akontios' getauft haben. Auf das noch zu des Dichters Zeit in Julis auf Keos blühende Geschlecht der Akontiaden weist der Schluß hin, der ἵμερος des Akontios (ὀξὺς ἔρως 75) wird dann als Thema des Gedichts genannt; Kydippe ist offenbar nur als Gegenstand dieses ἵμερος, nicht um ihrer

tios ins Brautgemach folgen? und aufs feinste deutet dabei der Erzähler an, daß eigne Liebeserfahrung ihm den Griffel führt. Ähnlich mag es bei der Schilderung der verliebten Sehnsucht des Akontios gewesen sein; die hat der Dichter — das können wir zuversichtlich Aristänets durch wörtliche Zitate gestützter Paraphrase entnehmen — mit zärtlichen Farben ausgemalt, und gerade diese Partie scheint es gewesen zu sein, die dem Gedicht zu seiner Beliebtheit bei Späteren verhalf. Sie hat offenbar nicht kontinuierliche Erzählung in der Art des Epos, sondern zusammenfassende Schilderung gegeben. Gegipfelt hat diese in Akontios' Monolog, der kein Handlungs-, sondern ein echter Zustandsmonolog gewesen sein muß[1]): eines der Vorbilder für Ovids elegische Monologe, für Properz' Tarpeia und viele andere. Das mag für Kallimachos' Zeit ein Neues in der elegischen Erzählung gewesen sein; ohne eine gewisse eigene Sentimentalität konnte der Dichter nicht darauf verfallen. Freilich, von einer so aufdringlichen Bekundung dieser inneren Anteilnahme, wie wir sie gelegentlich bei den römischen Elegikern fanden, zeigt sich bei Kallimachos keine Spur, und wir würden sie ihm auch wohl am wenigsten von den hellenistischen Elegikern zutrauen. — Der sentimentale Ton war übrigens keineswegs durch das ganze Werk festgehalten, wie sich von selbst versteht und wie uns die Reste der Geschichte von Herakles und Theiodamas[2]) aufs beste bezeugen: da streifte die Darstellung ans Burleske; der Held, der sich den geraubten Ochsen nur um so besser schmecken läßt, weil ihn der geschädigte Bauer greulich verflucht, muß es sich gefallen lassen,

---

selbst willen in Betracht gekommen: wir wissen ja nun, daß sie den Akontios vor der Hochzeit gar nicht gekannt, also auch nicht geliebt hat.

1) Diltheys Vermutung, daß der Monolog dazu gedient habe, Akontios' Entschluß zur Fahrt nach Athen herbeizuführen, ist nun mit der Annahme dieser Fahrt überhaupt (und mit der Lokalisierung der Geschichte in Athen) durch den Fund des Originals widerlegt worden.

2) Wilamowitz a. a. O. 227 ff.

vom Dichter an seinen erfolglosen Musikunterricht beim alten Limos erinnert zu werden.[1])

Endlich noch eines: Die Hekale hat mit großer und so weit wir urteilen können gleichmäßiger Ausführlichkeit die Geschichte von Theseus' Einkehr bei den armen Alten, seinem Kampf mit dem Stier und seiner Rückkehr berichtet, liebevoll verweilend auch bei den unscheinbaren äußeren Geschehnissen, dazu in den umfänglichen Reden und Gesprächen eine Fülle von Stoff einführend, der zur Haupthandlung nur in loser Beziehung stand. Die elegischen Erzählungen waren an sich auf knappere Darstellung angewiesen; aber die Kydippe lehrt uns nun, daß Kallimachos hier die Kürze keineswegs so gleichmäßig durchgeführt hat wie dort die Breite. Das Orakel des Apollon füllt acht Distichen: der Gott spricht mehr wie ein freundlich plaudernder Berater als wie ein er-

1) Warum hat Kallimachos für das 'Bad der Pallas' elegische, nicht epische Form gewählt? Vergleichen läßt sich eigentlich nur der Demeter-'Hymnus', der sich ebensowenig wie die *Λουτρά* als Hymnus gibt; in beiden 'spricht' *λέγει* der Erzähler, um die Wartenden erbaulich zu unterhalten, die Hymnen 1—4 dagegen *ᾄδονται* oder *ὑμνοῦνται*; in beiden ist dementsprechend die Diktion erheblich einfacher als in jenen (auch die Gelehrsamkeit, die bei Kallimachos mit der Feierlichkeit wächst, sparsamer zugemessen). Aber im Demeterhymnus erzählt der Dichter doch mit der Miene ernster Ergriffenheit eine grausige Geschichte von der furchtbaren Rache einer freventlich gekränkten Gottheit, die sich in voller Majestät strafend offenbart; Pallas wird beim Bad, das sie mit einer guten Freundin zur Mittagszeit im stillen Walde nimmt, von dem Sohn dieser Freundin, dem arglosen Jäger Teiresias erblickt — eine Szene wie aus dem bürgerlichen Leben gegriffen —, und als der Jüngling darauf, dem ehernen Gesetz gemäß, nicht aber (wie bei Kallimachos' Gewährsmann Pherekydes) durch den Willen der Pallas, erblindet, gibt sich die Göttin die größte Mühe, die vorwurfsvollen Klagen der Freundin abzuwehren und zu beschwichtigen, indem sie dem Unglücklichen eine glorreiche Zukunft als Seher verspricht und ihm schließlich noch außer einem langen Leben einen großen Stock schenkt, seine blinden Schritte zu leiten. Wahrlich eine sehr humane Göttin, die man herzlich lieb gewinnen muß. Hat also nicht schon Kallimachos über den Unterschied zwischen elegischer und epischer Darstellung des Göttlichen ähnlich gedacht wie Ovid?

habener Prophet und ist keineswegs auf majestätische Wortkargheit bedacht. Dagegen nachher kein Wort darüber, wie und von wem Akontios die Botschaft erhält, die ihn zur Hochzeit nach Naxos ruft, kein Wort auch von seinem Wiedersehen mit Kydippe oder deren Empfindungen; der Erzähler, der bei dem Liebesleid des Helden so ausgiebig verweilt hatte, führt seine Geschichte im Geschwindschritt zu Ende. Das ist eine *ἀσυμμετρία*, auf die nur der Elegiker, nicht der Epiker ein Recht hat. — Das Verhältnis der *Fasti* zu den *Αἴτια* läßt sich vorläufig etwa so bestimmen: in der Gestaltung des Rahmens hat Ovid die kallimacheische Form insofern beibehalten, als er in eignem Namen spricht, Persönliches einflicht und sehr häufig, statt als *vates* einfach das Vergangene zu künden, die Herkunft seines Wissens angibt. Das geschieht freilich überwiegend in der Form, daß ihm irgendeine Gottheit seine Zweifel löst oder seine Fragen beantwortet[1]) — eine Form, die Kallimachos, wenn überhaupt,

1) Die Stellen bei Peter Einl. S. 15. Ovid bestrebt sich, diese Form über die eines konventionellen Kunstmittels hinauszuheben, indem er das Äußere des Gottes, die Begleitumstände seiner Erscheinung, seine eignen Empfindungen u. dgl. schildert; er erhärtet sogar die Wahrheit dieser Erscheinungen im Proömium des sechsten Buches gegenüber Skeptikern durch philosophische Begründung: v. 5 *est deus in nobis; agitante calescimus illo, impetus hic sacrae semina mentis habet,* vgl. Cic. de div. I 110 (nach Poseidonios) *divinatio naturalis .. physica disputandi subtilitate referenda est ad naturam deorum, a qua, ut doctissimis sapientissimisque placuit, haustos animos et libatos habemus; cumque omnia completa et referta sint aeterno sensu et mente divina, necesse est cognatione divinorum animorum animos humanos commoveri;* ebd. 129 *animi hominum, cum aut somno soluti vacant corpore aut mente permoti per se ipsi liberi incitati moventur, cernunt ea, quae permixti cum corpore animi videre non possunt.* Zu dem, was der Geist im Traume 'schaut', gehören bekanntlich vor allem die Götter selbst; dem begnadeten *vates* wird im Wachen zuteil, was anderen nur im Traum. Ovid hat ein doppeltes Anrecht auf solche Gnade, da er nicht nur *vates* ist, sondern auch *sacra canit* (v. 7. 8); Juno bestätigt ihm das in der gleich folgenden besonders sorgfältig ausgemalten Epiphanie v. 21—24 (zu der Lokalisierung im *nemus arboribus densum* vgl. Cic. a. a. O. 114 *multos nemora silvaeque .. commovent quorum furibunda*

so wohl nur ganz ausnahmsweise verwendet hatte[1]); es fehlt aber auch nicht an Fällen, wo Ovid, wie Kallimachos in dem neuesten Aitienfragment bei dem Fremdling aus Ikos, so bei Menschen, die er trifft oder aufsucht, Erkundigung einzieht[2]) — womit dann immer die Schilderung einer Situation aus dem Leben des Dichters verbunden ist: freilich ist diese Schilderung niemals annähernd so ausgeführt wie das Gastmahl des Pollis bei Kallimachos. Im übrigen beruft sich Ovid wohl einmal unbestimmt auf die *antiqui senes* (II 584) oder sagt, er habe eine Geschichte schon als Knabe gelernt (VI 917), oder kündigt die Erzählung einer alten *fabula* an (II 304. III 544. V 604. VI 320), oder erklärt (ähnlich wie Kallimachos ob. S. 92) im voraus, daß er eine umfängliche Geschichte kurz zusammenziehen wolle (VI 585 ff.): aber so weit geht er nicht im Geständnis seiner Bücherweis-

---

mens videt ante multo quae sint futura). Sehr hübsch, wie Ovid seine Glaubwürdigkeit dadurch stützt, daß er in einem bald folgenden Falle (253) ausdrücklich erklärt, die inspirierende Gottheit (Vesta) nicht gesehen zu haben: lügen wolle er nicht, wie die anderen *vates* (mißverstanden von Peter z. St.). Übrigens ist der Dichter taktvoll genug, um die Gottheiten nur zu bemühen, wo wirklich eine Aporie der römischen Sakrallehre zu lösen ist; ganz ausnahmsweise wird VI 697 ff. die Erzählung eines Katasterismus dem Merkur in den Mund gelegt, während sonst der Dichter die Sternsagen wie überhaupt die griechischen Sagen in eigenem Namen berichtet. — Die Epiphanie der Gottheit wird öfters ersetzt durch das an sie gerichtete Gebet um Beistand oder Belehrung: I 467, II 269. 359, III 261. 714, IV 723. 808, VI 483; vgl. Kallim. hymn. I 7. III 186.

1) v. Arnim hat (Wiener Sitzungsber. 1910 p. 9) in dem Sprecher der letzten Verse der Aitia (vor dem Schlußdistichon) Zeus vermutet; dann liegt die Annahme nahe, daß dieser dem Dichter irgendein auf das Herrscherhaus bezügliches *αἴτιον* offenbart hat.

2) S. darüber jetzt Malten, Hermes 53 (1918), 175; zu den drei von ihm aufgeführten Fällen (IV 377 der Veteran von Thapsus, Ovids Nachbar im Zirkus, 938 ein Flamen beim Robigalienopfer; VI 399 eine alte Frau bei den Vestalien) kommen noch IV 687 der Gastfreund in Carseoli, bei dem Ovid auf der Reise nach Sulmo einkehrt, und VI 226 die Flaminica, die ihn über den rechten Zeitpunkt für die Hochzeit seiner Tochter berät.

heit, daß er wie Kallimachos einen Autor zitierte. Er scheut sich nicht, eine Erzählung zu unterbrechen, um auf ein späteres Buch zu verweisen (IV 55, vgl. 199, wo der Hinweis geschickt in die Rede des Mars verflochten ist); er versagt sich, wie Kallimachos in der Kydippe, Mitteilungen, die dem *pius vates* nicht gestattet sind (III 323 ff., vgl. VI 325); ja er bemerkt, während er die Geschichte vom Palladion erzählt, daß er selbst den Pallastempel in Ilion besucht habe (VI 423). Die ätiologischen Einlagen, die wie bei Kallimachos immer wieder den Leser auf den Gegenwartsstandpunkt des Erzählers zurückrufen, sind bei beiden durch den Stoff geboten; an Stelle des rein gelehrten Interesses tritt freilich bei Ovid die sakrale, nationale und höfische Tendenz, die jenen Beziehungen auf die Gegenwart, aber auch vielfach der Gesamthaltung der Erzählung den Stempel aufdrückt. Aber sie hält sich, auch wo sie von Göttern handelt, geflissentlich unterhalb des Niveaus epischer Grandezza: auch Kallimachos hat, wie es scheint, die Schilderung göttlicher und heroischer Erhabenheit der Elegie nicht für angemessen erachtet. Die Freiheit, die sich der Elegiker Kallimachos in bezug auf die *συμμετρία* der Erzählung nahm, hat sich Ovid, wie auch Properz, weitgehend zunutze gemacht. Ob der Aitiendichter aber hierbei das Gewicht so stark wie die beiden Römer auf das gefühlsmäßige, auf rührende und sanftpathetische Momente der Erzählung gelegt hat, ist keineswegs sicher; wir müssen uns hüten, den Fall des Akontios, in dem sich die *συμπάθεια* des Erzählers offen bekundet, zu verallgemeinern. Ebensowenig sicher ist es, daß Kallimachos in der Auswahl und Gestaltung der erzählten Sagen das Rührend-Pathetische so geflissentlich gesucht hat wie Ovid und Properz; gefehlt hat es jedenfalls auch bei ihm nicht[1]), und *inbelles,* wie die römischen Elegien, sind die seinen gewiß auch gewesen. Aber

1) So hat Knaack, Analecta Graecoromana (Diss. Grfsw. 1880), die rührende Geschichte der verlassenen Phyllis mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Aitia zurückgeführt, um von anderen minder sicheren Vermutungen zu schweigen.

unwahrscheinlich ist, daß auf Kallimachos die überschwenglich sentimentale und bis zur Fiktion unmittelbarer Teilnahme an der Handlung gesteigerte Haltung zurückgeht, die wir in zahlreichen elegischen Erzählungen der Römer fanden.

Diese letztgenannte Eigenheit findet nun aber ihre deutlichste Entsprechung in einer poetischen Gattung, die wir bisher ganz beiseite gelassen haben: im römischen 'Epyllion'. Ich brauche nicht auszuführen, wie Catulls Hochzeit des Peleus und die über dreißig Jahre jüngere Ciris in diesem Punkte übereinstimmen: sie sind, in striktem Gegensatz zur epischen Objektivität, ganz getränkt von der überschwenglich gefühlvollen Teilnahme des Dichters am traurigen Schicksal seiner Personen; einer Teilnahme, die sich nicht nur im ganzen Ton der Erzählung, sondern in pathetischen Ausrufen, Anreden, Betrachtungen kund tut. Und, einmal auf diese Parallele aufmerksam geworden, wird man leicht sehen, daß auch anderes, das wir bisher dem elegischen Erzählungsstil zuwiesen, ebenso dem Epyllion eignet: die Ungleichmäßigkeit der Behandlung, die sachlich Wichtiges mit äußerster Kürze nur eben andeutet, um desto länger auf anderen Punkten zu verweilen; die Bevorzugung der gefühlsbetonten Momente der Handlung, und die Verwendung des 'Zustandsmonologs' zur Schilderung des seelischen Leides, insbesondere Liebesleides. Liegt es also nicht vielleicht so, daß die elegische Erzählung der Römer sich am alexandrinischen Epyllion gebildet hat?[1])

Zunächst: vom 'alexandrinischen' Epyllion wird man hier nur mit wesentlicher Beschränkung reden können. Wir haben ja Epyllien genug aus älterer hellenistischer Zeit, um deren Stil beurteilen zu können. Die Kleinepen des Theokrit und Moschos, sowie die in der Bukolikersammlung mit ihnen vereinigten uns unbekannter Verfasser, die uns bis tief ins zweite Jahrhundert hinabführen, zeigen von der halblyrischen Art der Römer noch kaum eine Spur; durchweg halten

1) Rothstein zu Properz IV 4: 'Die Sage von dem Verrat und der Bestrafung der Tarpeia erzählt diese .. Elegie in der Weise eines alexandrinischen Epyllions'.

sie sich, mit sichtlicher Homerimitation in vielen Einzelheiten, an den echt epischen Ton der Erzählung. Etwas weiter führt nur das einzige dieser Gedichte, das einen erotischen Stoff behandelt[1]), Moschos' Europa: der Monolog der Heldin, zu dem sie ihr Traum anregt, und die ängstlich klagenden Worte, die sie spricht, während sie der Stier davonträgt, klingen wie eine Vorahnung der jüngeren Manier, wie auch die stark zur ἔκφρασις neigende Art der Erzählung und die Einflechtung einer verwandten Sage in Form der Beschreibung eines Kunstwerks die Vorstufe dessen sind, was wir bei Catull ausgebildet finden: der Abstand ist noch groß genug. Nach ganz anderer Richtung weicht die Megara von der altepischen Weise ab: dies tränenreiche Zwiegespräch zwischen Gattin und Mutter des Herakles, ein sehr merkwürdiger Versuch die Kehrseite heldischen Ruhms in der Wirkung auf die Angehörigen zu zeigen, opponiert freilich ostentativ gegen die Freude der epischen Sänger an heroischer Tat und weist mit seiner Versenkung in die Frauenseele auf die Bahn, die dann die Römer mit Vorliebe gegangen sind; aber stilistisch hält das Gedicht die epische Tradition durchaus aufrecht. Der Umschwung zur 'lyrischen' Epik muß also in späthellenistischer Zeit erfolgt sein; ich meine, die hochgesteigerte und aufgeregte Pathetik Bions (im Adonis) und seines Schü-

1) Der Kyklop und der Hylas des Theokrit sind freilich auch ἔπη, aber die Anrede an Nikander und die Anknüpfung der Erzählungen an Persönliches (ganz wie im Hylas des Properz) lehnen von vornherein jeden Gedanken an Homer ab. Der Kyklop gehört ganz zur 'bukolischen' Dichtung — wieviel er dem Philoxenos verdankt, wissen wir nicht, aber die Anregung ist jedenfalls von der Lyrik gekommen; die Stimmung das Gegenteil von Sentimentalität (Virgil hat dann in seinem frühesten Bukolikon mit wenig Glück Motive des Gedichts in ganz andere Stimmung zu übertragen versucht). Auch den Hylas haben die Alten nicht ohne Bedacht zu den βουκολικά gestellt (WILAMOWITZ, Textgesch. der Bukol. 174); aber trotz alles Unhomerischen und trotz der Beschränkung auf das für die persönliche Absicht der Erzählung Wichtige ist das Gedicht nichts weniger als modern im Sinne der römischen νεώτεροι: der Vergleich mit Properz lehrt das besser als jede Stilanalyse

lers (im Epitaphios) gibt für die Zeitbestimmung einen Fingerzeig.[1]) Es ist bedauerlich, aber lehrreich für die Vorsicht, die man bei Schlüssen ex silentio auf die griechischen Vorbilder der römischen Dichtung cäsarischer und augusteischer Zeit zu beobachten hat, daß die griechischen Epyllien spurlos verschwunden sind, die dem Catull, dem Virgil in der Aristaeusgeschichte und noch dem Cirisdichter als vorbildlich galten.

Nun läßt sich natürlich die Möglichkeit einer Entwickelung des Epyllions ganz aus sich selbst heraus a priori nicht bestreiten. Aber sehr viel wahrscheinlicher dünkt mich die Einwirkung der erzählenden Elegie. Gerade in den Hauptpunkten — persönliche Teilnahme des Dichters an der Handlung, Zurückdrängung alles rein Tatsächlichen, Hervorhebung des Gefühlsmäßigen, Vertiefung in die nicht heroischen, sondern rein menschlich rührenden πάϑη — in allen diesen Punkten ist die Priorität der Elegie deshalb wahrscheinlich, weil in ihr die Erzählung ja eben ursprünglich an das seelische Erlebnis des Dichters unmittelbar anknüpft, gleichsam aus ihm heraus gestaltet wird. Wenn die Annahme richtig ist, daß die elegische Erzählung, auch als sie von dieser Motivierung absah, den ursprünglichen Charakter nur wenig abgeschwächt beibehielt, so liegt auch die andere Annahme sehr nahe, daß die epische Erzählung im Laufe der Zeit immer mehr an sie heranrückte, bis der Unterschied der inneren Form völlig verschwand.

Ich hoffe, daß neue Forschungen oder noch besser neue Funde die Konstruktion, die ich versuchte, bestätigen oder durch eine bessere ersetzen werden. Das, was ich als das wesentliche Resultat meiner Untersuchung betrachte, wird dadurch nicht berührt: mir lag vor allem daran, zu zeigen, daß und wie Ovid den elegischen Erzählungsstil der Fasten von dem epischen der Metamorphosen differenziert hat; damit ist, hoffe ich, für das Verständnis der Kunst Ovids etwas gewonnen.

---

1) S. den Anhang IV.

Anhänge.

I (zu S. 14).

Göttliche Erotik der Metamorphosen.

Ovid pflegt in den erotischen Göttermythen einfach zu berichten, daß die Schönheit eines Mädchens den Gott zur Begierde entflammt; eingehende Schilderung dieser Leidenschaft, für die Ovid sonst so große Vorliebe hat, wird vermieden. PETERS[1]) hat das richtig bemerkt, aber nicht richtig daraus erklärt, daß die Göttergeschichten aus vorhellenistischer Zeit zu stammen pflegen, die sich auf die Psychologie der Liebe noch nicht recht verstanden habe. Es wäre ja Ovid ein leichtes gewesen, gerade in diesem Punkte die etwa seinen Vorgängern anhaftende primitive Einfachheit durch modernes Raffinement zu ersetzen. Vielmehr ist er der Gefahr, die göttliche Hoheit herabzuziehen, indem er sie in menschliche Schwäche verstrickt zeigt, dadurch entgangen, daß er die 'Liebe' einfach konstatiert, ohne bei der psychischen Seite des Affekts zu verweilen: er schildert weder sein allmähliches Werden und Wachsen, noch bringt er je einen Gott in den Konflikt der Liebe mit anderen Empfindungen, der ihm in den Liebesgeschichten der Menschen so erwünschte Gelegenheit zu pathetischer Seelenmalerei bietet.

Die ovidischen Götter leiden nicht, wie die Menschen, unter unerlaubter oder unglücklicher Liebe. Die Schönen der Erde gehören ihnen, und dadurch nicht in letzter Linie sind sie gewiß nach Ovids Meinung *beati*. Von Werbung ist nicht viel die Rede. Es wird wohl hie und da in kurzen Worten erzählt, daß die Geliebte in jungfräulicher Scheu die Bitte eines Gottes abweist[2]); dann erliegt sie der Gewalt — falls nicht eine andere gnädige Gottheit sie durch Verwand-

---

1) a. a. O. (ob. S. 58 [1]) 70. 73.

2) Pan-Sphinx I 699; Neptun-Corona II 574; Boreas-Oreithyia VI 684 (*quid .. admovi preces, quarum me dedecet usus?* 689); Juppiter-Io I 588

lung rettet. Eine Ausnahme bildet die erste, reich ausgestaltete erotische Erzählung, Apollo und Daphne (I 452—567)[1]. Auch sie ist nach jenem Schema angelegt: Bitten des Gottes, die nicht erhört werden; Verfolgung; Rettung im letzten Augenblick durch Verwandlung. Aber hier ist die Glut der Leidenschaft, das Entzücken des Gottes beim Anblick des Mädchens, seine trügende Hoffnung wortreich geschildert; hier wird die Werbung in langer Rede vorgeführt, und der Gott klagt selbst über seine Schwäche (519—324). Diese Ausnahme ist sorgfältig motiviert. Geflissentlich zeigt uns der Dichter zunächst in seiner ganzen Erhabenheit den Pythontöter Apollo; im vollen Hochgefühl des Sieges reizt er, der Liebe noch unkundig, den in seiner Weise gleichfalls allbezwingenden Gott Amor, und dieser rächt sich durch seinen Pfeil; so wird, was alltägliche Liebesgeschichte sein könnte, zur Geschichte des Wettstreits zweier großer Gottheiten, und Apollo erliegt nicht, wie irgendein Sterblicher, dem Reiz eines hübschen Mädchens, sondern der *saeva Cupidinis ira.* Das in der hellenistischen Poesie so trivialisierte Motiv des unfehlbaren Liebespfeils gewinnt hier, in diesem *τηλαυγὲς πρόσωπον* aller erotischen Verwandlungsgeschichten, gleichsam wieder seine ursprüngliche Größe. Und auch darauf ist der Dichter bedacht, Daphnes unbezwingliche Sprödigkeit nicht als eine Niederlage des werbenden Gottes empfinden zu lassen, die ihm zur Unehre gereichte; er erfindet das neue

1) Die Erzählung hat nach anderen Castiglioni a. a. O. (ob. S. 54¹) 117 ff. eingehend bekandelt; er sucht in scharfsinniger und gelehrter Analyse nachzuweisen, daß sie (abgesehen von der einleitenden Szene, die Vollgraff, Nikander und Ovid I [Groningen 1909] 68 mit unzureichenden Gründen gleichfalls auf Ovids Quelle — angeblich Nikanderzurückführt) sich eng an eine hellenistische Dichtung anlehne. Ich halte diesen Nachweis für mißlungen. Aus C.s Zusammenstellungen ergibt sich nur, was kaum des Beweises bedurfte, daß Ovid hellenistische Motive verarbeitet. Für verfehlt halte ich es auch, wenn Peters a. a. O. 54, 1 die Anstöße in Ovids Erzählung durch Ineinanderschieben zweier Fassungen der Sage zu erklären sucht; dabei ist Ovids Arbeitsweise viel zu mechanisch aufgefaßt.

Motiv des stumpfen Bleipfeils, der dem Mädchen Abscheu gegen alle Liebe einflößt, und hält darauf — zum Schaden der Komposition und des künstlerischen Eindrucks —, das so durch Gottes Willen erweckte Verlangen nach lebenslanger Jungfräulichkeit vor der Liebesszene eingehend zu schildern. Darum darf denn auch Daphne nicht etwa erst die Werbung anhören und dann fliehen — wodurch der Gott beschämt würde —, sondern sie flieht, sobald Apollo sie erblickt, und dieser muß nun — wieder zum Schaden der Erzählung — seine Werbung vorbringen, während er der Fliehenden folgt. Er folgt ihr zunächst nur, um sie zum freiwilligen Einhalten zu bewegen; er verfolgt sie erst, als sie nicht hören will, und als die Flucht ihren Reiz und damit sein Verlangen erhöht. Dieser Verfolgung wäre das Mädchen natürlich bald erlegen, ohne die rettende Verwandlung: bei der nun wieder ein Gott des Gottes Wunsch durchkreuzt.

Ein beliebtes Motiv des alten Mythus ist es, daß ein Gott sich der Geliebten in Tiergestalt oder anderer nicht-menschlicher Vermummung bemächtigt. Eine ganze Reihe solcher Geschichten ist VI 103 ff. aufgezählt; es sind die Bilder, die Arachne den Göttern zum Hohn in ihr Gespinst wirkt — man sieht, Ovid hat dergleichen als Verstoß gegen göttliche Würde empfunden. Die (ganz kurz berichtete) Geschichte von Juppiters Verwandlung in einen Adler beim Raub des Ganymedes legt er Orpheus in den Mund (X 155—161), der seinen Preis der Knabenliebe nicht wirkungsvoller eröffnen kann, als indem er zeigt, welcher Erniedrigung sich um solcher Liebe willen der höchste Gott unterworfen habe (*nulla tamen alite verti dignatur, nisi quae posset sua fulmina ferre:* das klingt wie eine Polemik gegen andere Verwandlungssagen). In eignem Namen erzählt Ovid nur eine einzige von all diesen Verwandlungen, obwohl er damit auf so vielbehandelte und dankbare Stoffe wie den Schwan der Leda und den Goldregen der Danae verzichten muß. Jene einzige Ausnahme ist die Europageschichte (II 833), bei der doch der Anstoß wegfällt, daß der Gott sich in Tiergestalt der Geliebten bemächtigt;

alles Gewicht ist darauf gelegt zu zeigen, wie der Gott auch in der Verwandlung so bezwingend wirkt, daß das scheue Mädchen sich ihm anvertraut. Und dem unvermeidlichen Bedenken begegnet der Dichter von vornherein dadurch, daß er selbst betont, *non bene conveniunt nec in una sede morantur maiestas et amor:* man soll sehen, daß er sich des Abfalls von epischer Höhe bewußt ist. Die Verwandlung der Götter in menschliche Gestalt ist dagegen durch die vielen homerischen Beispiele als gut episch autorisiert und dient bei Ovid, wie anderen Zwecken, so auch, wenngleich selten, den Liebesabenteuern: als altes Mütterchen verschafft sich Apollo Zutritt zu Chione (XI 710), Sol in Gestalt ihrer Mutter zu Leucothoe (IV 219), die dann, als er *in veram rediit speciem,* sich ihm ergibt; wie auch Pomona des Vertumnus Liebe erwidert (XIV 771), als er die Maske der *anus* abwirft und in göttlicher Schönheit vor ihr steht.[1]) Zur Überlistung des Mädchens dient nur Juppiters Verwandlung in Diana, als er der Kallisto naht. Diese ganz singuläre göttliche Maske ist nicht epische, sondern Komikererfindung, aber von Ovid dem Amphis natürlich nicht direkt entlehnt. Die eigentlich komische Wendung, daß nämlich die unschuldige Kallisto meint, wirklich von Diana schwanger geworden zu sein und ihr das nach der Entdeckung ins Gesicht sagt (Eratosth. catast. p. 50 R.), hat Ovid natürlich aus dem Epos ausgeschlossen, so daß denn bei ihm, epischem Stil zuliebe, der Geschichte die eigentliche Pointe fehlt; die Geschichte selbst war ihm als Variante der sonst so gleichförmigen Begebenheit erwünscht.

---

1) Der Grund dieser und anderer Verwandlungen der liebenden Götter ist also nicht, wie PETERS a. a. O. 78 meint, daß die sterblichen Frauen den unverhüllten Anblick der Götter nicht zu ertragen vermöchten. Wenn es von Merkur, der um der Herse willen zur Erde hinabsteigt, heißt *nec se dissimulat: tanta est fiducia formae* (II 731), so ist gemeint, daß der Gott, seines Eindrucks im voraus sicher, darauf verzichtet, in irgend einer Verkleidung sich mit List der Geliebten zu bemächtigen.

Die Trauer der Götter um den Verlust der Geliebten hat Ovid sich nicht gescheut im Epos zu schildern.[1]) Hier leiden die Götter zwar, aber Trauer ist ein weit edlerer Affekt als sehnsüchtige, unbefriedigte Liebe.

II (zu S. 57).

Kallisto bei Ovid.

Bei Ovid wird die unschuldige Kallisto für den Verlust ihrer Jungfräulichkeit zweimal bestraft: sie wird von Diana, nachdem diese beim gemeinsamen Bad die Schwangerschaft entdeckt hat, aus ihrem Kreise gestoßen und von Juno nach der Geburt des Arkas in eine Bärin verwandelt. Sie lebt als solche einsam in den Bergen; als sie nach langen Jahren dem Sohn begegnet, läuft sie Gefahr, von diesem getötet zu werden: um das zu verhindern, erhebt Juppiter beide unter die Gestirne. Juno erbittet von Okeanos und Tethys, daß das neue Gestirn der Bärin niemals ins Meer tauchen darf.

Das Verhältnis dieser Darstellung zu den früheren, die umgestaltende Tätigkeit Ovids läßt sich, meine ich, schärfer und richtiger erfassen, als es in den bisherigen Behandlungen der Sage geschehen ist. Drei Punkte kommen in Betracht:

1. Die älteren Sagenformen lassen Kallisto von Artemis erschossen oder verwandelt werden. Hellenistische Dichtung hat die eifersüchtige Hera eingeführt; sie ist es, die Kallisto verwandelt und dann durch Artemis erschießen läßt — als Gewährsmann dieser Fassung nennt das schol. Il. Σ 478 den Kallimachos[2]) —; oder Zeus verwandelt die Geliebte, um sie

1) Apollo (Coronis) II 621, (Cyparissus) X 141, Sol (Leucothoe) IV 245. Besonders pathetisch Apollos Klage um Hyacinthus X 162: die singt Orpheus (vgl. ob.); und Venus' Klage um Adonis X 721.

2) Ob wir diesem sehr unzuverlässigen Zeugnis glauben und die andere Fassung als Variante eines Mythographen auffassen sollen (mit Franz, de Callistus fabula, Lpz. Stud. XII [1890] 285 ff.), ist mir zweifelhaft. In der 'kallimacheischen' Fassung ist die zwiefache Rache der Hera anstößig. In der anderen (bei Apollodor III 100 ff.) ist es sehr gut erfunden, daß Hera, die (wie bei Io) die Verwandlung bemerkt

vor dem Zorn der Hera zu bergen, und diese veranlaßt Artemis, die Bärin, unkundig der Verwandlung, zu erlegen. Ovid nun kombiniert das Motiv der Artemisstrafe mit dem der Herastrafe und läßt infolgedessen die erstere lediglich in der Verbannung aus der Göttin Nähe bestehen (wovon keine sonstige Überlieferung etwas weiß). Dabei muß motiviert werden, warum Juno ihre Rache so lange verschiebt; 466 *senserat hoc* (nämlich daß Kallisto ihre *paelex* ist) *olim magni matrona Tonantis, distuleratque graves in idonea tempora poenas. causa morae nulla est* (da nämlich Diana jetzt ihre Hand von Kallisto abgezogen hat) *et iam puer Arcas — id ipsum indoluit Iuno — fuerat de paelice natus:* die Geburt, so müssen wir verstehen, lenkt Junos Blick wieder auf die Verhaßte und veranlaßt sie zum Vollzug der lange verschobenen Strafe. Das ist freilich durch *id ipsum indoluit* nicht ganz deutlich ausgedrückt; aber es ist durchaus begreiflich, warum Ovid die Geburt vor der Verwandlung erfolgen, also Juno nicht unmittelbar nach der Verstoßung eingreifen läßt: so gewinnt er das erregende Moment für Junos Tat und ihre gehässige Rede (471 ff.) und erspart zudem sich und dem Leser die fabelhafte Tatsache, an der ältere Dichtung keinen Anstoß genommen hatte, daß die Bärin ein Menschenkind zur Welt bringt (ganz Verfehltes über diesen Punkt bei PRESSLER a. a.

---

hat, nun, um nicht selbst Hand an die Verhaßte zu legen und dadurch Zeus' Zorn zu erregen, die Jägerin Artemis auf die Spur der Bärin bringt: eine neue, feinerdachte Motivierung der alten Sagenform, daß Artemis die Kallisto getötet habe. Es ergibt sich dann ein Spiel und Gegenspiel von Zeus und Hera, Zug um Zug: 1. Zeus' Untreue. 2. Entdeckung durch Hera. 3. Verwandlung der Kallisto durch Zeus. 4. Tötung durch Hera-Artemis. 5. Verstirnung durch Zeus. Daran würde sich 6. der nur bei Ovid erscheinende, aber gewiß hellenistische Zug aufs beste anschließen, die letzte Rache der Hera an der Verstirnten. (Das Gestirn des Arktophylax scheidet hier ganz aus: Arkas wird auf Zeus' Geheiß aus dem Leib der getöteten Mutter gerettet und der Maia in Pflege gegeben.) Mir scheint die 'kallimacheische' Fassung eine offenkundige Verschlechterung der so rekonstruierten; ob diese dem Kallimachos zuzutrauen ist, lasse ich dahingestellt.

O. [ob. S. 58[1]] 56). So ist denn die Überleitung zwar nicht ganz einwandfrei gelungen, aber doch verständlich.[1]) — Ob Ovid diese Kombination der beiden Bestrafungen (und die Form der ersten) selbst erfunden hat, läßt sich natürlich nicht mit absoluter Sicherheit entscheiden; aber ich halte es (mit EHWALD Komm.[9] S. 96) für sehr wahrscheinlich: solche Bereicherung durch Verbindung mehrerer Versionen der Sagen ist, wie wir bei Gelegenheit der Fasten gesehen haben, für Ovids Mythopoiie charakteristisch. — Die Junoszenen eigneten sich vortrefflich für die epische Darstellung: die Gewaltsamkeit der von Eifersucht und Haß erfüllten Göttin; ihr Bittgang zu den nichtolympischen Gottheiten[2]); ihre große *indignatio* 512—526 (mit deutlicher Reminiszenz 516 an die *indignatio* Virgils Aen. I 48) — das alles sind echt epische Motive. In den Fasten ist die Rolle der Juno, wenn auch sachlich gleichen Inhalts, so doch in der Darstellung stark komprimiert (auf nur drei Distichen im ganzen).

2. Eine zweite wichtige Neuerung Ovids — das kommt in den bisherigen Erörterungen gar nicht zur Geltung — ist die Szene der Begegnung zwischen Mutter und Sohn und damit die Motivierung des Katasterismus. Das Gestirn des Arktophylax ist natürlich einst, wie sein Name besagt, der Bärin Wächter gewesen, wenn das auch in den übel zuge-

---

1) Mißverstanden z. B. von WICHERS a. a. O. (ob. S. 36[2]) 54 ff., der daraus auf die Priorität der Fastenerzählung schließt, wo jede Motivierung für den Aufschub der Rache fehlt. Auch der Anstoß, den WICHERS an v. 454 nimmt, wo die Entdeckung in den neunten Monat der Schwangerschaft gesetzt wird, ist unberechtigt: das entspricht ja genau dem ἐπίτοκον ἤδη οὖσαν des Eratosthenes. Die Geburt erfolgt natürlich im zehnten Monat (VIII 500. IX 286. X 296. 479. fast. II 175 u. o.).

2) Ich glaube nicht, daß, wie WICHERS S. 59 meint, erst Ovid diese Schlußaktion von Artemis auf Hera übertragen habe. Der Artemis fehlt die Beziehung zu dem greisen Paar der Meerestiefe (das Hera auch Il. Ξ 200 besucht), und die unersättliche Rachsucht ist gewiß ein für die beleidigte Ehefrau, nicht für die enttäuschte Freundin erfundener Zug.

richteten eratosthenischen Katasterismen, die wir besitzen, nicht klar ausgedrückt wird (p. 52 ff. Rob.). Als solcher läuft er der Bärin (die er nicht als seine Mutter kennt) unbedacht in das Heiligtum des Zeus Lykaios nach, das ein *ἄβατον* ist, und da nun beide wegen Übertretung des heiligen Gebotes von den Arkadern getötet werden sollen, rettet sie Zeus durch Verstirnung.[1]) Die Situation, in der Ovid die Verstirnung erfolgen läßt, paßt zum Namen Arktophylax gar nicht: darum traue ich keinem hellenistischen Dichter die Erfindung zu. Aber mit ihrem gesteigerten Pathos und der raffiniert erdachten Seelenqual — die Mutter muß fürchten, vom eigenen Sohn getötet zu werden, den sie erkannte, dem sie sich aber nicht zu erkennen geben kann — liegt sie ganz auf der Bahn ovidischen Dichtens.

3. Endlich ein drittes, sachlich weniger wichtiges, aber doch für Ovid charakteristisches. Die Eratosthenesepitome (Hesiod) und die Aratscholien erzählen einfach, Artemis habe die Schwangerschaft entdeckt, als sie die Kallisto einmal *λουομένην* gesehen habe; die lateinischen Berichte erweitern das zu *lavacro partum accelerans* (Germanicusschol.) oder *prope diem partus in flumine corpus exercitatione fessum cum recrearet* (Hygin): d. h. sie verstehen, gewiß ganz richtig, daß die Badende von Diana überrascht worden sei. In der 'kallimacheischen' Version findet die Entdeckung nicht statt. Nur Ovid erzählt von dem Bad der Diana und ihrer Schar und von der erzwungenen Entkleidung der Kallisto. Seine sinnliche

1) Die Geschichte ist vielfach (so von FRANZ und PRESSLER) mißverstanden worden; von einer feindlichen Absicht des Arkas ist hier gar nicht die Rede. In diese Fassung haben dann lateinische Mythographen (p. 76 ff. Rob.) die ovidische Fassung interpoliert: Arkas trifft auf der Jagd in den Bergen die Bärin und verfolgt sie in den heiligen Bezirk: also Verdoppelung der Todesgefahr für die Bärin und Verzicht auf einen Sinn des Namens Arktophylax. Der Erfinder der eratosthenischen Version (gewiß nicht Eratosthenes selbst) hat vermutlich der Bärin (die auch hier ihr menschliches Bewußtsein behielt, *ἀγνοήσασαν τὸν νόμον*) die Absicht zugeschrieben, den Zeus in seinem Heiligtum um Erlösung zu bitten.

Phantasie freut sich an dem Bilde; aber, was ihm doch noch mehr bedeutet, er gewinnt so eine Gelegenheit, die seelische Verfassung der Kallisto zu schildern (*erubuit . . moras quaerit*; *dubitanti vestis adempta est . . attonitae manibusque uterum celare volenti*). Aus dem gleichen Grunde hat er, gewiß aus eigner Erfindung, die Geschichte um die (für die Handlung ganz folgenlose) Szene des ersten Wiedersehens mit Diana nach Juppiters Überfall (441—452) bereichert.

Und dies ist nun überhaupt das Wichtigste, wichtiger als alle sachlichen Neuerungen: ganz anders, als wir es z. B. für die oben rekonstruierte hellenistische Erzählung voraussetzen müssen, ist bei Ovid Kallistos seelisches Erleben und Erleiden in den Mittelpunkt gerückt: man überblicke nur daraufhin die Erzählung von neuem, und man wird staunen über die Fülle von wechselnden psychischen Zuständen und Vorgängen, die uns der Dichter malt.

III (zu S. 60).

Die Monologe der Metamorphosen.

Die Monologe der Metamorphosen sondern sich deutlich in mehrere Gruppen:

1. Monologe der Entrüstung und Drohung: Juno (vor der Rache an Semele) III 262—272; (vor der Rache an Ino) IV 422—431; Boreas (vor der Entführung der Orithyia) VI 687—701; kürzere Drohreden: Juno (an Echo) III 366 ff.; Minerva (vor der Bestrafung der Arachne) VI 2 ff.; Diana (gegen Oineus) VIII 279 ff.; Canens (gegen Picus) XI 355—357; auch Junos Drohrede an Kallisto II 471—475 ist wohl als affektischer Monolog, nicht als wirkliche Anrede zu fassen. — Das Vorbild dieser Monologe sind die großen *indignationes* der Juno bei Virgil (Aen. I 37 ff.; VII 293 ff.), die ihrerseits an Poseidons Monologe bei Homer (s. Virg. Ep. Techn.[3] 428) anknüpfen.

2. Die *ultima verba* vor dem Tod, insbesondere vor dem Selbstmord, der monologisch motiviert wird: Pyramus IV

108—115; Thisbe IV 148—171; Alcyone XI 684—707 (zunächst Antwort auf Fragen der Amme, dann ganz als affektischer Monolog an den toten Gatten gerichtet, auslaufend in den Entschluß zu sterben: der freilich noch nicht sogleich ausgeführt wird); Aias XIII 387—390; Iphis XIV 718—732. — Hier standen Ovid mannigfache Vorgänger zu Gebote: das Drama (besonders Aias' letzte Worte bei Sophokles), hellenistische Dichter (den Abschiedsworten des Iphis steht Theokrit XXIII sehr nahe), Virgils Didomonologe. Es ist anzunehmen, daß in den hellenistischen Erzählungen, die im Selbstmorde unglücklich Liebender gipfelten, diese *ultima verba* selten gefehlt haben.

3. Die Totenklage: Apollo über Hyacinthus XI 778—782 (auslaufend in den Entschluß der posthumen Ehrung); Venus über Adonis X 724—731 (die Metamorphose vorbereitend); Hecuba über Polyxena XIII 494—532 (der Schluß führt die Erzählung, die sonst der Dichter selbst hätte geben müssen, frostig genug in Hecubas Worten weiter); Aesacus über Hesperia XI 778—782 (endet mit dem Entschluß zum Selbstmord). — Auch dies seit langem feststehende Form (Virg. ep. T.[3] 430); Ovid hat aber die rein lyrische Monodie dem Epos nicht angemessen gefunden, sondern die Klage stets, indem er sie in einen Entschluß münden ließ, zum Teil der Handlung erhoben.

4. Eigenartiger und von Ovid offenbar mit besonderer Vorliebe und Aufgebot aller seiner Kunst behandelt ist eine Gruppe von großen Monologen, die den Widerstreit zweier Mächte in der Seele des Redenden schildern. Bei aller Ähnlichkeit im wesentlichen sind die Unterschiede in Anlage und Durchführung so groß, daß sich Einzelbetrachtung lohnt.

Medea (VII 11—71) wird sich ihrer Liebe zu Iason bewußt, indem sie ihr Unvermögen feststellt, dem Geheiß des Vaters zu folgen (11—21). Und nun stellt sie sich, indem sie Einwendungen der eigenen *ratio* widerlegt, in vier Abschnitten das Kommende in zeitlicher Folge vor Augen: die Gefahr des Iason, in der ihm nicht beizustehen grausam

wäre (21—38)[1]); das Verhalten Iasons nach der Rettung: er wird sie nicht im Stich lasssen (39—50); das Verlassen der Heimat und der Ihren: sie wird Besseres dafür eintauschen (51—61); die Gefahren der Fahrt: vereint mit dem Geliebten wird es ihr eine Lust sein, sie zu bestehen (62—68). Unerwarteterweise trägt in einem kurzen Schlußstück (69—71) doch für diesmal noch die Pflicht den Sieg über die Liebe davon[2]), damit der Dichter im folgenden den sieghaften Eindruck des Wiedersehens mit Iason schildern und so einen letzten dramatischen Umschwung einführen kann. — Es liegt auf der Hand, daß Ovid die Medea des Apollonios vor Augen hatte, als er seinen Monolog dichtete; der große Abstand ist nicht minder klar. Apollonios' Heldin ist das keusche, zaghafte Mädchen, in dem das Gefühl jungfräulicher Scham und

---

1) Das Motiv kehrt wieder im Monolog der Atalante vor dem Wettlauf mit Hippomenes (X 611—635), in dem Ovid versucht hat, anders als im Medeamonolog, die ihrer selbst noch nicht bewußte Liebe (*ignorans amat et non sensit amorem*) im Kampf zu zeigen gegen den Vorsatz, unvermählt zu bleiben (der hier durch ein unheilkündendes Orakel, nicht durch freien Entschluß des Mädchens motiviert ist). Auch dort stehen der Schönheit, von der Atalanta nicht berührt zu sein sich einredet, *aetas et genus et virtus* (615—617) gegenüber; freilich kommt die Liebe des Hippomenes (618. 627) hinzu. Es ist nicht ganz klar, ob und wie in der hesiodischen Version der Sage, der Ovid im übrigen folgt (Robert, Herm. 22 [1887] 448), die Liebe der Atalanta (die Ovid jedenfalls nicht selbst erfunden hat, Theokr. III 40) mit dem Motiv der ihren Lauf hemmenden Äpfel der Aphrodite verbunden war; bei Ovid ist in der Erzählung vom Wettlauf der Liebe nicht mehr gedacht, obwohl der Wunsch *utinam velocior esses* (629) ihre Mitwirkung vorzubereiten scheint. Aber Ovid hat wohl gemeint, durch die Schlußworte des Monologs (*quodsi felicior essem nec mihi coniugium fata importuna negarent*) den Entschluß der Atalanta, fest zu bleiben, genügend ausgedrückt zu haben. Dann ist freilich das Liebesmotiv sachlich überflüssig und von Ovid wohl nur, um den Monolog resp. die psychologische Verwicklung anbringen zu können, aus anderer Quelle in die hesiodische Version eingeführt.

2) *coniugiumne putas speciosaque nomina culpae inponis Medea tuae?* nach Virgils Dido IV 172 *coniugium vocat, hoc praetexit nomine culpam.*

Sittsamkeit mit der Liebe kämpft; noch in der entscheidenden Zusammenkunft mit Iason denkt sie nicht daran, ihm als Gattin zu folgen; daß er sie nicht undankbar in der Heimat vergessen möge, ist alles, was sie wünscht. In Ovids Medea kämpfen nicht zwei Gefühle miteinander, sondern *ratio* und *furor* (v. 10), *mens* und *cupido* (19), und die Folgen ihres Entschlusses, die Flucht, die Ehe, die Vorzüge des zivilisierten Griechenlands vor ihrer barbarischen Heimat stehen ihr klar vor Augen, ehe noch Iason Gelegenheit gehabt hat, ihr auch nur von der Möglichkeit zu sprechen, daß sie ihm folge. So handelt sie nicht in dumpfem Drange, sondern mit klarem Bewußtsein des Ziels und der Wege, die zu ihm führen; der Monolog drückt das aufs durchsichtigste aus. Man mag diese Intellektualisierung seelischen Erlebens als 'rhetorisch' bezeichnen; aber man sollte nicht meinen, die unleugbar vorhandene Verwandtschaft der ovidischen Poesie mit der zeitgenössischen Rhetorik, eine Erscheinung, deren Wurzeln tief in der Lebensauffassung der ovidischen Generation liegen, bequem auf ein paar Schulregeln und deklamatorische Rezepte zurückführen zu können. Medeas Monolog ist weder eine *suasoria* — bei welcher der Redner doch vor allem genau wissen muß, was er will — noch gar eine *thesis* — welcher allgemeingültige Satz würde denn hier erwiesen? —, und für das Verständnis des Stückes ist gar nichts gewonnen, wenn man an seine Einzelteile die Etiketten der τελικὰ κεφάλαια heftet.[1]) Aber sehen wir erst weiter, um uns die Mannigfaltigkeit der gleichartigen Stücke zu vergegenwärtigen.

---

1) Als θέσεις hat den Monolog der Medea wie die anderen im folgenden behandelten zu analysieren versucht Brück, de Ovidio scholasticarum declamationum imitatore (Diss. Gießen 1909) 19 ff.: ein Versuch, der recht geeignet ist, die Unfruchtbarkeit solcher äußerlicher Betrachtungsweise zu illustrieren. Wenn sich Medea einzureden sucht, auch ohne zu lieben müsse sie den unschuldigen, den schönen, adligen, tapferen Jüngling retten, um nicht grausam zu sein, so heißt das eine λύσις κατὰ τὸ δίκαιον; wenn sie sich die Gefahren der Fahrt vorhält, so ist das eine ἀντίθεσις ἐκ τοῦ χαλεποῦ usf.: soll man denn wirklich glauben, Ovid sei von diesen κεφάλαια ausgegangen, die so wenig

Der Monolog der Scylla (VIII 44—80) soll zeigen, wie das verliebte Mädchen zu dem grausigen Entschlusse gelangt, ihrer Liebe das Haupt des Vaters zum Opfer zu bringen. Hier steht nicht von vornherein das Ziel fest, und es handelt sich nicht darum, die Leidenschaft gegen die Einwürfe der Vernunft oder des Pflichtgefühls zu verteidigen. Scylla heftet den Blick auf das schimmernde Kriegszelt des Minos: sie denkt zunächst nur an den Krieg, der ihr Schmerz und Freude zugleich gebracht hat: Schmerz, da der Geliebte ein Feind ist, Freude, da sie ihn kennen gelernt hat (43—46). Aber der Schmerz hätte ja schon enden können, wenn Minos sie selbst als Geisel, als Unterpfand des Friedens annähme (47. 48; hier schwebt die Möglichkeit der friedlichen Übereinkunft vor; der Gedanke an das Verbrechen liegt noch weit ab). Diese Vorstellung erweckt neu das sehnsüchtige Verlangen nach dem schönsten Manne: daraus entspringt der zunächst ganz phantastische Wunsch (*pennis lapsa per auras*), selbst die Verhandlung mit dem Feind führen zu können: alles würde sie ihm zugestehn — nur nicht den Verrat der Vaterstadt (48—56).[1] Kaum ist der Gedanke, daß Minos diese fordern könnte, in ihr aufgetaucht, da muß sie ihm nachhängen und sucht sich einzureden, daß das vielleicht sogar ein Glück für die Vaterstadt wäre: unterliegen muß diese doch schließlich — warum soll dann nicht Minos ihrer Liebe, statt seinen Waffen den Erfolg verdanken? Unwillkürlich schiebt sich wieder der Geliebte in den Vordergrund der Erwägung: ihm würde dann nicht länger Gefahr drohen. Das gibt den Ausschlag: der Verrat ist beschlossene Sache (57—68).

---

zur Ausführung stimmen? Und wenn das schlechterdings nicht anzunehmen ist, was soll dann die Etikettierung? Die wirklich von Ovid gegebene Ordnung der Gedanken, wie ich sie oben kurz angedeutet habe, wird bei solcher 'Analyse' natürlich nicht bemerkt.

1) In den Versen 44—54 sollen wir nach Brück 21 ein prooemium ἀπ' ἐγκωμίου erkennen (Theon prog. p. 121, 2); das ist ebenso schief wie die Inhaltsangabe des ganzen Monologs *deliberat illa, an patrem prodat Minoique adsit* stumpf.

Aber seine Ausführung? jetzt erst denkt sie an den Vater: er allein steht im Wege; der frevelhafte Wunsch *di facerent sine patre forem* drängt sich auf die Lippen. Vom Wunsch zum Entschluß, ihn selbst zu erfüllen, ist nur ein Schritt (die *pietas* kommt gar nicht zu Worte): sie redet sich ein, daß es *ignavia* sei, die Erfüllung von den Göttern zu erwarten, *fortitudo*, der Liebe Hemmnis zu beseitigen, und wie leicht ist ihr das gemacht: sie braucht ja nur die Locke des Vaters zu rauben: dann hat sie das höchste Lebensglück in der Hand (69—80). 'Vorbild' Ovids, sagt man, sei der Monolog der Tarpeia bei Properz IV 4: von den regellos flutenden Träumereien der Tarpeia, die schon von vornherein den Verrat der Scylla und der Ariadne ganz begreiflich findet und am Schluß ihres Monologs nicht weiter ist als am Anfang, unterscheidet sich die zielbewußt fortschreitende Gedankenfolge Ovids so stark, wie das in der Behandlung zweier nahe verwandter Vorwürfe überhaupt möglich ist. Tarpeias Monolog gibt ein lyrisches Bild der fessellosen Leidenschaft, Scyllas Monolog führt die Genesis eines Entschlusses vor, ist also ein Stück Handlung, fortschreitender epischer Erzählung in Monologform. Daß Scylla sich über den Verrat der Vaterstadt mit einem billigen Sophisma weghilft, vor dem Verbrechen gegen den Vater gar nicht zurückschaudert, ist von Ovid wohl erwogen: ganz anders als die Scylla der Ciris, die nach langem Ringen der von göttlichem Zorn über sie verhängten Leidenschaft erliegt, ist seine Scylla wirklich, wie der *iustissimus Minos* sie nennt, eine *infamia saecli* (97).[1]

1) Dem entspricht ganz die weitere Erzählung. Statt der rührenden Klagen und Bitten der von Minos ans Schiff gebundenen Scylla der Ciris hat Ovid 108—142 den Zornausbruch vor der Abfahrt des Minos, *consumptis precibus violentam transit in iram* (nicht Monolog, sondern an Minos gerichtet), in dem sie sich selbst des *scelus* schuldig bekennt und nur nicht begreift, daß Minos, der durch ihr Verbrechen gesiegt hat, sich nicht dankbar zeigt: sie sieht darin nur seine *feritas*. Sie wird auch nicht, wie in der sonstigen Überlieferung durchweg (außer bei Hygin fab. 198, bei dem mir aber trotz KNAACK Rh. M. 57 [1902], 220 Entlehnung aus Ovid wahrscheinlich ist), von Minos ans

Der Monolog der Byblis (IX 474—516) zeigt, wie die Liebende zu dem unerhörten Entschlusse gelangt, sich selbst dem Bruder als Geliebte anzutragen. Hier handelt es sich nicht, wie bei Medea, um einen Kampf der Leidenschaft gegen die Vernunft, nicht wie bei Scylla um das allmähliche Wachsen eines verbrecherischen Planes, den die Sophistik der Liebe beschönigt; Byblis verhehlt sich noch bis vor dem Entschluß nicht, daß es Sünde ist, was sie begehrt: aber sie kann dem sündigen Begehren nicht widerstehen, das sich ihrer Phantasie bemächtigt hatte, noch ehe sie sich selbst ihre Liebe mit klarem Bewußtsein eingestehen wollte. Sie freut sich des Traums, der ihr die Vereinigung mit dem Bruder vorspiegelt, während sie noch den Gedanken an wirkliche Vereinigung weit von sich weist; aber die Vergegenwärtigung der erträumten Lust treibt sie doch schon weiter, zu dem Wunsche, daß sie dem Caunus nicht verwandt wäre, um seine Gattin werden zu können: damit ist die bis dahin geleugnete Liebe, wenn auch noch nicht ausdrücklich, zugegeben; aber noch steht die Unmöglichkeit der Erfüllung fest (492—494). Wieder kehrt sie zu ihrem Traum zurück, in ähnlichen Worten wie zu Beginn des Monologs, aber doch spielt sie schon mit der Möglichkeit, daß das Gesicht Wahrheit werden könnte (*an habent et somnia pondus*) — um das dann gleich selbst entsetzt abzulehnen: *di melius!* und auch den an die Nennung der Götter angeknüpften Einfall, daß Geschwisterehen ja im Olymp bestehen, verwirft sie sofort, um sich in dem Entschluß zu festigen, die verbotene Liebe — hier ist der *ardor* endlich offen eingestanden — aus dem Herzen zu reißen; wo nicht, so betet sie um den Tod: der Bruder wird dann die auf dem *torus* Ausgestreckte küssen: man sieht, wie die verliebte Phantasie selbst den Todesgedanken in ihren Bann schlägt. Und jetzt denkt sie zum ersten Male daran,

Schiff gebunden — das könnte Mitleid erwecken —, sondern springt dem fahrenden Schiffe nach ins Meer, erreicht es *faciente cupidine vires* und *haeret comes invidiosa carinae:* das ist, meine ich, Erfindung Ovids, in der er seiner Auffassung der Scylla treu bleibt.

wie denn der Bruder ihre Wünsche ansehen würde[1]): gewiß als Verbrechen! Freilich die Äoliden dachten nicht so — sie erschrickt vor sich selbst, daß ihr dies Beispiel sogleich zu Gebote steht, und weist zum letzten Male die *obscenas flammas* von sich. Aber schon hat sich die Phantasie des Gedankens an den Entschluß des Bruders bemächtigt und wendet ihn nach der anderen Seite: ja wenn er und ich die Rollen getauscht hätten, er um mich würbe — dann, das gesteht sie sich, könnte sie vielleicht erliegen; und kaum ist dieser starke Schritt vorwärts getan, reißt es sie weiter: das *ipsa petam* tritt ihr vor die Seele, sie malt sich die Begegnung mit dem Bruder aus, weiß, daß die Liebe alle Scham überwältigen wird: und nun dünkt es sie ein leichtes, wenigstens im Brief ihre Liebe zu gestehen. — Wie hier der Traum, in dem die Hemmungen des wachen Bewußtseins wegfallen, die geheimen Wünsche zur Reife bringt, wie dann die erwachte Byblis meint, gefahrlos mit der Traumerinnerung spielen zu dürfen, bis diese schließlich volle Macht auch über ihr Handeln gewinnt — das ist mit einem erstaunlichen psychologischen Raffinement, freilich auch mit erstaunlicher Kühnheit dargestellt: die Szene v. 470 ff. ist wohl das Gewagteste, was auf erotischem Felde in den Metamorphosen begegnet. Der Gedanke an die Rhetorenschule als die Mutter solcher Leistung ist hier ganz unmöglich. Die Entwicklung geht wieder ihren sicheren Schritt: jedes Glied der Kette fest mit dem vorhergehenden und dem folgenden verbunden.[2])

---

1) *et tamen arbitrium quaerit res ista duorum: finge placere mihi, scelus esse videbitur illi;* d. h. 'und auch abgesehen von dem zuletzt Gesagten (diese Bedeutung von *et tamen* 'übrigens auch' wird immer wieder verkannt, vgl. V 373. IX 601. fast. III 79. IV 699), d. h. von meinem Entschluß: es haben hier ja zwei zu entscheiden; und selbst wenn ich wollte, der Bruder täte es gewiß nicht'.

2) Sehr viel geringer in Erfindung und Durchführung ist der einen ähnlichen Vorwurf (Liebe der Tochter zum Vater) behandelnde Monolog der Myrrha X 320—355. Schon die Einführung in die Handlung ist nicht einwandfrei: die Situation, in die der Monolog gestellt ist — Entscheidung unter den Freiern, s. 315. 356 — berührt dieser selbst

Einen nicht erotischen Seelenkampf, den Konflikt zwischen schwesterlicher und mütterlicher Liebe, stellt der Monolog der **Althaea** (VIII 481—551) dar: Entschlußmonolog in doppeltem Sinne, indem er über den Tod des Meleager und den Selbstmord der Althaea entscheidet. Die *dubii affectus* sind schon vorher (402—477) ausführlich geschildert; der Monolog führt eigentlich nur nochmals dramatisch vor Augen, was vorher episch dargestellt war; man sieht, wie Ovid das Problem in jeder Weise auszuschöpfen sich bemüht. Das eigenartige des Falles ist, daß hier nicht Affekt gegen Vernunft oder Pflichtgefühl oder Vorsatz, sondern Affekt

---

mit keinem Wort. Myrrha hält sich zunächst an die kynisch-stoischen Argumente für die Verwandtenehe (*damnare* ***negatur*** *hanc venerem pietas*, also Berufung auf andere), den Brauch der Tiere und die *νόμιμα βαρβαρικά*, Diogenes bei Dio Chr. X p. 305 R. gegen Oedipus' Beschränktheit: *ἠγανάκτει καὶ ἐβόα μεγάλα, ὅτι τῶν αὐτῶν πατήρ ἐστι καὶ ἀδελφὸς καὶ τῆς αὐτῆς γυναικὸς ἀνὴρ καὶ υἱός* (*tune soror nati genetrixque vocabere fratris?* 348)· *οἱ δὲ ἀλεκτρυόνες οὐκ ἀγανακτοῦσιν ἐπὶ τούτοις οὐδὲ οἱ κύνες οὐδὲ τῶν ὄνων οὐδείς, οὐδὲ οἱ Πέρσαι· καίτοι δοκοῦσι τῶν κατὰ τὴν Ἀσίαν ἄριστοι* (vgl. Zenon bei Sext. Emp. Pyrrh. hyp. III 246). Der zweite Versuch, ihr Recht auf die Liebe zum Vater zu erweisen (337—340, ebenso wie der vorhergehende und folgende von Brück, dem leider Ehwald folgt, p. 24 besonders verständnislos behandelt) — *quia iam meus est, non est meus?* usf. — ist wirklich nichts anderes als eine schlechte Deklamatorensentenz; der Anschluß von v. 341 unklar: eine Seltenheit bei Ovid. Dann 345—353 eine wenig überzeugende Selbstinvektive, mit offenkundiger Anleihe bei einer berühmten Invektive Ciceros (*quot confundas et iura et nomina, sentis: tune eris et matris paelex et adultera patris* etc.: Cic. pro Cluent. 199 *atque etiam nomina necessitudinum, non solum naturae nomen et iura mutavit: uxor generi, noverca filii, filiae paelex.* So auch Sen. contr. VI 6 *generi adultera, filiae paelex*) und einer Warnung vor der Strafe der Erinyen, die, was ich sonst nicht kenne, auch Gedankensünden strafen. Daß die Heiligkeit des *naturae foedus* hier proklamiert wird, überrascht nach dem Satze (330) *quod natura remittit, invida iura negant*: es ist, als wollte Ovid zeigen, wie sich solche Argumente nach beiden Seiten wenden lassen. Der Schluß (354 ff.), eine mattere Wiederholung der Überlegung der Scylla IX 505 ff., bereitet die folgende Szene vor: wir sollen wissen, mit welchen Wünschen im Herzen Myrrha dem Vater gegenübertritt.

gegen Affekt streitet. Die bisher besprochenen Monologe hoben, vergleichsweise ruhig, mit dem Dilemma an; Althaea beginnt, mit Anrufung der Erinyen, in vollster *ira* (474), klarer Entschlossenheit zum *scelus* und *nefas* des Opfers, das sie den Manen der Brüder darbringen will. Aber wie sie das *accipite inferias* spricht, das Scheit ins Feuer legen will, versagt die Hand den Dienst: der gegenteilige Affekt wirkt, wider ihren Willen. Sie bäumt sich gegen ihn auf, *resuscitat iram* durch die Vorstellung der Folgen, die ihre Schwachheit haben würde, und gelangt von neuem zum *pereat sceleratus:* aber indem sie in neuer Verblendung über die Folgen dieses Untergangs für Vater und Vaterland triumphiert — *spemque patris regnumque trahat patriaeque ruinam* — empfindet sie, daß doch auch ihre Hoffnung, die sie einst zehn lange Monate getragen, damit für immer hinsinkt, und alle Freude, die ihr der heranwachsende Sohn gespendet hat: wäre das verhängnisvolle Scheit doch gleich nach der Geburt verbrannt: wieviel leichter hätte sie damals den Verlust getragen! Aber gerade der Gedanke, der sie noch eben von der Tat zurückhielt, soll ihr jetzt die Kraft dazu verleihen: hat sie ihrem Sohn zweimal das Leben gegeben, so mag er es nun zum Lohn für seine Verbrechen ihr zurückgeben: so scheint gerade sie, als Mutter, zur Tat berechtigt, der Konflikt damit gelöst. Und doch folgt dem *redde animam* noch immer nicht die Ausführung: *et cupio et nequeo.* So scheint ein toter Punkt erreicht: sie wird sich — hier erst — über das furchtbare Dilemma völlig klar. Da zeigt sich plötzlich ein Ausweg. Die Brüder sollen ihr Recht haben, aber sie selbst wird ihr Opfer nicht überleben: so büßt sie die Schuld gegen den Sohn, und beide *affectus*, die sich auszuschließen schienen, siegen.

Die besprochenen Monologe sind keineswegs — das ist wohl deutlich geworden — nach einer Schablone gearbeitet; aber sie vertreten doch alle einen und denselben Typus des pathetischen Monologs, der eine zerrissene Seelenstimmung, das Sichdurchringen zu einer Entscheidung zwischen widerstrei-

tenden seelischen Mächten vorführt: ausnahmslos sinkt die Wagschale der sündigen oder frevelnden Leidenschaft. Woran hat Ovid hier angeknüpft? Zunächst: gewiß nicht an rhetorische Übung. Die fraglichen Monologe haben mit den Formen der Suasoria und der Thesis nichts zu schaffen; es ist aber auch für ihr Verständnis nicht das geringste gewonnen, wenn man sie als *προσωποποιίαι* oder *ἠθοποιίαι* bezeichnet. Dies *προγύμνασμα*, — von dem es übrigens sehr zweifelhaft ist, ob es in der Rhetorenschule frühaugusteischer Zeit schon eingeführt war — umfaßt ja doch alle Reden, die nicht vom Redner in eigenem Namen gesprochen gedacht sind, sondern irgendeiner sei es nur generell charakterisierten, sei es individuell bestimmten Person bei irgendeiner bestimmten Gelegenheit in den Mund gelegt werden; Theon, unser ältester Zeuge, nennt (Rh. Gr. II 115) als Beispiele 'Abschiedsworte eines Abreisenden an seine Frau', oder 'Worte des Datis an den Großkönig nach der Schlacht bei Marathon' (an Monologe denkt er gar nicht). Einwirkung dieser Übung auf Ovid könnte höchstens darin gefunden werden, daß dieser öfter als die früheren Epiker seine Personen ihre Gefühle in längerer Einzelrede (nicht im Dialog, sondern in Ansprache oder Monolog) äußern läßt. Aber die Neigung hierzu sehen wir doch schon in hellenistischer Poesie und dann in Rom ganz unabhängig von der Rhetorik (man denke an Catull 64) im Wachsen begriffen. Und sodann: jene Einwirkung selbst zugegeben, so bliebe die Frage nach der Herkunft der einzelnen Formen immer noch offen: sie wäre dann nur für die rhetorischen, statt für die poetischen 'Prosopopoiien' zu stellen.[1]) In dem Falle, der uns hier zunächst angeht, können

---

1) Wenigstens solange man es nicht für möglich hält, daß literarische Kunstformen durch elementare Anfängerübungen erzeugt werden. Aber gegen eine solche Annahme verliere ich keine Worte; so wenig wie es mir einfallen kann, gegen die kuriose Annahme zu streiten, daß der griechische Liebesroman aus den Progymnasmen herausgewachsen sei. In diesem Punkte stimme ich ganz mit Reitzenstein Hellenist. Wundererzählungen 169 überein; seine eigenen Ver-

wir jedenfalls von der Rhetorik ganz absehen: nicht die leiseste Spur führt darauf, daß Ovid für seine pathetischen Entscheidungsmonologe in der Rhetorenschule etwas anderes hätte lernen können als ganz allgemein die Kunst der Rede, die Zuspitzung des Gedankens in treffsicheren Worten.[1])

LEO zieht eine Linie von den ovidischen Monologen zu Menander. 'Die Monologe der liebenden Frauen in Ovids Metamorphosen stellen diesen von der Komödie ausgegangenen, durch die hellenistische Poesie gegangenen Liebesmonolog am reich-

---

mutungen über den Einfluß der Progymnasmen auf die römische Elegie muß ich freilich auch ablehnen. Ein *πρῶτον ψεῦδος* scheint mir dies: wenn Theon für ein paar Einzelheiten der Lehre von der *διήγησις* Beispiele aus Menander zitiert, und Cicero als Beispiele für gewisse Erzählungsgattungen terenzianische *narrationes* anführt (wie für eine andere ein Stück Ennius), so sieht REITZENSTEIN darin ausgedrückt, daß es ein *προγύμνασμα* war, 'eine jener kurzen Komödienerzählungen, sei es in Poesie, sei es in Prosa, nachzubilden': wovon ich weder bei Theon noch bei Cicero ein Wort gesagt finde. Daraus folgert REITZENSTEIN weiter, daß z. B. Ovid am. I 8, die Rede der Kupplerin, eine rhetorische *προσωποποιία* sei, in Anlehnung an Menander (Plaut. most. I 3). Nun ist aber weder die *προσωποποιία* eine Erzählung, noch sehe ich ein, warum wir des Umwegs über die Prosa bedürfen, um Ovid (oder seinen elegischen Vorgänger) an Menander anzuknüpfen: zumal da eben von jener angeblichen Übung der Rhetorenschule nichts überliefert ist. Gleich schwere Bedenken habe ich gegen die bei REITZENSTEIN folgende Behandlung tibullischer und properzischer Gedichte; doch brauche ich darauf hier nicht einzugehen.

1) BRÜCK meint freilich (p. 75) für Ovids Lehrmeister Porcius Latro eine Neigung zu solchen Schilderungen bezeugt zu finden: Sen. contr. VII 1, 20 *Latro illum introduxit colorem rectum in narratione, quo per totam actionem usus est: non potui occidere. et cum descripsisset ingenti spiritu titubantem et inter cogitationem fratris occidendi concidentem, dixit: noverca, aliud quaere in privignum tuum crimen; hic parricidium non potest facere.* Man braucht nur zu lesen, was Seneca aus dieser Deklamation des Latro vorher 17 zitiert: *volui fratrem occidere, non potui. obortae sunt subito tenebrae, diriguit animus, sublapsum est intercepto spiritu corpus. non possum fratrem occidere* — um zu sehen, daß hier einfach das Versagen der Nerven, kein Seelenkampf geschildert war: an einen Monolog vollends ist gar nicht zu denken.

lichsten und deutlichsten vor Augen, wie er einerseits in dem Streit von Vernunft und Leidenschaft sein altes dramatisches Element wieder aufgenommen, andererseits gerade die Behandlung dieses pathetischen Stoffes durch die rhetorische Technik schematisiert, durch die rhetorische Praxis gesteigert und amplifiziert hat'.[1]) Ich glaube, hier ist die literarhistorische Bedeutung der Komödienmonologe überschätzt. Einerseits habe ich Bedenken dagegen, aus ihnen den Monolog der erzählenden Elegie abzuleiten. Der Komödienmonolog bewegt sich in weitaus der Mehrzahl der Fälle unterhalb der Sphäre des Affekts; er vermeidet diesen nicht, aber er kennt, von ganz wenigen für sich stehenden Fällen abgesehen, nicht das liebevolle Verweilen, das Sichvertiefen in die Darstellung des Affekts um seiner selbst willen. Der Komödienmonolog hat aber andererseits auch mit den ovidischen Monologen, die uns beschäftigen, keine andere Ähnlichkeit, als die vergleichsweis geringfügige, rein technische, daß es sich in beiden Fällen um wirkliche Selbstgespräche handelt, bei denen keine andere Person neben der redenden anwesend ist. Im wesentlichen aber, nämlich in der seelischen Haltung und dem poetischen Gehalt, sind beide voneinander so verschieden wie möglich: der Komiker sucht, auch in den seltenen Fällen, wo er monologisch πάϑη darstellt, doch keine συμπάϑεια zu erwecken, so wenig er selbst solche empfindet; er, und folgerichtig auch der Zuschauer, sieht vielmehr dem Affektsausbruch seiner Personen mit einer gewissen ironischen Belustigung zu, oder gar mit einer Art von moralischer Schadenfreude, wenn etwa der Schelm oder der Schurke in Angst und Zorn vergeht. Diese Haltung disponiert gar nicht dazu, in die Geheimnisse der psychischen Entwickelungen und der Kämpfe einzudringen, die einen bedeutsamen Entschluß herbeiführen; nicht verfolgt wird das Ziel, die Notwendigkeit eines solchen Entschlusses dem Hörer aufzuzwingen, indem

1) Der Monolog im Drama (Abh. d. Gött. Ges. d. W. N. F. X, 1908) 117 ff. Zusammenhang der ovidischen Monologe mit der hellenistischen Elegie: ebd. 6.

ihn der Dichter in die Seele des mit sich selbst ringenden hineinversetzt, so daß er vermöge der *συμπάθεια* das begreift, was dem nüchtern erwägenden Verstande unbegreiflich wäre. In diesem, dem wichtigsten Punkte, haben die ovidischen Monologe vielmehr ihr einziges Gegenstück in der Tragödie. Es verschlägt gar nichts, daß der Monolog im strengen technischen Sinne der Tragödie, die das Alleinsein einer Person fast nur vor der *πάροδος* kennt, so gut wie ganz versagt ist; die Surrogate des Monologs, das affektische Sprechen ohne Beachtung der Anwesenden, das pathetische Gebet, auch die Anrede, bei der der Angeredete nicht eigentlich das Ziel der Worte ist — all dies steht in Wahrheit mit dem Monolog poetisch ganz auf einer Linie. Eine Tragödie vor allem ist, meine ich, für die Entwicklung des pathetischen Monologs von größter Bedeutung geworden: die Medea des Euripides. Ihre beiden großen *ῥήσεις* v. 364—409 und 1019—1080 werden in Anwesenheit des Chors, die zweite z. T. auch in Anwesenheit der Kinder gesprochen; in Wahrheit sind es Entschlußmonologe, von denen der erste die Anwendung des Giftzaubers, der zweite den Mord der Kinder herbeiführt; der erste, wenngleich aus starkem Pathos gesprochen, doch mehr überlegend, der zweite aber den Kampf der Rachsucht und der Mutterliebe unmittelbar vor Augen stellend. Merkwürdig genug, daß Euripides selbst den hier betretenen Weg nicht entschlossen weiter verfolgt zu haben scheint: in den erhaltenen Tragödien findet sich, wenn auch manches Verwandte[1]), so doch nichts völlig Gleichartiges. In keiner freilich wird auch ein Entschluß gefaßt, der dem Medeas gleichstände; die Ermordung der eigenen Kinder — Euripides hat empfunden, daß ein so Furchtbares der Mutter nicht von anderen nahegebracht, daß sie sich nicht von anderen dazu überreden lassen kann: auf solch widernatürlich frevelhaftes Tun kann nur ein von wahnwitziger Wut und Rachsucht aus

1) Z. B. die *ῥῆσις* Ions (369 ff.), in der er zum Entschluß kommt, das Kästchen zu öffnen (1385 *καίτοι τί πάσχω*; die Abkehr von einem Entschluß zum anderen).

der Bahn geworfenes Gemüt verfallen; und die Ausführung eines solchen Entschlusses wäre trotz allem, was vorgegangen ist, nicht glaublich, wenn uns nicht gezeigt würde, wie die natürlichste Empfindung, die Mutterliebe, sich zwar dagegen aufbäumt, aber schließlich doch unterliegt. So hat das Problem, ein einzigartiges Tun begreiflich zu machen, zu der uns vorliegenden Lösung geführt. Die ovidischen Fälle aber stehen dem der Medea nahe, auch die ovidischen Heldinnen ringen mit dem Entschluß zu widernatürlichem Verbrechen: Incest mit Bruder oder Vater, Verrat an Vater und Vaterstadt, Hinopferung des erwachsenen Sohnes: das sind Taten, die nach gleichem Gesetz vorbereitet werden wollen wie die der Medea des Euripides. Der Entschluß der ovidischen Medea, dem Fremden gegen den Vater zu helfen und mit ihm Vaterhaus und Heimat zu verlassen, scheint nicht ganz auf gleicher Linie zu stehen: aber gerade hier hat Ovid zweifellos das euripideische Vorbild vor Augen gehabt, ja seine Leser durch Übernahme einer markanten euripideischen Wendung an jenes Vorbild erinnert.[1]) Nun wissen wir ja, daß das Medeaproblem vor anderen den Ovid gereizt hat; seine Tragödie wird es gewiß nicht versäumt haben, in jener Szene vor dem letzten Entschluß mit Euripides zu wetteifern: wir ahnen einen Monolog, der der unmittelbare Vorgänger der Metamorphosenmonologe gewesen sein kann.[2]) Es ist sehr wohl denkbar, daß die nacheuripideische Tragödie dem euripideischen Beispiele bereits gefolgt war und Ovid für die eine oder die andere seiner monologisierenden Heroinen direkte Vorbilder hatte; die Erzählung hellenistischer Zeit, die ältere

---

1) Am Schluß der einleitenden Perikope: *aliudque cupido, mens aliud suadet: video meliora proboque, deteriora sequor*; am Schluß der euripideischen ῥῆσις: *καὶ μανθάνω μὲν οἷα δρᾶν μέλλω κακά, θυμὸς δὲ κρείσσων τῶν ἐμῶν βουλευμάτων.*

2) Seneca hat sich dies Hauptstück natürlich nicht entgehen lassen: Med. 893—977. — Verwandten Inhalts ist bei Ovid der nur skizzierte, nicht vollständig wiedergegebene Monolog der Deianeira, der Ovid auch den Gedanken zur Ermordung der Nebenbuhlerin zuschreibt (IX 143—151): auf diesem Höhepunkt des Pathos bricht der Monolog ab.

wie die durch die Römer für uns repräsentierte jüngere, liefert uns nichts Vergleichbares, und so wenig das bei der Dürftigkeit unseres Materials einen sicheren Schluß gestattet: sehr wohl möglich ist es immerhin, daß Ovid auf den Gedanken, tragische Monologe in das Epos einzuführen, aus eigenem gekommen, nicht durch hellenistische Epiker geführt worden ist. Die Tragödie Senecas zeigt uns den Typus als ganz feststehend; wahrscheinlich ist auch hier nicht das Epos Ovids, sondern die nacheuripideische Tragödie maßgebend gewesen.[1])

5. Den zuletzt besprochenenen Monologen nahe stehen zwei andere, in denen nicht eigentlich ein seelischer Kampf vor Augen geführt wird, aber doch eine sozusagen zerrissene Seelenstimmung, nämlich eine Liebe, die sich ihres eigenen Widersinns bewußt ist; der Monolog der Iphis, die vor der Hochzeit mit einem geliebten Mädchen steht (IX 726—763), und des Narcissus, der vor seinem Spiegelbilde zur Einsicht kommt, daß er sich selbst liebt (III 442—473). Das Thema des Iphismonologs gibt Ovid selbst an (724): *Iphis amat, qua posse frui desperat, et auget hoc ipsum flammas.* Die Verse, in denen sie sich selbst ermahnt, von ihrer Liebe zu lassen (745—750), rücken diesen Monolog der soeben besprochenen Gruppe nahe; im übrigen deklamiert Iphis lediglich über die Widernatürlichkeit (726—737) und Hoffnungslosigkeit (737—750) ihrer Liebe, und der Dichter hat wirklich versucht zu zeigen, wie dies *flammas auget:* indem sie sich in

1) Leo bezeichnet S. 90 als nächstes Vorbild für die Monologe Senecas Ovids Metamorphosen; aber S. 118 sagt er 'wie Ovid von Menander, so kommt in einer durch die Rhetorik gebrochenen Linie Seneca von Euripides her'; von der Rhetorik habe Seneca 'sowohl die Vorliebe für monologische Äußerung des Affekts' (was ich für ganz unbeweisbar halte) 'als die Technik der Ausführung, besonders die zugespitzte Argumentation der Leidenschaft' (was cum grano salis richtig sein mag, nur wissen wir gar nicht, wieviel 'Rhetorisches' schon die *lacrimosa poemata Pupi* und andere hochpathetische Tragödien augusteischer Zeit (*an tragica desaevit et ampullatur in arte?* Hor. epp. I 3, 14) enthielten, an die Seneca unmittelbar angeknüpft haben wird).

den Widerspruch ihres scheinbaren Glückes mit der Unmöglichkeit, dies Glück zu genießen, vertieft (750—763) und sich ausmalt, was ihr beschieden wäre, wenn sie das wäre, wofür sie sich ausgibt, steigt ihre Leidenschaft; in dem Schlusse *iam mea fiet Ianthe nec mihi continget* sollen wir die Verzweiflung hören. Zu einem Entschlusse kann nach Lage der Dinge dieser Monolog nicht führen. — Der Monolog des Narcissus beginnt ganz in der Weise der elegischen Liebesklage mit einer Apostrophe der *silvae*, die er zu Zeugen seines Leids anruft; aber der Dichter verweilt nicht lyrisch auf der Klage, sondern führt im Monolog die Handlung episch weiter: indem Narcissus die Übereinstimmung der Gesten des vermeintlichen anderen mit seinen eigenen im einzelnen bemerkt, wird er sich der Identität inne (*iste ego sum* 463) und damit zugleich der Unerfüllbarkeit seines Wunsches; dabei fühlt er, wie seine Kräfte bereits von der Sehnsucht verzehrt werden, wie er der Auflösung nahe ist: die Metamorphose bereitet sich vor. — In beiden Fällen hat des Dichters Interesse für die psychische Abnormalität zum Monolog geführt; die Liebe der Iphis und des Narcissus sind 'Fälle', an sich wohl vergleichbar denen der Scylla und Byblis, die gleichfalls im Banne einer naturwidrigen Liebe stehen: aber der große Unterschied ist der, daß hier der Monolog ein festes Ziel hat und die Liebe zur Tat treibt, während Iphis und Narcissus in passiver Gefühlsäußerung verharren. In diesem Punkte haben beide Monologe unverkennbare Ähnlichkeit mit dem elegischen Monolog, der Narcissusmonolog auch in der Art der Einkleidung. Man wird diesen geradezu als einen Versuch bezeichnen dürfen, den elegischen Monolog durch Einführung eines Fortschritts der Handlung zu episieren; beim Iphismonolog ist selbst dieser Versuch unterlassen.

6. Isoliert steht der mit einer Anrufung der Juno eingeführte Monolog des dem Tode verfallenen Hercules IX 176—204. Hier ist an der Herkunft kein Zweifel: Ovid hat ein Stück der großen ῥῆσις des Herakles in den Trachinierinnen (1085—1106) in seinen Stil übertragen, im Anfang

das Stoßgebet an Zeus um raschen Tod durch die gleiche an Juno gerichtete haßerfüllte Bitte ersetzt, dann statt des sophokleischen Rückblicks auf die ἆθλα eine sehr viel vollständigere Liste gegeben und mit der witzigen Pointe geschlossen, daß der Heros, der unmittelbar vor der Erhebung zum Gotte steht, an der Existenz der Götter zweifelt.

IV (zu S. 100).

Zur Entwicklung der 'subjektiven' Elegie.

Ich halte es für wahrscheinlich, daß in derselben Zeit, wo das Epyllion die beschriebene Wandlung erfuhr, auch die subjektive Elegie, an deren dauernde Pflege bei den Griechen ich glaube, die Wendung zum übergefühlvollen und, wie gleichfalls das Epyllion, zur Verkünstelung der Komposition und Überladung des Inhalts genommen hat, die uns bei Catull (68) begegnet: die Elegie an Allius wird zu einer frühhellenistischen in ähnlichem Verhältnis gestanden haben wie die Hochzeit des Peleus zu einem Epyllion Theokrits. Cornelius Gallus ist wahrscheinlich bereits, wie dann Tibull und Properz, in der Komposition zur älteren Einfachheit zurückgekehrt (falls sie nicht auch darin an Jüngere anknüpfen konnten: denn es ist ja nicht ausgemacht, daß die Weise von Catull 68 zur allein herrschenden geworden war), während sie in der pathetisch-sentimentalen Haltung modern blieben. Wie eine 'subjektive' Elegie kallimacheischer Zeit ausgesehen haben mag? Etwa wie die 'Locke der Berenike'. Dieses Gemisch von Enkomion, Klage, Betrachtung und in Empfindung aufgelöster Erzählung kann als Vorstufe der Alliuselegie mit ihrem noch bunteren und doch durch eine Stimmung zusammengehaltenen Inhalt gelten; ich gestehe, daß mir z. B. die Verse 43—50 mit ihrer Verwünschung der Erfinder des Stahls erst recht wirkungsvoll scheinen, wenn ich mir vorstelle, daß in ähnlichen Tönen 'subjektive' Elegiker, nicht nur die Personen elegischer Erzählungen, über die Trennung vom Freund oder von der Geliebten geklagt haben.

Jacobys vieldiskutierter Aufsatz 'Zur Entstehung der römischen Elegie' (Rh. M. 60, 1902) hat das Verdienst, die Vorstellung endgültig als unbegründet erwiesen zu haben, als sei die römische Elegie ein Abklatsch von entsprechenden etwa des Kallimachos und Philitas, weil Properz diese als seine Vorbilder nennt; ich gebe ihm auch darin recht, daß es trotz aller Mühe nicht gelungen ist, für irgendeine tibullische oder properzische Elegie die Existenz eines griechischen Vorbildes etwa in dem Sinne nachzuweisen, wie ein archilochischer Iambus das Vorbild für Horaz ep. 10 war. Aber die These 'die römische Elegie ist erwachsen aus dem erotischen Epigramm' scheint mir wie Leo[1]), Reitzenstein, Pohlenz u. a. unhaltbar. So sicher die Römer epigrammatische Motive in der Elegie übernommen haben (woran auch Leo natürlich nicht gezweifelt hat), und so gern ich glaube, daß kein Grieche jemals seine eigene unglückliche Liebe mit einem Nimbus umgeben hat, wie die Römer es tun, so unabweislich scheint mir auch für hellenistische Zeit die Existenz einer ausgeprägten elegischen, von der epigrammatischen trotz vorhandener Übergangsglieder wohl zu scheidenden Form, die den verschiedensten Gefühlsinhalt, wenn auch vielleicht mit Bevorzugung ernster oder gar trauriger Stimmungen, aufnehmen konnte (wie sie es bei den Römern auch tut), Beileid und Mitfreude, Totenklage und Festesjubel, Freundschaft und Liebe — ja auch Haß; dies scheint sich freilich nur, originell wie immer, und zwar in einer Art von Opposition gegen die Liebeselegie, Kallimachos im Ibis erlaubt zu haben. Die Existenz dieser Form gewährleistet mir, um von anderem zu

1) Leo hat, wie seine Bemerkung Plaut. Forsch.[2] 144, 1 besagt, an seiner Überzeugung von der Existenz einer hellenistischen erotischen Elegie trotz des Widerspruches von Wilamowitz und Jacoby festgehalten; seinen Vorsatz, auf die Frage zurückzukommen, hat er leider nicht mehr ausführen können. Es wäre sehr zu wünschen, daß das, was er etwa mündlich über seine Gründe geäußert hat, bekannt gegeben würde. Durch die neueren Arbeiten, die er a. a. O. zustimmend zitiert, bekenne auch ich mich sehr gefördert, wenngleich mir vieles dort Vorgetragene nicht beweiskräftig erscheint.

schweigen, was weitläufiger Ausführung bedürfte, eben Catulls Alliuselegie: die verkünstelte Form setzt die einfachere voraus, so gut wie wir mit Sicherheit aus Catull 64 auf die Existenz einfacher, geradliniger Kleinepen schließen würden, auch wenn uns nichts davon überliefert wäre. Die 'subjektiv-erotische' Elegie aber ist keine Gattung für sich (und gar mit Jacoby von einem 'Zwang der Gattung' zu reden, der den Tibull veranlaßt hätte, seine bukolischen Gedichte zu verderben, ist ein verhängnisvoller Irrtum), so wenig wie die erotische Ode des Horaz; Tibulls *Quis fuit horrendos primus qui protulit enses* würde doch gewiß auch ohne den erotischen (aber nicht subjektiv-erotischen) Schluß nicht nur für antikes, sondern auch für unser Empfinden, ganz zu schweigen von der literarischen Terminologie, zur selben Gattung gehören wie *Castra Macer sequitur: tenero quid fiet Amori?* Die stoffliche Einschränkung, die in der sehr starken Bevorzugung des Erotischen liegt, ist ein Vorgang, der in die Geschichte nicht der poetischen Formen, sondern des seelischen Lebens gehört (und hier freilich ein sehr merkwürdiges und wichtiges Ereignis ist). Ähnlich wie die Frage, warum Kallimachos keine Liebeselegien gedichtet hat, eine psychologische, keine formengeschichtliche Frage ist.

Stellenverzeichnis zu Ovid.

(Nach den Anfangsversen der Erzählungen.)

ars am. II 21: 74
561: 15
III 687: 48, 3
fast. I 263: 35
479: 67
545: 19. 42
II 155: 57. 73. 100
195: 43
361: 27
383: 26
459: 17
481: 17. 39.
685: 45
III 11: 24
179: 37
461: 60
545: 21
853: 53, 2
IV 249: 13, 1
417: 1 und pass.
807: 30
879: 22
V 297: 16
451: 32
495: 54. 66, 1
fast. V 605: 58
VI 355: 68
797: 43
met. I 162: 11
452: 103
II 401: 57. 100
736: 58
III 442: 125
IV 171: 14
V 341: 1 und pass.
VI 831: 12, 2
VII 11: 111
VIII 44: 114
183: 74
481: 118
738: 12, 2
IX 176: 126
474: 116
726: 125
X 320: 117, 2
611: 122, 1
XI 410: 20, 1
XIV 778: 36
805: 17. 39
XV 622: 13.

Überreicht vom Verfasser

Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Akademie der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
71. Band. 1919. 8. Heft

Bruno Keil

Beiträge zur Geschichte des Areopags

UNIVERSITY OF TORONTO

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1920

SÄCHSISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU LEIPZIG

Philologisch-historische Klasse.

Von Druckschriften der Akademie sind separat erschienen:

Klassische Philologie:

a) Aus den Abhandlungen:

E. Bethe, Hektors Abschied. XXVII (1909), 12 . . . . M. 1.20
A. Ebert, Tertullians Verhältnis zu Minucius Felix, nebst einem Anhang über Commodian's Carmen apologeticum. V (1868), 5 . . . „ 1.40
G. Goetz, Der Liber Glossarum. Mit einem Facsimile. XIII (1891), 2 „ 1.50
—— Zur Würdigung d. grammatischen Arbeiten Varros. XXVII (1909), 3 „ 1.—
R. Heinze, Ciceros politische Anfänge. XXVII (1909), 27 . . . . „ 2.60
R. Hirzel, Ἄγραφος Νόμος. XX (1900), 1 . . . . „ 3.—
—— Die Strafe der Steinigung. XXVII (1909), 7. . . . . „ 1.80
—— Der Name. Ein Beitrag zu seiner Geschichte im Altertum und besonders bei den Griechen. XXXVI (1918), 2 . . . . : . . . . „ 4.80
F. Hultsch, Scholien zur Sphaerik des Theodosios. Mit 22 Figuren. X (1887), 5 . . . . „ 1.80
—— Die erzählenden Zeitformen bei Polybios. Ein Beitrag zur Syntax der gemeingriechischen Sprache. I. XIII (1891), 1 . . . . „ 3.50
—— II. XIII (1892), 4 . . . . „ 2.—
—— III. XIV (1893), 1 . . . . „ 1.80
—— Die Elemente der ägyptischen Teilungsrechnung. I. XVII (1895), 1 „ 8.—
—— Die Gewichte des Altertums nach ihrem Zusammenhange dargestellt. XVIII (1898), 2 . . . . „ 10.—
—— Die ptolemäischen Münz- und Rechnungswerte. XXII (1903), 3 „ 2.40
J. Ilberg, Das Hippokrates-Glossar des Erotianos und seine ursprüngliche Gestalt. XIV (1893), 2 . . . . „ 1.—
—— Die Überlieferung der Gynaekologie des Soranos von Ephesos. Mit 6 Lichtdrucktafeln. XXVIII (1910), 2 . . . . „ 5.—
L. Lange, Der homerische Gebrauch der Partikel εἰ. I. Einleitung und εἰ mit dem Optativ. VI (1872), 4 . . . . „ 2.—
—— II. εἰ κεν (εἰ ἄν) mit dem Optativ und εἰ ohne Verbum finitum. VI (1873), 5 . . . . „ 1.—
—— Die Epheten und der Areopag vor Solon. VII (1874), 2 . . . „ 1.—
H. Lipsius, Zum Recht von Gortyns. XXVII (1909), 11 . . . . . „ 1.—
E. Martini, Textgeschichte der Bibliotheke des Patriarchen Photios von Konstantinopel. I. Die Handschriften, Ausgaben und Übertragungen. Mit 8 Tafeln in Lichtdruck. XXVIII (1911), 6 . . . „ 7.—
R. Meister, Die Mimiamben des Herodas. Herausgegeben und erklärt, mit einem Anhange über den Dichter, die Überlieferung und den Dialekt. XIII (1893), 7. [Vergriffen.]

ABDRUCK
AUS DEN BERICHTEN DER PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE DER SÄCHSISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU LEIPZIG. BAND LXXI.

SITZUNG VOM 14. NOVEMBER 1919.

Unsere Kenntnis der Verfassungseinrichtungen der athenischen Kommunen und ihrer Entwickelung unter römischer Oberhoheit ist ebenso lückenhaft wie unsicher. Zu den wenigen gesicherten Tatsachen aus dieser Verfassungsperiode gehört die Hebung der staatsrechtlichen Stellung des alten aristokratischen Rates der Areopagiten. Die Demokratie des 5. Jahrh. v. Chr. hatte ihm alle politischen Kompetenzen genommen, nur richterliche und polizeiliche Funktionen belassen; spätestens seit dem Ausgange des 2. Jahrh. v. Chr. tritt er neben, ja selbst vor die beiden Körperschaften, in welchen sich die Souveränität der demokratischen Polis einst darstellte, Bule und Ekklesie. Die veränderte Stellung des Areopags in dem Staatsorganismus zeigt sich besonders in folgenden drei Punkten. Einmal erscheint sein Obmann, der *κῆρυξ τῆς ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς*, neben dem *στρατηγὸς ἐπὶ τὰ ὅπλα*, der vielleicht schon in vorrömischer Zeit zum eigentlichen Präsidenten der athenischen Republik aufgerückt war. Zweitens

[Die hier veröffentlichte Abhandlung hat sich in den nachgelassenen Papieren Bruno Keils gefunden. Der laufende Text kommt so zum Abdruck, wie ihn Keil selbst niedergeschrieben hat; einige kleine Versehen sind stillschweigend geändert worden. Die Anmerkungen hatte Keil nur zum kleineren Teil ausgearbeitet; im übrigen mußte ich hier aus Notizen und früheren Entwürfen das Material sammeln, welches Keil in diejenigen Anmerkungen verarbeitet hätte, die er nicht mehr hat fertigstellen können. Die so entstandenen Anmerkungen sind in eckige Klammern gesetzt; diese besagen also, daß zwar der Inhalt der Anmerkungen von Keil stammt, daß sie von ihm aber noch nicht in die endgültige Form gegossen sind. Keil hätte sicherlich hier noch mancherlei hineingearbeitet; ich selbst habe mich jeder sachlichen Ergänzung enthalten, um Keils Ansicht ungetrübt hervortreten zu lassen.

Richard Laqueur.]

lautet die amtliche Adresse an den athenischen Staat: τῇ ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῇ καὶ τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ. Endlich — und dies ist das Beweisendste — kann jetzt der Areopag als souveräne Körperschaft allein oder in Übereinstimmung mit Rat und Volk auf einem bestimmten Rechtsgebiete Beschlüsse fassen, die früher diesen beiden die Souveränität allein repräsentierenden Körperschaften vorbehalten waren. Die amtliche Bezeichnung eines solchen Areopagbeschlusses gibt Cicero an bekannter Stelle (ad fam. XIII 1, 5; vgl. ad Att. V 11, 6): decretum illud Areopagitarum, quem ὑπομνηματισμόν illi vocant. Der Brief stammt aus dem J. 51 v. Chr.; andere literarische Zeugnisse für den athenischen Terminus ὑπομνηματισμός fehlen. In den attischen Inschriften erscheint er erst auf einer Weihung, die nicht in vorflavische Zeit fallen kann (IG. III 806), und ist mit den einigermaßen datierbaren Belegen (IG. III 903 a; 772 b) bis in die zweite Hälfte des 2. Jahrh. zu verfolgen. Das Wort erscheint hier ausschließlich in der mehr oder minder variierten Formel καθ' ὑπομνηματισμὸν τῆς ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς. Wie diese kahlen Belege an sich nicht zahlreich sind, so bieten die attischen Steine kein einziges Beispiel eines ὑπομνηματισμός in extenso. Erhalten ist aber ein solcher auf einem epidaurischen Steine, der auch den letzten Bearbeitern späterer athenischer Verfassungseinrichtungen entgangen ist, nicht zum Vorteile der Sache. Denn das einzigartige Dokument, auf das Ad. Wilhelm jüngst hingewiesen hat und das ich schon mehrfach verwertet hatte, wirft klärendes Licht auf das Wesen und die Stellung des von Rom reorganisierten Areopags. Das soll die folgende Erläuterung der Inschrift zeigen.

Es handelt sich um den zuerst von Kavvadias, Fouilles d'Épidaure I 205—207 herausgegebenen und von Fränkel mit einigen Verbesserungen wiederholten Stein IG. IV 936—938. Vom athenischen Staate waren dem als Knaben gestorbenen T. Statilius Lamprias, dem Sprößling eines über Athen, Epidauros, Argos, Sparta verbreiteten, im 1. Jahrh. v. Chr. blühenden Adelsgeschlechtes, drei Statuen — auf der Akro-

polis, in Eleusis und im Asklepiosbezirk in Epidauros — gesetzt worden. Zu dem epidaurischen Exemplar gehörte der Stein als Basis. Er trägt drei Inschriften[1]), die sich auf diese Ehrung beziehen. Erstens die eigentliche Unterschrift für das Standbild, die als solche auch durch die weit gesperrten Schriftzeichen charakterisiert ist. Dieselbe Unterschrift trugen einst die beiden athenischen Exemplare. Ich setze die Zeilen her (n. 936):

Ἀθηναίων
ἡ ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴ καὶ ἡ βου-
λὴ τῶν ἑξακοσίων καὶ ὁ δῆμο[ς]
Τίτον Στατείλιον Στατειλίου
υἱὸν Τειμοκράτους Λαμπρίαν
ἥρωα.

darunter in engerer Schriftgebung der *ὑπομνηματισμός* des Areopags (n. 937) — als solcher in dem Schriftstück selbst (Z. 12) bezeichnet — und endlich das *ψήφισμα* der Bule und Ekklesie (n. 938), durch welche die Ehrung des Verstorbenen bestimmt worden war. Die beiden Aktenstücke sind durch die Jahresdatierung (937, 1; 938, 1) *Ἐπὶ Σεκούνδου ἄρχοντος καὶ ἱερέως Δρούσου ὑπάτου* nach Kavvadias' einleuchtender Begründung auf die Zeit 66—68 n. Chr. datiert. In vorhadrianeische Zeit weist ja ohne weiteres die *βουλὴ τῶν ἑξακοσίων*.

Das Psephisma, mit welchem sich der *ὑπομνηματισμός* seinem Zwecke nach völlig deckt, gehört zu der Klasse jener rhetorischen Beileidsadressen, die nach verbreiteter spät hellenistischer Sitte seitens griechischer Gemeinden an die Hinter-

1) Im ganzen vier Inschriften, denn die Basis stammt aus dem Ende des 4. Jahrh. v. Chr. und trägt auf der ursprünglichen Vorderseite die alte Weihung IG. IV 1100; bei seiner zweiten Verwendung haben n. 936. 937 auf der alten Rückseite und 938 auf der linken Querseite Platz gefunden. Ebenso ist für die weiter unten erwähnten spartanischen Inschriften (n. 939. 940) eine ältere Basis verwendet worden, deren urspüngliche Inschrift (n. 1101) dem Schriftcharakter nach in die Zeit um 300 v. Chr. gehört.

bliebenen von Verstorbenen vornehmer Familien gerichtet wurden. Im vorliegenden Falle ergeht der Beileidsausdruck Athens an die Eltern und den Großvater des Lamprias, die in Epidauros lebten. Eine gleichartige Adresse hat auch Sparta an die Eltern nach Epidauros gerichtet, zugleich der Schwester des Lamprias, Pasichareia, nebst ihrem Manne Pratolaos, sowie dem Onkel Aristokrates, die ihren Wohnsitz in Sparta hatten[2]), persönlich (*κατὰ πρόσωπον*) durch eine Deputation das Beleid der Gemeinde ausdrücken lassen und weiterhin Athen noch insofern überboten, als es dem jungen Manne vier Standbilder verschiedener Art, je zwei in Sparta und Epidauros, errichtete. Hierüber unterrichtet die Basis, welche zu der im epidaurischen Hieron aufgestellten Statue gehörte, und die wie der athenische Stein außer der Unterschrift auch das die Beileidsadresse enthaltende Psephisma trägt (KAVVADIAS a. a. O. 208. 209; IG. IV 939. 940). Auch im Tenor ihrer Adresse haben die Spartaner die athenische in Schwulst und Übertreibung merklich überboten, so daß hier der Typus dieser *παραμυθητικοί* noch schärfer herauskommt. Man darf von ihm aus auf die Fassung des Beschlusses von Epidauros zurückschließen; denn für die Wohnsitzgemeinde der Eltern sind entsprechende Maßnahmen — wohl auch für Argos[3]) — ohne weiteres vorauszusetzen, auch wenn kein Stein darüber berichtet, und neben dem Mezzoforte und Forte Athens und Spartas wird hier das Fortissimo erklungen sein.

K. BURESCH hat diese Urkunden unter dem Titel „Griechische Trostbeschlüsse“ im Rhein. Mus. 1894 IL 424 ff. einer Besprechung unterzogen, die dem fruchtbaren Thema leider schon damals in vielfacher Hinsicht nicht gerecht wurde. Besonderes Unglück hat er mit der Besprechung unserer

---

2) Den Stammbaum darin habe ich im Zusammenhange mit den athenischen Steinen GGN. 1912, 18 f. erläutert.

3) Der argivische Zweig der Familie begegnet in IG. IV 590, einer Ehreninschrift für *T. Στατίλιον Λαμπρίον τὸν Τιμοκράτη Μεμμιανόν, Περσέος καὶ Διοσκούρων ἀπόγονον.*

athenischen Dokumente gehabt. Er bemerkt (S. 453 f.) über das Verhältnis des *ὑπομνηματισμός* (n. 937) zum *ψήφισμα* (938): 'nicht nur den förmlichen Volksbeschluß der Athener teilt . . die epidaurische Basis mit, sondern auch den Vorbeschluß des Areopags . . . *ὑπομνηματισμός* genannt . . . den später zum Volksbeschluß erhobenen Antrag betreffs des verstorbenenen Lamprias offenbar im ersten ganz flüchtigen, schlecht und völlig unlapidar stilisierten Entwurf'. Also der *ὑπομνηματισμός* ein Vorbeschluß für das *ψήφισμα*. Buresch hat einfach die Präskripte nicht gelesen. Auf die Jahresangaben folgen in beiden Dokumenten die Tagesdaten; danach hat der Areopag getagt *μηνὸς Βοηδρομιῶνος πέμπτη ἀπιόντος* d. h. am 26. Boedromion, die Volksversammlung *ἐπὶ τῆς Ἐρεχθεῖδος τρίτης πρυτανείας, ἧ Ἀρχέλαος Λυσιμάχου Μαραθώνιος ἐγραμμάτευεν· Βοηδρομιῶνος ὀγδόῃ ἐπὶ δέκα, ὀγδόῃ καὶ δεκάτῃ τῆς πρυτανείας* d. h. am 18. Boedromion, volle acht Tage vor dem Areopag. Mithin kehrt sich die Sache geradezu um: das *ψήφισμα* ist eher ein Vorbeschluß, der *ὑπομνηματισμός* der endgültige Beschluß. Dasselbe lehrt das gegenseitige Verhältnis der drei Aktenstücke. Ich will für die weitere Untersuchung hier gleich den Text der beiden Beschlüsse nebeneinander stellen.[4])

Areopag: a[1])[3] *μετηλλαχότος ἐν Ἐπιδαύρωι νεανίου διασημοτάτου|, εὐγενείαι κεχρημένου ἐπὶ ἁπάσης τῆς Ἑλλάδος*	Ekklesie: a)[6] *ἐπειδὴ συμβέβηκεν Λαμπρίαν Τειμοκράτους ἐν Ἐπιδαύρωι πρὸ ὥρας τελευτῆσαι, νεα|νίαν κόσμιον καὶ σώφρονα καὶ πάσηι ἀρετῆι ἐν τῆι πρώτηι ἡλικίαι[5]) τοῦ βίου κατ' ἀξίαν ¦ τῆς τῶν προγόνων δόξης κεκοσμημένον*

4) So kann auch die fortlaufende Gesamtdarstellung von den Einzelbemerkungen befreit werden, deren mehrere Stellen der Texte zu ihrer Erläuterung bedürfen.

5) Die Worte *ἐν τῇ πρώτῃ ἡλικίᾳ* sind an dieser Stelle eigentlich unverständlich; in richtigem Zusammenhange stehen sie in der Areopagurkunde (a[2]), identisch mit *πρὸ ὥρας* der vorhergehenden Zeile.

b) *ἀπό τε τῶν παρ' ἡμῖν ἐπιφανεστάτων ἀν|5δρῶν*

b) *εὐγενείαι τε τῆι Ἀθήνησιν ἀπὸ τῶν | ἀρχαίων καὶ πρώτων ἀνδρῶν*[6]), *ἱερέων καὶ ἱερειῶν τῆς προσωνύμου τῆς πόλεως θεοῦ καὶ* |10 *ἱεροφαντικῶν καὶ δᾳδουχικῶν*[7]) *οἴκων γνησίων*[8]) *ὑπάρχοντα,*

Einen Sinn kann man hineinzwängen, wenn man vor ihnen den Ausfall eines steigernden *ἤδη* oder eines beschränkenden *ὅσον* annimmt. Das letztere würde dem panegyrischen Ton des Psephisma aber nicht entsprechen. Ich bin vielmehr geneigt, darin eine Korrektur zu *πρὸ ὥρας* zu sehen, die der Steinmetz an falscher Stelle einsetzte; den gleichen Vorgang habe ich bei Preisigke, Sammelbuch griech. Urkunden aus Aeg. n. 286 aufgewiesen.

6) Fränkel bemerkte zu *ἀρχαίων*: virorum ex antiquis gentibus ortorum, das heißt die Worte völlig verkennen. Die Worte *ἱερέων καὶ ἱερειῶν — θεοῦ* sind die erklärende Apposition dazu, wie das Asyndeton und das danach neu einsetzende Kolon *καὶ — ὑπάρχοντα* beweisen. Die *ἱέρειαι* sind die der *Ἀθηνᾶ Πολιάς*, deren Priestertum bekanntlich im Geschlecht der Eteobutaden erblich war (z. B. Töpffer, Att. Genealogie S. 127 ff.). Wie gleich darauf mit den *οἶκοι ἱεροφαντικοὶ καὶ δᾳδουχικοί* die Herkunft von den *Εὐμολπίδαι* und *Κήρυκες* — in der spartanischen Inschrift (940, 4) daher *ἀπὸ μὲν τῶν Ἀθηνῶν* (?) *τὸ ἐνδοξότατον Κηρύκων γένος, ἀφ' οὗ δᾳδουχοῦσιν οἱ εὐγενέστατοι* — bezeichnet wird, so hier die von den *Ἐτεοβουτάδαι*. Stutzig macht nur einen Augenblick das nackte *ἱερέων*; denn das Priestertum des Poseidon war im Eteobutadengeschlecht erblich. Entweder ist also *τοῦ Ποσειδῶνος* ausgefallen oder mit Absicht ausgelassen, weil hier die Betonung nicht nur auf der Bezeichnung der eponymen Göttin der Stadt liegen, sondern auch ein Gegensatz zu Eleusis herauskommen sollte. Die Statuen der Athenapriesterinnen hatten ihren Platz auf der Akropolis, die der Daduchen und Hierophanten in Eleusis: auf der Burg und in Eleusis soll ja ein Standbild des jungen Lamprias aufgestellt werden. Sind mit jenen Worten zweifellos die Eteobutaden bezeichnet, so wird der Stammbaum hier auf Erechtheus, den Sohn der Ge ([Plut.] v. x. or. 843), zurückgeführt, somit auf die Autochthonie der Athener hingedeutet: das bedeutet *ἀρχαίων καὶ πρώτων ἀνδρῶν*. Die Bestätigung enthält die spartanische Inschrift, nach welcher die epidaurische Linie des Geschlechtes sich auf Inachos zurückführte.

7) Dies Adjektiv scheint sonst nicht belegt. Der Verfasser hatte eben mit *ἀπὸ τῶν ἀρχαίων κτλ.* die übliche Ausdrucksweise ver-

c) *καὶ ἀπὸ τῶν ἐνδοξοτάτων ἐν τῆι Ἑλλάδι πόλεων*	c) *οὐ μόνον δὲ τῆι Ἀθήνησιν εὐγενείαι*[9]) *καὶ λαμπρότητι κεκοσμημένον, ἀλλὰ καὶ ἐν ταῖς ἐνδοξοτάταις καὶ εὐγενεστά-* | *ταις τῆς Ἑλλάδος πόλεσι, Λακεδαίμονι καὶ Ἄργει καὶ τῇ ἱερᾶι Ἐπιδαύρῳ, οὐδενὸς οἴκου δευ*|*τερον γενόμενον,*

braucht; so vermied er sie jetzt: *τὸν ἀπὸ δᾳδούχων* IG. III 137. Dittenberger, Syll.[2] 872 und IG. III 915 *ἡ ἀπὸ δᾳδούχων καὶ γένους ἀπὸ Περικλέους καὶ Κόνωνος κατὰ δὲ Μακεδόνες* (80) *ἀπὸ Ἀλεξάνδρου*, was ich als Parallele zu der Leitung des spartanischen Zweiges der Lamprias über Lysandros anführe (GGN. a. a. O.).

8) Fränkel bemerkt: necessario significat cognatum und notiert, daß ein so frühes Vorkommen dieser byzantinischen Bedeutung des Wortes bisher nicht bekannt war. Aber der Stammbaum soll ja den Lamprias nicht als cognatum, sondern als echten Sproß dieser Adelsgeschlechter erweisen. Es ist eben *ἔκγονον* zu ergänzen, und daß *γνήσιος* so ohne *ἔκγονον* gebraucht werden konnte, dafür genügt es auf Demosth. IX 30 zu verweisen: *ὅσα μὲν ὑπὸ Λακεδαιμονίων ἢ ὑφ' ἡμῶν ἔπασχον οἱ Ἕλληνες, ἀλλ' οὖν ὑπὸ γνησίων γ' ὄντων τῆς Ἑλλάδος ἠδικοῦντο.*

9) Das Psephisma ist von einem rhetorisch ungewöhnlich schlecht geschulten Manne stilisiert, der nicht der Antragsteller Timosthenes selbst gewesen zu sein braucht. In den vier Z. 8—11 hintereinander *εὐγενείᾳ — εὐγενείᾳ — εὐγενεστάταις* ebenso 7—11 *κόσμιον — κεκοσμημένον — κεκοσμημένον.* Dabei steht das erste dieser Partizipia *ἀπὸ κοινοῦ* zu dem weit vorhergehenden *πάσῃ ἀρετῇ* und zu dem unmittelbar folgenden *εὐγενείᾳ*; das würde in aristotelischer Diktion oder auch in der Sprache der Nomoi nicht eben auffallen, aber hier, in rhetorischer Satzgliederung beleidigt es deshalb jedes stilistisch gegeschulte Ohr, weil *κεκοσμημένον* so scharf als Abschluß des Kolons gestellt ist, daß man am Schlusse des folgenden Kolons ein entsprechendes Reagens für die Substantive erwartet, wie *τετιμημένον* oder besser noch *διαπρέποντα*, mit dem ganz rhetorisch im nächsten Kolon *καὶ — ὑπάρχοντα* korrespondieren würde; statt dessen verläuft das mit *εὐγενείᾳ* einsetzende Glied im Sande. Man sage nicht, der Verfasser habe die Sätze eben nicht rhetorisch halten wollen; das widerlegen schon die folgenden reimenden Partizipia *κεκοσμημένον — γενόμενον — τετιμημένον*, widerlegen auch stilistischen Künsteleien. So ist *εὐγενείᾳ καὶ*

a[2]) καὶ ἡρπασμένου ὑπὸ τοῦ δαίμονος |[6] ἀπὸ μεγίστων ἐλπίδων ἐν τῆι πρώτηι τοῦ βίου ἡλικίαι ·

d) (fehlt.) d) πρός τε τούτοις τετειμημένον τῆι μεγίστηι καὶ παρὰ

λαμπρότητι ein ἓν διὰ δυοῖν, denn es steht für γένους λαμπρότητι, wie Dittenberger, Syll. [3] 869, 20 zeigen kann. Auch die Verbindung von εὐγενεστάταις mit πόλεσι beweist rhetorische Aspiration; denn so redet Nero in seinem Erlaß (Dittenberger, Syll. [3] 814, 1) an die Hellenen: τὴν εὐγενεστάτην Ἑλλάδα, und dies Schriftstück stammt, wie sich von selbst versteht und jeder Satz beweist, aus hoher rhetorischer Werkstatt. Διωνομασμένος 14 eignet seit Isokrates dem literarischen, nicht dem Urkundenstil. Κατ' ἀξίαν τῆς — δόξης für das gewöhnliche ἀξίως ist ebenfalls preziös. Indem der Verfasser das terminologische ἐπώνυμος zu vermeiden sucht, greift er zu dem mißverständlichen — bisher übrigens nur hier sich findenden — προσώνυμος. Vollends aufs Glatteis gerät er, wo er die aus Herodot I 23 den Späteren bekannte und bei ihnen nicht unbeliebte Wendung οὐδενὸς δεύτερος anbringen will. Gesagt sollte da werden: er stammte aus einer Familie, die in Argos usw. hinter keiner zurückstand. Das hätte ergeben: οἴκου οὐδενὸς (οἴκου) δευτέρου γενόμενον. Die Doppelfunktionen der Genetive, des Genetivs der Provenienz und des komparativischen Genetivs, verwirrte ihn; so gab er οὐδενὸς οἴκου δεύτερον γενόμενον, womit dann der Gedanke ganz schief herauskam: er stand hinter keiner Familie zurück. Und doch hätte er sich so einfach helfen können: οὐδενὸς οἴκοθεν δεύτερον γενόμενον. Der Stein hat nur OIKOι erhalten; ich habe mich gefragt, ob man danach οἴκοι lesen, und unter Annahme einer Vertauschung der Ortsvorstellung, wie sie ja im Griechischen häufig ist, οἴκοθεν verstehen solle. Allein diese Vertauschung wäre doch zu grob, um nicht unwahrscheinlicher als die Annahme des Unvermögens des Verfassers zu sein. Hingewiesen sei noch auf das grundprosaische und auch logisch schiefe τὴν δυνατὴν τειμήν 23 im Sinne von 'die allein noch für Verstorbene mögliche Ehrung'; vielleicht soll τοῖς τετελευτηκόσι, das ja von παρεχομένη abhängt, auch dazu gezogen werden. Stilistisch unsauber ist die notwendige Ergänzung von ἀνδριάντες in dem Relativsatz οὗ — ἀνάκεινται 14f. aus ἀνδριάντα. Anderes in den folgenden Anmerkungen. Doch den inschriftlich schon verhältnismäßig früh auftretenden Dual ταῖν θεαῖν (Meisterhans-Schwyzer [3] 123, 113) darf man nicht anrechnen; ihn hat auch ein Purist wie Aristides (XXII § 4 K.); diese Form war damals sakral.

g) ἑλέσθαι μὲν αἵρεσιν τὴν πορευθη|[7]σομένην καὶ παραμυθησομένην τούς τε γονεῖς αὐτοῦ καὶ τὸν πάππον

e) ἀναθεῖναι [8] δὲ καὶ ἀνδριάντας αὐτοῦ ἐν τῆι[10]) ἀκροπόλει καὶ ἐν τῆι ἐν Ἐλευσεῖνι αὐλῆι[11]) παρὰ τοῖς |[9] προγόνοις καὶ ἐν Ἐπιδαύρωι τῆι ἱερᾶι ἐν τῶι τεμένει τοῦ Ἀσκληπιοῦ τὴν ἐπιγραφὴν |[10] ἔχοντας·

f) Ἡ ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴ καὶ ἡ βουλὴ τῶν ἑξακοσίων[12]) καὶ ὁ δῆμος Τίτον Στα|[11]τείλιον Στατειλίου υἱόν Τειμοκράτους Λαμπρίαν ἥρωα.

g) oben vor e).

πᾶσιν ἀνθρώ|ποις διωνομασμένη Ῥωμαίων πολιτείαι·

e) δεδόχθαι τῆι βουλῆι καὶ τῶι δήμωι. ἀναθεῖ|[15]ναι αὐτοῦ ἀνδριάντα ἐν ἀκροπόλει καὶ ἐν Ἐλευσεῖνι ἐν τῆι ἱερᾶι αὐλῆι ταῖν θεαῖν, οὗ καὶ | τῶν προγόνων αὐτοῦ ἀνάκεινται, καὶ ἐν Ἐπιδαύρωι τῆι ἱερᾶι ἐν τῶι τεμένει τοῦ Ἀσκληπιοῦ | τὴν ἐπιγραφὴν ἔχοντας·

f) Ἡ βουλὴ ἡ ἐξ Ἀρείου πάγου καὶ ἡ βουλὴ τῶν ἑξακοσίων καὶ ὁ δῆμος | Τίτον Στατείλιον Τίτου Στατειλίου Τειμοκράτους υἱὸν Λαμπρίαν ἀρετῆς ἕνεκεν.

g) ἑλέσθαι | δὲ καὶ πρεσβείαν τὴν διακομιοῦσαν εἰς Ἐπίδαυρον τόδε τὸ ψήφισμα, ἥτις καὶ παραμυ|[20]θήσεται ἀπὸ τοῦ τῆς πόλεως ὀνόματος[13]) τοὺς

10) Der Artikel in dieser Formel ist jünger, wenn auch schon seit 355 (IG II ^{2} 133, 17 = ^{1} 69) belegt. Das Psephisma ebenso wie das gleichartige, etwas später fallende IG. II ^{2} 1072 = III ^{1} 2 wahrt also hier die alte Tradition.

11) Die Ortsbezeichnung ungenauer als im Psephisma; man erwartet *ἐν (τῷ) Ἐλευσινίῳ*, weil *ἱερά* bei *αὐλή* hier fehlt. Übrigens ein guter Beleg dafür, wie überflüssig Korais' Änderung *Ἐλευσινίῳ* bei [Plut.] v. x. or. 838 *ἐν Ἐλευσῖνι εἰκὼν . . . ἔμπροσθεν τοῦ προστῴου* ist.

12) Fränkel in der Umschrift versehentlich *ἑξακισχιλίων*.

13) Ein starker Hellenismus; Diod. XVIII 57, 3 *γράψας ἐπιστολὴν ἐκ τοῦ τῶν βασιλέων ὀνόματος*; 60, 6 (Steph. Thes.). Vgl. aus Papyri: *παρέσχον ἀπὸ λόγου δημοσίου = ὑπὲρ δημοσίου* (Kuhring, De praepos.

	γονεῖς αὐτοῦ Τειμοκράτην καὶ Τειμοσθενίδα | καὶ τὸν πάππον Λαμπρίαν
h) (fehlt.)	h) *ἵνα τούτων πραττομένων φαίνηται φανερὰ* [14]) *πᾶσιν ἡ Ἀθηναί|ων γνώμη καὶ ἐν μηδενὶ καιρῷ ἐνλείπουσα πρὸς τοὺς ἀγαθοὺς καὶ ἐνδόξους τῶν*

Graec. in chartis Aegypt. usu, Bonn 1906, p. 29), wie hier *ἀπὸ — ὀνόματος = ὑπὲρ τῆς πόλεως*. Die Umschreibung mit *ὄνομα* stammt aus dem Geschäftsverkehr; Beispiele bei Preisigke, Girowesen im griech. Ägypten, Index u. d. W.

14) Verballhornung einer typischen Formel, die auch den athenischen Psephismen der Kaiserzeit nicht fremd war: IG. II² 1072 (oben Anm. 10) *ἀνασταθῆναι ἐν ἀκροπόλει ἀρετῆς ἕνεκα, ὅπως ἂν τούτων πραττομένων ἡ τῆς πόλεως φιλανθρωπία τοῖς καλοῖς κἀγαθοῖς τῶν ἀνδρῶν* (derselbe Genetiv wie oben) *ὑπάρχουσι φανερὰ πᾶσι γείνηται*. Der Verfasser konnte hiernach schreiben: *ἵνα — γίνηται φανερὰ πᾶσιν ἡ Ἀθηναίων γνώμη ἐλλείπουσα κτλ.* oder mit den Parallelformen *ἵνα φαίνηται ἡ τ. Ἀ. γνώμη*, nicht aber durfte er beide Formeln vermischen. Er tat es, weil er die *γνώμη* selbst verherrlichen, sie selbst als eine *φανερά* hinstellen wollte, wie es Iv. Priene 114, 7 *φανερὰν δὲ καὶ εὖ τιθεὶς τὴν πόλιν* geschieht. Dadurch wurde nun nicht bloß der Ausdruck — *φανερὰ φαίνηται* nebeneinander — verdorben, sondern auch der Gedanke. Denn wie in den vielen Parallelen sollte natürlich, was die Partizipia *μηδὲν ἐλλείπουσα — μηδὲ ἀμελοῦσα — παρεχομένη* besagen, von der *πόλις* ausgesagt werden: *ἵνα ἡ πόλις φανερὰ γίνηται — ἐλλείπουσα*. Indem nun die *γνώμη* vorgeschoben wird, geht alles auf diese; da hätte er sich doch leicht mit der gleichfalls typischen Formel *ἵνα ἡ γνώμη φανερὰ γίνηται, ὅτι ἡ πόλις — παρέχεται* helfen können. So gehen ihm also zunächst zwei Gedanken- und Stilwendungen durcheinander: *ἵνα ἡ πόλις φανερὰ γ. — παρεχομένη* und *ἵνα τῆς πόλεως ἡ γνώμη φαν. γίνηται ὅτι Ἀθηναῖοι παρέχονται*; mit ihnen die Verselbständigung der *γνώμη* in Einklang zu bringen, war er nicht imstande, obwohl doch eine Verbindung wie *ἵνα ἡ Ἀθηναίων γνώμη ἐκφανὴς γίνηται καὶ φαίνηται ἡ πόλις — παρεχομένη* nicht gar fern lag. Die Armseligkeit seines Wortschatzes (Anm. 9) und sein stilistisches Unvermögen wiesen ihn eben auf die Formeln an; an sie klammerte er sich in seiner Hilflosigkeit so ängstlich, daß er selbst den Ausdruck von Gedanken, die in ihnen nicht vorgeprägt waren, aus ihnen zu bestreiten versuchte.

	ἐν τῆι Ἑλ|λάδι ἀνδρῶν μηδ' ἐν ταῖς τοιαύταις συμφοραῖς ἀμελοῦσα, ἀλλὰ τήν τε δυνατὴν τειμὴν | τοῖς τετελευτηκόσι καὶ παραμυθίαν τοῖς ζῶσι καὶ ἠτυχηκόσι παρεχομένη.
i) *τὸν δὲ κήρυκα Λυσιάδην*[15]) *γρά|*[12]*ψαι τῆι Ἐπιδαυρίων πόλει καὶ διαπέμψασθαι τὸν ὑπομνηματισμόν, σημηνά|*[13]*μενον τῆ δημοσίαι σφραγεῖδι.*	i) (fehlt.)
k) *κατεστάθη αἵρεσις Τειμοσθένης Καλλιστομά|*[14]*χου Ἀναφλύστιος, Καλλιστόμαχος Καλλιστομάχου Ἀναφλύστιος.*	k) |[25] *πρέσβεις εἱρέθησαν Τειμοσθένης Καλλιστομάχου Ἀναφλύστιος, Καλλιστόμαχος Καλλιστο|μάχου Ἀναφλύστιος, Νέστωρ Σωσθένους Φλυεύς.*

Ohne weiteres springt in die Augen, daß die Weihinschrift (o. S. 3) nicht nach der Fassung, die im Psephisma vorliegt, ausgeführt wurde, sondern nach dem Areopagbeschluß (*f*); sie bietet mit diesem *ἡ ἐξ Ἀρ. π. βουλὴ* gegen *ἡ βουλὴ ἡ ἐξ Ἀρ. π.*, läßt mit ihm das Pränomen des Vaters *Τίτου* aus

15) Fränkel in der Umschrift *Λυδιάδην* (und daher leider im Index nominum), obwohl sein Majuskeltext, wie auch Kavvadias gibt, das zweifellos richtige *Λυσιάδην* bietet. Jener fehlt der attischen Namengebung ganz, er scheint überhaupt ausschließlich in Megalopolis heimisch (IG. V 2 Index); *Λυσιάδης* dagegen ist mindestens seit dem 5. Jahrh. vielfach aus Athen belegt (Kirchner, Pros. Att. 9333—9348, vgl. 9332 a; Sundwall, Nachträge z. Pros. Att. S. 120f.), seit dem 1. Jahrh. bis in das 2. Jahrh. n. Chr. hinein gerade aus den vornehmsten Familien. Zu Ciceros Zeit ist ein *Λυσιάδης* Areopagit (Cic. Phil. V 13. Pros. Att. 9337, dazu Sundwall a. a. O.); er kann sehr wohl zu der seit der frühen Kaiserzeit blühenden Daduchenfamilie der Ti. Claudii aus Melite gehören, deren Stemma Dittenberger zu IG. III 676 aufgestellt hat Die zeitlichen Verhältnisse würden gestatten, in Ti. Claudius Lysiades I den Keryx unserer Inschrift zu suchen. *Κῆρυξ τ. ἐξ Α. β. [Λ]υσιάδ[ης* IG. III 1012 ist dagegen sicher um zwei Generationen jünger, beweist aber doch die Vornehmheit des Namens.

und stellt sich vor allem zu ihm durch das Schlußwort ἥρωα, wofür das Psephisma ἀρετῆς ἕνεκεν bietet; das hat auch Buresch (S. 455, 1) bemerkt, ohne stutzig zu werden; Fränkel suchte über die Schwierigkeit mit der Annahme hinwegzugleiten, daß der epidaurische Steinmetz die gewöhnliche Formel ἀρετῆς ἕνεκεν für das seltene ἥρωα eingesetzt habe; als ob ἥρωα etwas Seltenes in Basenaufschriften für Verstorbene wäre. Beiden hat die unbedachte Vernachlässigung des Tagesdatums die einfache Erkenntnis verschlossen, daß der Areopagbeschluß, nicht das Psephisma in diesem Punkte zur Ausführung gekommen ist. Die Autorität des Areopags steht eben über der der beiden demokratischen Körperschaften.

Die Antwort auf die sich geradezu aufdrängende Frage, warum der Areopag die Schlußformel des Psephisma verschmähte, ist leicht gegeben. Der Knabe starb πρὸ ὥρας, ἐν τῇ πρώτῃ τοῦ βίου ἡλικίᾳ, das bedeutet, da er die civitas Romana besaß (*d*), vor Anlegung der toga virilis; die Anlegung fand in der Kaiserzeit durchschnittlich im 15. bis 16. Jahre statt.[16]) Dieses Alter hatte also der junge Lamprias nicht erreicht. Wenn einen solchen Knaben das Psephisma πάσῃ ἀρετῇ . . κατ' ἀξίαν τῆς τῶν προγόνων δόξης κεκοσμημένον (*a*) nennt, so ist das eine unerträgliche Übertreibung; diese hat der Areopag nicht mitmachen wollen und statt ihrer die für einen hoffnungsvollen Knaben angemessenere Wendung ἡρπασμένον .. ἀπὸ μεγίστων ἐλπίδων (a^2) gebraucht. Die Wendung ist sicher stereotyp gewesen (παῖδα ἐλπίδων ἀγαθῶν ἀντεχόμενον, I. Pont. Eux. 26, 17), aber hier ist sie richtig angewendet und zweifellos mit der Absicht, die widersinnige Fassung des Psephisma zu korrigieren. Sie 'für eine pathetische Floskel' zu erklären, wie Buresch es tat, die eigentlich keinen Raum in dem überknappen Stil des ὑπομνηματισμός habe, heißt die Verhältnisse völlig verkennen. Gerade, weil die Wendung eine Korrektur sein sollte, mußte sie voll gegeben werden. Es leuchtet nun vollends ein, wie unzutreffend

16) Übersicht bei Marquardt, Privatleben d. Römer I² 128 ff.

es von Fränkel war, für die Einsetzung der Formel ἀρετῆς ἕνεκεν den epidaurischen Steinmetzen verantwortlich zu machen. Die ἀρετὴ hier ist ja durch jene Phrase πάσῃ ἀρετῇ — κεκοσμημένον bedingt; wer diese strich, mußte auch das ἀρετῆς ἕνεκεν beseitigen. Das verständige Urteil der Areopagiten hat daher einfach ἥρωα 'den Verklärten' eingesetzt; verständig war das Verfahren schon deshalb, weil die Formel ἀρετῆς ἕνεκεν gerade auch für Weihungen zu Ehren Lebender im Gebrauche war, also nicht erkennen ließ, daß es sich hier um eine Ehrung post mortem handelte.

Die falsche Auffassung des zeitlichen Verhältnisses der drei Inschriften ist lediglich durch ihre Reihenfolge auf der Basis veranlaßt; und doch ist es bei Ehreninschriften eine gewöhnliche Erscheinung, daß aus einer Anzahl von sachlich zusammengehörenden Dokumenten dasjenige die erste Stelle erhält, um dessentwillen die andern entstehen mußten. So steht aus dem fünf athenische Urkunden umfassenden Aktenbündel (IG. II ^{2} 360 = II ^{1} 5, 179b) das jüngste vom J. 325/24 vor den andern, die selbst wieder gruppenweise der Zeit nach rückwärts geordnet sind.[17]) Nimmt man nun zu

17) Nicht ganz zutreffend war es, wenn Dittenberger, Syll. ^{3} 304 gerade zu dieser Inschrift bemerkte, daß jene Anordnung für alle Ehrendekrete gelte. Bei nur zwei Inschriften steht natürlich die Weihinschrift vor, hier handelt es sich um eine größere Anzahl von Aktenstücken, die insgesamt in zeitlich aufsteigender Abfolge stehen. Dieses Zurückgehen von der letzten Gegenwart in die Vergangenheit erschwert das Verständnis der Genesis des jüngsten Aktes, um dessentwillen die übrigen Urkunden doch mitgeteilt werden. Zur psychologischen Erklärung hierfür wird man an den auch in der Sprache hervortretenden Grundzug griechischer Anschauung erinnern dürfen, die 'das πρότερον πρὸς ἡμᾶς so häufig dem πρότερον τῇ φύσει [d. i. zugleich τῷ χρόνῳ] vorangehen läßt', wie Classen den Vorgang in seinen Betrachtungen über den Hom. Sprachgebrauch S. 200 formuliert hat, einem Buche, welches sehr zum Schaden solider Sprachkenntnis — nicht nur der epischen Sprache — und exakter Interpretation die jüngere Philologie dem Staub der exilierten Bücherreihen zu überlassen scheint. Stilästhetik nennen sie, was auf dem Felde der homerischen Probleme, gepflegt von bequemem, dünkelhaftem Besserwissenwollen, an mehr oder weniger

dem zeitlichen Verhältnis, in dem das *ψήφισμα* zu dem *ὑπομνηματισμός* steht, die eben vorgeführten formalen Unterschiede zwischen den beiden Urkunden hinzu, so wird man geneigt, den Satz von BURESCH umzukehren, also das *ψήφισμα* als *προβούλευμα* für den *ὑπομνηματισμός* anzusprechen; doch darüber wird noch zu reden sein. Es gilt zunächst, den Akt des Areopags genauer ins Auge zu fassen.

Der *ὑπομνηματισμός*.

Die griechischen Termini *ὑπομνηματισμός* oder *ὑπομνήματα* geben in der Amtssprache der Kaiserzeit das römische commentarii wieder. Wesen und Einrichtung dieser Urkundengattung hat WILCKEN [18]) an der Hand ägyptischer Papyri zu lebendiger Anschauung gebracht. Es sind die amtlichen Tagebücher römischer Magistrate, in welche die einzelnen Amtshandlungen und Amtsentscheide des betreffenden Magistrates in der Abfolge des Datums eingetragen oder vereinigt wurden; auch fremde Aktenstücke, welche sich auf die gebuchten Amtshandlungen bezogen, konnten Aufnahme finden. Die Eintragungen in die Amtstagebücher haben entweder die Form kurzer protokollarischer Notizen, oder sie waren in ausführlicher Rede gehalten.[19]) Der Beamte beglaubigte sie jeweils einzeln

dilettantischen Betrachtungen und Beobachtungen da emporschießt, weil aus Mangel an positiven Kenntnissen und an kritischer Fähigkeit oder Energie der Boden für exakte Forschung zu mager ist.

18) Philolog. 1894 LIII 80ff.; derselbe verzeichnet Grundzüge u. Chrestomathie der Papyruskunde I 2, 59 die an jenen Aufsatz sich anschließende neuere Literatur, aus der der ausführliche und urteilsvolle Artikel von A. v. PREMERSTEIN: Commentarii, Realenc. IV 726 besonders genannt sei. WILCKEN (Philol. a. a. O. S. 112) hat die Tagebücher des Ptolemaios Philadelphos eine Mischung von Geschäfts- und Hofjournal genannt. Die Fiktion des Pseudolukian (Demosth. laud. 26), bei dem es heißt *Μακεδονικοῖς ἐντυχὼν τῆς βασιλικῆς οἰκίας ὑπομνήμασι* beruht auf dem Vorhandensein von Tagebüchern dieser Art.

19) Die Inschrift von Skaptopara (Ath. Mitt. 1891 XVI 267; CIL III 12336; DITTENBERGER; Syll. [3] 888, abgedruckt auch I. Imp. Rom. I 674) ist für das Wesen der Commentarii doch nur mit Vorsicht zu verwenden. Ich finde die zugrunde liegende Situation verwickelter,

oder summarisch in bestimmten Zeitabschnitten durch sein

---

als die von Mommsen begründete Auffassung sie erscheinen läßt. Ist der in dem leider verstümmelten 2. Teile (102 ff.) Redende (δοκεῖ δέ μοι) ein Agent der Kommune oder ein zu dem statthalterlichen Forum gehörender Advokat und der Angeredete (ἐπὶ σέ) der Statthalter, an den der Kaiser die Gemeinde mit ihrem Bittgesuch gewiesen hatte, so muß das Ganze allerdings eine an den Statthalter gerichtete Eingabe oder die Aufzeichnung eines solchen mündlichen Vortrages sein. Ist es das erstere, dann begreift man nicht, welche Audienz mit ἐπὶ τὴν ἔντευξιν ταύτην gemeint ist; denn sie hat zweifellos bei eben diesem Statthalter stattgefunden und bezeichnet diejenige, in der die Gemeinde ihr Anliegen vorbrachte und ihre Sache durchfocht. Davon wird wie von Vergangenem gesprochen. Was soll hier eine spätere Eingabe? Die Wiedergabe eines mündlichen Berichtes kann es auch nicht sein. Für wen war er bestimmt? Doch nicht für den Statthalter; denn er hatte die Audienz ja selbst erteilt und mit eigenen Ohren (τῆς παρούσης) das Gutachten des Diogenes mit angehört. An die Gemeinde? Dazu stimmt doch die Anrede ἐπὶ σέ nicht. Das ταύτην am Anfang zeigt, daß wir einen Ausschnitt aus einem Schriftstück haben, und zwar, wie der ganz rhetorisch gehaltene Eingang beweist, aus einem von einem berufsmäßigen Rhetoren verfaßten Texte; das wird auch durch das Gesuch an den Kaiser bestätigt, das gleiche Arbeit zeigt, doch wohl von der gleichen Hand. Ich halte das Stück für einen Ausschnitt aus einem προσφωνητικός, den die Gemeinde dem Statthalter entweder schriftlich zugehen oder durch eine Deputation halten ließ, um den Dank für seine Entscheidung auszusprechen. Darin war der Gang der Ereignisse geschildert: 'Göttliche Güte hatte zu dieser Audienz gerade den Diogenes kommen lassen, ein Gott die Abgabe des Gutachtens vorgesehen, wie es denn schon ein Werk der gnädigen Tyche war, daß der Kaiser selbst gerade an Dich in unserer Angelegenheit schrieb, der Du vorher schon eingegriffen hattest. So aber lautete das Gutachten.' Der Statthalter hat den Passus der Rede, der das Verfahren schilderte, mit zu den Akten gegeben. Die Rolle des Diogenes erhält zunächst eine Parallele aus [Iulian.] ep. 35, den ich GGN. a. a. O. erläutert habe. Der Sprecher dieser Rede tritt vor dem römischen Beamten genau so für die Argiver ein, wie hier Diogenes für die Gemeinde der Pantalioten. Allerdings ließ sich die Stellung jener Sprecher zu den Argivern und dem Beamten ebensowenig erkennen wie bisher die des Diogenes zu den Pantalioten und dem Beamten. Aber ein Unterschied ist vorhanden, der weiter hilft. Die Sache spielt 238/39, also nach der Constitutio Antoniniana. Ein Mann von ersichtlicher Autorität, wie dieser Tyrier Diogenes, hat also die

ἀνέγνων (recognovi).[20]) Dadurch gewannen sie urkundenmäßige Rechtskraft, zugleich auch Publizität, sie wurden von Amts wegen veröffentlicht, das hieß *προτιθέναι*, und dann in amtlichen Archiven deponiert[21]), so daß auch für privaten Gebrauch Abschriften von ihnen genommen werden konnten.

Diesen Amtstagebüchern der einzelnen Beamten nicht gleich, aber analog gebildet, müssen die Amtsjournale gewesen sein, welche in römischer Zeit von Gemeinden — richtiger von bestimmten, die Gemeinde repräsentierenden Körperschaften — geführt wurden und gleichfalls den Namen commentarii, *ὑπομνηματισμοί* trugen. Ihre Existenz war bis

Civität gehabt, während sie dem Fürsprecher der Argiver sicher fehlte. Ich möchte also *Διογένης ὁ Τύριος ὁ π[άτρων | ἡμῶν]* zu bedenken geben. Das sind genau soviel Buchstaben wie MOMMSENS *π[ραγμα|τικὸς]* und das Pränomen *ἡμῶν* in dem im Namen der Gemeinde gehaltenen Prosphonetikos zu finden, kann nur natürlich erscheinen.

20) Daher konnte Aristides (L § 78) von einem Spruche (*γνῶσις*) des Prokonsuls Severus schreiben: *ταῦτ' εἶπε δημοσίᾳ, ταῦτ' ἐνέγραψε τοῖς ὑπομνήμασιν*, wenn *ἐνέγραψε* natürlich auch nur 'er ließ aufnehmen' bedeutet. Sehr charakteristisch ist übrigens, was sich aus dem Traum des Aristides und besonders seinen daran geknüpften Erwägungen über die Möglichkeit der Fälschung der *ὑπομνηματισμοί* durch Bestechung erschließen läßt (§ 80—82); höchst verdächtig ist es daher, wie er von dem ihm hernach sehr gefälligen legatus iuridicus, der dem Prokonsul fast ein *γραμματεύς*, Kabinettschef, war, den Verdacht der Bestechung abwälzt durch Nachrechnung, wie teuer ihm die ganze Sache durch laufende Ausgaben zu stehen gekommen sei, nämlich etwa 500 Drachmen, gerade die Summe, die ihm der Gott im Traume als Bestechungssumme angegeben hatte. — Übrigens hatten natürlich die Entscheidungen des Beamten, auch wenn sie in das Amtstagebuch aufgenommen und veröffentlicht waren, nur für die Zeit seiner Amtsführung Gültigkeit, weshalb sich Aristides § 83 Gedanken macht. — Der Grund, weshalb Aristides sich an jenen mächtigen Mittelsmann wendet, war einfach der, daß dieser curator Smyrnae war, *ἦν ἐπὶ τῆς διοικήσεως τῆς περὶ Σμύρναν*, und Aristides als Smyrnäer Atelie erreichen wollte. Übrigens vermeidet der Redner wieder den griechischen Terminus *λογιστής* (Real-Enc. IV 1807), weil er noch puristischer als Philostratos ist, der einfach '*Ροῦφος τοὺς Σμυρναίους ἐλογίστευε* (v. s. p. 19, 25) sagt.

21) WILCKEN, Alexandrinischer Antisemitismus S. 49 (Abh. Sächs. Ges. d. W. 1909 XXVII); vgl. PREISIGKE, Girowesen S. 283.

zu Wilckens Untersuchungen nur für den athenischen Areopag bezeugt, bis Mommsen bei Wilcken (S. 110) aus der Inschrift CILXI 3614 das Gemeindetagebuch auch für das municipium Caere für das J. 113/14 n. Chr. nachwies: descriptum et recognitum factum in pronao aedis Martis ex commentario quem iussit proferri Cuperius Hostilianus per T. Rustium Lysiponum scribam. Die Anführung daraus trägt nach Vorausschickung des Jahres- und Tagesdatums die Überschrift: Commentarium cottidianum municipi Caeritum, inde pagina XXVII Capite VI.

Dem Osten gehört der aus Puteoli stammende Beleg vom J. 174/5 über die Amtstagebücher der Bule von Tyrus an (CJG. 5853, 20 = IG XIV 830, Dittenberger IO. 595; I Imp. Rom. 421) *ἀπὸ ἄκτων βουλῆς ἀχθείσης κα̅ Δίου τοῦ ἔτους τ̅.*[22]) Ein weiteres, aus einer reingriechischen Polis stammendes Beispiel bietet die bisher hierfür nicht herangezogene I. v. Priene n. 246, die dem 3. Jhd. n. Chr. anzugehören scheint: *Ἡ λαμπροτάτη Πριηνέων Ἰώνων πόλις καὶ ἡ κρ(ατίστη) βουλὴ καὶ τὸ φιλοσέβαστον συνέδριον τῆς γερουσίας ἐτείμησαν κατὰ τὰ πολλάκις ὑπὸ αὐτῶν ἐν κοινῷ δι' ὑπομνημάτων λογισθέντα ἐπὶ βουλεκκλησιῶν καὶ διὰ ψηφισμάτων ὑπὲρ ὧν ἐποιήσατο διὰ τῶν ἀρχῶν περὶ τὴν πόλιν ἀναλωμάτων Μ. Αὐρ(ήλιον) Τατιανὸν β κτλ.*, d. h. Volk, Rat und Gerichte von Priene haben den M. Aurelius Tatianus II in ihren zu wiederholten Malen protokollierten Plenarbeschlüssen der Bulekklesiai[23]) und in Volksbeschlüssen geehrt für die Aufwen-

22) Herübernahme des lat. acta ist mir aus Inschriften und Papyri sonst nicht begegnet. Als frühesten, mit dem tyrischen etwa gleichaltrigen Beleg führen die Wörterbücher Iustin. apol. I 35 an. *ἀκτάριος* (beim Heere) ist für 143/4 durch BGU. III 741, 4 belegt; für *ἀκτουάριος* weist aus späterer Zeit Wessely, Wien. Stud. 1902 XXIV 123 noch wenige Stellen nach. Der Beamtentitel wurde natürlich leichter übernommen. Zur Zeit des M. Antonius scheint in Tyrus noch die rein hellenistische Ordnung des Urkundenwesens bestanden zu haben: Ioseph. Ant. XIV 319; s. A. Wilhelm, Beitr. z. gr. Inschriftenkunde S. 245.

23) Über die sonst unbelegte *βουλεκκλησία* eine Vermutung unten S. 33; *λογισθέντα* heißt '(ihm) in Anrechnung gebracht', dann gebucht.

dungen, die er gelegentlich seiner Ämterverwaltung (am Schlusse der Inschrift spezifiziert) für die Gemeinde gemacht hat. Hier stehen die ὑπομνήματα der Bulekklesiai den ψηφίσματα natürlich von Rat und Volk genau so gegenüber, wie der ὑπομνηματισμός des Areopag neben dem ψήφισμα in unserer Inschrift steht. Eine analoge Beobachtung macht man endlich auch an den Urkunden des Thessalischen Bundes aus der Zeit nach der Neuordnung der Provinzen durch Augustus. Hier wird bei den Beschlüssen der Bundesversammlung der σύνεδροι zwischen ψήφισμα und ὑπομνηματισμός geschieden. So bezeichnet sich der lange Bundesbeschluß (Z. 13 ἔδοξεν τοῖς Θεσσαλοῖς) aus Larisa IX 2, 507 selbst als ψήφισμα[24]), dagegen bietet 627 λικίου(?) υ[ἱὸς | Ἀριστοφ|[24a]) ἥρωσ | κ]ατὰ τὸν τῶ[ν | σ]υνέδρων [ὑπο μ]νηματισ[μὸν | καὶ κα]τὰ τὸ. Die beiden Urkundengattungen stehen hier nicht wie in Athen zueinander. In Athen werden sie von verschiedenen Körperschaften ausgestellt, Areopag und Ekklesie, hier von einer und derselben, den Synedroi. Die letzte Zeile der Inschrift wird man nach athenischem Muster zu ergänzen haben: καὶ κα]τὰ τὸ [ψή|φισμα τοῦ δήμου (vgl. 624 ψηφισαμένου τοῦ δήμου) mit oder ohne den Zusatz τοῦ Λαρ(ε)ισαίων (vgl. 617. 618), so daß nun das Nebeneinander von ὑπομνηματισμός des Bundes und ψήφισμα der Gemeinde eine noch genauere Parallele zu Athen bildet. Der Unterschied ist aber der, daß

24) Z. 33 [ἀνα γρ]ά[ψ]αι τὸ [ψήφ]ι[σμ]α [τοῦ]το εἰς κίονα λιθίνη[ν], die Lesung ist an sich sehr unsicher, steht in ihrem Tenor aber völlig fest, besonders auch durch die Formel εἰς κίονα λιθίνην; s. u. S. 24.

24a) Kern hat Ἀριστοφ[ῶν ergänzt, allein, wenn das von ihm eingesetzte υἱὸς richtig ist, hat hier der eigentliche griechische Name des Vaters in der üblichen Weise als Kognomen nach dem römischen Gentilicium gestanden. Die Zeile wird dadurch notwendig etwas länger als die vorhergehenden; das erklärt sich aber aus der Absicht des Steinmetzen, vor dem zu isolierenden ἥρως mit voller Zeile zu schließen. Übrigens handelt es sich, wenn man den in Thessalien häufigen Namen Ἀριστοφ[ίλου einsetzt, nur um eine Stelle, denn Z. 5 steht [μὸν] mit [ίλου] auf gleicher Vertikale.

sich so in Thessalien zwei von verschiedenen Instanzen, Bund und Gemeinde, ausgehende *ψηφίσματα* ergeben, während in Athen anscheinend dem Volksbeschluß nur der *ὑπομνηματισμός* des Areopags gegenübersteht. Auf die Frage, wie nun die beiden Urkundenarten des Synedrions formal geschieden waren, wird weiter unten zurückzukommen sein.

Die vorgeführten lassen eine weitere Verbreitung der Führung von Amtstagebüchern in den örtlichen Verwaltungen zur Kaiserzeit erschließen, als unsere epigraphische Überlieferung — denn die literarische zählt hier nicht — zu erkennen gibt. Die Ursachen ihrer Unergiebigkeit sind das Festhalten an den aus der Zeit der freien Polis überkommenen Beurkundungsformen und die Spärlichkeit umfangreicherer Aufzeichnungen über Handlungen der Gemeindeverwaltung überhaupt; die Steinurkunde war zu kostspielig für die verarmten Gemeinden, dazu war das Beurkundungswesen durch Anlage staatlicher Archive seit der hellenistischen Zeit umgestaltet, wodurch für die Erhaltung der Urkunden auf andere Weise als durch die Dauerhaftigkeit des Beschreibmaterials vorgesorgt war. So ist uns vollends eine ins einzelne gehende Vergleichung der Beamten- und Gemeindetagebücher versagt, doch läßt die athenische Urkunde in zwei wichtigen Punkten Übereinstimmung zwischen den beiden Gattungen erkennen. Ich spreche nicht von der Datierung — sie versteht sich bei Urkunden von selbst —, sondern von der wichtigeren Tatsache, daß den *ὑπομνηματισμοί* des Areopags auch fremde Aktenstücke eingefügt wurden und ihnen Publizität zukam. Den Motiven für den Areopagbeschluß fehlt jeder Eigenname, der erkennen ließe, auf wen der Beschluß sich bezieht. Der Geehrte heißt einfach *νεανίας διασημότατος*, als Adressaten werden allgemein *γονεῖς* und *πάππος* genannt; das war nur möglich, wenn dem *ὑπομνηματισμός* das *ψήφισμα* beigelegt war, durch das er veranlaßt wurde. Die Weihinschrift selbst wird vollständig gegeben, aber nicht, um die Motive zu ergänzen; daß sie hierzu tatsächlich nicht dienen sollte, geht einfach daraus hervor, daß sie nicht nur den Namen

der Mutter nicht nachbringt — der wäre bei Nennung des Vaters vielleicht zu entbehren —, sondern auch den des Großvaters ausläßt, so daß der *πάππος* völlig unbestimmt bleibt. Der vollständige Text der Weihung sollte aber, wie schon gesagt, die Abweichungen von der im Psephisma vorgeschlagenen Fassung festlegen. Diese Korrektur setzt also ebenso wie die Unvollständigkeit der Motive das Vorhandensein eines Schriftstückes bei den Akten voraus; ohne dieses wäre das Fehlen der Namen eine nicht geringere urkundliche Unmöglichkeit gewesen, wie es die Auslassung des Datums sein würde. Zweitens die Publizität: Dieses skizzenhafte Protokoll wird von den leitenden Beamten des Areopags auf ausdrücklichen Beschluß der Körperschaft mit dem Staatssiegel versehen; das entspricht dem *ἀνέγνων* oder recognovi in den *ὑπομνηματισμοί* der Beamten. So beglaubigt geht es an die Eltern, und die Familie darf es in Stein einhauen lassen und öffentlich ausstellen; der Areopag übergibt also den *ὑπομνηματισμός* den Interessierten zum *προτιθέναι*. Das ist altgriechische Gepflogenheit. Die Mehrzahl der athenischen Ehrendekrete ist ja auf eigene oder so gut wie auf eigene Kosten der Geehrten in Stein eingegraben worden.

Endlich noch eine stilistische Übereinstimmung, die sich bei dem Vergleich der syntaktischen Form der beiden athenischen Aktenstücke aufdrängt. Das Psephisma wahrt die alte Periode, die mit dem solennen *ἐπειδή* den die Motive gebenden Vordersatz einleitet: *ἐπειδὴ συμβέβηκεν . . . δεδόχθαι*. Der *ὑπομνηματισμός* kleidet dagegen die Motivierung in die kürzere Form des Genet. absol. *μετηλλαχότος . . . νεανίου . . . ἀναθεῖναι*; dem Participium ist das den ganzen Satz regierende *ἔδοξε* vorausgeschickt, die alte feierliche Periode also gesprengt. Die in Papyri erhaltenen *ὑπομνηματισμοί* zeigen zwei Stiltypen. Der eine ist der des in kurzen Hauptsätzen erzählenden Referates. Er findet sich bei einfachen Angaben über laufende Tagesereignisse (z. B. Wilcken, Grundzüge I 2 n. 41) und in den Akten, die das nackte Protokoll der Verhandlung in Frage, Antwort, Urteil geben; diese Form

ist nach dem bisher vorliegenden, nicht kleinen Beurteilungsmaterial entschieden selten. Der zweite Typus wird durch das Einsetzen mit einem Genetivus absolutus charakterisiert, in dem die Nebenumstände vorausgeschickt werden. Er ist für diese Fälle durchaus als der normale zu bezeichnen, zumal auch jene einfachen Verhandlungsprotokolle vielfach mit dieser Konstruktion eröffnet werden. Eine ganze Serie von Musterbeispielen enthält der Pap. Cattaoui (Arch. f. Pap. III 57) vom ersten Akt an: *Λουκίας Μακρίνας διὰ Φανείου ῥήτορος εἰπούσης — Λοῦπος εἶπεν*, und selbst mit zweitem, in einen abhängigen Satz eingeschobenem Gen. abs.: *Χρώτιδος διὰ Φιλοξένου ῥήτορος εἰπούσης — συνεληλυθέναι Ἰσιδώρῳ . . . μετὰ ταῦτα δὲ στρατευσαμένου ἐκείνου — ἐσχηκέναι . . ., ἀναγνωσθείσης διαθήκης Ἰουλίου . . . Λοῦπος λαλήσας . . . εἶπεν*; dabei hängt von *εἰπούσης* eine große Periode, mit Infinitiv- und *ὅτι*-Konstruktion, sowie einem Relativsatz ab, so daß die ganzen absoluten Konstruktionen *εἰπούσης — ἀναγνωσθείσης* neun Zeilen (IV 2—10) umfassen. Noch schlagender ist vielleicht BGU. 136, 5 ff. *Βερνεικιανοῦ ῥήτορος εἰπόντος Πενθέα . . . τετελευτηκέναι, κατὰ δὲ τοὺς νόμους . . . συντεταχέναι . . ., ἀποθανόντος δὲ τοὺς ἀντιδίκους . . . ἐνσεσικέναι . . . ἀντιλαμβανομένους μήτε λόγους τετάχθαι μήτε γραφὴν . . . κατακεχωρικέναι μήτε τροφὰς . . . κεχορηκέναι | Διονυσίου καὶ Ἁρποκρατίωνος ῥητ(όρων) ἀποκριναμένων . . . πολλὰ καταλελοιπέναι, ζημείας οὖν — ἀξιοῦν, εἰ βούλεται . . . κατέχειν τὰ πατρῷα, παραδοχὴν γενέσθαι . . ., διαβεβαιουμένου τοῦ Πασίωνος μὴ γεγονέναι τὸν πατέρα . . . | Κλαύδιος . . .: Ὁ τοῦ νομοῦ κτλ.*, wo das Verbum finitum *εἶπεν* ausgelassen ist. Ich habe diese lange, über 15 breite Zeilen umfassende Periode hier im Umriß ausgeschrieben, um zu zeigen, daß gerade wie in den Psephismen der Vordersatz mit *ἐπειδή* ins Ungemessene anschwellen kann, so im hypomnematischen Stil die Partizipialkonstruktionen außerordentlich weite Rahmen für Einschubsätze jeder Art abgeben können.

Für weitere Beispiele verweise ich auf POx. 40, 4; 237 VII 20—25 (Petition der Dionysia), BGU. 361 II 12, PTebt. 291, 2. Die Vor-

liebe für die Partizipialkonstruktion geht so weit, daß sie selbst in die Sentenz des Richters Einlaß erhält: Arch. f. Pap. III 341 '*demonstrantae* (l. *-te*) *suscepto tuo*', was die 'ἑρμηνεία' mit *ὑποδικνύντος τοῦ ὑπὸ σοῦ συνηγορουμένου* wiedergibt (322 n. Chr.), während der Entscheid natürlich in feierlicher Form erfolgte, wie PLips. 38 I 16 bestätigt, wo die Sentenz des Präses Thebaidos mit *ἐπειδή* einsetzt. Nirgend bin ich einem Eingang von Protokollen mit vollem Nebensatz begegnet. Es findet sich die Vermischung beider Typen und sie ist besonders beweisend: BGU. 347 (= Wilcken, Grundzüge I 2 n. 76) *ἠσπάσατο* (der Oberpriester) *τὸν λαμπρότατον ἡγεμόνα καὶ μετὰ ταῦτα . . . Πανεφρέμμει . . . προσαγαγόντος . . . καὶ ἀξιώσαντος . . . ἀναδόντος τε τὴν . . . ἐπιστολὴν . . ., ἐπύθετο . . . εἰ . . . . . Εἰπόντων . . . εἶναι* [*Οὔλπιος*] . . *ἐκέλευσεν*; ebenso geht in der nicht mehr sicher zu ergänzenden Stelle BGU. 5 II 18—22[25]) die Konstruktion von einem *κατήντησαν* in *αἰτησαμένων . . . καὶ τοῦ Ἥρωνος ἀξιώσαντος* über. So fest sitzt eben die Partizipialkonstruktion im hypomnematischen Stil, daß die Protokollführer unwillkürlich in sie hinübergleiten. Ein inschriftliches Beispiel endlich bietet der bekannte *ὑπομνηματισμός* des Königs Antiochos — welches, steht nicht fest — in Sachen des Dorfes Baitokaike[26]); er beginnt: *προσενεχθέντος μοι περὶ τῆς ἐνεργείας θεοῦ Διὸς Βαιτο*[*καίκης*] *ἐκρίθη συγχωρηθῆναι κτλ.* Dies Zeugnis behält seine Kraft, wie man auch die von Laqueur aufgeworfene Echtheitsfrage dieses Dokuments[27]) beantworte; denn es handelt sich hier um eine Stileigentümlichkeit einer Urkundengattung, und so lange diese besteht, wird jene beobachtet werden, in echten Stücken kaum strenger als in unechten, wenn anders dem Fälscher daran liegen muß, auch durch die äußere Form seinem Machwerke den Schein

25) Zur Lesung von Z. 19 s. Preisigke, Berichtigungsliste der griech. Pap. S. 7.

26) Dittenberger IO. 262; Dessau, Inscr. Lat. sel. n. 540; beides überholt durch Lucas, Griech. u. lat. Inschr. aus Syrien usw. S. 21 (Sonderabdruck aus Byz. Zschr. 1905, XIV) nach neuer Lesung.

27) S. den Exkurs u. S. 96.

der Echtheit zu geben. Ich habe deshalb auch die Papyruszeugnisse ohne Datum lassen können; sie fallen sämtlich in die Zeit vom 1. bis 4. Jhd. und zeigen, daß der Hypomnematismos der athenischen Körperschaft dem des römischen Beamten auch in stilistischer Hinsicht entsprach. Natürlich ist die absolute Partizipialkonstruktion als Kürzungsform der Hypotaxe für das Protokoll die gegebene Ausdrucksweise, aber sie ist doch nicht die einzig mögliche, wie die daneben stehende seltenere Parataxe beweist. Daher mußte auch auf die Übereinstimmung zwischen den Dokumenten aus Athen und Ägypten hingewiesen werden, die insofern an Bedeutung gewinnt, als die Rechtsquelle dieser Dokumente eine verschiedene ist. Das führt auf die Form des Zustandekommens des areopagitischen Hypomnematismos.

Die Rechtskraft der ägyptischen Akte dieser Art fließt aus dem Erkenntnis oder Befehl (*κρίνειν*, *κελεύειν*, *λέγειν*, *ἀποφαίνεσθαι*) des einzelnen Beamten in Ausübung seiner magistratlichen Potestas; sie sind für seinen Amtsbereich und zunächst nur für seine Amtszeit bindend. Der athenische Akt beruht auf der Ausübung des verfassungsmäßigen Rechtes der Körperschaft, entweder selbständig oder in Verbindung mit anderen staatlichen Organen für die Gesamtgemeinde bindende Bestimmungen zu treffen, die zeitlich in ihrer Rechtswirksamkeit nur durch Beschlüsse der gleichen Instanzen beschränkt oder aufgehoben werden könnnen, falls nicht — das ist für die römische Zeit natürlich hinzuzufügen — die Reichsregierung kraft ihres Souveränetätsrechts eingriff. Da der Wille einer Körperschaft nur durch Abstimmung welcher Art auch immer festgestellt werden kann und sich in der Form eines Beschlusses darstellt, ist der *ὑπομνηματισμός* des Areopags ein Beschluß: *ἔδοξεν* steht da. Also ist die Bezeichnung *δόγμα* in der Formel *κατὰ τὰ δόξαντα τῷ . . . συνεδρίῳ* (*τῇ ἐξ Ἀ. π. β.*); (*τοῖς*) *Ἀρεοπαγίταις* oder *δόγματι τῶν . . Ἀρεοπαγιτῶν* (*τοῦ συνεδρίου*) terminologisch durchaus genau, dagegen ist festzuhalten, daß die daneben stehenden Wendungen *ψηφίσματι τῆς ἐξ Ἀ. π. β.* oder *ψηφισαμένης τῆς ἐξ*

A. π. β.[28]) formal unrichtig sind, wenn sie sachlich auch verständlich sind, da ja jedes Abstimmen in einer Körperschaft zu dieser Zeit mit *ψηφίζεσθαι* bezeichnet werden kann. Schon weil zweifellos *ψήφισμα* dem formellen Volksbeschlusse vorbehalten war, wird diese an sich auch seltenere Benennung eines Areopagbeschlusses nicht dem amtlichen Gebrauche entsprechen. Man darf dessen um so sicherer sein, als *δόγμα* und *συνέδριον* seit der hellenistischen Zeit zusammengehörige Bezeichnungen sind und in Athen niemand auf die Benennung *συνέδριον* statt des uralten und stets allein offiziell gebliebenen *βουλή* für den Areopag kommen konnte, wenn nicht in der amtlichen Bezeichnung der Beschlüsse des Areopags als *δόγματα* eine Verleitung zu der ungenauen Benennung der Körperschaft selbst gelegen hätte. So heißt es denn nie *ψηφισαμένου τοῦ συνεδρίου τ. Ἀ.*, wohl aber *κατὰ τὰ δόξαντα τῇ . . . βουλῇ*. Im Thessalischen Bunde heißt der Beschluß des *συνέδριον* allerdings *ψήφισμα* (o. S. 18); allein in dieser Bundesverfassung stand neben dem *συνέδριον* keine *βουλή*, die zusammen mit einer Ekklesie auch ein *ψήφισμα* beschließen könnte; in ein und demselben Staate war die Scheidung der Terminologie zwischen zwei bestehenden Ratskörperschaften geboten. Der Areopag wird es gemeinhin bei einem protokollierten Beschluß, also bei dem *ὑπομνηματισμός* haben bewenden lassen, zumal die Sparsamkeit mit inschriftlicher Dokumentierung im allgemeinen Zuge der Zeit lag; daher haben wir keine weiteren Beispiele erhalten, wie ja auch die Zahl von athenischen Psephismen aus römischer Zeit für uns eine äußerst geringe ist. Sollte aber einmal ein Areopagbeschluß in feierlicher Form ausgefertigt werden, so konnte es nur unter dem Namen eines *δόγμα* geschehen.

Diese Unterscheidung zwischen der Terminologie der Urkunden der beiden athenischen Ratskörperschaften wird durch die Sprache des Hypomnematismos selbst bestätigt. Das Präskript nach dem Jahresdatum lautet: *μηνὸς Βοηδρομιῶνος*

28) [Die Belege für die verschiedenen Formulierungen verzeichnet Larfeld, Handbuch der griechischen Epigraphik II S. 861.]

πέμπτῃ ἀπιόντος· Ἄρειος πάγος ἐν Ἐλευσεῖνι· λόγους ἐποιήσατο Τειμοσθένης Καλλιστομάχου Ἀναφλύστιος. Das einfache Tagesdatum gegenüber dem doppelten im Psephisma (o. S. 5) ist berechtigt; für den Areopag kommen die Prytaniemonate nicht in Betracht, da sie auf der Geschäftsordnung der anderen Körperschaft beruhen. *Ἄρειος πάγος ἐν Ἐλευσεῖνι* hat sein Entsprechen in Psephismen, besonders hellenistischer Zeit: *βουλὴ ἐν βουλευτηρίῳ* (*καὶ ἐκ τοῦ βουλευτηρίου ἐν τῷ Ἐλευσινίῳ*) und *ἐκκλησία ἐν Πειραιεῖ*, allerdings weicht die rein geographische Angabe von dem älteren Gebrauche ab, der *ἐν τῷ Ἐλευσινίῳ* forderte[29]); aber das war sicher spätere Ausdrucksweise, denn so steht auch in dem schon oben (Anm. 10) berührten Psephisma IG. III 2, (= ed. min. 1072 [hier falsch ergänzt]) 3 hadrianischer Zeit: *βουλὴ ἱερὰ ἐν Ἐλευσεῖνι*, weil der Name der ehemals eximierten Polis Eleusis für den Athener nur noch den Begriff des *ἱερόν* erweckte. Unerhört ist aber nicht nur in athenischer Amtssprache, sondern überhaupt für die Terminologie der Beschlüsse griechischer Körperschaften die Formel für den Antragsteller: *λόγους ἐποιήσατο.* Das stammt aus dem Formular des römischen Senatus consultum, ist die in der Viereckschen Sammlung immer wieder belegte Übersetzung von verba fecit (fecerunt).

Ganz ebenso unerhört in sonstiger griechischer Amtssprache ist die Angabe über die Wahl der Abordnung, welche dem Betroffenen das Beileid der Gemeinde aussprechen soll: *κατεστάθη αἵρεσις* statt der im Psephisma gewahrten alten Formel *πρέσβεις εἱρέθησαν* (o. S. 11). Ich habe seit etwa zwanzig Jahren auf das Vorkommen von *αἵρεσις* in der Bedeutung von 'Ausschuß' oder 'Kommission' geachtet und nur ein Beispiel gefunden, auf das ich bei Immischs Sonderbehandlung des pseudoplatonischen Axiochos aufmerksam wurde[30]) (367 A): *καὶ πᾶς ὁ τοῦ μειρακίσκου πόνος ἐστὶν ὑπὸ σωφρονιστὰς καὶ τὴν ἐπὶ τοὺς νέους αἵρεσιν τῆς*

29) [Andoc. de mysteriis 111; IG. II 431 (= ed. min. 848), 30—31.]

30) [Otto Immisch, Philologische Studien zu Plato, I. Heft: Axiochus S. 14 f.]

ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς, also von einem Ausschuß, hier dem Erziehungsausschuß, wieder des athenischen Areopags. Das ist kein Zufall, vielmehr stellt sich αἵρεσις in dieser Bedeutung als ein spezifischer Terminus aus der Geschäftsordnung und Sprache des athenischen Areopags dar. Die Sonderbarkeit des Ausdrucks wird noch durch das Verb erhöht; denn auch καθιστάναι von der Bestellung einer Gesandtschaft ist der Terminologie der alten Polis völlig fremd. Wenn das Psephisma die alte amtliche Ausdrucksweise wahrt, der amtliche Hypomnematismos dagegen eine andere wählt, so liegt darin ein beabsichtigtes Abweichen der Bureausprache des Areopags von der der alten Verfassung unverkennbar ausgesprochen.

Als die Römer dem Areopag erhöhte Bedeutung in der athenischen Kommunalverfassung gaben, haben sie zugleich seine Geschäftsführung neugeordnet und umgestaltet. Den Beweis liefern dafür das romanisierende λόγους ἐποιήσατο nicht weniger als die Einführung der Beurkundung durch den Hypomnematismos, die der demokratischen Verfassung völlig fremd ist. Das führt zum dritten Teile der Interpretation unserer Urkunden, der die aus ihnen sich ergebenden Erkenntnisse für die Organisation Athens zur Römerzeit in die bereits bekannten Tatsachen einzureihen hat.

Verfassungsrechtliche Folgerungen.

Die Darlegung der den Urkunden zugrunde liegenden Voraussetzungen oder in ihnen enthaltenen Angaben über die athenische Kommunalverfassung erfordert eine kurze Revision unserer Kenntnis von dem gegenseitigen Verhältnis der drei in Athen bestehenden Körperschaften. Vorweg sei bemerkt, daß das Material für verfassungsrechtliche Untersuchungen des römischen Athen besonders unzulänglich ist. Einmal sind die auswertbaren inschriftlichen Zeugnisse — die literarischen kommen kaum in Betracht — an Zahl äußerst gering, zweitens ist ihre Ausdrucksweise vielfach ungenau, entbehrt leicht der rechtlichen Schärfe, so daß man die vor-

kommenden älteren Termini, namentlich wenn sie vereinzelt auftreten, nicht pressen darf; hier kann nur die Masse der Zeugnisse beweisen. Ferguson[31]) hat mit der Lässigkeit in der Ausdrucksweise dieser späten, dazu meist von privater Seite ausgehenden Inschriften nicht genügend gerechnet und daher auch Verfassungsänderungen aus den Inschriften herausgelesen, deren Annahme einer sonstigen positiven Beglaubigung entbehrt und bei richtiger Auffassung von der Stellung der drei Körperschaften zueinander überflüssig erscheint. Er berücksichtigt auch nicht, daß von einem Wechsel zwischen Oligarchie und Demokratie im eigentlichen Sinne unter der römischen Oberhoheit nicht wohl die Rede sein kann. Die römische Regierung hatte die Macht und nahm sich daher das Recht, je nachdem die Kompetenzen der kommunalen Verfassungsorgane zu ändern, zeitweise zu verkürzen oder aufzuheben und wiederherzustellen. Der Grundcharakter der Verfassung bleibt dabei derselbe; solche Änderungen sind für diese Zeit einfache Regierungsmaßnahmen.

Athen hat eben seine demokratische Verfassung in dem Augenblicke eingebüßt und gegen eine timokratisch-oligarchische Ordnung eingetauscht, wo die Römer den alten oligarchischen Rat vom Areopag den beiden demokratischen Körperschaften, der Bule und Ekklesie, nicht bloß an die Seite, sondern vorangestellt haben. Ob diese beiden zusammen oder nur einer von beiden beschließt, ist für das eigentliche Wesen der Verfassung gleichgültig; denn diese ist durch die führende Stellung des Areopags ein für allemal bestimmt. Es gilt eben, sich von der Vorstellung freizumachen, daß die Inschriften noch wirkliches Staatsleben widerspiegeln. In ihrer politischen Geschicklichkeit haben die Römer bei aller grundsätzlichen Änderung die alten äußeren Formen weiter bestehen lassen; diese Fossilien sind aber nicht mehr auf wirkliches Leben ausdeutbar. So muß man auch die Vorstellung aufgeben, das typische Schema des gegenseitigen Verhältnisses

31) [W. Scott Ferguson, Klio IX (1909) S. 323 ff. und Hellenistic Athens London 1911.]

der beiden demokratischen Körperschaften habe Geltung für die Römerzeit behalten. Natürlich ließen die Römer Bule und Ekklesie wie in den anderen griechischen Kommunen auch in Athen weiter bestehen; sie gingen in ihrer Rücksicht auf die bestehenden athenischen Institutionen sogar so weit, daß sie von der Einsetzung eines eigentlich regierenden, von ihnen dirigierten Beamtenkollegiums, dergleichen andere Politien ihnen in den Synarchien boten, absahen; denn das wäre für Athen eine tief eingreifende Änderung gewesen, weil dessen Demokratie eifersüchtig das Beamtentum niedergehalten, eine oligarchische Beamtengewalt nie zugelassen hat. Sie fanden statt dessen das Organ, durch welches sie ihrer Regierung den nötigen Einfluß auf die kommunale Verwaltung sicherten, in dem alten Areopag, dessen Zusammensetzung von ihnen derartig geregelt worden sein muß, daß er das gewollte timokratisch-oligarchische Element in die Ordnung trug, dessen Machtbefugnisse so bemessen gewesen sein müssen, daß er seinen Charakter der ganzen Verfassung aufprägen konnte, bei dessen altgeheiligter Stellung und in hellenistischer Zeit allgemach gewachsenen Autorität die neue Ordnung als wirkliche Rückkehr zur *πάτριος πολιτεία* ausgegeben werden durfte. Natürlich ließen sie wie in den übrigen griechischen Städten es auch darin beim alten, daß Bule und Ekklesie noch gemeinsame Beschlüsse als *ψηφίσματα* im Namen der *πόλις* fassen konnten, für die der Rat sein *προβούλευμα* an das Volk brachte. Aber die Gleichheit war eine äußerliche: das Grundgesetz der demokratischen Verfassung: *οὐκ ἔξεστιν οὐδὲν ἀπροβούλευτον . . . ψηφίσασθαι τῷ δήμῳ* (Aristot. rp. Ath. 45, 4) war aufgehoben. Der alte Geschäftsgang konnte, wie ich sagte, wohl noch befolgt werden, aber er mußte es nicht mehr. Zu Beginn des III. Jahrhunderts[32]) lautet ein Präskript: *ἀγαθῆι τύχηι δεδόχθαι τῶι δήμωι*; daß hier ein reiner Volksbeschluß ohne Probuleuma des Rates zustande gekommen ist, stellt gegen jede Ausdeutelei das Postskript fest: *γενέσθαι δὲ τὴν*

32) [IG. III 5; vollständiger ed. min. 1078; Dittenberger Syll.[3] 885.]

γνώμην ταύτην φανερὰν καὶ τῆι ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆι καὶ τῆι βουλῆι τῶν φ καὶ τῶι ἱεροφάντηι καὶ τῶι γένει τῶν Εὐμολπιδῶν.[33]) Die Ekklesie macht also von ihrem Beschluß nur Mitteilung, und zwar an den Rat nicht anders als an die Eumolpiden, die doch nie in einem bedingenden Verhältnis zu der regierenden Betätigung der Volksversammlung gestanden haben. Und dieser Beschluß der Volksversammlung hatte an sich bindende Kraft für die gesamte Gemeinde; darüber läßt der Ausdruck *φανερὰν γενέσθαι* ebensowenig wie die Tatsache seiner Aufzeichnung auf Stein einen Zweifel aufkommen. Umgekehrt liegen seit dem 1. Jahrh. v. Chr. Zeugnisse dafür vor, daß die Bule für sich, ohne Hinzuziehung des Volkes gleichfalls Beschlüsse fassen konnte (*δεδόχθαι τῆς βουλῆι*), die dadurch als *ψηφίσματα* für die Gesamtgemeinde ausgewiesen werden, daß sie die Unterschriften *ἡ βουλή* und *ὁ δῆμος* tragen oder mit *Ἀγαθῆι τύχηι τῆς βουλῆς καὶ τοῦ δήμου τοῦ Ἀθηναίων* beginnen.[34]) Ebenso finden sich zahlreiche Zeugnisse dafür, daß auch in der Kaiserzeit die Bule allein durch ihren Beschluß Ehrungen bestimmen oder gestatten konnte. Klar die Ordnung im einzelnen zu durchschauen, wird nie gelingen. Die Römer haben augenscheinlich die Kompetenzen verschieden zu verschiedenen Zeiten erteilt, je nachdem die beiden Körperschaften Ungefügigkeit oder Unfähigkeit an den Tag gelegt hatten. Da die jeweiligen Veranlassungen zu den Änderungen völlig unbekannt sind, ist der Wechsel der Verfügungen völlig unfaß-

33) [Ebenso sind Ehrungen ganz allein, ohne Mitwirkung der Bule, von der Ekklesie zuerkannt worden: *ὁ δῆμος Πόπλιον Κορνήλιον . . . ἀρετῆς ἕνεκεν* IG. III 591. 1; ferner 588. 593. 601—3. 771. 785. 795. 837. 865—7. 869. 873—877. 885 f. Diese Zeugnisse gehören allerdings sämtlich der Zeit von ca. 50 v. — 50 n. Chr. an. Es scheint demnach, daß dem Demos die selbständige Zuerkennung von Ehren genommen wurde, augenscheinlich, weil er in ihrer Zuerkennung oder Zulassung zu freigebig war; daß das Recht selbständigen Beschließens ihm aber auf anderen Gebieten blieb, beweist die im Texte behandelte Inschrift.]

34) IG. II 481 (= ed. minor 1039), 43; 60; 482 (= 1043), 52; 480 (= 1041), 7; 489 (= 1046).]

bar, im übrigen auch ziemlich gleichgültig, da es sich bei ihm zumeist nur um Verwaltungs-, nicht um Verfassungsverschiedenheiten handelt. Deshalb eben konnte das alte Band zwischen Rat und Volksversammlung so gelockert werden, daß beide die Möglichkeit freien Handelns hatten.

Bei der dritten Körperschaft, dem Areopag, fehlt sogar die Möglichkeit verfassungsmäßigen Zusammenwirkens mit den beiden anderen Versammlungen. Die Demokratie hatte den alten aristokratischen Rat herausgebrochen aus dem Organismus der Staatsmaschine; die Römer mußten um so weniger Veranlassung verspüren, in diesem Punkte zu ändern, als nur die Isolierung des Areopags ihnen diesen völlig in die Hand gab. Eine Bindung an die Ekklesie auch nur durch die Möglichkeit, einen Areopagbeschluß von dem Entscheid der Ekklesie in probuleumatischer Form abhängig zu machen, würde zudem unvereinbar mit der ganzen Verfassungsänderung gewesen sein, welche dem Areopag eine überragende Stellung zu geben und zu sichern bezweckte. Ebenso lag nicht der geringste Grund vor, den alten geschichtlichen Gegensatz zwischen den beiden Ratsversammlungen durch eine Geschäftsform zu überbrücken, welche gemeinsames Handeln beider bedingte. Es gibt ebensowenig ein *προβούλευμα* des Areopags, wie es einen Vorbeschluß des Rats für den Areopag gibt. Aber seit der Mitte des 1. Jahrh. v. Chr. liegen die inschriftlichen Beweise dafür vor, daß der Areopag endgültige Beschlüsse ohne Mitwirkung der anderen Körperschaften fassen konnte. Die relative Selbständigkeit, die so jeder der drei Körperschaften zugestanden war, bedeutete tatsächlich eine Schwächung zum mindesten des Rates und der Volksversammlung. Rom verfuhr auch hier nach seinem alten politischen Grundsatz des 'divide et impera'. Waren die Körperschaften alle oder auch nur zwei von ihnen in ihrem kommunalpolitischen Handeln aneinander gebunden, so traten sie in ihrer Vereinigung mit einer Autorität auf, die der einzelnen fehlen mußte, einer Autorität, der gegenüber selbst die römische Regierung im

Einzelfalle sehr wohl Bedenken tragen mochte, mit dem rauhen Griff des souveränen Bestimmungsrechtes das Selbstbestimmungsrecht der civitas libera et foederata Athen beiseite zu schieben. Jene Isolierung konnte zudem Zwiespältigkeiten entstehen und zutage treten lassen, und sie gaben der römischen Regierung freie Hand, sich auf die eine oder die andere Seite zu schlagen. Diese Auffassung bedeutet kein Hineinklügeln in die vorliegenden Tatsachen. Der Grad der Größe einer Ehrung hängt von der Höhe der Autorität ab, die sie erteilt; als höchste Autorität aber wird nach alter demokratischer Auffassung die Gesamtheit der Gemeinde gelten, wie sie sich in Rat und Ekklesie darstellte. Daher die Wendung *ἡ πόλις σύνπασα τὸν ἑαυτῆς εὐεργέτην τειμῶσα ἀνέστησεν* (IG. III 709; Mitte des 3. Jahrh.). Noch höher mußte in der oligarchischen Verfassung der römischen Periode natürlich eine Ehrung gelten, an der sich auch der Areopag beteiligte: *ἡ ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴ καὶ ἡ βουλὴ τῶν χ̄ (φ̄) καὶ ὁ δῆμος*[35]) oder in ungewöhnlicher, aber für uns, wie sich noch zeigen wird, lehrreicher Formel: *δόγματι τοῦ σεμνοτάτου συνεδρίου* (d. i. Areopag) *καὶ τῆς πόλεως συνπάσης* (IG. III 687 *a*).

Hiernach ist zu bemessen, was die Ehrung des jungen Lamprias unserer Inschrift in den Augen seiner Eltern und der Mitwelt bedeuten sollte. Eine Steigerung war in ganz außerordentlichen Fällen gelegentlich möglich, wie das Präskript für den Beschluß über die Beglückwünschung der Ernennung des Geta zum Mitregenten seines Vaters Septimius Severus und seines Bruders Caracalla lehrt (IG. III 10 = ed. min. 1077; etwa 209); diese Steigerung ist aber nicht durch eine weitere beschlußfassende Autorität erzielt worden — denn mehr als drei Körperschaften waren nicht vorhanden —, sondern nur durch eine Verstärkung der Autorität der beantragenden Faktoren und durch ein exzeptionelles Verfahren für die Beschlußfassung. Jene Verstärkung bestand darin, daß die

35) [IG. III 578; 604; 807; 808. 678; 768; 901; 907; weitere Stellen bei Larfeld II 861.]

beiden *βουλαί* sich zu dem betreffenden Vorschlag vereinigten: *ἀνεγνώσθη γνώμη τῶν συνεδρίων* z. 7; die Beschlußfassung fand in einer Gesamtversammlung der Räte und des Volkes statt; diese Versammlung, deren Protokoll dem der gewöhnlichen Ekklesie entspricht, heißt *βουλή* (z. 5 *βουλὴ συνήχθη ἐπὶ τοῖς εὐαγγελίοις*). Dies hat Swoboda (Die griechischen Volksbeschlüsse) S. 191 f. zutreffend gegenüber Neubauer (Atheniensium reipublicae quaenam Romanorum temporibus fuerit condicio, Halle 1882) festgestellt; nicht zutreffend ist dagegen seine Bezeichnung *προβούλευμα* für die *γνώμη τῶν συνεδρίων*, denn der Areopag kann verfassungsmäßig ein solches gar nicht fassen. Womit sie vor das Volk treten, ist eben ihre *γνώμη*, die zu Recht bestehen wird, ob nun die Ekklesie sie sich zu eigen macht oder nicht. Aber es kommt darauf an, völlige Einigkeit aller Faktoren nach Rom berichten zu können. Daher jene außergewöhnliche Versammlung, daher auch die Erwähnung der drei höchsten Beamten des *ἐπώνυμος*, *στρατηγὸς ἐπὶ τὰ ὅπλα* und *κῆρυξ τοῦ Ἀρειοπάγου* im Eingange der Vorlage. Diese Erwähnung ist völlig singulär und widerspricht der Verfassung, weil die aufgeführten Beamten unter dem Gesamtbegriff *ἄρχοντες* zusammengefaßt werden, als ob es in der Organisation des athenischen Kommunalverbandes eine *συναρχία* wie anderswo gäbe. Gemeinsame Sitzungen von Körperschaften, die sonst nicht zusammen tagen — altgriechisch würde man sie etwa *σύλλογος* genannt haben — sind in der Kaiserzeit, wo die *γερουσίαι* neben den *βουλαί* wieder zur Geltung kamen, vielleicht häufiger vorgenommen worden. Wenigstens liefert die (S. 17) herangezogene Inschrift aus Priene ein sicheres Zeugnis: *δῆμος*, *βουλή* und *γερουσία* tagen *ἐν κοινῷ* (*συνήχθη βουλή*); die gefaßten Beschlüsse werden entweder nur protokolliert im Amtstagebuch *δι' ὑπομνημάτον* oder zu offiziellen Beschlüssen, *διὰ ψηφισμάτων* erhoben. Es kann keine Frage sein, daß die *ὑπομνήματα* Bekundungen der *βουλαί* sind, *ψηφίσματα* Beschlüsse, für die ein *προβούλευμα* der *βουλή* an den *δῆμος*, wofür hier *πόλις* gesagt ist, eingebracht war. Das an sich

völlig rechtskräftige *ὑπόμνημα* der *βουλή* konnte natürlich auch als *προβούλευμα* fungieren, wenn die *βουλή* Wert auf die Zustimmung des *δῆμος* legte. So ergab sich neben dem *ὑπόμνημα* ein *ψήφισμα*; der schließliche Endbeschluß beruhte dann formal auf diesen beiden Willensakten zugleich. Die Analogie zu der athenischen Gesamtsitzung der Körperschaften ist also eine vollständige. Die beiden Räte treten mit ihrer *γνώμη*, die ohne weiteres Rechtskraft besessen hätte, hervor, und diese *γνώμη* fungiert wie im *προβούλευμα*, ohne daß sie ein solches von seiten des Areopags sein konnte oder von seiten des Rates zu sein brauchte. Dabei ist es natürlich gleichgültig, ob die *γνώμη* formal ein *ὑπομνηματισμός* oder ein *δόγμα* war; die allgemeine Bezeichnung verschleiert die Art der Willensbeurkundung. Der Name *βουλεκκλησίαι*, den solche Plenarsitzungen tragen, wird nun durch die athenische Analogie klar; es sind Zusammenberufungen der *βουλαί* und *ἐκκλησία*; denn die *γερουσία* ist, wie die adjektivische Bildung ihres Namens besagt, eine *βουλή*.

Wie die Miterwähnung der Beamten und die Berufung der Plenarsitzung einzigartige Erscheinungon in unserer Überlieferung sind, so auch endlich die Sanktionsformel (Z. 26f.: *δεδόχθαι τῇ ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῇ καὶ τῇ βουλῇ τῶν φ καὶ τῷ δήμῳ*; sie täuschten ein verfassungsmäßig bedingtes Zusammenwirken des Areopags mit den beiden anderen Körperschaften vor, das nicht bestand, auch nicht bestehen konnte, wie sich weiterhin noch klar herausstellen wird. Trotz so großer formaler wie sachlicher Abweichungen von der alten Ordnung der Väter haben die Verfasser des Aktenstückes gewagt, den Eingang mit den Worten zu schließen: *γνώμην ἀποφαίνουσιν κατὰ τὰ πάτρια.* Das ist ein Schwindel, der dem gleichen Zwecke diente, wie jene anderen Unregelmäßigkeiten, dem Beschlusse größtmögliche Autorität in den Augen der Kaiser zu geben.

Ich habe diese athenische Urkunde hier ausführlicher besprochen, um zu zeigen, welch ungewöhnlicher Maßregeln es auch für eine öffentliche Sache bedurfte, um eine Autorität

zu schaffen, die über die hinausging, welche für Privatangelegenheiten die höchste bleiben mußte, nämlich die übereinstimmende Erkenntnis vom Areopag und den beiden demokratischen Körperschaften. Es fragt sich nun, wie bei der vorher dargelegten Isolierung der drei Körperschaften eine solche Übereinstimmung herbeigeführt werden konnte. Für die zwischen Rat und Volk war der alte Weg über das *προβούλευμα* immer gegeben: wie aber gelangte man zu der zwischen Areopag und diesen beiden Versammlungen, wofür doch keine verbindende Geschäftsordnung von alters her überkommen war? Es gab zwei Wege. Den einen lernen wir aus den Lampriasurkunden erst kennen, von dem anderen reden die Inschriften seit langem, doch ist ihre Sprache, wie ich glaube, bisher nicht wirklich verstanden worden. Den Antrag auf die Ehrung des jungen Lamprias stellt in der Ekklesie dieselbe Person wie im Areopag: *Τειμοσθένης Καλλιστομάχου Ἀναφλύστιος*. Er trägt keinen Amtstitel. Folgt hieraus einerseits für die Ekklesie, daß Dittenbergers Aufstellung[36]), in römischer Zeit habe nur der *στρατηγὸς ἐπὶ τὰ ὅπλα* allein oder in Gemeinschaft mit anderen Beamten das ius agendi cum populo gehabt, wenigstens in dieser Form nicht haltbar ist, so erhebt sich andererseits für den Areopag die Frage nach dem Antragsrecht im Areopag. Es scheint ausgeschlossen, daß dieses Recht in einer Körperschaft so reservierter Stellung, wie sie der Areopag genoß, andern als Mitgliedern der Körperschaft selbst zugestanden habe; selbst der *στρατηγός* dürfte es nicht besessen haben, wie sich aus der weiterhin zu erörternden gegenseitigen Stellung von Ekklesie und Areopag ergeben wird.

Es ist hier noch nicht der Ort, über die Zusammensetzung des Areopags in römischer Zeit zu sprechen, so viel aber wird ohne weiteres zugegeben, daß die Areopagiten den ersten Familien der Gemeinde entstammten. Dies trifft für den Antragsteller

36) [Hermes 12 S. 15 ff; Swoboda (a. a. O. S. 190) diesem zustimmend. IG. III 44 ist unklar, so daß sich keine Schlüsse daraus ziehen lassen.]

Τειμοσθένης Καλλιστομάχου Ἀναφλύστιος zu. Schon zu Ende des 2. und Anfang des 1. Jahrh. v. Chr. werden Mitglieder dieser Familie als *πομποστόλοι* für Delos von dem Priester des Zeus Polieus und Soter sowie der Athena Soteira berufen: *Ἡρόστρατος Καλλιστομάχου Ἀναφλύστιος* und sein jüngerer Bruder *Καλλιστόμαχος Καλλιστομάχου Ἀναφλύστιος*[37]), als ein gleichnamiger Vorfahr des mit in die Kondolenzdeputation gewählten Bruders des Antragstellers. Das Urteil über die soziale Stellung der Familie des Timosthenes ist um so sicherer, als diese zweifellos in verwandtschaftlichem Verhältnis zu der Familie des Lamprias stand; denn dessen Schwester hieß *Τειμοσθενίς* (s. S. 4). Die Brüder Timosthenes und Kallistomachos stellen eben den athenischen Zweig des großen über Sparta, Argos und Epidauros verbreiteten Geschlechtes dar. Deshalb bemüht sich der erstere um die Ehrung des jungen Verwandten bei der Ekklesie und im Areopag; zugleich findet die Abordnung der beiden Brüder als Deputierte aus der Geschlechtsverwandtschaft ihre natürlichste Erklärung. Die Herkunft des Timosthenes steht also im besten Einklange mit der Annahme, daß Timosthenes dem Areopag angehörte und deswegen in diesem als Antragsteller auftreten konnte. Wenn er nun in gleicher Eigenschaft vor die Ekklesie treten durfte, andererseits aber das ius agendi cum populo nach den bisher bekannten Zeugnissen nur dem *στρατηγός* allein oder im Verein mit den anderen Beamten zustand, so folgt, daß auch die Areopagiten das Recht des Antragstellens beim Volke besaßen. Diese Rechtserstreckung auf die Mitglieder gerade des Areopags kann nur natürlich erscheinen, weil sie rechtlicher Konsequenz nicht entbehrt. Der Areopag setzte sich aus früheren Beamten höchster Rangordnung — ich spreche absichtlich so allgemein — zusammen, die einst das ius agendi gehabt hatten. Das wurde ihnen, wenn sie zur Aufnahme in den Areopag gelangten, belassen. Die überragende Stellung der Körperschaft macht diese Bevor-

37) [B. C. H. 26, 519 und 543. Sundwall, Nachträge S. 44 und 107.]

rechtung ihrer Mitglieder unmittelbar begreiflich. Dieses Recht eröffnete also einen Weg, auf dem wenigstens ein paralleles und gleichgerichtetes Handeln von Areopag und Ekklesie oder Bule zustande kommen konnte, unrichtig wäre es, von gemeinsamem Handeln der Körperschaften zu sprechen. Denn ein solches Zusammengehen war kein organisches Zusammenhandeln, beruhte nicht auf einer zweiseitig bindenden Geschäftsordnung, sondern war nur durch das Medium einer rechtlich besonders beeigenschafteten Persönlichkeit ermöglicht. Die Geschäftskreise einerseits des Areopags und andererseits der Ekklesie mit der Bule berührten sich nicht. Das wird besonders klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Zusammengehen der Körperschaften keineswegs wie im Falle des Lamprias an die Identität der Antragsteller im Areopag und in der Ekklesie gebunden war; es ließ sich auch dadurch erreichen, daß nach persönlicher Übereinkunft zwischen einem Areopagiten und dem *στρατηγὸς ἐπὶ τὰ ὅπλα* oder einem anderen mit dem ius agendi ausgestatteten Beamten je in der betreffenden Körperschaft gleichlautende Anträge gestellt wurden. Dieser Fall läßt sich aus unserem spärlichen Beobachtungsmaterial nicht belegen, aber es liegt in der Natur der Dinge, daß er einstige Wirklichkeit in Betracht zieht. Auch hier beruht das Zusammengehen der Körperschaften nur auf persönlichen Beziehungen, nicht auf rechtlich geordneter Handlungsgemeinschaft. In allen Fällen also, in denen die Formel *ἡ ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴ καὶ ἡ βουλὴ τῶν* $\bar{\chi}$ ($\bar{\varphi}$) *καὶ τοῦ δήμου* erscheint, liegt die Beurkundung mindestens zweier und zwar getrennt zustande gekommener Willensakte vor: das der areopagitischen Bule in der Form des *δόγμα* oder des *ὑπομνηματισμός* und das von Rat und Volk in der Form des *ψήφισμα*.

Das gleiche muß von der dritten Form einer Willensäußerung der Körperschaften, von dem *ἐπερώτημα*, gelten, auch da, wo die Beurkundung einen einheitlichen Akt der Körperschaften anzuzeigen scheint. Doch der Begriff des *ἐπερώτημα* selbst verlangt erst eine Erklärung, da ich ihn

nirgends wirklich erläutert oder gar rechtlich definiert finde; in einer vermeintlichen Selbstverständlichkeit des Terminus dürfte aber der Grund dieses Schweigens nicht zu suchen sein. Ich muß also die vorkommenden Formeln und Verbindungen vorlegen. Die bloßen Zahlen gehen auf IG. III, dessen Indices unvollständig sind. Den Wechsel zwischen *κατὰ τὸ* und *κατ' ἐπερώτημα* — der Terminus kommt nur in dieser präpositionalen Verbindung vor — notiere ich nicht; er ist ebenso gleichgültig wie der zwischen *κατὰ τὸν* und *καθ' ὑπομνηματισμόν*.

1. *ἐπερώτημα τῆς ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς* 731 (neue Lesung Eph. arch. 1894, 185). 908. 920. 924. 964. 965. 965a—c. — *τῶν σεμνοτάτων Ἀρεοπαγιτῶν* Eph. arch. 1885, 145.

2. *ἐπερώτημα τῆς βουλῆς τῶν φ* 697. 780b.

3. *ἐπερώτημα τῶν (σεμνοτάτων) συνεδρίων* (d. i. Areopag und Bule)[38]) 747. 693.

4. *ἐπερώτημα τῆς ἐξ Ἀρείου π. β. καὶ τῆς βουλῆς τῶν φ καὶ τοῦ δήμου (τοῦ Ἀθηναίων)* 679. 716.

5. *κα]τὰ τὸν ὑπο[μνημα]τισμὸν Ἀ[ρεοπαγ]ειτ(ῶ)ν κ[αὶ τὸ ἐπερώ]τημα τῆς [βουλῆς] τῶν* [...] 832a.

Keiner der einigermaßen datierbaren Belege ist älter als die hadrianische Zeit, und sie bilden die Mehrzahl; keiner der undatierten (832a. 920. 924. 965a—c) Fetzen widerstrebt der Einreihung in die Zeit von Hadrian bis in die Zeit des Herennius Dexippos, in welche der jüngste der datierten Texte (716) fällt. Sämtliche Belege beziehen sich, soweit die Überlieferung es erkennen läßt, auf Ehrungen, und zwar auf solche ausschließlich von athenischen Gemeindeangehörigen.

Der Terminus *ἐπερωτᾶν* ist inschriftlich seit der ersten Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. bezeugt. Das älteste Beispiel[39])

38) [So auch 767 nach Dittenberger; allein es ist auch *κατὰ [τὸ ἐπερώ]τημ[α τῶν σεμνοτά]τω[ν Ἀρεοπαγιτῶν* möglich.]

39) [Favre, Thesaurus verborum quae in titulis ionicis leguntur, Heidelberg 1914, p. 160 führt aus Thasos S. G. D. I. 5464, 12: 13 an,

stammt aus Amorgos (Arkesine: IG. XII 7, 3, 23 = Dittenberger, Syll.² 511) *μηδὲ πρύτα|νις ἐπιψηφιζέτω [μηδὲ προτιθέτω τῶι δ]ήμω μηδὲ ἐπερω|τάτω*[40]), wozu sich aus dem 3. Jahrh. aus einem von A. Wilhelm veröffentlichten Beschlusse der attischen *Τετραπόλεις* (Ephem. arch. 1905, 229, 8) *ὅτε εἶπ[ας καὶ] ἐπερωτήσ[ας καὶ ἐπιψηφίσας* stellt. Der gleichen Zeit gehört ein Dekret aus Iasos an mit dem Eingang: *πρυτάνεων γνώμη· περὶ ὧν ἐπῆλθον οἱ νεωποῖαι ἐπερωτῶντες πῶς δεῖ καὶ πότε τὸ ἐκκλησιαστικὸν διδόναι* (Michel, Rec. 466). Gleichaltrig dürfte sein das Psephisma aus Samothrake mit dem belehrenden Passus: *δεδόχθαι τῶι δήμωι τοὺς ἐπιστάτας ἐπερωτῆσαι τὴν ἐκκλησίαν κατὰ τὸν νόμον εἰ δοκεῖ δοῦναι πολιτείαμ Πτολεμαίωι*[41]) *καὶ ἐὰν δόξηι, συντελέσαι καὶ τὴν ψηφοφορίαν ἐν τῆι καθηκούσηι ἐκκλησίαι καὶ ἐὰν ἐπιψηφισθῆ εἶναι αὐτοὺς πολίτας* (IG. XII, 8, 158). Ich kann nur zufällig notierte Belege für diesen in hellenistischen Inschriften mehrfach begegnenden Terminus bringen, aber sie genügen, um erkennen zu lassen, daß *ἐπερωτᾶν* 'eine amtliche oder formelle Anfrage stellen' bedeutet, und zwar ergeht die Anfrage, um eine Antwort zu erzielen, die die Übernahme einer rechtlichen Verbindlichkeit seitens des Antwortenden enthält. Beamte richten die Anfrage an eine staatliche Körperschaft, deren Antwort Recht schafft. So die technische Bedeutung des Wortes nach den Inschriften, die nur für die Sprache des öffentlichen Rechts zeugen. In der literarischen Überlieferung erscheint das Kompositum vielfach im Wechsel mit dem Simplex *ἐρωτᾶν*, aber auch sie läßt erkennen, daß *ἐπερωτᾶν* neben der Bedeutung des einfachen,

welches sonst vielleicht das älteste inschriftliche Beispiel wäre. In dem 1909 erschienenen Heft IG. XII 8, 267 lauten jedoch die Stellen *μήτε εἰπεῖν μήτ' ἐπε[λθεῖ]ν . . . μήτ' ἐπιψηφίσαι* und *εἴπηι ἢ ἐπέλθηι ἢ ἐπιψηφίσηι.*]

40) [*ἐπερωτάτω* ergänzte Szanto, Athen. Mitt. XVI, 1891, 37, 1 (= Ausgewählte Abhdl. S. 169, Anm. 2).]

41) [Dem Ptolemaeus war vorher die Proxenie verliehen worden IG. XII 8, 157.]

nachträglichen, wiederholten Fragens besonders auch die der formellen und solennen Anfrage besitzt, die als solche dadurch charakterisiert ist, daß sie eine sachlich entscheidende oder für den Frager bedeutsame Antwort erheischt, sei es daß sie von einer autoritativen Stelle oder an eine solche gestellt wird. Die letztere Eventualität gilt von der Befragung von Orakelgottheiten; daher *ἐπερωτᾶν* der solenne Ausdruck für diese Art von Anfragen sowohl in der Literatur wie auf Inschriften, in denen allerdings das Simplex auch nicht fehlt. Für *ἐπερωτᾶν* als Terminus der Fragestellung seitens einer Autorität liegt eine Reihe von Zeugnissen vor. Weil die Frage des Keryx in der Volksversammlung eine amtliche ist, sagt Aischines (I 23) *ἐπερωτᾷ ὁ κῆρυξ*. Demosthenes drückt sich in der Kranzrede (XVIII 170) mit *ἠρώτα ὁ κῆρυξ* weniger formell aus, gerade wie er in der Rede gegen Androtion (XXII 9) von den Prytanen und dem Epistates der Volksversammlung *ἠρώτων* sagt, unmittelbar darauf jedoch, gleichsam sich korrigierend, von ein und derselben Fragestellung derselben Beamten *οὐδ' ἐπερωτᾶν προσῆκεν*. Soviel ich feststellen kann, kommt *ἐπερώτημα* in attischer Prosa nur bei Thukydides in der Verhandlung über das Schicksal von Plataiai vor. Die Spartaner in der Rolle der verhörenden Richter stellen die formelle Frage, an deren Beantwortung das Schicksal der Platäer hängt, und diese wird zweimal mit *ἐπερώτημα* (III 53, 2; 68, 1), einmal mit *ἐρώτημα* (III 60) bezeichnet, dem ein *ἠρώτων* (III 52, 4) entspricht. Wo im Plutos des Aristophanes der *Δίκαιος* wie ein Richter das Verhör des Sykophanten beginnt, sagt er (902) *καὶ μὴν ἐπερωτηθεὶς ἀπόκριναί μοι*. Der Bericht des Aristoteles, (rp. Ath. 55, 3) über die Dokimasie der athenischen Archonten beginnt *ἐπερωτῶσιν δ', ὅταν δοκιμάζωσιν*[42]), und das Schlagwort *ἐπερωτᾷ* kehrt sogleich (§ 4) in der formellen Bedeutung wieder. Nach athenischem Gesetze wird von dem in-

42) [Bezeichend, daß *ἐπερωτᾶν* von POLLUX VIII 85 gewahrt ist, im Lex. Cant. das einfache *ἐρωτᾶν* erscheint s. Test. ed. Academ. ed. KENYON.]

struierenden Richter, dem *βασιλεύς*, für die Zulassung zur Anklageerhebung auf Mord bei der Abnahme des Parteieides das *ἐπερωτᾶν τί προσήκων ἐστί* gefordert ([Demosth.] XLVII 72). So liegt durchaus alter Sprachgebrauch vor, wenn das von dem römischen Beamten und dem Oberpriester mit Christus vorgenommene Verhör in den Berichten als *ἐπερωτᾶν* bezeichnet wird (Mt. 27, 11; Mc. 14, 60. 61; vgl. AG. 5, 27). *Ἐπερωτᾶν* hat also die Sonderbedeutung der Stellung einer Frage, aus der sich rechtliche Konsequenzen ergeben.

Auch diese literarischen Zeugnisse zeigen den Terminus nur im öffentlichen Recht verwendet; für sein Vorkommen auf dem Gebiete des zivilen Rechtes finde ich in vorrömischer Zeit keine sichere Spur. Das ist kein Zufall. Auf dem Gebiete dieses Rechtes hat die formelle Frage mit rechtlich bindender Antwort ihre eigentliche Stätte da, wo das Obligationsrecht die verborum obligationes mit ihren verba solemnia, die stipulatio, kennt. Diese war aber, wie seit Gneist bekannt ist, dem griechischen Obligationsrechte fremd; das Fehlen von Belegen für *ἐπερωτᾶν* in ziviler Rechtssphäre beruht also auf einer organischen Eigentümlichkeit des griechischen Rechtes überhaupt. Das wurde anders, als zur Kaiserzeit die römische stipulatio im hellenistischen Osten Aufnahme fand. Seit dem 2. Jahrh. n. Chr. weisen die ägyptisch-griechischen Papyri nicht nur in wirklichen obligatorischen Verträgen, sondern auch in anderen zivilen Rechtsdokumenten die Formel *ἐπερωτηθεὶς συνωμολόγησα* u. a. auf[43]) als Wiedergabe des römischen interrogatus (stipulanti) spopondi. *Ἐπερωτᾶν* ist jetzt auf dem Gebiete des zivilen Rechtes in seiner technischen Bedeutung ebenso richtig verwendet, wie früher auf dem des öffentlichen Rechtes; denn die Frage der einen Partei und die entsprechende Antwort der anderen erzeugt ein neues rechtliches Verhältnis. Die Übernahme dieses Verbs in das zivile Recht hat schließlich die von ihm abgeleiteten Substantive *ἐπερώτησις* und *ἐπερώτημα* noch eine

43) [Belege bei Gradenwitz, Einführung in die Papyruskunde S. 137.]

allgemeine Bedeutung gewinnen lassen. Aus der älteren griechischen Rechtssprache war bei dem Fehlen der Institution der stipulatio die bei ihrer Herübernahme nötige Benennung nicht zu entnehmen; *ὁμολογία* hatte einerseits einen zu weiten Begriff, andererseits fehlte ihm das ursprünglich sakrale d. h. gerade das bindende Element der sponsio. Nicht von der die Verpflichtung angelobenden Antwort, dem *συνομολογεῖν*, also nahm man die Benennung für das neue Recht, sondern von den die Verpflichtungsformel hervorrufenden Fragen; denn *ἐπερωτᾶν*, *ἐπερώτησις* und *ἐπερώτημα* werden die Übersetzung von stipulatio.[44])

Ich kehre zu dem *ἐπερώτημα τῆς ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς* oder *τῆς βουλῆς τῶν φ* zurück. Die Bedeutung stipulatio ist natürlich ausgeschlossen, ferner sprachlich wie sachlich gleich unmöglich die Deutung auf Anfrage 'an' den Rat; also besagt jene Formel, daß die betreffende Körperschaft eine amtliche Anfrage an eine Privatperson stellte, um dieser eine Verpflichtung aufzuerlegen. Daß sich diese Verpflichtung auf die Übernahme der Kosten der Ehrung eines verdienten Menschen erstreckte, folgt aus der schon hervorgehobenen Beschränkung der Formel auf das Gebiet der Ehrenbezeugungen. Der tatsächliche Vorgang, der bei den *ἐπερώτημα*-Urkunden vorliegt, ist hiernach leicht vorzustellen, wenn man sich gegenwärtig hält, daß die geldarmen Staaten die Aufzeichnung der Ehrenbeschlüsse auf Stein ebenso wie die Errichtung von zuerkannten Statuen fast durchgehends der privaten Opferwilligkeit der nächstbeteiligten Kreise überließen. Von Areopag oder Rat wird anerkannt, daß eine Persönlichkeit öffentliche Ehrung verdient; sie wollen den Staat in keiner Weise belasten, halten die Persönlichkeit auch nicht für so bedeutend, daß sie zum Hypomnema oder Dogma hinaufgehen wollen; so richten sie an Verwandte oder Freunde die Anfrage von Amts wegen, ob diese die Ausführung der Ehrung übernehmen wollen. Bejahende Antwort,

44) [Belege bei Du Cange, Glossarium mediae et infimae Graecitatis s. v.]

deren man sich vorher vergewissert haben wird, machte aus der freiwillig übernommenen Leistung eine rechtliche Verpflichtung. So der äußere Vorgang. Die rechtlichen Verhältnisse sind diese. Die Anfrage setzt einen diese begründenden Beschluß der betreffenden Körperschaft voraus; also stellt das ἐπερώτημα eine vom ὑπομνηματισμός, δόγμα und ψήφισμα unterschiedene Art der Körperschaftsbeschlüsse dar. Das ἐπερώτημα trifft keine Verordnung, daß etwas zu geschehen hat, sondern veranlaßt, daß etwas geschieht, indem es die freiwillige Übernahme einer bindenden Verpflichtung zu einem Handeln im Sinne der Anfrage hervorruft. Als erläuternde Bestätigung dieser Auffassung erscheint nun die Tatsache, daß der ἐπερώτημα-Beschluß der Ehrung nur von athenischen Bürgern gilt (o. S. 37); natürlich: eine athenische Körperschaft konnte zur Ehrung eines Nichtatheners nicht wohl unter der Bedingung auffordern, daß dem Staat keine Kosten dabei erwuchsen. So gut nun, wie jene höheren Arten von Beschlüssen von den einzelnen Körperschaften in völliger Unabhängigkeit voneinander teils gefaßt werden konnten, teils gefaßt werden mußten, so auch der ἐπερώτημα-Beschluß. Daher die Formel 1 und 2 (o. S. 37); ebenso lag die Möglichkeit vor, daß von zwei Seiten gleichzeitig ein ἐπερώτημα beschlossen wurde; das beweisen die Formeln 3 und 4, die eben geradesowenig auf ein organisches Kooperieren der beiden Räte oder gar des Areopags mit Rat und Volk für das ἐπερώτημα auszudeuten sind, wie das bei den anderen Beschlußarten angängig war. Die Selbständigkeit der einzelnen Beschlüsse tritt besonders in dem Fall 5 hervor, wo der Rat sich mit dem ἐπερώτημα begnügte, während der Areopag zum Hypomnematismos hinaufgriff.

Ehe ich dazu übergehe, das hier erörterte Verhältnis der athenischen Körperschalten zueinander auch aus dem gleichzeitigen Beamtentum zu beleuchten, muß ich die in meinen letzten Worten ausgedrückte Graduierung der Beschlußformen kurz rechtfertigen; es fällt damit auch ein Seitenlicht auf unsere Lampriasinschrift.

Bei dem *δόγμα, ψήφισμα, ὑπομνηματισμός, ἐπερώτημα* lag wenigstens formell die Initiative zu einer Ehrung bei einer der staatlichen Autoritäten; auf rein privater Seite liegt sie in den Fällen, wo die Formel *αἰτησάμενος* (o. ä.) *παρὰ τῆς ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς* oder *παρὰ τῆς βουλῆς τῶν φ* auftritt. Von dieser Seite erfolgende Errichtungen von Bildsäulen an öffentlichen Stellen — denn dieser Standort ist die Voraussetzung in allen jenen Fällen — unterlagen naturgemäß der Genehmigung der zuständigen Behörden; als solche erscheinen beide Räte, und zwar jeder für sich: also hat jeder für seinen Verwaltungsbereich entschieden. Eine Abgrenzung dieser Bereiche ist für uns nicht möglich, da nur zwei Beispiele einer Eingabe an die *βουλὴ τῶν φ* (IG. III 822a. 836d) bis jetzt gefunden zu sein scheinen. Nun ist der theoretisch vorauszusehende Fall, daß eine Behörde erst durch die Eingabe auf die Notwendigkeit oder die Berechtigung einer Ehrenbezeugung aufmerksam gemacht wird, tatsächlich eingetreten; da eignet sie sich das Gesuch als Antrag an und faßt ihrerseits einen positiven Beschluß. So ist IG. III 704 zu verstehen: *δόγματι Ἀρεοπαγιτῶν αἰτησαμένου τοῦ ἐπωνύμου ἄρχοντος κτλ.*; daß hierbei die hohe amtliche Stellung des Gesuchstellers keine Rolle spielt, beweist der auf den ersten Blick widerspruchsvolle Tenor von 697, *κατὰ τὸ ἐπερώτημα τῆς βουλῆς τῶν φ — αἰτησαμένου τοῦ φίλου Ἀνδρ. Διονυσίου Φαληρέως κτλ.* Dionysios hat die Erlaubnis zur Aufstellung der Statue seines Freundes nachgesucht; der Rat erteilt nicht einfach diese Erlaubnis, sondern sanktioniert durch einen *ἐπερώτημα*-Beschluß. Dieser Beschluß ist so eine reine Formsache, aber er hob die Errichtung der Bildsäule doch über die Stufe der reinen privaten Ehrung, auf der sie bei schlichter Erlaubniserteilung verblieben wäre; natürlich steht als Ehrung diese Sanktionierung durch das *ἐπερώτημα* in noch viel stärkerem Grade unter der Erhebung eines Gesuchs zum *δόγμα* des Areopags als die einfache Genehmigung unter dem *ἐπερώτημα*.

Ich habe vorher darauf hingewiesen, daß die Athener

dieser Spätzeit die Bedeutung einer Ehrung zu erhöhen suchten, indem sie möglichst alle staatlichen Autoritäten für sie vereinten; hier haben wir dazu das Komplement. Nicht bloß an der Zahl der Autoritäten hing der Wert einer Ehrung, fast gleiche Bedeutung muß der Form gezollt worden sein, in welcher die Autoritäten sich an der Ehrung beteiligten. Gab es einen Unterschied zwischen *δόγμα* und *ὑπομνηματισμός* des Areopags, und galt jenes, wie natürlich, mehr als dieser, so hat der junge Lamprias, für den der Areopag nur mit dem Hypomnematismos neben das Psephisma trat, noch nicht die höchste Ehrung erfahren; das entspricht ja ganz dem abdämpfenden Verhalten des Areopags in dieser Sache. Aber es gab sehr viel mehr Unterstufen: Parallelbeschlüsse der beiden Räte, Einzelbeschlüsse der Räte, Psephisma von Rat und Volk. Die weiteren Abstufungen durch *ἐπερώτημα* und einfache *αἴτησις* kannte die Ordnung des 1. Jahrh. noch nicht. Wie das *ἐπερώτημα* erst seit Hadrian auftritt, so begegnet die Formel mit *αἰτησάμενος* zuerst im 3. Jahre nach der *ἐπιδημία* Hadrians.[45]) Zu den mannigfachen Veränderungen in der Organisation und Verwaltung Athens, die dieser erste Aufenthalt des Kaisers veranlaßte[46]), gehört auch die Einführung des *ἐπερώτημα*-Beschlusses und der *αἴτησις*. Durch Schaffung dieser Unterstufen sollten wohl die höheren Ehrungen vor der Abnutzung geschützt werden, die bei dem eitelhohlen Drängen dieser Generationen drohte; den gleichen

45) [d. h. 126/7 bzw. 127/8, je nachdem man das Jahr des ersten Aufenthaltes mitrechnet oder nicht; denn die Datierung dieses Aufenthaltes ist nun entgegen der von Otto Th. Schulz (Leben d. Kaisers Hadrian 1904) S. 69 und Kornemann (Kaiser Hadrian und der letzte große Historiker von Rom 1905) S. 50 gebilligten Ansetzung von Dürr (Reisen des Kaisers Hadrian 1881) S. 42 ff. auf 125/6 durch das vom Aug./Sept. in Tibur ausgefertigte Schreiben Hadrians bei Bourguet, de rebus Delphicis, 1905, 82/3 auf 124/5 festgelegt, wie W. Weber, Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Hadrian S. 160 richtig gegenüber Bourguets Kompromißkritik betont hat.]

46) [Ich verweise auf die Zusammenstellung von Weber a. a. O. 161—178, ohne ihm in allem beizustimmen.]

Trieb suchte die Bindung privater Ehrungen auf öffentlicher Stätte an obrigkeitliche Genehmigung in ein engeres Bette zu zwängen.

Wie im Beginne dieser Darlegung erwähnt wurde, hatten die Römer trotz der Isolierung der drei Körperschaften doch soviel des alten Geschäftsganges bestehen lassen, daß Rat und Volk gemeinsam ψηφίσματα beschließen konnten. Es blieben also die demokratischen Versammlungen gegenüber dem neugestalteten, aristokratischen Areopag in gewissem Sinne zusammengeschlossen. Dieser steht neben jenen, geht keine Vereinigung mit ihnen ein; die Kommunalverfassung des römischen Athens hat ein ausgesprochen dualistisches Gepräge. Auch in der Organisation des Beamtentums tritt dies zutage. Die Römer haben die bestehenden Ämter, soweit sich ihre Beibehaltung mit der veränderten politischen und wirtschaftlichen Lage der Stadt vernünftigerweise vereinigen ließ, nicht angetastet, vielmehr die ältesten Ämter gehoben; das entsprach ihrer Politik, der Neuordnung die Maske der πάτριος πολιτεία vorzusetzen. So wird das Kollegium der 9 Archonten mitsamt dem κῆρυξ des Archon und dem αὐλητής, die beide schon von Aristoteles (rp. Ath. 62, 2) erwähnt werden, beibehalten[47]), ja seine Autorität wird gegenüber seiner politischen Wichtigkeit unter der Demokratie dadurch gehoben, daß das Amt des Ἄρχων in die Reihe der höchsten Kommunalämter aufrückte. Fast gleich mit ihm rangierte das des βασιλεύς.

Anders und doch auch ähnlich verfuhren die Römer mit dem Strategenkollegium. Seine Zusammensetzung und die Verteilung der Spezialressorts in der Zeit nach 307 kennen wir nicht, nur so viel ergeben die Inschriften, daß die Ressorteinteilung im Verlaufe der Zeit geschwankt hat, sowie daß das Kollegium sich bis 94 v. Chr. aus mindestens 7 Mitglie-

47) [Die Archontenverzeichnisse sind von FIMMEN (Athen. Mitt. XXXIX, 1914, S. 130 ff.) zusammengefaßt. Jüngstes Verzeichnis IG. III 1012 aus der Antoninerzeit. Vgl. jedoch S. 64 ff.]

dern zusammensetzte und mehrgliedrig auch noch in den Jahren von 83—78 war. Als Obmann erscheint deutlich der στρατηγὸς ἐπὶ τὰ ὅπλα (τοὺς ὁπλίτας)[48]) in den Inschriften seit c. 100 v. Chr., als solcher tritt er auch darin hervor, daß er amtlich einfach ὁ στρατηγός genannt werden kann, während das Kollegium noch besteht, allerdings ist er einigermaßen durch die Zusammenstellung mit dem κῆρυξ τῆς ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς charakterisiert.[49]) Man sieht die Zeit nahen, wo das Kollegium eingegangen ist und der στρατηγὸς ἐπὶ τὰ ὅπλα als Einzelamt allein von ihm übrig geblieben ist. Das ist der Zustand, den die ganze Kaiserzeit aufweist[50]). Wann diese Veränderung eingetreten ist, läßt sich aus unserem Beobachtungsmaterial, soviel ich sehe, unmittelbar weder entnehmen noch folgern. Der früheste, völlig unanfechtbare Beleg für das Einzelamt stammt aus der Zeit des

---

48) [Variante ἐπὶ τῶν ὅπλων Posidonius bei Athen. V, 213e; vgl. Chapot, La province Romaine (1904) S. 242, wo ein στρατηγὸς ἐπὶ τῶν ὅπλων für Smyrna belegt wird.]

49) [Es sind belegt οἱ στρατηγοί durch IG. II 471 (= ed. minor 1006), 95 für 123/1, durch IG. II 470 (= 1011), 19 für 107/5. Für 102/1 bis 95/4 bezeugt IG. II 985 den στρατηγὸς ἐπὶ τὰ ὅπλα, zwei ἐπὶ τὸ ναυτικὸν, einen ἐπὶ τὴν παρασκευὴν τὴν ἐν ἄστει; dazu kommen für 95/94 drei στρατηγοὶ ἐπὶ τὸν Πειραιᾶ, belegt durch IG. II 1207. Die Mehrzahl ist auch noch für 83—78 (Archon Apollodoros; vgl. Kolbe, Archonten S. 144) durch IG. II 481 (= 1039), 51 bezeugt. Wenn in derselben Inschrift Zeile 63/64 neben dem κῆρυξ τῆς ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς: τὸν στρατηγὸν im Singular erscheint, so ist dies kein Widerspruch, wie Neubauer, Atheniensium ... condicio (1882) p. 43ff. und Hauvette-Besnault, Les stratèges Athéniens (1885) p. 175 mit Recht bemerken, gegen deren Darlegungen Gilberts Widerspruch (Griech. Staatsaltert.² I 181, 1) nicht in Betracht kommt.]

50) [Dittenberger zur Sesselaufschrift στρατηγοῦ III 248. — Der neben dem στρατηγὸς ἐπὶ τὰ ὅπλα in der Prytanenurkunde III 1020 (Ende des 1. Jahrh. n. Chr.) erwähnte στρατηγός ist Unterbeamter, wie die Abfolge αὐλητής — περὶ τὸ βῆμα — στρατηγὸς — λιτουργὸς ἐπὶ τὴν Σκιάδα beweist. Er wird wohl so etwas wie Polizeibeamter gewesen sein. Man vergleiche damit den στρατηγὸς ἐπὶ τῆς εἰρήνης, den νυκτοστρατηγός bei Chapot a. a. O. 242, oder den στρατηγὸς τοῦ ἱεροῦ in Jerusalem (Briess, Wiener Studien XXXIV, 1912, 356).]

Tiberius (IG. III 651), ist also von dem letzten Zeugnis für das Kollegium aus den Jahren 83—78 durch das Intervall eines ganzen Jahrhunderts geschieden. Für die Zeit nach c. 80 v. Chr. bis zum Ende des Jahrhunderts sind nur 3 Hoplitenstrategen[51]), kein anderer Stratege belegt. Das Kollegium hat also die sullanische Verfassungsreform nach der Eroberung im Jahre 86 überlebt, bald darauf versagen die Zeugnisse für sein Bestehen.

Man wird hiernach annehmen dürfen, daß das Kollegium mit der Ordnung Sullas, die es beibehalten hatte, gefallen ist, also erst nach dem Jahre 78. Um einen schroffen Bruch auch in diesem Punkte zu vermeiden, haben die Römer die überkommene Institution zunächst beibehalten, sie auch über zwei Generationen bestehen lassen, außerdem ihr die besondere Stellung, die sie unter der Demokratie besaß, gewahrt, ja diese noch gehoben. Das Strategenamt war seit der perikleischen Zeit unbedingt das wichtigste politische Amt, weil ihm das ius agendi cum populo ohne die Zwischeninstanz der Bule zustand; nun erhält, wenn auch noch nicht sogleich, so doch sicher im Beginne der Kaiserzeit, spätestens unter Claudius der *στρατηγὸς ἐπὶ τὰ ὅπλα* allein[52]) die Initiative für alle Anträge und Anliegen, die Rat oder Volk angehen, und nur in den Areopagiten konnte er, wie gezeigt (S. 35), Konkurrenten finden. In der offiziellen Beamtenreihenfolge gehört ihm die erste Stelle vor den Archonten. Diese Ordnung begegnet sofort in dem ältesten einschlägigen Zeugnis (102/1 v. Chr.: IG. II 985) und es liegt kein Grund vor, ihre Entstehung erst in die Zeit dieser Bezeugung zu setzen; werden doch auch bei der Führung der delphischen Pythiadentheorien Archon und Stratege völlig paritätisch behandelt.[53]) Die Stellung ist den Inschriften nach die ganze Kaiserzeit über

51) [Übersicht bei Sundwall, Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar L (1907—8) S. 10.]

52) [Swoboda, Volksbeschlüsse 192. Vgl. Strelow, Zapiski der histor.-phil. Klasse Akad. Petersburg XLVIII, 1898, 304.]

53) [Colin, Le culte d'Apollon Pythien 1905, 31 ff.; 90).]

die gleiche geblieben, wie denn auch Philostratos an oft zitierter Stelle bezeugt: *διαπρεπὴς δὲ καὶ τὰ πολιτικὰ γενόμενος* (der Sophist Apollonios von Athen) . . . *ἔν τε λειτουργίαις, ἃς μεγίστας Ἀθηναῖοι νομίζουσι, τήν τε ἐπώνυμον καὶ τὴν ἐπὶ τῶν ὅπλων ἐπετράπη.*[54]) Die Geschicklichkeit der Römer, den Schein pietätvoller Schonung altüberkommener Einrichtungen zu wahren und diese doch für ihre Zwecke und den veränderten äußeren Verhältnissen gemäß umzugestalten und zu verwerten, erfaßt man hier nicht weniger deutlich als bei der Reorganisation des Areopags. Die Zusammenziehung der Kollegiums auf das Einzelamt ließ sich den Athenern gegenüber unmittelbar durch den Hinweis auf die zusammengeschrumpfte Verwaltung und die zurückgegangene wirtschaftliche Lage der Kommunalstadt rechtfertigen. Die Ausstattung dieses Amtes mit einzigartigen Machtbefugnissen widersprach nicht der athenischen Tradition, entsprach aber dem Drängen der hellenistischen Zeit nach monarchischer Zuspitzung von Stadt- und Bundesverfassungen. Den Zwecken der römischen Regierung mußte diese Zuspitzung in besonderem Maße entgegenkommen, denn so hatten sie eine verantwortliche Stelle, die sie stets in der Hand halten konnten. Die Stellung des Strategen war tatsächlich schon in der 1. Hälfte des 1. Jahrh. v. Chr. so prominent, daß sein Amt als eponym neben dem Archontat sich einzuführen begann. Man hat die Zeugnisse dafür fortinterpretieren wollen[55]), tatsächlich ist das bei einigen die richtige Kritik gewesen, aber das wichtigste aus Cicero, wonach ein Hypomnematismos in der Zeit vor 51 v. Chr. nach dem Strategen (ad Att. V, 9 Polycharmo praetore) datiert werden konnte, übersehen, und dies stützt andere angezweifelte Belege.

Daß hier ein gewisser Kompromiß stattgefunden hat, folgt aus der in der beginnenden Kaiserzeit zuerst auftreten-

54) [Leben der Sophisten II 20, 1.]

55) [Gnaedinger, De Graecorum magistratibus eponymis. Diss. Straßb. 1892 p. 44sqq. Der Stratege hat aber gar nichts mit dem Areopag zu tun.]

den[56]) Erweiterung des alten einfachen Archontentitels zu *ἄρχων ἐπώνυμος*; hierdurch sollte das Vorrecht der Eponymie dieses Beamten gegenüber dem Strategen gesichert werden. Das erschien auch als ein *κατὰ τὰ πάτρια πολιτεύεσθαι* und war zugleich eine sehr verständige Maßregel, da sie dem Unfug doppelter Datierungsweise steuerte.

Die Würdigung, die diesen zwei Ämtern Philostratos (oben S. 48) angedeihen läßt, fordert Kritik heraus; ich denke dabei in erster Linie nicht an den *κῆρυξ* des Areopags — das Verhältnis seiner Stellung zu der jener beiden Beamten wird später zur Sprache kommen —: Cassius Dio (LXIX 16) redet richtiger, wenn er das eponyme Amt als die *μεγίστη ἀρχή*[57]) bei den Athenern bezeichnet. Das bezeugt aus den Inschriften mehr als ein cursus honorum; ausnahmslos steht '*ἄρξας τὴν ἐπώνυμον ἀρχήν*' an erster Stelle[58]); das ergibt sich auch daraus, daß Kaiser, Fürsten und Männer fürstlicher Stellung Eponymoi Athens haben sein mögen, keiner *στρατηγὸς ἐπὶ τὰ ὅπλα*. Das Archontat war eben im wesentlichen ein Titu-

56) [Die amtlichen Archontenlisten ergeben, daß bis 9 n. Chr. *ἐπώνυμος* fehlt. Dies zeigt in ihnen IG. III, 1011 mit dem Archon Metrodorus, der nach allgemeiner Auffassung (Dittenberger zu 1081) in das Ende der Regierung des Claudius gehört. Hiernach kann auch die Liste 1006 nicht mehr unter Augustus fallen. Das paßt, da *Νικάνωρ νέος Ὅμηρος* als Stratege erscheint, der III, 1 erwähnt wird. Diese Inschrift aber hat Neubauer, Commentationes epigraphicae p. 147, in die Zeit des Claudius verlegt, damit allerdings den Widerspruch Dittenbergers gefunden. (Vgl. jetzt ed. min. 1069 d. Herausgeber.) IG. III, 88 mit der einfachen Titulatur *ἄρχων Πολύκλειτος* stammt, wie die delischen Inschriften gelehrt haben, aus frühaugusteischer Zeit, gehört also in IG. II (Pros. Att. 11978 f.). Theatersessel 254 *ἄρχοντος* muß also aus früher Kaiserzeit stammen, wenn die Inschrift nicht mechanisch erneuert wurde. Der Sophist Herennius Dexippus erscheint natürlich mit dem einfachen *ἄρχων* (III 715).]

57) [Damit deckt sich das Zeugnis des Trebellius Pollio Script. hist. Aug. vita Gallieni 11, 3: Gallienus apud Athenas archon erat, id est summus magistratus.]

58) [Z. B. Ephem. Archaeol. 1883, 139; 1885, 147 n. 25 (1. Hälfte des 3. Jahrh.); 1895, 111 (= Dittenberger² 409) im Jahre 163.]

laramt, das des Strategen ein volles Verwaltungsamt. Das alte Amt gab höhere Ehre, das jüngere des Strategen wirkliche Macht und durchgreifenden Einfluß in der Verwaltung, zumal es auch wiederholt bekleidet werden konnte. Das ist auch ein Balancement. Man wird hier fragen: was wissen wir von den Amtspflichten und -befugnissen beider Beamten? Die Demokratie hatte die Archonten schon völlig aus der Regierung und Verwaltung ausgeschieden, also auch von den Strategen gesondert. Es ist vorauszusetzen, daß die Römer bei ihrer Tendenz, die kommunalen Faktoren zu isolieren, nicht da eine Verbindung schufen, wo sie keine vorfanden. Tatsächlich findet sich nicht die geringste Spur einer verfassungsmäßig angeordneten Kooperation der beiden amtlichen Stellen.[59])

Der Amtskreis des Strategen ist im einzelnen füglich nicht zu bestimmen. Da durch ihn alle Anträge an Rat und Volk ergehen, ruht in letzter Linie die ganze Verwaltung, soweit sie diesen Versammlungen gelassen war, in seiner Hand. Die literarische Überlieferung setzt ihn mit der Ephebie in Verbindung, beschränkt andererseits seine Tätigkeit auf die Fürsorge für die Volksernährung.[60]) Das erstere bestätigen die Ephebeninschriften seit dem 1. Jahrh. v. Chr., für die zweite Angabe zeugt seine Nennung in der hadrianischen Verordnung über Ölverkauf[61]), aber falsch ist in ihr ebenso die Beschränkung auf diese Tätigkeit wie die Auffassung, daß dies eine Neuerung; vielmehr gehörte die Fürsorge für Landesverpflegung sicher seit dem 4. Jahrh. v. Chr. zu den Pflichten des Strategenkollegiums.[62]) Beide Betäti-

59) [Der Antrag von Strateg und Archon begründet keine Ausnahme; denn nicht als Eponymus, sondern als hoher Beamter kann er im Verein mit den Strategen Anträge stellen.]

60) [Ephebie: Plut. quaest. sym. 9, 1, 1 (737 D) — Volksernährung: Philost. vita sophist. I 23. Das Zitat II 16 bei Gilbert I² 182, 1 gehört nach Smyrna.]

61) [IG. III 38, 50.]

62) [Aristot. *πολ. Ἀθην.* 43, 4: *καὶ περὶ σίτου καὶ περὶ φυλακῆς τῆς χώρας χρηματίζειν*. Die Zusammenstellung mit *φυλακῆς* ist beweisend.

gungen leiten sich ohne weiteres aus dem Wesen des Amtes her. Von der amtlichen Tätigkeit des Archonten wissen wir, soviel ich sehe, nur das eine, daß zu ihr wieder die Leitung der großen Dionysien gehörte, die der Archon im Jahre 307/6, wie es scheint, an einen ἀγωνοθέτης hatte abgeben müssen. Wann die Zurückweisung dieser Amtsobliegenheit an den Archon erfolgte, steht nicht fest; wir haben dafür überhaupt nur zwei Zeugnisse, eine Ehreninschrift aus den Jahren 90 bis 100 und die literarische Nachricht, daß Hadrian als Archon die großen Dionysien geleitet habe; das war im Jahre 111/12 [63]). Ein sicherer Analogieschluß erlaubt die Betrauung des Archonten mit der Leitung des Festes bis an das Ende der 2. Jahrh. n. Chr. zu verfolgen; im J. 192/3 hat nämlich der Basileus noch das Parallelfest der Lenäen geleitet (IG. III 1160, 12 ff.) Das Bestehen der Dionysien ist sicher belegt noch für die Zeit um 220 [64]); da eine abermalige Änderung in der Festleitung nicht wahrscheinlich ist, wird diese nicht nur auch so lange beim Archon geblieben sein, sondern bis zum Eingehen der paganen Feste in Athen, also bis in den Ausgang des 4. Jhd. Wenn der Basileus wenigstens im 1. Jahrh. v. Chr. noch die Prozesse ἀσεβείας zu instruieren und vor die Richter zu bringen hatte, so wird dem Archon seine alte Gerichtsbarkeit, d. h. also auch seine Amtstätigkeit auf dem Gebiete des Familien- und Familiengüterrechts bis in diese Zeit belassen worden sein. Ob und wie weit spätere Verfügungen an dieser alten Ordnung geändert haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir sind über diese kommunalen Ämter durchweg ja sehr schlecht unterrichtet, aber für die beiden wichtigsten ergibt sich doch das eine mit Sicher-

In dem getreidearmen Attika hatte man früh gelernt, was der jetzige Krieg gelehrt, daß wirtschaftliche Rüstung neben der militärischen stehen muß.]

63) [Alte Ordnung Arist. πολ. 56, 5. Über die Zwischenperiode vgl. Reisch bei Pauly-Wissowa I 875. Zur Agonothesie der Archonten in der Kaiserzeit IG. III 78; Cassius Dio 69, 16.]

64) [Philostrat. vita Apoll. 4, 21.]

heit: sie stehen in verfassungsmäßiger Geschiedenheit nebeneinander; die Befugnisse des einen sind weder abhängig von denen des anderen, noch sind sie wechselseitig verschränkt, noch gar einander angeglichen. Der Archon bleibt von der gesamten Kommunalverwaltung, soweit sie der Verwaltung der ehemaligen freien Polis entsprach, ausgeschlossen. Die Initiative auf diesem Gebiete ist in die quasimonarchische Spitze des Einzelbeamten aus der früheren kollegialen oder körperschaftlichen Form dieser staatsrechtlichen Handlungsbefähigung und -betätigung zusammengezogen. Äußerlich betrachtet war fast alles wie ehedem und der Schein konnte um so leichter täuschen, als die alten mit der Initiative ausgestatteten Gewalten, die Bule und die Prytanen, in den überkommenen Formen weiterarbeiteten.

Als eine Neuerscheinung in dem athenischen Beamtentume führen die Inschriften seit dem Ausgange des 2. Jahrh. v. Chr. den *κῆρυξ τῆς ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς* ein, in den gleichen Zeugnissen, denen wir die durch die Römer veränderte Stellung der Körperschaft selbst entnehmen. Er ist der leitende und die Körperschaft nach außen vertretende Beamte des Areopags. Es fragt sich: ist das Amt bei der Neugestaltung des Areopags erst geschaffen worden, oder hat wie die ganze Körperschaft in der Gesamtverfassung so das schon bestehende Amt in ihm selbst eine Erhöhung erfahren? Vorbedingung für eine Antwort wäre die Kenntnis der inneren Organisation des Areopags in vorrömischer Zeit. Davon wissen wir schlechterdings nichts. Wir wissen nicht, wer ihn zusammenberief und seine Sitzungen leitete, falls er nicht etwa als Gerichtshof konstituiert wurde, wo natürlich dem Archon-König die Ladung und der Vorsitz zustand, wissen nicht, unter welchen Formen er tagte und verhandelte, wissen nicht, welche exekutiven Organe er für seine Beschlüsse, über Nachforschungen nach öffentlichen Vergehen, Aussetzung von Delatorenprämien usw. hatte. Der Areopag erscheint stets in einer fast mystischen Abgeschlossenheit, unter deren schauervollem Nimbus wie bei der heiligen Feme Individuellem

versagt ist in die Erscheinung zu treten. Wie unpersönlich sein ganzes Wesen auch geworden sein mag, er konnte eines Organes, durch welches er seine Willensmeinung kundtat, nicht entbehren; auch wenn wir dem *κῆρυξ* nicht in dem romanisierten Areopag begegneten, müßten wir das Vorhandensein eines solchen Beamten dieser Körperschaft als praktisch unabweisbare Notwendigkeit fordern. Man kann also nicht im mindesten daran zweifeln, daß wie es stets einen *κῆρυξ τῆς βουλῆς* (später *καὶ τοῦ δήμου*) gab, so in vorrömischer Zeit einen *κῆρυξ* der alten *βουλή*. Diese Auffassung hat innere Wahrscheinlichkeit dadurch, daß sie für die Behandlung dieses Amtes seitens der Römer genau das gleiche Verfahren voraussetzt, wie es hier schon so oft hat hervorgehoben werden müssen: sie schufen nichts Neues, sondern knüpften wieder an Bestehendes an, wahrten die alte Form, gaben ihr aber einen ihren Zwecken entsprechenden neuen Inhalt. Was haben sie aus dem 'Sprecher' des Areopags gemacht? Nicht mehr und nicht weniger als einen Präsidenten des Staates neben dem *στρατηγός ἐπὶ τοὺς ὁπλίτας*. Zweifelt jemand daran, unsere Lampriasinschrift enthält den urkundlichen Beweis. Nach Aristoteles (rp. Ath. 44, 1) hatte der Tagespräsident, der *ἐπιστάτης τῶν πρυτανέων* außer den Schlüsseln zu den Heiligtümern, in denen die Staatsgelder und -akten deponiert waren, auch das Staatssiegel in Verwahrung, was für seine Zeit durch die große Inschrift über der *ἱερὰ ὀργὰς* vom Jahre 352/1 (IG. II 5, 104ª (= ed. min. 204), 40) bestätigt wird. Es liegt nicht der geringste Anlaß zu der Annahme vor, diese streng demokratische[65]) Einrichtung sei in vorrömischer Zeit geändert worden.[66]) In unserem

65) [Keil bei Gercke-Norden, Einleitung ²III 377.]

66) [Durch die Ergänzung Köhlers IG. II 443 (= ed. min. 1037) (ohne Zeitangabe, aber nicht zu jung ΣΜΓ, doch Α) *τοὺς δὲ] στρατηγοὺς διαπέμ[ψαι ἀντίγραφον ..... σφραγισαμένους τῇ δημοσί]α(ι σ)φραγῖδι* darf man sich nicht täuschen lassen. Es muß *σεσημασμένον* heißen, übrigens auch nach dem festen Sprachgebrauch das Medium *διαπέμψασθαι* eingesetzt werden.]

Hypomnematismos heißt es aber: *τὸν δὲ κήρυκα Λυσιάδην γράψαι τῆι Ἐπιδαυρίων πόλει καὶ διαπέμψασθαι τὸν ὑπομνηματισμὸν σημηνάμενον* (nicht *σεσημασμένον*) *τῆι δημοσίαι σφραγεῖδι.*

Also in neronischer Zeit führt der erste Beamte des Areopags das Staatssiegel. Was hieraus für die staatsrechtliche Stellung des Areopags zu folgern ist, wird weiterhin zur Sprache kommen, für die Stellung des Keryx bedeutet es, daß er nach plutarchischem Ausdruck wirklich die *ἐπιστασία* des Areopags[67]) hatte, nicht anders als der Stratege in der Bule. Daher die Tatsache, daß dies Amt in der offiziellen Aufzählung IG. III 10 (= ed. min. 1077 aus 209/10) mit dem Eponymos und Strategen unter dem Gesamttitel *οἱ ἄρχοντες* zusammengefaßt ist (o. S. 32) und in vollständigeren Ämteraufzählungen auf Ehreninschriften regelmäßig neben ihnen genannt wird. Diese Erscheinung richtig zu werten, muß man das ganz vereinzelte Vorkommen des Titels *βασιλεύς* zwischen den anderen Ämtern in den Ehreninschriften dagegen halten. Der *βασιλεύς* gehörte eben mit den Thesmotheten zusammen in die jenen drei Ämtern nächst untergeordnete Beamtenschicht.[68]) Eine Rangfolge zwischen den drei höchsten Beamten ist nur insofern zu beobachten, als dem Eponymos stets der erste Platz zukommt in amtlichen wie in privaten Aufzeichnungen[69]); in jenen hat ferner der *στρατηγός* den Vortritt vor dem *κῆρυξ*; aber daß in dieser Reihenfolge keine Wertung der Ämter zu suchen ist, zeigen einmal die Privatweihungen, die den *κῆρυξ* häufiger dem *στρατηγός* voranstellen, und ergibt sich aus dem Prinzip, das äußerliche Ansehen der alten demokratischen Institutionen im

67) [an seni 20, 794 B.]

68) [Ich bin geneigt, das *ἄρξαντα τὴν τοῦ βασιλέως ἐν θεσμοθέταις ἀρχὴν* IG. III 716 so zu verstehen; dem Eponymus stehen die anderen 8 Archonten als *θεσμοθέται* gegenüber.]

69) [Es sind keine cursus honorum in römischem Sinne; denn es fehlt das chronologische Moment des Aufsteigens; sonst könnte das höchste Amt nicht regelmäßig vorabstehen.]

inneren Kommunalleben nach Möglichkeit zu wahren. In den drei höchsten Beamten spiegelt sich die Gesamtorganisation der athenischen Verfassung römischer Zeit in ihrem Dualismus und ihre äußerlich festgehaltene Einheit wider. Zwei Präsidenten hat die Kommune entsprechend der Zweiheit ihrer beratenden Organe: der Stratege ist der der alten demokratischen Körperschaften, der Keryx der des timokratisch-aristokratischen Areopags. Sie führen die Geschäfte jeder in den Grenzen der von ihnen geleiteten Teile des kommunalen Lebens, sind die höchsten Verwaltungsbeamten. Beide hatten ihren Ehrenplatz im Theater Sitz an Sitz (IG. III 250), wie es den gleichgestellten Präsidenten gebührt. Über beide erhebt sich, ohne an diesen Geschäften irgend teilzuhaben[70]), allein auf Grund der ihm zuerkannten Amtswürde als Ehrenpräsident des Kommunalstaates der Archon (Eponymos); er verkörpert die Einheit des Gemeinwesens. Das Amt des Ehrenpräsidenten haben die Kaiser und niederen Potentaten anzunehmen geruht, die in der Liste seiner Eponymoi zu führen Athen sich berühmen wollte.

Das war nur eine äußerliche Überbrückung oder Verschleierung des die Verfassung durchziehenden Dualismus; aber sie erfüllte ihren Zweck. Die geschickte Verkoppelung der entkräfteten demokratischen Organe mit dem wiederbelebten aristokratischen Rate war tatsächlich dazu angetan, von sophistischen Lobrednern Athens als eine Verwirklichung der seit fast einem halben Jahrtausend gepriesenen gemischten Verfassung betrachtet zu werden, einem Manne wie Aristides das Lob der athenischen Verfassung seiner Zeit als glücklichster *μῖξις πολιτειῶν* einzugeben. Und mit dieser Auffassung konnte er des blinden Beifalls der in ihrer Eitelkeit so gern sich selbst täuschenden Athener nicht weniger sicher sein als der verständnisvollen Zustimmung der zielbewußt täuschenden Römer.

Der Form nach war ein Gleichgewicht zwischen den

70) [Die Archonten erbitten vom Areopag Aufstellung IG. III 710.]

beiden Seiten der Regierungsgewalten hergestellt und mit der Zuerkennung der besonderen Stellung des Archonten äußerlich sogar der demokratischen Tradition ein Privileg erteilt; in Wahrheit stand die gesamte Regierung vom Areopag in Abhängigkeit, empfing die Verfassung von ihm den Charakter. Es ist erstaunlich, daß man die völlig neue Stellung, die der Areopag seit der römischen Verfassungsänderung einnahm, hat leugnen können.[71]) Ganz abgesehen von direkten Zeugnissen beweist ein Blick in die Inschriften den Umschwung unwiderleglich. In den vier Bänden der IG. II ist der Areopag nur in zwei der vorrömischen Periode angehörenden Fällen öffentlicher Maßnahmen erwähnt.[72]) Die neue Periode wird sofort von dem bekannten Psephisma mit der Maß- und Gewichtsordnung (IG. II 476 = 1013) eröffnet[73]), in welchem dem Areopag ein Beaufsichtigungsrecht zugesprochen wird. Vom 1. Jahrh. v. Chr. ab bildet der Name des Areopags oder seines Keryx eine der häufigsten Erscheinungen in den Inschriften. Gesetzt der Areopag hätte in römischer Zeit wirklich keinen faktischen Machtzuwachs erhalten, so würde doch aus seinem plötzlichen Auftreten in den Urkunden dieser Zeit zu folgern sein, daß seine formale Stellung in dem Staatsorganismus eine höhere geworden war, deren rechtliche Folge eben die Notwendigkeit aktenmäßiger Erwähnung war. Allein für eine starke Erstreckung seiner Kompetenzen nach außen hin wie in der inneren Kommunalverwaltung liegen zahlreiche Beweise vor. Nach außen: durch seinen Obmann führt er das Staatssiegel, über das einst die Bule durch ihren *ἐπιστάτης* verfügte; auf seine Anordnung entsendet sein Obmann amtliche, durch dieses Siegel beglaubigte Schriftstücke über die Grenzen des

71) [Philippi, Der Areopag und die Epheben S. 309 ff.]

72) [Besondere Fälle: Orgiasinschrift II 5, 104[a] (= ed. min. 204), 10 und die im Duplikat erhaltene Inschrift II 1, 252 und 252[d] (= 479, 480) aus dem Jahre 305/4, also noch vor der Einführung der gemäßigten Demokratie im Jahre 301, vgl. Ferguson Klio V (1905) 155 ff., Ed. Meyer ebda. 180 ff.]

73) [S. zuletzt Viedebantt, Hermes 47 (1912) 449 ff.]

Landes, wie es einst der γραμματεὺς τῆς βουλῆς getan hatte. Also der Areopag hat eine der wichtigsten Funktionen der demokratischen Bule übernommen: er vermittelt den Verkehr mit der politischen Außenwelt, vertritt den Gesamtstaat gegenüber den Rechtsgebieten, die in der Zeit der freien Polis als Ausland gelten. So liegt auch der Verkehr mit der römischen Regierung zunächst in seiner Hand; daher ist er die Instanz, an die die amtliche Adresse in erster Linie sich wendet: τῆι ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆι καὶ τῇ βουλῆι τῶν $\bar{\chi}$ ($\bar{\varphi}$) καὶ τῶι δήμωι.

Ein systematisch gegliedertes Bild von der Beteiligung des Areopags an der inneren Verwaltung läßt sich aus den Mosaiksteinchen der uns zufällig erhaltenen Tatsachen nicht zusammensetzen. Die Lehrbücher führen die Belege für seine dauernde Beaufsichtigung der staatlich organisierten Jugenderziehung, der Ephebie, an, wobei jedoch die Tatsache bemerkenswert ist, daß in den Ephebeninschriften der römischen Periode der Areopag als solcher nie in handelnder oder beschließender Weise auftritt.[74]) Die Ephebie ist aus der Demokratie übernommen und bleibt unter der formalen Verwaltung der Bule; daher diese die Beschlüsse über sie faßt, daher auch die Archonten in den Ephebenlisten bis in das 3. Jahrh. Erwähnung finden können.[75]) Gleichwohl erscheint der Keryx neben dem Strategen als Exekutivbeamter[76]); darin zeigt sich die starke Ingerenz des Areopags auf die Leitung dieser dem römischen Athen besonders wichtigen Institution. Die ihm im Jahre 352/1 v. Chr. für alle Zeit übertragene Beaufsichtigung und Fürsorge für die Heiligtümer hat er zweifellos in römischer Zeit ausgeübt. Mit diesem Ressort ist in gewissem Sinne seine bekannte Tätigkeit nach baupolizeilicher Richtung hin verbunden. Ebenso liegt ein sachlicher Zusammenhang zwischen der schon erwähnten (o. S. 56) Teilnahme an der Aufsicht über die Maß- und Gewichtsordnung und der schon in

74) [IG. III 1233 ganz unverwertbar. — 1085 hat mit der Verwaltung nichts zu tun.]

75) [Belege bei Larfeld S. 324—358.]

76) [Belege aufgeführt von Dittenberger im Index IG. III 2 p. 317.]

den Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. hinaufgehenden Beteiligung des Areopags an der Kontrolle über die Münzprägung selbst vor, solange den Athenern das Recht selbständiger Münzprägung von der römischen Regierung belassen wurde.[77]) Darauf wird noch zurückzukommen sein. Auf die verschiedensten Zweige der Verwaltung erstreckte sich die Mitwirkung des Areopags; das beweisen diese Beispiele. Und doch ist unsere Kenntnis dieser Tatsachen notwendig durchaus lückenhaft; sie beruht zumeist auf zufälligen Einzelangaben, die fast ausschließlich den Inschriften entstammen, und zwar Inschriften von z. T. verzweifelter Trümmerhaftigkeit. Wäre das Beobachtungsmaterial umfangreicher und ausgiebiger, so würde — darüber kann kein Zweifel bestehen — die Bedeutung, die der Areopag für die innere Verwaltung hatte, und die Ingerenz, die er auf sie ausübte, um vieles ausgedehnter und tiefgreifender erscheinen. Gleichwohl tritt diese ganze, viel verzweigte Tätigkeit der Körperschaft in unserer literarischen Überlieferung völlig zurück gegenüber seiner Betätigung als Gerichtshof. Liegt diese Einseitigkeit an der Eigenart der literarischen Überlieferung als solcher oder hat sie einen tieferen Grund? Die Antwort hierauf verlangt die Beantwortung der Vorfrage: was wissen wir von den Kompetenzen und der Organisation des Areopags als Gerichtshof in der römischen Zeit?

Die Gerichtsbarkeit und Gerichtsverfassung der griechischen Stadtgemeinden unter römischer Herrschaft sind für uns in ein besonders tiefes Dunkel versunken, so daß es schwer hält, auch nur die gröbsten Umrisse zu erfassen. Die Ursache hierfür bildet nicht nur die Geringfügigkeit historischer Bezeugung; in höherem Grade kommt die Lage dieser Institution zu jener Zeit selbst in Betracht. Die römische Regierung konnte direkt oder durch die Beamten von dem Rechte der höchsten Souveränetät im Reiche, in die kommunale Jurisdiktion einzugreifen, jederzeit Gebrauch machen, und sie hat

77) [Sundwall, Öfversigt of Finska Vetenskaps Societetens Förhandlingar L S. 23.]

davon Gebrauch gemacht, wenn sie auch ihrem Prinzipe nach auf möglichste Schonung der Autonomie der Griechenstädte bedacht war. Aber die Griechen selbst untergruben die Autorität ihrer kommunalen Rechtspflege und damit die Anerkennung von deren Existenzberechtigung durch die Sucht, die Rechtsstreitigkeiten möglichst bis vor die letzte Instanz, das Forum des Provinzialstatthalters, zu bringen.[78]) So wurden die Grenzen zwischen der kommunalen Gerichtsbarkeit und der richterlichen Gewalt des römischen Beamten fließend, verschoben sich also im Laufe der Zeit, und zwar unter den obwaltenden Verhältnissen naturgemäß zu ungunsten der lokalen Rechtspflege. Diesen Wandlungen zu folgen gestattet uns die Überlieferung ebensowenig wie die Veränderungen zu erkennen, welche durch die Verschiebung der Gerichtsbarkeit in den kommunalen Gerichtsverfassungen unausbleiblich herbeigeführt werden mußten. Das gilt auch von unserer Kenntnis der athenischen Rechtspflege zur Römerzeit.

Die civitas libera et foederata Athen besaß auf Grund ihrer Souveränetät in ihrem Gebiete Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit.[79]) Wem die athenische Gerichtsverfassung den Zivilprozeß in die Hände gab, ist meines Wissens nirgend direkt überliefert; dagegen liegen eine Reihe von Zeugnissen über die Ausübung der Jurisdiktion in den Grenzen des öffentlichen Rechtes vor; ihnen zufolge ruhte die Rechtsprechung auf diesem Gebiete in einem Ausmaße beim Areopag, welches der vorrömischen Zeit unbekannt war und die konkurrierende Jurisdiktion anderer Kommunalorgane weit zurücktreten ließ.

Es ist bekannt, daß seit der Mitte des 4. Jahrh. der Areopag, abgesehen von vereinzeltem, durch besondere Zeitverhältnisse bedingtem Hervortreten unter der demokratischen Oberfläche der Verfassung still, aber gleichmäßig an Einfluß im Staatsorganismus gewann. Zwar ging seine Rechtssprechung

78) [Plutarch an seni Cap. 19, 794 a.]

79) [Mitteis, Reichsrecht und Volksrecht S. 86.]

über Frevel an heiligen Ölbäumen etwa zwischen 390 (Lys. VII) und 330 (Aristot. rp. Ath. 57, 2) faktisch ein, aber die Stimmung gegenüber dem Areopag, die in Isokrates Areopagitikos ihren klassischen Ausdruck fand, hatte fast gleichzeitig (352/1) den praktischen Erfolg, daß der Areopag neben den von früher verordneten Aufsichtsorganen mit der Aufsicht über die Orgas und die übrigen heiligen Ländereien des Staates betraut ward.[80]) Hier, auf dem Gebiete des heiligen Rechts, dürfte überhaupt die gesetzliche Erweiterung der Kompetenzen des Areopags eingesetzt und schnellere Entwicklung gefunden haben. Das ist aus dem sakralen Nimbus, dessen ihn auch die Demokratie nicht hatte entkleiden können, an sich begreiflich, und eine Überleitung bildete stets seine enge Verbindung mit dem Basileus; dieser hatte ja, abgesehen von der Leitung der Blutgerichtsbarkeit, auch die Verpachtung der heiligen Ländereien (Aristot. rp. Ath. 47, 4) zu bearbeiten hatte die Gerichtsbarkeit über Priestertümer und Sporteln, nahm die Anklagen *ἀσεβείας* entgegen (ebda. 57, 2). So scheinen die Nachrichten nicht unglaublich, nach denen die früher vor die Heliasten gehörenden *γραφαὶ ἀσεβείας* in den beiden letzten Dezennien des 4. Jahrh. vor dem Areopag zur Entscheidung gelangten (Diog. L. II 101. 116). Im übrigen zeugt für diese Gerichtsbarkeit der Areopagiten in römischer Zeit nicht bloß Paulus vor dem Areopag (Act. 17, 19), sondern auch die Angabe des Origenes (c. Cels. IV 67 [I p. 337 Kö.] V 20f. [II p. 22]), Sokrates sei vom Areopag verurteilt. Der Schriftsteller gibt eben der 'Apologie' zum Trotz die Verhältnisse seiner Zeit wieder; und sollten jene Nachrichten über diese Gerichtsbarkeit am Ausgange des 4. Jahrh. v. Chr. wirklich nicht zutreffen, so beweisen sie doch in der gleichen Weise wie Origines für spätere Zeit.

Eine starke Erweiterung der Gerichtsbarkeit wuchs dem Areopag auf einer anderen Seite des Strafprozesses zu und zwar hier durch eine veränderte Qualifizierung von Gesetzes-

80) [s. o. S. 53. IG. II 5, 104ª (= ed. min. 204), 16ff.]

übertretungen. *κακοῦργοι* hießen in der älteren Rechtssprache die gemeinen Verbrecher, Diebe, Räuber von Sachen oder Menschen, Einbrecher[81]; die advokatische Sophistik hat dem Begriff der *κακουργία* weitere Ausdehnung gegeben, die dann am Ende des 2. Jahrh. v. Chr. als vom Gesetzgeber rezipiert erscheint. Das Fälschen oder Vernichten von Normalmaßen und -gewichten ist ein *κακουργεῖν*[82]), ebenso ein Verstoß gegen das Ölausfuhr- und Deklarationsgesetz Hadrians[83]); ein weiteres Zeugnis aus dieser Zeit wird sogleich erschlossen werden. Auf diese *κακοῦργοι* ist nun auch in römischer Zeit das Forum des Areopags erstreckt worden. Und gerade wie in dem Psephisma über die Orgas wird 'auch der Areopag' mit der Ahndung der Übertretungen des Gesetzes über die Normalmaße betraut (Zeile 59), also neben den bisher dafür bestehenden Gerichten. Hier sieht man den Weg, auf welchem dieser Körperschaft ihre Kompetenzen zuwuchsen. Der Areopag wurde mitbeteiligt, trat konkurrierend neben die älteren Organe, nicht an ihre Stelle. Allein die Autorität des alten Rates, besonders als Gerichtshof, war eine zu große, als daß die Konkurrenz nicht zu einem Übergewicht des Areopags hätte führen müssen. Tacitus (ann. II 55) erwähnt aus der Zeit kurz vor 18 n. Chr. einen Fall, welcher einen Areo iudicio falsi damnatum betrifft. Die griechische Rechtsterminologie hat kein Äquivalent des römischen falsum; was nach Dig. XLVIII 10, 1 darunter zu verstehen ist, würde nach altathenischer Rechtssprache je nachdem in einer *δίκη* oder *γραφὴ κακοτεχνιῶν*, *λιπομαρτυρίου*, vielleicht *συμβολαίων*, *παραβάσεως*, *ψευδομαρτυριῶν*, *ἀγραφίου*, *ψευδεγγραφῆς*, *ψευδοκλητείας*, auch *κακώσεως* zu ahnden gewesen sein, endlich, wenn die Sache so lag oder gewendet wurde, etwa auch in einer *εἰσαγγελία*. Ich glaube aber nicht fehlzugehen, wenn ich in dem allgemeinen römischen falsi damnatum ein *κακουργίας κατεγνωσμένος* wiedererkenne, dessen Begriff ja eben-

81) Aristoteles *πολ. Ἀθη.* 52, 1; Lipsius, Das attische Recht S. 78f.

82) [IG. II 476, 56, 58, 59 (= 1013).]

83) [IG III 38 (= 1100), 57.]

falls weite Grenzen hatte. War einmal eine Gattung der *κακοῦργοι* dem Forum des Areopags zugewiesen, so erfolgte der Analogie nach naturgemäß eine Ausdehnung der areopagitischen Gerichtsbarkeit auf weitere Gattungen. Es ist klar, daß bei der Dehnbarkeit des Begriffes 'Gesetzübertretung' der Areopag die mannigfachsten Strafsachen zugewiesen erhalten oder selbständig an sich ziehen konnte. Und dafür ließ sich in dieser reaktionären Zeit ohne weiteres auf die alte Stellung der Körperschaft als *φύλαξ τῶν νόμων* hinweisen. Seine Kompetenz in Kriminalsachen beleuchten weiter die Reste von drei kaiserlichen oder prokonsularischen Erlassen anscheinend aus der Zeit des Septimius Severus; sie lassen trotz aller Trümmerhaftigkeit keinen Zweifel darüber, daß der Areopag auf Verbannung, natürlich nur aus dem Rechtsgebiet Athens, erkennen konnte.[84]) Man nehme die ihm nie bestrit-

84) IG. III 46 (= 1118) frg. c 3 *κα]θὰ διηγόρευται μην[ύειν?]* - - - 4 *Ἀ]ρειοπαγείταις τοὺς ἀπ* - -; zu dem von mir ergänzten *καθὰ* vgl. die folgenden Inschriften (**a** 3, **b** 4). — Das Fragment IG. III 47 (= 1119) hat, was nicht bemerkt zu sein scheint [jetzt auch DESSAU zu 1119], eine Parallele gefunden in dem Eph. arch. 1894, 211 veröffentlichten Fragmente, so daß beide sich gegenseitig ergänzen. Ich stelle die Texte nebeneinander, so daß ich zur Raumersparnis die Zeilen für die Ergänzungen nicht abbreche; beide Steine sind rechts vollständig. Für die nicht aus der Parallelisierung sich ergebenden Ergänzungen ist der Urheber genannt.

a (IG. III 47 = 1119)	**b** (Eph. arch. 1894, 211 = ed. min. 1086)
2 *ὃν] δήποτε οὖν [τρόπον*	3 *δήπο]τε οὖν τρό[πον*
μ]εταθῇ ἢ καθὰ τὸ συνφ[ώνημα	*κ]αθὸ συμφώ[νημα* (KEIL)
-ως ἢ ἐφευρημάτων ἢ σειτω[νίας	5 *ἢ ἐφευρημ]άτων ἢ σει[τωνίας*
5 *-ἰον μισθῶσαι τολμήσῃ τῇ*	*μισθῶσαι] τολμήσῃ*
-έσει τὴν τῆς τετραετία[ς | μίσθω-σιν - -	*τὴν τῆς τετραε]τίας μίσθω]σιν* -
7 *ἥτι]νι οὖν προφάσει χρησάμενος* (DITT.)	8 *-ω η Σαλαμε[ι]ν-τοῖς δημιο[πράτοις* (KEIL)
	10 *λαμβάνειν το*
s. Z. 11	*κατά]κριτον* (KEIL) *τοῖς ἱε[ρο-σύλιας ἐπιτιμίοις*

tene Blutgerichtsbarkeit hinzu, um das Bild von der überragenden Bedeutung, ja beherrschenden Stellung zu vervollständigen, die der Areopag als Gerichtshof für öffentliches Recht einnahm.

Allein das einzig richtende Organ war er auf diesem Gebiete wenigstens im 2. Jahrh. nicht. Die Verfolgung von Übertretungen des hadrianeischen Gesetzes über den Ölhandel ist bis zu Unterschlagungen im Werte bis zu 500 Dr. dem Rate, darüber hinaus der Ekklesie zugewiesen. Das Verfahren leitet folgerichtig der Präsident dieser Körperschaften, der Stratege, ein.[85]) Dabei ist es nun von weittragendem Interesse, ein Strafprozeßverfahren dem Rate und der Ekklesie zuerteilt zu sehen. Einmal wird auch hier der Charakter der

---

8 *τοῦ Ῥ]ωμαίων αἰραρίου καὶ ἐξέστω*	
-ην ποιοῦσι τὴν τειμὴν εἰς |	
10 *? πρὸς ἐ] μὲ εἰσηγησάμενον ἐ* (Ditt.)	
τοῖς ἱεροσυλίας | *[ἐπιτιμίοις]* (Ditt.)	
12 *τῷ Ῥωμα]ίων αἰραρίῳ φυ*|*[γὴν κατεγνωσμέν-*	12 *τῷ Ῥωμαί]ων αἰραρίῳ φυ[γὴν κατεγνωσμέν-* (Keil)
βουλὴ (-ῇ) τῶν | *Ἀρειοπαγειτῶν*	*βουλὴ (-ῇ) τ]ῶν Ἀρειοπαγει[τῶν*

Ferner ergänzt man **b** 17 *ὃν δήποτε οὖν τρ]όπον μετα[τεθῇ* aus **a** 3. *φυ[γὴν κατεσγνωσμεν-* nach IG. III 44 (= 1113), 8 *-ου φυγὴν κατεγνωσμέν-*, wo im Anfange nach dem im Texte dargelegten natürlich *ὑπὸ τῆς βουλῆς τῆς ἐξ Ἀρείου πάγ]ου*, nicht *ὑπὸ τοῦ δήμ]ου* zu ergänzen ist. Dies ist dann das vierte Zeugnis. **a** und **b** sind deutlich nach demselben Formular verfaßt, was der gleichartige Inhalt begreiflich macht, also wohl auch gleichaltrig. Es zeigt sich, daß entgegen Dittenbergers Vermutung III 47 (**a**) nichts mit III 46 zu tun hat. Das Alter der beiden Fragmente bestimmt sich also nicht nach dieser Inschrift, die Dittenberger unter Septimius Severus setzte; viel jünger können sie allerdings auch nicht sein. **a** 11 hat Dittenberger unter der Voraussetzung ergänzt, daß die Fragmente der Zuschrift des Statthalters (oder Kaisers) entstammen. Das scheint sich zu bestätigen. Denn **b** 24 wird doch wohl *ὑ]μῖν συνκτή[σ-* (*δύνα]μιν* Skias) zu ergänzen sein, und 34 *ἀ]νετέθη ἐν* | - - führt darauf, daß die vorliegende Abschrift der Inschrift (35 ergänze ich *διαγ]ράμματο[ς]*) vermutlich in einem Asklepiosheiligtume (36 *Ἀσκ]ληπιῷ* Skias) aufgestellt wurde.

85) [IG. III 38 (= 1100), 51: *ἐπάναγκες ὁ στρατηγὸς τῇ ἑξῆς ἡμέρᾳ βουλὴν ἀθροισάτω.*]

römischen Organisation faßbar: wenn zugleich den beiden demokratischen Körperschaften und dem Areopag diese Rechtssprechung zuerkannt wird, ist darin das Bestreben einer wenigstens äußeren Balancierung der nebeneinanderstehenden Gewalten der dualistischen Verfassung ausgesprochen; und wenn die Wirkungssphäre des Areopags hier ersichtlich die weit umfassendere und tiefer greifende war, so entspricht das wieder der Verteilung der Regierungsgewalt, wie sie vorher dargelegt wurde. Zugleich tritt der reaktionäre Grundzug der römischen Organisation scharf hervor. Die demokratische Institution κατ' ἐξοχήν sind die Geschworenengerichte gewesen; ihnen ist in all den aufgeführten Fällen der Strafprozeß genommen worden; ihn z. T. auch der Bule und Ekklesie geben, hieß auf das Recht und die Praxis des 5. Jahrh. zurückgreifen. Und sollte der Fall ein vereinzelter sein? Das führt zu dem zweiten, wichtigeren Punkte. Was kann weiter bei der Jurisdiktion des Areopags und der vielleicht komplementären der Bule und Ekklesie im öffentlichen Verfahren den Geschworenengerichten überhaupt geblieben sein? Jetzt erkennt man, daß das vorher (S. 59) hervorgehobene Fehlen von Zeugnissen über die Verteilung oder Zuteilung der Zivilgerichtsbarkeit nicht auf Zufall beruht. Der öffentliche Prozeß welcher Art auch immer war den Geschworenengerichten genommen; einzig geblieben war ihnen die Zivilgerichtsbarkeit mit dem Privatprozeß. Daher fehlen die Zeugnisse. Denn daß von ihm in den wenigen öffentlichen Urkunden und der großen Literatur nirgends die Rede ist, liegt in der Natur der Sache. So also stellt sich die Gerichtsordnung im römischen Athen wenigstens im 2. Jahrh. dar: Als der Gerichtshof Athens erscheint der Areopag, denn er ist in erster Linie das Forum für öffentliche Verfahren, daneben mit Ausschluß der Kapitalprozesse der Rat und die Ekklesie; auf den Zivilprozeß sind die Geschworenengerichte beschränkt.

Hier ist dann der Ort, wo man fragen muß, ob die unter dem Namen der Archontenlisten gehenden Verzeichnisse, die eben Fimmen, Athen. Mitt. 39, 1914, 130ff., zusam-

mengestellt hat, diese Bezeichnung mit Recht tragen. Die feste Abfolge ist diese: *ἄρχων* (*ἐπώνυμος*) — *βασιλεύς* — *πολέμαρχος* — *θεσμοθέται* — *κῆρυξ τῆι ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆι* — *κῆρυξ ἄρχοντι* — *αὐλητής* — *λειτουργός* (*δημόσιος*). Was in aller Welt hat der *κῆρυξ* mit und unter den neun Archonten zu tun? Eine Archontenliste ist ein solches Verzeichnis mithin schon wegen der Aufnahme dieses Beamten nicht. Also etwa ein Verzeichnis der höchsten athenischen Beamten? Und dann sollte der *στρατηγὸς ἐπὶ τοὺς ὁπλίτας* fehlen? Also auch diese Auffassung ist ausgeschlossen. Ich frage weiter: wie kann dem *κῆρυξ*, dem Beamten, der an Rang über dem Basileus steht, in einer offiziellen Liste der Platz hinter den durchaus nicht hoch eingeschätzten sechs Thesmotheten und unmittelbar vor dem Hilfspersonal des Archontenkollegiums angewiesen werden? Man wende nicht ein, die Archonten bildeten eben ein geschlossenes Kollegium, daher die Einschiebung des *κῆρυξ* nach dem *ἄρχων* sich verboten hätte. Als ein Neunerkolleg haben seit der Demokratie die Archonten bis auf eine Ausnahme nicht fungiert; der *ἄρχων* aber nimmt eine so exzeptionelle Stellung ein, daß die Einfügung des *κῆρυξ* ebenso wie die des Strategen nach ihm sehr wohl möglich war, wenn es sich allgemein um ein Verzeichnen der höchsten Beamten handelte. Aber gerade jene Ausnahme kommt hier in Betracht und lehrt die Natur dieser Kataloge erkennen. In der Gerichtsorganisation, bei der Auslosung der Geschworenengerichtshöfe, arbeiteten die Archonten als Kollegium. Der Areopag war zur wichtigsten Gerichtsbehörde geworden; ihm gebührte eine Vertretung in der richterlichen Kommission, die bislang von Archonten gebildet war. So verliert nicht nur das Auftreten seines Obmannes an sich — und weiter keines Beamten — in einer und derselben Liste mit den Archonten alles Befremdliche, sondern auch die ihm zugewiesene zehnte Stelle. Er war eben später hinzugetreten. Es ist sehr wohl möglich, daß der Keryx bei der Bestellung der *δικαστήρια* beteiligt war, da diese noch im 2. Jahrh. n. Chr. bestanden und Lukian

in einer zwar karikierenden, aber in diesem Punkte unverfänglichen Schilderung das ἀποκληροῦν τὰ δικαστήρια am Areopag geschehen läßt.[86]) Jene Listen dürfen also nicht als Dokumente über die Kommunalverwaltung oder -verfassung, sondern als Zeugnisse für die Gerichtsverfassung gewertet werden, die eine nicht mehr festzustellende Beteiligung des Areopags an der Zivilgerichtsbarkeit bekunden. Und vielleicht ging seine Mitwirkung hier noch weiter.

An oft herangezogener Stelle berichtet Cicero (pro Balbo 30), er habe in Athen römische Bürger in numero iudicum atque Areopagitarum certa tribu certo numero gesehen. Der certus numerus bezieht sich auf die Ordnungsbuchstaben A—K (M) der Richterabteilungen. Daß die Areopagiten je in die δικαστήρια gelost wurden, ist ausgeschlossen; bei Cicero, der aus frischer Erinnerung spricht — er war in Athen und plädierte für Balbus 65 — eine direkt falsche Angabe anzunehmen, wird man sich nur entschließen, wenn jeder Erklärungsweg abgeschnitten ist. Als solchen vermag ich nicht die Ausflucht zu betrachten, daß Cicero sich lässig ausgedrückt habe und certa tribu certo numero allein auf iudices zu beziehen sei, stelle vielmehr folgendes zur Erwägung: Nirgend wird bezeugt, daß die instruierende und präsidierende Richtertätigkeit des Verwaltungsbeamten der alten Polisverfassung in die römische Zeit hinübergenommen worden sei. Will man die Erklärung hierfür in einem zufälligen Fehlen von Belegen suchen, so lautet die Gegenfrage, ob denn die alte Institution bei der Aufhebung einer großen Anzahl von Ämtern überhaupt aufrechterhalten werden konnte, einer Aufhebung, die, wenn sie die Inschriften nicht zu einer notorischen machten, aus dem Zurückgehen

86) [Lukian. bis acc. 12. Im IV. Jahrh. und später entsprach die Zahl der Richterabteilungen oder die Zahl der Mitglieder der Auslosungskommission noch den Phylen. Das ist für die römische Zeit nicht mehr nötig, wie es auch im V. Jahrh. noch nicht der Fall war (vgl. die Literatur bei Keil in der Straßburger Festschrift zur 46. Philologenversammlung 1901 S. 135. Daselbst auch zur folgenden Cicerostelle).]

des gesamten politischen Lebens wie der Einwohneranzahl erschlossen werden müßte. Der Dezentralisation der Beamtentätigkeit der Demokratie tritt in der römischen Organisation der athenischen Verwaltung doch die Konzentration auf möglichst wenige Beamte gegenüber, und die Römer knüpfen dabei an bestehende Einrichtungen an. Da die Thesmotheten in der Demokratie das gerichtliche Zentralorgan waren, ist es mir durchaus wahrscheinlich, daß die römische Verfassungsordnung die richterlichen Funktionen der Einzelbeamten auf dieses Kollegium zusammenzog, ihm aber den Keryx beiordnete zur Mitwirkung oder richtiger Kontrolle, damit bei zweifelhaften Fällen eine widerrechtliche Entziehung oder Zuweisung von Prozessen gegenüber den verschiedenen Gerichtsorganen, Areopag wie Geschworenengerichten, verhindert werde.

Doch ob diese Vermutungen über eine Beteiligung des Areopags an der Zivilgerichtsbarkeit zutreffen oder nicht, ist für die Einschätzung seines Einflusses auf das gesamte Gerichtswesen Athens und der Machtstellung im Staate, die er gerade auch durch seine richterliche Kompetenzen einnahm, ohne Bedeutung. Er konnte wie die gewöhnliche Gesetzesübertretung des *κακοῦργος* so jede Verletzung der Verfassungsordnung vor sein Forum ziehen, gleichviel ob sie von einem Beamten oder Privatmann begangen war, da er die Kriminalgerichtsbarkeit in den Händen hatte. Damit war er der *φύλαξ τῶν νόμων*, hatte die Verfassung selbst in der Hand. Nimmt man seine kommunalpolitische Stellung, wie sie vorher dargelegt worden ist, hinzu, besonders sein Recht, das Staatssiegel zu führen und den Verkehr mit dem offiziellen Auslande zu unterhalten: war er nicht die erste Macht in Athen? Und dieser faktischen Machtstellung fehlte es nicht an der Krönung durch einen Nimbus, mit dem die Mythen von seiner Begründung und die von abergläubischem Schauer genährten Vorstellungen über sein geheimnisvolles Walten ihn umwoben[87]), und den die tatsächliche Wertschätzung[88])

87) [Aristides, Panathenaikos p. 170sq.; Himerius orat. XXVII.]
88) [Vgl. Lukian bis acc. 4. 12. 14.]

bestätigte, welche vom Beginne der römischen Oberherrschaft ab noch ein halbes Jahrtausend ihm einstimmig zollte. Als dem weisesten und gerechtesten Gerichte wies ihm im 1. Jahrh. v. Chr. ein römischer Statthalter die *ἔκκλητος δίκη* über einen smyrnäischen Rechtsfall zu[89]; der Sophist um das Jahr 300 heißt ihn das *δικαστήριον τῆς δικαιοσύνης* und nennt ihn mit und vor Lykeion und Akademie als die athenischen Stätten, die kennen zu lernen ein Ziel der Sehnsucht sein könne[90]; wo der Kaiser Iulianus den unbestechlichen Richter fordert, weiß er nichts anderes zu sagen als *Ἀρεοπαγίτης ἔστω κριτής*.[91]) Es war eine gleich kurzsichtige Kritik, Cicero der Übertreibung zu zeihen[92]), weil er den Areopag den Lenker des athenischen Staates genannt hat[93]), oder dieses Urteil auf die zufällige Beobachtung vorübergehender Verfassungsphasen während der beiden athenischen Aufenthalte Ciceros zurückzuführen.[94]) Jenes wird durch die Tatsachen widerlegt, dieses traut einem der kundigsten, praktisch und theoretisch gebildeten Staatsmänner Roms, abgesehen von einer starken Oberflächlichkeit der Beobachtung, auf dem ihm eigenen Gebiete eine unbegreifliche Unkenntnis zu. Es heißt die mannigfaltigste und fast alltägliche Verbindung, die seit der Scipionenzeit zwischen Athen und Rom bestand, völlig übersehen, wenn man Cicero für seine Angabe allein auf die kurzen eigenen Beobachtungen angewiesen sein läßt. Die eigentlich regierende Behörde keiner anderen Stadt kann in Rom so allgemein bekannt gewesen sein wie die Athens. Über sie berichteten die römischen Beamten, mit ihr hatten die römischen Kaufleute aus Athen und Delos zu tun gehabt, von ihr

89) [Valerius Maximus VIII, 1 amb. 2 = Gellius noctes Atticae XII, 7.]

90) [Alkiphron 2, 3; Menander pag. 92 § 8 Bursian.]

91) [Iulianus ed. Hertlein I, 77 Zeile 24.]

92) [Philippi, Der Areopag und die Epheben S. 314; Thalheim, R. E. II, 632.]

93) [Cicero de natura deorum II, 29, 74.]

94) [Ferguson, Klio IX 1909, 325.]

erzählten die Reisenden und vielen heimkehrenden Studenten, die unter der Aufsicht der *αἵρεσις τῆς ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς ἐπὶ τοὺς νέους* gestanden hatten. Fast genau zweihundert Jahre später ringt dem Rhetor Aristides[95]), an einer Stelle, wo er in ersichtlich archaisierendem Bestreben die athenische Verfassung seiner Tage der alten Demokratie nahe zu rücken sich bemüht, die Wirklichkeit doch das Geständnis ab: wie vorzüglich auch das oligarchisch-aristokratische Element in der athenischen Verfassung sei, ergebe sich, wenn man vergleiche *τό γε τῆς βουλῆς συνέδριον* (d. i. Areopag) *πρὸς τὰ ἑτέρωθί που κύρια καὶ ἡγούμενα.* Die vollste Bestätigung von Ciceros Atheniensium rem publicam consilio regi Ariopagi. Und so ist es sicher bis zur diokletianischen Zeit geblieben.

Man hat mehrfach Erörterungen darüber angestellt, auf welchem Wege oder durch welche Maßnahmen der Areopag in der Zeit von 480—461 ohne Änderung seiner verfassungsmäßigen Stellung innerhalb des demokratischen Staatsorganismus über den beiden souveränen Körperschaften der Bule und Ekklesie einen bestimmenden Einfluß im Staatsleben habe ausüben können. Die gleiche Erscheinung entwickelt sich, zwar zu Anfang anscheinend in geringerem Maßstabe, doch allmählich deutlicher hervortretend, im Verlaufe des 3. und 2. Jahrh. v. Chr. Mit welchem Rechte und in welchen Formen übte also der Areopag die zuwachsenden Funktionen aus? Mit welchem Rechte: In der Persernot um 480 hat er die ihm nötig erscheinenden Rechte nach Aristoteles' Zeugnis (rp. Ath. 23, 1) einfach okkupiert. 352/1 dagegen wird ihm die Aufsicht über die heiligen Bezirke auf gesetzlichem Wege durch einen Volksbeschluß übertragen, nicht anders als in der römischen Epoche die Jurisdiktion über die *κακοῦργοι* (s. o.

95) [I 315f. Das Bestreben, die athenische Verfassung möglichst der alten Demokratie ähnlich erscheinen zu lassen, hat schon der Scholiast klar durchschaut III, 335, 22: *ἐπειδὴ τῆς ὀλιγαρχίας ὄνομα οὐκ ἦν καλὸν παραβάλλειν τῇ Ἀττικῇ, ἀντὶ τοῦ εἰπεῖν ὀλιγαρχίαν βουλευτήριον εἶπεν εὐφημοτέρῳ ὀνόματι χρησάμενος.*]

S. 61). Diese gesetzliche Begründung eines Eingreifens des Areopags in die Sphäre der amtlich verordnenden Gewalten als Regel für ruhige Zeiten zu betrachten, zwingen das Psephisma des Teisamenos vom Jahre 403 (Andok. I 84) sowie neben einer ausdrücklichen Angabe des Deinarchos (I 50) eine größere Zahl von Zeugnissen aus dem 4. Jahrh.[96]), die sich aber, wie hervorgehoben zu werden verdient, sämtlich als Mandate des Volkes für Einzelfälle[97]), nicht als generelle Rechtsbetrauungen des Areopags erweisen.[98]) Zu diesen geht eben die hellenistische Zeit über, womit der areopagitische Rat in gewissen Grenzen auf legalem Wege als Behörde neben die verfassungsmäßigen Amtsorgane und auf dem Gebiete der Verwaltung neben die so tief in dieses hineinbezogenen Rats- und Volksversammlungen rückt. Der Areopag hatte diese Gewalten nicht aus ihrer Sphäre verdrängt, sondern war selbst in diese Sphäre eingedrungen und hatte sich nach vielen Seiten darin festgesetzt. Und das war nicht auf revolutionärem Wege geschehen, sondern allmählich. Der Areopag hatte die Geduld und die Klugheit abzuwarten, wie ihm die wachsende Unfähigkeit und Überlebtheit der demokratischen Institutionen eine Berechtigung nach der anderen in den Schoß fallen ließ. Als die Römer in die Verfassung eingriffen, war an den Grundzügen der demokratischen Verfassung Athens äußerlich

96) Vgl. Thalheim, R. E. II 631 f.

97) *προστάξαντος τοῦ δήμου* Deinarch. a. a. O. u. ö.

98) Es ist festzuhalten, daß die Bezeugungen von sittenpolizeilichem Eingreifen des Areopags (vgl. besonders Athen. pag. 167 E. 168 A) keine Beweise für seine staatsrechtliche Stellung sind. Er hat wohl das Recht, aus eigener Initiative oder auf Veranlassung der Regierung (Rat und Volk) sich mit einschlägigen Fällen zu befassen, aber er kann keine rechtsgültige Entscheidung treffen, sondern muß die Sache zur Aburteilung an die zuständigen ordentlichen Gerichte abgeben, die durchaus nicht an seine Beurteilung gebunden sind. — Ich weiß nicht, worauf die Angabe bei Schoemann-Lipsius, Griech. Staatsalt. I 542 beruht, daß durch Demetrios v. Phaleron dem Areopag wieder die Sittenpolizei übertragen sei. Das steht durchaus nicht mit dessen sonstigen Maßnahmen in Einklang; die *γυναικονόμοι*, die er bekanntlich einsetzt, sind ja gerade eine besondere Behörde auf sittenpolizeilichem Gebiete.

fast nichts zerstört; aber darunter war in aller Stille ein neues Element zu stark bestimmendem Einfluß gelangt. Die Römer haben die Unklarheit dieser halben Verhältnisse beseitigt einmal dadurch, daß sie auf Grund einer revidierten Verfassung den Areopag als Regierungsbehörde in das Regierungswesen selbst einfügten, ausgestattet mit völliger Initiative und unabhängig in seinem Handeln von den daneben stehenden alten demokratischen Regierungsfaktoren, weiter ihn zu einer regelmäßig mitarbeitenden Verwaltungsbehörde erhoben, endlich als höchste Gerichtsbehörde anerkannten.

Die zweite Frage war, in welchen Formen der Areopag seine Funktionen ausübte. Ich verstehe darunter die Frage danach, ob der Areopag seine verschiedenen Tätigkeiten als Gesamtkörperschaft oder durch Mandatare, also durch mehrgliedrige Kommissionen oder Einzelkommissare ausübte, und und zwar in den drei skizzierten Epochen, der okkupierten Machtstellung, der mandierten Einzelberechtigungen, endlich des verfassungsmäßigen Regierungs-, Verwaltungs- und Gerichtsorgans. Als Gesamtkörperschaft trat er bis zur Römerzeit sicher in seiner Funktion als höchster Blutgerichtshof auf. Das läßt nicht nur die Überlieferung erkennen, die nirgend von einem aus Areopagiten zusammengesetzten Gerichtshofe, sondern nur von dem Areopag spricht, es folgt auch aus der Tatsache, daß bei Stimmengleichheit Freisprechung seitens des Areopags erfolgte.[99]) Bei den athenischen Heliastengerichten war der Fall der Stimmengleichheit durch die gesetzlich bestimmte ungerade Zahl der Mitglieder der Richterkollegien (201, 401, 501, 1001) ausgeschlossen; konnte er beim Areopag eintreten, so muß die Zahl der Richter dem Zufall ausgeliefert gewesen sein; zufällig war aber der Mitgliederbestand des Areopags, weil abhängig von dem laufenden Abgang durch Todesfälle und dem jährlichen Zugang der neu

99) Aeschyl. Eum. 753. Die Geltung dieses Prinzips auch noch für die 2. Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. bezeugt: Aristid. XXXVII 17 K. *καὶ τοίνυν ἔτι νῦν σῴζει πάντας, ἐὰν ἴσαι γένωνται.* Über die spätere Zeit s. u. S. 92.

eintretenden Mitglieder. Als Gesamtkörperschaft hat natürlich der Areopag auch seine *δόγματα, ὑπομνηματισμοί, ἐπερωτήματα* in römischer Zeit beschlossen. In der überwiegenden Zahl der Fälle aber hat der Areopag mit Kommissionen oder Einzelkommissarien arbeiten müssen. Das folgt einfach daraus, daß ihm ein geschäftsführender Ausschuß wie die Prytanen für die Bule fehlt. Es mußten also jeweils Delegationen für die an ihn herantretenden Geschäfte ausgesondert werden. Das gilt für alle Zeiten und für das gesamte Tätigkeitsfeld der Körperschaft. Aus der Zeit ihrer Vorherrschaft im 5. Jahrh. bringt der Bericht des Aristoteles über die Arretierung des Ephialtes einen Beleg; die Anekdote ist sicher unhistorisch[100]), sie beweist aber doch, wie man zur Zeit ihrer Erfindung den Areopag handelnd denken mußte, und sie braucht durchaus nicht erst dem 4. Jahrh. anzugehören: Themistokles zeigt dem Areopag die Verschwörer an und führt *τοὺς αἱρεθέντας τῆς βουλῆς*[101]) an den Aufenthaltsort des Ephialtes[102]). Eine Kommission des Areopags konnte auch abgesondert werden, um die Entfernung eines heiligen Ölbaumes festzustellen.[103]) Eine Kommission, nicht der Areopag in pleno, ist natürlich an der von Aischines geschilderten Volksversammlung des Jahres 347/6[104]), wo sein Sprecher Autolykos über Baulich-

100) Zuerst R. Schoell, Beil. Allg. Ztg. 1891 n. 107. 108; vgl. v. Wilamowitz, Aristot. u. Athen I 180f.; weitere Literatur bei Busolt, Gr. Gesch. III 1, 29 Anm.

101) Der Pap. *ἀφαιρεθέντας*, corr. Kenyon; es ist eben eine *αἵρεσις* des Areopags.

102) Die Anekdote bietet die einzige erhaltene Schilderung einer *ἐφήγησις*, die bei Lipsius, Att. Recht u. Rechtsverfahren 337f. nachzutragen ist. Es ist mir eine pietätvolle Freude, als Urheber dieser Beobachtung Adolf Kiessling nennen zu können, der sie mir 1891, sogleich nach dem Erscheinen der *πολ. Ἀθ.*, mitteilte.

103) Lys. VII 22. Die Worte *τοὺς ἐννέα ἄρχοντας ἢ ἄλλους τινὰς τῶν ἐξ Ἀρείου πάγου* lassen deutlich erkennen, daß die Feststellung des Tatbestandes stets durch eine Kommission, nicht durch einen Einzelkommissar erfolgte; s. o. S. 74.

104) Aeschin. I 81f. *τῆς γὰρ βουλῆς τῆς ἐν Ἀρείῳ πάγῳ πρόσοδον ποιουμένης πρὸς τὸν δῆμον κατὰ τὸ ψήφισμα τὸ τούτου . . . . ἣν μὲν*

keiten auf der Pnyx referierte, erschienen.[105]) Die aus dem 4. Jahrh. bekannten kriminalrechtlichen Voruntersuchungen,

---

ὁ τὸν λόγον λέγων ἐκ τῶν Ἀρεοπαγιτῶν Αὐτόλυκος. Die Wendung 84 *εἰ οὐκ αἰσχύνοιντο γελῶντες παρούσης τῆς β. τ. ἐξ Ἀ. π.* beweist natürlich nicht das vollzählige Erscheinen der Körperschaft; die Kommission repräsentiert sie.

105) Diese Stelle dürfte eine treffende Analogie zu den Präskriptformeln der Psephismen aus Methymna und Eresos bieten, die jüngst Rehm im Miletwerke H. III (Das Delphinion in Milet) n. 152 veröffentlicht hat: 1 = 18 *περὶ ὧν ἁ βόλλα προεβούλευσε καὶ οἱ στραταγοὶ προτίθεισι καὶ τῶν τιμόχων καὶ πρεσβυτέρων οἱ παρέοντες ἔπηλθον* (Methymna), vgl. 58 *περὶ ὧν ἁ βόλλα προεβόλλευσε καὶ τῶν ἀρχόντων οἱ παρέοντες προτίθεισι καὶ ἔπηλθον* (Eresos). Daß die Areopagiten vor dem Volke erscheinen können, ist durch besonderen Antrag erwirkt, daher *προσελθεῖν*. Dasselbe besagt das *ἔπηλθον* der lesbischen Präskripte. Deutlich ist in Methymna das gesetzlich geforderte *προβουλεύειν* des Rates und *προτιθέναι* des Strategen von dem fakultativen *ἐπελθεῖν* gesondert. Die formelle Antragstellung ist verfassungsmäßig den Strategen vorbehalten; der Antrag geht aber eigentlich von den Timuchen und Presbyteroi aus, die in der Ekklesie erscheinen, um den Antrag zu motivieren, d. h. ihre Sache zu vertreten. Es erscheint von ihnen aber nur eine Kommission, wie deutlich der partitive Ausdruck *τῶν τιμόχων καὶ πρεσβυτέρων οἱ παρέοντες* zeigt. Sollte die Formel, wie Rehm meint, dem römischen qui adfuerunt entsprechen, müßte es doch wohl *καὶ οἱ τίμωχοι κ. πρεσβύτεροι παρέοντες* heißen. Ich bin mir übrigens nicht sicher, wie man *οἱ τιμ. καὶ πρεσβ.* verstehen, d. h. ob als eine oder zwei Körperschaften fassen soll. Müßte es im letzteren Falle nicht *τῶν τιμ. καὶ τῶν πρεσβ.* heißen? Auf alle Fälle liegt in *πρεσβυτέρων* hier wieder aus vorrömischer Zeit — die Inschrift fällt in den Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. — ein Indiz für das Bestehen eines ersichtlich älteren Faktors neben den demokratischen Regierungsorganen vor, der sich unter bestimmten Bedingungen und Verhältnissen neben diesen geltend machen kann. Hier schimmert, wie in Athen, Argos, Ephesos und sonst eine der unter der Demokratie eingeschrumpften älteren Institutionen durch, die später wieder zu kräftigerem Leben gelangten; vgl. Gercke-Norden, Einleitung III² 370f. — Das Präskript von Eresos ist weniger durchsichtig. Vielleicht bezieht sich das *προτίθεισι* nur auf die eigentlich mit dem ius agendi ausgestatteten Beamten, *ἔπηλθον* auf andere Beamten, die den Antrag unterstützten, so daß *οἱ παρέοντες* eigentlich nur auf diese geht, aber die hierdurch bedingte Genitivkonstruktion im Kurzausdruck auf das Ganze ausgedehnt ist.

zu denen er von der Regierung herangezogen wurde, konnte die Körperschaft als solche natürlich nicht durchführen, sondern mußte die Nachforschungen einer Kommission oder einem einzelnen aus ihrem Schoße überweisen. Wenn, wie gesagt, bei Kapitalprozessen der Areopag zweifellos in seiner Gesamtheit zu Gericht saß, so ist gleiches doch bei seiner erweiterten Gerichtsbarkeit zur Römerzeit nicht wohl anzunehmen; er wird sich hier in kleinere Gerichtshöfe, d. h. richtende Kommissionen gegliedert haben, die für die einzelnen Phylen festgesetzt waren. So könnte sich Ciceros Angabe erklären (o. S. 66), daß er in Athen Areopagiten wie Heliasten certo numero certa tribu gesehen habe. Es wird auch mit der Ernennung von Einzelrichtern zu rechnen sein; der ἐπιμελητὴς Δήλου ist, wie von verschiedenen Seiten zu größter Wahrscheinlichkeit erhoben[106]), aus den Areopagiten entnommen, und Rechtsprechen bildet seine Haupttätigkeit.[107]) Abgesehen von solchen richtenden Kommissionen und Einzelrichtern, die selbständig endgültige Entscheidungen treffen mußten, haben die Mandatare natürlich an das Plenum berichtet; als Äußerung des Areopags selbst trat an die Öffentlichkeit, was jener gebilligt oder sonst für richtig befunden hatte.[108])

106) Sundwall, Untersuchungen über die att. Münzen neueren Stils (Öfversigt of Finska Vetensk. Societetens Förhandlingar 1906/7 XLIX) S. 71, wo Literatur und Belege.

107) von Schoeffer, De Deli insulae rebus p. 201.

108) [Die einzelnen Areopagiten können natürlich für sich Nachforschungen anstellen; erst wenn der Areopag auf ihre Mitteilungen die Sache in die Hand nahm, begann die offizielle kommissarische Untersuchung. Als Areopagit hat in der oben (vgl. S. 72) schon herangezogenen Anekdote Themistokles aus eigener Initiative die Anzeige gegen Ephialtes erstattet. Der Areopag nahm die Sache offiziell auf, indem er eine Kommission entsandte. Wenn der Areopag es ablehnte, die Sache zu verfolgen, so kann der Areopagit auf eigene Gefahr die Anzeige bei den betreffenden Instanzen erstatten. Die Anzeige und wenigstens von Dinarch (I, 48 ff.) behauptete Verwerfung des Areopagiten Pistias bietet ein Beispiel. Die fingierten Situationen der Alkiphronbriefe dürfen natürlich für die Gewinnung wirklichen Rechts ebensowenig ausgenutzt werden wie die rhetorischen Schuldeklama-

Die Kommissionen und Einzelkommissare treten so nicht an die Öffentlichkeit und bleiben der Überlieferung unbekannt. Daher sind die letzteren noch seltener faßbar als die Areopagkommissionen. 306/5 liefert eine Fünferkommission von Areopagiten unter Vorsitz oder Kontrolle des *ταμίας τῶν στρατιωτικῶν* auf Lemnos und Imbros eingezogene Gelder an die *ταμίαι Ἀθηναίας καὶ τῶν ἄλλων θεῶν* ab.[109]) Im Anfang des Jahres 221 wurde eine Kommission zur Herstellung eines Anathems aus kleineren Beständen von Edelmetallen aus 3 Mitgliedern *ἐξ Ἀθηναίων ἁπάντων* und zweien *ἐξ Ἀρεοπαγιτῶν*[110]) eingesetzt. Eine zu ähnlichem Zwecke ganz ebenso zusammengesetzte Kommission ist für 215/16 bezeugt.[111]) Als Delegierten des Areopags hat Sundwall auf Grund prosopographischer Beobachtungen das seit dem Anfang des 2. Jahrh. in den Aufschriften der Münzen neueren Stils erscheinende dritte Mitglied der Münzkommission erkennen können[112]); daß hiermit die Betrauung des Areopags mit dem Schutze der Normalmaße (o. S. 56) in sachlichem Zusammenhange steht, liegt auf der Hand, und die Analogie läßt vermuten, daß der Areopag auch diese Aufsicht in irgendeiner Form der Mandierung ausübte.

Die Kommission für Jugenderziehung (*αἵρεσις ἐπὶ τοὺς*

tionen. Wenn sie jedoch zu der im Texte gegebenen Aufstellung, die ohne jede Rücksicht auf sie gewonnen wurde, stimmen, so bieten sie immerhin eine bestätigende Illustration. III, 72: Kleainetos ist als Vorsitzender und Referent der Kommission für die in Frage stehenden Vergehen bestimmt (*ταῦτα πρωτεύει* § 2); er berichtet darüber an den Areopag. — Die Stellung auch des einzelnen Areopagiten beleuchtet ep. III, 43: er kann ohne weiteres die Freilassung bewirken.]

109) [IG. II 737 und Addenda p. 508. Vgl. Fränkel zu Boeckh, Staatshaushaltung[3] I 38 n. 237.]

110) [IG. II 403 (= ed. min. 839), 25; 47 ff. Zeit ist festgelegt durch Dittenberger, Syll.[3] 557 not. 8 (Archont Thrasyphon).]

111) [IG. II 839. Zur Zeit des Archon Diokles vgl. Kolbe, Att. Archonten S. 50 und 73.]

112) [Sundwall, Untersuchungen über die attischen Münzen des neueren Stils (Öfversigt of Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar XLIX S. 10; 69 ff.).]

νέους) aus dem 1. Jahrh. v. Chr. ist schon erwähnt (o. S. 26 u. 69); sie bestand auch noch im Jahre 61 n. Chr., nur daß sie, wie es scheint, inzwischen durch Hinzuziehung von Angehörigen der Klasse der *γυμνασιαρχικοί* erweitert worden war.[113]) Cicero, der nach Ferguson nur obenhin mit den athenischen Verhältnissen bekannt gewesen sein soll, wandte sich an den Areopag, um den Peripatetiker Kratippos für Athen zu erhalten: er wollte, daß sein Sohn ihn dort im Jahre 45 hören könnte. Der Areopag faßte einen entsprechenden Beschluß.[114]) Cicero kannte eben den vorschriftsmäßigen Weg, wußte, daß die Sache durch die „Universitätskommission“ dieser Körperschaft ging. Es ist füglich nicht zu bezweifeln, daß der Areopag in dieser Form an der Beaufsichtigung und Leitung des Ephebeninstitutes bis zu dessen Eingehen in der späteren Lebenszeit des Herennius Dexippos beteiligt blieb.[115]) Im 4. Jahrh. haben sich diese Verhältnisse geändert; darüber wird noch zu handeln sein.[116]) [Von Keil nicht mehr dargelegt. D. Hrsg.]

113) [IG. III 1085 folgt auf die Liste derer *οἳ ἐγυμνασιάρχησαν* die Rubrik *Ἀρεοπαγεῖται σὺν τοῖς γυμνασιαρχικοῖς οἵδε*. Unrichtig faßt Oehler R. E. V 2740 die Areopagiten als Ephebentitel. Das wird schon durch *γυμνασιαρχικοί* verboten; von dem Titel müßte es *γυμνασίαρχοι* heißen. Über die *γυμνασιαρχικοί* als Munizipaladel vgl. Wilamowitz, Staat und Gesellschaft der Griechen S. 161. Plut. Ant. 33 steht nicht *μετὰ τῶν γυμνασιαρχικῶν ἐν ἱματίῳ καὶ φαικασίοις προήει*, wie Oehler, R. E. VII, 1987, 7 ausschreibt, sondern *μετὰ τῶν γυμνασιαρχικῶν ῥάβδων . . . προήει*, wodurch der athenische Beleg hinfällig wird. — Auch IG. III 3900 wird nicht *γυμνα]σιαρχ(ι)κο[ί*, sondern *γεγυμνα]σιαρχηκό[τ . .* zu ergänzen sein.]

114) [Plut. Cic. 24: *διεπράξατο δὲ τὴν ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴν ψηφίσασθαι καὶ δεηθῆναι μένειν αὐτὸν* (Kratippos) *ἐν Ἀθήναις καὶ διαλέγεσθαι τοῖς νέοις*.]

115) [Die letzte einigermaßen datierbare Urkunde IG. III 1202 fällt spätestens 262/3; sie nennt als *ἄρχων ἐφήβων* den Sohn des Geschichtschreibers. Da wir im 3. Jahrh. auf je 3—4 Jahre eine Ephebenurkunde erhalten haben, kann das Institut schwerlich lange Zeit über jenes Jahr hinaus bestanden haben.]

116) [Einzelmandate lassen sich, wie erwähnt, schwer nachweisen. Vielleicht war der Pistias ein solcher gewesen, gegen den sich der Haß des Sprechers von Din. I 53 ff. wendet; der Areopag hatte sich

Wie mannigfache Kommissionen auch gebildet werden mochten, alles was sie fanden, befanden, in Vorschlag brachten, bedurfte, wie schon hervorgehoben, der Ratihabitation des Gesamtrates und trat als dessen einige Willensmeinung oder Erkenntnis an die Öffentlichkeit. Man kann also nicht fragen, auf welche Weise die Kommissionen Feststellungen, Ratschläge, Weisungen an andere staatliche Organe gelangen lassen konnten; wohl aber muß man fragen, welche Wege Gebrauch oder Gesetz der Gesamtkörperschaft für ihre Äußerungen geöffnet hatte. In die vorrömische Zeit läßt die schon herangezogene Aischinesstelle (o. Anm. 104) einen Blick tun: der Areopag bestimmt eines seiner Mitglieder zum Berichterstatter oder Antragsteller bei der Ekklesie. In gleicher Weise bringt ja die demokratische Bule selbst Anträge, die aus ihrem Schoße hervorgehen, durch ein dafür bestelltes Mitglied vor das Volk. Es ist müßig, für diese Zeit einen anderen Fall, wo der Bericht nicht an Rat oder Volk ging, zu konstruieren; da der Areopag in der vorrömischen Epoche jeweils nur als Mandatar der souveränen Körperschaften in Tätigkeit treten konnte, hatte er über diese Tätigkeit auch nur an die Mandanten zu berichten. Und wo er mit einzelnen Delegierten in gemischten Kommissionen vertreten war (o. S. 75), erfolgte Bericht und Rechenschaftsablage seitens der Gesamtkommission. Eine Ausnahme konnte folgerichtigerweise nur eintreten, wenn der den Areopag heranziehende und beauftragende Beschluß die Anweisung enthielt, sich mit einer bestimmten Stelle in Verbindung zu setzen. Das wird vielfach bei Beauftragung mit gerichtlichen Voruntersuchungen geschehen sein; Zweckmäßigkeitsgründe müßten ohne weiteres darauf führen, in diesen Fällen den Areopagbericht direkt an die

---

seinem Bericht und seiner Auffassung nicht angeschlossen; daher der Angriff auf ihn. Das Zuständliche dürfte auch hier Alk. 43 widerspiegeln, wo eine ἀπαγωγή optima forma geschildert wird (ἀπαχθείημεν); dort heißt es von dem Areopagiten: ἀνέῳξεν ἡμῖν τὸ δεσμωτήριον. Der Mann ist eben als ein mit der Untersuchung betrauter Einzelkommissar zu denken.]

instruierenden Richter, zumeist also an die Thesmotheten zu verweisen. Es entspricht der Stellung des Areopags in der Demokratie, daß die ordentlichen Gerichte in keiner Weise an seine Feststellungen oder gutachtlichen Ratschläge gebunden waren, wenn diese im Einzelfalle auch immer das Gewicht eines autoritativen Präjudizium behielten. Dinarch (I 55 sqq.) berichtet ausdrücklich über Fälle, in welchen die demokratischen Geschworenen das Urteil des oligarchischen Areopags desavouierten.

Eine solche Arbeitsorganisation ist bei einer Körperschaft, die ebenso eines leitenden Beamten wie ausführender Organe entbehrte, unmittelbar verständlich. Die Neugestaltung der Verfassung in römischer Zeit hat an dem Prinzipe des Arbeitens in Kommissionen nichts geändert; eine grundsätzliche Neuerung jedoch war die Einsetzung des *κῆρυξ τῆς ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς* als eines ständigen Beamten der Körperschaft. Es ist schon ausgeführt, in welcher Weise die Schaffung dieses Amtes den Interessen der römischen Regierung diente; man muß aber hinzufügen, daß die neue staatsrechtliche Stellung des Areopags an sich das Vorhandensein einer festen amtlichen Stelle erforderte. Eine solche wurde schon durch den geschäftlichen Verkehr bedingt, in den die neue dritte souveräne Körperschaft mit den beiden demokratischen notwendig treten mußte. Sie war eine Notwendigkeit angesichts des ungeheuer erweiterten Geschäftskreises des Areopags. Der Bürger mußte ein bestimmtes Organ kennen, an das er sein Anliegen richten konnte; der Areopag selbst konnte seine Willensäußerungen nicht mehr der Mannigfaltigkeit oder formalen Ungenauigkeit individueller Fassung aussetzen, seitdem er zu einem souveränen Organ erhoben war. Nur die Zentralisierung des gesamten Geschäftsverkehrs auf ein einheitlich geleitetes Bureau konnte den Emanationen des Rates diejenige Gleichartigkeit und rechtliche Unantastbarkeit der Form geben, wie sie bei einer souveränen Körperschaft unentbehrlich sind. Und als Übermittler der Willensäußerungen des Areopags muß er jetzt auch Anordnungen, Befehle und

Beschlüsse dieses Rates direkt an die ausführenden Beamten, soweit diese nach dem Gesetz von dem Areopag Weisungen zu empfangen haben, haben gelangen lassen; denn seit der Areopag selbst souverän geworden war, bedurfte es des Umweges über die beiden anderen Körperschaften nicht mehr. Endlich konnte der Areopag als Körperschaft in dieser Zeit eines Repräsentanten nach außen nicht entbehren.

Das also ist das Bild des Areopags in römischer Zeit. Eine Körperschaft, die sich für ihre Betätigung in eine größere Anzahl von Kommissionen mit jeweiligem oder auch dauerndem Arbeitsauftrag (*αἵρεσις ἐπὶ τοὺς νέους*) gliedert. Sie bestimmt sich ganz selbst, ist in ihren Beschlüssen völlig souverän innerhalb der Grenzen der Verfassung und des Gesetzes. Sie besitzt in dem *κῆρυξ* einen geschäftsführenden Beamten; durch seine Hände gehen alle Agenden des Plenums wie der Kommissionen; er gewinnt so eine Geschäftskenntnis und hat damit notwendig einen Einfluß in der Körperschaft, wie kein anderes Mitglied sie haben kann. Er ist faktisch der primus inter pares, wie er es entsprechend dem Range seines Amtes in der Beamtenhierarchie erscheint. Ich habe die Züge dieser Korporationsorganisation noch einmal kurz zusammengefaßt, um so die Gleichartigkeit einer Parallelbildung aus unseren Tagen eindringlicher vor Augen zu stellen. Diese Parallele bietet die Verfassung und Verwaltung der englischen Munizipalstädte (Boroughs).[117]) Die Vertretung der Stadtgemeinde bildet der durch Wahl aus der Gemeinde bestellte Stadtrat (Town Council). Für die Verwaltungsgeschäfte gliedert er sich in so viele ständige Ausschüsse oder Spezialausschüsse (Standing, Special Committees), wie nach Ansicht des Plenums für die Verwaltung nötig sind; ihre Tätigkeit untersteht der Überprüfung durch das Plenum des

117) J. REDLICH, Englische Lokalverwaltung (Leipzig 1901), S. 307 ff. 338 ff. Für den Hinweis auf das Vorhandensein einer der oben dargestellten Organisation ähnlichen Ordnung in der englischen Lokalverfassung sowie auf das zitierte Werk bin ich meinem Kollegen, Herrn Prof. RICH. SCHMIDT, zu Dank verpflichtet.

Stadtrates. Das Gesetz läßt der Gemeinde, also dem Stadtrat, freie Hand in der Schaffung von Kommunalämtern, sowie Bestellung oder Entlassung von Kommunalbeamten: nur zwei Beamtungen fordert es in jeder Gemeinde, den Treasurer und Town Clerc. Dieser wohnt allen Sitzungen des Plenums bei, ebenso denen der Ausschüsse, soweit er sich in diesen nicht durch Hilfskräfte vertreten läßt. Alle Fäden der Gemeindeverwaltung laufen in seinen Händen zusammen. Er ist der Chef der Stadtkanzlei, ist 'der Archivar und Registrator der Gemeinde; ihm obliegt die Ausfertigung aller namens der Gemeinde ausgehenden Schriftstücke und Urkunden, sowie der Verkehr mit den Zentralbehörden'. Durch ihn gelangen der Regel nach alle Weisungen der einzelnen Ausschüsse an die dem Verwaltungszweig des betreffenden Ausschusses dienenden ausführenden Beamten. 'Der Town Clerc stellt ferner nach außen hin die Spitze der kommunalen Beamtenschaft vor.' Das Amt selbst gibt seinem Träger eine hohe soziale Stellung; es wird zurzeit 'fast durchgehends als das eines Gentleman betrachtet'. Es ist überflüssig, die Übereinstimmungen in der Organisation der beiden verglichenen Körperschaften und zwischen den Ämtern des Keryx und des Town Clerc im einzelnen herauszuheben. Einen Vergleichspunkt will ich noch hinzufügen. Der Stadtrat wählt aus sich auf ein Jahr seinen Präsidenten, der zwar das Recht der Berufung des Stadtrates hat, sonst aber nur der höchste Würdenträger ist. Sein Amt ist ein repräsentatives, das den Besitz eines größeren Vermögens voraussetzt, wie denn sein Träger das repräsentative gesellschaftliche Oberhaupt der Stadt, Ehrenpräsident aller gesellschaftlichen oder gemeinnützigen Bestrebungen usw. ist, aber nicht das verantwortliche Haupt der städtischen Verwaltung, 'der Bürgermeister'. Man vergleicht ohne weiteres das Verhältnis des Town Clerc zum Mayor mit dem des *κῆρυξ τῆς ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς* zum *ἄρχων* (*ἐπώνυμος*). Endlich sei noch auf die Ähnlichkeit in der verfassungsmäßigen Stellung der verglichenen Körperschaften hingewiesen: der Areopag römischer Zeit ist eine kommunale

Körperschaft wie der Town Council und untersteht der römischen Zentralgewalt zunächst in der Person des Statthalters wie der Town Council mit seinen Beschlüssen den betreffenden Zentralbehörden, die im letzten Grunde Mandatare des Parlaments sind. Daß jeder Vergleich Ungleichheiten unterstreicht, versteht sich; es wäre sonst eine Gleichung. Doch die Verschiedenheiten verschwinden hier vor den Übereinstimmungen in den Grundlinien. Es genügt, wenn die Parallele meine Darstellung der Organisation des Areopags belebt hat; ich denke aber, sie hat noch mehr getan, hat gezeigt, daß das hier entworfene Bild die Züge einer in der lebendigen Wirklichkeit bestehenden rechtlich gleichartigen Institution trägt.[118])

Jetzt ist es möglich, der Frage nach dem Ergänzungsmodus des Areopags zur römischen Zeit näher zu treten. In der ersten Hälfte des 4. Jahrh. werden die Areopagiten vom proconsul Achaiae ernannt; die Dankrede des Himerios an Skylakios für seine Ernennung zum Areopagiten ist kurz nach dem Jahre 343 verfaßt.[119]) Ich habe früher diese Bestellungsart der Areopagiten auf die ganze römische Periode ausdehnen zu dürfen gemeint, dann die Frage angesichts des Mangels direkter Zeugnisse offen gelassen[120]); bessere Anschauung von der Stellung des Areopags in der Kommunalverfassung sowie das Hinzutreten indirekter Bezeugungen lehrt, daß man auch hier die Zeiten scheiden muß. Den Schnitt bringt die diokletianische Epoche. Ich spreche also zunächst von dem Ergänzungsmodus während der drei ersten christlichen Jahrhunderte.

118) Ich will doch ausdrücklich hervorheben, daß ich die vorgeführte Organisation und Arbeitsart des Areopags aus den zerstreut überlieferten Indizien und Zeugnissen erschlossen hatte, ehe mir die englische Parallele bekannt wurde. Meine Auffassung ist also völlig unabhängig von dieser entstanden, keine Konstruktion nach modernem Muster.

119) [Himerios or. 27 a. E. Zur Zeit vgl. Seeck, Briefe des Libanius S. 270.]

120) [Gercke-Norden, Einleitung III 360 (Zweifel dagegen, doch ohne Begründung, äußerte Swoboda, Gr. St. 177, 5) und ²394.]

Es läßt sich nicht nachweisen oder auch nur irgendwie wahrscheinlich machen, daß der Eintritt in den Areopag ohne die vorherige Bekleidung eines Archontenamtes in dieser Periode möglich gewesen wäre; umgekehrt beweisen die Inschriften positiv, daß der Keryx stets ein solches Amt innegehabt hat. Allerdings ist die Beobachtung auf diesen einen Areopagiten beschränkt, da ja die sonstigen einzelnen Mitglieder des Areopags überhaupt keine amtliche Erwähnung, kaum eine solche in einem cursus honorum finden; allein nur bare Willkür kann bestreiten wollen, daß für die gesamten Mitglieder des Areopags gilt, was für den Keryx feststeht, daß sie Archonten gewesen waren. Hiermit ist jedoch nicht gesagt, daß mit dem Erwerb der Qualifikation zum Areopagiten durch Bekleidung irgendeines der neun Archontenämter auch der Anspruch auf einen Sitz im Areopag erworben wurde, wie es in der demokratischen Zeit der Fall war. Diese Vorsicht zu üben zwingen die Inschriften mit Angabe der Ämterlaufbahnen, deren älteste in die Mitte des 1. Jahrh. v. Chr. zu fallen scheint.[121])

[ ] *κηρυκεύσαντα καὶ γυμνασιαρχήσαντα δίς, ἀγωνοθετήσαντα, στρατηγήσαντα ἐπὶ τοὺς ὁπλείτας* IG. III 722: Mitte 1. Jahrh.[122])

121) [Ich beschränke mich auf die gegebenen cursus honorum; es wird sich noch für einzelne Beamte aus getrennten Angaben die Laufbahn wiedergewinnen lassen, wie z. B. der Archon Epikrates IG. III 136 mit dem Keryx 1013 identisch sein dürfte; doch bleiben meist Zweifel.]

122) Zeit annähernd bestimmt durch die Erwähnung der *μεγάλα Καισάρηα Σεβαστά*, die nicht wohl nachflavisch sein können, und die der augusteischen Zeit besonders eignende Orthographie -*ρηα*, für die IG. III 652 (gerade mit *Καισαρήων Σεβαστῶν*) aus dem Jahre 57 nach Meisterhans, Gramm. d. att. Inschr.³ 48, 353 das jüngste Beispiel liefert. — Z. 3 ist unleserlich, auch Z. 2 am Schlusse vielleicht nicht ganz gelesen. Ob nach dem Namen *Γ. Μέμμιον Σαβεῖ|²νον Πείσανδρον* noch der Name des Vaters folgte, ist unsicher; sicher daß das Archontat genannt war. Stand der Name des Vaters, bleibt nur Raum für *βασιλεύσαντα*; fehlt er, so lautete 3 *ἄρξαντα τὴν ἐπώνυμον ἀρχήν*. Dies hat nach der Schriftverteilung der folgenden Zeilen die Wahrscheinlichkeit für sich.

ἄρξαντα τὴν ἐπώνυμον ἀρχήν, κηρ. τῆς ἐξ Ἀρ. π. β., κήρυκα βουλῆς καὶ δήμου γενόμενον, ἐπιμελητεύσαντα τῆς πόλεως, ἀγων., γυμν., στρατ. BCH. 1895 XIX 113, 2. Hälfte, 1. Jahrh.[123])

ἐπ. κηρ. στρατ. ἀγων. γυμνασ. ἐπιμελητὴν γενόμενον τῆς πόλεως IG. III 721: kaum nach 150.[124])

ἐπ. στρατ. ἐπιμελητὴν γυμνασιαρχίας θεοῦ Ἁδριανοῦ, ἀγωνοθέτην τρίς Eph. arch. 1883, 77 (= Dittenberger, Syll.³ 872): 163/4.

ἐπ. κηρ. 1128, 8: 165/6.

ἐπ. πανηγυριαρχήσαντος, κηρ. στρατ. γυμν. ἀγων. Dittenberger³ 869, 9.

ἐπ. πανηγ. κηρ. ἄρξαντα, πανηγ. γυμν. ebda. Z. 13: 165 bis 169.

ἐπ. στρατ. γυμν. κηρ. Eph. arch. 1897, 65: Ende 2. Jahrh.

στρατ. βασιλεύσαντος κηρ. IG. III 680: dgl.

ἐπ. κηρυκεύσαντος τὸ β̄, ἀγων. στρατ. Eph. arch. 1883, 139, 13.[125])

123) Zeit durch die eponyme Priesterin Flavia Laodamia (IG. III 895) angezeigt. Der Vater des *Τιβέριος Κλαύδιος . . Καλλικρατίδου Τρικερύσιος* ist identisch mit dem durch IG. III 648—650 als *στρατηγὸς ἐπὶ τοὺς ὁπλείτας*, Panegyriarch und *κῆρυξ τῆς βουλῆς καὶ τοῦ δήμου* bezeugten *Καλλικρατίδης Συνδρόμου Τρικορύσιος*, wie das Demotikon zeigt. Vorhadrianisch: *βουλὴ τῶν ἑξακοσίων*. Derselbe wohl der *ἄρχων Καλλικρατίδης* 1082 klaudischer Zeit. Die relative Chronologie bestätigt: c. 55 Vater Archon, in nachflavischer Zeit der Sohn am Ende seiner Laufbahn.

124) Die *ἐπιμεληταὶ τῆς πόλεως* lassen sich nicht über die hadrianische Zeit hinab nachweisen; Literatur und neuer Beleg bei A. Wilhelm, Öst. Jahresh. 1909 XII 148.

125) TOB für einfaches B, d. h. *δίς*, wie Z. 24 *στρατηγήσαντος . . . τὸ [β̄?]*. — Zeit: die Geehrte, Aelia Epilampis, ist Nichte (*ἀνεψιά*) sowohl des Ardys, Archon 150/1 (IG. III 1120), der noch als *ἀρχιερεὺς τῶν Σεβαστῶν*, d. h. des Marcus und Verus (161—169) bezeichnet wird, wie des Aelios Gelos, Archon 165/6 (ebda. 1128). Der Stein von dem Enkel der Epilampis während seines Amtsjahres als Eponym gesetzt. — Übrigens ist Z. 29 das *N* nach dem Namen dieses Enkels *ὁ ἐπώνυμος ἄρχων Π. Πομ(πώνιος) Ἡγίας Φαληρεύς* als *ν(εώτερος)*, nicht als *Ν(ουμέριος)* zu verstehen; der Zusatz war nötig, weil sein gleichnamiger

ἐπ. στρατ. κηρ. ἀγων. ebda. Z. 18: um 200.[126])
ἐπ. βασιλ. στρατ. γυμν. κηρ. Eph. arch. 1885, 148, 25: Anfang 3. Jahrh.

Nirgend treten hier aus der Neunzahl der Archonten der Polemarch und die Thesmotheten auf. Die beträchtliche Anzahl der sich über mehr denn anderthalb Jahrhunderte erstreckenden Beispiele schließt die Ausflucht aus, diese Erscheinung auf die Zufälligkeit unserer Überlieferung zurückzuführen. Hätten die Polemarchie und Thesmothesie den Eintritt in den Areopag eröffnet, müßten sie in diesen Ämteraufzählungen irgendwann sich zeigen. Die Inschriften sagen also aus: von der Mitte des 1. Jahrh. ab können aus den jährlich abtretenden Archonten nur die beiden höchsten, der Eponymos und Basileus in den Areopag gelangen. Hier greifen nun die beiden literarischen Zeugnisse ein. Da ihre Beweiskraft für eine gegen früher veränderte Bestellungsart des Areopag noch jüngst bestritten worden ist[127]), kann ich sie nicht ohne eingehendere Interpretation lassen. Scr. r. A. vita Gall. 11, 3 heißt es: Gallienus apud Athenas archon erat, id est summus magistratus, vanitate illa, qua et civis adscribi desiderabat et sacris omnibus interesse; quod neque Hadrianus ⟨nisi⟩ in summa felicitate neque Antoninus nisi adulta fecerat

Vater, der unmittelbar vorher genannt ist, ebenfalls Eponymos war. Man unterscheidet in dieser Zeit die homonymen Archonten nicht mehr wie früher mit ὁ μετὰ ..... So folgt aus der Datierung des Todesjahres des Proklos (Marinus v. Procl. 36) ἄρχοντος Ἀθήνησι Νικαγόρου τοῦ νεωτέρου, daß für das frühere 5. Jahrh. n. Chr. noch ein Eponym Nikagoras, vermutlich der Vater des jüngeren, in unserer Archontenliste nachzutragen ist.

126) Die Geehrte, P. Aelia Herennia, ist Tochter des P. Aelius Apollonios, der mit dem in der Liste IG. III 1030, 13 (aus den Jahren 165—185) aufgeführten Epheben als identisch zu betrachten ist; ihr Großonkel (πρόθειος; vgl. CIG. 3936), der Daduch P. Aelius Dionysios, dürfte der Ephebe gleichen Namens der Liste 1120 vom Jahre 150/1 sein.

127) Lipsius, Att. Recht u. Rechtsverfahren S. 122. Ferguson, Klio 1909 IX 328f.

pace . . . 5 Areopagitarum praeterea cupiebat ingeri numero contempta fere republica. Unbefangene, d. h. nicht durch die Rücksicht auf die ältere Ordnung beeinflußte Interpretation muß die Möglichkeit anerkennen, daß hier der Eintritt in den Areopag als ein von der Erreichung des Bürgerrechts und des Archontates sowie von der Einweihung in die eleusinischen Mysterien[128]) gesonderter Akt dargestellt ist, der nicht als selbstverständliche Konsequenz aus der Bekleidung des Archontates folgte. Dadurch, daß sich aus den Inschriften eine Veränderung in der Areopagitenbestellung erschließen ließ, ist jene Möglichkeit zur Glaubwürdigkeit gesteigert worden. Natürlich erlaubt der Wortlaut des Berichtes nicht, ein Hervorgehen der Areopagiten aus den Archontenkollegien überhaupt zu leugnen und eine von der früheren völlig verschiedene Bestellungsart anzunehmen; nur das ergeben sie, daß eine Veränderung stattgefunden hatte. Und das war ja auch der Fall, wenn der Areopag sich nur noch den beiden höchsten Archonten öffnen konnte — konnte, nicht mußte; denn das muß man allerdings daraus entnehmen, daß der nun beglaubigte Bericht die Erlangung der Areopagitenwürde von der des Archontates handgreiflich scheidet. Das zweite Zeugnis liefert Plutarch (Per. 9): *αὗται γὰρ αἱ ἀρχαὶ* (die 9 Archonten) *κληρωταί τε ἦσαν ἐκ παλαιοῦ καὶ δι'*[129]) *αὐτῶν οἱ δοκιμασθέντες ἀνέβαινον εἰς Ἄρειον πάγον.* Daß hier das Präteritum infolge logischer Attraktion an die vorhergehende präteritale Darstellung (*οὐ μετεῖχε*) nach griechischer Ausdrucksweise stehen kann, ist unbestreitbar; allein

---

128) Daß diese vor allem unter den sacra zu verstehen sind, ist ohne weiteres klar und wird durch den Hinweis auf Hadrian und Marcus bestätigt. Für die Weihung des Hadrian die Belege bei Weber, Unters. z. Gesch. d. Kaisers Hadrian 168 ff.; zu den Zeugnissen für Marcus in R. E. I 2301, 54 f. noch Dittenberger, Syll.[3] 872. Übrigens hatte auch L. Verus die Weihen, Eph. arch. 1895, 111 (= Dittenberger 869) ebenso Commodus: a. a. O. 1883, 77 (= Dittenberger 872).

129) Diese Präposition verstehe ich nicht; es ist eher Dittographie nach ΚΑΙ als Verschreibung aus *ἐξ*.

zu dieser Erklärung greift man doch nur, wenn sich keine Möglichkeit bietet, solche Worte in dem sich unmittelbar bietenden Sinne zu verstehen; diese Möglichkeit besteht aber hier, da nichts als historisch beeinflußte Erklärung die Auffassung verhindert, daß Plutarch durch diesen Zusatz seine Leser über die alte Ordnung belehren zu müssen glaubte, weil diese eben zu seinen Zeiten nicht mehr bestand. Man wird jetzt diese nächstliegende Erklärung in ihr Recht einsetzen. Es war schon immer bedenklich, die beiden voneinander völlig unabhängigen literarischen Zeugnisse beiseite zu schieben, wo sie sich doch gegenseitig stützten. Dabei übersah man außerdem, daß für den einen Teil der plutarchischen Worte der Gegensatz von ehedem und jetzt tatsächlich zum Ausdrucke kommt. Daran, daß in der timokratisch-oligarchischen Verfassung der Kaiserzeit die Archonten gewählt, nicht erlost wurden, bezweifelt wohl niemand mehr; darum setzte Plutarch das *κληρωταί τε ἦσαν* hinzu, das den Gegensatz zum Jetzt enthält. Und das auf das engste hiermit verbundene *καὶ — ἀνέβαινον* soll man danach verstehen, als ob ein *ὡς ἔτι καὶ νῦν* dabeistünde? Was die Verwerfer des Zeugnisses verstehen, käme somit nur klar zum Ausdruck, wenn Plutarch etwa geschrieben hätte: *κληρωταὶ ἦσαν ἐκ παλαιοῦ, ἀνέβαινον δέ, ὡς ἔτι καὶ νῦν, αὐτῶν οἱ δοκιμασθέντες κτλ.* Die Ausdrucksweise des Schriftstellers wird nur konzinn, wenn beide Satzteile die gleiche Perspektive haben, entweder besagen: so wie heut, oder: anders als heut. Da jenes durch *κληρωταί* ausgeschlossen ist, bleibt nur dieses, und Plutarch bezeugt für seine Zeit, daß wie für das Archontat die Losung abgeschafft war, so auch der Eintritt in den Areopag eine Änderung erfahren hatte.

Die kombinierten Zeugnisse der Inschriften und Schriftsteller ergeben also, daß überhaupt eine Änderung in diesem Punkte stattgefunden habe; weiter ließen die Inschriften erschließen, daß die Veränderung in der Beschränkung der Kandidatur für den Areopag auf den Eponymos und Basileus bestand. Es gilt jetzt zu prüfen, ob diese Ordnung mit dem

Charakter der Verfassung zur Römerzeit und der Stellung des Areopags in ihr in Einklang steht. Die Prüfung wird diese Übereinstimmung ergeben und damit den äußeren Zeugnissen die wichtigere innere Beglaubigung hinzufügen.

Die timokratisch-oligarchische Verfassung band natürlich den Zutritt zu den höheren Ämtern an bestimmte Zensusstufen. Das Archontat war demgemäß nur einer beschränkten Anzahl von Bürgern zugänglich. Wir kennen die Zensuszahlen nicht; aber die Geldspenden und sonstigen freiwilligen Leistungen der Beamten, auf deren Munifizenz die arme Gemeinde rechnete, erforderten immerhin große Vermögen. Der Archon Tib. Claudius (Anm. 123) gab eine *διάδοσις* von einem Medimnos und 15 Drachmen, derselbe als *γραμματεὺς βουλῆς καὶ δήμου* 2 Denare, vermutlich für jeden Bürger.[130]) Die Largitio stuft hier deutlich die Würde der beiden Ämter ab. Für den Eponymos war ein höheres Vermögen als für den Grammateus erforderlich; danach wurde gewählt. Der *στρατηγός*, der die cura annonae hatte (o. S. 50), muß stets ein recht wohlhabender Mann gewesen sein; das beweisen die freiwilligen Spenden und die *παραπράσεις*[131]) der Agoranomen der anderen Staaten, deren Funktion eben der Stratege in Athen im wesentlichen ausübte. Um Athen mit billigem Getreide zu versehen, richtiger vielleicht, weil in dieser Zeit des tiefsten wirtschaftlichen Ruins sich kein Athener zu dieser kostspieligen Liturgie bereit fand, hat noch Kaiser Konstantin

130) [B. C. H. XIX 1895, 113 *β* 4 *ἐπὶ μεδίμνῳ καὶ δεκαπέντε δραχμαῖς*, 6 *ἐπὶ δηναρίοις δυσί*. Die Berechnung nach den verschiedenen Nominalen fällt auf, da doch der Denar und die attische Drachme sonst gleich gesetzt werden. Die Spende von 15 Drachmen war beispiellos hoch; denn es wird kein Unterschied gemacht wie gelegentlich bei Stiftungen zwischen Beamten und Bürgern (Laum, Stiftungen I 93). Die Inschrift fällt etwa in dieselbe Zeit wie III 69, in welcher nach Mommsens Darlegungen die athenische Drachme als $1/6$ Denar berechnet ist; das ergäbe dann hier $2\frac{1}{2}$ Denare neben den 2 Denaren.]

131) [Wilhelm, Arch. Epigr. Mitteil. 1897 XX 77; besonders illustrierend noch J. v. Magnesia 179, 20. 25.]

das athenische Strategenamt übernommen.[132]) Wie groß soll man sich eigentlich die Zahl so begüterter Bürger in dem verarmten Athen denken, das mit seinem Bürgerrecht Schacher trieb[133]), bis die römische Regierung einschritt, und Inseln die ganzen Jahrhunderte hindurch erbettelte, um seinen Finanzen aufzuhelfen?[134]) Wir kennen ja die bürgerliche Einwohnerzahl Athens in dieser Zeit nicht. Beloch hat aus Ephebenlisten für die Zeit der Antonine einen Bestand von annähernd 4000 wohlhabenden Bürgern berechnet[135]), wohlhabend doch in dem beschränkten Sinne, daß ihr Einkommen ihnen erlaubte, ihren Söhnen die gymnasiale Bildung der Ephebie angedeihen zu lassen; Vermögen zur Bestreitung der großen Liturgien waren das natürlich zum allergeringsten Teile.

132) [Iul. I p. 9 Hertl.; Konstantin erhielt dafür eine Statue in der Amtstracht des Strategen *τοιαύτης εἰκόνος τυγχάνων μετ' ἐπιγράμματος.*]

133) [Augustus verbot den Athenern *μηδένα πολίτην ἀργυρίου ποιεῖσθαι* (Dio Cass. LIV 7).]

134) [Den Inselschacher betrieben die Athener von Augustus' Zeit, wo Nikanor ihnen das verpfändete Salamis zurückkaufte, bis Julian, dem Himerios in Gallien ein paar Inseln abbettelte.]

135) [Die einzige feste Zahl aus der römischen Zeit (Ephem. Arch. 1884, 167) bietet die Angabe der Stimmenzahl in einer Volksversammlung: 3461 Stimmen mit ja, 155 mit nein. Also waren in der Volksversammlung 3616 Anwesende. Da lange nicht alle Bürger erschienen, muß die Gesamtzahl der Bürgerschaft sich reichlich auf 5000 erhoben haben. Soviel hatte Beloch (Bevölkerung d. griech. röm. Welt S. 71) für das Ende des 2. Jahrh. berechnet. Seit Sulla hat sich die Einwohnerzahl kaum mehr gehoben. Nach Zos. V, 5, 8 hat Alarich vor Athen mit Ernährungsschwierigkeiten in der Stadt, aber auch damit gerechnet, daß die Stadt wegen ihres Umfanges von der (zusammengeschrumpften) Einwohnerschaft nicht verteidigt werden konnte (395). Herennius Dexippus (F. H. G. III 680 frg. 21) gibt 2000 Verteidiger an. Weil wohl kaum beachtet, möchte ich noch erwähnen Porphyr. in Categ. p. 109, 17 ed. Busse: *ἐν μὲν γὰρ ταῖς Ἀθήναις εἰ τύχοι τρισχιλίων ὄντων ἀνθρώπων φαμὲν ὀλίγους εἶναι, ἐν δὲ τῇ κώμῃ κἂν ὦσιν τριακόσιοι, λέγομεν πολλοί εἰσιν, καίτοι πολλαπλασίων ὄντων Ἀθήναζε.* — Für die Qualifikation zu den hohen Ämtern kommen die genannten, die tiefsten Zensusklassen umfassenden Zahlen nicht in Betracht.]

Wie klein tatsächlich die Zahl der Zensiten ersten Grades war, lehren die Inschriften: nach ihrem Zeugnis bekleiden die gleichen Personen die kostspieligen Ämter der Reihe nach, und zweitens laufen diese Ämter durch Generationen der gleichen Familie oder des gleichen Geschlechts. Gesetzt, es hätte für alle neun Archonten der gleiche Zensus gegolten, oder, vorsichtiger ausgedrückt, man hätte sie alle unter der Voraussetzung eines den kostspieligsten Liturgien gewachsenen Vermögens gewählt, für wieviel Jahre hätte dann die Zahl so leistungsfähiger Bürger gereicht? Der Strateg ist auch noch in Rechnung zu stellen, wenn auch die Fälle mehrfach wiederholter Bekleidung dieses Amtes nicht selten sind. Es entspricht nur dem Wesen dieses timokratisch-oligarchischen Rates, wenn er allein den Allerbegütertsten offenstand; bei jährlich 9 Kandidaten hätten auch Minderbegüterte zu Mitgliedern werden müssen. Indem eben zwischen den beiden höchsten Archonten und den übrigen Mitgliedern des Kollegs für den Areopag eine Grenze gezogen wurde, wahrte man diesem seinen Charakter; und gewahrt wurde ihm auch die Stärke der Zusammensetzung, die einem solchen entspricht. Die oligarchisch-timokratische Ordnung erforderte neben dem großen demokratischen Rat einen kleinen oligarchischen Rat. Setzt man die Rekrutierung durch jährlich 9 neue Mitglieder an, so wächst die Zahl der Mitglieder über das Maß der mit dieser Verfassung vereinbaren Stärke der Versammlung hinaus. Weil rein nach timokratischen Gesichtspunkten gewählt wurde, konnte das Archontat in verhältnismäßig frühen Jahren erreicht werden; der unmittelbare Übertritt in den Areopag brachte diesem also Mitglieder, die noch weit vom Alter der *γέροντες* entfernt waren. Eine Mitgliedschaft von 25 Jahren kann gar nicht selten gewesen sein. Der natürliche Abgang mußte weit hinter dem jährlichen Zuwachs von 9 Stellen zurückbleiben. Von den während einer 25jährigen Periode eingetretenen 225 Archonten hätten am Schlusse dieses Zeitraumes noch etwa 150 Mitglieder gelebt; denn wir haben es, wie angedeutet, doch mit

Männern von etwa 30—60 Jahren zu tun. Eine solche Versammlung ist viel zu groß als oligarchisch hemmender und regierender Faktor neben dem Rat der 600 oder 500. Ich glaube, im Grunde hat sich auch niemand den areopagitischen Rat vorgestellt. Setzen wir eine Ergänzung von jährlich 2 Mitgliedern an, so ergeben sich in 25 Jahren als entsprechende Zahlen 50 eintretende Archonten, von denen man am Schlusse der Periode gegen 30 als lebend annehmen darf. Es wird nicht leicht bestritten werden können, daß ein Areopag von etwa 30 Mitgliedern dem Wesen eines oligarchischen Rates überhaupt und seiner Stellung in der athenischen Verfassung im besonderen nach jeder Richtung hin entspricht.

Der Einwand läßt sich doch nicht erheben, daß eine solche Mitgliederzahl zu gering für die mannigfachen und umfangreichen Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte sei, die dem Areopag dieser Epoche oblagen. Athen ist nur einer englischen Kleinstadt zu vergleichen an Einwohnerzahl und in zutreffenderer Weise nach dem Umfange der Verwaltung; das moderne Kommunalleben macht ja Verwaltungszweige nötig, die in der Antike überhaupt nicht gedacht werden können. Und doch ist der Town Council in diesen Gemeinden nur 20—40 Mitglieder stark und bestellt aus sich die verschiedensten Kommissionen. Selbst Städte wie Manchester und Liverpool kommen mit einem Town Council von 104 bzw. 112 Mitgliedern aus[136]), die doch zusammen soviel Einwohner haben, wie die griechische Halbinsel in der Römerzeit überhaupt an Menschen gezählt haben mag. Eine ganz dünne Schicht des Geldadels hatte so die höchsten Ämter inne, regierte die Kommune Athen. Um das Jahr 400 steht, wie ein auch nur flüchtiges Lesen der Lebensbeschreibungen des Proklos und Isidoros lehren kann, Athen geradezu unter der Herrschaft ganz weniger reicher Familien. In nichts unterscheiden sich die Zustände von denen in allen anderen griechischen Gemeinden dieser Zeiten, auch darin nicht, daß diese

136) [Redlich S. 270. 308.]

Geldaristokratie zu großem Teile nicht bloß ganz jung erworbenes Bürgerrecht hatte, sondern ihren Ehrgeiz und Stolz mehr in dem Besitze der römischen Civität als in dem desjenigen Rechtes suchte, das sie durch dumme Stammbaumfiktionen als altererbtes Recht in Anspruch nahm. Das aber war es, was die Römer wollen mußten; so fesselten sie die regierende Oberschicht, die die Beamten lieferte, an sich, hatten den Areopag auch durch die persönlichen Interessen der Einzelmitglieder in ihrer Hand. Entsprach endlich die Art, wie die Besetzung des Areopags geändert wurde, nicht ganz dem Kompromißverfahren, das ihre Umgestaltung der athenischen Verfassung schon in so vielen Punkten hat erkennen lassen? So wurde das aus der Demokratie übernommene Archontenkollegium in seiner Neunzahl gewahrt, gewahrt auch der Grundsatz, daß es die Vorstufe zum Areopag bildete; aber zugleich wurde durch die timokratische Beschränkung der Qualifikation zum Areopagiten auf die beiden ersten Archontenstellen diejenige Ergänzung des Areopags erzielt, welche die Römer sich sichern mußten, sollte anders dieser Rat bleiben, was zu sein er durch die Verfassung bestimmt war, das im römischen Sinne die Kommune leitende und verwaltende Organ.

Jetzt wo, wie ich glaube, der dargelegte Besetzungsmodus des Areopags für erwiesen angesehen werden darf, muß ich noch einen Schritt weiter gehen. Wenn, wie es das Beispiel des Kaisers Gallienus an die Hand zu geben scheint, aus der Bekleidung des eponymen Archontates nicht ipso iure der Eintritt in den Areopag folgte, welcher Akt machte das virtuelle Recht zum faktischen? Die Dokimasie, wie sie schon in der Demokratie gefordert wurde? Beim Kaiser? Wer soll die Dokimasie in dieser Zeit vorgenommen haben, wenn nicht der Areopag selbst? Also kooptierte der Areopag die neuen Mitglieder. Dieser Ergänzungsmodus entspricht wieder dem Prinzip oligarchischer Körperschaften; er ist hier für den Areopag nicht aus diesem Prinzip hergeleitet worden, sondern aus den vorauszusetzenden rechtlichen Verhältnissen erschlossen; daß dies Ergebnis dem Prinzipe sich fügt, dient zu sei-

ner Bestätigung. Endlich: glaubt man wirklich annehmen zu dürfen, daß die alles regelnden Römer bei der für sie wichtigsten athenischen Körperschaft den irrationalen Faktor einer vom Zufall abhängigen Mitgliederzahl aus der Urzeit weitergeschleppt hätten? Ich wenigstens vermag für diesen Areopag von Roms Gnaden einen numerus clausus nicht als ausgeschlossen zu betrachten. Dann muß er nach Bedürfnis kooptiert haben. Daß eine solche Ordnung bei Mangel von Vakanzen Schwierigkeiten gegen eine höheren Ortes gewünschte Aufnahme erheben lassen konnte, ist leicht einzusehen, ebenso leicht aber auch, daß sie für einen Kaiser nicht bestanden. Aber Ortsanwesenheit wird von den Areopagiten gefordert worden sein; bei dem Archontat, der Gymnasiarchie und ähnlichen Ämtern mochte der Kaiser aus seiner Vertretung eine Auszeichnung machen[137]), der Areopag war eine arbeitende Körperschaft. Ich weiß, das sind alles Möglichkeiten oder Fragen, auf die wir keine Antwort aus unserem Materiale herauslesen können, aber sie müssen erwogen und aufgestellt werden, will man sich von dem Wesen und Arbeiten des Areopags ein wirkliches Bild machen, sich befreien von der unklaren, verschwommenen Vorstellung, die sich, wie ich aus den anderen Darstellungen glaube entnehmen zu müssen, für die Römerzeit wenigstens jetzt mit dem Worte Areopag zu verbinden scheint.

Doch eine Frage, die ich noch nicht erörtert habe, läßt eine bestimmte Antwort zu. Es ist die für die staatsrechtliche Stellung des Areopags und für das Verständnis seines Einflusses in der Kommunalregierung gleich wichtige Frage war der Areopagit ein Beamter?

Über die Zeit der Demokratie kann kein Zweifel sein. Der Areopag war verfassungsmäßig von jeder politischen und administrativen Betätigung ausgeschlossen. Übte er dennoch durch seine Mitglieder Gewalt auf diesem Gebiete aus, so genügte die Frage nach ihrer rechtlichen Begründung, uns die

137) [Dittenberger zu Syll.³ 872 adn. 3.]

Widerrechtlichkeit seiner quasiamtlichen Maßnahmen darzutun. Der Areopagit war also kein Beamter; er konnte daher, ohne Verstoß gegen den streng demokratischen Grundsatz, die jede Ämterkumulierung verpönte, ein Staatsamt bekleiden. Themistokles war 493/2 Archon, trat in den Areopag ein, wurde aber für 480 zum Strategen gewählt. Aristeides, Archon 489/8, war 479/8 und mindestens auch 478/7 (Aristot. rp. Ath. 23, 3. 4) Strateg. In römischer Zeit ist der Areopag politisches Regierungsorgan, seine Mitglieder hätten also nach der demokratischen Maxime wie die Buleuten Beamtenqualität besessen, so daß die Bekleidung eines kommunalpolitischen Amtes durch sie gesetzwidrig gewesen wäre; denn die Kumulation zweier kommunalpolitischer Ämter war auch in der römischen Zeit ausgeschlossen. Soviel ich beobachtet habe, läßt sich kein Beispiel für die gleichzeitige Bekleidung zweier kommunaler Ämter aus dieser Zeit beibringen; diese empirische Beobachtung erhält dadurch allgemeine Bedeutung, daß im Gegensatz dazu die Kumulierung eines kommunalpolitischen Amtes mit einem und selbst mehreren Repräsentationsämtern, wie die Gymnasiarchie, sehr häufig durch die Inschriften bezeugt wird.[138]) Man müßte also erwarten, auch

138) [Die Liste oben S. 82 läßt sich leicht vermehren. Besonders bezeichnend ist IG. III 1085: *στρατηγοῦντος ἐπὶ τοὺς ὁπλείτας τὸ ὄγδοον καὶ ἀρχιερέως Νέρωνος .... καὶ ἐπιμελητοῦ τῆς πόλεως διὰ βίου καὶ ἱερέως Δηλίου Ἀπόλλωνος καὶ ἐπιμελητοῦ τῆς ἱερᾶς Δήλου καὶ ἀρχιερέως τοῦ οἴκου τῶν Σεβαστῶν καὶ ἀρίστου τῶν Ἑλλήνων καὶ νομοθέτου Τιβερίου Κλαυδίου Νονίου ἐξ Οἴου.* Die Prädizierung *ἀρίστου τῶν Ἑλλήνων* ist mir nicht unbekannt (z. B. Dittenberger Syll.[3] 871; fehlt bei Gerlach, Griech. Ehreninschriften), aber sie kann hier nur den Schluß der Lobeserhebungen bilden. Es folgt aber *καὶ νομοθέτου.* Und was bedeutet dies ohne Epitheton? Ich halte also dafür, daß *καὶ* vor *νομοθέτου* vom Steinmetzen stammt, der die ihm bekannte Floskel *ἀρίστου τῶν Ἑλλήνων* verselbständigte. Wie hier im Jahre 61, so noch 198: IG. III 10 (= 1077), 12 *τοῦ ἐπὶ τὰ ὅπλα στρατηγοῦ καὶ ἐπιμελητοῦ γυ[μνασιαρχί]ας θεοῦ Ἁδριανοῦ καὶ ἀντάρχοντος τοῦ ἱερωτάτου ἀ[γῶνος τοῦ Π]ανελληνίου Μαρ. Αὐρ. Ἀλκαμένους Λαμπτρέως.* Die Priesterschaft des Drusus ist sogar gesetzlich mit dem ersten Archontat verbunden gewesen (R. E. III 2717).]

jener Ämtervereinigung auf den Steinen zu begegnen, wenn ihr kein gesetzliches Hindernis im Wege gestanden hätte. Die Inschriften lehren aber weiter, daß die Strategie von Areopagiten sogar häufig bekleidet wurde, daß auch der *ἐπιμελητὴς τῆς πόλεως*, der seinem Namen nach doch ein kommunaler Beamter gewesen sein muß, vielleicht sogar der *κῆρυξ βουλῆς καὶ δήμου* Areopagit sein konnte. Es folgt also: die einzelnen Areopagiten der römischen Kaiserzeit hatten keine Beamtenqualität in dem Sinne wie die Buleuten der Demokratie; wo sie eine Beamtentätigkeit auszuüben scheinen, bleiben sie Mandatare ihrer Körperschaft, die ja irgendein Nichtmitglied mit irgendeiner Tätigkeit zu beauftragen stets das Recht gehabt haben muß, da sie mit ihrer Autorität hinter ihm stand. Es konnte also ein Areopagit ein kommunales Amt bekleiden. Das würde bei unwichtigeren Ämtern, wenn ein Areopagit überhaupt noch für solche gewählt oder erlost werden konnte, zu keinen weiteren Konsequenzen für das Verhältnis des Areopags zu den beiden demokratischen Körperschaften führen. Etwas befremdlich muß dagegen schon der Areopagit als *κῆρυξ βουλῆς καὶ δήμου* anmuten; vollends widerspruchsvoll erscheint die Besetzung der Strategie mit einem Areopagiten. Zum Präsidenten der alten demokratischen Regierungsorgane wird so ein Mitglied aus derjenigen Körperschaft bestellt, die in historischem Gegensatz und in verfassungsmäßigem Antagonismus zu jenen steht. Und dies geschah nicht selten, sondern war die Regel, wie die vorgeführten cursus honorum lehren. Gewiß kann man nicht von einem Gesetze reden, denn es gibt einige wenige Ausnahmen, wo also der Stratege nachweislich noch nicht in den Areopag gelangt war[139]); aber das timokratische Prinzip brachte es mit sich, daß das, was nicht Gesetz war, doch zu einer nur selten durchbrochenen Regel werden mußte, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse dazu zwangen. Der Strateg mußte ja aus derselben höchsten Zensitenklasse ge-

139) IG. III 658; wohl auch 653 und 723.

nommen werden, wie die ersten Archonten, aus denen sich der Areopag ergänzte. Und so stark war eben diese Klasse nicht, daß sich für die Bestellung der jährlich wechselnden Strategen ein Zurückgreifen auf die Mitglieder des Areopags sich hätte vermeiden lassen. Ich sprach oben (S. 34) von den beiden Wegen, auf welchen bei der formal getrennten Geschäftsordnung der beiden demokratischen Körperschaften und des areopagitischen Rates ein praktisches Zusammengehen ermöglicht wurde, und deutete auf einen dritten hin: hier ist er. Die Vereinigung der amtlichen Eigenschaften des Strategen und des Areopagiten überbrückte die rechtliche Scheidung, und dieser Weg wurde gewiß am häufigsten gewählt, weil er der kürzeste und sicherste war. Der Stratege hatte die Initiative völlig in der Hand; er konnte als solcher kraft seines Amtes ohne weiteres bei Rat und Volk beantragen, was er als Areopagit mit beschlossen hatte. Es hieße aber die realen Verhältnisse völlig verkennen, wollte man die Bedeutung der Doppelstellung des Strategen auf die Behandlung einzelner Geschäftsfälle beschränken; tatsächlich beeinflußte sie das gesamte Verhältnis zwischen Rat und Volk und dem Areopag, machte jene von diesem in weitem Maße abhängig. Denn er hat ihre Initiative in seiner Gewalt, sooft eines seiner Mitglieder die Strategengewalt in Händen hatte; und dies führten, wie dargelegt, die äußeren Verhältnisse mit einer an Gesetzlichkeit streifenden Regelmäßigkeit herbei. So regiert er tatsächlich das athenische Gemeinwesen. Tatsächlich: verfassungsrechtlich dieses Abhängigkeitsverhältnis festzulegen, haben die Römer selbst bis zum Anschein vermieden; ließen sie doch Rat und Volk formal völlig gesondert und selbständig neben dem Areopag bestehen. So haben die Römer in ihrer politischen Geschicklichkeit auch hier ihre Maxime zu wahren gewußt, die Freiheit zu vernichten, ohne die Form der Freiheit anzutasten.

Exkurs.

Über den Hypomnematismos. Dittenberger IO. 262.

Laqueur, Quaest. epigraphicae et papyrologicae sel. (Diss. Straßburg 1904) p. 99sqq. hat beobachtet, daß die Seleukiden in ihren offiziellen Schreiben stets im Plural von sich sprechen; der im Anfange des Schriftstückes sich findende Sing. *μοι* erregte den Verdacht der Fälschung, den Laqueur durch den Aufweis weiterer Anstöße zum Verdammungsurteil verdichten zu können glaubte. Ich glaube, der überwiegende Teil seiner Anstöße erledigt sich von selbst, sowie man beachtet, daß wir es hier mit einem Hypomnematismos zu tun haben, es also unberechtigt ist, an dieses protokollarische Dokument den Maßstab der offiziellen Schreiben zu legen, die sich doch nicht anders als die Psephismen von jener Dokumentengattung unterschieden. So findet hier der einfache Sing. *μοι* an Stelle des feierlichen *ἡμῖν* der königlichen Rundschreiben ungezwungene Erklärung. Ein weiteres Beispiel des Singular, vollends in der Verbindung *ἔδοξέ μοι ὁ κατακεχωρισμένος ὑπομνηματισμός*, enthält das Schriftstück nicht; Laqueurs diesbezügliche Angaben (p. 102. 103) müssen auf gedächtnismäßiger Umgestaltung von 2 *ἐδόθη ὁ κατακεχ. ὑπ.* beruhen. Unter jener falschen Voraussetzung mußte natürlich auch die Zeitbestimmung in den Worten 9 *σὺν τοῖς τοῦ ἐνεστῶτος ἔτους γενήμασιν* Befremden erregen, zumal ihr Laqueur aus Dittenberger IO. 225, 5 *σὺν ταῖς τοῦ ἐνάτου καὶ πεντηκοστοῦ ἔτους προσόδοις* als echt entgegenhalten konnte. Aber das Protokoll trug ja in den Akten selbst ein Datum; die kurze Datierung mit 'd. J.' ist also bei weitem erklärlicher und eine viel ungefährlichere Protokollierungsbequemlichkeit als das Auslassen der Eigennamen in dem athenischen Hypomnematismos. Nicht anders steht es im Prinzipe mit der Wendung *οἷς εἴθισται* in dem Schlußsatze *δεήσει οὖν γραφῆναι οἷς εἴθισται ἵνα γένηται ἀκολούθως τοῖς δηλουμένοις*. Laqueur verlangte nach der Kanzleisprache des Ptolemäerreiches *οἷς καθήκει*. Wir haben jedoch kein Recht, sie als Norm für die des Seleukidenreiches in Anspruch zu nehmen, die wir in Wahrheit nicht kennen. Weshalb soll hier jene Wendung nicht besonders beliebt gewesen sein und die Grenzen des Verwendungsgebietes, das *καθήκει* in Ägypten hatte, überschritten haben? Schon Z. 12 steht (*ὅπως ἡ . . . πρόσοδος . . . ἀναλίσκηται . . .*) *ὡς εἴθισται*: 'damit die Einnahme . . ihre übliche Verwendung finde'. Aber *οἷς καθήκει* wäre schärfer. Gewiß; aber die un-

bestreitbare Trefflichkeit des ägyptischen Urkundenwesens hätten wir auch dann kein Recht auf das Seleukidische zu übertragen, wenn wir es hier mit einer stilgerecht ausgefertigten Urkunde und nicht mit einem Protokoll zu tun hätten. In einem solchen scheint mir *οἷς καθήκει* völlig genügend. Auch heutigen Tages wäre die Protokollfassung: 'es wird hiernach an die üblichen Stellen zu entsprechender weiterer Veranlassung zu schreiten sein' durchaus unbeanstandbar. Die 'üblichen' Stellen kennt das Bureau und fertigt danach die Benachrichtigungen aus; jene fassen dann in ihren Verordnungen auch das protokollarische *τοῦ ἐνεστῶτος ἔτους* in zahlenmäßige Angabe um. Schließlich ist die Ausdehnung der Privilegien 5 *εἰς ἅπαντα τὸν χρόνον* zur Verdächtigung benutzt, weil die gleiche Wendung sich häufig in den von den Juden gefälschten königlichen Schreiben des 1. Jahrh. v. Chr. fände. Allein Privilegierung aller Art, namentlich auf religiösem Gebiete (z. B. in Asyliedekreten), findet fast ausnahmslos 'für ewige Zeit' statt; Belege gibt Dittenberger, Syll. III p. 437 (*χρόνος*), so daß die Juden durch Weglassung jener Dauerbestimmung gerade den Verdacht der Fälschuug erregt hätten. Zufällig bietet gleich das Schreiben Antiochos VIII. Dittenberger IO. 257, 14 *ἐκρίναμεν εἰ*]*ς τὸν ἅπαντα χρόνον ἐλευθέρους εἶναι.* So bleibt noch das eine sachliche Bedenken, welches Laqueur aus Haussoulliers (Études sur l'histoire de Milet et du Didymeion S. 94 ff.) Vermutung — nur als das gibt er selbst sie — herleitet, daß Apameia der Hauptort nicht einer nach ihm benannten Satrapie, sondern einer *ὑπαρχία*, des Regierungsbezirks einer Satrapie, sei; in dem Dokument heißt es aber *ἐντουργωνα* (so Lucas) *τῆς περὶ Ἀπάμιαν σατραπείας*. Das hypothetische Fundament der Beanstandung liegt auf der Hand; man wird mit der Stelle überhaupt nur ungern argumentieren, solange das die Ortsbestimmung regierende *ἐντουργωνα* rätselhaft bleibt. Aber wo ist die Gewähr dafür, daß die Provinzialeinteilung des Seleukidenreiches stets die gleiche war? Regierungsbezirke können in Provinzen verwandelt werden und umgekehrt, wenn es die Verwaltung durch Wandel der Verhältnisse erfordert. Zwischen der Zeit, der Haussoulliers Belege angehören, und der des Hypomnematismos werden fast anderthalb Jahrhunderte liegen. Denn jene sind aus der Zeit Antiochos II. (281/0—261/0), für diesen wird man v. Wilamowitz' Datierung (bei Lucas S. 21, 4) auf die 2. Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr. ohne weiteres zustimmen. Die Schicksale des Seleukidenreiches nach außen wie im Innern während dieser langen Zwischenzeit würden Veränderungen in der Reichsorganisation wahrlich begreiflich erscheinen machen, wenn wir auf solche Erwägung angewiesen wären. Aber genaue Interpretation der Strabostelle (749. 750), auf die sich Haussoullier stützte, läßt den Spieß geradezu umdrehen. Strabo zerlegt zunächst das gesamte syrische Gebiet nach rein geographisch-ethnogra-

phischem Gesichtspunkte in eine Reihe von *μερίδες*, deren eine die *Σελευκίς* ist. Bei der Beschreibung der einzelnen Landschaften heißt es: *καλεῖται δὲ τετράπολις καὶ ἔστι*, denn in ihr liegen die vier größten Städte Antiocheia, Seleukeia, Apameia, Laodikeia. Das gilt für seine, Strabos, Zeit. Dann heißt es weiter: *οἰκείως δὲ τῇ τετραπόλει καὶ εἰς σατραπείας διῄρητο τέτταρας ἡ Σελευκίς, ὥς φησι Ποσειδώνιος* d. i. entsprechend der Vierzahl der Städte war die Seleukis zur Zeit des Poseidonios in vier Satrapien eingeteilt. Einen sichereren Zeugen als Poseidonios konnte es für die Organisation der Seleukis und die Existenz *τῆς περὶ Ἀπάμειαν σατραπείας* in der 2. Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr. nicht geben; seine Geburt fällt genau in diese Zeit und seine Vaterstadt war gerade dies Apameia. Also Poseidonios bestätigt die historische Richtigkeit der Angabe des Hypomnematismos. Ich kann mithin den Beweis der Fälschung, so begreiflich eine solche auch von seiten der Gemeinde in ihrem Interesse — nach ihrer Angabe natürlich in maiorem dei gloriam — auch erscheinen mag, nicht für erbracht halten, glaube vielmehr in gewissen Erscheinungen positive Anzeichen für seine Echtheit zu erkennen. Im *προσενεχθέντος* im Eingang und 14 *μηδεμιᾶς ἀπορρήσεως προσενεχθείσης* ('wenn keine widerrufende Verordnung beigebracht wird', nämlich durch die Quartiermacher) begegnet ein gerade in der Seleukidenkanzlei beliebtes Wort, das nicht in dem in der Koine so verbreiteten Sinne von 'sich betragen' gebraucht wird, sondern von der Grundbedeutung 'heranbringen' aus verschiedene Bedeutungsnuancen annimmt; die Stellen, an welchen es 'hinzufügen' heißt, hat Dittenberger IO. S. 701 u. d. W. verzeichnet (vgl. auch n. 221 Anm. 4). In unserem Dokument bedeutet es in Z. 4 'eingeben' und 14 'beibringen'. Es gibt m. W. keine Kanzlei, in der dies Wort so oft und in so besonderer Bedeutung gebraucht wird. Denn wenn es in dem Schreiben des Lysimachos (Dittenberger IO. 13, 19) in dem ersteren Sinne steht, so ist das natürlich keine wirkliche Ausnahme. Ohne viel Gewicht darauf zu legen, will ich noch auf 8 *περιορισμούς* hinweisen; das steht auch in der bekannten Schenkungsurkunde für Laodike, Dittenberger IO. 225, 31, die zugleich das Verb *περιορίζειν* (30. 39) bietet; sie ist von Antiochos II., also um 250 ausgestellt. Das Substantiv urkundlich sonst nur aus dem Jahre 138 oder 133 v. Chr. in einem Schiedsspruch der Magneten (I. v. Magn. 105, 28. 36 = Dittenberger, Syll.^{3} 685, 57, 66), literarisch seit Dion. Hal. Die Simplicia sind durchaus das Regelmäßige in der vorchristlichen Zeit; für das Verb habe ich Herm. 1908 XLIII 547, 1 zu CIG. 3776, 9 Belege nur aus ganz später Zeit geben können. Darum charakterisiert das Kompositum *περιορισμός* den Stil der Urkunde. Beweisender ist folgendes. Sprachlich fällt in den beiden Stücken aus der königlichen Kanzlei vielleicht am meisten die starke

Verwendung passivischer Ausdrucksweise auf: *ἐδόθη ὁ — ὑπομνηματισμός, δεδήλωται, δεῖ .. συντελεσθῆναι* in den 2½ Zeilen des Königsbriefes. Dann im Hypomnematismos: *προσενεχθέντος, ἐκρίθη συγχωρηθῆναι, ἀπορρήσεως προσενεχθείσης, προγεγραμμένων, ἀναγραφῆναι .. τεθῆναι τε, δεήσει ... γραφῆναι, τοῖς δηλουμένοις*. In den Briefen Antiochos I., Dittenberger IO. 221, 54—56 *ἐπικεχωρῆσθαι ... παραδειχθῆναι ... συγχωρηθῆναι* hintereinander, wo sogleich ein *προσενέγκασθαι* folgt, und 224 *γραφέντες, ἀποδεδεῖχθαι, κατακεχώρισται, ἐπεσταλμένους, ἀναγραφέντα, ἀνατεθῆι* in 9 kurzen Zeilen, auf denen sonst nur je zwei Aktiva (*δεῖν, συντέλει*) und Media (*οἴεται, προνοήθητι*) gebraucht sind. In dem angeschlossenen Erlaß 32—37 *συντελείσθω, προγεγραμμένοις, ἀναγραφέντα, ἀνατεθήτω, ἀναγραφέντα [δηλ]ῶ[τ]αι*. Um den Hintergrund für diese von der altgriechischen aktiven abweichende Ausdrucksweise empfinden zu lassen, führe ich die Mischwendung 244, 41 *ἀναγραφῆναι ... καὶ ἀναθεῖναι* an. Im allgemeinen neigt ja die Koine überhaupt dem passiven Ausdrucke mehr zu; es handelt sich hier um den Grad der Erscheinung, und der entspricht in den inkriminierten Urkunden durchaus dem der seleukidischen Amtssprache. Die Urkunde erhält durch diese Form etwas Unpersönliches; das einzig persönliche Element in ihr ist jenes *μοι*, von dem ich ausging; die Instanz, an die der Bericht ergangen war, mußte genannt werden; sie konnte natürlich eine verschiedene sein, z. B. der Satrap; hier war sie dieselbe Person, die ihr placet, in welcher Form auch immer, zur Beglaubigung unter das Protokoll zu setzen hatte, der König. Da war das persönliche *μοι* anstatt des objektiven *τῷ βασιλεῖ* selbstverständlich gegeben. Hat dieser Hypomnematismos nun als echt behandelt zu werden, so ist er das älteste Beispiel dieser Dokumentengattung und verdient besondere Beachtung, weil er die späteren Formen schon vorgebildet zeigt, und auch den späteren Namen gibt, den die Papyri bisher erst für die römische Zeit belegt haben. Man darf ihn hiernach auch für das ptolemäische Ägypten voraussetzen; denn daß die Römer einen syrischen Terminus in Ägypten einführten, ist ganz unwahrscheinlich, und ebenso unwahrscheinlich ist es, daß in der syrischen Kanzlei eine Dokumentenform in Anwendung gekommen sei, die der ägyptischen fremd war. Denn das Beurkundungswesen der ptolemäischen Verwaltung ist zweifellos das durchgebildetste der hellenistischen Monarchien gewesen; wenn eine Entlehnung stattgefunden hat, so jedenfalls von seiten Syriens. Es ist ja aber nicht nötig, an eine Entlehnung zu denken. Wilckens Annahme, daß der Hypomnematismos aus den Ephemeriden Alexanders entwickelt ist, hat in diesem echten seleukidischen Dokument eine starke Stütze. Es zeigt die gleiche Art bequemen Kurzausdruckes im Tenor des Protokolls und im Eingang die gleiche stilistische Eigentümlichkeit wie der athenische Hypomnematismos, und von

römischem Einfluß auf das seleukidische Urkundenwesen im 2. Jahrh. v. Chr. wird man nicht reden wollen. Zu beachten ist, daß das Aktenstück ein königlicher Hypomnematismos ist; so sind Amtstagebücher des Königs für Ägypten bekannt, bis jetzt wenigstens keine der Beamten (Wilcken, Grundzüge I 1, 34); diese Übereinstimmung ist vielleicht kein Zufall, sondern könnte sich ebenso durch die Herleitung dieser Urkundenform aus einem Reservatrecht des Königs im makedonischen Urkundenwesen erklären wie überhaupt die Existenz dieser Urkundenart in mehreren Diadochenreichen, so daß an eine Entlehnung zu denken kein Grund vorliegt.

Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Akademie der Wissenschaften
zu Leipzig
Philologisch-historische Klasse
71. Band. 1919. 9. Heft

Justus Hermann Lipsius

Lysias' Rede gegen Hippotherses und das attische Metoikenrecht

Leipzig
Bei B. G. Teubner
1920

Vorgetragen für die Berichte am 6. Dezember 1919.
Das Manuskript eingeliefert am 12. Januar 1920.
Druckfertig erklärt am 10. Februar 1920.

Der dreizehnte Band der Oxyrhynchus-Papyri hat neben andern wertvollen Gaben Bruchstücke neuer Reden von Lysias gebracht. Leider ist die Rolle sehr zerstört, in mehr als anderthalbhundert Fragmente aufgelöst, deren größter Teil zu wenig umfangreich ist, sehr oft nur von wenigen Zeilenteilen oder Buchstaben, um irgend etwas auszugeben. Nur von zwei der mindestens fünf Reden, die die Rolle enthalten hat, gelingt es nähere Kenntnis zu gewinnen, von der schon aus zwei Anführungen bekannten Rede gegen Hippotherses und von einer neuen Rede gegen Theomnestos. Von der ersten hat das eine zusammenhängende Stück von fünf ziemlich vollständigen Kolumnen die dem Abschluß der Beweisführung dienende Charakteristik der beiden Gegner und den Epilog, von der anderen den Eingang, die Erzählung und den ersten Teil der dilemmatischen Beweisführung bewahrt. So erhalten wir bei dieser Rede durch den Sprecher über den Gegenstand des Rechtsstreits volle Auskunft; er klagt gegen Theomnestos auf Rückgabe eines nach seiner Behauptung diesem ohne Zeugen gegebenen Darlehns, also ein Gegenstück zu Lysias' Verteidigungsrede für Euthynus gegen den *'Αμάρτυρος* des Isokrates. Aber auch über den der Rede gegen Hippotherṣes zugrunde liegenden Rechtsfall, über den der Herausgeber Grenfell mehrfach in die Irre gegangen ist, gelingt es mit Hilfe der zugehörigen Fragmente 1—5 zur Klarheit zu gelangen. Von einer dritten Rede sind in der ersten Kolumne von Fr. 10 die Schlußzeilen bewahrt, nach denen der Sprecher die Teilnehmerschaft an einem Handelsgeschäft seines Gegners bestreitet, sowie der Schluß der subscriptio, den Grenfell *πρὸς] · ὑλιου̅* liest, aber auch andere Lesungen für möglich erklärt, von denen indessen keine die Rede mit einer schon bekannten zu identifizieren gestattet. Auf der zweiten Kolumne des Stückes sind von dem Eingang einer vierten Rede nur wenige Zeilenanfänge von 2—3 Buchstaben erhalten. Außerdem erkennt der Herausgeber in den Stückchen 19—22 Reste von Redentiteln, sicher mit Recht

bei den beiden ersten, von denen aber 19] του nicht κατὰ Θεομνήστου ergänzt werden darf, da die Rede πρὸς Θεόμνηστον war. Zur subscriptio der dritten Rede gehörte wohl 20 προς [.

Besonderes Interesse nimmt die Rede gegen Hippotherses in Anspruch, einmal weil sie von Lysias in eigener Sache geschrieben war und unsere Kenntnis seiner persönlichen Geschicke in willkommener Weise ergänzt, mehr noch aber weil sie eine vielerörterte Streitfrage des attischen Metoikenrechts zu sicherer Entscheidung bringt. Aus ihr entnahm vielleicht schon die Quelle von Pseudoplutarchs Biographie die bisher auf die Rede περὶ τῶν ἰδίων εὐεργεσιῶν zurückgeführten Angaben über die Unterstützungen, die Lysias dem Unternehmen der Demokraten unter Thrasybul zuteil werden ließ[1]). Daß er aber auch in Person sich an ihm beteiligte, was aus den Worten der Rede gegen Eratosthenes 53 ἐπειδὴ εἰς τὸν Πειραιᾶ ἤλθομεν sich nicht mit Sicherheit folgern ließ, erfahren wir aus Fr. 1, nach dem er schon damals den Anspruch auf Rückgabe seines von den Dreißig eingezogenen Vermögens geltend machte.[2]) Aber noch nach Jahren war er nicht in seinen Wiederbesitz gelangt, wie die Klage in dem gleichen Fragment beweist: νυνὶ δὲ ἐπειδὴ ἥκει οὐδὲ τὴν τιμὴν ἀποδοὺς τοῖς ἐωνημένοις τὰ ἑαυτοῦ δύναται κομίζεσθαι. Denn daß die Rede nicht schon unter dem Archontat des Eukleides, sondern nicht vor dem Jahre 394 geschrieben sein kann, geht mit voller Evidenz aus den mit Sicherheit ergänzten Zeilen Fr. 6 II 27 hervor: μ[εῖο]ν νυνὶ φρονεῖ τῶν

1) Fr. 6 II i. A. schreibt GRENFELL ἔπεισεν αὐτὸν δύο τάλαντα παρασχεῖν τέλη (Pap. τεληι) und übersetzt provide in taxes, sachlich wie sprachlich gleich bedenklich. Lysias schrieb ἀτελῆ, lastenfrei, also unverzinslich.

2) Fr. 1, 10 liest man bei GRENFELL vor den oben ausgeschriebenen Worten καὶ ἕως μ]ὲν ἐν Πειραιεῖ ᾤχε[το ἠξί]ου κατελθὼν ἀπ[οφέρ]εσθαι. Für letzteres besser ἀνακομίζεσθαι. Unmöglich aber ist für den von jeher im Peiraieus seßhaften Lysias der vorausgehende Ausdruck, also ᾤκει notwendig, dessen Sinn sich durch den Zusammenhang näher bestimmt.

τ[ειχῶν ᾠκο]δομημένων [ἢ τῶν] τότε καθῃρημένων. Daß seit dem Vertrage von 403 schon längere Zeit verstrichen ist, dafür spricht auch, daß kurz zuvor von Lysias gerühmt wird, er sei nach seiner Rückkehr keinem Bürger durch Geltendmachung der eigenen Verdienste oder Vorwürfe über fremdes Verschulden lästig gefallen. Und wenn zweimal hervorgehoben wird, er habe für seine Verdienste um die Herstellung der Demokratie vom Volke keinen Dank und Lohn geerntet, so war diese Klage besonders wirksam, wenn der Sprecher nicht bloß die Annullierung von Thrasybuls Psephisma über Erteilung des Bürgerrechts an alle κατελθόντες ἐκ Πειραιέως, sondern auch die zwei Jahre später erfolgte Aufnahme der Metoiken, die schon bei Phyle mitgekämpft, in die Bürgerschaft vor Augen hatte[1]. Was nach der Rückkehr der Verbannten über ihre Ansprüche auf die von den Dreißig eingezogenen Vermögen in dem von den Parteien geschlossenen Vertrage festgesetzt war[2], lernen wir aus Fr. 2: was von ihnen verkauft war, sollte den Käufern verbleiben, was noch nicht verkauft war, den früheren Besitzern zurückgegeben werden. Dabei aber war für den Grundbesitz eine Sonderbestimmung getroffen, deren Inhalt sich leider wegen des Abbrechens des Fragments nicht mit Sicherheit erkennen läßt: οὗτος οὔτε γῆν οὔτ' οἰκίαν κεκτημένος ἃ καὶ αἱ συνθῆκαι τοῖς κατελθοῦσιν ἀπεδίδοσαν, [ἐὰ]ν δε ἂν δ[ὲ] ἀποδῶσι — darauf nur noch eine Zeile mit wenigen zum Teil unsicheren Buchstaben in der zweiten Hälfte. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß der Fehler in den letzten Worten sich nicht nur auf eine Dittographie beschränkt.[3] Grenfell vermutet ὧν ἂν δὲ μὴ ἀποδῶσι, ohne daß man erkennt, wie er die Periode

1) I. G. II² n. 10 mit A. Körte, Athen. Mitt. XXV S. 397.

2) Nichts darüber hatte das von Pausanias vermittelte Abkommen zwischen den Parteien enthalten. Denn die Bestimmung ἀπιέναι ἐπὶ τὰ ἑαυτῶν ἕκαστον schloß durchaus nicht, wie man geglaubt hat, die Wiedereinsetzung der Verbannten in den Besitz ihrer Güter ein.

3) Stärker verderbt ist der Text auch Fr. 6 I 12, wo die Einsetzung von κρίσιν in keiner Weise genügt. Ebenda II 34 ist εἶτα τ[οιοῦτος] (Grenfell τέλεος) ὢν πολίτης zu ergänzen.

fortgeführt denkt, um einen passenden Gedanken zu ergeben. Was man erwartet, ist die Festsetzung einer Bedingung, unter der, wenn es sich um Grundbesitz handelte, dem früheren Eigentümer entgegen der allgemeinen Regel das Recht auf Rückforderung eingeräumt war. Und da legen die oben aus Fr. 1 angeführten Worte den Gedanken nahe, daß dies Recht ihnen dann zustand, wenn sie den Kaufpreis erstatteten, also etwa *ἐάν γε ἀνταποδῶσι [τὴν τιμήν*. Als Grund dafür, daß Lysias nicht hat zu seinem Eigentum wieder gelangen können, wird ein Rechtsstreit angegeben, den *Νικόστρατος μετὰ Ξενοκ[λέους?] τοῦ πωλήσαντος* führt, man denkt, da in der nächsten lückenhaften Zeile die Zeichen *ασπι* erkennbar sind, über die Schildfabrik, Lysias' früheren Hauptbesitz. Je öfter es vorkommen konnte, daß ein konfisziertes Gut nicht in der Hand des ersten Käufers verblieben war, um so mehr mußten solche Besitzstreitigkeiten sich in die Länge ziehen.

Um einen Besitzstreit handelt es sich auch in der Rede gegen Hippotherses: *τίς ἔσται τούτου ἀνθρώπων δυστυχέστερος*, heißt es im Epilog, *εἰ τὰ μὲν αὐτοὶ λήψονται τὰ δ' ὑμεῖς δώσετε*. Aber Lysias ist nicht der Kläger, sondern der Beklagte: *φεύγει τὴν δίκην* Fr. 6 II 10, *δέομαι ὑμῶν ἀποψηφίσασθαι Λυσίου* III 4. Über den Gegenstand der Klage werden wir nur durch den Zusatz im Titel der Rede *ὑπὲρ θεραπαίνης* unterrichtet. Grenfell verstand ihn in dem bei Verteidigungsreden gewöhnlichen Sinne von *ὑπέρ* und gründete darauf die Vorstellung, die *θεράπαινα* sei die Agentin des Lysias und habe in dessen Auftrag auf Hippotherses' Weigerung, den Grundbesitz des Redners herauszugeben, Schritte gegen ihn getan, die zu einer *δίκη ἐξούλης* führten. Es ist nicht nötig darzulegen, wie diese Vorstellung mit der Stellung der Frau und insbesondere der Sklavin (denn das ist *θεράπαινα* bei den Rednern und in der Komödie) im attischen Recht ganz unvereinbar ist. Vielmehr kann *ὑπὲρ θεραπαίνης* nur in dem Sinne verstanden sein, in dem es in der späteren Atthis sich von *περί* kaum noch unterscheidet. Inwieweit freilich der einzelnen Sklavin ein besonderer Wert zukam, der es veranlaßte, ihren

Besitz zum Gegenstand einer besonderen Klage zu machen, das entzieht sich unserer Kenntnis, da Erzählung und Beweisführung der Rede bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen sind.

Von Bedeutung aber ist es, was schon bisher ersichtlich geworden ist, daß von Lysias in der Rede immer nur in der dritten Person gesprochen wird, sei es, daß er mit Namen genannt oder mit *οὗτος* bezeichnet wird, das wenn nicht das Vorausgehende eine andere Beziehung ergibt, überall ihn meint[1]). Wenn also Lysias seine Verteidigung nicht selbst führt, so kann dies seinen Grund nur darin haben, daß er dazu nicht in der Lage war, und dies wieder nur darin, daß er als Metoik seine Vertretung einem *προστάτης* zu überlassen hatte. Denn daran wird niemand denken können, daß die Rede, die allem Anschein nach die Klagbeantwortung in vollem Umfange enthalten hat, von einem *συνήγορος* gehalten worden sei, nachdem er selbst seine Verteidigung geführt hatte. Und keine Instanz gegen die gezogene Folgerung ist seinem persönlichen Auftreten gegen Eratosthenes bei dessen Rechenschaftsablegung zu entnehmen; denn dies findet in dem Außerordentlichen des Verfahrens seine ausreichende Erklärung[2]). Mit dem gewonnenen Ergebnis ist nun aber auch dem bekannten Satze von v. WILAMOWITZ das endgültige Urteil gesprochen, die Tätigkeit des *προστάτης* habe schon im Beginn des vierten Jahrhunderts sich darauf beschränkt, die Aufnahme des Nichtbürgers unter die Metoiken durch Übernahme der Bürgschaft für ihn gegenüber dem Demos zu vermitteln. Daß mit diesem Satze bekannte Stellen des Isokrates und Aristoteles schwer in Einklang zu bringen sind, darauf habe ich schon früher hinzuweisen gehabt. Mit ihm zugleich ist

---

1) Besonders deutlich Fr. 6 I 17, wo *οὗτος* und *Ἱπποθέρσης* einander gegenübergestellt sind. Auch Fr. 2 I 16 macht der Gedanke die Beziehung auf Lysias erforderlich.

2) Abenteuerlich ist der von CLERC, Les métèques Athéniens p. 111f. wieder aufgenommene Gedanke, das Verfahren gegen Eratosthenes sei in die kurze Zwischenzeit zwischen der Annahme und der Annullierung von Thrasybuls Antrag gefallen.

aber die ganze Lehre von dem Quasi- oder Halbbürgerrecht der Metoiken, deren Ausfluß er ist, schwer erschüttert; auch gegen sie waren bereits von mir und anderen Bedenken geltend gemacht, die unwiderlegt geblieben sind. Einer Berichtigung bedarf nun aber auch die andere Meinung, die ich selber früher geteilt habe, die Isotelen seien in ihren Rechtshändeln den Bürgern gleichgestellt gewesen. Maßgebend war für sie zunächst die Stellung des Lysias als Isotele, die durch Pseudoplutarch bezeugt und durch Ciceros Mißverständnis bestätigt wird. Eine Stütze aber schien sie in dem Volksbeschluß für die Akarnanen, die bei Chaironeia mitgekämpft hatten, I. G. II n. 121 ([2] 237) Z. 26 f. nach sicherer Ergänzung *καὶ διδόναι αὐτοὺς δίκα[ς καὶ λαμβάνειν καθάπ[ερ Ἀθηναῖοι* zu finden. Allein daß dies Recht nicht allen Isotelen zugestanden haben kann, folgt aus ihrer damit unverträglichen Unterstellung unter die Jurisdiktion des Polemarchen. Überhaupt muß schärfer als bisher geschehen geschieden werden zwischen der Isotelie, die schon in Attika wohnhaften Metoiken, und der, die Angehörigen anderer Staaten für den Fall und die Dauer ihrer Übersiedelung nach Athen (*οἰκοῦσιν Ἀθήνησι*) verliehen wird, und hier wieder zwischen der, die einzelnen durch Ernennung zum Proxenos und Euergetes und der, die größeren Gruppen zum Dank für ihre Betätigung in Athens Interesse, namentlich den darum aus ihrer Heimat Verbannten oder ganzen Bürgerschaften zerstörter Städte zuteil wird. Während in den beiden ersten Fällen die Isotelie in vollem Umfange gewährt wurde, mußten für die Bemessung der der letzten Kategorie zugestandenen Rechte die jedesmaligen Verhältnisse bestimmend sein. So wird z. B. den Akarnanen außer dem schon erwähnten Vorrecht und der *ἀτέλεια μετοικίου* von den beiden wesentlichen Stücken der Isotelie, dem *τὰς εἰσφορὰς εἰσφέρειν* und dem *τὰς στρατείας στρατεύεσθαι μετὰ Ἀθηναίων* nur das erstere zuerkannt, offenbar darum, weil sie schon bei Chaironeia in den Reihen der Athener mitgefochten hatten. Den mit Astykrates aus Delphi Vertriebenen wird die volle Isotelie

verliehen I. G. II n. 54 ([2] 109). Den Bewohnern der Insel Tenos wird nach der zweiten Zerstörung ihrer Stadt die ihnen schon früher gewährte erneut II 5 n. 345[c] ([2] 660); den Bürgern einer von Philipp zerstörten Stadt aber nur die von ihnen selbst erbetene *ἀτέλεια μετοικίου* bewilligt nach Wilhelms glücklicher Herstellung von II n. 224 ([2] 211). Wenn dagegen einmal in dem Beschluß II 5 n. 145[b] ([2] 287) in jene Formel noch *καὶ τελεῖν τὰ τέλη καθάπερ Ἀθηναῖοι* eingefügt wird, so liegt darin keine Erweiterung der sonst gewährten Rechte, da durch die vorausgehende Formel *δεδόσθαι αὐτοῖς ἰσοτέλειαν* die Gleichstellung mit den Bürgern in allen Leistungen für den Staat verliehen ist, also auch in den Leiturgien. Es liegt also nur eine besonders umständliche Ausdrucksweise des einen Psephisma vor[1]). Nur vereinzelt wird auch die allgemeine Beschlußformel *εἶναι αὐτῷ ἰσοτέλειαν* in das *εἰσφέρειν* und *στρατεύεσθαι μετὰ Ἀθηναίων* auseinandergelegt, das häufiger für sich allein auftritt, so daß man darin die eigentliche Verleihungsformel der Isotelie hat erkennen wollen; freilich fehlt in ihr die Erwähnung der Leiturgien, die erst durch die Reform des Demetrios von Phaleron unnötig gemacht wurde. Es hat sich eben in den attischen Ehrendekreten kein fester Stil dahin ausgebildet, daß nicht Ehren und Reahte nebeneinander verliehen wurden, von denen das eine das andere in sich schließt. Während das Reeht zum Grunderwerb weder mit der Isotelie noch mit der Proxenie verbunden ist und stets besonders verliehen werden muß, wird in einzelnen Psephismen II n. 48 ([2] 83), II 5 n. 145[b] ([2] 287), 179[b] ([2] 360) die Isotelie neben der Proxenie zuerkannt, wiewohl II 5 n. 145[c] gelehrt hat, daß sie in ihr enthalten war *εἶναι δ' αὐτοῖς καθάπερ τοῖς ἄλλοις προξένοις καὶ εὐεργέταις [ἰσοτέλειαν Ἀθήνησι.* Und ebenso steht es mit der *ἀτέλεια* II 5 n. 5[c] ([2] 9): *εἶναι — καὶ ἀ]τέλειαν καθάπ[ερ τοῖς ἄλλοις προξένοι]ς*, verglichen mit II 42 ([2] 53), 91 ([2] 180), 131 ([2] 265), 144 ([2] 286), II 5 n. 73[b] ([2] 48). Nur

1) Anders Clerc a. a. O. p. 206.

in scheinbarem Widerspruch steht damit die Äußerung von Demosthenes gegen Leptines 131 *οὐ γάρ ἐστ' οὐδεὶς ἀτελὴς παρ' ἡμῖν, ὅτῳ μὴ ψήφισμα ἢ νόμος δέδωκε τὴν ἀτέλειαν.* Denn Demosthenes spricht nur von der Atelie von Leiturgien.

Auf die überraschenden Aufstellungen über die Isotelie und ihr Verhältnis zur Atelie, die in der letzten Behandlung dieser Fragen durch Francotte in seinem Aufsatz de la condition des étrangers dans les cités grecques, zuerst im Musée Belge VII (1903), dann in mehrfach veränderter Gestalt in seinen Mélanges de droit public grec (1910) gedruckt, und wieder in seinem verdienstlichen Buche Les finances des cités grecques (1909) vorgetragen sind, näher einzugehen, ist nicht erforderlich. Es genügt der Hinweis[1]), daß Atelie in allen seinen zahlreichen Verwendungen überall nur die Befreiung von Leistungen bedeutet, es also ganz unberechtigt ist, bei der Atelie der Metoiken diesen negativen Begriff durch den positiven der Verpflichtung zu den den Bürgern obliegenden Leistungen zu ergänzen und die Ausdrücke Atelie und Isotelie für gleichbedeutend zu erklären. Daß die Nichtbürgern verliehene Atelie nur Befreiung von den Metoikensteuern ist, machen die älteren Zeugnisse unzweifelhaft, I. G. I Sap. n. 27[a] und II 5 n. 85 ([2] n. 174), dazu die Bewilligung der *ἀτέλεια τοῦ μετοικίου* in den beiden Beschlüssen des 5. Jahrh., die Wilhelm nach seiner Mitteilung in den Comptes-rendus de l'Académie d. inscr. 1900 p. 525 aus mehreren zum Teil noch unedierten Bruchstücken hergestellt, aber noch nicht veröffentlicht hat. In dem gleichen Sinne ist das Wort *ἀτέλεια* auch in den Ehrendekreten des 4. Jahrh. verstanden, in denen der Zusatz *τοῦ μετοικίου* fehlt, der in gleichzeitigen Beschlüssen gemacht wird. Zu seinem Paradoxon ist Francotte offenbar durch die beiden oben angeführten Psephismen

---

1) Nichts gegen Francotte entscheidet, wie Thalheim glaubt, daß durch den Beschluß II 54 ([2] 109) der Delphier Astykrates *πολιτεία* und *ἀτέλεια*, seine Gefährten *ἰσοτέλεια* erhalten. Denn bei jenem kann es sich nur um Atelie vor den bürgerlichen Leiturgien handeln, die mit der Isotolie nichts zu tun haben.

verführt worden, nach deren einem in der Verleihung der Proxenie die der Isotelie, nach dem andern die der Atelie mit inbegriffen ist. Aber es durfte nicht übersehen werden, daß beide aus verschiedener Zeit stammen, das letztere aus dem Anfang des 4. Jahrh., das erstere aus dessen Mitte, nach der Atelie überhaupt nur vereinzelt gegeben wird.[1]) So tritt auch für die Proxenie allgemein an deren Stelle die Isotelie, die vorher nur einzelne erhalten haben. Auch für die der Isotelie zugeschriebene Entwicklung, in der ein besonders bezeichnender Beweis für die Virtuosität des athenischen Volks in der Anpassung seiner Einrichtungen an neu entstehende Bedürfnisse gefunden wird, fehlt es an jeder zureichenden Begründung. Sie soll zuerst nur ein finanzielles Privileg gewesen sein, das einzelnen zuteil wurde; ein eigener bevorzugter Stand von Isotelen habe sich erst dadurch gebildet, daß den damit beschenkten Fremden auch die *πρόσοδος πρὸς τὸν πολέμαρχον* gewährt wurde, die als der wertvollste Teil der vollen Isotelie bezeichnet wird (offenbar darum, weil sie mit dem *δίκας λαμβάνειν καὶ διδόναι καθάπερ Ἀθηναῖοι* identifiziert wird), das sei aber im Interesse der vorübergehend in Athen weilenden Fremden geschehen, während den Proxenoi der Zutritt zu dem Polemarchen schon an sich, den Metoiken durch Vermittlung ihres Prostates zustand. Anders wieder die antike Überlieferung, die, allerdings zu eng, in der Isotelie eine Ehrung verdienter Metoiken erkennt: *τιμή τις δεδομένη τοῖς ἀξίοις φανεῖσι τῶν μετοίκων.* Und Metoiken hatte sicher Thrasybul vorzugsweise im Auge, wenn er nach Xenophon Hell. II 4, 25 den Fremden die Isotelie versprach, die ihn bei der Befreiung Athens unterstützen würden, wogegen FRANCOTTE wegen des Akarnanenbeschlusses geneigt ist, die Entstehung der vollen Isotelie erst in das Jahr 338/7 zu setzen. Eher darf der Versuch Anspruch auf Beachtung

---

1) Das jüngste Proxeniedekret, das Atelie verleiht, II n. 144 ([2] n. 286) lautet auf *ἀτέλεια πάντων*, die sonst für Athen nur durch Demosthenes g. Lept. 60 gleichfalls aus einem Proxeniedekret zu belegen ist. FRANCOTTE freilich bezweifelt den attischen Ursprung jenes Dekrets.

erheben, eine weitere Kategorie der in Athen aufhältlichen Fremden, die eine Mittelstellung zwischen den Metoiken und den vorübergehend anwesenden Fremden, den *παρεπιδημοῦντες* eingenommen habe, in den étrangers résidants nachzuweisen, die als *κατοικοῦντες* bezeichnet worden seien. Hat er doch bereits die Zustimmung von Busolt in seiner noch unvollendeten Griechischen Staatskunde S. 392 gefunden, der von den Metoiken eine zweite Klasse von ortsansässigen Fremden scheidet, die mit jenen zusammen die *κατοικοῦντες* gebildet hätten. Der Angabe des Aristophanes von Byzanz, daß jeder in Athen sich aufhaltende Fremde nach Ablauf einer bestimmten Zeit zum Eintritt in die Metoikenschaft und zu finanziellen Leistungen an den Staat verpflichtet, bis dahin aber *παρεπίδημος* und steuerfrei sei, versagt er den Glauben, weil er die Frist nicht genau bestimme und seine Definition von *μέτοικος* auch sonst unvollständig sei. Entscheidend sei vielmehr nur, wie Harpokration sage, die Verlegung des Wohnsitzes nach Athen ohne die Absicht späterer Heimkehr. Ohne diese habe der Fremde sich jahrelang in Athen aufhalten dürfen, ohne Metoik zu werden, habe aber ebenso wie dieser sowohl das Recht des Bodenerwerbs erlangen können, wie die Vermögenssteuer zu zahlen gehabt und wohl auch zum Kriegsdienst herangezogen werden können, so daß beide Kategorien in ihren Leistungen für den Staat sich wenig unterschieden, die Metoiken aber das Recht der *πρόσοδος πρὸς τὸν πολέμαρχον* vorausgehabt hätten. Allein zunächst verträgt sich die behauptete Steuerpflicht der nicht zu den Metoiken gehörenden ortsansässigen Fremden nicht damit, daß nach dem wichtigen Gesetz II^2 n. 244 zur Eisphora im Bedarfsfalle Bürger und Metoiken herangezogen werden sollen, wie wir auch nur von *μετοικικαί* und *πολιτικαὶ συμμορίαι* wissen. Für jene fungierte nach Isokrates Trapez. 41 der Sohn des Sopaios aus dem Bosporos als einer der *ἐπιγραφεῖς*, dessen Zugehörigkeit zu den Metoiken Francotte, Finances p. 273 trotzdem wegen der angesehenen Stellung seines Vaters für ausgeschlossen erklärt. Überhaupt aber ist das Bestehen einer von den

Metoiken geschiedenen Klasse ortsansässiger Fremden schon darum überaus unwahrscheinlich, weil die *ἀτέλεια τοῦ μετοικίου* in der Mehrzahl der Fälle gerade den aus der Heimat Verbannten bewilligt wird, deren Rückkehr ausdrücklich in Aussicht genommen wird (*ἕως ἂν κατέλθωσιν*). Wird sie doch auch zusammen mit der Befreiung von Leiturgien und Eisphora den Kaufleuten aus Sidon gewährt I. G. II n. 86 (^{2} 143), d. h. sie werden von der Verpflichtung, in den Metoikenstand einzutreten, entbunden, auch wenn sie über die geordnete Zeit in Athen verbleiben. Dazu ruht die ganze Scheidung auf sehr unsicherem Grunde. Ihre hauptsächliche Stütze ist der Volksbeschluß für Nikandros und Polyzelos I. G. II 2 + 5. n. 270 (^{2} 505). Aber die ihm vorausgeschickten Motive, insbesondere die zwanzig Jahre lang von ihnen beiden gezahlten Beiträge zu der für die Erbauung der Schiffshäuser und der Skeuothek erhobenen Steuer machen vielmehr unzweifelhaft, daß sie Metoiken gewesen sind.[1]) Einzig und allein um des von ihnen gebrauchten Kompositums *κατοικοῦντες* statt des sonst üblichen Simplex willen aber sie für étrangers résidants zu erklären, wäre erst dann berechtigt, wenn jenes sich als die eigentliche Bezeichnung dieser Kategorie erweisen ließe. Daß das Wort in der allgemeinen Bedeutung 'wohnen' auch in der amtlichen Sprache gebraucht wurde, wird natürlich nicht verkannt. Aber für die als Belege der behaupteten speziellen Bedeutung in Anspruch genommenen Stellen meist später Inschriften ist nur so viel richtig, daß nichts in ihnen unter *κατοικοῦντες* an Metoiken zu denken zwingt, aber für keine der Stellen ist bewiesen, daß unter ihnen eine besondere, von jenen verschiedene Bevölkerungsklasse verstanden sein muß. Aus mehreren Inschriften der letzten vorchristlichen Jahrhunderte von Priene werden zwar nebeneinander *πολῖται πάροικοι κάτοικοι* und *ξένοι* auf-

1) Im Widerspruch mit seiner Abhandlung de la condition d. étr., die in beiden Redaktionen das Psephisma zum Ausgangspunkt nimmt, erklärt sie Francotte selbst dafür in dem zwischen beiden liegenden Buch Finances a. a. O.

geführt, daraus aber auf den Sinn von *οἱ κατοικοῦντες* einen Schluß zu ziehen ist darum unzulässig, weil dies in den anderen Inschriften der Stadt ohne diese spezielle Bedeutung verwendet wird. Nicht das geringste aber mit dieser hat es zu tun, wenn die athenischen Kleruchen auf Delos sich als *ὁ δῆμος ὁ Ἀθηναίων τῶν ἐν Δήλῳ κατοικούντων* oder die samischen Kolonisten in Minoa als *ὁ δῆμος ὁ Σαμίων ὁ κατοικῶν ἐν Μινῴᾳ* bezeichnen. Aus Athen werden als weitere Belege für das Bestehen der neuen Kategorie noch drei Volksbeschlüsse geltend gemacht, die dort aufhältlichen Fremden die Ehre der Proxenie zuerkennen, während diese mit der Stellung eines Metoiken unverträglich sei. Gewiß verstößt die Verleihung der Proxenie an einen Metoiken wider den eigentlichen Sinn der Institution, aber das gleiche gilt auch den étrangers résidants gegenüber, solange sie in Athen weilen. Besonders bei den beiden älteren jener Proxeniedekrete aus dem letzten Drittel des vierten Jahrhunderts II 5 n. 179^b (^{2} 360) für Herakleides von Salamis und II n. 186 (^{2} 373) für den Arzt Euenor spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie dem Metoikenstande angehört haben, da beiden durch in längeren Abständen aufeinander gefolgte Beschlüsse sich steigernde Ehren bewilligt werden, dem Euenor zuletzt das Bürgerrecht. Allerdings läßt schon v. Wilamowitz, Hermes XXII S. 240 A. 1 gerade diesen nur als Fremden gelten, da die Ärzte ebenso wie andere *δημιουργοί* eine internationale Rechtsstellung genossen hätten. Aber das würde noch keine besondere Klasse der Fremdenschaft bedingen, der freilich auch Apollas aus II n. 380 (^{2} 835) ohne ein Wort der Begründung zugewiesen wird. Für Euenor aber läßt der Wortlaut des zweiten Beschlusses *ἐπειδὴ — ἅπαντα ὅσα προσέταξεν αὐτῷ ὁ δῆμος ὁ Ἀθηναίων καὶ ἰδίᾳ καὶ κοινῇ ἐπιμέλεται* keinen Raum für den Zweifel, daß er als *ἰατρὸς δημοσιεύων* tätig war, wie nach II n. 256^b (^{2} 583) Pheidias von Rhodos ohne Entgelt tat. Mit einem solchen Auftrag, der nur eine *ἐπιμέλεια* in sich schloß, konnte sehr wohl auch ein Metoik betraut werden.

Wohnungen

der

einheimischen Mitglieder der math.-phys. Klasse

Februar 1920.

Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. *Biedermann,* Professor, Geh. Hofrat, Jena, Botzstraße 4.
" " *Boehm,* Professor, Geh. Medizinalrat, Seeburgstraße 100.
" " *Des Coudres,* Professor, Geh. Hofrat, Linnéstraße 5.
" " *Drude,* Professor, Geh. Rat, Dresden, Stübelallee 2.
" " *Ellenberger,* Professor, Geh. Rat, Dresden, Zirkusstr. 40.
" " *Flechsig,* Professor, Geh. Rat, Windmühlenweg 29.
" " *Foerster,* Professor, Geh. Hofrat, Dresden, Hohe Straße 46.
" " *Garten,* Professor, Leipzig-Stötteritz, Marienhöhe, Ludolf-Colditz-Str. 40.
" " *Hallwachs,* Professor, Geh. Hofrat, Dresden, Münchner Str. 2.
" " *Hantzsch,* Professor, Geh. Hofrat, Liebigstraße 18.
" " *Held,* Professor, Inselstr. 1.
" " *Herglotz,* Professor, Leipzig-Gohlis, Erfurter Straße 6.
" " *Hölder,* Professor, Geh. Hofrat, Schenkendorfstraße 8.
" " *Knorr,* Professor, Geh. Hofrat, Jena, Kahlaische Straße 9.
" " *Kossmat,* Professor, Geh. Bergrat, Simsonstraße 2.
" " *Krause,* Professor, Geh. Rat, Dresden, Friedrich-Wilhelm-Straße 82.
" " *Le Blanc,* Professor, Geh. Hofrat, Linnéstraße 2
" " *Luther,* Professor, Dresden, Herderstraße 4.
" " *Marchand,* Professor, Geh. Rat, Goethestraße 6.

Herr Dr. *Meisenheimer,* Professor, Talstraße 33.
" " *Neumann,* Professor, Geh. Rat, Querstraße 10/12.
" " *Ostwald.* Professor, Geh. Hofrat, Groß-Bothen.
" " *Paal,* Professor, Geh. Hofrat, Schreberstraße 13.
" " *Rinne,* Professor, Geh. Hofrat und Geh. Regierungsrat, Leipzig, Talstraße 38.
" " *Rohn,* Professor, Geh. Hofrat, Beethovenstraße 31.
" " *Thomae,* Professor, Geh. Rat, Jena, Kasernenstraße 9.
" " *Wiener,* Professor, Geh. Hofrat, Linnéstraße 4.
" " *Wundt,* Professor, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, Schwägrichenstraße 17.

Außerordentliche Mitglieder.

Herr Dr. *Felix,* Professor, Gellertstraße 3.
" " *Stobbe,* Professor, Simsonstraße 4.

Wohnungen

der

einheimischen Mitglieder der phil.-hist. Klasse

Februar 1920.

Herr Dr. *Becker,* Professor, Emilienstraße 15.
„ „ *Bethe,* Professor, Geh. Hofrat, Davidstraße 1.
„ „ *Brandenburg*, Professor, Geh. Hofrat, Leipzig-Gohlis, Poetenweg 21.
„ „ *Bücher,* Professor, Geh. Hofrat, Goethestraße 6.
„ „ *Conrady,* Professor, Färberstraße 15.
„ „ *Delbrück*, Professor, Jena, Marienstraße 10.
„ „ *Fischer*, Professor, Geh. Hofrat, Grassistr. 40.
„ „ *Förster,* Professor, Geh. Hofrat, Sedanstraße 4.
„ „ *Goetz,* Professor, Geh. Rat, Jena, Beethovenstraße 4.
„ „ *Heinze,* Professor, Geh. Hofrat, Mozartstraße 19.
„ „ *Körte*, Professor, Geh. Hofrat, Leipzig-Gohlis, Wahrener Straße 20.
„ „ *Köster,* Professor, Geh. Hofrat, Leipzig-Gohlis, Schönhausenstraße 6.
„ „ *Koschaker*, Professor, Leipzig-Stötteritz, Naunhofer Str. 22.
„ „ *Kromayer*, Professor, Geh. Hofrat, Leipzig-Gohlis, Berggartenstraße 10.
„ „ *Lipsius,* Professor, Geh. Rat, Weststraße 89.
„ „ *Mitteis,* Professor, Geh. Rat, Hillerstraße 9.
„ „ *Mogk,* Professor, Studienrat, Salomonstraße 25b.
„ „ *Murko*, Professor, Mozartstraße 9.
„ „ *Partsch*, Professor, Geh. Rat und Geh. Regierungsrat, Grassistraße 44.

Herr Dr. *Roscher*, Professor, Geh. Hofrat, Dresden, Anton-Graff-Str. 10.
" " *Schmarsow*, Professor, Geh. Hofrat, Nordplatz 10.
" " *Schmidt*, Professor, Geh. Hofrat, Sternwartenstraße 79.
" " *Seeliger*, Professor, Geh. Hofrat, Leipzig-Gohlis, Kirchweg 2.
" " *Seidlitz, v.*, Geh. Rat, Blasewitz b. Dresden, Residenzstr. 33.
" " *Sievers*, Professor, Geh. Hofrat, Schillerstraße 8.
" " *Steindorff*, Professor, Geh. Hofrat, Leipzig-Gohlis, Fritzschestraße 10.
" " *Stieda*, Professor, Geh. Hofrat, Schillerstraße 7.
" " *Studniczka*, Professor, Geh. Rat, Leibnizstraße 11.
" " *Stumme*, Professor, Südstraße 72.
" " *Treu*, Professor, Geh. Rat, Loschwitz b. Dresden, Heinrichstraße 21.
" " *Volkelt*, Professor, Geh. Hofrat, Auenstraße 3.
" " *Woermann*, Professor, Geh. Rat, Dresden, Hübnerstr. 5.
" " *Zimmern*, Professor, Geh. Hofrat, Ritterstraße 16/22, Tr. A.

Ordentliche Mitglieder der philologisch-historischen Klasse.

Geheimer Hofrat *Eduard Sievers* in Leipzig, Sekretär der philol.-histor. Klasse bis Ende des Jahres 1920.
Geheimer Hofrat *Richard Heinze* in Leipzig, stellvertretender Sekretär der philol.-histor. Klasse bis Ende des Jahres 1920.

Geheimer Rat *Hermann Lipsius* in Leipzig (2. II. 1885).
Professor *Berthold Delbrück* in Jena (2. II. 1885).
Geheimer Rat *Georg Goetz* in Jena (15. X. 1888).
Geheimer Hofrat *Wilhelm Roscher* in Dresden (2. II. 1891).
Geheimer Hofrat *Eduard Sievers* in Leipzig (13. VI. 1892).
Geheimer Hofrat *Karl Bücher* in Leipzig (25. VII. 1894).
Geheimer Hofrat *August Schmarsow* in Leipzig (25. VII. 1894).
Geheimer Rat *Franz Studniczka* in Leipzig (19. XII. 1896).
Geheimer Hofrat *Georg Steindorff* in Leipzig (1. VIII. 1898).
Geheimer Hofrat *Gerhard Seeliger* in Leipzig (26. II. 1900).
Studienrat *Eugen Mogk* in Leipzig (30. VII. 1900).
Geheimer Hofrat *August Fischer* in Leipzig (30. VII. 1900).
Geheimer Hofrat *Heinrich Zimmern* in Leipzig (30. VII. 1900).
Geheimer Rat *Ludwig Mitteis* in Leipzig (3. VI. 1901).
Geheimer Hofrat *Albert Köster* in Leipzig (16. V. 1904).
Geheimer Hofrat *Wilhelm Stieda* in Leipzig (16. V. 1904).
Geheimer Regierungsrat *Josef Partsch* in Leipzig (25. V. 1906).
Geheimer Hofrat *Erich Bethe* in Leipzig (17. VI. 1907).
Geheimer Hofrat *Richard Heinze* in Leipzig (17. VI. 1907).
Geheimer Hofrat *Erich Brandenburg* in Leipzig (27. IV. 1908).
Professor *Hans Stumme* in Leipzig (24. V. 1909).
Geheimer Hofrat *Johannes Volkelt* in Leipzig (21. II. 1910).
Geheimer Hofrat *Max Förster* in Leipzig (14. XI. 1912).
Geheimer Hofrat *Johannes Kromayer* in Leipzig (22. II. 1915).
Professor *August Conrady* in Leipzig (24. V. 1916).
Professor *Paul Koschaker* in Leipzig (31. VII. 1917).
Geheimer Hofrat *Richard Schmidt* in Leipzig (31. VII. 1917).

Geheimer Rat *Woldemar von Seidlitz* in Dresden (31. VII. 1917).
Geheimer Rat *Karl Woermann* in Dresden (31. VII. 1917).
Professor *Matthias Murko* in Leipzig (15. VII. 1918).
Geheimer Hofrat *Alfred Körte* in Leipzig (15. VII. 1918).
Professor *Philipp August Becker* in Leipzig (14. XI. 1919).

Frühere ordentliche, gegenwärtig auswärtige Mitglieder der philologisch-historischen Klasse.

Geheimer Hofrat *Lujo Brentano* in München.
Geheimer Regierungsrat *Friedrich Delitzsch* in Berlin.
Geheimer Hofrat *Friedrich Kluge* in Freiburg i. B.
Geheimer Regierungsrat *Friedrich Marx* in Bonn.
Professor *Ulrich Wilcken* in Berlin.

Ordentliche Mitglieder der mathematisch-physischen Klasse.

Geheimer Hofrat *Otto Hölder* in Leipzig, Sekretär der mathem.-phys. Klasse bis Ende des Jahres 1919.
Geheimer Regierungsrat *Fritz Rinne* in Leipzig, stellvertretender Sekretär der mathem.-phys. Klasse bis Ende des Jahres 1919.

Geheimer Rat *Carl Neumann* in Leipzig (22. III. 1869).
Wirklicher Geheimer Rat Exzellenz *Wilhelm Wundt* in Leipzig (24. VII. 1882).
Geheimer Rat *Paul Flechsig* in Leipzig (14. III. 1885).
Geheimer Rat *Johannes Thomae* in Jena (18. VII. 1885).
Geheimer Medizinalrat *Rudolf Boehm* in Leipzig (13. II. 1886).
Geheimer Hofrat *Wilhelm Ostwald* in Groß-Bothen (23. XII. 1887).
Geheimer Rat *Wilhelm Pfeffer* in Leipzig (23. XII. 1887).
Geheimer Hofrat *Karl Rohn* in Leipzig (2. XII. 1889).
Geheimer Rat *Martin Krause* in Dresden (2. XII. 1889).
Geheimer Hofrat *Ludwig Knorr* in Jena (23. VII. 1898).
Geheimer Hofrat *Otto Wiener* in Leipzig (31. VII. 1899).
Geheimer Hofrat *Otto Hölder* in Leipzig (31. VII. 1899).
Geheimer Hofrat *Wilhelm Biedermann* in Jena (30. VII. 1900).
Geheimer Rat *Felix Marchand* in Leipzig (30. VII. 1900).

Geheimer Hofrat *Theodor Des Coudres* in Leipzig (1. VIII. 1903).
Geheimer Hofrat *Arthur Hantzsch* in Leipzig (1. II. 1904).
Geheimer Hofrat *Wilhelm Hallwachs* in Dresden (15. VII. 1905).
Geheimer Hofrat *Max Le Blanc* in Leipzig (17. VI. 1907).
Geheimer Rat *Oskar Drude* in Dresden (2. XII. 1907).
Professor *Robert Luther* in Dresden (20. VII. 1908).
Geheimer Regierungsrat *Fritz Rinne* in Leipzig (14. XI. 1910).
Geheimer Hofrat *Fritz Foerster* in Dresden (14. XI. 1912).
Geheimer Hofrat *Karl Paal* in Leipzig (14. XI. 1912).
Geheimer Bergrat *Franz Kossmat* in Leipzig (12. XII. 1914).
Professor *Gustav Herglotz* in Leipzig (12. XII. 1914).
Professor *Johannes Meisenheimer* in Leipzig (14. XI. 1915).
Professor *Siegfried Garten* in Leipzig (31. VII. 1917).
Professor *Hans Held* in Leipzig (31. VII. 1917).
Geheimer Rat *Wilhelm Ellenberger* in Dresden (18. II. 1918).
Professor *Max Siegfried* in Leipzig (18. II. 1918).

Außerordentliche Mitglieder der mathematisch-physischen Klasse.

Professor *Johannes Felix* in Leipzig.
Professor *Hans Stobbe* in Leipzig.

Frühere ordentliche, gegenwärtig auswärtige Mitglieder der mathematisch-physischen Klasse.

Geheimer Hofrat *Ernst Beckmann* in Berlin.
Geheimer Hofrat *Vilhelm Bjerknes* in Christiania.
Professor *Friedrich Engel* in Gießen.
Geheimer Regierungsrat *Felix Klein* in Göttingen.
Professor *Arthur v. Oettingen* in Bergheim a. d. Bergstraße.

Archivar:

Julius Erich Schröter in Leipzig.

---

a*

Verstorbene Mitglieder.

Ehrenmitglieder.

Falkenstein, Johann Paul von, 1882.
Gerber, Carl Friedrich von, 1891.
Seydewitz, Kurt Damm Paul von, 1910.
Wietersheim, Karl August Wilhelm Eduard von, 1865.

Philologisch-historische Klasse.

Albrecht, Eduard, 1876.
Ammon, Christoph Friedrich von, 1850.
Becker, Wilhelm Adolf, 1846.
Berger, Hugo, 1904.
Birch-Hirschfeld, Adolf, 1917.
Böhtlingk, Otto, 1904.
Brockhaus, Hermann, 1877.
Brugmann, Karl, 1919.
Bursian, Conrad, 1883.
Curtius, Georg, 1885.
Droysen, Johann Gustav, 1884.
Ebers, Georg, 1898.
Ebert, Adolf, 1890.
Fleckeisen, Alfred, 1899.
Fleischer, Heinr. Leberecht, 1888.
Flügel, Gustav, 1870.
Franke, Friedrich, 1871.
Gabelentz, Hans Conon von der, 1874.
Gabelentz, Hans Georg Conon von der, 1893.
Gebhardt, Oscar von, 1906.
Gelzer, Heinrich, 1906.
Gersdorf, Ernst Gotthelf, 1874.
Göttling, Carl, 1869.
Gutschmid, Hermann Alfred von, 1887.
Hänel, Gustav, 1878.
Hand, Ferdinand, 1851.
Hartenstein, Gustav, 1890.
Hasse, Friedrich Christian August, 1848.
Hauck, Albert, 1918.
Haupt, Moritz, 1874.
Heinrici, Georg, 1915.
Heinze, Max, 1909.
Hermann, Gottfried, 1848.
Hirzel, Rudolf, 1917.
Hultsch, Friedrich, 1906.
Jacobs, Friedrich, 1847.
Jahn, Otto, 1869.
Janitschek, Hubert, 1893.
Keil, Bruno, 1916.
Köhler, Reinhold, 1892.
Krehl, Ludolf, 1901.
Lamprecht, Karl, 1915.
Lange, Ludwig, 1885.
Leskien, August, 1916.
Marquardt, Carl Joachim, 1882.
Maurenbrecher, Wilhelm, 1892
Meister, Richard, 1912.
Miaskowski, August von, 1899.
Michelsen, Andreas Ludwig Jacob, 1881.
Mommsen, Theodor, 1903.
Nipperdey, Carl, 1875.
Noorden, Carl von, 1883.
Overbeck, Johannes Adolf, 1895.
Pertsch, Wilhelm, 1899.

Peschel, Oscar Ferdinand, 1875.
Peter, Hermann, 1914.
Preller, Ludwig, 1861.
Ratzel, Friedrich, 1904.
Ribbeck, Otto, 1898.
Ritschl, Friedrich Wilhelm, 1876.
Rohde, Erwin, 1898.
Roscher, Wilhelm, 1894.
Ruge, Sophus, 1903.
Sauppe, Hermann, 1893.
Schleicher, August, 1868.
Schrader, Eberhard, 1908.
Schreiber, Theodor, 1912.
Seidler, August, 1851.
Seyffarth, Gustav, 1885.
Socin, Albert, 1899.
Sohm, Rudolph, 1917.
Springer, Anton, 1891.
Stark, Carl Bernhard, 1879.
Stobbe, Johann Ernst Otto, 1887.
Tuch, Friedrich, 1867.
Ukert, Friedrich August, 1851.
Voigt, Georg, 1891.
Voigt, Moritz, 1905.
Wachsmuth, Curt, 1905.
Wachsmuth, Wilhelm, 1866.
Wächter, Carl Georg von, 1880.
Westermann, Anton, 1869.
Windisch, Ernst, 1918.
Wülker, Richard Paul, 1910.
Zarncke, Friedrich, 1891.

Mathematisch-physische Klasse.

Abbe, Ernst, 1905.
Arrest, Heinrich d', 1875.
Baltzer, Heinrich Richard, 1887.
Beck, Richard, 1919.
Bezold, Ludwig Albert Wilhelm von, 1868.
Braune, Christian Wilhelm, 1892.
Bruhns, Carl, 1881.
Bruns, Heinrich, 1919.
Carus, Carl Gustav, 1869.
Carus, Julius Victor, 1903.
Chun, Karl, 1914.
Cohnheim, Julius, 1884.
Credner, Hermann, 1912.
Döbereiner, Johann Wolfgang, 1849.
Drobisch, Moritz Wilhelm, 1896.
Erdmann, Otto Linné, 1869.
Fechner, Gustav Theodor, 1887.
Feddersen, Wilhelm, 1918.
Fischer, Otto, 1916.
Funke, Otto, 1879.
Gegenbaur, Carl, 1903.
Geinitz, Hans Bruno, 1900.
Hankel, Wilhelm Gottlieb, 1899.
Hansen, Peter Andreas, 1874.
Harnack, Axel, 1888.
Hempel, Walter, 1916.
Hering, Ewald, 1918.
His, Wilhelm, 1904.
Hofmeister, Wilhelm, 1877.
Huschke, Emil, 1858.
Knop, Johann August Ludwig Wilhelm, 1891.
Kolbe, Hermann, 1884.
Krüger, Adalbert, 1896.
Kunze, Gustav, 1851.
Lehmann, Carl Gotthelf, 1863.
Leuckart, Rudolph, 1898.
Lie, Sophus, 1899.
Lindenau, Bernhard August von, 1854.

Ludwig, Carl, 1895.
Marchand, Richard Felix, 1850.
Mayer, Adolf, 1908.
Mettenius, Georg, 1866.
Meyer, Ernst von, 1916.
Möbius, August Ferdinand, 1868.
Müller, Wilhelm, 1909.
Naumann, Carl Friedrich, 1873.
Pöppig, Eduard, 1868.
Rabl, Karl, 1917.
Reich, Ferdinand, 1882.
Richthofen, Ferdinand v., 1905.
Scheerer, Theodor, 1875.
Scheibner, Wilhelm, 1908.
Schenk, August, 1891.
Schleiden, Matthias Jacob, 1881.
Schlömilch, Oscar, 1901.
Schmitt, Rudolf Wilhelm, 1898.
Schumann, Victor, 1912.
Schwägrichen, Christian Friedrich, 1853.
Seebeck, Ludwig Friedrich Wilhelm August, 1849.
Stahl, Ernst, 1919.
Stein, Samuel Friedrich Nathanael von, 1885.
Stohmann, Friedrich, 1897.
Töpler, August, 1912.
Volkmann, Alfred Wilhelm, 1877.
Weber, Eduard Friedrich, 1871.
Weber, Ernst Heinrich, 1878.
Weber, Wilhelm, 1891.
Wiedemann, Gustav, 1899.
Winkler, Clemens, 1904.
Wislicenus, Johannes, 1902.
Zeuner, Gustav Anton, 1907.
Zirkel, Ferdinand, 1912.
Zöllner, Johann Carl Friedrich, 1882.

Leipzig, am 31. Dezember 1919.

Verzeichnis

der bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1919 eingegangenen Schriften.

1. Von gelehrten Gesellschaften, Universitäten und öffentlichen Behörden herausgegebene und periodische Schriften.

Deutschland.

Bericht über die Tätigkeit der Naturwissenschaftl. Gesellsch. Isis, Bautzen i. d. J. 1916—18. Bautzen o. J.

Abhandlungen der Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Philos.-histor. Klasse. 1918, Nr. 15—18. 1919, Nr. 1—10. *Haberlandt, G.*, Gedächtnisrede auf Simon Schwendener. Berlin.

Sitzungsberichte der Preuß. Akad. der Wissensch. zu Berlin. 1919, Stück 1—39. ebd.

Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft zu Berlin. Jahrg. 51, No. 17. 18. — 52, No. 1—5. 7—11. ebd. 1919.

Jahrbuch der K. Preuß. Geolog. Landesanstalt. Bd. 36, T. 2, H. 3. Bd. 37, T. 1, H. 3. T. 2, H. 1. 2. Bd. 38, T. 1, H. 1. 2. ebd. 1917—18.

Beiträge zur kommunalen Kriegswirtschaft. Bd. 3. Nr. 7—18. ebd. o. J.

Verhandlungen der Deutschen Physikalischen Gesellschaft i. Jahre 1918. Jahrg. 20, Nr. 21—24. 1919. Jahrg. 21, Nr. 1—24. Braunschweig 1918. 19.

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1917. Jahrg. 73. Dargestellt von der Deutschen Physikalischen Gesellschaft. Abt. 1—3. ebd. 1918. 19.

Bericht des Westpreußischen Botanisch-Zoologischen Vereins. 41. Danzig 1919.

Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. Bd. 15, H. 1/2. ebd. 1919.

Jahresbericht der Sächs. Landesbibliothek zu Dresden auf das Jahr 1918. Dresden 1919.

Jahresbericht der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden 1917/18. München 1919.

Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden. Jahrg. 1918. Dresden 1919.

Verzeichnis der Vorlesungen und Übungen an der K. Sächs. Technischen Hochschule f. d. 2. Wintersem. 1918/19 (Zwischensem.). Sommersem. 1919. Wintersem. 1919/20. — Personalverzeichnis. Nr. 58. Wintersem. 1919/20. ebd. 1919.

Zeitschrift des K. Sächs. Statist. Landesamtes. Jahrg. 64. 1918. — 65. 1919. ebd. o. J.

Dekaden-Monatsberichte (vorläufige Mitteilung) der K. Sächs. Landeswetterwarte. 1916. Jahrg. 19. Dresden 1918. — *Schreiber, Paul,* Einrichtung u. Aufgaben der . . . 1915 erbauten Wetterwarten auf der Wahnsdorfer Kuppe . . . u. auf dem Fichtelberge. ebd. 1918.

Deutsches meteorolog. *Jahrbuch.* Kngrch. Sachsen (von Jahrg. 34 (1916) an: *Jahrbuch* der Sächs. Landes-Wetterwarte) für 1913 (Jahrg. 31), Abt. 3. 1914 (32), Abt. 1. 1915 (33), Abt. 1. 1916 (34), Abt. 1/2. ebd. 1917. 18.

Mitteilungen des Vereins f. d. Geschichte u. Altertumskde. v. Erfurt. H. 39. Erfurt 1919.

Bericht der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellsch. in Frankfurt a. M. 47 (1918). 48 (Jahrhundertfeier 1917). M. 1 Beil.: Die Volksbildungsbestrebungen der Senckenberg. Naturforsch. Gesellsch. u. die Presse. Frankf. a. M. 1918.

Jahresbericht des Physikal. Vereins zu Frankfurt a. M. f. d. Rechnungsjahr 1917—1918. ebd. 1918.

Jahrbuch f. d. Berg- u. Hüttenwesen in Sachsen. Jahrg. 1918. 92. Jahrg. Freiberg i. S. o. J.

Programm der Sächs. Bergakademie zu Freiberg f. d. 153. Studienjahr 1919/20. ebd. 1919.

Verzeichnis der Vorlesungen auf der Großherzogl. Hessischen Ludwigs-Univers. zu Gießen. Kriegsnot-S. 1919. S.-S. 1919. W.-S. 1919/20. Personenbestand. W.-S. 1918/19. — *Gisevius*, Der Boden als Betriebsmittel . . . Akad. Rede zur Jahresfeier . . . 1. 7. 1918. — Begrüßungsfeier f. d. aus dem Felde heimgek. Studierenden . . . am 9. 3. 19. — Der Allgem. Studentenausschuß der Univ. Gießen an die Studentenschaft. — 82 (3 jurist., 13 philos., 40 mediz., 26 veter.-mediz.) Dissertationen a. d. J. 1918/19.

Abhandlungen der Gießener Hochschulgesellschaft. 1. Gießen 1919.

Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft. 1. ebd. 1918.

Bericht der Oberhess. Gesellsch. f. Natur- u. Heilkunde zu Gießen. N. F. Mediz. Abt. Bd. 11 (1918). Naturw. Abt. Bd. 7 (1916—19). ebd. 1918. 19.

Neues Lausitzisches *Magazin.* Zeitschr. der Oberlausitz. Gesellsch. der Wissensch. Bd. 94. 95. Görlitz 1918. 19.

Nachrichten von der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Math.-phys. Kl. 1918, H. 1. 2. 3. Beiheft. 1919, H. 1. — Philol.-hist. Kl. 1918, H. 3. 4. — Geschäftl. Mitteilgn. 1918. 19. Berlin d. J.

Abhandlungen der Naturforschenden Gesellsch. zu Halle a. S. Neue Folge. No. 7. Halle a. S. 1919.

Leopoldina. Amtl. Organ d. Kais. Leopoldinisch-Carolinisch Deutschen Akad. der Naturforscher. H. 55. ebd. 1919.

Meteorologische *Beobachtungen* auf der Hamburger Sternwarte in Bergedorf i. J. 1917. Hamburg 1918.

Jahresbericht der Hamburger Sternwarte in Bergedorf f. d. J. 1918. ebd. 1919.

Mitteilungen der Mathematischen Gesellschaft in Hamburg. H. 7. ebd. 1919.

Monatl. *Mitteilungen* der Hauptstation f. Erdbebenforschung am Physikal. Staatslaboratorium. 1919. Nr. 8. 9. ebd. 1919.

Abhandlungen der Heidelberger Akad. der Wissensch. Mathem.-naturwiss. Kl. Abh. 4 (Text. Atlas). 5. 6. Heidelberg 1918.

Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Mathem.-naturw. Kl. A. Bd. 9. Jahrg. 1918. Abh. 1—17. B. Bd. 9. Jahrg. 1918. Abh. 1—3. — Philos.-histor. Kl. Bd. 9. Jahrg. 1918. Abh. 1—14. — Jahresheft 1918. ebd. 1918. 19.

Neue Heidelberger Jahrbücher. Bd. 21, H. 1. ebd. 1919.

Verhandlungen des Naturhistorisch-Medizinischen Vereins zu Heidelberg. N. F. Bd. 14. H. 1. ebd. 1919.

Veröffentlichungen der (Großherzogl.) Badischen Sternwarte zu Heidelberg (Königstuhl). Bd. 7. No. 7—10. ebd. o. J.

Fridericiana. Technische Hochschule zu Karlsruhe. Vorlesungsverzeichnis f. d. S.-S. 1919. Karlsruhe 1919.

Verzeichnis d. Vorlesungen a. d. Universität zu Kiel. S.-S. 1918. W.-S. 1918/19. — 64 Dissertationen a. d. J. 1918.

Wissenschaftl. *Meeresuntersuchungen*, hersg. v. d. Kommission zur wissensch. Untersuchung der deutsch. Meere in Kiel u. der Biolog. Anstalt auf Helgoland. N. F. Abt. Helgoland. Bd. 14. H. 1. Kiel u. Leipzig 1918.

Jahresbericht der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft. Leipzig, im Mai 1919.

Encyclopädie der Mathematischen Wissenschaften. Bd. 2, 3. Heft 3. ebd. 1919.

Die *Arbeiten* des (K.) Preuß. Aeronaut. Observatoriums bei Lindenberg. Bd. 12 (1916). Bd. 13 (1919). Braunschweig 1918. 19.

Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Heft 13. Nr. 11—12. 14. Nr. 1. Lübeck 1919.

Mainzer Zeitschrift. Zeitschrift des Römisch-Germ. Central-Museums. Jahrg. 14, 1919. Mainz 1919.

Abhandlungen der Bayer. Akad. d. Wiss. Mathem.-phys. Kl. Bd. 28, Abh. 11. Bd. 29, Abh. 1. 2. München 1919.

Abhandlungen der Bayer. Akademie der Wissenschaften. Philos.-philolog. u. histor. Klasse. Bd. 30, Abh. 2—7. ebd. 1919.

Jahrbuch der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften. 1918. ebd. 1918.

Sitzungsberichte der mathem.-phys. Kl. der K. Bayer. Akad. der Wiss. zu München. 1918. H. 1—3. 1919. H. 1. 2. ebd.

Sitzungsberichte der philos.-philol. u. der histor. Kl. der K. Bayer. Akad. d. Wiss. zu München. 1918, Abh. 2—11. Schlußh. 1919, Abh. 1—9. ebd.

Preisaufgabe der Samsonstiftung bei der Bayer. Akad. der Wiss. f. d. J. 1919.

Verwaltungsbericht über das 15. Geschäftsjahr 1917—1918 ... des ... Deutschen Museums. München 1918.

Neue Annalen der K. Sternwarte in München. Auf Kosten der K. Bayer. Akad. der Wissensch. hersg. Bd. 5, Heft 2. ebd. 1918.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Jahrg. 1918. H. 1—4. Nürnberg 1919.

Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. Jahrg. 1918/19. = *Festschr.* f. Gust. v. Bezold zu s. 70. Geburtst. ebd. 1918.

Jahresbericht der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg über das Jahr 1918. ebd. o. J.

Mitteilungen des Vereins für vogtländ. Geschichte u. Altertumskunde zu Plauen i. V. 29. Jahresschrift auf d. J. 1919. Plauen d. J.

Publikationen des Astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam. Bd. 23. Stück 5 (Nr. 73). 24. Stück 1 (Nr. 74). Potsdam 1919.

Veröffentlichung des Preuß. Geodätischen Institutes. (Potsdam.) N. F. No. 76. 77. 78. 80. Berlin 1919.

Württembergische Vierteljahrsschrift für Landesgeschichte. Herausg. von der Württembergischen Kommission f. Landesgeschichte. N. F. Jahrg. 27. (1918). Stuttgart 1919.

Tharander forstliches Jahrbuch. Bd. 70. Berlin 1919.

Jahrbücher des Nassauischen Vereins für Naturkunde. Jahrg. 71. Wiesbaden 1919.

Sitzungs-Berichte der physik.-medic. Gesellsch. zu Würzburg. Jahrg. 1917, No. 7—9. 1918, No. 1—6. Würzburg u. Leipzig 1918.

Verhandlungen der physik.-medic. Gesellsch. zu Würzburg. N. F. Bd. 45. ebd. 1918.

Österreich-Ungarn.

Vjesnik Hrvatskoga Arheološkoga Društva. Nove serije. Sveska 14. 1915—1919. Zagreb (Agram) 1919.

Vjesnik hrvatsko-slavonsko-dalmatinskog zemaljskog arkiva. God. 20. Sveska 1/2. ebd. 1918.

Personalstand der Deutschen Karl-Ferdinands Universität. Studienjahr 1918/19. Prag o. J.

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrg. 57 (1919). ebd. 1919.

Lotos. Naturwiss. Zeitschrift. Hrg. vom Deutschen naturw.-mediz. Verein für Böhmen „Lotos“ in Prag. Bd. 66. ebd. 1918.

Rechenschaftsbericht über die Tätigkeit der Gesellsch. zur Förderung deutscher Wissensch., Kunst u. Literatur in Böhmen i. J. 1918. ebd. 1919.

Bullettino di archeologia e storia Dalmata. Anno 38. 39. Spalato 1915. 16.

Almanach der Akademie der Wissenschaften. Jahrg. 68. Wien 1918.

Anzeiger der Akademie d. Wissensch. Math.-phys. Kl. Jahrg. 55. ebd. 1918.

Denkschriften der Kais. Akademie d. Wissensch. Math.-naturw. Kl. Bd. 94. — Philos.-histor. Kl. Bd. 55, Abh. 3. 61, Abh. 1. 2. 62, Abh. 2. ebd. 1917—19.

Sitzungsberichte der Kais. Akad. d. Wissensch. Math.-naturw. Kl. Bd. 126 (1917) I, Heft 10. II^{a}, Heft 10. — Bd. 127 (1918) I, Heft 1—9. II^{a}, Heft 1—10. II^{b}, Heft 3—10. — Bd. 128 (1919) II^{a}, Heft 1. 2. — Philos.-histor. Kl. Bd. 177, Abh. 1. 186, Abh. 4. 187, Abh. 3. 4. 188, Abh. 2. 3. 189, Abh. 1. 3. 4. 5. 190, Abh. 1. 2. 4. 5. 191, Abh. 1. 2. 192, Abh. 1. 2. ebd.

Protest der Akad. der Wiss. in Wien wider das Vorgehen der kgl. italien. Waffenstillstands-Kommission gegenüber den Wiener Museen, Bibliotheken u. Archiven. ebd. 1919.

Tietze, Hans, Die Entführung von Wiener Kunstwerken nach Italien. ebd. 1919.

Archiv für österreich. Geschichte. (Akad. der Wiss. in Wien. Philol.-histor. Kl. Historische Kommission.) Bd. 105, 2. 106, 2. 108, 1. ebd. 1917—19.

Mitteilungen der Erdbeben-Kommission (Ak. der Wiss. Math.-naturw. Kl.). N. F. Nr. 51. 52. ebd. 1917. 18.

Abhandlungen der K. K. Zoologisch-Botanischen Gesellschaft in Wien. Bd. 10. H. 1. ebd. 1918.

Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Bd. 68, H. 6—10. ebd. 1918.

Annalen des K. K. Naturhistorischen Hofmuseums. Bd. 32. ebd. 1918.

Belgien.

Analecta Bollandiana. T. 33, Fasc. 3. 4. Bruxelles 1914.

Dänemark.

Det K. Danske Videnskabernes Selskabs Skrifter. Naturv. og math. Afd. 8. Række. Bd. 3, No. 2. 3. Bd. 5, No. 1. Kjøbenhavn 1919.

Oversigt over det K. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger. Juni 1918—Maj 1919. ebd. 1919.

Det K. Danske Videnskabernes Selskab. Biologiske Meddelelser. 1, 5—12. 14. — Historisk-filologiske Meddelelser. 2, 3—6. — Mathemat.-fysiske Meddelelser. 1, 9—12. ebd. 1918. 19.

Conseil permanent international pour l'exploration de la mer. *Bulletin* statistique des pêches maritimes des pays du nord de l'Europe. Vol. 8 pour les années 1911. 12. 9 pour l'année 1913. ebd. 1917. 19. — *Bulletin* hydrographique. *Variations* de la température . . . de l'Atlantique pendant les années 1900—1913. ebd. 1919.

England.

Proceedings of the Cambridge Philosophical Society. Vol. 18. 19, P. 1—5. Cambridge 1916—19.

Transactions of the Cambridge Philosophical Society. Vol. 22. No. 5—14. ebd. 1914—18.

Proceedings and Transactions of the Liverpool Biological Society. Vol. 33 (session 1918—19). Liverpool 1919.

Finnland.

Acta Societatis scientiarum Fennicae. T. 43, No. 1. — 44, No. 3. 5. 7 u. Minnesord öfver Nylander. — 45, No. 2. 3. 4 u. Minnestal öfver Mechelin. — 46, No. 1—8, Minnestal öfver Hjelt u. Reden auf Hällstén, Mattsson, Reuter, Schultén, Slotte. — 47. — 48, No. 1—4. Helsingfors 1914—19.

Bidrag till kännedom af Finlands natur och folk. Utg. af Finska Vetenskaps-Societeten. Häfte 74, No. 1. 75, No. 2. 77, No. 1—7. 78, No. 1. 3. ebd. 1914—19.

Fennia. (Sällskapet för Finlands geografi.) 36. 37. 39. ebd. 1914—18.

Meddelanden af Geografiska Föreningen i Finland. 10. 1913—14. ebd. 1915.

Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar. 56, A. B. C. 57, A. B. C. 58, A. B. C. 59, A. C. 60, A. B. ebd. 1914—19.

Finländische Hydrographisch-Biologische *Untersuchungen.* (Societas scientiarum Fennica.) No. 13 (Jahrbuch 1913). ebd. 1914.

Griechenland.

Ἀθηνᾶ. Σύγγραμμα περιοδικὸν τῆς ἐν Ἀθήναις ἐπιστημονικῆς ἑταιρείας. *Τόμος* 30. *Ἀθήνησιν* 1919.

Ἐπιστημονικὴ Ἐπέτηρις. (Ἐθνικὸν καὶ καποδιστριακὸν πανεπιστήμιον.) *Θ'.* 1913. *Ι'.* 1913—14. *ΙΑ'.* 1914—15. *ΙΒ'.* 1915—16. *ΙΓ'.* 1916—17. *Ἐν Ἀθήναις* 1913—17.

Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts. Athenische Abteilung. Bd. 42. 1917. Berlin 1919.

Holland.

Programma certaminis poetici ab Acad. Reg. discipl. Nederlandica ex legato Hoeufftiano indicti in annum 1920. Amstelodami 1919.

Revue semestrielle des publications mathématiques. T. 26. (Deux. partie: 1917, Oct. — 1918, Avril.). 27 (Avril 1918 — Avril 1919). — Table des matières contenues dans les 5 volumes 21—25. ebd. 1918. 19.

Nieuw Archief vor wiskunde. 2. Reeks. Deel 12, St. 4. Deel 13, St. 1. — Wiskundige opgaven met de oplossingen. Deel 12, St. 6. Deel 13, St. 1. ebd. 1918. 19.

Nederlandsch kruidkundig Archief. Verslagen en Mededeelingen der Nederlandsche Botanische Vereeniging over het jaar 1918. Groningen 1919.

Bulletin de l'Institut intermédiaire international. Publication trimestrielle. Année 1, No. 1. 2 (Janv.—Avril 1919). La Haye 1919.

Communications from the Physical Laboratory of the University of Leiden. Vol. 14. No. 153. — Suppl. No. 41 to Nos 145—156. Leiden 1915. 17.

Enzyklopaedie des Islām. Geograph., ethnograph. u. biograph. Wörterbuch der muhammedan. Völker. Lief. 25. Leiden u. Leipzig 1919.

Mnemosyne. Bibliotheca philologica Batava. N. S. Vol. 47. P. 1—3. Lugd. Batav. 1919.

Museum. Maandblad voor Philologie en Geschiedenis. Jaarg. 26, No. 3—12. 27, No. 1—3. Leiden 1918. 19.

Recueil des Travaux Botaniques Néerlandais p. p. la Société Botanique Néerlandaise. Vol. 16, livr. 1. 2. Groningue 1919.

Onderzoekingen gedaan in het Physiologisch Laboratorium der Utrechtsche Hoogeschool. 5. Reeks. Register van 1897 tot 1918. Utrecht 1919.

Provinciaal Utrechtsche Genootschap van Kunsten en Wetenschappen: *Vries, Hugo de*, Opera e periodicis collata. Vol. 2. ebd. 1918. — *Bloys van Treslong Prins, P. C.*, Genealogische en heraldische gedenkwaardigheden in en uit de kerken der provincie Utrecht ebd. 1919.

Italien.

Raccolta Vinciana presso L'Archivio storico del comune di Milano Fasc. 9 (1913—17). 10 (1919). Milano 1918. 19.

Rendiconti del Circolo Matematico di Palermo. Pubblicazione bimestrale. T. 40. 41. 42. 43, Fasc. 1. Palermo 1915—19.

Mitteilungen des Kais. Deutsch. Archaeol. Instituts. Römische Abteilung. Bd. 32, 1917, 3—4. Rom, Berlin 1917.

Atti della R. Accademia delle scienze di Torino. Vol. 49—54. Torino 1914—19.

Memorie della R. Accademia delle scienze di Torino. Ser. 2. T. 64. 65. 66, P. 1. ebd. 1914—16.

Osservazioni meteorologiche fatte . . . all' osservatorio della R. Università di Torino (R. Accad. delle sc. di Tor.) nell' anno 1913. 14. 15. ebd. 1914 ff.

Norwegen.

Bergens Museums Aarbok. Histor.-antikvar. Række. 1917—1918. H. 3. — Naturvidenskabel. Række. 1917—1918. H. 1. Bergen 1918. 19.

Sars, G. O., An account of the Crustacea of Norway. Suppl. P. 1/2. ebd. 1919.

Rußland.

Fünfzigjährige *Mittelwerte* aus den meteorolog. Beobachtungen 1866 bis 1915 für Dorpat. (Meteorolog. Observatorium der Universität Dorpat.) Tartus 1919.

Schweden.

Acta Universitatis Lundensis. (Lunds Universitetets Årsskrift.) Ny Följd. Första Avd. 13. 14. Andra Avd. 13. 14 (14 = *Festskrift.* Utg. av Lunds Universitet vid dess 250. årsjubileum. 1918. Avd. 1. 2). Lund 1918.

Humanistiska Vetenskapssamfundet i Lund. *Årsberättelse* 1918—1919. ebd. o. J.

Acta Mathematica. Hsg. v. *G. Mittag-Leffler.* 42, 1. 2. Stockholm 1919.

Arkiv för Botanik. Utgifvet af K. Svenska Vetenskapsakademien. Bd. 15. Häfte 1. 2. ebd. 1917—18.

Arkiv för Kemi, Mineralogi och Geologi. Utg. af K. Sv. Vetenskapsak. Bd. 7. Häfte 1. 2/3. ebd. 1917—19.

Arkiv för Matematik, Astronomi och Fysik. Utg. af K. Sv. Vetenskapsak. Bd. 13. 14. Häfte 1/2. ebd. 1918—19.

Arkiv för Zoologi. Utg. af K. Sv. Vetenskapsak. Bd. 11. H. 3/4. ebd. 1918.

K. Svenska Vetenskapsakademiens *Årsbok* för år 1918. ebd. (Uppsala) 1918.

K. Svenska Vetenskapsakademiens *Handlingar*. Ny Följd. Bd. 52. 57. 59, No. 7. ebd 1913—19.

Meddelanden från K. Vetenskapsakademiens Nobelinstitut. Bd. 3. Häfte 4 — 5 (Festskrift till Arrhenius' 60. årsdag). ebd. 1915—18. 19.

Samuel Klingenstiernas Levnad og verk. Biografisk skildring utg. av K. Svenska Vetenskapsakad. 1. Levnadsteckning av H. Hildebr. *Hildebrandsson*. ebd. Uppsala 1919.

Jac. Berzelius, Bref. III, 1. Utg. . . . genom H. G. Söderbaum. 6. Brefväxling mellan Berzelius och Thomas Thomson (1813—1825). Uppsala 1918.

Entomologisk Tidskrift. Utg. av Entomologiska Föreningen i Stockholm Årg. 39 (1918). ebd. 1918.

Nordiska Museet. Fataburen. Kulturhistorisk Tidskrift. 1918. H. 1—4. Stockholm 1919.

Fornvännen. Meddelanden från K. Vitterhets, Historie och Antikvitets Akademien. Årgången 11. ebd. 1916.

Antikvarisk *Tidskrift*. Utg. av K. Vitterhets, Historie och Antikvitets Akademien. Delen 20. Häftet 2. ebd. 1919.

Stockholmer *Hochschulschriften*. (Austausch mit Stockholms Högskolas Bibliotek.) 8 Schriften aus den Jahren 1918. 19.

Bulletin mensuel de l'Observatoire météorologique de l'Université d'Upsala. Vol. 50 (année 1918). Upsala 1918—19.

Norrländskt *Handbibliotek*. 7: *Melin, Elias*, Studier över de norrländska Myrmakernasvegetation. — 8: *Cornell, Henrik*, Norrlands kyrkliga konst under medeltiden. Uppsala, Stockholm 1917. 18.

Schweiz.

Argovia. Jahresschr. der Histor. Gesellsch. des Kantons Aargau. Bd. 37. Aarau 1918.

Verhandlungen der Schweizer. Naturforschenden Gesellsch. Jahresversammlung 98 (1916) I. II. 99 (1917) I. II. 1918. ebd. 1917. 18. 19.

Helvetica Chimica Acta. (Hersg. v. der Schweizer. Chemischen Gesellschaft.) Vol. 1. Fasc. 6. 2. Fasc. 1—6. Basileae et Genevae 1918. 19.

Jahresverzeichnis der Schweizerischen Hochschulschriften. 1917—1918. Basel 1919.

Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel. Bd. 29. ebd. 1918.

Mitteilungen der Naturforschenden Gesellsch. in Bern aus dem Jahre 1916. 17. 18. Bern 1917 ff.

Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens. N. F. Bd. 59 (1918/19). Chur 1919.

Compte rendu des séances de la Société de physique et d'histoire naturelle de Genève. 35. 1918. No. 3. 36. 1919. No. 2. 3. Genève 1918. 19.

Mémoires de la Société de physique et d'hist. naturelle de Genève. Vol. 39. Fasc. 2 (Rapport pour l'année 1917. 18). ebd. o. J.

Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. Hrsg. v. d. Direktion des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. N. F. Bd. 20, 1918. Heft 3. 21, 1919. Heft 1—3. Zürich 1918. 19.

Schweizerisches Landesmuseum in Zürich. 27. Jahresbericht (1918). ebd. 1919.

Jahrbuch für Schweizerische Geschichte. Bd. 44. ebd. 1919.

Neujahrsblatt, hersg. v. d. Naturforschenden Gesellsch. in Zürich. Stück 117 (1915). 119 (1917). 120 (1918). 121 (1919). ebd.

Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Jahrg. 63. 1918. Heft 3/4. 64. 1919. Heft 1/2. ebd. 1918. 19.

Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz. Text. Neue Folge. Lieferg. 26, 2. Bern 1918.

Beiträge zur Geologie der Schweiz. Hersg. v. d. Schweizer. Geotechn. Kommission. N. F. Lief. 26 (= Beiträge zur geolog. Karte der Schweiz. Spezialkarte No. 84. Urirotstockgruppe.) Winterthur 1918.

Matériaux pour la carte géologique de la Suisse . . . Carte spéciale. Nouv. sér. Livr. 34 (64 de la collect. entière), fasc. 2. Berne.

Geologische *Spezialkarte* des Großherzogtums Baden. (Sendung der Schweizer. Geolog. Kommission. Im Auftr. der Bibl. des Eidgenöss. Polytechn., Zürich.) Blatt 145 (Wiechs-Schaffhausen) mit Erläuterungen. Heidelberg 1916.

Nordamerika.

The John Crerar Library . . . . Annual *Report* 22 (1916). 23 (1917). 24 (1918). Chicago 1917—19.

Boletin de la Sociedad de Geografía y Estadistica de la Republica Mexicana. Epoca 5, t. 8. Mexico 1918. — Indice general. 1, 1 (1839) — 5, 7 (1918). ebd. 1919 = Reimpresión del t. 8, 5ª. ep. — *Santaella, Joaquin.* La industria petrolea en Mexico. Mexico 1919. (Envío de la Soc. Mex. de Geogr. y Estad.)

Memorias y Revista de la Sociedad Cientifica „Antonio Alzate". Tomo 38. Núm^s 5—8. Mexico 1919.

Research *Publications* of the University of Minnesota. Vol. 8. No. 5 = Studies in Language and Literature. Number 7. Minneapolis 1919.

The Wilson *Bulletin*. A quarterly journal of ornithology. Official organ of the Wilson Ornithological Club a. the Nebraska Ornithologist's Union (später: The Wils. Bull. An illustr. quarterly magazine, devoted to the study of birds in the field). Vol. 28 (N. S. Vol. 23). 31 (N. S. Vol. 26). Oberlin, Ohio 1916. 19.

University of Toronto *Studies*. *History* and economics. Vol. 3, No. 2. Toronto 1919. — *Review* of historical publications relating to Canada. Vol. 22 (1917. 18). ebd. 1919. — *Papers* from the physical laboratories. No. 59. 60. 61. ebd. 1918. — Geological *Series*. No. 10. ebd. 1918.

Südamerika.

Boletín de la Academia Nacional de Ciencias en Córdoba (República Argentina). Tomo 18. 20. 21. 22. Córdoba 1905. 15. Buenos Aires 1916. 17.

Contribución al estudio de las ciencias físicas y matemáticas. (Univers. nac. de La Plata. Publicaciones de la facult. de cienc. fís., matemát. y astronóm.). Serie matemát.-física. Vol. 2, Entrega 5ª (No. 43). — Serie técnica. Vol. 2, Entrega 1ª (No. 41). La Plata 1919.

Asien.

Seismological *Bulletin*. Batavia Observatory, Java (K. Magn. en Meteor. Observatorium te Weltevreden). 1919. July. August

---

2. Einzelne Schriften.

Gurley, Revere Randolph, Chapters for a Penultimate Philosophy. 9—11 (P. 4). 12—12ª (P. 5ª). New York 1915. 16.

Lenz, Max, Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. 2. Band, 2. Hälfte: Auf dem Wege zur deutschen Einheit Im neuen Reich. Halle a. S. 1918.

Reininghaus, Fritz, Neue Theorie der Biegungs-Spannungen .... 3. Aufl. Zürich [1919].

Sachse, P., Unordnung u. Unregelmäßigkeiten beim Gebrauch unsrer Zahlen ... Dresden-N. 1919.

SITZUNG AM 1. FEBRUAR 1919.

Der Sekretär legt eine Abhandlung von Herrn Delbrück über Germanische Konjunktionssätze vor. Sie ist in den Abhandlungen Bd. 36, Nr. 4 erschienen.

SITZUNG AM 3. MAI 1919.

Herr Partsch spricht über die Stromgabelungen der Argonautensage (erschienen in den Berichten Bd. 71, Heft 2), Herr Förster über die Beowulfhandschrift (erschienen in den Berichten Bd. 71, Heft 4), Herr Schmarsow über das Franciscusfenster in Königsfelden und den Freskenzyklus in Assisi (erschienen in den Berichten Bd. 71, Heft 3).

Klassensitzungen sollen künftig im Januar, Februar, Mai, Juni, Juli, November, Dezember stattfinden. Als Leibniztag wird der 1. Juli begangen werden, die zweite öffentliche Gesamtsitzung dem Wintersemester vorbehalten.

GESAMTSITZUNG AM 17. MAI 1919.

Nach einer Ansprache des Sekretärs redete Herr Wiener über den Wettstreit der Newtonschen und Huygensschen Gedanken in der Optik. Der Vortrag ist Bd. 71, Heft 2 der Berichte der mathematisch-physischen Klasse erschienen.

NICHTÖFFENTLICHE GESAMTSITZUNG AM 5. JULI 1919.

Verhandelt wurde Geschäftliches. Das Ministerium ist damit einverstanden, daß die Gesellschaft der Wissenschaften vom 1. Juli 1919 an den Namen „Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig“ führt, und hat den vorgelegten Entwurf einer neuen Satzung genehmigt.

SITZUNG AM 5. JULI 1919.

Herr Körte trug über neuere Komödienfunde vor (s. Berichte Bd. 71, Nr. 6), Herr Kromayer über die Niederlage von Caudium (wird zusammen mit dem Vortrag über die Schlacht an der Allia in den Abhandlungen erscheinen). Eine durch den stellvertretenden Sekretär Herrn Heinze vorgelegte Arbeit von Herrn Roscher über die hippokratische Schrift von der Siebenzahl und ihr Verhältnis zum Altpythagoreismus ist inzwischen in den Berichten Bd. 71, Heft 5 gedruckt.

GESAMTSITZUNG AM 14. NOVEMBER 1919.

Nach einer Ansprache des Sekretärs sprach Herr Volkelt über das Fortleben der Hegelschen Ideen auch nach der Zersetzung der Schule Hegels und ihren Einfluß auf die deutsche Philosophie der Gegenwart.

Die Gedächtnisreden über die im laufenden Jahre verstorbenen Mitglieder der mathematisch-physischen Klasse, die Herren Beck und Bruns, werden von den Herren Kossmat und Herglotz gehalten.

Herr Ph. A. Becker wird zum ordentlichen Mitglied der philologisch-historischen Klasse gewählt.

In der anschließenden Klassensitzung wird Herrn Dr. W. Drost-Marburg eine Rate des Springerstipendiums im Betrag von 1000 M. verliehen und eine durch den stellvertretenden Sekretär Herrn Heinze vorgelegte Arbeit von Herrn Keil für die Berichte (Bd. 71, Heft 8) angenommen.

SITZUNG AM 6. DEZEMBER 1919.

Herr Körte legt eine Untersuchung von Herrn Lipsius vor: „Lysias' Rede gegen Hippotherses und das attische Metoikenrecht“. Sie ist in den Berichten (Bd. 71, Heft 9) veröffentlicht worden.

CIRCULATE AS MONOGRAPH

AS
182
S214
Bd.70-71

Sächsische Akademie der Wissenschaften, Leipzig. Philologisch-Historische Klasse

Berichte über die Verhandlungen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

SLU 4/52A

CIRCULATE AS MONOGRAPH